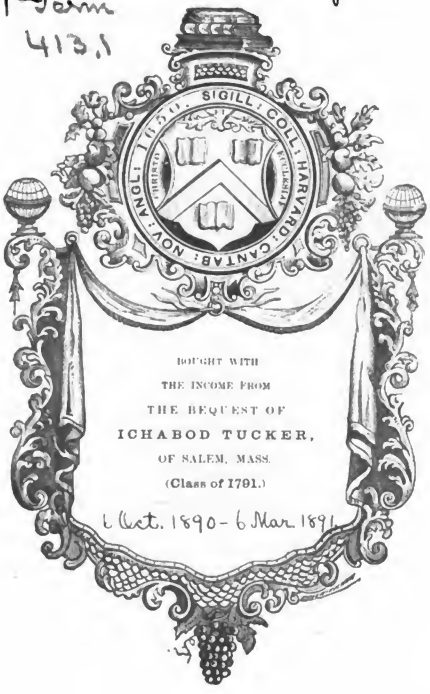
Westermanns Monatshefte

Georg Westermann Verlag

Digitized by Google



PGerm
413.1

Bd. May, 1891.

SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
ICHABOD TUCKER,
OF SALEM, MASS.
(Class of 1791.)

6 Oct. 1890 - 6 Mar. 1891

Digitized by Google

Digitized by Google

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

537-52

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Neunundsechzigster Band.

Oktober 1890 bis März 1891.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1891.

Digitized by Google

1890, Oct. 6 - 1891, Mar. 6.
Tucker Fund.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Fünfunddreissigster Jahrgang. Neunundsechzigster Band.

Digitized by Google

IX.242
P Germ 413.1

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

neunundsechzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Albrecht, Heinrich, in Berlin, 724. — Bender, Hedwig, in Eisenach, 627. — Bentivegni, Adolf, in Berlin, 369. — Bie, Oskar, in Charlottenburg, 684, 781. — Dessoir, Max, in Berlin, 282. — Elcho, Rudolf, in Berlin, 479, 573. — Frenzel, Karl, in Berlin, 130. — Garbe, Richard, in Königsberg, 408. — Geiger, Ludwig, in Berlin, 41. — Geitel, Max, in Berlin, 204. — Goerne, Julius von, in Lichterfelde, 509. — Gumprecht, Otto, in Berlin, 459. — Gurlitt, Cornelius, in Charlottenburg, 100. — Heigel, Karl Theodor, in München, 415. — Heinemann, Karl, in Leipzig, 803. — Kleinschmidt, Arthur, in Heidelberg, 545. — Lorm, Hieronymus, in Dresden, 149. — Meinhardt, Adalbert, in Hamburg, 1. — Mentzel, E., in Frankfurt a. M., 400. — Michalitschke, Anton, in Smichow, 558. — Neubaur, Paul, in Berlin, 198. — Peters, Karl, in Berlin, 521. — Phil, Hans, in Dresden, 276. — Pietsch, Ludwig, in Berlin, 24, 181. — Preuschen, Hermine von, in Rom, 669. — Rohlfs, Gerhard, in Godesberg, 817. — Rossel, C. W., in Frankfurt a. M., 651, 738. — Salomon, Ludwig, in Elberfeld, 332, 467. — Schober, Alfred, in Karlsruhe i. B., 679. — Schmidt-Weißenfels, Eduard, in Stuttgart, 844. — Schubin, Ossip, in Lochkow, 293, 437. — Schweinfurth, Gerhard, in Massaua, 603. — Scipio, Rudolf, in Gelsenkirchen, 94. — Seidl, Franz Xaver, in Regensburg, 249. — Soldan, Friedrich, in Worms, 665. — Stern, Adolf, in Dresden, 54, 231. — Telmann, Konrad, in Nizza, 357. — Urban, Woldemar, in Leipzig-Dölitz, 751. — Valentin, Viktor, in Breslau, 709. — Winterfeld, F. A., in Stuttgart, 347. — Zetsche, Eduard, in Wien, 378.

Digitized by Google

Inhalt

des neunundsechzigsten Bandes.

Geſchichte eines Mahagoniſtammes. Novelle von Adalbert Meinhardt, 1.
Athen. Von Ludwig Pietſch, 24, 181.
Goethes Schweſter. Von Ludwig Geiger, 41.
Der Pate des Todes. Novelle von A. Stern, 54, 231.
Miniaturporträts. Von Walter Schwarz, 74.
Der Höhlenfund von Spy. Von Rud. Scipio, 94.
Friedrich der Große als Architekt. Von Cornelius Gurlitt, 100.
Dresdener Eindrücke. Ein Kapitel aus meinen Lehrjahren von Karl Frenzel, 130.
Meyers Konverſationslexikon. Von A. Kohut, 144.
Die Frau aus Paris. Eine deutſche Geſchichte von Hieronymus Lorm, 149.
Die Völkerbewegungen und Völkerbildungen der Gegenwart. Von Paul Neubaur, 198.
Alfred Krupp. Von Max Geitel, 204.
André Chénier, ein Dichter aus der Schreckenszeit. Von Franz Xaver Seidl, 249.
Aus den Umgebungen Wiens. Von Eduard Zetſche, 256, 378.
Der Schwager. Novellette von Hans Phil, 276.
Zur Entwickelungsgeſchichte des Genies. Von Max Deſſoir, 282.
Heil dir im Siegerkranz! Erzählung von Oſſip Schubin, 293, 437.
Pompeji. Von Ludwig Salomon, 332, 467.
Friedrichs des Großen Thronbeſteigung. Von F. A. v. Winterfeld, 347.
Noch einmal. Novellette von Konr. Telmann, 357.
Determinismus und Willensfreiheit. Von Adolf v. Bentivegni, 369.
Birzalt. Novellette von E. Mentzel, 400.
Ein dunkles Blatt aus der Kulturgeſchichte Indiens. Von Richard Garbe, 408.
Antoine Barnave. Von Karl Theodor Heigel, 415.
Für den Weihnachtstiſch, 431.
Auge und Ohr, Blindheit und Taubheit. Von Otto Gumprecht, 459.
Die ſchwarze Ruth. Novelle aus dem amerikaniſchen Bürgerkriege von Rudolf Elcho, 479, 573.
Die Beleuchtung der Meeresküſten. Von Julius v. Goerne, 509.
Aus meinem afrikaniſchen Tagebuche. Von Karl Peters, 521.
Adolphe Thiers. Von Arthur Kleinſchmidt, 545.
Aus dem Leben der Zahlen. Von Anton Michaelitſchke, 558.
Weihnachtsſlitteratur, 565.
Die Rätſel der Sprache. Von Karl Schulz, 566.
Erinnerungen von einer Fahrt nach Sokotra. Von Georg Schweinfurth, 603.
Giordano Bruno, der Märtyrer und Philoſoph. Ein Beitrag zu ſeiner Würdigung von Hedwig Bender, 627.
Cambodja. Von E. W. Roſſet, 651, 738.
Der berühmte Zweikampf Kaiſer Maximilians I. zu Worms. Von Friedrich Solban, 665.
Im Friaul. Novellette von H. v. Preuſchen, 669.
Erzeugniſſe der pflanzlichen Zelle. Von Alfred Schober, 679.
Altattiſche Kunſt. Von Oskar Bie, 684, 781.
Adolf Pichler. Von J. J. David, 699.
Ein Beſuch im Pfarrhauſe zu Dreilinden. Von Viktor Valentin, 709.
Neuere Beſtrebungen auf dem Gebiete des Krankenhausweſens. Von Heinrich Albrecht, 724.
Mein Freund, der Peſſimiſt. Novelle von Woldemar Urban, 751.
Frau Chriſtiane v. Goethe, geb. Vulpius. Von Karl Heinemann, 803.
Cyrenaika. Von Gerhard Rohlfs, 817.
Der Krieg um den König von Rom. Ein Blatt aus der napoleoniſchen Geſchichte von Eduard Schmidt-Weißenfels, 844.
Litterariſche Notizen: Herrn Schellbogens Abenteuer. Von Julius Rodenberg, 146.
Am Kreuz. Von Wilhelmine v. Hillern. — Miterlebtes. Von Marie v. Ebner-Eſchenbach. — Unſühnbar. Von Marie v. Ebner-Eſchenbach. — Zwiſchen Elbe und Alſter. Von Ilſe Frapan. — Neue Geſchichten des Majors. Von Hans Hopfen. — Die Waffen nieder. Von Bertha v. Suttner. — Sibirien. Von G. Kennan. — Nilfahrt. Von C. v. Gonzenbach, 147.
Aus dem Orient. Von P. Lindau. — Kulturbilder aus dem Oſten. Von Ferdinand Schiffkorn. — Beldes. Von Amand Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld, 148.
Kleine Geſchichten. Von A. Godin. — Unter der Schellenkappe. Von F. Mamroth. — Odyſſeus im Salon. Von Hartl-Mitius. — Auf heimatlichem Boden. Von Hans Grasberger. — Wandelbilder aus der Berliner Geſellſchaft. Von E. Bely. — Alles verſtaatlicht. Von Edward Bellamy, 287.
Dunſt aus der Tiefe. Von Hermann Heiberg. — Zwei Brüder. Von Sophie Jungbans. — Eva in allerlei Geſtalten. Von Moritz v. Reichenbach. — Eheglück. Von Adelheid Weller. — Florentiner Novellen. Von Isolde Kurz, 288.
Ovid. Von Wilhelm Walloth. — Ludwig Aurbachers geſammelte größere Erzählungen. Von Joſeph Sarreiter. — Gedichte von Theodor Fon-

Digitized by Google

tane. — Neue Gedichte von Adolf Wilbrandt. — Im Vorherbst. Von Wilhelm Jensen. — Buch der Leidenschaft. Von Emil Rittershaus. — Aus den Sommertagen. Von Emil Rittershaus. — In Klios und Eratos Banden. Von Richard Zoozmann, 289.

Lichter und Schatten. Von Theobald Nöthig. — Nordlandsharfe. Von P. J. Billatzen. — König Fjalar. Von J. L. Runberg. — Der Porträtmaler Johann Kupetzky. Von Alexander Rydri. — Goethe in Polen. Von Gustav Karpeles. — Fritz Reuter-Studien. Von K. Th. Gaedertz. — Kaiser Joseph II. Von A. Kohut, 290.

Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Bulthaupt. — Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. Von J. G. Hagmann. — Das deutsche Volkstheater. Von R. Prölß. — Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente von Johann Anton Leisewitz. — Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, 291.

Unter drei Kaisern. Von E. Curtius. — Über die bildende Nachahmung des Schönen. Von K. Ph. Moritz, 292.

Brehms Tierleben. Von Pechuel-Lösche. — Geschichte des römischen Kaiserreichs. Von Viktor Duruy. — Studienmappen deutscher Meister. Von Julius Lohmeyer. — Denkmäler der Kunst. Von W. v. Lübke und C. v. Lützow, 431.

Hausbibel. Von Dr. Rudolf Pfleiderer. — Der König von Sion. Von Robert Hamerling. — Kulturhistorisches Bilderbuch. Von Georg Hirt. — Das malerische Schweden in Wort und Bild. — Kaiser Wilhelms II. Nord- und Südlandsfahrten. Von Adalbert v. Hanstein. — Dürers Marienleben. — Dürers Kleine Passion. — Frei-Konzert. — Glückwünsche. — Der Herrgottschnitzer von Ammergau. Von Ludwig Ganghofer. — Orientalische Novellen. Von C. Beyer. — Tagebuch, Blätter der Erinnerung. Von Hermine Stitze, 432.

Allerlei aus A. Hendschels Skizzenmappen. — Auf der Wacht im Osten. Von Oskar Höcker. — Die Marienburg. Von Pederzani-Weber. — Zwillingsschwestern. Von Brigitte Augusti. — Leben und Abenteuer des Robinson Crusoe. Von Oskar Höcker. — Der Sturmvogel. Von Paul Moritz. — Goldelschen. Von Auguste Bachler. — Prinzenmärchen. Von Agnes Schöbel. — Von der Wasserkante. Von Ph. Kniest. — Wind und Wellen. Von Ph. Kniest. — Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Kaiser Wilhelms I. Von Ludwig Marquardt. — Musikalische Lebensbilder. Von H. Waldemar. — — Die Goldhöhle der Sonora. Von Oswald Hancke. — Wendelgard. Von Henriette Schmidt. — Daheim und draußen. Von S. Berena, 433.

Die Achten-Lini. Von J. Debekind. — Kapitän Marryats Romane. — Gedichte von Detlev v. Liliencron. — Homo sum! Von Julius Hart. — Jahresringe. Von H. Lingg, 434.

Graf Moltke. Von Hermann Müller-Bohn. — Zeit- und Lebensbilder. Von Johannes Janssen. — Musikalisches und Litterarisches. Von Eduard Hanslick, 435.

Ästhetik der Natur. Von Ernst Hallier. — Auf Urlaub im Orient. Von G. Schweitzer, 436.

Das Käthchen von Heilbronn. Von Heinrich von Kleist. — Vom Erdenthal ins Himmelreich. Von Martin Greif. — Lieder-Symphonien. Von Schulte vom Brühl. — Musikalische Märchen. Von Elise Polko. — Knigges Umgangslehre. Von Dr. Karl Munding. — Fürs Leben. Von Ellen Richards. — Mein Onkel Benjamin. Von Claude Tillier. — Der Kleinen Lieblingsbuch. Von Johanna v. Sydow. — Die Hausgymnastik für Gesunde und Kranke. Von Angerstein und Ecker, 565.

Deutsche Volksbibliothek. — Gedenke mein. Von Clara Braun. — Mozart auf der Reise nach Prag. Von Eduard Mörike. — Die Overstolzin. Von Joseph Lauff. — Drei Märchen für alt und jung. Von Georg Ebers, 566.

Im dunkelsten Afrika. Von H. M. Stanley, 569.

Die Verbannten. Von Max Haushofer, 571.

Die Welt der Slaven. Von Fr. v. Hellwald. — Johannes Mikisch, der größte deutsche Singemeister, und sein Gesangssystem. Von Adolf Kohut, 572.

Über deutsche Volksetymologie. Von Karl Gustav Andresen. — Wie denkt das Volk über die Sprache? Von Friedrich Polle. — Parias unserer Sprache. Von Franz Söhns. — Streifzüge in das Gebiet der deutschen Sprache. Von Georg Wagner. — Deutsche Vornamen. Von Reinold Kapff. — Sprichwörter und Sinnsprüche der Deutschen. Von Oskar Wächter, 703.

Die Erziehung im Sprichwort. Von Albert Wittstock. — Art und Unart in deutschen Bergen. Von Robert Falck. — Das Trinken. Von Hermann Schrader. — Züge deutscher Sitte und Gesinnung. Von Albert Freybe. — Nachklänge altgermanischen Götterglaubens im Leben und im Dichten des deutschen Volkes. Von Ferdinand Hoffmann. — Tierorakel und Orakeltiere. Von Ludwig Hopf. — Isländische Volkssagen. Von M. Lehmann-Filhés, 704.

Der Ariadnefaden für das Labyrinth der Edda. Von C. Aug. B. Schierenberg. — Historisches Taschenbuch. Von Maurenbrecher. — Geschichtlich-kritische Feldzüge durch das nordöstliche Westfalen. Von W. Fricke. — Das mittelalterliche Westfalen. Von W. Fricke. — Zusammenstellung einiger Notizen betreffend die (friesischen) Barsen und ihre alten heidnischen Besitzer. Von O. Brackel. — Das oldenburgische Münsterland in seiner geschichtlichen Entwickelung. Von C. L. Niemann. — Bilder aus der älteren deutschen Geschichte. Von Gotthold Klee. — Deutschland vor tausend Jahren. Von L. O. Bröcker. — Eduard Dullers Geschichte des deutschen Volkes. Von William Pierson. — Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Von B. Volz, 705.

Geschichte der Stadt Berlin. Von Oskar Schwebel. — Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Von H. L. Finck. — Der Führer durch die Oper des Theaters der Gegenwart. Von Otto Neitzel, 706.

Naturalismus, Nihilismus, Idealismus in der russischen Dichtung. Von Erwin Bauer. — Gespräche und Monologe. Von Adolf Wilbrandt. — Aphorismen. Von M. v. Ebner-Eschenbach. — Fürst Bismarcks deutsche Politik seit Begründung des neuen Reiches. Von A. v. B., 707.

Moltke als Denker. Von A. Kohut. — Vom Nordpol zum Äquator. Von Dr. A. E. Brehm. — Vogelbeeren. Von Karl Pröll. — Harmlose Geschichten. Von J. Schwabe, 708.

Leberecht Hühnchen als Großvater. Von Heinrich

Digitized by Google

Seidel. — Fallobst. Von Heinz Tovote. — Ragni. Von Björnstjerne Björnson. — Aus der Tragikomödie des Lebens. Von Marco Brociner. — Tino Moralt. Von Walter Siegfried, 850.
Das Höferecht. Von J. J. David. — Neue Novellen von Max Hobrecht. — Neue Novellen von F. v. Kapff-Essenther. — Am Küstensaum. Von Th. Justus. — Der Denunziant und andere Novellen. Von Karl v. Bickede. — Gedichte von Ludwig Fulda, 851.
Das Fest des Prometheus. Von Franz Emil Brandstäter. — Anthologie jungplamischer Dichtung. Von Gustav Dannehl. — Neu-Berlin. Von G. v. Beaulieu, 852.

Namen- und Sachregister
zum neunundsechzigsten Bande.

Afrikanischen Tagebuche, Aus meinem. Von Karl Peters, 521.
Altattische Kunst. Von Oskar Bie, 684, 781.
Athen. Von Ludwig Pietsch, 24, 181.
Auge und Ohr, Blindheit und Taubheit. Von Otto Gumprecht, 459.

Barnave, Antoine. Von K. Th. Heigel, 415.
Beleuchtung, Die, der Meeresküsten. Von Julius v. Goerne, 509.
Beuch, Der, im Pfarrhause zu Dreilinden. Von Viktor Valentin, 709.
Blatt, Ein dunkles, aus der Kulturgeschichte Indiens. Von Richard Garbe, 408.
Bruno, Giordano. Von Hedwig Bender, 627.

Cambodja. Von C. W. Rosset, 651, 738.
Chénier, André. Von Franz Xaver Seidl, 249.
Cyrenaika. Von Gerhard Rohlfs, 817.

Determinismus und Willensfreiheit. Von Adolf v. Bentivegni, 369.
Dresdener Eindrücke. Von Karl Frenzel, 130.

Entwickelungsgeschichte, Zur, des Genies. Von Max Dessoir, 282.

Frau, Die, aus Paris. Von H. Lorm, 149.
Friaul, Im. Von Hermine v. Preuschen, 669.
Friedrich der Große als Architekt. Von Cornelius Gurlitt, 100.
Friedrichs des Großen Thronbesteigung. Von F. A. v. Winterfeld, 347.

Geschichte eines Mahagonistammes. Von Adalbert Meinhardt, 1.
Goethe, Christiane von, geb. Vulpius. Von Karl Heinemann, 803.
Goethes Schwester. Von Ludwig Geiger, 41.

Heil dir im Siegerkranz! Von Ossip Schubin, 293, 437.
Höhlenfund, Der, von Spy. Von Rud. Scipio, 94.

Krankenhauswesens, Neuere Bestrebungen auf dem Gebiete des. Von Heinrich Albrecht, 724.
Krieg, Der, um den König von Rom. Von Eduard Schmidt-Weißenfels, 844.
Krupp, Alfred. Von Max Geitel, 204.

Litterarische Mitteilungen und Notizen: Andresen, Karl Gustav: Über deutsche Volksetymologie, 703.
Angerstein und Eckler: Hausgymnastik, 565.
Augusti, Brigitte: Zwillingsschwestern, 433.
Bauer, E.: Naturalismus, Nihilismus, Idealismus in der russischen Dichtung, 707.
Beaulieu, G. von: Neu-Berlin, 852.
Beyer, C.: Orientalische Novellen, 432.
Björnson, Björnstjerne: Ragni, 850.
Brackle, O.: Friesische Warfen und ihre heidnischen Besitzer, 705.
Brandstäter, E.: Das Fest des Prometheus, 852.
Braun, Clara: Gedenke mein, 566.
Brehm, A. E.: Vom Nordpol zum Äquator, 707.
Brociner, Marco: Aus der Tragikomödie des Lebens, 850.
Bröcker, L. O.: Deutschland vor tausend Jahren, 705.
Bulthaupt, H.: Dramaturgie des Schauspiels, 291.
Curtius, E.: Unter drei Kaisern, 292.
Dannehl, Gustav: Anthologie, 852.
David, J. J.: Das Höferecht, 851.
Dedekind, J.: Die Achten-Lini, 434.
Dürers kleine Passion, 432.
Dürers Marienleben, 432.
Duruy, V.: Geschichte des röm. Kaiserreichs, 431.
Ebers, Georg: Drei Märchen, 566.
Ebner-Eschenbach, M. von: Miterlebtes, 147.
Ebner-Eschenbach, M. von: Aphorismen, 707.
Falck, R.: Art u. Unart in deutschen Bergen, 704.
Finck, H. T.: Romantische Liebe und persönliche Schönheit, 706.
Fontane, Th.: Gedichte, 289.
Frapan, Ilse: Zwischen Elbe und Alster, 147.
Freybe, Albert: Züge deutscher Sitte, 704.
Fricke, W.: Geschichtlich-kritische Feldzüge, 705.
Fricke, W.: Das mittelalterliche Westfalen, 705.
Fulda, Ludwig: Gedichte, 851.
Gaedertz, K. Th.: Fritz Reuter-Studien, 290.
Ganghofer, Ludw.: Der Herrgottschnitzer, 432.
Godin, Amalie: Kleine Geschichten, 287.
Gonzenbach, C. von: Nilfahrt, 147.
Grasberger, H.: Auf heimatlichem Boden, 287.
Greif, M.: Vom Erdenthal ins Himmelreich, 565.
Hagmann: Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth, 291.
Hallier, Ernst: Ästhetik der Natur, 436.
Hamerling, R.: Der König von Sion, 432.
Handke, O.: Die Goldhöhle der Sonora, 433.
Hanslick, E.: Musikalisches und Litterarisches, 435.
Hanstein, A. von: Kaiser Wilhelms II. Nord- und Südlandsfahrten, 432.
Hart, Julius: Homo sum, 434.
Harts-Mitius: Odysseus im Salon, 287.
Haushofer, Max: Die Verbannten, 571.
Heiberg, Hermann: Dunst aus der Tiefe, 288.
Hellwald, Fr. von: Die Welt der Slaven, 572.
Henbichels Skizzenmappe, Allerlei aus, 433.
Hillern, Wilhelmine von: Am Kreuz, 147.
Hirt, Georg: Kulturhistorisches Bilderbuch, 432.

Digitized by Google

Hobrecht, Max: Neue Novellen, 851.
Höcker, Oskar: Auf der Wacht im Osten, 433.
Höcker, Oskar: Robinson Crusoe, 433.
Hoffmann, Ferd.: Nachklänge altgermanischen Götterglaubens, 704.
Hopf, Ludwig: Tierorakel und Orakeltiere, 704.
Hopfen, H.: Neue Geschichten des Majors, 147.
Janssen, Johannes: Zeit- und Lebensbilder, 434.
Jensen, Wilh.: Im Vorherbst, 289.
Junghans, Sophie: Zwei Brüder, 288.
Justus, Th.: Am Küstensaum, 851.
Kapff-Essenther, F. von: Neue Novellen, 851.
Kapff, Reinold: Deutsche Vornamen, 703.
Karpeles, Gustav: Goethe in Polen, 290.
Kennan, G.: Sibirien, 147.
Klee, Gotthold: Bilder aus der älteren deutschen Geschichte, 705.
Kleinpaul, R.: Die Rätsel der Sprache, 566.
Kleist, H. von: Das Käthchen von Heilbronn, 565.
Kniest, Ph.: Von der Wasserkante, 433.
Kniest, Ph.: Wind und Wellen, 433.
Kohut, Adolf: Kaiser Joseph II., 290.
Kohut, Adolf: Johannes Mikisch, 572.
Kohut, Adolf: Moltke als Denker, 707.
Kurz, Isolde: Florentiner Novellen, 288.
Lauff, Joseph: Die Overstolzin, 566.
Lehmann-Filhés, M.: Isländische Volkssagen, 704.
Leisewitz, J. A.: Julius von Tarent, 291.
Liliencron, Detlev von: Gedichte, 434.
Lindau, Paul: Aus dem Orient, 148.
Lingg, Hermann: Jahresringe, 434.
Lohmeyer, Julius: Studienmappen, 431.
Lübke, W. von, und C. v. Lützow: Denkmäler der Kunst, 431.
Mamroth, F.: Unter der Schellenkappe, 287.
Marquardt, L.: Charakterzüge u. Anekdoten, 433.
Maurenbrecher: Historisches Taschenbuch, 705.
Marryats Romane, 434.
Mörike, E.: Mozart auf der Reise nach Prag, 566.
Moritz, Paul, Der Sturmvogel, 433.
Moritz, K. Ph.: Über die bildende Nachahmung des Schönen, 292.
Müller-Bohn, Herm.: Graf Moltke, 435.
Munding, Karl: Knigges Umgangslehre, 565.
Neitzel, Otto: Führer durch die Oper, 706.
Niemann, C. L.: Das oldenburgische Münsterland, 705.
Nöthig, Theobald: Lichter und Schatten, 290.
Nyári, Alex.: Der Porträtmaler Kupetzky, 290.
Pechuel-Lösche: Brehms Tierleben, 431.
Pederzani-Weber: Die Marienburg, 433.
Pfleiderer, Rudolf: Hausbibel, 432.
Pierson, W.: Ed. Dullers deutsche Gedichte, 705.
Polko, Elise: Musikalische Märchen, 565.
Polle, F.: Wie denkt das Volk über d. Sprache, 703.
Pröll, Karl: Vogelbeeren, 707.
Prölß, R.: Das deutsche Volkstheater, 291.
Reichenbach, M. von: Eva in allerlei Gestalten, 288.
Richards, Ellen: Fürs Leben, 565.
Rittershaus, Emil: Buch der Leidenschaft, 289.
Rittershaus, Emil: Aus den Sommertagen, 289.
Rodenberg, J.: Herrn Schellbogens Abenteuer, 146.
Runberg, J. L.: König Fjalar, 290.
Sarreiter, J.: L. Aurbachers Erzählungen, 289.
Schierenberg, C. A. B.: Ariadnefaden für das Labyrinth der Edda, 705.
Schifflorn, F.: Kulturbilder aus dem Osten, 148.
Schmidt, Henriette: Wendelgard, 433.
Schöbel, Agnes: Prinzenmärchen, 433.
Schrader, Hermann: Das Trinken, 704.
Schulte vom Brühl: Lieder-Symphonien, 565.
Schwabe, J.: Harmlose Geschichten, 708.
Schwebel, O.: Geschichte der Stadt Berlin, 706.
Schweiger-Lerchenfeld, A. von: Belbes, 148.
Schweiger, Georg: Auf Urlaub im Orient, 436.
Seibel, Heinrich: Lebrecht Hühnchen, 850.
Siegfried, Walter: Tino Moralt, 850.
Söhns, Franz: Parias unserer Sprache, 703.
Stanley, H. M.: Im dunkelsten Afrika, 569.
Stilke, Hermine: Tagebuch, 432.
Suttner, B. von: Die Waffen nieder, 147.
Sydow, J. von: Der Kleinen Lieblingsbuch, 565.
Tillier, Claude: Mein Onkel Benjamin, 565.
Tovote, Heinz: Fallobst, 850.
Vely, E.: Wandelbilder aus der Berliner Gesellschaft, 287.
Verena, Sophie: Daheim und draußen, 433.
Volksbibliothek, Deutsche, 566.
Volz, Berthold: Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert, 705.
Wachler, Auguste: Goldelschen, 433.
Waldemar, H.: Musikalische Lebensbilder, 433.
Walloth, Wilhelm: Ovid, 289.
Wagner, Georg: Streifzüge, 703.
Weller, Adelheid: Eheglück, 288.
Wickede, Karl von: Der Denunziant, 851.
Wilbrandt, A.: Neue Gedichte, 289.
Wilbrandt, A.: Gespräche und Monologe, 707.
Willatzen, P. J.: Nordlandsharfe, 290.
Wittstock, A.: Die Erziehung im Sprichwort, 704.
Wüchler, O.: Sprichwörter u. Sinnsprüche, 703.
Zoozmann, R.: In Kliös u. Eratos Banden, 289.

Miniaturporträts. Von Walter Schwarz, 74.

Noch einmal. Von Konrad Telmann, 357.

Pathe, Der, des Todes. Von Adolf Stern, 54, 231.

Pessimist, Mein Freund, der. Von Woldemar Urban, 751.

Pompeji. Von Ludwig Salomon, 332, 467.

Rätsel der Sprache. Von Karl Schulz, 566.

Ruth, Die schwarze. Von Rudolf Eicho, 479, 573.

Schwager, Der. Von Hans Phil, 276.

Sokotra, Erinnerungen von einer Fahrt nach. Von Georg Schweinfurth, 603.

Thiers, Adolphe. Von Arthur Kleinschmidt, 545.

Tirzalt. Von Elisabeth Mentzel, 400.

Völkerbewegungen und Völkerbildungen der Gegenwart. Von Paul Neubaur, 198.

Wiens, Aus den Umgebungen. Von Eduard Zetsche, 256, 378.

Zahlen, Aus dem Leben der. Von Anton Michaelischke, 558.

Zelle, Erzeugnisse der pflanzlichen. Von Alfred Schober, 679.

Zweikampf, Der berühmte, Kaiser Maximilians I. zu Worms. Von Friedrich Soldan, 665.

Digitized by Google

54. Jahrg. Oktober 1890. Heft 409.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig

Inhalt.

Seite

Adalbert Meinhardt: Geschichte eines Mahagonistammes. Novelle 1

Ludwig Pietsch: Athen. I. 24

Mit elf Abbildungen: Ostseite der Propyläen. — Westseite der Akropolis, Eingang. — Südseite der Akropolis, im Vordergrunde das Odeion des Herodes und das Heiligtum des Asklepios. — Westseite der Propyläen, Eingang. — Niketempel auf der Mauerbastion der Akropolis. — Nordseite des Parthenon, links Erechtheion und Karyatidenhalle. — Das Innere des Parthenon. — Karyatidenhalle auf der Akropolis. — Das Odeion des Herodes am Fuß der Akropolis. — Die Sternwarte. — Nordwestseite der Akropolis mit dem Theseustempel in der Ebene davor.

Ludwig Geiger: Goethes Schwester 41

Mit zwei Porträts: Cornelie Goethe. — Joh. Georg Schlosser.

Adolf Stern: Der Pate des Todes. Novelle. I. 54

Walter Schwarz: Miniaturporträts 74

Mit einundzwanzig Abbildungen: Damenporträt auf einer Dose. — Amor und Psyche. — Freiherr W. v. Uttenhoven. — Kostümbild auf Perlmutter. — Friedrich der Große. — Prinzessin Amalie von Preußen. — Ludwig XVIII. — Charlotte Corday. — Oberstlieutenant v. Grolmann. — Ferdinand v. Schill. — Andreas Hofer. — Frau v. Stael. — Henriette Sontag. — Unbekannte Porträts. (Zwei Abbild.) — Kostümbild. — Frisurenbild. — Gräfin Einsiedel (?). — Alte Dame. — Rokokodame. — Berlinerin.

Rudolf Scipio: Der Höhlenfund von Spy 94

Cornelius Gurlitt: Friedrich der Große als Architekt . . . 100

Mit dreiundzwanzig Abbildungen: Schloß Sanssouci in Potsdam; Südfassade. — Stadtschloß in Potsdam; Südostecke. — Mittelteil der Südfassade des Stadtschlosses in Potsdam. — Gartenportal von Schloß Sanssouci in Potsdam. — Tempel der Freundschaft im Garten von Schloß Sanssouci zu Potsdam. — Kuppelsaal im Schlosse Sanssouci zu Potsdam. — Das Opernhaus in Berlin. — Fassade aus dem Vitruvius Britannicus. Anscheinend das Vorbild für das Opernhaus in Berlin. — Die Universität in Berlin. — Terrassenraum vor der Bildergalerie von Schloß Sanssouci in Potsdam. — Hofseite des Neuen Palais in Potsdam. — Die Communs beim Neuen Palais in Potsdam. — Turm der Neuen Kirche in Berlin. — Die Königliche Bibliothek in Berlin. — Aus Fischer von Erlachs Entwurf für die kaiserliche Burg in Wien. — Bibliothekzimmer im Schlosse Sanssouci zu Potsdam. — Arbeitszimmer Friedrichs des Großen im Stadtschloß zu Potsdam. — Bronzesaal im Stadtschloß zu Potsdam. — Konzertzimmer Friedrichs des Großen im Stadtschloß zu Potsdam. — Silberzimmer im Neuen Palais zu Potsdam. — Kommode im Blauen Zimmer des Neuen Palais zu Potsdam. — Konzertzimmer Friedrichs des Großen im Neuen Palais zu Potsdam. — Goldene Galerie im Schloß Charlottenburg bei Berlin.

Karl Frenzel: Dresdener Eindrücke. Ein Kapitel aus meinen Lehrjahren 130

Litterarische Mitteilungen:

Adolf Kohut: Meyers Konversationslexikon 144

Litterarische Notizen 146

Herrn Schellbogens Abenteuer. Von Julius Rodenberg. — Am Kreuz. Von Wilhelmine v. Hillern. — Miterlebtes. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. — Unsühnbar. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. — Zwischen Elbe und Alster. Von Ilse Frapan. — Neue Geschichten des Majors. Von Hans Hopfen. — Die Waffen nieder. Von Bertha v. Suttner. — Sibirien. Von G. Kennan. — Nilfahrt. Von C. v. Gonzenbach. — Aus dem Orient. Von P. Lindau. — Kulturbilder aus dem Osten. Von Ferdinand Schiffkorn. — Veldes. Von Anand Freiherrn v. Schweiger-Lerchenfeld.

Litterarische Neuigkeiten I

Anzeigen III

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält Beilagen von:

J. Engelhorn in Stuttgart, betr. „Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek".

Der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München, betr. F. v. Rebers und Ad. Bayersdorfers „Klassischen Bilderschatz".

Digitized by Google

Zu D. Monarskette.

Digitized by Google

Geschichte eines Mahagonistammes.

Novelle

von

Adalbert Meinhardt.

„Ein Stück Holz, ein lebloses Stück Holz," sagte Herr Johann Roderich — von dem Hause Roderich u. Söhne —, „hat doch wahrhaftig zu meiner Zeit mehr Abenteuer durchgemacht und mit angeschaut, als heutzutage ihr armseligen Stubenhocker von Novellenschreibern — und gar Schreiberinnen — euch träumen laßt. Auf was laufen am Ende eure verblaßten Phantasiegebilde alle hinaus? Daß zwei sich bekommen. Oder höchstens sich nicht bekommen, weil er sie oder sie ihn im Stich läßt."

„Und was, Verehrtester, hat in den Tagen Ihrer Jugend ein Holzblock erfahren, das neuer oder wichtiger wäre als dieses uralte Menschenleid?"

„Das fragen Sie? Bis so ein starker Urwaldsrieze — denn damals gab es noch undurchforschten, ursprünglichen Urwald — aus seiner fernen, sonnstrahlenden Heimat hierher gelangt war, in unsere Tisch und Stuhl bedürfende, prächtig polierte, wohlgedrechselte europäische Civilisation? Ja, fragen Sie lieber, was er nicht gesehen hatte! Fünfhundert Jahre oder mehr haben seinen Stamm gebildet; fünfhundert Jahre oder noch länger spendeten seine Äste und Zweige Schatten für alles wilde Getier, Schlangen, Eidechsen und buntschillernde Vögel, für all das heimliche Leben der glühenden Tropen, ehe noch ein Menschenfußtritt den Boden in seiner Nähe berührt. Und nun züngelt bläulich die Flamme vom Lagerfeuer der Räuber empor an dem Stamme, umzieht in wunderlich runden Kreisen, Ringeln, Schnörkeln die rissige Rinde, ein feines Netzgeäder bildend, durchsichtig, verschlungen, vielgestaltig; daß ich bewundernd ..."

„Sie! Pardon, wie kommen Sie denn dahin? Bevor ich mehr von den Geschicken des Baumstammes höre, möchte ich doch gehorsamst ersuchen, mir zu berichten, wie es zuging, daß Sie, Herr Johann Roderich, in den wilden Urwald gelangten, zu dem Baum und zu den Räubern?"

Digitized by Google

„Das wollen Sie hören? Des Baumes Geschichte sowie jenes Zusammentreffen mit den Bandoleros haben in meinem Leben eine Rolle gespielt. Und also muß ich wohl mit mir selber den Anfang machen. Der Anfang nämlich war, daß eines Tages — ich befand mich noch in der Prima des Gymnasiums, kurz vor dem Abgang zur Universität, auf der ich Jura studieren sollte — mir ein Buch in die Hände fiel: Humboldts Ansichten der Natur. Ich träumte davon in den folgenden Nächten. Achill und Hektor kämpften unter Palmenschatten mit lautem Feldgeschrei und Lärmen; ich selbst war Achill. Und die Myrmidonen hatten schwarze Negerfratzen. ‚He, Roderich,‘ rief nächsten Tages in der Klasse der Herr Professor, ‚was übersetzen Sie da für Unsinn? Die tapferen Indianer? Trojaner haben Sie sagen wollen. Ich bitte sehr, bei der Sache zu bleiben. Es leuchtet hier Ihnen die Sonne Homers, nicht grell unklassische Tropensonne.‘ — Er hatte gut reden, der alte Herr. Mich hielt eine Sehnsucht nach jener Tropenwelt gepackt, daß, wo ich ging und wo ich stand, ich ihre Bilder zu sehen meinte, die graue, alltägliche Wirklichkeit mir dagegen versank. Und nachdem ich zu dem ersten noch ein halb Dutzend anderer, mehr oder minder gediegener Werke mit Schilderungen jener Breiten verschlungen hatte, stand es fest bei mir: ich mußte dorthin. Das schnellste Mittel, dies Ziel zu erreichen, schien mir zu sein, daß ich Kaufmann ward.

Mein Vater, da ich ihm von diesem Plan sprach, schüttelte den Kopf: ‚Nichts da. Der Älteste führt die Firma weiter. Das gehört sich so von jeher. Der Zweite studiert. Noch dazu, wenn dieser Zweite einen, ob auch hartschaligen, dennoch recht anschlägigen Kopf hat. Du taugst vortrefflich zum Advokaten, besitzest just das richtige Mundwerk, eine Gnade, daß du jedwedem einreden könntest, die Blätter sind blau, obschon du sie grün siehst. Wenn du nur willst — du kannst es zu etwas Rechtem bringen.‘

‚Aber ich will nicht. Das ist es eben, Herr Vater, ich habe den harten Schädel von dir geerbt. Was einmal da drinnen festsitzt, treibt niemand heraus. Ich fühle ein so großes Verlangen zu reisen, die weite Welt zu sehen, Palmen und Sonnenglut und braune Menschen und fremdes Leben, daß ich im Kolleg doch nicht stillhalten könnte.‘

Mein guter Vater hat gewöhnlich recht gehabt. Und so besitze ich denn auch wohl das Zeug zum Advokaten in mir. Ihn wenigstens zu überreden, gelang mir mit meiner jugendlichen Dialektik. — Ich kann, was ich will; aber nichts, was ich nicht will. — Den Satz sah er ein.

‚Gut, mein Junge. Wenn du Genügen daran findest, künftig einmal neben deinem Bruder die zweite Rolle in unserem Geschäft zu spielen, ich will dich nicht hindern. Vorerst machst du dein Gymnasium durch. Fällt das Abgangszeugnis gut aus, nun, so läßt sich's ja überlegen, was weiter geschieht.‘

Daß es gut ausfiel, brauche ich es zu sagen?

Ich hatte mir somit das Recht erworben, mein Studium an den Nagel zu hängen und mir den Beruf zu wählen, der mir gefiel. Müller, Ahrens und Co., mit denen mein Vater befreundet war, nahmen mich als Lehrling auf. Freilich will ich nicht behaupten, es sei für einen Primus der Prima ein besonderes Vergnügen gewesen, plötzlich zum Lehrling auf einem Comptoir degradiert zu werden. Zum mindesten dazumal, wo sothanes Amt noch eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem weit besser besoldeten eines Hausknechts und Schuhputzers hatte. Ich mußte Papier schneiden, Tinte einfüllen, neue Federn aufstecken, den jungen Herren ihre Röcke bürsten, ja gelegentlich sogar aus dem Keller jenseit der Straße dem Buchhalter Bier und Butterbrot heraufholen. Doch that ich alles gehorsamlichst, ohne nur mit den Wimpern zu zucken. Ich hatte meinen Vater im Verdacht, daß er bei Müller, Ahrens und Co. ein leises Wörtlein zu meinen Ungunsten fallen ge-

Digitized by Google

lassen. Ich sollte, schien es mir, so etwas wie ein Läuterungsfeuer durchmachen. Erst wenn ich das tapfer bestanden hätte, würde man mich wert befinden, in das wirkliche Heiligtum der Kaufmannschaft eingeführt zu werden. Zu meinem Heil währte diese Prüfungszeit nicht allzu lange.

Eines Tages kam Herr Ahrens in Begleitung eines hageren, stolzblickenden, schwarz schnurrbärtigen Herrn aus seinem Privatcomptoir in das unsere. Ich schwebte hoch auf meinem Bock, einen langweiligen Geschäftsbrief, den man mit der Kopierpresse zehnmal so gut vervielfältigt hätte, auf Geheiß meines Quälgeistes, des Buchhalters, Wort für Wort nachzumalen.

‚He, Roderich,‘ rief mein gestrenger Chef, ‚lassen Sie Ihr Geschreibsel nur, Sie bekommen doch nie mehr eine richtige Kaufmannshand. Die ist Ihnen auf dem Gymnasium verdorben. Begleiten Sie Don Ramon Sepulveda zu seinem Hotel. Er könnte den Weg fehlen. Und warten Sie dort. Falls er einen Besuch machen will bei meiner Frau, oder wo sonst, Sie führen ihn. Verstehen werden Sie ihn zwar schlecht. Ihr verdammtes Latein und Griechisch nützt Ihnen wenig bei einem Spanier. Aber ich kann keinen anderen entbehren. Sie desto besser. Gehen Sie nur.‘

Don Ramon bedankte sich höflichst bei meinem Chef, daß er mich ihm zum Führer mitgab. Ich konnte nicht spanisch; aber so viel verstand ich doch, daß er etwas Schmeichelhaftes über mich sagte. Herr Ahrens zog ein schiefes Gesicht, er fand, daß mein langes Knochengerüst nicht besonders schön sei. Ich freilich fand's auch nicht.

Also zogen wir ab mitsammen, stumm, doch einander nicht feindlich gesinnt. Ich bin schon damals ein guter Patriot gewesen und eingefleischter Partikularist — wie ich denn überhaupt, was ich einmal ergriffen, mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit festzuhalten pflege und darin von meinem achtzehnten Jahre an bis zum heutigen Tage nicht viel kühler geworden bin. — So machte ich denn auch durch entsprechende Handbewegungen den Herrn auf einzelne Häuser aufmerksam, auf die Schönheit des Wassers, die flinken Boote, die weißen Schwäne — zuletzt auf ein nettes junges Mädchen, das gerade des Weges kam und das ich gut kannte. Da lächelte er wohlgefällig, klopfte mir die Schulter und sagte irgend etwas, wovon ich nur das Wort Cuba verstand. Kam er daher? von der herrlichsten Insel der Tropen? Don Ramon war mir plötzlich sehr wichtig geworden. Anstatt im Hotel, wie mir mein Prinzipal geboten, geduldig, bedientenhaft zu warten, bis der Fremde zu einem neuen Gange mich brauchen würde, bedeutete ich den vielsprachigen Portier, sobald der Herr nach mir fragen sollte, ihm zu sagen, ich käme gleich wieder, hätte nur einen Weg zu machen. Sporenstreichs rannte ich davon, um die Ecke, in die nächste Straße, zum ersten besten Buchhändler. Dort kaufte ich mir — einstweilen selbstverständlich auf Borg — ein Bändchen mit spanischen Dialogen. (Den Ollendorf hat es leider damals noch nicht gegeben.) Und als Don Ramon wieder aus dem Hotel kam, konnte ich ihm im Eingang entgegentreten:

‚A donde quiere su señoria ir ahora? Estoy al servicio de Usted.‘

Don Ramon war entzückt. Er lachte Thränen über meine unverfälscht deutsche Aussprache und lobte mich in demselben Atem. Von Stund an war der gute Herr, der trotz seiner steifen Außenseite Sinn für Scherz besaß, mein bester Freund. Wir sind eine ganze Woche lang miteinander umhergestiegen. Ich zeigte ihm die Börse, den Hafen, Kirchen, Sammlungen, hübsche Landhäuser, alles, was ich in unserer Stadt als sehenswert kannte — oder einmal zu sehen und kennen Lust verspürte. Dabei lernte ich eifrigst Spanisch, er wenig Deutsch. Als das Ende seines Besuches kam, sah ich dem Abschied und meiner Rückkehr auf den Lehrlingsposten mit geringen Freuden entgegen. Am letzten Morgen hatte

Digitized by Google

er noch einmal eine längere Unterredung mit dem alten Ahrens. Ich hockte müßig auf meinem Comptoirbock, sollte ich ihn doch noch zu verschiedenen Visiten und zuletzt ans Schiff begleiten. Die Herren traten Abschied nehmend aus dem Nebenzimmer. Don Ramon blieb stehen, noch halb in der Thür:

‚Wissen Sie, amigo mio, was den Rodrigo betrifft,‘ hörte ich ihn sagen, ‚der wäre gerade der Mann für mich, jung, gewandt, etwas selbstbewußt — doch das schadet bei uns nicht, im Gegenteil — und weder verwöhnt, noch eingerostet durch enge Gewohnheit eurer europäischen, gleichmäßig bequemen Geschäftspraxis.‘

Herr Ahrens lachte: ‚Nein, zu viel Praxis oder Erfahrung besitzt der nicht. Wenn Sie glauben, etwas mit ihm anfangen zu können — meinen Segen sollen Sie haben.‘

Das war der Beginn. Wie Don Ramon mir darauf vorschlug, als Commis in sein Holzgeschäft zu Trinidad de Cuba zu treten, wie ich mit Freuden gleich einwilligte, mein Vater brummte, mein gutes Mütterlein unter Thränen behauptete, so könne ich unmöglich fort, ich hätte ja weder Hemden noch Strümpfe in genügender Anzahl — das wäre zu weitläufig hier zu berichten. Meiner Frau Mutter war aber am Ende ihr großer Junge doch noch wichtiger als seine Wäsche. Da sie sah, wie sehr ich es wünschte, gab sie nach. Noch mußte ich feierlichst versprechen, augenblicklich heimzukehren, wann und wie sie mich rufen würde, und so durfte ich denn davonziehen, mit vielen guten Lehren versehen.

Als einziges wichtiges Reisegepäck schaffte ich mir am letzten Abend, noch ehe wir zu Schiffe gingen, in Eile einen Haufen spanischer Bücher an. Unter anderen den Don Juan Tenorio von Zorrilla. Hieß ich doch selber jetzt Don Juan — mein Name klang mir unendlich lieblich in dieser Verwelschung —; und da ich unterwegs das Stück las, da hat mir ein Vers vor allem behagt:

Yo á los palacios subí,
Y á las cabañas bajé,
Y los claustros escalé,
Y en todas partes dejé
Memoria amarga de mí.

Frei verdeutscht will das etwa besagen:

In Palästen fand ich mein Glück,
Ich fand es in Hütten gering,
Ob Klosterschutz strerg es umfing;
Und überall blieb, wo ich ging,
Ein bittres Erinnern zurück.

Das war's ja eben, was ich wollte: Palast und Hütte kennen lernen, das Kloster wie die weite Welt, alles lieben, nirgends haften, leichten Herzens weiterziehen. Blieb dann von mir, wie von jenem Don Juan, in dem Herzen anderer ein etwas tieferes Gedenken — nun, das würde meiner jungen Eitelkeit just nicht mißfallen.

So bin ich denn in die Tropen gelangt, als ein rechter Conquistador, bereit, das Land, das Volk, die Weiber zu erobern, zu besiegen; erfüllt von den goldigen Glücksträumen, dergleichen nur die Märchen verwirklichen können.

Aber ist's nicht auch wie im Märchen, wenn wir zuerst auf blauem Meer die Sonne des Wendekreises erblicken? Glaubt ein Sohn unserer grauen Nebelheimat, unserer die Stände versöhnenden Zeit sich nicht im Fabelreich, wenn unter jenem glanzvollen Himmel er mit jedem Atemzuge den süßen Duft einatmet, den die Winde ihm meilenweit vom noch nicht erschauten Lande entgegentragen, wenn nun endlich sein Fuß den Strand betreten will, und es strecken ein Paar schwarzer, nerviger Sklavenarme sich dienstbereit aus, den Caballerito sanft wie ein Kindlein über die schlüpfrige Stelle zu tragen?

Wir waren mit einem Dampfer nach der Havana gefahren. Von dort aus ritt Don Ramon mit mir quer über Land — Eisenbahnen gab es zum Glück derzeit noch nicht — zu seinem Wohnsitz, dem an der Südküste der Insel belegenen Städtchen Trinidad. Der Weg führte uns über die Alpen von Cuba, durch dichte Wälder und wieder hinab zum

Digitized by Google

strahlenden Meer. So habe ich gleich ein herrliches Stück dieser Perle der Antillen kennen gelernt. Vier Jahre bin ich dort geblieben in meiner geliebten zweiten Heimat, die schmerzenloseste, sonnenreichste, schönste Zeit meines ganzen Lebens. Noch jetzt, wenn ich jener Tage gedenke, fühle ich mich verjüngt, das Blut strömt rascher durch meine Adern, die Brust hebt sich freier. Ja, es lebte sich anders damals.

Und doch war's nicht immer leichte Arbeit, die mir Don Ramon zu thun gab. Wochenlang hauste ich im Wald, allein mit meinen holzfällenden Sklaven. Auf Meilenweite in der Runde gab es kaum einen Menschen, der nicht seine fünf bis sechs Morde — wohl mancher auch mehr — gleichmütig auf dem Gewissen trug. Ich nährte mich von Früchten des Waldes; ich schlief in schaukelnder Hängematte, nur mit meinem Mantel zugedeckt. Solch ein Leben stählt die Nerven. Die Sportanstrengungen, die ihr Europäer ersinnt, wenn ihr euch als Männer erweisen wollt, Reiten, Rudern, Bergeklettern, sind Spiel dagegen. Auf der äußersten Spitze der Jungfrau bringt ihr am Ende, trotz Felsschroffen und Spalten, doch nur eure eigene Haut in Gefahr. Ich hatte für meine Sklaven zu sorgen, harmlose, unverständige, lustige, oft widerspenstige schwarze Kinder. Es gab nur ein Mittel, sie zu lenken: man mußte sie lieben, dann liebten sie den strengsten Herrn und gehorchten ihm leicht. Ich verlangte viel von ihnen; denn von vornherein hatte ich es mir zum Ziel gesetzt, nicht nur das Selbstverständliche zu leisten, das, was mein Chef erwartete, sondern mehr. Ich ließ nicht allein die gewöhnlichen Stämme am äußeren Rande des Waldes schlagen, ich ritt weit hinein in das tiefe, wegloe Dunkel, nach besonders schönen Exemplaren, nach rechten Urwaldsriesen zu suchen. Damals spielte das Mahagoni noch eine Rolle in der Welt. Der reichste Lord glaubte seinem schönsten Saal eine Zierde zu verleihen, wenn er einen solchen Eßtisch von besonderer Größe darin aufstellte. Holz, wie wir es damals schlugen, giebt es heute nicht mehr. Es war mein Ehrgeiz, das schönste zu finden. Auch das ist eine Art von Sport, ein unverständiger, wenn Sie so wollen, und wie jedes Spiel artet es, auf die Spitze getrieben, zur Leidenschaft aus. Ich aber gab mich dieser Passion mit vollem Bewußtsein hin, ich fröhte ihr, ich verbiß mich förmlich in das Vergnügen dieser ruchlosen Jagd nach Bäumen, Bäumen, wie sie außer mir auf ganz Cuba kein anderer zu entdecken verstand. Denn diese Leidenschaft war meine Rettung vor einer anderen. Wenn ich wieder ein paar mächtige Blöcke zum Hafen an der Casildabai gestößt und dort verladen hatte, und wenn ich dann in sein Bureau zu Don Ramon kam, um ihm Rechenschaft abzulegen, so sagte er sicherlich: ‚Vamos, Rodrigo, Sie sind ein Juwel von einem Commis. Nun bleiben Sie ein paar Tage hier, erholen Sie und unterhalten Sie sich, bevor Sie wieder in den Wald zu Ihrer Arbeit zurückkehren müssen.'

Dann lebte ich eine Woche lang in Trinidad — das heißt im Himmel! Und ich wandelte auf Wolken, und ich trug leichtbeschwingte Sohlen wie ein Gott an den Füßen, und ich fühlte alle Träume wirklich geworden. Die Wirklichkeit aber dünkte mich schöner, holdseliger, berauschender, lieber denn je noch ein Traum.

Weshalb ich nie länger in der Stadt blieb? Vielleicht würde Don Ramon mir gar keine Schwierigkeiten bereitet haben, hätte ich ihn gebeten, mich einmal mit einem von seinen anderen Leuten für ein halbes Jahr das Amt tauschen zu lassen. Ich bat ihn nie. Wenn er nach ein paar seligen Tagen mit irgend einem geschäftlichen Auftrage mich wieder fortschickte, so ging ich eben, ohne Frage noch Widerrede. Heute, wenn ich daran denke, begreife ich es selbst nicht mehr, daß ich die Kraft — oder auch die Schwäche — besaß, zu gehen, wo alle meine Pulse und Fibern mich drängten: Bleibe, o bleibe! — Weshalb werden wir Nordländer so geboren, so erzogen, daß uns dieser unleid-

Digitized by Google

liche kategorische Imperativ, den man Pflichtgefühl nennt, von Jugend auf ins Blut geimpft ist? Weshalb fürchten wir die Schönheit als etwas Verführerisches, Böses? Tannhäuser ist gewißlich, davon bin ich überzeugt, irgendwo hier oben im Flachland, zwischen Elbe, Weser, Eider, zur Welt gekommen; er wäre sonst nicht solch ein Narr gewesen, aus dem Hörselberge davonzulaufen. Und dennoch war die holde Frau Venus noch eine heidnische Teufelinne. Die aber mich im Banne hielt, war fromm, wie nur je ein spanisches Mädchen, die hätte um alles in der Welt keine Messe noch Beichte versäumt, die wußte von jener Dämonin so wenig, daß sie wohl kaum ihren Namen vernommen; an der war nichts zu scheuen, nichts, als nur ihre süße, berückende Schönheit. — Von dem ersten Tage an, da ich einreitend in die Stadt Trinidad hinter dem Gitterwerke der Reja sie erschaut, sie ...

Aber ich wollte von dem Mahagoniblock erzählen und wie ich ihn fand. — Also es muß etwa zu Anfang des vierten Jahres meiner Anstellung bei Don Ramon gewesen sein, daß ich eines Frühmorgens wieder nach kurzem, glückseligem Aufenthalt aus der Stadt auf unsere Hacienda zurückritt. In der Nacht vorher hatte ich einer Tertullia bei einem Freunde meines Chefs beigewohnt. Wir hatten getanzt, ich mit ihr, mehr als eine Habanera, bis der lichte Morgen nahte. Die Erinnerung daran hatte mich nicht Schlaf finden lassen, hielt mich jetzt noch umfangen. Ich suchte mir die wenigen Worte zurückzurufen, die sie gesprochen; ich dachte an die vielen, so vielen, die ich nicht gesagt. Es war so etwas wie ein Bann, der mich stets befiel, wenn ich vor ihr stand, daß ich verstummen, schweigen mußte, daß alle meine Geisteskräfte von mir wichen. Und auch jetzt noch, wie ich zu Pferd saß, war mir seltsam unwirklich zu Mute, süß berauscht, wie von jungem Weine. Da ich vor die Stadt hinauskam, wo die Kaserne steht, fiel ein Schuß, der mich jäh erweckte, als hätte er mich selber getroffen. Ich sehe es noch vor mir unter dem strahlenden Tropenhimmel, das Bild von damals. Auf dem von niedriger Steinmauer umfriedeten Hof der Kaserne stand ein Peloton von Soldaten. Ihr Offizier hatte das Zeichen gegeben: ‚Feuer!' Sie hatten losgedrückt. Dort an dem Pfahl war das Ziel gewesen. Eben noch hatte ein Mann dort gestanden. Jetzt, was hing da angebunden, leblos, blutig, ein Kleiderfetzen? ein Gespenst? Die Sonne blickte blendend grell und unbarmherzig auf dies baumelnde Etwas hernieder, das vor einer halben Sekunde ein Mensch gewesen war, jung wie ich selbst, mit einem heißen Herzen voll Liebe.

Der Soldat, den sie soeben erschossen hatten — ich entsann mich jetzt, daß man mir in der Stadt von dem Fall geredet —, war ein braver Kerl. ‚Un sujeto muy respetable,' hatte meine Wirtin gesagt. Aber als er bei seiner Liebsten seinen Sergeanten gefunden hatte, erstach er ihn. Und nun litt er die Strafe. Und das Mädchen, das ihn geliebt, würde ihn vergessen. Und der Himmel, unter dem er geatmet hatte, lachte blaustrahlend. Und die Sonne schien und das Leben ging weiter. Nur seines war ausgelöscht und vorbei.

Ich habe in den langen Jahren seitdem so manchen Menschen sterben gesehen. Doch wie an jenem sonnigen Morgen zu Trinidad, da ich, selber jung, den jungen Gesellen um seiner Liebe willen vom Leben zum Tode befördern sah, so hat es mich niemals wieder erschüttert. Der furchtbare Kontrast zwischen der Größe dieser lachenden, in Wonne erstrahlenden Natur und der jammervollen Schwäche unseres armen Menschendaseins ließ mich nicht los. Das gewaltige Rätsel, das Sterben heißt und das ein Lebender nimmer ganz ausdenkt, ist mir nie wieder so hart erschienen, so unverständlich grauenhaft. Da ich tief gesenkten Hauptes von dannen ritt, war das Herz mir beschwert, daß die laue Weiche der Luft, der Sonnenschein, die Schönheit der wei-

Digitized by Google

ten Landschaft mich schmerzten. An meine eigene Liebe zu denken, wäre mir wie ein Verbrechen erschienen. Während ich sonst, auch nach mehrjährigem Aufenthalt noch, an jedem Palmbaum Freude hatte, unter dessen hochwipfeliger Krone ich dahinritt, habe ich an diesem Morgen mich kaum umgeschaut.

So muß es denn auch gekommen sein, daß ich meinen Weg verfehlte. Ich fand mich plötzlich in einer Umgebung, die mir fremd schien. Es war voller Mittag. Die Sonne brannte sengend nieder auf meinen Strohhut. Und von der Hacienda, auf der meine Sklaven zu dieser Zeit mich erwarteten, war nichts zu erblicken. Es ist mir nur dies eine Mal und nicht wieder geschehen, daß ich mich verirrt habe. Der Mittag ist gerade für die Gegend zwischen den Wendekreisen die schlechteste Stunde, um seine Richtung aufzufinden. Die Sonne steht senkrecht über uns, daß man fast keinen Schatten wirft. Der kleine Kompaß an meiner Uhr zeigte mir wohl, daß ich schon weit vom Wege ab sei, doch half er mir nicht, den rechten zu finden. Da ich gerade vor mir über eine der lichtgrünen, wellenförmigen Erhebungen der weitgedehnten fruchtbaren Ebene einen Reiter auftauchen sah, spornte ich erfreut mein Tier ihm entgegen. Aber im nächsten Augenblick hielt ich wieder an und blickte mich um nach allen Seiten, nach einer Deckung. Es war keine, auf Meilen kein Baum. Weit hinter mir erkannte ich von der Höhe aus jetzt die Besitzung Don Ramons, die ich nicht erreicht, weil ich eine falsche Fährte eingeschlagen. Inzwischen näherte sich jener Fremde. Ein verdächtig helles Blitzen auf seinem Sattel war's, das mich schon von fern erschreckt. Was vor dem Reiter im Sonnenschein so aufleuchtete, konnte nur ein Trabuco sein. Es ist das eine altmodische Magazinflinte mit mehrfacher Ladung und weitem, kreisförmigem Mundstück. Eine solche schwerfällige Handfeuerwaffe führen, das wußte ich, im Inneren von Cuba nur los bandoleros.

Er kam also heran. Ich hielt, ihn erwartend. Der Gedanke an den armen jungen Soldaten vom frühen Morgen schoß mir durch den Kopf. Ich war nicht gesonnen, von meinem Leben kampflos zu lassen. Der Bandit rief mir ein ‚Halt!' zu, befragte mich kurz in geschäftsmäßig strengem Tone nach woher und wohin, nach Namen und Heimat. Es klang weit mehr nach einem Wächter unserer bürgerlichen Ordnung, als nach ihrem gefürchteten Störer. Zu guter Letzt wollte er sogar erkunden, was sich in der Stadt zugetragen.

Ich verstand ihn nicht. ‚Gestern?' fragte ich.

‚Nein, heute,' gab er leiser zur Antwort, ‚heute früh . . .'

Ah! jetzt begriff ich's. Ich erzählte ihm, was ich bei der Kaserne gesehen. Der Unbekannte mit dem Trabuco nagte die Lippe unter seinem schwarzen Schnurrbart. Ich sah, daß der Bericht ihn ergriff wie mich vorhin der Anblick. ‚Sie kannten ihn?' fragte ich.

‚Ja, mein Milchbruder. Wir konnten ihn retten. Er hat es nicht gewollt. — Lieber sterben, als Räuber werden! — so schickte er mich fort.'

‚Caballero,' sagte ich, ‚vergessen Sie dem armen Toten die Beleidigung. Sie können es großmütig — denn Sie leben! Und wie herrlich es ist, zu atmen, und wie gräßlich, zu enden — vorhin empfand ich's. Ich habe mich sonst nie für feige gehalten. Heute aber . . . ich wäre bereit, Ihnen einen Dienst zu erweisen, einen recht großen, wenn Sie dagegen dies liebe Dasein mir etwas länger noch lassen wollten. Wenn aber nicht — so ganz leichten Kaufes sollen Sie meine Knochen nicht haben.'

‚Reiten Sie nur,' gab er mir verächtlich zur Antwort; ‚Sie bleiben mir sicher. Ich kenne Sie lange und Ihre Wege. Heute haben Sie von dem Toten mitleidig geredet. Ich will nichts von Ihnen.'

‚Schön Dank. Es wäre mir aber wünschenswert, auch ferner noch einige

Digitized by Google

Zeit meines Lebens sicher zu sein. Wenn Sie mich so gut kennen, wissen Sie auch, daß für mich und meine Leute auf der weltvergessenen Hacienda wie drinnen im wegelosen Urwald die Feindschaft den señores salteadores de caminos recht sehr gefährlich, ihr Schutz von einigem Wert sein würde. Also, Don Luiz, wenn ich irgend Ihnen nützen könnte ...'

‚Woher wissen Sie meinen Namen?'

‚Wer sollte Luiz Brunetto nicht kennen!'

‚Freilich, man redet drunten von mir' — er drehte sichtlich geschmeichelt den Schnurrbart — ‚viel Tolles, aber auch manches Wahre. So zum Beispiel hat man Ihnen wohl schon erzählt, daß ich jeden Dienst fürstlich lohne, Verräterei aber ebenso fürstlich, das heißt mit sofortigem Tode, bestrafe. Sollten Sie also in Trinidad demnächst erzählen, daß Sie mich hier trafen ...'

‚Caballero, auch ich bin ein Mann und halte mein Wort.'

‚So sei's denn. Wenn Sie mir etwas nützen wollen — ich nehme es an. Schaffen Sie mir fünfundzwanzig Pfund Mehl, fünfundzwanzig Pfund Reis, fünfundzwanzig Pfund Speck, Pulver, Schuhzeug, wollene Hemden. Es macht sich selten, daß einer von uns Zeit und ... hm ... Lust hat, in der Stadt derlei Kommissionen auszuführen.'

Ich notierte mir, während er sprach, was er wünschte, machte mein Taschenbuch zu, schob den Bleistift hinein und steckte es zu mir. ‚Soll besorgt werden. Haben Sie sonst noch Befehle?'

‚Keine. Ich danke.'

‚Und wohin habe ich die Waren zu liefern?'

‚Wohin? Seien Sie morgen oder jedenfalls übermorgen um diese Zeit wieder auf diesem Wege. Reiten Sie immer gerade aus, etwa noch eine Stunde weiter. Es wird dort jemand auf Sie warten, der Sie zu mir führt. Jetzt kehren Sie um, ich thue desgleichen; keiner schaut rückwärts. Also vamos. Con Dios, señor.'

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, warf mein Tier herum und jagte mit verhängten Zügeln den Weg zurück, den ich hergekommen. Als ich zu der Stelle gelangte, an welcher ich vorher, ohne es zu bemerken, von meiner Straße abgewichen sein mußte, sah ich, daß eine ziemlich frische Hufspur auf dem weichen Grasboden mich irregeleitet hatte. War wohl Luiz Brunetto selber zur Nacht noch in Trinidad gewesen, seinen Bruder zur Flucht zu bereden?

Als ich spät die Hacienda erreichte, hatten sich meine Leute schon um mich beunruhigt. Diego, mein schwarzer Stellvertreter, führte einen Freudentanz auf, da er mich erblickte. Er hätte gefürchtet, ich wäre schon dem Luiz Brunetto in die Hände gefallen. Daß der Räuber ganz in der Nähe, dafür lägen viel Anzeichen vor. Und es wäre doch schade gewesen um mein hübsches junges Leben, weit mehr als um solch ein häßliches schwarzes. Der brave Diego wußte genau, daß ich ich ihm seine kleinen Sünden nicht übersah, weil er mir schmeichelte. Aber er konnte es einmal nicht lassen. Mit zärtlichem Grinsen streichelte er mir unaufhörlich die Schulter, indessen ich die Arbeit der Sklaven inspizierte. Wie gewöhnlich hatten sie während meiner Abwesenheit wenig gethan und viel getrunken.

Ich fand so viel zu schlichten und zu ordnen, daß ich an diesem Abend unmöglich wieder fortkommen konnte. Luiz Brunetto mußte sich einstweilen gedulden. Nächsten Tages ritt ich unter einem leicht gefundenen Vorwand in die Stadt, erstattete auf dem Comptoir Don Ramon kurzen Rapport, selbstverständlich ohne meines Abenteuers Erwähnung zu thun, und machte, als es dunkelte, bei verschiedenen Krämern und Händlern meine Einkäufe. Die ziemlich großen Quantitäten, die ich forderte, fielen niemandem auf, wußte doch jeder, daß ich für die sämtlichen Sklaven meines Herrn auf der Hacienda zu sorgen hatte. Und also wieder am nächsten Morgen trabte ich, da

Digitized by Google

es kaum getagt, auf meiner guten Rosinante zur Stadt hinaus, bog zur Linken ab und sprengte über die grüne Ebene geradeaus.

Ich war jung, und es dünkte mich lustig, einmal im Leben für Räuber Botendienste zu thun. Ich fühlte mich stolz als heimlicher Beschützer meines Chefs und seiner Leute. Falls ich mir die gute Gesinnung Brunettos erwarb, waren die Wege im Inneren der Insel, war ein jedes Geschäft um so viel sicherer. Dabei war's ein Morgen, so schön, so herrlich — nun, wie sie eben alle dort sind auf der glücklichen Insel. Es hatte kein Todesschreckgespenst mir beim Ausritt die Stimmung getrübt. Und die Sonne strahlte, und am Abend vorher hatte sie mir hinter ihrem Fächer gelächelt. Luiz Brunetto, was ist deine Macht gegen den Talisman solcher Erinnerung! — Ich ritt dahin, froh wie ein König, und pfiff mein Leiblied, das von meinem Namensvetter Don Juan. — Da schnitt ein plötzliches ‚Halt!' mir den Weg ab. Ein Lasso sauste mir um den Kopf, fing meinem Pferde den keuchenden, sich bäumenden Hals ein. Links und rechts waren zwei Kerle herangesprungen, die mich packten. Ein dritter band mir sein Tuch um die Augen, nahm mir die Zügel fort und knüpfte mir einen Strick um die Hände. Ich protestierte sehr energisch: da ich freiwillig komme, dürfe man mich nicht als Gefangenen behandeln. Das half mir wenig. Mein Tier bekam die Peitsche zu fühlen, anders als ich sie ihm je gegeben. In langen Sätzen jagte es vorwärts. Zu beiden Seiten sprengten die Begleiter mit.

Anfangs sengte uns die Sonne. Dann konnte ich fühlen, daß wir in die Bergregion gelangten. Der feuchtdunstige Brodem, der dem Waldesboden in der heißen Zone entsteigt, gemischt aus süßen Blütendüften und dem Leichendunste verwesender und faulender Pflanzen, schlug mir entgegen. Hängende Zweige, Ranken langschleppender Schlinggewächse peitschten die Seiten, fegten mir über mein Gesicht, daß sie mir den Hut fast vom Kopfe rissen. Durch das pfadlose Dickicht ging es nur langsam, Schritt vor Schritt weiter. Ich kann nicht sagen, daß ich mich, gebunden wie ich war, besonders bequem auf dem Gaule fühlte. Aber ich kann auch durchaus nicht sagen, daß mir irgend ängstlich zu Mute war. Mein eingefleischter Jugendleichtsinn ließ mich am Ende selbst dies blinde Reiten ins Ungewisse durch mehr als drei Stunden erlebenswert finden.

Ich weiß noch, daß es mir einen Stoß gab, und ich erschrak, als wir plötzlich hielten. Mein Genosse sprang vom Pferde und half mir hinab. Es waren Stimmen vieler Männer um mich her. Die meines Bekannten vom vorgestrigen Tage mit dem Trabuco tönte vor: ‚Endlich! ich hatte schon gedacht, Sie wollten uns im Stiche lassen und wortbrüchig werden, Señor Don Juan. Da Sie glücklich hier, seien Sie mir willkommen. Und nun herunter mit der Binde.'

Da stand ich denn also, ich, Hans Roderich, meines Vaters guter Sohn, in der Mitte des Räuberlagers. Und vor mir der Baum Swietenia Mahagoni L., ein Exemplar, wie ich noch keins gesehen hatte, mit dem dichtbelaubten, weitschattenden Wipfel wohl seine fünfundzwanzig Meter hoch. Die Herren Räuber, meine Wirte, hatten in seinem kühlenden Schutze ein Feuer entzündet, kochten ihre nicht sehr appetitreizende Mahlzeit zu Füßen des alten Mahagoni. Und die Flamme umzog seine Rinde in Ringeln, in Kreisen. Wo sie ihn verkohlt hatte, sah ich die Zeichnung, welche inskünftige durch die Politur auf dem Holze hervortreten würde. Ich erkannte die Pracht dieses Holzes, wußte, welch ein riesiger Wert in diesem Riesenbaume steckte. Gern wäre ich hinzugetreten, ihn noch zu betrachten. Luiz Brunetto hatte inzwischen die Waren von meinem Pferd abladen lassen, gezählt und gewogen. Er kam zu mir mit Dank und Geld. Ich wies ihn ab.

‚Ich pflege nicht Handel zu treiben mit' — mit Gesindel ernesgleichen, hätte

Digitized by Google

ich bald gesagt — ‚ein paar Pfund Reis oder Mehl,‘ sagte ich klüglich.

‚Und wir lassen uns nichts schenken.‘

‚So nehmt's als Lösegeld, daß ihr mich freigebt.‘

‚Die Freiheit sicherte Ihnen mein Handschlag. Aber ich muß die gehabte Mühe auch lohnen. Wollen Sie kein Geld, Don Juan, so sagen Sie mir, was Sie wünschen, und es steht zu Ihrer Verfügung — a la disposicion de Usted.‘

Luiz Brunetto sprach die alltägliche Phrase, die jeder Spanier im Munde führt, mit einer entschiedenen Handbewegung, welche zu sagen schien: Nimm, oder stirb! — Dabei wies er mir zur Auswahl sein ganzes Gefolge und Lager an: verdächtig aussehende, struppige Männer, ein paar junge halbnackte Weiber, schwarze, magere Gäule, Sättel, Decken, einen großen Kessel und Kochgeräte. Daß mich nach nichts und niemandem davon besonders verlangte, brauche ich nicht zu sagen. Aber der Baum!

‚Geben Sie mir den da,‘ sprach ich.

Der Strauchdieb lachte: ‚Den? er gehört Ihnen so gut wie mir. Kommen Sie, ihn sich zu holen.‘

‚Mit nichten. Solange Sie hier lagern, dürfen meine Leute nicht her. Und auch wenn Sie fort sind, bleibt es gefährlich, so tief hinein ins Gebirge zu dringen. Zudem ist's zu weit ab von der Hacienda. Fällen Sie mir den Baum.‘

‚Ein Mann ein Wort. Sie fordern es, so soll's geschehen.‘

‚Nein, nein!‘ — Es hatte sich eins der Mädchen, ein braunes, schlangenhaft schlankes Kind von Indianergeblüt, herangeschlichen. ‚Don Luiz, nein, nicht Baum abhauen, nicht diesen Baum!‘

‚Weshalb? Was kümmert dich der Waldbaum?‘

Sie lehnte sich an ihn wie eine Liane, ihre nackten, feinen Arme umstrickten ihn; sie preßte ihr schmales, schwarzes Köpfchen an seine Brust: ‚Thu's nicht,‘ bat sie flüsternd, ‚haut ihn nicht ab, ich flehe Euch an. Er bringt dem Unglück und bitteres Leid, der ruchlos ihn zu fällen wagt. Nur uns, wenn wir an ihn glauben, bedeutet er Glück.‘

Durch die zart gefiederten Blätter des Mahagoni stahl sich die Sonne, fiel in golden tanzenden Lichtern herab auf die beiden. Die Flamme flackerte noch ein paarmal am Stamm empor, zuckte auf und verlöschte, von keinem geschürt. Die Weiber, welche dem Kochwerk vorgestanden hatten, waren alle herzugekommen. Neugierig umstanden sie das Paar, zischelten und flüsterten untereinander. Die einen höhnten, andere baten mit, laut und beschwörend. Luiz Brunetto schien zu schwanken. Er versuchte des Mädchens Angst zu beschwichtigen. Aber sie umklammerte ihn nur immer fester, bat und flehte in leidenschaftlicher Heftigkeit. Ich hatte absichtlich mich fern gehalten und wartete, wie sich die Sache wenden werde. Die Männer ergriffen Partei für und wider, fluchten und stritten. Und durch das wüste Gelärm klang schrill das Lachen einer großen Kreolin mit frechen Zügen: ‚Gebt euch keine Mühe, man weiß es ja doch, er muß thun, was sie will!‘

In demselben Moment hatte Luiz Brunetto mit einem Ruck das Mädchen von sich abgeschüttelt. Wie leb- und kraftlos glitt der schlanke junge Körper vor seinen Füßen zu Boden nieder. Er reckte seine nicht große Gestalt gebieterisch auf, seine Stimme übertönte alle anderen:

‚Sind wir Männer?‘ donnerte er. ‚Sind wir Männer, Caballeros, oder Memmen, die sich von alten Sagen der Indios und Kindergeschwätz einschüchtern lassen? Soll künftig der Aberglaube hier herrschen, wie? oder ich? Dieser Baum bedeutet dem einen Glück, dem anderen Unglück, sagt ihr. Bis heute lag unser Glück in unserem Mut. Wer den uns lähmt, der bringt uns Verderben. Caballeros, ich habe in meinem wie in eurem Namen mein Wort gegeben. Helft mir es halten. Don Juan Rodrigo, was ich versprach, das wird geschehen. Der Baum gehört Ihnen. Und ist es im Grunde auch Sklavenarbeit, weißer Männer wenig

Digitized by Google

würdig — wir fällen ihn. Kommen Sie heute in acht Tagen dieselbe Straße, die Sie schon kennen, Sie sollen ihn finden. Möge sein Fall Ihnen Glück bedeuten.'

So sprach Luiz Brunetto voll Würde. Und die Männer riefen Beifall. Die Weiber zogen sich murrend zurück. Jene Blasse war verschwunden. Als er nach ihr rief, wußte niemand, wo sie war.

Mit ausgesuchter, ceremonieller Höflichkeit, wie nur ein Spanier den fremden Gast zu ehren weiß, unterhielt sich der Anführer vor dem Abschied noch mit mir. Dabei bemerkte ich aber wohl eine Unruhe, fast etwas wie Furcht, was seine Augen wieder und wieder suchend über alle Versammelten fortgleiten ließ, bis zu dem Baum und weiter noch, so tief der Blick in das grüne Dunkel des dichtverwachsenen Waldes eindringen konnte. Ich bat um Verzeihung, daß ich ihm durch meine Bitte Ungelegenheiten verursacht. Er schnitt mir das Wort ab. ‚Kränken Sie mich nicht so, Don Juan. Es ist meine Pflicht, Ihnen Ihren Dienst zu erwidern. Pünktlich meine Pflicht zu erfüllen, habe ich mir immer zur Ehre gerechnet.' — Damit führte er mich zu meinem Pferde, hielt mir den Bügel, da ich aufsaß, lobte das Tier, den Sattel und das Zaumzeug. ‚Nur schade,' meinte er höflich lächelnd, ‚daß Sie einstweilen Ihr schönes Pferd nicht allein lenken dürfen.'

Indem er zurücktrat, sprengte einer der Leute dicht an mich heran. Und das letzte, was ich sah, bevor mir das unausstehliche Tuch die Augen bedeckte, war aus dem Gezweig des Baumes, meines Baumes, ein blasses Gesichtchen, das mit düster drohendem Ausdruck auf ihn und mich herniederschaute.

Mir war's einen Moment lang, als ob ich ihr noch etwas sagen, sie um etwas bitten müsse. Was, wußte ich selbst nicht. Vielleicht war's nicht für mich, nur für jenen. Doch mein Begleiter trieb das Pferd an. ‚Adelante!' rief Luiz Brunetto. Wir ritten davon.

Und bald, im Reiten, verlor sich das beklemmende Unruhgefühl, mit dem ihr Anblick mich bedrückt. Was kann denn das Mädchen, was kann ihre Laune meinem Leben für Unheil bereiten? rief ich mir selbst zu. Adelante! vorwärts und gerade durch. Aus dem gefährlichen Abenteuer mit den Räubern wird ein gutes Geschäft für mein Haus. Alles wendet sich dem zum Vorteil, der Menschen und Dinge zu nehmen versteht. Man muß nur wollen — ich richtete mich im Sattel straffer auf, so gut ich es konnte, da meine Arme noch immer festgebunden waren — und man muß die rechte lieben, nicht eine arme Sklavenseele, die uns selber mit hinabzieht, sondern die Höchste, Schönste, Beste, ein Weib, zu dem der Mann aufblicken darf.

Da war ich denn wieder richtig angelangt bei dem Ausgangs- und dem Endpunkt all meines Sinnens.

Acht Tage später also, nachdem ich inzwischen für mein Vorhaben alles auf das beste geordnet, befahl ich früh morgens Diego, mit sechs Sklaven, sechs Ochsen, einem schweren Karren und Proviant für etliche Tage mich von der Hacienda aus zu begleiten. Sie staunten, da es nicht, wie gewöhnlich, dem Walde zuging, sondern gerade in der entgegengesetzten Richtung in die Ebene hinaus. Sie folgten mir, anfänglich voll Neugier, dann klagend über die sengende Glut der flachen Savannen, immer ungeduldiger werdend, zornig, zuletzt in offener Empörung. Der Ritt, zu dem ich allein etwa drei Stunden gebraucht, währte mit diesen meinen unbotmäßigen Truppen, die bald essen, bald rauchen wollten, von denen nun der und jener zurückblieb, den halben Tag. Endlich kam es zum völligen Stillstand. Es war nah an der Stelle, wo man mich in der vorigen Woche überfallen, mir die Augen verbunden hatte. Diego als der Sprecher trat hervor. Sie wollten nicht weiter. Auf die Hacienda gehörten sie hin, von der Hacienda aus gingen sie mit, wohin ich befehle — hier aber nicht. Wünschte der Herr sie los zu werden, könne er sie ja alle ver-

Digitized by Google

kaufen. Das stehe ihm frei. Nicht aber sie dem Verderben ausliefern und dem sicheren Untergang. Hier höre das bekannte Gebiet auf. Darüber hinaus sei wilde Bergregion, ein Schlupfwinkel für Räuber und böses Gesindel, Luiz Brunetto solle dort hausen. Dorthin gingen sie einmal nicht.

‚Glaubst du etwa, Diego, in deinem dicken Niggerkopfe, daß ich dich und diese da an die Räuber ausliefern werde?‘

‚Weiß nicht, glaube gar nichts, will nur nicht weiter.‘

‚Glaubst du, daß ich hier der Herr bin, an des Herrn Statt befehle, oder du?‘

‚Weiß nicht, weiß nicht. Ich will nur nicht weiter.‘

‚Nun gut, Diego und ihr anderen, hört mich an: ihr bleibt hier, wo ihr steht. Ich reite eine Stunde noch weiter und komme zurück. Finde ich das, was ich suche, und ist der Weg frei, so müßt ihr mit. Wenn nicht, so kehren wir alle ruhig heim zur Hacienda. Und sollte ich in dieser Zeit nicht wieder bei euch sein, geht ohne mich. Komme ich aber vor zwei Stunden und finde, daß einer von euch fehlt, einer entwischt ist, oder verlaufen, so büßt du, Diego, mit deinem Kopfe. Nun richte dich danach.‘

Damit sprengte ich davon. Ich war aber kaum halb so weit geritten, wie ich gedacht hatte, als ich quer vor dem Eingang des Waldes etwas liegen sah: den Baum. Ihn aus dem Dickicht heraus zu schaffen, hatte man andere auch schlagen müssen. Es ging wie ein breiter Durchhau hinein, tief in das geheime Herz der Waldung; eine gerade, erst in der Ferne sich allmählich verjüngende Straße. Da ich näher kam, sah ich im Gebüsch etwas sich regen. Die Blätter und Ranken schlugen zusammen; wellenförmig setzte die Bewegung sich fort, erst nah, dann ferner, allmählich schwindend, leise ersterbend wie Windesflüstern. Durch die vorgehaltenen Hände rief ich ein paar Dankesworte laut hinein in das Dunkel. Es kam zurück wie ein fernes Echo. Dann alles still.

So wandte ich den Kopf des Pferdes und ritt dahin, wo ich die Leute gelassen hatte. Es fehlte keiner. Sie schrien, sie weinten wie die Kinder, als sie mich sahen. Diego küßte mir die Füße, die Knie, so weit er am Pferde hinaufreichen konnte. Doch als ich sagte, sie müßten um vorwärts, bis dort an den Wald, dessen erste Vorläufer, ein paar Cedern, man hier schon sah, da widersetzten sie sich aufs neue. Es half kein Befehlen und kein Bitten. Nur mit Gewalt konnte ich hier meinen Willen erreichen. Und ich war einer gegen viele. Und ich durfte meinen Revolver nicht gebrauchen, meinem Chef sein lebendes Kapital nicht zu schmälern. Aber ich hatte von den Bandoleros gelernt, wie man es macht, einen Menschen den Weg zu führen, den man will. Als Diego mir mit seinen heftig in der Luft herumfuchtelnden Armen zu nahe kam, da packte ich ihn. Er war ein starknochiger, schwerer Mann, fast so lang wie ich selbst. Ich warf ihm einen Strick um die Hände, schnürte sie ihm auf dem Rücken zusammen, riß ihn aufs Pferd und hielt ihn vor mir und jagte davon. Als wir bei dem Baumstamm angelangt waren, sprang ich herunter, lud ihn, der sich nicht mehr widersetzte, gleichfalls ab und band ihn mit Zügel und Lasso fest an den liegenden Stamm. Dann sprengte ich zurück.

‚Der Diego wartet. Wer jetzt nicht mitgeht, den bringe ich ihm nach, auf die gleiche Weise.‘

Sie folgten mir alle, gefügig wie Kinder.

Aber es war mit dem Hin und Her und dem Parlamentieren Nacht geworden. Ich mußte vor allem meine Herde von hungrigen Menschen, ermatteten Tieren speisen und zur Ruhe bringen. Mit dem gespannten Gewehr im Arm machte ich die Runde um unser Lager. Als die halbe Zeit um war, kam der Diego, den ich längst losgebunden hatte, herangekrochen: Mi amo, jetzt ich. Da ich nicht gleich bereit war, ihm meinen Posten zu überlassen, bat er, winselnd wie ein geschlagenes Hündlein, ich sollte ihm ver-

Digitized by Google

zeihen, ihm wieder gut sein. Wir hatten es sonst bei unseren Streifzügen in den Wald stets so gemacht, daß jeder von uns die halbe Wacht hielt. Diesmal, gestehe ich's nur, erschien mir die Sache nicht so ganz ungefährlich. Die Räuber mußten ziemlich nah sein, wie mir jenes Huschen unter den Farren vorhin verraten. Wenn sie meine Abwesenheit benutzt hätten, sich mit meinem angebundenen Gefährten zu bereden! Und wenn dieser nun seinerseits meinen Schlaf benutzen würde, sich und die Seinen frei zu machen — so wäre das vielleicht das Verderben, welches der Baum mir bringen sollte.

Ich war todmüde, wie zerschlagen von dem Tag und dem Ritt, so gab ich Diegos Bitten nach. Jener unbehagliche Gedanke schoß mir durch den Kopf, als ich mich gerade in der Nähe meines Baumstammes in die Hängematte legen wollte. Es würde mir denn doch recht leid thun, hier einzuschlafen, um nicht wieder aufzuwachen, diesen schwer errungenen Mahagoniblock nicht zu verwerten, meinem Chef nicht von dem Geschehnis zu berichten, alle Freunde nicht wiederzusehen und auch sie... Der alte Diego schritt höchst gravitätisch mit meiner Flinte in seinem Arm die Runde ab. Ich fühlte nach den beiden Revolvern in meinen Brusttaschen. Was nützten sie aber, wenn ich schlief! Und ich würde schlafen, das wußte ich selbst, obwohl ich mir vornahm, all meine Sinne wach zu erhalten. Es war eine rechte Tropennacht, so dunkel und so feierlich. Nur die unzähligen Leuchtkäfer funkelten, glitzerten, heller fast als droben die Sterne. Um mich schlummerten die Schwarzen. Aus dem Walde kam es manchmal wie ein wärmerer Atemzug, ein fernes Summen, Locken der Vögel. Es huschte mir etwas über die Hände, feucht und kalt, vielleicht eine Schlange. Mich fröstelte. Während ich noch glaubte zu wachen, gingen mir die Gedanken schon wirr in traumhaften Sprüngen. Ich sah den Diego mit der Flinte. Sein breites Maul verzog sich zum teuflisch rachsüchtigen Grinsen. Rack, rack, kam ein Ton. Er haute den Mahagoniblock in kleine Stücke und mir auch den Kopf ab. Nein, das nicht. Ich hatte geträumt. Der Kopf saß mir ja noch fest auf dem Halse. Der Ton klang viel leiser. Wie das Rascheln des Laubes, wie ein Flüstern. Jetzt erkannte ich's erst. Es war die Stimme der kleinen Mestize mit den drohenden Augen. Sie beschwor mir Unheil aufs Haupt, weil ich Schuld trug, daß ihr Liebster ihren Bitten widerstanden, daß ihre Macht gebrochen war. Nun umschlang sie mich, warm und fest, und immer fester, mich zu ersticken. Schwer legte sich ihre Hand mir aufs Herz: es schlägt schon nicht mehr ...

Aber es schlug. Ich fuhr in die Höhe. ‚Diego?' Da stand der Alte, grinsend, demütig. ‚Wo ist das Mädchen,' rief ich, ‚wohin kam sie?'

‚Was, Mädchen, was, Herr? War hier niemand als nur ich. Ich brachte die Decke, zuzudecken. Ich gehe weiter, mir ist warm genug. Mi amo liegt so still, da wird's kalt.' Und er wickelte mich sorgsam, wie eine Wärterin ihr Kindchen, in seinen Mantel. ‚Nun ruhig liegen, ganz ruhig, Herr, Diego wacht.'

Dann habe ich, ohne mehr zu träumen, bis an den Morgen fest geschlafen.

Wie der Baumstamm dann in der Frühe auf unser mitgebrachtes Fuhrwerk geladen wurde, wie Diego half die Leute anspornen, wie wir die Ochsen, von denen zwei sich über Nacht von ihrer Befestigung losgerissen, wieder einfingen, vorspannten, antrieben und dann endlich die schwere Last in Bewegung brachten, das wäre zu lang, hier zu berichten. Unter dem goldenen Tropenhimmel wird alles zum Bilde. Ich sehe ihn noch vor mir, den Zug, mit dem Riesenblock auf dem Karren von Ochsen gezogen, die schwarzen Kutscher und die Treiber in ihren weißen, losen Hemden, mit langen Farrenwedeln in den Händen, den Tieren die Moskitos zu wehren; Diego mit seinem großen, mir unlängst gestohlenen Panamahute, an welchem ein Stück des zerrissenen Randes durch ein eigenes Grasgeflecht schlecht er-

Digitized by Google

setzt war, und ich selbst, als Anführer zu Pferde, bald an der Spitze der Karawane, bald am Ende nach dem Rechten sehend. Aber unter dem Tropenhimmel wird auch alles zur Arbeit, währt doppelt so lang wie in gemäßigteren Breiten. Wir haben fünf volle Tage gebraucht, um den Block vom Rande des Waldes bis zum Hafen zu befördern. Dazwischen gab es Unterbrechungen genug. Einer der Leute fiel vom Karren und brach das Bein; ein anderer geriet mit Diego in wütenden Streit, daß sie beide zum Messer griffen. Und die letzte Nacht, welche wir auf einem Felde außerhalb Trinidad verbrachten, benutzten drei Sklaven, um zu entwischen, sich drinnen in den Kneipen der Stadt zu vergnügen. Der Baumstamm verhielt sich bei all dem passiv, wie es einem Stück Holz geziemt.

Als ich im Hafen Casilda angelangt war, ohne die eigentliche Stadt zu berühren, welche durch einen fast meilenbreiten Sandstreifen vom Meer geschieden wird, kam Don Ramon nach mir zu sehen. Ich hatte ihn durch Diego schon von meiner Anwesenheit in Kenntnis gesetzt. Seine erste Frage, da er den Baum sah, war selbstverständlich: ‚Wo haben Sie den Riesen gefunden?‘

Ich gab eine ausweichende Antwort.

Er sah mich erstaunt an. ‚Hören Sie, mein lieber Rodrigo, Sie sind doch, obwohl ein so guter Geschäftsmann, immer noch ein echter Deutscher. Bringen Sie da Ihre Abenteuerlust selbst in den Holzhandel hinein, wo sie so wenig hingehört! Ich will nicht untersuchen, durch welche romantische Fügungen Sie den Baum erwarben, den, wie ich von Diego höre, unsere Leute nicht einmal zu schlagen brauchten. Sie werden noch Ihre Mühe haben, den ungewöhnlich langen Block gut zu verschiffen. Und dann, wenn er glücklich nach London gelangt ist, wer bürgt uns dafür, ob das Holz in der Politur sich auch schön zeigt?‘

‚Darauf kann ich schwören!‘

‚Gut, nehmen wir an, daß Sie recht behalten. Immerhin bleibt es, noch dazu jetzt, wo die Schiffahrt durch den Krieg so behindert ist, ein Risiko. Ich aber liebe mir das ruhige, solide Geschäft. Sie freilich sind jung. Doch für künftig rate ich Ihnen, in gemäßigter Entfernung, gemäßigt, gewöhnliches Holz zu schlagen, das Sie ohne weitere Fährlichkeit den gewöhnlichen Weg herflößen können. Und nun, mein Lieber, suchen Sie den Spediteur auf und erkundigen Sie sich, ob ein Schiff hier ist oder in der nächsten Zeit kommt, das Ihren Liebling mitnehmen kann. Ein gutes Schiff, wenn ich bitten darf, ein Engländer, der nicht gekapert wird. Sie bleiben wohl hier, bis Sie die Sache geregelt haben. Ich fahre nach Hause und schicke Ihnen den Wagen heraus, sobald Sie ihn brauchen. Noch eins. Wie wollen Sie denn den Block da nennen? Sie wissen, auf den Londoner Auktionen verlangt man einen wohlklingenden Namen. Unser letztes Staatsexemplar taufte ich: Perla de las Antillas. Was denken Sie nun: Trinidad? wie, oder wissen Sie etwas Besseres?‘

Die Frage kam mir nicht ganz unerwartet. Seit ich den Stamm gesehen hatte, wußte ich auch, wie ich ihn nennen wollte. Dennoch fiel's mir jetzt schwer, es zu sagen. ‚Falls ich mir einen Vorschlag erlauben dürfte ...‘ begann ich stockend. ‚Der Name thut viel. Wenn er recht schön ist... So zum Beispiel ... Angelita ...‘

‚Angelita!‘ Mein Chef lachte hell auf. ‚So, also darauf läuft's hinaus? Ich sagte es ja, Sie treiben Holzhandel mit Romantik. Also der Block heißt Angelita, einverstanden. Und ich grüße seine Patin, wenn ich nach Haus, nach Trinidad komme, und bestelle ihr, Sie kämen recht bald.‘

Ja, bald! Wenn man in einem kleinen, sandigen, heißen Hafenorte sitzt, mit dem Auftrag, einen Holzblock von so ungewöhnlicher Länge sicher zu verladen, und es ist kein Schiff da, dessen Raum solche Größe aufweist, und keins, das nur irgendwie sicher wäre! Da geht es so schnell nicht, wie man wohl möchte. Ich mußte

Digitized by Google

einen Engländer haben, der direkt auf London fuhr, außer Schußbereich der Insurgenten wie der Nordstaaten. Und das einzige größere Schiff, welches zur Zeit nach Europa bestimmt war, war die Enterprise von New-York, die zweimal schon mit den Rebellen ins Gedränge geraten, ihnen freilich wieder entwischt war, von der man aber viele recht gefährliche Streiche sich erzählte. Der Kapitän Roberts, ein alter Yankee, war berühmt ob seiner Wagbalsigkeit. Roberto el diablo nannten sie ihn. Ich sehe ihn noch vor mir, mit dem wetterharten Gesicht, wie unter den buschigen weißen Brauen seine dunklen Augen sprühten. Er lachte mich aus, daß, obwohl immer kein passendes Schiff kam, ich ihm meinen langen Holzblock nicht mitgeben wollte. Er selber lag hier friedlich vor Anker, eine Partie Tabak und Zucker einzunehmen, deren Ankunft aus dem Innern der Insel sich verzögerte. Und er schimpfte auf das Warten:

‚'s ist eine Erfindung des hochverehrlichen Höllenfürsten, der braven Kerlen wie Ihr, Don Juan, und wie ich, sein lieber Sohn Robert, hier schon auf Erden einen kleinen Vorgeschmack bereiten will von dem, was drunten bei ihm ihrer harrt. Dazu ist dies weltvergessene Hafennest noch durch den Sand von der Stadt geschieden, daß man, um hinüber zu kommen, sich Füße und Stiefel verbrennen muß. Freilich, wer weiß auch, ob es der Mühe lohnen würde. Viel Schöneres als hier wird dort schwerlich zu finden sein.'

‚Oho,' sagte ich.

‚Wie, was, Don Juan? Was meinen Sie? Heraus damit. Was ist drüben zu sehen?'

‚Das Schönste, was es giebt in der Welt.'

‚Und Sie sitzen hier geduldig mit mir und lassen sich ruhig von meinen Abenteuern erzählen, wenn zwei Stunden weiter ... O, diese Jugend!'

‚Kapitän,' sagte ich — ich fühlte, wie rot ich geworden war — ‚was denken Sie denn nur, daß ich ... Ich kenne sie wenig. Sie ist eine Dame, eine Verwandte meines Chefs, Don Ramon Sepulveda, und lebt bei ihm mit ihrer Mutter.'

‚So, ein Fräulein also. Wie alt?'

‚Ich weiß es nicht.'

‚Groß und schlank? Von dem feurig dunklen oder von dem zart duftigen Schlag?'

‚Ich — ich weiß nicht.'

‚Wie, Mensch, Sie wissen nicht, ob sie groß ist oder klein, ob blond oder schwarz?'

‚Nein, leider nein. Wenn ich in ihrer Nähe bin, besitze ich nie die Zeit, noch die Ruhe, sie zu studieren.'

‚Bah,' der Alte lachte verächtlich, ‚so ein deutscher Hans, so ein Träumer! Dann wird sie wohl häßlich sein.'

‚Sehen Sie sie!'

‚Da sprüht ja das Feuer aus Ihren Augen. Wahrhaftig, Don Juan, die muß ich sehen. Was gilt die Wette, es ist so weit gar nicht her mit der Schönheit. Oder ich will, ich Roberto el Diablo, das nächste Mal so ruhig und still nach London segeln, daß — nun, daß Sie selbst Ihren geliebten Mahagoni La Angelita mir gefahrlos vertrauen könnten.'

‚Darauf möchte ich es doch nicht wagen.'

‚Wenn ich es verspreche! Haben Sie schon einmal gehört, daß Kapitän Roberts sein Wort nicht gehalten? Glauben Sie, ich verstünde nicht ebenso geschickt die Kreuzerschiffe von fern zu umgehen, wie ihnen in den Rachen zu laufen und doch unversehrt zu entwischen? Fragen Sie Johnnie, den Steuermann. Übrigens, Sie zögern wohl nur, weil Sie doch sich bewußt sind, übertrieben zu haben, und sich nicht getrauen, das Mädchen meinen Kennerblicken zu unterwerfen.'

Wahrlich, der Alte muß von den Verführungskünsten des Teufels etwas besessen haben. Wie er auf mich einredete, meinen Ehrgeiz zu stacheln verstand, meine Wahrheitsliebe in Zweifel zog, es hätte wohl auch ein Älterer, Besonnenerer sich ihm ergeben. Dazu kam, daß, wenn ich noch länger hier sitzen blieb, ich dann direkt auf die Hacienda zurückkehren mußte, nicht Zeit haben würde, mich in Trinidad

Digitized by Google

umzusehen. Und eines Tages, nachdem die einzige mögliche Chance, daß ein anderes englisches und an Größe passendes Fahrzeug in Cafilda einlaufen würde, vorüber war, da entschloß ich mich, den Stamm mit der Enterprise zu verladen.

‚Auf Ihr Wort, Kapitän, daß Sie die Gefahr meiden wollen!‘

‚Wenn Sie Ihre Bedingung erfüllen, mir das schönste Mädchen zu zeigen,‘ gab Roberts zur Antwort, ‚dann erfülle ich auch die meine.‘

So fuhren wir nächsten Tages mitsammen zur Stadt hinüber. Ich weiß noch so genau, wie ich nach einem kurzen Aufenthalt auf dem Comptoir bei Don Ramon meinen alten Kapitän abholte, ihn den Damen vorzustellen. Von der Höhe seiner Erfahrung lächelte er hinab auf meine jugendlich zitternde Erregung. Die Schwarze schloß auf. In dem mattenbedeckten Gange wehte uns lindernde Kühlung entgegen. Im Patio plätscherte der Brunnen in der Mitte. Die Hängematte schaukelte langsam hin und her, ein blaues Wölkchen darüber verriet, daß Donna Anna, ihre Mutter, dort wie gewöhnlich der Ruhe pflege. Sonst regte sich nichts hier. — Und dann kam sie selbst.

‚Bei Gott und beim Teufel, meinem Ahnherrn,‘ sagte Roberts und trat wie erschrocken einen Schritt vor ihr zurück, ‚Sie haben recht, Don Juan Rodrigo. Und Ihr Block wird verschifft.‘

Sie stand und sah von einem zum anderen: ‚Don Juan, was für einen wunderlichen Besuch bringen Sie mir denn da?‘

‚Einen,‘ sagte der alte Seemann, ‚den Sie stolz sein dürfen zu empfangen. Ich komme, weil dieser Junge hier mir von Ihrer Schönheit gesagt hat. Und ich gehe, weil ich gesehen, daß er wahr sprach, daß es vom Nordpol bis zum Südpol, soweit ich Städte und Menschen kenne, kein zweites so liebliches Gesicht giebt. Sie können sich rühmen, Señorita, erreicht zu haben, was bisher noch kein Mann und kein Weib auch vermochte: Kapitän Robert der Teufel gelobt, auf der Fahrt, die er morgen antritt, zum erstenmal in seinem Leben — wohl auch zum letzten! — eine jede Gefahr zu meiden, so ernstlich, wie er sonst sie suchte. Und dafür begehrt er keinen Dank weiter als nur‘ — er bückte sich, rasch wie ein Jüngling, und faßte den Saum ihres lichten Kleides und küßte ihn — ‚als nur diesen einen.‘

‚Er ist ein echter Caballero,‘ sagte Angelita, da er gegangen, ‚er versteht es, so weiß sein Haar ist, einer Dame etwas Angenehmes zu sagen. Viel besser als ... als mancher viel jüngere.‘

Ich hätte mein Leben darum gegeben, ihr es zeigen zu können wie der Alte, was ich für sie fühlte. Aber als sie mir zum Abschied ihre Hand hinhielt, da habe ich es doch kaum gewagt, sie ihr zu drücken, geschweige denn sie an die Lippen zu ziehen. Ich war eben sehr jung. Und sie war von jener holdseligen Würde, die man anbetet, doch nicht entweiht.

Wenn der Block glücklich in London ist, sagte ich mir, und wenn er dort, so trefflich befunden, wie ich ihn schätze, für einen hohen Preis versteigert, meinem Prinzipal viel Geld einbringt; wenn ich dann bei Don Ramon an Ansehen steige, er mein Salär, meine Stellung erhöht; wenn ich am Ende nicht mehr Commis bin, sondern Teilhaber des guten Geschäftes und gleichgestellt, dann ... Ja, was denn dann? Es klar zu denken, reichte mein Verstand nicht hin.

Nachdem ich vom alten Robert Abschied genommen, wobei er mir nochmals sein festes Versprechen, eine jede Gefahr zu fliehen, mit seinem Wort und Handschlag wiederholte, habe ich doch nur kurze Zeit in Trinidad bleiben können. Eines schönen Morgens ließ Don Ramon mich zu sich berufen. Diesmal hieß es nicht, wie sonst gewöhnlich: Freund Rodrigo, Sie reiten wohl morgen wieder hinaus auf die Hacienda. Es galt einen schwierigeren Auftrag. Zur Zeit wütete, wie ich schon erwähnt, der große amerikanische Krieg. Die Südstaaten befanden sich gerade im Vorteil, im Norden herrschte

Digitized by Google

schlechteste Stimmung. Unser Korrespondent zu New-York stand vor dem Bankrott. Und ich sollte hingehen, Gelder eintreiben, sondieren, horchen. Ein Amt, das so wenig für mich taugte wie nur eins auf der Welt. Denn ich bin zwar Kaufmann mit ganzer Seele, aber schlau meinen Vorteil verfolgen, einem anderen, ärmeren seinen Pfennig mit List entlocken, das verstehe ich nicht. Und das Spionieren ist nicht meine Sache. Ich sagte es Don Ramon, er thäte viel besser, einen anderen zu schicken. Doch er wollte just mich.

Und auf dem Schiffe, in stiller Kabine meinen Auftrag überdenkend, kam mir der Verdacht: Sollte es mit Absicht geschehen, daß er mich immer gerade dann von Trinidad fortschickt, wenn ich am liebsten bleiben möchte? Wie's um mich stand, das konnte er leicht sehen. Aber sollte das ihn stören? Alle liebten sie, die sie kannten, alle. Sie gab keinem viel Hoffnung. Oder sollte er, Don Ramon, ihr Oheim, vermuten, daß sie für mich etwas freundlicher lächele als für die anderen? daß ihr Lob meines reinen Spanisch wohlwollender klinge, daß sie — als ob das möglich wäre! Der Gedanke machte mich schwindeln. Die traumhafte Vorstellung tanzte mir lockend vor den Sinnen. Und weshalb sollte er das befürchten? Es wäre zu schön, zu unsäglich, unfaßbar. Unfaßbar für mich, der ich all meine Mängel begriff, meine Nichtigkeit, meine Jugend, vor ihrer hoheitsvollen Erscheinung. Don Ramon freilich kannte auch die Meinen zu Hause, ihre Stellung und ...

Die Meinen zu Hause! Sie waren der Grund. Um ihretwillen schickte er mich fort. Sie hatten ihm den Auftrag erteilt, mich zu überwachen. Meiner Mutter — ich höre sie noch, wie sie einst zu uns Brüdern sagte, da wir halbe Knaben waren: Bringt mir nur nie solch ein ausländisches Frauenzimmer als Schwiegertochter hier ins Haus! — meiner Mutter galt, was fremd war, für minderwertig. Wenn sie Angelita sähe, müßte sie zwar diese Meinung wohl ändern. Ihrer Lieblichkeit, ihrer Schönheit konnte ja kein Mensch widerstehen. Doch ob sie selbst sich dort wohl fühlen würde? — Ich sah mein Mütterlein bei der Lampe, im einfachen Hauskleid, fleißig nähend. Der Vater las ihr, wie jeden Abend, aus einem der deutschen Klassiker vor. Und sie daneben, Angelita — sie würde nicht viel davon verstehen. Sie würde sich fremd fühlen, ausgeschlossen. Andere Sprache, andere Religion, andere Bildung, alles schied sie von jenen. Das südlich vornehmere Wesen, die hellen Kleider, ihre strahlende Schönheit selbst würde man ihr zum Vorwurf machen. Man würde streben sie zu ändern, gewaltsam sie in unsere Sitten einzwängen wollen. Sie aber würde sich heftig wehren, ihre Eigenart aufzugeben. Ich hatte es mehr als einmal gesehen, in befreundeten Häusern, wie solch ein Glück zur Qual ausschlug. Mein Bruder hatte dazumal meiner Mutter die Hand darauf gegeben: Sei ruhig, wir bringen dir nie eine Fremde als Tochter, die du nicht gern aufnehmen würdest, die hier nicht ins Haus paßt, noch in unser Leben. So sprach er zur Antwort. Ich aber, ihr Liebling ...

Nie hatte ich bisher während einer Abwesenheit mich so nach Angelita gesehnt wie auf dieser Reise in den Norden, niemals mich so bitter gequält, weil ich weder ihre Züge, noch ihre Farben, noch ihre Stimme mir zurückzurufen wußte. Dazu war's mitten im kalten Winter, dem ich entwöhnt; meine Geschäfte gingen schlecht, die Menschen begegneten mir, als mutmaßlichem Gesinnungsgenossen der Sklavenhalter, mit verletzendem Mißtrauen. Und von Trinidad hörte ich wenig, von meinem Mahagoniblock, der, wie ich annahm, längst nach London gelangt sein mußte, nichts. Ein Unbehagen hielt mich gepackt, ein zehrendes Heimweh, desgleichen ich nie im Leben verspürt. Nur einen Fuß auf mein geliebtes Tropeneiland wieder zu setzen, nur die dufterfüllte Luft dort ein-

Digitized by Google

zunahmen, und ich meinte, alle Sorgen, alle Zweifel müßten für immer von mir fallen.

Die Erledigung meines Auftrages suchte ich indessen, so sehr ich nur konnte, zu beeilen. Um nur ein Wort mit einem unserer Agenten zu reden, bin ich einmal fast drei Stunden in den Quais von Brooklyn umhergelaufen. Es stürmte und schneite, und der Gesuchte war nirgend findbar. Aber ich dachte, treffe ich ihn heute, wer weiß, dann kann ich vielleicht morgen reisen. So begab ich mich zu einer Werft, wo, wie man mir sagte, eine große Partie Tabak von einem gekaperten Schiffe verkauft ward. Die Menschen gingen gerade fort, die Versteigerung schien zu Ende. Unter den letzten sah ich den Gesuchten. Ich trat auf ihn zu: ‚Ah, endlich, ich wollte . . .‘

In demselben Augenblicke vernahm ich den Auktionator, wie er in seinem heiseren Singsang ausrief: ‚Ein Block Mahagoni, ein Block Mahagoni, trägt den Namen Angelita, von der Enterprise, Kapitän Roberts!‘

Wie ich mich durchdrängte, meinen Mann mitzog, den verdutzten Verkäufer anrief, den einzigen Käufer mit Stentorstimme überbot, ich wußte es selbst kaum. Der Block, mein Block, mit ihrem Namen, hier in New-York, wo man nichts von Mahagoni verstand, für ein paar lumpige Dollars verschleudert, an einen kleinen deutschen Tischler! Ich meinte solche Niederlage nicht zu überleben. Dazu erhöhte meine Wut nur, wie natürlich, die Kauflust des Braven. Unsere beiden bietenden Stimmen kreuzten sich in immer lauteren Rufen. Bis endlich der gute Sachse erklärte: ‚Nein, ich muß sehr bitten, das wird mir zu viel. Wenn's noch höher geht, ist das Holz nichts für uns hier, ist für einen englischen Lord oder Prinzen.‘

Ich meinte das gleichfalls.

So habe ich denn, trotz Angst und Gefahr, dem Hans Sepulveda den Block Angelita wiedererobert. Erst als ich ihn unter dem Dach eines Schuppens rekognosziert, betastet, ob ihm nichts geschehen, und mit dem Agenten vereinbart hatte, daß er ihn direkt per Dampfer nach London spedieren solle, konnte ich so weit mich sammeln, nach dem Grunde zu fragen, der die Ladung der Enterprise hierher verschlagen. Wo war Kapitän Roberts und was war geschehen?

Ich erfuhr's nur zu bald. El diablo hatte Wort gehalten, Gefahren zu meiden. Aber es war ihm schlecht bekommen. Seine erste, vorsichtig unternommene Reise blieb, wie er vorausgesagt, seine letzte. Der Block hatte Fürchterliches gesehen. Nachdem das Schiff schon fast außer Bereich der Rebellen war, wurde es, auf der Höhe der Bahamas, von einem südstaatlichen Kreuzer genommen, die Mannschaft überwältigt, in Eisen gelegt. Nur der tapfere alte Kapitän ließ sich weder knebeln noch fesseln. Er setzte sich mit allen Kräften wütend zur Wehr. Und er büßte seinen Mut mit dem Leben. Darob erzürnte sich die Mannschaft, sprengte die Ketten, rächte ihres Führers Tod, ertränkte, mordete ihrerseits in finsterer Nacht die feindliche Besatzung. Und Steuermann Johnnie, des armen Roberts langjähriger, vielgetreuer Genosse, übernahm das Kommando, brachte das eroberte Schiff mitsamt seiner Ladung als gute Prise nach New-York. So war mein Block zur Kriegsbeute geworden.

Ich reiste nicht ab, bis ich ihn in einem englischen Steamer sah und den Steamer unter Dampf und das Wetter klar und die Fahrtrichtung sicher. Meinem guten Freunde Roberto el Diablo habe ich, so gern ich ihn gehabt, kaum eine Thräne nachgeweint. Denn es dünkte mich gar so arg nicht, für Angelita das Leben zu lassen. Ihr aber, als ich endlich, endlich heimkehrend nach Trinidad, ihr davon berichten mußte, ging es näher. Ich sah sie um den Alten erbleichen, die Hände falten, zittern, weinen, daß mir es ins Herz schnitt.

‚O,‘ sagte sie leise, ‚ich will für ihn beten. Ist mir's doch, als hätte ich selbst,

Digitized by Google

als hätte mein Name ihn getötet. Wie durften Sie den Block nach mir nennen, der einem so edlen alten Manne seinen Untergang bringen sollte!'

Zwei Tage später — ich hatte sie das eine Mal nur und flüchtig gesehen — erklärte mir Diego auf der Hacienda, wohin ich sofort wieder reiten gemußt, er würde jetzt sich nicht mehr sträuben, in fremde Gegenden mit mir zu ziehen: ‚Du darfst uns führen, wohin du willst, Herr, in den Wald, in die Berge. Und wenn wir auch Bandoleros treffen, sie schrecken mich nicht. Denn der Schlimmste ist gefallen, Luiz Brunetto.'

Ob ihn die Guardia civil gefunden, gefangen hätte? fragte ich erschrocken.

‚Den! nimmermehr. Der ließ sich nicht fangen. Seine eigene Geliebte hat ihn erstochen. Wie man sagt, um sich zu rächen, weil er ihr eine Bitte verweigert.'

Mich packte ein Grauen, als ich das hörte. Hat der Räuber, ebenso wie Kapitän Roberts, um meinen Mahagonistamm das Leben lassen müssen? Wen würde nun noch der Fluch des Baumes treffen? Ich bin sonst nicht gläubig, geschweige denn abergläubisch gewesen. Mein Arm und mein Wille, das waren die einzigen zwei Gewalten, auf die ich vertraute. Aber es mag wohl in jener Südluft irgend ein schwächender Einfluß liegen. Oder waren es die Reden des alten Negers, Angelitas vorwurfsvolle Mienen, die mein Denken in die falsche Richtung getrieben? Immer wieder sah ich die kleine Mestize vor mir, mit dem bleichgelben Blumengesichtchen und den drohenden Augen, hörte ihre beschwörende Stimme: ‚Rühr nicht an den Baum, rühr nicht an den Baum, er bringt dir Weh!' Und das Herz war mir schwer; wie ein kommendes Leid lag es mir drückend auf der Brust. Hätte man in jenen Wochen mir verkündet, das Schiff mit dem Mahagonistamm sei untergegangen, das Holz verloren, ich glaube fast, es wäre mir eine Beruhigung gewesen.

Nachdem ich etwa einen Monat auf der Hacienda mich aufgehalten, langte ich mit meinen Leuten (wir hatten eine große Ladung Bauholz in den Hafen zu flößen) gerade an dem Tage in Casilda an, an welchem die englische Post eintraf. Don Ramons Wagen hielt schon vor unserem Lagerschuppen. Er selbst und der zweite Commis, ein Spanier, die von Trinidad herausgefahren, waren in dem kleinen Bretterverschlage, der uns hier zum Comptoir dienen mußte, eben beschäftigt, die Briefe zu ordnen.

‚Für den Chef,' murmelte der junge Mann beim Sortieren, ‚Privatsachen, die wohl nicht Eile haben. Auch für Sie, Don Juan, hier, noch einer, und hier ... Da ist endlich ein Schreiben von dem Holzagenten in London, das geht Sie auch an.'

Don Ramon sah schnell auf von seiner Lektüre:

‚Also was ist es?'

Ich hatte mit vor Ungeduld zitternden Händen das Blatt erbrochen.

‚Nun, Sie sind ja ganz blaß geworden. Giebt's schon wieder ein Unglück? Der verdammte Block kommt wohl niemals zur Ruhe. Heraus, Rodrigo, was ist geschehen?'

‚Der Mahagoniblock La Angelita ist in London versteigert worden für ... für fünfzehnhundert Pfund Sterling.'

Ich glaube, Don Ramon, mein Chef, wäre mir gern um den Hals gefallen. Gegen einen ersten Einkaufspreis von etwa ein Pfund an Mehl, Reis und Speck solch ein nettes rundes Sümmchen, nach heutigem Gelde etwa 30000 Mark verdienen, ist kein schlechtes Geschäft. Außerdem erwuchs unserem Hause noch Ruhm aus der Sache. Denn die Wood-Gazette, ein geachtetes Fachblatt, das unserer schönsten Holzsendungen bisher ein paarmal nur ganz flüchtig Erwähnung gethan, brachte über den Block Angelita, dessen Maserung und Güte eine eingehende Beschreibung von 9, sage neun ganzen Seiten Text.

Viel früher denn sonst jemals am Posttag fuhren wir zurück zur Stadt. Nur

Digitized by Google

der Commis blieb noch im Hafen, bis gegen abend, wo das Schiff wieder abgehen sollte. Meine eigenen Briefe zu lesen, war ich viel zu erregt. Die Fahrt nach Trinidad durch den Sand benutzte ich, um Don Ramon endlich zu beichten, wie und von wem ich den Mahagonibaum erworben. Und mein väterlicher Freund klopfte mir auf die Schulter:

‚Ich dachte mir so etwas. Daß es nicht ganz alltäglich hergegangen damit, das konnte ich wohl sehen. Und daß Sie, Don Juan Rodrigo, weder das ganz Alltägliche, noch die breite, bequeme Heerstraße lieben, wußte ich auch. Nun, es stimmt, was dort im Walde des Räubers Liebchen vorhergesagt hat. Dem, der ihn fällte, bringt der Mahagonibaum Unheil; aber Glück dem, der an ihn glaubt. Und so fest, so treu, wie Sie, Don Juan, an den Wert dieses Holzes glaubten, vertraute ihm wohl kaum vor Zeiten selbst einer der eingeborenen Indios, von denen diese Legende herstammt. Lieber Freund, was mich betrifft, ich hätte trotz Ihrer Jugend schon lange, wenn ich nur gedurft, Ihr Glück lieber gefördert, als es zu stören. Jetzt haben Sie mir einen so großen Dienst erwiesen, daß mich bedünkt, ich müßte erst Ihnen mich dankbar zeigen, ehe ich dem folge, was andere wünschen. Heute abend ist Tertullia, Sie stellen sich doch sicher ein? Man wird Sie, denke ich, nicht schlecht empfangen bei mir zu Hause.‘

Und so kam der Abend.

Die Schwarze öffnete wie immer. Es dufteten die Oleander und die weißen Orangenblüten. Zwischen dem Blattwerk schimmerten die Lampen rötlich. Der kleine Springbrunnen plätscherte leise, mit silbernem Ton, wie die Tropfen niederfielen. Und da ich eintrat, viel früher als alle anderen, lehnte sie an dem runden Steinbecken und fütterte die Goldfischchen im Wasser mit weißen Brotkrumen. Sie nickte, da sie mich kommen sah, ohne mir die Hand zu reichen, welche langsam die letzten Brosamen verstreute. Ich hatte mir so fest vorgenommen, sie heute anzuschauen, voll und lang, um endlich ihres Mundes Schnitt, ihrer Augen Farbe zu wissen. Sie aber ließ mich ihr Antlitz nicht schauen. Nur daß sie lächelte, bemerkte ich von der Seite, während die Fische nach ihren feinen Fingern schnappten. Wir schwiegen eine ganze Weile, bis sie urplötzlich sich zu mir kehrte: ‚Nun, was haben Sie mir sonst noch zu sagen, Señor Don Juan?‘

Ihre Augen blitzten mich an, daß mir armem, jungem Fische vor dem zauberhaften Schimmer der Atem verging und aller Mut. Ich schaute zu ihr auf, verwirrt, beseligt, wortlos. Doch Form und Farbe ihrer Augen habe ich auch dieses Mal nicht ergründet.

Sie hatte sich gesetzt und winkte, mir einen Stuhl gegenüber zu nehmen. ‚Erzählen Sie,‘ begann sie wieder, ‚ich erfuhr schon etwas von Don Ramon, aber ich muß es noch einmal hören, von Ihnen selbst, was für Abenteuer und Fährlichkeiten Sie überstanden, um den Baumstamm zu erlangen.‘ Dabei stützte sie ihre Wange in die Hand und sah erwartungsvoll zu mir auf. ‚Und dann?‘ fragte sie, als ich schließen wollte, ‚was geschah dann, was thaten Sie weiter?‘ So mußte ich alles genaustens berichten. Und da ich fertig war, nickte sie wieder: ‚Sie sind ein tapferer Held, Don Juan. Thun Sie nicht, als wäre das alles so leicht gewesen. Andere an Ihrer Stelle hätten wohl vor Luiz Brunetto die Flucht ergriffen. Ich ganz gewiß. Denn ich zittere noch vor dem Räuber, wenn Sie seinen Namen nur nennen. Aber die gelbe, blasse Mestize, die hasse ich. Die kleine Schlange, sie sann Ihnen Böses. Sie sollen nicht mit ihr Mitleid haben, Don Juan, ich verbiete es Ihnen. Und ich mag nichts mehr von ihr hören. Sprechen wir lieber von dem Baum, meinem Baum! Don Ramon sagt, er könne Ihre Zukunft begründen. Sie hielten vorhin ein Blatt in den Händen. Ist darin von dem Stamm die Rede? und von Ihnen auch?‘

‚Es ist nur die Beschreibung des Hol

Digitized by Google

zes und der Auktion,' begann ich, ‚meine Zukunft ...'

‚Erst lesen Sie mir, was da in der Zeitung steht. Ich will es hören, jedes Wort. Dann dürfen Sie auch von anderem reden,' gab sie zur Antwort.

Ich mußte gehorchen.

Ein Auktionsbericht war's, eine Holzbeschreibung, weiter nichts. Im Lesen übertrug ich gewissenhaft Satz für Satz ins Spanische. Nur daß meine Gedanken nicht so ganz bei der Sache waren. Nur daß die gesprochenen spanischen Worte weicher klangen, volltönender, wärmer als die englischen gedruckten. Ob sie an meiner Stimme es hörte, wie mir zu Mut war, was ich dachte und was ich nicht auszusprechen wagte? Die Lampe auf dem kleinen Tischchen trennte uns beide. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen. Und so gelangte ich zum Schluß des Artikels, las, wie der Auktionator ausrief: Gewiß, gewiß, die schwarzen Augen der jungen cubanischen Señorita, deren Namen dieser Block trägt, sie müssen noch schöner sein, noch sehr viel schöner als die Augen hier in dem Holze ... Da stand sie auf einmal neben mir. Ich unterbrach mich, ich wollte ihr das Zeitungsblatt zeigen, die gedruckten Worte. Sie aber senkte ihren Blick in den meinen, tief und lang, ohne zu reden. Und ehe ich wußte, wie mir geschah, fühlte ich ihre Lippen, ihre kühlen, süßen Lippen auf meiner Stirn. Das Glück war da, das mir der Baumstamm bringen sollt.

Und dann sind die Gäste gekommen zur Tertullia. Und dann bin ich heimgegangen, schwankend, wie trunken, durch die laue, duftige Nachtluft. Und dann habe ich mich, ohne das Licht dabei anzuzünden, ausgekleidet, aufs Bett gestreckt. Das Fenster stand offen, die Kühlung strömte wohlig herein, die Dunkelheit umgab mich wie schützend, bewahrte mir das Angedenken ihres Lächelns, ihrer Nähe. Ich glaubte wieder sie zu sehen, wie sie sich leise über mich neigte. Ich glaubte noch den Kuß zu spüren auf meiner Stirn, der mich geweiht, geheiligt hatte für alle Zeit. Angelita! sagte ich zu hundertmalen hinaus in die Nacht. Angelita! nichts weiter. Der eine Name barg mir alles. Angelita! Wenn ich heute, jener Stunden gedenkend, den Namen ausspreche, fühle ich deutlich wieder, wie damals, ihren Kuß meine Stirn berühren, koste ich ihn wieder, den gleichen Rausch, durchströmt es mich neu und überwältigend, allbesiegend, das unendliche Glücksgefühl. Mit ihrem Namen auf den Lippen bin ich entschlummert, fuhr ich erwachend erschreckt in die Höhe: ‚Was ist geschehen?'

Vor mir stand Don Ramon, mein Chef, blaß in der fahlen Morgenbeleuchtung.

‚Mein lieber Rodrigo, ich hielt es für Pflicht, so schwer es mir wird. Es ist soeben eine Depesche angekommen, aus Casilda.'

‚Eine Depesche, aus dem Hafen? So handelt sich's nicht um Angelita? Nun, dann schadet's nicht viel.' — Und schlaftrunken, wie ich war, wollte ich mich wieder legen.

Doch er hielt mich beim Arm. ‚Was fällt Ihnen ein. So hören Sie mich doch an, Rodrigo. Der Commis telegraphiert mir soeben, daß der englische Dampfer, weil ihm eine Kette gerissen, zur Nacht noch nicht fort sei, zu Mittag mit der Flut erst gehen werde. Also können Sie ihn jetzt noch erreichen, falls es Sie treibt, gleich heute direkt, anstatt mit dem Postschiff von der Havana, in drei Tagen erst heimzureisen. Ich darf Sie nicht hindern.'

‚Heimreisen? Don Ramon, ich verstehe Sie nicht. Weder heut, noch in dreien Tagen, noch überhaupt. Weshalb sollte ich fort von hier gehen! Und gerade jetzt ...'

‚Ja, haben Sie denn den Brief Ihres Vaters nicht gelesen?'

‚Welchen Brief?'

‚Freilich, freilich. War ich doch selbst so erregt von der Mahagoniaffaire, daß ich zur Nacht erst, da ich mich ins Bett legen wollte, Zeit fand, meine Privat-

Digitized by Google

korrespondenz durchzusehen. So habe ich noch nicht über die Trennung, die uns leider bevorsteht, mit Ihnen mich besprechen können. Und Ihre Briefe ... aber bei allen Heiligen, da liegen sie ja noch uneröffnet, wie Sie dieselben erhalten haben, auf dem Tischchen hier am Bett. So wissen Sie's nicht, daß wir scheiden müssen? Mir, wahrhaftig, mir wird es so schwer, als sollte ich einen Sohn verlieren. Doch um so minder darf ich es Ihrer Mutter verargen, daß sie erkrankt nach Ihnen begehrt. Ich hoffe, Sie kehren uns in kurzem und unverändert wieder zurück. Jetzt aber, fürchte ich, da ich und Sie es beim Abschied versprochen haben, muß es sein. Wie sehr es eilt, ob Sie heute zu gehen haben, ob mit der Havanapost erst, das beurteilen Sie selbst. Doch müssen Sie es jetzt gleich entscheiden, sonst wird es zu spät. Hier, lesen Sie und dann sagen Sie mir, was Sie wollen.'

Indessen er wartend zum Fenster getreten, erbrach ich, im Bette sitzend, den Brief meiner Eltern an mich. Ich versuchte zu lesen. Doch tanzten mir die Worte und Lettern vor den Augen. Deutlich, durchdringend klar hörte ich nur, was Don Ramon soeben gesprochen: es muß sein ... Entscheide jetzt ... Sonst wird es zu spät ...

Und ich legte den Brief aus den Händen, ohne ihn zu Ende zu lesen. ‚Wenn es doch sein muß,' sagte ich langsam, ‚dann lieber gleich. Lieber heute, in dieser Minute die Qual überstehen, als drei Tage lang sie erwarten.'

So stand ich auf. Mein Chef half mir packen. Viele Habseligkeiten besaß ich nicht, um die es mir leid war, sie liegen zu lassen. Wir wurden bald fertig. Ich war wie im Traum. Schon hielt der Wagen vor dem Hause. Diego war bereit, mir den Koffer hinunterzutragen. Don Ramon klopfte mir auf die Schulter: ‚Nun, nun, nicht so finster dreinsehen! Der Bericht klingt gar so schlimm nicht, Sie treffen die Mutter wohl in der Genesung und ordnen alles und kehren dann wieder.' — Ich hörte ihn nur wie durch einen Nebel. Wußte ich doch kaum, von wem er sprach.

Durch die morgenstillen Straßen fuhren wir fort, an Angelitas Fenster vorüber. Sie war nicht da. Und das war gut. Denn hätte ich sie noch einmal gesehen, ein einziges Mal — ich glaube, ich wäre nimmer gegangen. Und so fuhren wir durch den Sand, unter der steigenden Sonne zum Hafen.

Der Commis kam uns schon entgegen: ‚Eilen Sie, sonst geht das Schiff ab.' Wir stiegen an Bord, kaum ließ man uns Zeit, einander noch die Hände zu schütteln. Sie jagten Don Ramon hinunter, in sein Boot, das stieß ab, kehrte zum Lande zurück. Er winkte. Ein Rasseln und Zittern ging durch den Schiffsleib. Der Anker war emporgewunden. Klirrend legten sich die Glieder der langen Kette um die Winde. Ein Knechten und Stöhnen. Wir gaben Dampf und begannen zu fahren.

‚Adios, Cuba!' sagte neben mir ein Matrose.

Da erst begriff ich's. Ich würde sie nie wiedersehen. Was ich mit sehnendem Blick noch erfaßte, das war das letzte. Es legten sich Nebel zwischen jenen Strand und mich. Der Hafen rückte ferner, ferner, der Hafen, von dem aus zu ihr der Weg ging. Schon schied uns das Meer. ‚Adios, Cuba,' rief ich, ‚Adios, leb wohl, Angelita!'

Und ich streckte die Arme aus, als ob ich das Land dort noch halten könnte, das mir entfloh. Nein, ich entfloh, ich war's ja, der ging. Wie das möglich war, faßte ich selbst nicht. Welcher Wahnsinn hieß mich so eilen! Mir war, als sei mir das Herz aus der Brust herausgerissen und dort geblieben, und ich stünde hier mit der blutenden hohlen Wunde. Gleich dem Don Juan Tenorio hatte ich übermütig gewünscht, bitteres Erinnern möge bleiben, wo ich davonging. Und nun? Das Gegenteil war geschehen. Denn wie sie mein auch gedenken mochte, vielleicht mit Spott, vielleicht mit Schmerzen, so bitter-

Digitized by Google

lich, ſo reuevoll, verzweifelnd konnte nimmer ihr Erinnern ſein wie das meine. Ich lag am Schiffsrand, den Kopf an die hölzernen Planken gedrückt, und ſtarrte hinüber über die Wellen, die ſich weiter und weiter dehnten. Mir war's, als ſei's nicht mein Wille geweſen, als ſei es eine fremde Gewalt, die mich fortgetrieben aus allen Wonnen.

Und wie ich ſo dachte, kam der Mahagoniſtamm mir wieder zu Sinnen. Dem, der ihn gefällt, hatte er den Tod gebracht. Mir ward es nicht einmal ſo gut. Mir war ein ſehrend, tödliches Gift in die Adern geflößt, das ich lebend mit mir ſchleppen mußte, wer weiß wie lang noch.

So dachte ich damals, in meiner jugendheißen Verzweiflung. Seither freilich habe ich das alles ein wenig anders betrachten gelernt. Es war doch Glück, was der Baum mir gewährt. Ein echtes, wahres, wenn auch ſo kurzes. Und vielleicht iſt es um ſo tiefer eingedrungen, hat ſich mir um ſo reiner erhalten, weil es eben raſch abgebrochen, unverwiſcht und ſonder Trübung als der Lichtpunkt meines Daſeins mir im Herzen geblieben iſt. —

Meine Mutter habe ich daheim geſund angetroffen. Hinaus nach Cuba bin ich doch nie wieder gekommen, denn ... Aber nicht von mir wollte ich reden, ſondern nur von dem Baum erzählen, ſoweit er mein Leben berührt hat und beeinflußt. Deſſen Geſchichte iſt hiermit zu Ende."

„So danke ich ſchönſtens für Ihre Erzählung. Sie haben recht, Freund Roderich, Ihr Baumſtamm ſah viel: Räuber, Sklaven, Mord und Totſchlag, genug der bunten Abenteuer. Aber ſchließlich — geſtehen Sie's ſelber — was iſt Anfang und Ende, was der Kernpunkt dieſer Mahagonigeſchichte? Das Menſchenſchickſal, daß zwei ſich lieb haben und ſich trennen, daß er davongeht und ſie zurückbleibt. Und wenn meine armen Kollegen, die Novelliſten von heutzutage, wie die von vor hundert und tauſend Jahren, ſich nicht viel anderes erdenken können, als immer die gleiche, uralte Hiſtorie, ſo dürften Sie, dünkt mich, Don Juan Rodrigo, das ihnen nicht zum Vorwurf machen."

Digitized by Google

Oſtſeite der Propyläen.

Athen.

Von

Ludwig Pietſch.

I.

Nicht nur die Gläubigen aller Bekenntniſſe haben ihre „heiligen Stätten“, zu denen ſie die fromme Sehnſucht zieht. Sei es, weil dieſe ihnen geweiht vor allen anderen Orten der Erde durch die hohen Menſchen, die Gottgeſandten, erſcheinen, welche einſt auf jenem Boden wandelten; ſei es, weil ſie beſonderer Gnaden teilhaftig zu werden hoffen durch das Betreten desſelben, durch die Berührung mit den erhaltenen irdiſchen Spuren und Denkmalen des Daſeins der heiligen Propheten und Gottesmänner. Auch ſolche Orte giebt es, welche für die ganze geſittete und gebildete Menſchheit, ohne Unterſchied ihres Bekenntniſſes und der Stärke ihres Glaubens, eine ſehr ähnliche Bedeutung haben. Die dem kultivierten Geiſte teuerſten Erinnerungen knüpfen ſich an dieſelben. Sie waren die Schauplätze des Lebens und Wirkens der größten Menſchen, deren geiſtiges Schaffen die ewige Grundlage der Bildung aller ſpäteren Geſchlechter geblieben iſt; und glücklich aus der Zerſtörung und dem Verfall gerettete Zeugen jener längſt verſunkenen Tage, zahlreiche Reſte ihrer erhabenen Schöpfungen geben ſichtbare Kunde von der alten Herrlichkeit dieſer Stätten und derer, die ſie einſt bewohnten. Keine zweite auf unſerer Erde, ſelbſt

Digitized by Google

Rom nicht ausgenommen, kann sich in dieser Hinsicht mit der Hauptstadt des heutigen Königreichs Griechenland, mit Athen, messen. Das Genie der Hellenen in den Jahrhunderten der alten Blütezeit des Volkes und Landes hat seinen höchsten Ausdruck in dieser Stadt gefunden. Alle Strahlen seines geistigen Lebens flossen hier zusammen und verbreiteten sich von hier aus über die übrige Menschheit. Durch das von Athen ausgehende Licht erleuchtet und erwärmt, hat der römische Geist sein ursprüngliches Wesen gewandelt und ist er zu dem großen Kulturträger geworden, als welcher er sich durch alle Folgezeiten so mächtig

unserem Jahrhundert hat man sich wieder auf deren wahren Ursprung besonnen, dem hellenischen Genius die ihm gebührenden Ehren in vollem Umfang wieder zurückgegeben und speciell Athen gleichsam von neuem entdeckt.

Länger als zwölf Jahrhunderte lag die Stadt des Perikles und Themistokles, des Iktinus und Phidias, des Aristophanes, Äschilos, Sophokles und Euripides, des Sokrates, Plato und Aristoteles, des Demosthenes und Thukydides wie im Todesschlaf da; in Wirklichkeit zuletzt nur noch wenig mehr als eine armselige Trümmerstätte, und in seiner alten Schönheit nur noch in der Phantasie gelehrter Alter-

Westseite der Akropolis, Eingang.

bewiesen hat, daß er während der Jahrhunderte des Mittelalters die Quelle fast vergessen machte, aus welcher er seine bildende Kraft geschöpft hatte. Erst in

tumsforscher lebend. Noch lange während der Verfallzeit des römischen Reiches blieb Athen die hohe Schule der echten Bildung für die Völker des damals

Digitized by Google

bekannten, der römischen Herrschaft unterworfenen Erdkreises. Selbst die verheerenden Stürme der Völkerwanderung, welche, wie über ganz Europa, auch über Griechenland dahingingen, haben die Bedeutung und den äußeren Glanz der Erscheinung Athens nicht vollständig vernichtet. Dieser traurige Ruhm gebührt jenen byzantinischen christlichen Kaisern, dem frommen Justinian an der Spitze, welche die hellenische Schönheit wie die hellenische Kultur als Teufelswerk erklärten und mit all ihren gewaltigen Machtmitteln bekämpften. Da vollzog sich der Verfall rasch und unaufhaltsam. Die Stadt sank zur Unbedeutendheit herab. Nach der Eroberung von Byzanz durch die Lateiner und der Errichtung des lateinischen Kaisertums wurde Athen als Herzogtum an einen der französischen Barone gegeben. Später folgte dieser Dynastie jenes florentinischen Herzogs Nerio Accajuoli, welcher mit dem von den Byzantinern nicht wieder zurückgewonnenen Herzogtum durch König Ladislaus von Ungarn 1394 belehnt wurde. Die türkische Invasion der Balkanhalbinsel machte dieser Herrschaft schon fünfunddreißig Jahre vor der Eroberung Konstantinopels ein Ende. Die stumpfe türkische Gleichgültigkeit mehr noch als barbarische und fanatische Zerstörungswut, wie sie die byzantinischen Christen gegen die Denkmale der alten Herrlichkeit gekehrt gehabt, vor allem aber die jeweiligen kriegerischen Heimsuchungen wirkten seitdem zusammen, um den Verfall Athens immer vollständiger und gründlicher zu machen. Herber und grausamer als durch jedes andere Schicksal hat die Schönheit Athens durch jenes unselige Bombardement zu leiden gehabt, das die venetianische Flotte im Kriege gegen die Türken unter Morosini im Jahre 1687 unter dem Befehl des deutschen Grafen Königsmark gegen die befestigte Burg der Stadt, die Akropolis, richtete. Eine nur zu wohlgezielte Bombe fiel in das schönste und erhabenste Denkmal der Stadt, in das von den Türken damals als Pulvermagazin benutzte Parthenon, den Tempel der jungfräulichen Schutzgöttin Athena, der, bis dahin in seiner äußeren Gestalt verhältnismäßig noch ziemlich wohl erhalten, sich auf dem Burgberge erhob, und vernichtete Unersetzliches für immer. Aber Athen blieb in den Händen der Türken, die ungehindert an seiner allmählichen Zerstörung weiter arbeiteten. 1778 erbauten sie eine Stadtmauer, deren Material hauptsächlich die Blöcke antiker Baudenkmale hergeben mußten. An dem Frevel der Verwüstung und Plünderung der alten Heiligtümer beteiligte sich indes nicht minder wirksam auch ein hochgebildeter christlicher Europäer, der schottische Lord Elgin. Ausgerüstet mit einem Ferman des Sultans, der ihn ermächtigte, aus Athen nach Belieben antike Bildwerke hinwegzuführen, beraubte er das Parthenon des noch immer ziemlich stattlichen Restes der der Zeit und Schule des Phidias entstammenden alten Skulpturwerke, welcher dort auf ihrer ursprünglichen Stelle in den Giebelfeldern, in den Metopen und oben an der Cellawand alle bisherigen Zerstörungen glücklich überdauert hatte. Bei der Ablösung und dem Herunterlassen jener Giebelstatuen stürzten einige derselben von der Höhe herab, um unten auf dem Felsboden zu zerschellen. Eins von den beiden mit dieser unschätzbaren Fracht beladenen Schiffe ging auf der Fahrt nach England zu Grunde, und seine Ladung begrub das Meer für alle Zeiten. Die glücklich nach England gebrachten „Parthenon marbles“ des spekulativen Lords wurden vom Parlament für das britische Museum (1816) erworben. Dort aufgestellt, abgeformt und in kongruenten Gipsabgüssen wie in Nachbildungen über alle Kulturländer der Erde hin verbreitet, haben diese Schöpfungen des griechischen Meißels dann freilich eine tiefgreifende Revolution in den Anschauungen vom Wesen der höchsten hellenischen Kunst eingeleitet und unvergleichlich größere, reichere geistige Wohlthaten der Menschheit gebracht, als es je hätte geschehen können, wenn jener Raub Lord Elgins

Digitized by Google

nicht begangen wäre und er sie dort oben gelassen hätte, wo sie seit zweiundzwanzig Jahrhunderten gestanden hatten. Wahrscheinlich wären auch sie, ohne ihre Entführung, in dem im folgenden Jahrzehnt beginnenden griechischen Freiheitskriege völlig zu Grunde gegangen. 1822 eroberten die aufständischen Griechen das von den Türken verteidigte Athen. Sie hielten die von ihnen befestigte Akropolis noch ein Jahr, nachdem die Türken die übrige Stadt 1826 bereits wieder mit Sturm genommen hatten. Während dieser türkischen Belagerung des zur Citadelle gewordenen heiligen Hügels vollendeten türkische Bomben das Werk der Zerstörung, welches die venetianischen Morosinis und Königsmarks begonnen hatten. Als die griechische Besatzung 1827 die Akropolis an die türkischen Belagerer übergeben mußte, ließ sie dort oben wenig mehr als einen wüsten Trümmerhaufen zurück. Auch die ganze Stadt zu den Füßen des Burgberges war damals kaum etwas anderes als eine trostlose Ruinenstätte, auf welcher einige Hundert türkische und griechische Familien armselig ihr Leben fristeten, als 1830 nach der Begründung des neuen Königreichs Griechenland auch Athen dauernd in den Besitz desselben überging.

Als dies neue Königreich nach schweren blutigen Parteikämpfen, an welchen die gegeneinander arbeitenden christlichen Schutzmächte nicht ohne Schuld und Anteil waren, endlich seinen König in der Person des jungen Prinzen Otto von Bayern erhalten hatte, konnte demselben kaum zugemutet werden, daß er in diesem Trümmerhaufen, der einst Athen war, seine Residenz aufschlage. Nauplia, die besser erhaltene und europäisiertere Hafenstadt in der Provinz Argolis, erschien vorläufig dafür geeigneter. In diese zog er mit glänzendem bayerischem und griechischem Gefolge am 10. Februar 1833 bekanntlich ein, wie das der Münchener Peter Heß in einem seiner schönsten, wahrsten und lebensvollsten Gemälde so heiter und anschaulich geschildert hat. Erst zwei Jahre später wurde diese Residenz mit der der alten Hauptstadt Attikas, Athen, vertauscht, das eben langsam begonnen hatte, sich aus seinen Trümmern zu erheben. Auch ein Schloß, in welchem reichlich für die Raumbedürfnisse des jungen Hofhalts gesorgt ist, hatte 1834 der Münchener Architekt Gärtner in dem echten neu-münchenerischen, trockenen und langweiligen Stil der von ihm in der Heimat geschaffenen Banten für den König in Athen zu errichten begonnen.

Wie das ganze Königreich unter den denkbar ungünstigsten Umständen, so hat sich seitdem auch seine neue Hauptstadt, trotz aller jeweiligen Stürme, trotz der Entthronung König Ottos und der Einsetzung des Königs Georgios I., des Dänen, in die hellenische Königswürde, ununterbrochen fortschreitend, in kaum zu hoffen gewesener Weise entwickelt. Das neue Athen bildet heute eine meist wohlgebaute, schmucke mittlere Residenzstadt mit mindestens 90000 Einwohnern, in der es kaum noch an etwas von dem mangelt, was auch der verwöhnte West- und Nord-Europäer in und von einer solchen erwartet. Ich habe persönlich das Glück gehabt, sie während der letzten zwanzig Jahre dreimal (1869, 1876 und 1889) besuchen zu können, und kann aus eigener Beobachtung und Erfahrung die wahrhaft imponierenden Fortschritte und Wandlungen zum Besseren konstatieren, welche sich in den städtischen Zuständen und in der Erscheinung der Stadt Athen innerhalb dieses Zeitraumes vollzogen haben. Mit besonderer Genugthuung hat es mich noch bei dem letzten dieser drei Besuche erfüllt, daß diese Umwandlung Athens zur modernen Residenzstadt nirgends auf Kosten dessen und über die rasierten Stätten dessen hinweg vor sich geht, was uns ehedem darin so lieb und teuer war, so schön und reizvoll dünkte. Die antike Stadt dehnte sich vorzugsweise an der Südwest-, Süd- und Südostseite des Burghügels und erst später nur wenig nach Norden hin aus. Die moderne ist ihrerseits dem in fast allen Hauptstädten so mächtig gewordenen Zuge

Digitized by Google

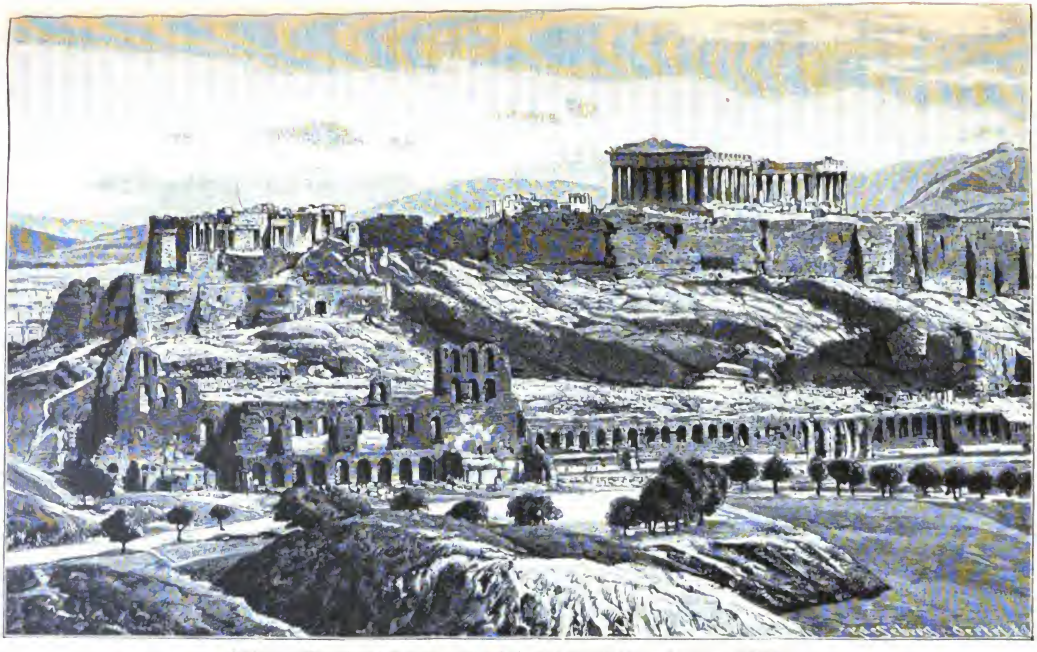
nach Westen nicht gefolgt, sondern nördlich und nordöstlich von dem Felsenfuß der Akropolis erstreckt sich nun das hellfarbige Häusermeer in der Ebene und läßt den größten Teil der Reste des antiken Athen, des hellenischen und römischen, unberührt. Nur ganz vereinzelte, streng respektierte Denkmale des klassischen Altertums findet man zwischen den Häusern der neuen Stadt und an den Straßen derselben gleichsam hinein versprengt. Die noch vorhandene Hauptmasse dessen, was die Jahrhunderte noch vom Athen der alten Hellenen und der römischen Kaiser übrig ließen, blieb zusammengedrängt auf dem Felsplateau des Burghügels, an dessen südlichen Abhängen, südwestlich, südlich und südöstlich davon im Thal wie auf den gegenüber aufsteigenden felsigen Höhen.

Die alte üppige Fruchtbarkeit wie der Baumreichtum der Umgebung Athens hat sich wesentlich vermindert, wenn auch die Olivenbäume des Wäldchens nicht gänzlich verschwunden sind, welches den Lauf des Kephissos im Norden und Nordwesten der Stadt verbirgt und beschattet. Aber wie dessen Lauf und der des dünnen, wasserarmen Ilissos, welche im Südwesten zusammenfließen, so sind auch die großen Linien jener Gebirgsrücken, welche die attische Ebene umwallen und aus derselben emporragen, im Lauf der Jahrtausende sicher nicht verändert. Parnaß und Pentelikon, Ägaleos, Korydalos, der breithingestreckte Rücken des Hymettos, der nun freilich von einem Kloster gekrönte, in einer fast kegelförmigen Spitze gipfelnde Lykabettos und der Burgberg mit seinen Heiligtümern, die Hügel der Nymphen, der Pnyx, des Museion haben ebenso auf das Athen des Perikles, des Plato und Sokrates herabgeblickt wie heute auf das des Königs Georgios und des Trikupis.

Daß dies heutige Athen aus der von höchstens 1800 verarmten Menschen, griechischen Christen und Türken bewohnten Trümmerstadt zu der zum großen Teil so schmucken modernen Hauptstadt werden konnte, dankt es der außerordentlichen Regsamkeit, dem Ehrgeiz und vor allem dem Patriotismus, der Heimatliebe der Hellenen. Keine andere Nation, vielleicht mit Ausnahme der nordamerikanischen, hat sich einer ähnlich großen Zahl solcher Söhne zu rühmen, welche ihre erworbenen Reichtümer in einem Maße und in einem so großartigen Sinne, wie es hier geschieht, dazu verwenden, ihre Heimat mit Stiftungen und Bauten zum allgemeinen Besten und zum Schmuck und Nutzen der Vaterstadt zu beschenken. Solchen Schenkungen dankt Athen seine Universität, seine Sternwarte, seine Akademie, sein Centralmuseum, seine öffentliche Bibliothek, sein Polytechnikum, sein Arsakion (das Lehrerinnen- und Mädchen-Erziehungs-Institut), sein Rizarion (das Lehrerseminar), sein Gymnasium Varvakion, seinen nach Herrn Zappos, seinem Stifter, benannten Ausstellungspalast. Diese meist von deutschen und österreichischen Architekten aufgeführten öffentlichen Gebäude haben als Beispiele gewirkt, die Regierung und die athenischen Privaten angeregt, auch den anderen inzwischen errichteten einfacheren Bauten ein anständiges Aussehen zu geben, die Straßenzustände anderen europäischen Hauptstädten ähnlich zu gestalten. Ein schweres und empfindliches Hindernis wird diesen Bemühungen leider durch den schlimmen Wassermangel bereitet. Das Trinkwasser ist spärlich und schlecht. Zur Sprengung der Straßen fehlt es gänzlich an der erforderlichen Menge des belebenden Elementes. Bei längerer Trockenheit und Regenlosigkeit wird die ganze Stadt beständig, auch ohne daß es des Windes bedarf, in erstickende Staubwolken gehüllt. Man geht gegenwärtig ernstlich mit dem Plane um, diesem Übel durch eine Wasserleitung großartigsten Stiles abzuhelfen, welche das reine und reichliche Quellwasser bis von den Gebirgen des Peloponnes her der Hauptstadt zuführen soll.

Während die neue moderne Stadt sich besonders im Norden, Osten und Westen weiter ausbreitet, wo sich ein Netz von

Digitized by Google



Südseite der Akropolis, im Vordergrunde das Odeion des Herodes und das Heiligtum des Äskulapios.

geraden, meist breiten und einander rechtwinkelig kreuzenden Straßen über das ehedem leere Terrain (die elegantesten und vornehmsten westlich vom Fuß des hochragenden Lykabettos) hindehnt, blieb die winklige armselige Altstadt im Süden ein Gewirr regelloser, launenhaft gekrümmter enger Gäßchen, mit schäbigen kleinen Häuschen und Hütten, Höfchen und Gärten, zwischen Bazaren und Märkten, zum Teil noch halb türkischen und albanesischen Genres, zwischen denen sich noch manche Reste der antiken Epochen Athens verstecken. Von nur einer breiten, geraden, quer von Westen nach Osten auf den Square vor dem königlichen Schloß, den Verfassungsplatz, gerichteten Straße, der Hermesstraße, durchschnitten, steigt sie dort allmählich gegen den nördlichen und östlichen Fuß des Burgberges hin an.

Dieser, seine lange Gipfelfläche, seine Abhänge, die nähere und fernere Umgebung seines Fußes, sie bildeten, wie bereits erwähnt, nach dem Befreiungskriege die Stätten der ärgsten Verwüstung. Die Arbeit an deren Aufräumung und an der Wiederherstellung (innerhalb der Grenzen der Möglichkeit) des Zertrümmerten aus diesen Trümmern selbst, des Abtragens späterer Bauten, die sich zwischen den antiken Resten eingenistet hatten, des Ausgrabens, Sammelns, Sicherns und des Herstellens neuer Schmuck-, Schutz- und Nutzanlagen hat während dieser fünfundfünfzig bis siebenundfünfzig Jahre nie geruht und gestockt. Deutschen und österreichischen, mit Begeisterung und Verständnis für das klassische Altertum begabten, gelehrten Architekten, neben ihnen dem in Athen errichteten kaiserlich deutschen archäologischen Institut und der sich mit ihm in die Hände arbeitenden griechischen archäologischen Gesellschaft gebührt das nicht hoch genug zu schätzende Verdienst, diese Arbeiten unternommen und durchgeführt zu haben; deutschen gelehrten Generalstabsoffizieren das kaum geringere, auf Anregung jenes Institutes zum erstenmal eine wirklich zuverlässige, gründliche und grundlegende topographische Aufnahme Athens wie der attischen Ebene mit allen Resten der antiken Epoche, allen alten Straßen, Wasserleitungen 2c. bewerkstelligt zu haben.

Nie bis ans Ende meiner Tage werde ich den Eindruck vergessen, welchen ich empfing, als ich zum erstenmal, beim Schein der flammend hinter dem Gewölk des Westhimmels versinkenden Sonne, vom Meere her dort aus der Uferebene vor dem Hintergrunde der violetten und der in goldigen Duft getauchten Gebirgsrücken den niedrigen Hügel und auf seinem Gipfel die gelb leuchtenden Marmortrümmer, Säulen und Gebälke aufragen sah, von denen ich mir sagen mußte: das ist die Akropolis von Athen!

Damals erhob sich dort oben noch hoch über den Parthenongiebel der plumpe viereckige „Frankenturm", ein Denkmal der Herrschaft der lateinischen Herzoge Athens. Als ich im Mai 1876 von Kalamaki auf Korinthos Landesenge über den Golf von Ägina daher gefahren kam, suchten meine Blicke vergebens das vertraute Wahrzeichen der Burg. Es war auf den Wunsch der athenischen Archäologischen Gesellschaft abgetragen worden. Damals näherte sich die große Mehrzahl aller, vom westlichen Europa oder von den Küsten Asiens und Afrikas kommenden Besucher der griechischen Hauptstadt nur vom Meere her. Von der so erreichten mächtig aufblühenden Hafenstadt des Piräus kam man dann auf der von dieser nach Athen führenden Landstraße oder der ihr ziemlich parallelen kurzen Eisenbahn, der ersten in Griechenland erbauten, an deren Seiten man stellenweise noch einige Spuren jener „langen Mauern" über dem Boden erkennt, welche Themistokles zum Schutz des Verbindungsweges zwischen Athen und dem Hafen erbaute. So vom Meere aus sah sie auch der jugendliche Deutsche Kaiser zum erstenmal, als er im Oktober des vorigen Jahres sie besuchte. So auch die junge deutsche Braut des griechischen Thronfolgers mit ihrer erlauchten Mutter und ihren Schwestern,

Digitized by Google

als sie zu deren Vermählungsfeier durch die blaue Flut des Golfes hierher gezogen kamen. Die meisten Reisenden aus Westeuropa aber kommen heute auf dem längs des Nordufers des Golfes von Ägina über Megara direkt nach Athen führenden Schienenwege, der Fortsetzung der hart am Südufer des Golfes von Lepanto, Patras mit Korinth verbindenden neuen Eisenbahn.

Von dem „Laurion-Bahnhof" aus, in welchen der Schienenweg von Korinth her mündet, haben wir die ganze neue Stadt in ihrem regelrecht angelegten nördlichsten Teil und den ganzen Kern der alten in gerader Richtung nach Süden hin zu durchschreiten, um zum nördlichen Fuß des in der Richtung von Westen nach Osten streichenden Burgberges zu gelangen. Seine warmbraunen Kalksteinwände steigen hier steil und trotzig aus dem regellosen Chaos der schäbigen Baulichkeiten auf seiner breiteren grasbedeckten Basis auf.

Zu ihm, zur Durchwanderung seiner Umgebungen, wie der Trümmerstätte auf seinem Gipfelplateau, und zur genauen Betrachtung aller hier und dort nahe beieinander liegenden Zeugen der großen Vergangenheit Athens und Griechenlands zieht es den nach Athen Gekommenen, falls ihn nicht bestimmte Geschäfte und andere Pflichten und Aufgaben hierher führten, zunächst und am mächtigsten.

Ein einziger Zugang öffnet sich zu seiner Höhe. Man kann ihn von Nordwesten her auf der breiten von Bäumen gesäumten Landstraße, die vom Bahnhof der Piräuslinie zwischen dem Felsenhügel der Sternwarte und dem des Areopag hindurch zum westlichen Fuß der Akropolis führt, erreichen. Ebenso auf dem Fußpfade aus der alten Stadt im Norden her. Ebenso auch auf dem chaussierten Boulevard vom königlichen Schloß weit im Nordosten her, der sich dann längs der Südseite des Burgberges hinzieht, um an seinem Westende in jene Bahnhofsstraße zu münden. Immer aber hat man die neu angelegte gewundene, von stachlichten Agavenhecken und buschigen Gartenpartien eingefaßte Hügelstraße hinanzugehen oder zu fahren, die auf dem freien Halteplatz für Wagen vor dem Burgthor in der Westecke des Hügels endet. Noch im Jahre 1876 war es anders. Da war dieses Thor noch dauernd verschlossen und man hatte den Weg über die gewaltigen Schutthalden an der Südseite zu dem türkischen gewölbten Seitenthorgang zu nehmen, der sich neben einem Wachthause seitlich auf den Vorplatz vor den Treppen zu den Propyläen öffnete. Seitdem sind sowohl diese ungeheuren Schuttmassen, welche den natürlichen Fels auf der Südseite und viele wichtige Trümmer an dessen Fuß bedeckten, als alle jene barbarischen Anbauten, das Thorgewölbe, die Türkenmauer, das Wachthaus abgetragen.

Das untere Westthor, durch welches man heute zur Treppe gelangt, mit seinen Seitenbauten ist in den fünfziger Jahren von dem französischen Altertumsforscher, dem nachherigen Minister, Mr. Beulé, der dann durch Selbstmord aus der Welt ging, ausgegraben und entdeckt. Erwiesenermaßen ist es nicht, wie er annahm, der ursprüngliche, sondern ein wohl erst in römischer Zeit angelegter Eingang zur Akropolis gewesen. Von der ganzen unteren Anlage jenes Weges, auf dem, und des ersten Portals, durch welches die Festzüge der Panathenäen sich zur Höhe der Burg hinaufbewegten, fand sich keine sichere Spur mehr. Ein römisches Werk auch ist jener zur linken Seite weiter oben aufragende vierseitige kastenartige, fast neun Meter hohe Bau aus Marmorquadern. Er bildete den kolossalen Sockel, welcher für eine im Jahre 27 v. Chr. dort aufgerichtete Statue des Vipsanius Agrippa, eines angeblich um Athen sehr verdienten Gouverneurs, gebildet hat. Zur Rechten aber ragt eine wirkliche Mauerbastion, wie verwachsen mit dem natürlichen Felsen, auf, gekrönt von dem kleinen zierlichen Tempelchen der Nike Apteros (der ungeflügelten Siegesgöttin), oder wie man neuerdings behauptet, der

Digitized by Google

Westseite der Propyläen, Eingang.

siegreichen Athene. Durch seine ganze Lage und Gestalt war diese senkrecht aufragende Felsenhöhe des Burgberges dazu prädestiniert, die Citadelle der rings um ihn zu seinen Füßen entstandenen Stadt zu bilden; ähnlich wie die Höhe des Kreml in Moskau. Als solche hat er denn auch jederzeit ebenso gedient wie als Stätte für die höchsten Heiligtümer und die größten Schätze der Stadt und des Landes Attika. Erst nach den großen Perserkriegen, in der höchsten Glanzzeit Athens, in der zweiten Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, trat der Charakter des Burgberges als Citadelle mehr in den Hintergrund. Auf seinem Plateau erwuchsen nun erst jene herrlichen Marmortempel, die Weihgeschenke des Volkes von Athen für die Götter, jene Baudenkmale, deren gleichen kein anderer Ort der bewohnten Erde aufweist: das der jungfräulichen Schutzgöttin der Stadt, Pallas Athena, geweihte Parthenon; das Tempelchen der Athena Nike auf der südwestlichsten Mauerbastion; später die eigenartige komplizierte Tempelanlage, die aus den miteinander verbundenen Heiligtümern der Athena Polias und des Erechtheus, der alten Stadtgottheit, gebildet wird, an der Nordseite, nahe der Mauer; und — gleichzeitig mit dem Parthenon, der Schöpfung des Iktinos und Kallikrates — der prachtvolle, reich gegliederte Thorbau der Propyläen, das Werk des Mnesikles. Der gewaltige Phidias aber, der größte Bildhauer, welcher von seinem Freunde Perikles, dem glorreichen Lenker des athenischen Gemeinwesens, mit der Oberleitung dieser ganzen Neugestaltung der Akropolis betraut war, und seine Bild-

Digitized by Google

bauerschule schmückten diese heiligen und Profangebäude mit den ebenso herrlichen Gebilden ihres Meißels. Jener schuf die Gold- und Elfenbeinstatue, das Kultbild der Göttin für ihren Haupttempel und die riesenhafte eherne Statue der Athena Promachos, welche, alle Tempel an Höhe überragend, fortan das Wahrzeichen der Burg und Stadt wurde. Bis zum Vorgebirge Sunion an der Südspitze Attikas soll man das Blitzen ihrer Speerspitze gesehen haben.

Niketempel auf der Mauerbastion der Akropolis.

Die Statuen in beiden Giebelfeldern des Parthenon, die Hochreliefs in dessen Metopen, die Flachreliefbilder der Cellafriese des Tempels wurden, wenn nicht von Phidias' eigener Hand, so doch in seinem

Digitized by Google

Geiste von den unter ihm arbeitenden Künstlern gebildet. Die herrlichen sechs weiblichen Karyatiden, welche das Gebälk der an der Südseite des Athener Poliastempels angebauten kleinen Pandrososkapelle tragen, sind derselben Zeit und Schule nicht unwert. Einer späteren Epoche, der des Praxiteles, des Meisters der freien Grazie, der heiteren Anmut der Form wie der Bewegung, entstammten die Reliefbilder, Darstellungen halb lebensgroßer geflügelter Nike-Gestalten, der Sohlenbinderin, der Trophäen aufhängenden und derer mit der Opferkuh, mit welchen die einst auf der Nordkante der Bastion gegen den Aufgang hin errichtete

auf dem Burgberg um manches neue Gebäude und Denkmal vermehrt worden. In der christlichen barbarischen Epoche dankten das Parthenon und das Erechtheion ihre verhältnismäßige Schonung der ihnen gegebenen Bestimmung zu christlichen Kirchen. Unter den fränkischen Herzögen wurde die Akropolis wieder zur Festung zurückverwandelt. Sie errichteten über der, auf dem südlichen Flügel der Propyläen weit vorspringenden Halle mit ihren schönen dorischen Säulen, welche der ausgedehnteren, einst zur Pinakothek, zur Gemäldegalerie, bestimmten am nördlichen Flügel entspricht, den nun vor vierzehn bis fünfzehn Jahren ab-

Nordseite des Parthenon, links Erechtheion und Karyatidenhalle.

niedrige Marmor-Balustrade geschmückt war.

Noch unter den römischen Kaisern ist die Zahl der Tempel und Heiligtümer

getragenen Verteidigungsturm und Luginsland. Zu ihrer Residenz aber machten sie das Erechtheion, wie die Türken es später zur Paschawohnung benutzten. Die

Digitized by Google

Das Innere des Parthenon.

Parthenon-Kirche (die griechiſche jungfräuliche Göttin war nun der chriſtlichen göttlichen „Jungfrau, Mutter, Königin“ gewichen) wurde zur Moſchee, leider aber auch gelegentlich einmal zum Pulvermagazin. Die verderblichen Folgen davon ſind oben in der Einleitung erzählt.

Vom Beuléſchen Thor führen in zwei Abſätzen heute ſchmale Marmorſtufen in ziemlich ſteiler Steigung dicht an der Nordſeite der Nikebaſtion zu den Propyläen hinan. Der breite Mittelaufgang zeigt unten niedrigere Marmorſtufen, weiter oben ein Pflaſter von Platten, in welche Querrillen gegraben ſind, um das Auftreten der Pferde, wahrſcheinlich erſt derer der fränkiſchen Reiter, zu erleichtern. Die Roſſe des antiken Reiterzuges bei den Panathenäenfeſten dürften vor dem unterſten Thor ebenſo wie die Wagen zurückgelaſſen worden ſein. Vor uns oben erheben ſich die armen Reſte jenes marmornen Wunderbaues der Propyläen. Über dem dreiſtufigen Unterbau, welcher in der Mitte von der Durchfahrt unterbrochen wird, ſteigen in der Weſtfront die ſechs mächtigen doriſchen Säulen auf, zwiſchen denen man zu den fünf offenen Thoren der um fünf Stufen höher liegenden großen Querwand ſchreitet. Von dieſen Säulen fehlt der ganze obere Teil; ebenſo der der ſchlankeren joniſchen, die nach dem Wandthor zu ſeitlich des mittleren Haupteinganges aufſteigen. Giebel, Gebälk und die reich mit Malereien und Gold geſchmückte Decke ſind längſt wie jene oberen Säulenteile eingeſtürzt und zu Staub zertrümmert. Jenſeit der Querwand folgt eine zweite Halle, die nur ſieben Meter Tiefe, wenig mehr als die halbe der Weſthalle, hat. Die Stufen des Unterbaues der Weſtwand ſind zugleich um die an der Nord- und Südecke dieſes eigentlichen Thorgebäudes gegen Weſten hin vorſpringenden Flügel geführt. Der nördliche enthält einen durch eine Querwand in eine ſchmale Vorhalle und einen Saal geteilten Raum. Durch

Digitized by Google

eine Thür sind beide verbunden. Die Wände sind aus genau zugeschnittenen Blöcken pentheliſchen Marmors ausgeführt. An der Südſeite, nach der Aufgangstreppe zu den Propyläen hin, iſt jene Vorhalle des Nordflügels offen und zeigt noch drei ſolche Stümpfe doriſcher Säulen; Decke und Gebälk ſind verſchwunden. Der ſüdliche Flügel iſt bedeutend kürzer. Nach der Abtragung des ihn ehedem überbauenden Frankenturmes zeigt ſich, daß dieſer nur einen Saal mit drei doriſchen Säulen in der offenen Nordfront verborgen hatte. Das iſt alles, was von der einſtigen Herrlichkeit dieſes Prachtbaues geblieben iſt. Aber auch an dieſen verſtümmelten, ihres Glanzes beraubten Reſten haftet noch immer unverwiſchbar ein Hauch, ein Schatten ihrer alten hohen freien Schönheit, und ſtumm und beredt ſprechen ſie wie vor Jahrtauſenden auch heute noch zu dem ſich ihnen Nahenden: Introite et hic dii sunt.

Seitab von der Seitenſtiege führen einige in die Nordwand der Nikebaſtion eingeſchnittene Stufen zu deren Höhe hinauf und nahe vor den kleinen zierlichen Niketempel auf dieſem Mauervorſprung vor der Weſtſeite jenes Südflügels der Propyläen. Er war während der Türkenzeit völlig abgetragen. Seine einzelnen Teile befanden ſich in eine türkiſche Batterie verbaut. In den Jahren 1835 und 1836 ſind dieſelben bei den erſten Aufräumungsarbeiten auf der Akropolis durch Hauſen und Roß wieder ans Licht gebracht, und der kleine Tempel mit ſeiner Vorhalle von je vier eleganten joniſchen Säulen vor der offenen Wand an der öſtlichen Vorderfront und ebenſovielen vor der geſchloſſenen Hinterwand iſt wieder da, wo er einſt geſtanden hat, wenn auch ohne Dach und Giebel, neu aufgeführt worden. Auch Stücke ſeines Reliefſtreifes, Kämpfe zwiſchen Griechen und Barbaren darſtellend, ſind an ihrer einſtigen Stelle angebracht. Die Fragmente der Baluſtradenreliefs, welche ich noch 1869 im Inneren der Zelle aufgeſtellt ſah, ſind, wie faſt alle die zahlloſen Bruchſtücke von Architekturteilen und Marmorwerken aller Art, welche damals und ſpäter noch auf den Stufen und in den Hallen der Propyläen, des Parthenon und Erechtheion, unten auf dem Platz hinter dem Thor und oben auf dem ganzen Plateau umherſtanden und lagen, ſeitdem hinweggenommen und in den Sälen des Akropolismuſeums geſichert untergebracht, welches dafür hinter der Oſtſeite des Parthenon erbaut worden iſt.

Wir durchſchreiten den breiten mittelſten Thordurchgang der Propyläen, das Thor in der Quermauer und die öſtliche Halle, welche mit ſechs ſtärkeren Säulen, als die weſtliche in der Front, dem Plateau zugekehrt iſt; und vor uns auf der oberſten ſanften Abdachung des Burgberges, vom mächtigen mehrſtufigen Unterbau hoch und ſtolz über ſeine Umgebung erhoben, ſteht wie aus dunklem Golde geformt vor dem tiefen Blau des Himmelsgewölbes im heißen Sonnenlicht das Weihgeſchenk der Göttin, das Parthenon. Verwüſtet, geplündert und geſchändet wie ſein edler Marmorleib es iſt, wirkt der Tempel doch noch immer auf den vor ihn hintretenden Beſchauer mit überwältigender Macht. Kein Bild, keine Photographie desſelben kann eine volle Vorſtellung von ſeiner Erſcheinung und ſeiner Wirkung geben, von der Erhabenheit, welche ihm allein ſchon ſeine Stelle und Lage gemeinſam mit ſeinen inneren architektoniſchen Verhältniſſen verleihen. Für den von den Propyläen zu ihm Hinanſteigenden erſcheint der in Wahrheit nur mäßig hohe Tempel rieſig aufragend. Durch den mächtigen Unterbau von Porosquadern, deſſen Länge 75,5 Meter, deſſen Breite 37 Meter, deſſen Höhe durchſchnittlich 6 Meter beträgt (durch ihn iſt erſt die gleichmäßige Ebene für den Bau auf dem unregelmäßigen Felsplateau geſchaffen), und durch die ringsum laufenden Marmorſtufen wird ſchon ſeine unterſte Grundlinie weit über den Horizont des Beſchauers hinaufgehoben, während die nahen Mauerzinnen der Südſeite des

Digitized by Google

Berges und der Hymettosrücken im Hintergrunde perſpektiviſch gleichſam unter dieſe Grundlinie hinabgedrückt werden. So ſteigt der ganze Bau mit ſeiner wohlerhaltenen weſtlichen Säulenvorhalle, ihrem Gebälk und Giebelreſt in unbeſchreiblich ſchwunghaftem Aufſtreben hoch, des Theſeustempels unten in der Ebene, haben wohl die urſprüngliche Weiße des Marmors verſchwinden laſſen. Aber dieſer braungelbe Roſt darf hier mit vollem Recht der „verſchönernde Roſt der Jahrhunderte“ genannt werden. Im letzten Tagesſchimmer, wenn die Sonne bereits

Karyatidenhalle auf der Akropolis.

frei und allein in die blaue Luft, wie ein Herrſcher über der ganzen Weite thronend, die beiden, welche ſich ſonſt ewig zu fliehen beſtimmt ſcheinen, die Erhabenheit und die Anmut, in ſich durch ein ſchönes Wunder der Kunſt zur vollendeten Einheit verſchmelzend. Die Eiſenoxyde, die ſein Geſtein enthält, ebenſo wie das ſeiner Nachbartrümmer hier oben und gejunken iſt, leuchten dieſe Marmortrümmer noch ſo warmgoldig von der Höhe herab, als ſtrömten ſie das ganze glühende Licht der Sonnenſtrahlen aus, welche ſie während des Tages in ſich geſogen haben.

Der Haupteingang lag einſt in der Oſtſeite. Alle Feſtzüge und alle Andächtigen hatten die ganze nördliche Langſeite zu umſchreiten und dann nach Süden

Digitized by Google

umbiegend zu seiner Pforte hinaufzusteigen. An dieser und der jenseitigen Langseite, wie an der östlichen Front, ist

Das Odeion des Herodes am Fuß der Akropolis.

die Verwüstung viel ärger und gründlicher als an der westlichen. Hier stehen doch noch immer unerschüttert und nur mäßig lädiert die acht 10,5 Meter hohen dorischen Säulen mit ihren scharf gemeißelt kannelierten Schäften und ihren Kapitellen, welche das Gebälk und den Giebel tragen, ebenso die sechs Säulen der zweiten Reihe dieser Vorhalle, die Cella, und hoch oben an derselben prangt noch heute, von Elgin zurückgelassen, das dortige Stück des Cellafrieses mit einigen der schönsten Gruppen des Reliefs des Panathenäenzuges: Jünglinge, welche ihre Rosse anschirren und ansprengen, andere, welche sich zum Feste kleiden. Auch am Gebälk blieben noch einige, wenn auch verstümmelte Reste von den vierzehn Metopenbildwerken (Thaten des Herakles, der Athena, des Theseus und Kentaurenkämpfe) zurück, welche zwischen den Triglyphen jede Front (je zweiunddreißig jede Langseite) schmückten. Auch die Hinterwand dieses Westgiebels blieb noch aufrecht und vor derselben, nahe seiner nördlichen Ecke, der verstümmelte Rest einer Statuengruppe (Herakles und Hebe) von der großen Komposition, welche in gewaltigen Gestalten den Streit der Athena und des Poseidon um den Besitz des attischen Landes darstellte. In der Ostfront blieb nichts als die Reihe der acht vorderen Säulen (eine von den sechsen der hinteren) mit dem von ihnen gestützten Gebälk. Verschwunden ist bis auf geringe Bruchstücke die Giebelwand mit sämtlichen Statuen der Götterver-

Digitized by Google

sammlung, welche hier als Zuschauer der Geburt der Pallas aus dem Haupte des Vater Zeus beiwohnte. Nur in den beiden noch nicht herabgestürzten Ecken blieben ein Paar Pferdeköpfe vom auftauchenden Gespann des Helios und dem niedertauchenden der Selene zurück. Hier fehlt die zweite Säulenreihe der Vorhalle (mit jener einen Ausnahme) und die Cellawand gänzlich. Von der seitlichen blieben noch geringe Reste, vielfach durch Backsteine ausgeflickt, zunächst der Westfront, erhalten, wenn sie nicht erst bei der durch den je siebzehn Säulen an jeder Langseite sind besonders die der nördlichen am gründlichsten verwüstet. Die verschiedenen Explosionen, welche das Dach zertrümmerten, haben den edlen Körper des Tempels in der Mitte auseinandergerissen. Die weite klaffende Lücke zwischen dem östlichen und westlichen Teil desselben ist es, welche, aus der Ferne gesehen, immer die Täuschung hervorbringt, als sähe man zwei ganz voneinander getrennte Ruinen. In den letzten Jahren, während der großen Aufräumungsarbeiten und Ausgrabungen auf dem Burgplateau, ist man bemüht gewesen, die Trommeln jeder der gestürzten Säulen der nördlichen Langseite, soweit sie sich auffinden ließen, statt sie, wie es Hansen gethan, künstlich verbunden wieder zu Säulen aufeinander zu

Die Sternwarte.

Hansen bewerkstelligten pietätvollen teilweisen Herstellung des gänzlich Zerstörten wieder aufgeführt sein sollten. Von türmen, am Fuß der Stufen, den Stellen entsprechend, wo sie einst gestanden hatten, so nahe nacheinander über den seitlichen

Felsboden hinzulegen, daß man den einzelnen Schaft bis einschließlich zum Kapitäl wie im Zusammenhang überblicken kann, als wäre er nur sanft niedergestreckt und die Verbindung seiner Trommeln hätte sich erst dabei gelöst.

Das Innere des Tempels ist völlig leer. Auf seinen Marmorfliesen erkennt man wohl noch den Platz, auf welchem einst das dreizehn Meter hohe goldelfenbeinerne Kultbild der auf den Schild mit der Linken gestützten, auf der Rechten eine Nikestatue tragenden Athena des Phidias gestanden hat, wie den einzelner von jenen Reihen dorischer Säulen, welche im östlichen Raum, dem „Hekatompedos", der hundert Fuß langen Halle, auf ihren Schultern die kleineren trugen, denen das Tempeldach auflag. Man erkennt die Spur der Querwand, welche diesen Raum vom Opisthodom, dem westlichen kleineren, dem Schatzhause der Göttin, trennt. Auch läßt sich noch die Stelle der vier jonischen Säulen in letzterem nachweisen. Nichts aber blieb von der künstlerischen Pracht, womit einst diese Hallen im Inneren geschmückt waren; nichts von ihren Säulen, Bildwerken, Geräten. Auf der inneren Fläche des stehen gebliebenen Stücks von der nördlichen Cellawand blieben oben noch einige verblichene Spuren der in der altchristlichen Zeit darauf gemalt gewesenen byzantinischen Heiligenbilder.

Auch an die Zeit der Türkenherrschaft und der Verwandlung des Tempels in eine Moschee blieb noch eine Erinnerung: der im südlichsten Teil der Westfront zwischen die Cellawand und den Säulen der dortigen Vorhalle eingebaute sogenannte „Sarazenenturm". Fast möchte ich sagen: zum Glück hat der auch bis heute noch nicht das Schicksal des Frankenturms zu teilen gehabt. Trotzdem er diese Vorhalle mit seiner rohen plumpen Masse, dem Unterbau des früheren Minarets, arg schimpfiert, verhilft gerade er dem Besucher der Akropolis doch zu einem der herrlichsten Ausblicke. Das Rundbild von dort aber ist, zumal bei sinkender Sonne, in Farben getaucht, deren Pracht, Reichtum, Glut und wieder duftige Zartheit und zauberische Verklärtheit zu schildern die arme Sprache sich vergebens müht.

Hier habe ich an manchen Frühlings- und Herbsttagen einsam und auch mit lieben verständnisvollen Freunden träumend und schauend gesessen, noch wenn das Tagesgestirn bereits hinter den zackigen Höhen von Ägina zum Meer hinabgestiegen war, die Inseln als tiefviolette und blaue, scharfgezeichnete Silhouetten vor dem leuchtenden Goldgrunde des Westhimmels standen, auf dem Kalkgestein des Hymettosrückens das lichte Rosenrot und auf den fernenen Gebirgshöhen der Golddust mehr und mehr erlosch, sich dort in immer zartere Fliederfarbe, hier in alle Abstufungen des feinsten Blau verwandelte, und alle Marmortrümmer des Burgbergs, wie aus lichtem Golde geschmiedet, über dem sammetgrauen Felsboden leuchteten. Nur unbestimmt und gedämpft wie ein elementares Brausen klang das Geräusch des Lebens aus der Stadt und das der Bahnzüge in der Ebene da unten bis hierher zu uns herauf.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Goethes Schwester.

Von

Ludwig Geiger.

Die Personen aus Goethes nächstem Umgangskreis stehen in scharfen Umrissen vor uns. Der alte Herr Rat mit seinem strengen Wort und seiner pedantischen Amtsmiene, stets korrekt in Kleidung und Reden, ohne jedes Übermaß in Wort und That, nicht ohne Zärtlichkeit, doch eifrig bemüht, zärtliche Empfindungen nicht hervorbrechen zu lassen, als schädigten sie seine väterliche Autorität, ein Haustyrann, der Entwickelung und Schicksal der Seinen nach eigenen strengen Grundsätzen lenken wollte und der ergrimmt darüber war, wenn sich die Entfaltung derselben gegen seine höchsteigene Bestimmung und trotzdem in ganz erfreulicher Weise vollzog. Daneben Frau Rat, ewig jung selbst in ihrem Alter, gefaßt und heiter selbst bei schweren Schicksalsschlägen, Liebhaberin des Vergnügens, das ihr bereitet wurde, und gern erbötig, anderen Vergnügen zu bereiten, stets geneigt, fremden Anregungen zu folgen, und bestrebt, ihre Wünsche und Neigungen anderen unterzuordnen, beglückt durch das Glück, das den Ihren, besonders ihrem Lieblingssohn zu teil wurde, aber auch das widrige Geschick, das bei diesen nicht ausblieb, mit starkem Mute ertragend.

Nur von Goethes Schwester Cornelie* fehlt uns ein solch scharf umrissenes Bild. Wir möchten sie uns am liebsten als junges Mädchen vorstellen, das mit dem Bruder scherzt und tollt, und jene Situation steht vor uns, wie die Geschwister, in die Lektüre von Klopstocks Messias vertieft, durch den lauten Ausruf, den Cornelie erschallen läßt: „O, wie bin ich zermalmt", den den Vater einseifenden Barbier und den sonst nicht eben schreckhaften Vater erschrecken; aber alsbald weicht dies Bild dem des eingeschüchterten Mädchens, das von Natur oder durch Gewöhnung kindlichen Spielen abhold, fast männliche Studien treibt und eine vielseitige Bildung sich erwirbt; oder dem

* Quellen: Goethes Schilderung in „Dichtung und Wahrheit"; einzelne Äußerungen in Goethes Briefen an Frau v. Stein und Goethes Briefen bis 1777 überhaupt (Weimarer Ausgabe, 4. Abteilung, Bd. 1 bis 3), besonders Goethes Briefe an die Schwester, Leipzig 1765 bis 1768, Goethe-Jahrbuch Bd. VII. Cornelies Briefe bei O. Jahn: Goethes Briefe an Leipziger Freunde, 2. Auflage, Leipzig 1867 (daselbst auch das hier wiedergegebene Bild), einzelnes in Goethes Briefen an Frau v. Stein; anderes herausgegeben von Suphan, Goethe-Jahrbuch Bd. IX und Lenz' auf Cornelien bezügliches Romanfragment „Der Poet", herausgegeben von Weinhold im Goethe-Jahrbuch Bd. X. J. G. Schlossers Briefe an Lavater, herausgegeben von L. Hirzel, „Im neuen Reich", 1879, S. 273 bis 285. Auch über Schlosser die Mitteilungen Goethes in „Dichtung und Wahrheit", besonders auch die neueren Untersuchungen und Veröffentlichungen über die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" von W. Scherer (Neudruck, Heilbronn 1883), v. Biedermann, Goethe-Forschungen I. Frankfurt 1879. Litteratur über Cornelia, H. Düntzers Aufsatz in: Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit. Studien zum Leben des Dichters, Stuttgart und Tübingen 1852.

Digitized by Google

des unverstandenen und selbstquälerischen Weibes, das fern von ihren Lieben, in jugendlichem Alter zu Grunde geht.

Cornelie Goethe bleibt uns heilig, da sie dem Bruder nahe stand. Er stellte sie hoch über andere Frauen; „das mag für andere Mädchen gut genug sein, für meine Schwester nicht," schrieb er als frühreifer Leipziger Student; kaum ein Jahrzehnt später, mitten im höchsten Weimarer Glück, vergöttert von seinem Fürsten, in inniger Verbindung mit Charlotte v. Stein, hörte er die Todesnachricht; „ich kann nun weiter nichts sagen," ruft er der Freundin zu (16. Juni 1777), „dunkler zerrissener Tag" zeichnet er in sein Tagebuch ein; der Mutter aber schreibt er nach einigen Tagen (28. Juni): „Ich kann ihr nichts sagen, als daß mir der Tod der Schwester nur desto schmerzlicher ist, da er mich in so glücklichen Zeiten überrascht. Ich kann nur menschlich fühlen und lasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lang empfinden läßt."

Die Trauer blieb, aber sie wurde nicht produktiv: sie trieb den Dichter nicht dazu, das Bild der Schwester poetisch zu gestalten. Keine der vielen weiblichen Figuren in Goethes Dramen trägt ihre Züge. Aber als er, ein Menschenalter nachdem die Schwester von hinnen geschieden war, die Schilderung seiner Jugendzeit niederschrieb, gedachte er innigst der Frühverstorbenen und errichtete ihr in „Dichtung und Wahrheit" ein schönes Denkmal.

* * *

Cornelie Goethe, mit ihrem vollen Namen Cornelie Friederike Christiane, wurde am 7. Dezember 1750 zu Frankfurt am Main geboren. Sie blieb mit ihrem Bruder Wolfgang, dem ältesten Sproß aus der Ehe ihrer Eltern, das einzig überlebende Kind, denn vier Geschwister, zwei Brüder und zwei Schwestern, die in den Jahren 1752 bis 1760 geboren wurden, starben wenige Jahre nach ihrer Geburt. Goethe schloß sich ihr aufs engste an, ja hatte in ihr schon zu der Zeit, da noch ein wenig jüngerer Bruder Hermann Jakob lebte, den eigentlichen Gefährten gefunden. Die Erziehung der Geschwister war in mancher Beziehung eine gemeinsame. Wie über den Sohn, so übte auch über die Tochter der Vater sein strenges Regiment, wirkte selbstthätig oder nach unerschütterlich feststehenden Grundsätzen auf ihre Erziehung und ihren Unterricht ein. Durch solche Eingriffe entfremdete er damals und auch für später die Tochter der Mutter. Während nämlich der künftige Dichter in seiner kräftigen Opposition innige Gemütsbeziehungen zur Mutter fand, blieb das verschüchterte, in manchen Eigenschaften dem Vater nicht unähnliche Mädchen der Mutter ferne.

Cornelie wurde, da es höhere Mädchenschulen damals in Frankfurt nicht gab, zu Hause bei Privatlehrern unterrichtet. Bei diesem Unterricht wurde das Praktische in den Vordergrund gestellt. Daher wurden die modernen Sprachen bevorzugt: Englisch, Französisch, Italienisch, die teils von beliebten Privatlehrern, teils von dem Vater selbst gelehrt wurden, der ja trotz aller Nüchternheit eine gewisse ideale Schwärmerei für Italien zeitlebens behielt. Cornelie lernte die Sprachen, wenn auch mehr dem Befehle gehorchend als eigener Lust folgend, mit großem Verständnis und gutem Erfolg, dergestalt, daß sie sich in den genannten Sprachen geläufig ausdrücken lernte und selbst in geheimen Niederschriften, zu denen das Auge des scharf herumspähenden Vaters nicht drang, eine derselben anzuwenden sich gewöhnte. Von den Wissenschaften wurden nur diejenigen gewählt, die etwa praktisch verwertbar schienen, wie die Physik. Dagegen wurden die Künste eifrig getrieben: besonders Zeichnen und Klavierspielen. Letzteres galt Cornelie freilich nicht als Erholung und angenehme Zerstreuung, wie es der Mutter noch in hohen Jahren bei abnehmender Kraft erschien, sondern als aufgezwungene Plage. Wie der vom Bruder ihr empfohlene Lehr-

Digitized by Google

meister sie enttäuscht hatte, der für gewöhnlich ein arger Pedant war, gewisse humoristische Benennungen und Lehrspäßchen aber dann anwendete, sobald sich ein Zuschauer einfand, der als neu hinzutretender Schüler in Aussicht genommen wurde, so bot ihr die Kunst, die sie mechanisch lernte und widerwillig übte, wenn sie auch, nach Keitners Zeugnis, vortrefflich, außerordentlich fertig spielte, keine Erholung und Erquickung. Auch der religiöse Unterricht wurde in demselben geist- und gemütlosen Schematismus erteilt wie die übrige Unterweisung, und vermochte ihre nicht eben nicht religiös gestimmte Seele nicht glaubensstark zu machen.

So durchlebte sie eine freudlose Kindheit. Von der Mutter teils gewaltsam getrennt, teils durch einen schwer zu besiegenden Temperamentsunterschied ferngehalten, durch den Vater tyrannisch, nach eigensinniger Art behandelt, welche die Individualität des zu Erziehenden nicht in Betracht zog, flüchtete sie zu ihrem Bruder. Mit aller Leidenschaft, deren sie fähig war, klammerte sie sich an ihn, von einer Art Eifersucht erfüllt, ihn allein besitzen zu wollen, und von dem Bewußtsein gehoben, daß er als der einzige im stande sei, ihren inneren Wert zu ergründen; denn der Sinn für das Äußere ging ihr ab, die Wertschätzung der kleinen Nichtigkeiten, die das Leben des jungen Mädchens lieblich gestalten. Sie wußte, daß sie nicht schön war, und wollte sich keine Enttäuschung bereiten, anderen gegenüber keine schwer zu befriedigenden Ansprüche erheben.

Wie sie den jungen Leuten ihrer Umgebung erschien, hat keiner überliefert; nur der Bruder zeichnete, freilich ein halbes Jahrhundert nach jenen Tagen, in treuer Wahrhaftigkeit ihr Bild. Es wäre unrecht, durch eigene Worte, die doch immer nur aus seiner Darstellung entnommen werden könnten, die Unmittelbarkeit seiner Schilderung ersetzen zu wollen. Goethe schreibt: „Sie war groß, wohlund zartgebaut und hatte etwas Natürlichwürdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verschmolz. Die Züge ihres Gesichts, weder bedeutend noch schön, sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war, noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die schönsten, die ich jemals sah, aber die tiefsten, hinter denen man am meisten erwartete, und wenn sie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten ohne gleichen; und doch war dieser Ausdruck eigentlich nicht zärtlich wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas Sehnsüchtiges und Verlangendes mit sich führt; dieser Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er schien nur geben zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen. Was ihr Gesicht aber ganz eigentlich entstellte, so daß sie manchmal wirklich häßlich aussehen konnte, war die Mode der Zeit, welche nicht allein die Stirn entblößte, sondern noch alles that, um sie scheinbar oder wirklich, zufällig oder vorsätzlich zu vergrößern. Da sie nun die weiblichste reingewölbteste Stirn hatte und dabei ein Paar starke schwarze Augenbrauen und vorliegende Augen, so entstand aus diesen Verhältnissen ein Kontrast, der einen jeden Fremden für den ersten Augenblick wo nicht abstieß, doch wenigstens nicht anzog. Sie empfand es früh, und dies Gefühl ward immer peinlicher, je mehr sie in die Jahre trat, wo beide Geschlechter eine unschuldige Freude empfinden, sich wechselseitig angenehm zu werden."

Trotzdem Cornelie, diesen Schilderungen gemäß, keine superiore Natur war, nicht geschaffen zu gebieten oder sich geltend zu machen, so wußte sie doch einen Kreis von Freundinnen um sich zu versammeln, in dem sie Herrscherin war. Manche der hier vereinten jungen Mädchen traten auch dem Bruder nahe, am nächsten Antoinette Gerock, eine der drei Töchter eines reichen Frankfurter Kaufmanns, die, freilich nach einer unverbürgten Vermutung, durch Goethe in den drei Töchtern des Nachbars („Hermann und Dorothea") geschildert sein sollen, Chari-

Digitized by Google

tas Meixner, eine Wormserin, die einige Jahre zu ihrer Ausbildung bei Frankfurter Freunden zubrachte und viele Huldigungen junger Männer empfing, und Lisette Runkel, die Tochter des Frankfurter Stadtstallmeisters. Der letzteren galten Wolfgangs besondere Aufmerksamkeiten, die, wie es scheint, vom Vater des Mädchens nicht gern gesehen wurden; noch in Leipzig hörte er mit größtem Verlangen von ihr, er bestellte ihr Küsse und wollte am liebsten den Platz der Bestellerin dieses Auftrags einnehmen. Zu diesem Kreise gehörten noch viele andere: die Töchter des lustigen Rat Crespel, der ein besonderer Freund des Goetheschen Hauses war, Marie Bassompiere, eine Zeit lang Cornelies Vertraute, deren Bräutigam St. Alban sie hochschätzte, seinen Tod innig betrauernd, Lisette v. Stockum, von deren Schönheit sie entzückt war, und manche, von denen uns wenig mehr als der Name bekannt ist, Fräulein Brevilliers u. a. In dem Kreise dieser als junge Damen sich gerierenden Mädchen, zu denen sich manche knabenhafte Jünglinge, Goethes Jugendfreunde, Riese und Horn gesellten, erscheint Cornelie wie eine Fremde; an dem leichten Tone und den Vergnügungen der übrigen nahm sie keinen Anteil; sie schien die älteste zu sein, wenn sie auch die anderen nicht an Jahren übertraf.

Diese Stellung der Älteren hatte sie, obgleich sie die Jüngere war, damals auch dem Bruder gegenüber einzunehmen. Dieser nämlich hatte sich in einen Liebeshandel mit einem außerhalb seines Gesellschaftskreises stehenden Mädchen Gretchen eingelassen, war durch diese einer Schar junger leichtsinniger Bursche zugeführt und in die von diesen ausgeführten dummen Streiche verwickelt worden. Während Wolfgangs Hausarrest, welcher der Entdeckung dieser kindischen Handlungsweise folgte, die leicht schlimmere Wirkungen hätte hervorrufen können, war die Schwester milde Trösterin des in seinem Selbstbewußtsein tief gekränkten Bruders.

So selbständig sie in diesem Falle erscheint, so unselbständig tritt sie uns in den Jahren entgegen, während welcher Wolfgang in Leipzig studierte (1765 bis 1768). Nun war sie ihrer besten Stütze beraubt und ganz den Erziehungsexperimenten des Vaters überlassen. Zu seinen alten Quälereien hatte er nun eine neue gefunden: das Briefschreiben. Hätte Cornelie dem geliebten Bruder frei schreiben dürfen, so hätte sie in diesen Briefen gewiß eine große Erquickung gefunden; nun, da sie unter den Augen des Vaters, in seinem Auftrag schrieb, da sie ihre Briefe als Übungsstücke in deutscher oder fremder Sprache anzusehen hatte, empfand sie das, was ihr das Liebste hätte sein können, als eine Pein. Um so mehr, als auch der Bruder, der wohl wußte, daß seine Briefe gleichfalls die väterliche Censur passierten, sich nicht frei und offen gehen ließ. Freilich deutete er bisweilen Leipziger Erlebnisse an und Frankfurter Erinnerungen, neckte manchmal wie ein Knabe und verriet in einzelnen Ausrufungen den lebensfrohen Jüngling, aber im ganzen redete er wie ein Mann und wie ein Fremder. Er spielte dem Schwesterchen gegenüber den Mentor und korrigierte ihre Briefe, er schickte ihr Auszüge aus Gellertschen Kollegienheften und disponierte seine Briefe nach dem Schema, welches der Leipziger Ästhetiker empfohlen hatte, er benutzte seine Korrespondenz, um sich in englischer und französischer Konversation zu üben, er regelte die Lektüre seiner Schwester, indem er ihr, gewiß mehr im Sinne des Vaters als in seinem eigenen, die englischen moralischen Wochenschriften, unterrichtende aber langweilige französische Bücher empfahl und sie vor Boccaccio warnte, obwohl dessen Dekameron von einem Papste erlaubt worden sei. Manche dieser Mahnungen streute er auf fruchtbaren Boden und erzog in der Schwester eine eifrige Verehrerin Grandisonscher Romane, die sich für deren Helden schwärmerisch begeisterte. Der Bruder schickte ihr litterarische Abhandlungen über Tasso und Boileau, sendete seine neuentstandenen Poesien und

Digitized by Google

berichtete über seine angefangenen Arbeiten; aber von dem, was die Schwester am meisten interessierte, von seinem Herzensleben schwieg er völlig. Nur gelegentlich brach in seinen Briefen die Zärtlichkeit durch, das Verlangen, auch von der Schwester unkorrigierte Briefe, wahrhafte Äußerungen ihrer Gefühle zu erhalten, und die Überzeugung, daß die Schwester durch Geist und Charakter, durch ihr ganzes Wesen andere Mädchen überrage.

Cornelies Briefe an den Bruder sind nicht erhalten, wohl aber aus der Zeit von Wolfgangs Leipziger Aufenthalt Briefe und Tagebücher an eine neu gewonnene Freundin gerichtet, die der Bruder, nachdem er Cornelies Begeisterung über sie kennen gelernt hatte, als seine Muse zu feiern sich bereit erklärte. Dies war Katharine Fabricius, eine Freundin und Landsmännin der Charitas Meixner, welche im Sommer 1767 zu Besuch in Frankfurt gewesen war. Ihr gegenüber sprach Cornelie offen; es scheint, daß bei dieser Korrespondenz entweder des Vaters wachsames Auge getäuscht wurde, oder daß er es nicht für nötig hielt, „Weibergeschwätz" zu überwachen oder nach seinen bestimmten Grundsätzen zu regeln. Nur darin zeigte sich auch weiter des Vaters Einfluß, daß selbst diese Schriftstücke französisch geschrieben sind, daher einigermaßen den Charakter als Übungsstücke behalten und die Unmittelbarkeit, den leichten Fluß, vielleicht auch die Aufrichtigkeit und gewiß die Korrektheit vermissen lassen, welche deutschen Aufzeichnungen eigentümlich gewesen wären.

Cornelie Goethe.
Nach einer Zeichnung von W. v. Goethe.

Cornelie beklagte sich, keine wahre Freundin zu besitzen, führte eine böse Zunge über ihre weiblichen Bekannten, die sich einbildeten, ihre Freundinnen zu sein, machte sich lustig über deren Putzlust, Langeweile und Unbeständigkeit, und jammerte am meisten gerade über jene Lisette Runkel, welche der Bruder unter allen Mädchen Frankfurts sichtlich ausgezeichnet hatte. Sie beschrieb die Gesellschaften, die sie, und zwar, wie sie hinzufügte, gern besuchte, und machte von sich die nicht ganz zutreffende, oder jedenfalls nur für Momente passende Schilderung: „Ich liebe die Abwechselung, die Unruhe, den Lärm der großen Welt und die rauschenden Vergnügungen." Ihr Herz blieb nicht unempfindlich gegen die Huldigungen der jungen Männer, welche ihr und den Freundinnen erwiesen wurden. Sie kämpfte, wie manche junge Mädchen, die ihren Wert fühlen, aber da sie durch äußere Reize nicht blenden, ihres Sieges

Digitized by Google

nicht gewiß sind, zwischen spröder Zurückhaltung und dem Wunsche, ja der Hoffnung, zu gefallen, tadelte sich wohl manchmal wegen solchen Kampfes, da sie ihn als unwürdig erachtete, aber verfiel denselben immer wieder aufs neue. Von diesen ihren Kämpfen und ihren äußeren Erlebnissen beichtete sie der Freundin in Berichten, die des romanhaften Anstriches nicht ganz entbehren. Unter den ihr Entgegentretenden bevorzugte sie diejenigen, welche mit dem Bruder bekannt waren und von ihm sprachen. Doch konnte sie auch hart sein. So behandelte sie einen, der sich an sie herandrängte, nachdem er zuvor schlecht über sie geredet hatte, höhnisch, kalt, abweisend; sie nannte ihn mit Vorliebe den „Jammermenschen", oder bezeichnete ihn mit ähnlichen verächtlichen Ausdrücken. Einen anderen aber, einen Engländer Harry, von dem auch Goethe sagte, „sein Herz war voll Güte und Liebe, seine Seele voll Edelmut und seine Neigungen so dauernd als entschieden und gelassen," liebte sie mit Leidenschaft. Seinetwegen schätzte sie alle Engländer, mit ihm hätte sie dauernd in derselben Stadt leben wollen, nur um ihn beständig sehen und sprechen zu können — andere Wünsche hegte sie nicht —; um seine Züge dauernd im Gedächtnis zu behalten, hatte sie einen Maler gebeten, den Geliebten verstohlenerweise zu zeichnen; dieser aber reiste unerwartet schnell ab und hinterließ die Liebende in einem Zustande bitteren Grams. Sie kämpfte gegen ihre Leidenschaft und schämte sich, dieselbe so offen bekannt zu haben; nun meinte sie für alles Gefühl auf ewig abgestorben zu sein. Eine trübe Resignation bemächtigte sich nach diesem traurigen Zwischenfall der Seele Cornelies. Sie fühlte sich nun doppelt allein. Sie dachte nicht daran, ewig unvermählt zu bleiben, aber sie konnte sich nicht denken, wie sie jemals das volle Glück in der Ehe finden, wahre Liebe einflößen und fühlen sollte. An ihrem achtzehnten Geburtstage zog sie das schmerzliche Resumé ihres Lebens: „Die Zeit ist wie ein Traum verflogen und die Zukunft wird ebenso verfliegen, mit dem einzigen Unterschied, daß mir noch mehr Übel zu erleiden übrig bleiben, als ich bisher erlitten habe."

Das letztere Bekenntnis und das Abenteuer, dem Stimmung und Bekenntnis entstammten, gehört schon in die Zeit, da Wolfgang nach Frankfurt zurückgekehrt war. Als er aber im Herbst 1768 nach Frankfurt kam, war er nicht mehr der vornehme junge Herr, der Orakelsprüche erteilte, sondern ein sieder Jüngling, welcher der Pflege, des milden Zuspruchs, des sicheren Vertrauens bedurfte. Alles dies spendete die Schwester in reichem Maße. Ein neues frohes Leben begann nach der Genesung des Bruders. Auf die sauren Wochen folgten frohe Feste. Der Kreis der schon oben genannten Jünglinge und Mädchen erweiterte und festigte sich. Sommer und Winter brachten ihre Vergnügungen, an denen Cornelie, in mädchenhafter Weise, ohne Enthusiasmus teilnahm. Cornelie durfte sich nun, da sie zur Jungfrau erblüht war, einer gewissen Freiheit erfreuen und hatte etwas weniger unter der Tyrannei des Vaters zu leiden. Der Straßburger Aufenthalt des Bruders unterbrach kaum das jugendliche angeregte Treiben, das unter seiner Mitwirkung ins Leben gerufen war. Gewiß weilten Cornelies Gedanken oft in Straßburg, aber weder sind uns Briefe von ihr, noch Briefe des Bruders erhalten, aus denen wir den geistigen und gemütlichen Zusammenhang der Geschwister erkennen können.

* * *

Als Goethe von Straßburg in das Vaterhaus zurückkehrte, war er ein junger Mensch, der manches erlebt und erfahren hatte, ein Dichter, der sein Ziel klar erkannte. Wenn er sonst aus der Fremde zurückkam oder zu Hause weilte, hatte er von Liebesschmerzen zu berichten und Gedichte und Lustspielchen aufzuweisen, welche mit diesen Schmerzen sich beschäftigten; nun hatte er von ern-

Digitized by Google

sten Prüfungen zu reden, die sein Innerstes ergriffen und aus denen er sich mit Mühe und Schmerzen befreit hatte; nun Pläne darzulegen, die auf Jahre hinaus den Dichter erfüllten und seinen Weltruhm begründen sollten. Wir mögen uns ausmalen, denn bestimmte Zeugnisse fehlen uns dafür, wie Cornelie die arme verlassene Friederike bemitleidete und auch wieder beneidete, wenn sie die herrlichen Lieder sang, welche diese Jugendliebe des Bruders gereift hatte; wie sie aber froh war, diesen wieder für sich zu haben und durch verdoppelte Zärtlichkeit die Wunden heilen zu können, welche jene neue Leidenschaft ihm geschlagen hatte. Wohl aber wissen wir aus Goethes Erzählung, wie er die neuen Gedanken, die in ihm aufgegangen waren, der Schwester mitteilte. An ihr erprobte er die Bedeutsamkeit der litterarischen Schätze, welche Herder ihm gewiesen hatte. Sie sang die Volkslieder, die er im Elsaß gesammelt hatte; sie hörte mit Verständnis und Begeisterung seinen Vorlesungen aus Homer und Ossian zu, wobei er unwillkürlich die prosaische Übersetzung in eine metrische verwandelte; „dem, was ich geistreich hingab, folgte sie mit dem Geiste."

Aber auch für seine selbständigen litterarischen Arbeiten wurde sie Vertraute, Anspornerin zur That. Den Plan zu „Götz von Berlichingen" und die Idee, denselben in Shakespearescher Art auszuarbeiten, hatte Goethe aus Straßburg mitgebracht. Aber wie es seine Art war, gefiel er sich darin, die Gedanken im Kopfe auszuspinnen, in endlosen Gesprächen seiner Schwester alte und neue Ideen vorzutragen, statt mutig zur Ausführung zu schreiten. Cornelie war es, die, gerade weil sie „an solchen Dingen mit Geist und Gemüt teilnahm", den Bruder ermunterte, die Niederschrift zu wagen. In echt weiblicher Weise regte sie ihn zum Schreiben und zur Fortsetzung des Angefangenen an; sie that so, als zweifelte sie — sie, die das felsenfeste Vertrauen in ihren Bruder hatte! — an seiner Fähigkeit und Beharrlichkeit; sie, die alles bewunderte, was der Bruder schrieb, lobte nur bedingt und erreichte durch diese halbe Zustimmung vollkommen ihren Zweck. Denn durch ihre Zurückhaltung und ihre scheinbaren Zweifel reizte sie den Bruder dermaßen, daß er in etwa sechs Wochen das Drama vollendet hatte, das eine Revolution in der deutschen Litteratur hervorrief und den Dichter mit einem Schlage zum berühmten Manne machte.

Seltsam bleibt nur das eine: der Mutter errichtete Goethe in der biederen Rittersfrau ein pietätvolles Denkmal, dem Straßburger Freund Lerse verschaffte er durch eine nebensächliche Scene Unsterblichkeit; seine eigene Unbeständigkeit und die Gewissensbisse, die er darüber empfand, verkörperte er in Weislingens Charakter; der holden Marie lieh er manche Züge von Friederike; Cornelie aber ließ er unerwähnt und ungeschildert. Nicht anders verfuhr er in den zahlreichen Werken der unmittelbar folgenden ungemein fruchtbaren Jahre. Alle, die sein Herz und seinen Geist beschäftigten, die mit Liebe von ihm umfaßt oder mit Haß verfolgt wurden, traten in den Posen jener Jahre und in den „Leiden des jungen Werther" auf, in den ersteren Herder und Karoline Flachsland, Leuchsenring und der ganze Darmstädter Kreis, Wieland und die Brüder Jacobi; in dem letzteren die Wetzlarer und Frankfurter Bekannten und Freunde: außer dem jungen Jerusalem, dessen Erlebnisse nur das Äußere der Handlung bestimmten, Kestner und Lotte Buff, Maximilian Laroche und Peter Brentano; nur Cornelie erhielt nirgends eine Stelle. Fürchtete der Dichter das zarteste und innigste Verhältnis, das er je zu einem Weibe gehabt hatte, durch dichterische Behandlung zu entweihen, oder fand er, dem sonst alle Töne zu Gebote standen, für die Darstellung dieses wundersamen Bundes nicht den richtigen Ton? Niemand war zu manchen schweren Zeiten dem Dichter mehr als diese zärtlichste Gefährtin sei-

Digitized by Google

ner Kindheit und Jugend und niemand ging in seiner Dichtung klangloser dahin als gerade sie.

Im Leben aber war er ihr eng verbunden. Wie er sie an seinen Arbeiten teilnehmen ließ, so wünschte er, daß sie auch seinen Umgang teilte. Er, der nach seiner Rückkehr aus Wetzlar seine Heimat zwischen Frankfurt und Darmstadt teilte, der in der seltsam zusammengesetzten Darmstädter Gesellschaft sich am wohlsten fühlte, in welcher außer dem kritischen Merck schwärmerisch-sentimentale Mädchen die Hauptrolle spielten, führte auch seine Schwester in diese Kreise ein. Sie begleitete ihn häufig nach Darmstadt und empfing die Besuche der Darmstädter bei sich. Doch scheint es nicht, daß sie auf die Darmstädter noch auf die übrigen Freunde Goethes einen großen Eindruck gemacht habe. Von den vielen, die den jungen rasch berühmt gewordenen Dichter besuchten und über ihn enthusiastische Berichte aller Welt zugehen ließen, sprach kaum einer von Cornelie. That es einmal jemand, so that er es etwa in der kühlen Weise Mercks, der seiner Frau meldete: „Die Schwester Goethes ist artig und die ganze Familie sind sehr gute Leute." Nur einer, und zwar keiner von den jungen Dichtern, sondern ein über die ersten Jünglingsjahre herausgeschrittener und über seine Jahre ernster und gesetzter Mann, empfing einen tiefen Eindruck und bemühte sich mit Glück, diejenige, welche seiner Wahl würdig erschienen war, dauernd an sich zu fesseln.

Dies war Joh. Georg Schlosser (1739 bis 1799), ein seit der Leipziger Universitätszeit mit Goethe engverbundener Mann, damals in Frankfurt „sein besonderer Freund". Schlosser, der seit 1769 als Sachwalter in Frankfurt lebte, hatte in Leipzig Goethe mit den Vertretern des Alten zu versöhnen gesucht, indem er ihn z. B. zu Gottsched führte, und hatte ihn mit Nachdruck auf das Englische gewiesen. (Eine von Goethe gedichtete, an Schlosser überschriebene englische Ode „an die Unbeständigkeit" wanderte dann auch an die Schwester.) Wenige Jahre, nachdem er nach Frankfurt gekommen war, erneuerte er die persönlichen Beziehungen mit dem jungen Schriftsteller, der nun auch sein Kollege geworden war, teils dadurch, daß er geschäftliche Angelegenheiten mit ihm gemeinsam erledigte, teils dadurch, daß er die „Frankfurter gelehrte Zeitung", das Organ der jungen Stürmer und Dränger, mit ihm zusammen redigierte und schrieb. Gehörte Schlosser nun auch zu der Schar der genialischen jungen Männer, so war er doch in seinem Wesen gar sehr von ihnen verschieden. Einmal hat er zwar, vielleicht mehr aus persönlicher Zuneigung zu Lenz als aus innerer Überzeugung, des Genannten schriftstellerische Bedeutung gerühmt und die von ihm befolgten poetischen Theorien als die einzig richtigen gepriesen, die Regeln als völlig verächtlich hingestellt und Shakespeare als den einzigen Dichter erklärt, aber sonst war er kein Revolutionär und überhaupt kein Ganzer. Vielmehr bewegte er sich, wie Gervinus unvergleichlich gezeigt hat, in lauter Gegensätzen. Er war ein Halber und wollte ein Neutraler sein im Zeitalter erbitterter Kämpfe. Zum praktischen Juristen hatte er keine Lust, zum wissenschaftlichen keine Fähigkeit. Er sah die Mängel der damaligen Gesetzgebung ein und wehrte sich gegen die Versuche gesetzgeberischer Neugestaltung. Er beklagte die politischen Mißstände, wie sie sich allerorten vor der Revolution zeigten, und war sowohl mit den Forderungen der Revolution als mit den Thaten derselben durchaus unzufrieden. Er gerierte sich in Schriften als Patriot und bemerkte in einem vertrauten Briefe, daß er stolz auf sein Vaterland sein würde, „wenn der Patriotismus möglich wäre". Er forderte Aufklärung für das Volk und trat in den zwischen Aufklärern und Frömmlern geführten Streitigkeiten auf die Seite der letzteren. Er war ein wackerer, guter Mensch, ein pflichttreuer Beamter, ein kenntnisreicher und gutdenkender Schriftsteller, aber er konnte einem Mäd-

Digitized by Google

chen nicht genügen, das in Goethe seinen Abgott gefunden hatte.

Schlosser bewarb sich um Cornelie gewiß nur, weil er in dem ernsten, wenn auch unschönen Mädchen die passendste Lebensgefährtin gefunden zu haben glaubte. Niedrige Rücksichten lagen ihm fern; denn Cornelie war trotz der Behäbigkeit der Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen war, nicht eben das, was man eine gute Partie nennt; wohl aber mögen Rücksichten auf den Bruder, dessen Freundschaft ihm den Eintritt ins Haus erleichterte, ja erst ermöglichte, mitgespielt haben.

Joh. Georg Schlosser.

Über die Zustände seines Inneren, über sein ganzes Verhältnis zu Cornelie hat Schlosser in Briefen an Lavater, mit dem er seit dem 9. Nov. 1771 bekannt war und dem er, sich gleich vielen andern dem Talent jenes Herzenskündigers beugend, bald Bekenntnisse machte, Genaues und gewiß Wahrhaftiges gebeichtet. Schon am 7. März 1772 bekannte er dem Freunde, daß er keine größere Glückseligkeit kenne als die, welche eine häusliche Gesellschaft schenke, daß er es daher eine seiner ersten Sorgen sein lassen wolle, sich eine Stellung zu erwerben, um einen Hausstand zu begründen. „Mein Herz muß etwas haben, auf welchem es ganz ruhen, dem es sich eröffnen, etwas worauf ich meine flatternden Wünsche einschränken kann." Da er nun schneller, als er gehofft, das Mädchen, das er erträumt hatte, fand, jubelte er (13. September 1772): „Ich habe ein Mädchen gefunden, das mich liebt und das ich liebe wie mein Leben. Der Genuß dieser Glückseligkeiten hat mich viele Dinge als Kleinigkeiten ansehen gelehrt, auf die ich vielleicht sonst einen großen Wert gesetzt hätte. Ich fühle, daß das Glück des Menschen im Begrenzten steht." Das ist zwar nicht die liebestammelnde Sprache eines leidenschaftlich Erregten, aber der Ausdruck des Vollgefühls des Glücks eines in sich begnügten Menschen, der sein Ideal gefunden hat. Dieses Glücksgefühl schwächt sich auch nicht ab, nachdem er verheiratet ist. Wenigstens liegen aus den ersten Monaten der Ehe zwei Zeugnisse vor, die derartiges bekunden. Am 6. November 1773 schrieb er: „Meine Geliebte ist nun meine Frau! Die schönste Weiberseele, die ich mir wünschen konnte: edel, zärtlich, gerade! Eine Frau, wie ich sie haben mußte, um glücklich zu sein, wie mein Lavater selbst sie mir gewählt hätte." Wenige Monate später (13. Febr. 1774) ergänzte er das Bekenntnis dahin: „Meine Wahl der besten Frau wird mich hier gewiß so glücklich machen, als ich hoffte. Ihre Seele ist so rein, so zu allen guten Empfindungen fähig." — Man ersieht aus den Daten dieser Briefe, daß die eigentliche Verlobung des Paares oder, wenn eine solche nicht stattfand, die offizielle Erklärung Schlossers einige Tage vor Goethes Rückkehr von Wetzlar erfolgte. Die Werbung des als Mensch und Schriftsteller gleich geachteten Mannes wurde von Cornelies Eltern gern, wenn auch ohne Enthusiasmus angenommen. Über Cornelies Gemütszustand sind wir nicht unterrichtet. Von einer Leidenschaft ihrerseits oder auch nur von einer übermäßig zärtlichen Erwiderung der Gefühle des Liebenden war nicht die Rede. Andererseits war es aber auch schwerlich nötig, einen Zwang auf sie auszuüben: dem fest ausgesprochenen Willen des Vaters entgegenzutreten, zumal da es sich um einen Freund des Bruders

Digitized by Google

handelte, besaß sie schwerlich Widerstandskraft genug. Nur wünschte der Vater, daß sein künftiger Schwiegersohn ein Amt und einen angemessenen Titel habe, bevor er zur Ehe schreite, denn die Beschäftigung und die Einkünfte eines Frankfurter Anwalts schienen ihm nicht sonderlich zu behagen. Daher begab sich Schlosser, mit Empfehlungen ausgerüstet und durch seine Kenntnisse und Schriften nicht minder empfohlen, nach Karlsruhe, wo er bald eine Anstellung fand und von wo er als markgräflich badenscher Hof- und Regierungsrat im Herbst 1773 nach Frankfurt zum Zweck seiner Verehelichung zurückkehrte.

Die Hochzeit Cornelies fand am 1. November 1773 statt. „Ich verliere viel an ihr," hatte Goethe kurz vorher an Kestner geschrieben, „sie versteht und trägt meine Grillen." Man sollte daher denken, daß er all sein dichterisches Vermögen aufgeboten hätte, um dieses Fest würdig zu feiern; aber er, der die Hochzeit mancher Freunde ernst oder launig zu besingen gewußt hatte, fand kein für den Ehrentag der Schwester passendes Wort. In „Dichtung und Wahrheit" wird des Hochzeitstages nur gedacht, um der an demselben eingetroffenen Verlagsaufforderung eines Leipziger Buchhändlers zu gedenken. In Goethes Briefen, die aus jenen Tagen ziemlich zahlreich sind, wird nur der Packerei und Kramerei gedacht, welche das Fest und der Umzug im Gefolge hatten. Nachdem Cornelie ihren Bestimmungsort erreicht hatte, erhielt sie von dem Bruder eine gute Censur. „Meine Schwester führt sich wohl auf. Ihre Wanderschaft, Einrichtung, alles macht sie gut. Jetzt watet sie nach Art und Lust."

Die Neuvermählten waren am 14. November 1773 nach Karlsruhe gereist. Dort war dem jungen Paar kein langes Bleiben gegönnt. Diese Ungewißheit ihrer Bestimmung und ihres Schicksals wirkte ungünstig auf die junge Frau: sie, die bisher in ruhigen gefesteten Verhältnissen gelebt hatte, konnte sich an Schwanken und Unruhe schwer gewöhnen. Sie empfand schmerzlich die Trennung von der Heimat. Nicht von den Eltern — denn von ihnen ist bezeichnenderweise in dem ersten Briefe der Ehefrau an die neugewonnene Freundin Karoline Herder (Flachsland) nicht die Rede — wohl aber von dem Bruder, „wir waren in allem Betracht miteinander verschwistert", der sie, wie sie sicher hofft, im Frühjahr besuchen werde, und von den Freundinnen vermutlich Antoinette Gerock, welche sie schon damals mit sich zu nehmen gewünscht hatte. So wenig ein solcher Wunsch, dessen Erfüllung die rechte Intimität der Gatten nicht hätte aufkommen lassen, volles Liebesglück zu bezeugen scheint, so sprechen doch ihre ersten Worte über ihren Gatten von völligem Einverständnis und ganzer Beseligung. Denn an Herders Gattin, die gleichfalls erst jung verheiratet war, schreibt sie: „Daß Sie glücklich sind, beste Freundin, fühle ich an mir selbst, alle meine Hoffnungen, alle meine Wünsche sind nicht nur erfüllt, sondern weit, weit übertroffen. Wen Gott lieb hat, dem geb er so einen Mann." Aber es ist charakteristisch, daß sie zum Ausdruck ihrer Zufriedenheit keine passenderen Worte findet als ein Citat aus ihres Bruders „Götz von Berlichingen".

Wenige Monate später brauchte sie auch solche Ausdrücke nicht mehr. Sie war zu ehrlich, um einen Jubel zu heucheln, den sie nicht fühlte, und zu stolz, um ihre Enttäuschung zu verraten, die durchaus nicht durch bestimmte einzelne Ereignisse hervorgerufen, sondern durch ihr Wesen und durch das ganze Verhältnis begründet war.

Die Ehe bot Cornelie keine volle Befriedigung. Es war keine unglückliche Ehe in dem banalen Sinn des Wortes: Streit und Zank hatten die Wände jenes Hauses gewiß niemals zu hören, aber es war etwas Schlimmeres, ein freudloses Nebeneinanderleben. Denn hier waren zwei Wesen verbunden, die den stärksten Gegensatz bildeten. Sie war in einem vornehm bürgerlichen Hause geboren und

Digitized by Google

wie eine Patriciertochter erzogen, an die Beobachtung feiner Formen gewöhnt und die äußeren Zierden des Lebens nicht verachtend; er hatte etwas Tölpiſches an ſich und erſchien, wie auch ſein Bild ihn zeigt, ein wenig bäueriſch und ungeſittet mit ſeinen groben Zügen, den wulſtigen Lippen, den herabhängenden Backen, der unordentlichen Kleidung. Sie war, trotz ihrer feinen Geſittung, der Zierlichkeit ihres Weſens, keine Weltdame, liebte es vielmehr, ſich natürlich zu geben, war eher expanſiv als zurückhaltend und bemühte ſich, der Selbſtändigkeit ihres Weſens gemäß ihren eigenen Weg zu gehen; er war ſcheu, in ſteter Furcht, ſein Innerſtes preiszugeben, von übertriebener Rückſichtnahme gegen andere erfüllt. Sie lebte ſtill in ihren vier Wänden; ſchwächlich und zart, wie ſie war, vermochte ſie ſich nicht den Unbilden der Witterung auszuſetzen; er war eine robuſte Natur, ein kräftiger Mann, der es gern ertrug, dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegenzugehen und die Stürme um ſein Haupt ſauſen zu laſſen. Sie war eine durchaus unſinnliche Natur, er hatte, wie das ſchon ſeiner phyſiſchen Beſchaffenheit entſprach, einen ſtarken ſinnlichen Zug. Sie dachte, ohne freigeiſtig oder irreligiös zu ſein, ruhig und kühl in religiöſen Dingen; man hätte, wie ihr Bruder von ihr ſchrieb, „von ihr ſagen können, ſie ſei ohne Glaube, Liebe, Hoffnung," d. h. ſie entbehrte der ſpecifiſch chriſtlichen Färbung; er hatte bei gelegentlichen aufklärieriſchen Anwandlungen einen Hang zu religiöſer Schwärmerei und war nichts weniger als ein chriſtenfeindlicher Denker. Vor allen Dingen aber: ſie lebte in ihrem Bruder. Wenn ſchon Goethe ſchrieb, die Schweſter ſei die ſtarke Wurzel, die ihn an der Erde hielt, ſo war er ihr der Lebensbaum, an den ſie ſich mit aller Kraft und Leidenſchaft klammerte. Schloſſer dagegen entfernte ſich von Goethe, jemehr dieſer fortſchritt, wendete ſich nicht ohne Abſichtlichkeit zu des Dichters Gegnern und brauchte ſchon 1774 das Wort: „Goethe iſt mir zu ſtark."

In einer ſolchen Ehe bedarf es keiner äußeren Störung, keiner durch Fremde hervorgerufenen Trübung; ſie bietet in ſich ſelbſt Veranlaſſung genug zu Trauer und Unglück. Jedoch auch an ſolchen äußeren Störungen ſcheint es nicht gefehlt zu haben. Der Dichter J. M. R. Lenz, der phantaſievolle, aber unſtäte, ungeregelte Geſelle, der durch ſeine Liebeleien, ſeine eingebildeten und wirklichen, und durch ſeine Aufdringlichkeit manche ruhige Kreiſe ſtörte, erſchien auch hier als Störenfried. Im Sommer 1774 lernte er zu Straßburg Schloſſer und Cornelie kennen, verliebte ſich in ſie und wähnte einen unauslöſchlichen Eindruck auf ſie gemacht zu haben. Freilich Briefe, die er ihr durch ein Verſprechen abgerungen hatte oder abgerungen zu haben vorgab, erhielt er nicht von ihr, und die liebeglühenden Briefe, die er ihr ſchrieb, ſchickte er aus Angſt vor dem Gatten nicht ab, aber er ſchraubte ſeine Empfindungen immer höher, verſetzte ſich in einen Liebestaumel, den er wirklich nie fühlte, und ſchrieb, halb zur Selbſtbeſpiegelung, halb zur Beſtrafung, „Selbſtunterhaltungen", in denen er die „moraliſche Bekehrung eines Poeten" darzuſtellen gedachte. Ihm gegenüber war Cornelie ruhig und milde, hörte ſeine Bekenntniſſe, die zumeiſt gar nicht ihr, ſondern vergangenen ebenſo unwirklichen Schwärmereien galten, kühl, gelegentlich auch abwehrend an, verbat ſich Annäherungen jeder Art und hielt ſich auch dem tollen Phantaſten gegenüber rein und unſchuldig. Sicher kritzelte ſie ihm keine Liebesbriefchen, hatte nicht die geringſte Luſt, ſich in die Stelle der Laura zu verſetzen, als ſie ihm bei einem ſeiner gelegentlichen Beſuche in Emmendingen ihr Exemplar der Gedichte Petrarcas lieh, und war von keinem unbefriedigten Verlangen nach ihm erfüllt, obwohl er ſich einbildete, ein ſolches geſpürt zu haben. Immerhin mochte ein von Lenz gewagtes verwegenes Wort Schloſſer zu Händen und Ohren gekommen, irgend ein frecher hoffnungheiſchender Blick des eitlen Schwärmers ihm nicht entgangen ſein.

Digitized by Google

Dergleichen konnte, schon weil Schlosser den Menschen kannte, der sich selbst zum Unglück lebte, keinen Sturm erregen, aber es mochte des ernsten Mannes Stirn verdüstern und das Unbehagen der stillen Frau vergrößern.

Die Ehe wurde mit zwei Töchtern gesegnet: Maria Anna (geboren 28. Oktober 1774), welche nach ihrer Verheiratung mit dem Geheimen Rat Nicolovius ihrem großen Oheim näher trat und eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterließ, die auch ihrerseits Goethesche Traditionen wohl pflegte; und Elisabeth Katharina (geboren am 10. Mai 1777), die keinesfalls die Langlebigkeit der Großmutter geerbt hatte, denn sie starb schon in sehr jugendlichem Alter (Juli 1793).

Beide Kinder wurden nicht in Karlsruhe, sondern in Emmendingen geboren. Dorthin nämlich war Schlosser, nicht lange nach seiner Verheiratung, als Oberamtmann versetzt worden, vielleicht weil er, wie Goethe meint, seiner Schroffheit und Unbiegsamkeit wegen in die unmittelbare Umgebung des Fürsten nicht taugte, infolge seiner Rechtlichkeit und Geschäftskenntnis aber zur Übernahme eines verantwortlichen Postens besonders geeignet erschien. Cornelie folgte traurig, sie zog, um Goethes Worte zu gebrauchen, „an einen Ort, der ihr eine Einsamkeit, eine Einöde scheinen mußte, in eine Wohnung, zwar geräumig, amtsherrlich, stattlich, aber aller Geselligkeit entbehrend". Eine einzige große Freude empfand sie, als sie im Sommer des Jahres 1775 ihren Bruder wiedersah. Wie so oft, so hatte sie auch diesmal wieder die Rolle der Beichtigerin zu übernehmen. Während sie früher aber inniges Mitgefühl mit den Opfern von Wolfgangs Unbeständigkeit gehegt hatte, empfand sie über des Bruders Verlobung mit Lili Schönemann schweres Unbehagen und beschwor den Bruder, diese Verbindung abzubrechen. Er folgte, gewiß zu seinem Glücke, diesem Rate und verdankte so der Schwester sein Lebensglück, wie er ihr ehedem den Antrieb zu schöpferischer Schriftstellerthätigkeit zu verdanken hatte.

Seit diesem Lichtblicke herrschte im Leben Cornelies Dunkel. Die Einsamkeit drückte sie immer mehr. Der Bruder, der nach Weimar übergesiedelt war, fand in den vielfachen Amtsgeschäften und Zerstreuungen seines neuen Lebens nicht oft die Zeit, an die Schwester zu schreiben. (In dem genauen Verzeichnis der von Weimar aus abgeschickten Postsendungen sind nur drei an Schlosser und seine Frau gerichtete angegeben.) Er kannte ihre schlimme Lage und sein Unvermögen, ihr zu helfen. „O hätte meine Schwester," so klagte er der neuen Freundin Charlotte v. Stein (24. Februar 1776), „einen Bruder irgend, wie ich an dir eine Schwester habe." Er wußte die Genannte und Auguste v. Stolberg zu bestimmen, der Schwester zu schreiben oder ihr gelegentlich einen seiner Briefe zu schicken, und erwirkte dadurch, daß Cornelie mit Charlotte in einen kurzen vertraulichen Briefwechsel trat und Auguste wenigstens einen kurzen Dank für ihre Sendung zugehen ließ. Er bestimmte der Schwester neue Melodien und sendete ihr seine neu entstandenen Werke. An den „Geschwistern" nahm sie gewiß innigen Anteil, wenn sie auch vielleicht nicht ohne Neid bemerkte, daß eine neue Geliebte nun mit dem holden Namen „Schwester" bezeichnet wurde; aber was sollte ihr „Stella", dieses hohe Lied der Liebe, diese Verherrlichung entfesselter Leidenschaft? Nicht gerade als Antwort auf diese Sendung, aber um dieselbe Zeit erhielt Goethe von der Schwester einen (nicht erhaltenen) Brief, der ihm, wie manche seiner Vorgänger, das Herz zerriß.

Cornelie kränkelte seit dem Beginn ihrer Ehe. Manchmal glaubte sie, der Gesundheit sich wieder freuen zu können, namentlich nachdem sie durch den berühmten Arzt Zimmermann behandelt worden war, aber bald wurde sie durch körperliche und seelische Schmerzen in diesem Wohlgefühl beeinträchtigt. „Hier sind wir abgeschnitten von allem, was gut und

Digitized by Google

ſchön in der Welt iſt," ſo klagte ſie in einem ihrer vertraulichen Schreiben an Frau v. Stein, in denen, recht bezeichnend für ihre Empfindung, niemals von ihrem Gatten die Rede iſt. Die einzige Erwähnung desſelben aber in der Antwort an Auguſte v. Stolberg bewies weder Glücksgefühl noch Lebensfreude. „Meines Mannes Geſchäfte," ſo ſchrieb ſie, „erlauben ihm nur ſo wenige Zeit bei mir zuzubringen, und da ſchleiche ich denn ziemlich langſam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgends hin als ins Grab taugt" (10. Dezember 1776). Auch Schloſſers Briefe aus jener Zeit bekunden eine gewiſſe Zurückhaltung: ſein Freundſchaftsverlangen, das eine Zeit lang zurückgedrängt war, trat wieder hervor, bisweilen zeigten ſich Vorboten von Todesſehnſucht und Todesahnung. Ihm freilich war es beſchieden, noch Jahrzehnte ſich des Lebens zu freuen; Cornelie aber erholte ſich nicht wieder. Sie war ſchon vor ihrer zweiten Entbindung ſehr ſchwach; vier Wochen nachdem ſie der zweiten Tochter das Leben geſchenkt hatte, war ſie nicht mehr.

Am 7. Juni 1777 ſtarb Cornelie. Der trauernde Gatte, der ihr alles gewährt hatte, was er zu ſpenden vermochte, und der ſich weder die Unbefriedigtheit ihres Weſens noch das Unharmoniſche der beiderſeitigen Charaktere zum Vorwurfe machen durfte, ſchrieb an ſeine Schweizer Freunde: „Unſere Hoffnung und Freude war umſonſt. Mein armes Weib iſt geſtern geſtorben. Ich kann euch die Geſchichte ihres Leidens nicht erzählen, es thut mir zu weh." Pfeffel, der räumlich und geiſtig dem Paare nahe geſtanden hatte, ſchrieb trauernd: „Die edle gute Schloſſerin iſt nun ganz ein Engel... Weinen Sie eine Thräne auf den friſchen Hügel, und denken Sie dabei an Hallers großen Gedanken: kein Grab kann Geiſter decken."

Goethe wurde durch die Todesnachricht tief erſchüttert. Er wurde um ſo tiefer bewegt, als er gerade damals im Glücksgefühl ſeiner Liebe, amtlicher und dichteriſcher Thätigkeit ſchwelgte. Er konnte für Schloſſer kein Wort des Troſtes finden und für ſeine Mutter nur das obenerwähnte nichtige, daß tiefer Schmerz kurz, Trauer aber lange währe. Er bezog aus einem kürzlich gemachten Gedichte die Stelle, daß die Götter ihren Lieblingen außer den unendlichen Freuden auch alle unendlichen Schmerzen ganz geben, auf ſeinen damaligen Zuſtand. Aber zu einer poetiſchen Würdigung der dahingeſchiedenen Schweſter kam er ebenſowenig wie zu einer Schilderung des Zuſammenſeins mit der trauten Gefährtin oder zu einer dichteriſchen Gabe bei der Hochzeitsfeier.

Was der Bruder im Übermaß des Schmerzes verſäumte, und was der unpoetiſche Gatte nicht zu thun vermochte, das that der unglückliche Lenz, der durch den Tod der Frau ſeinen letzten Halt verloren hatte. Er richtete an eine Freundin, Mad. Saraſin in Baſel, einen Brief, in dem ſich folgender poetiſcher Nachruf findet:

Wie Freundin fühlen Sie die Wunde,
Die nicht dem Gatten bloß, auch mir das Schickſal ſchlug,
Mir, der nur Zeuge war von mancher frohen Stunde,
Von jedem Wort aus ihrem Munde,
Das das Gepräge innrer Größe trug ...
Mein Schutzgeiſt iſt dahin, die Gottheit, die mich führte
Am Rande jeglicher Gefahr,
Und wenn mein Herz erſtorben war,
Die Gottheit, die es wieder rührte.
Ihr Zartgefühl, das jeden Mißlaut ſpürte,
Litt auch kein Wort, auch keinen Blick,
Der nicht der Wahrheit Stempel führte.

Digitized by Google

Der Pate des Todes.

Novelle

von

Adolf Stern.

I.

Vor einer Viertelstunde war der stattliche junge Mann im Gasthof auf dem Inselsberge angelangt, dem er über den Rennsteig von der „Hohen Sonne" her zugewandert war. Er hatte glücklich eines der letzten freien Kämmerchen für sich zum Nachtquartier erhalten, war hinaufgegangen, um sein Ränzel abzulegen und den Staub eines langen heißen Sommertages im frischen Wasser abzuspülen. Jetzt saß er im großen Gastzimmer, hatte sich bei dem aufwartenden Kellner ein verspätetes Mittagsessen bestellt, erquickte sich mit sichtlichem Behagen an Würzburger Wein und Harzer Sauerbrunnen und richtete, da eben der Wirt selbst in seine Nähe kam, an diesen die Frage: „Sie haben hoffentlich keine Briefe, kein Telegramm für mich — Doktor Buchhoff aus Berlin?"

„Doktor Buchhoff — Erwin Buchhoff?" fragte der Wirt zurück und blickte aufmerksam grüßend den schlanken Fremden mit dem bräunlichen Gesicht, den dunklen Augen und dem kurzgestutzten dunklen Vollbart an.

„Gewiß, Doktor Erwin Buchhoff! Haben Sie wirklich etwas für mich?" klang die Antwort, und der Frager, der schon aus der Nennung seines Vornamens und der Miene des Wirtes erriet, daß mehr für ihn angelangt sei, als ihm lieb sein konnte, erhob sich von dem Sitze, den er kaum erst eingenommen hatte.

„Allerdings, Herr Doktor — zwei Telegramme, ein Brief und draußen ist auch schon seit drei Stunden der Kutscher mit dem Wagen aus dem Bergfelder Schloß, der von Brotterode heraufgekommen ist!" Damit wandte sich der Wirt nach dem Nebenzimmer und zu dem Glaskasten, in dem er Briefe und Schriften aufzubewahren pflegte. Der Ankömmling folgte ihm auf dem Fuße, warf einen Blick auf die Handschrift des Briefumschlags und riß dann die verschlossenen Depeschen auf. Indem er sie überflog, konnte der Wirt

Digitized by Google

wahrnehmen, wie eigentümlich scharf und fest das Auge des Fremden auf den wenigen Zeilen ruhte. Doktor Buchhoff entging nicht, daß die kurze Verhandlung mit dem Wirt ihm neugierige Blicke von verschiedenen mit Gästen besetzten Tischen des großen Gastzimmers her eingetragen hatte. So sagte er also leiser, als er seither gesprochen hatte: „Nach diesen Depeschen werde ich heute abend und morgen früh nicht bleiben können — Sie mögen mein kleines Zimmer weiter vergeben! Aber essen muß ich erst hier — ich bin von der siebenstündigen Fußwanderung zu matt und hungrig. Sagten Sie nicht, daß schon ein Wagen und ein Kutscher für mich da seien?"

„Gewiß, Herr Doktor — der Martin Vollborn aus Klein-Schmalkalden, mit einem landgräflichen Jagdwagen!" versetzte der Wirt, der inzwischen in seinem Gemüt die Anstalten, mit denen man nach dem fremden Arzt verlangte, und die Jugend desselben verglichen hatte und in dessen Augen der Gast an Wichtigkeit wuchs. „Soll ich ihn hereinschicken, ihm sagen, daß der Herr Doktor angekommen sind?"

„Warten Sie, bis ich mich halbwegs gestärkt habe," entschied Doktor Buchhoff. „Wenn er schon stundenlang wartet, wird er ungeduldig sein, und eine kurze Rast muß ich mir gönnen. Lassen Sie mir mit der Suppe gleich meine Rechnung bringen und sagen Sie dem Zimmermädchen, daß sie meine Tasche und mein Plaid wieder herunterbringt. Ich habe nichts ausgepackt als meine Bürsten und ein Stück Seife."

Doktor Buchhoff begab sich nach seinem Sitz in der Nähe des offenstehenden Fensters zurück, legte die beiden Drahtbotschaften vor sich auf den Tisch und verglich sie noch einmal prüfend. Sie waren klar genug und ließen keinen Zweifel. Die eine lautete: „Doktor Erwin Buchhoff. Inselsberg. Professor Heiding telegraphiert an mich, wie folgt: Schicken Sie mir, wenn irgend möglich, Buchhoff nach Schloß Bergfeld, ober Schmalkalden. Gab ihm Adressen Inselsberg und Schmücke. Willovius." Die andere: „Doktor Erwin Buchhoff aus Berlin. Inselsberg. Bin nicht auf dem Gute. Komme sofort nach Empfang zu mir, Schloß Bergfeld. Heiding." Und da war auch der Brief von Heidings Hand. Er trug, wie Doktor Erwin erst jetzt bemerkte, keinen Poststempel; vermutlich hatte ihn der Kutscher, von dem der Wirt gesprochen hatte, mit hier herauf gebracht. Mit einem leisen Seufzer öffnete der junge Mann das Schreiben, obschon er den Inhalt zuvor wußte. Nachdem er es gelesen, saß er nachdenklich, auf seinem Holzstuhl ein wenig zurückgelehnt. Die Aussicht, nach der zum Teil heißen und anstrengenden Fußwanderung über den Rennsteig, ein paar Stunden bergab und waldab im Wagen geruttelt zu werden, erschien ihm nicht lieblich. Aber im Grunde geschah nur, was er in Berlin vor seiner Abreise voraus befürchtet hatte.

Der ungewöhnlich heiße Hochsommer war bereits bis in den August vorgerückt gewesen und die Morgen und Abende begannen schon wieder kühler zu werden, ehe es ihm gelungen war, den durchglühten Steinmassen der großen Hauptstadt und den zahlreichen ernsten Pflichten, welche er dort auf sich genommen hatte, aufatmend zu entrinnen. Seit vier Jahren war es die erste Erholung, die er sich auf Wochen oder auf Tage gönnen durfte. Denn der gefeierte Universitätslehrer und Arzt, zu dessen Schülern und jüngeren Beiständen er gehörte, hatte, als Doktor Buchhoff Sehnsucht nach den Alpen verriet, ihn dringend gebeten, sich nicht allzuweit von Berlin zu entfernen. Geheimerat Willovius selbst wollte seine eigene Seebadkur bis zu dem Zeitpunkt verschieben, wo Doktor Buchhoff, der einzige von seinen Assistenten, der ihn schon selbständig vertreten konnte, zurückgekehrt sein würde. Doch selbst für die kurze Erholungsfrist hatte der Geheimerat die Möglichkeit, den jungen Kollegen in einem äußersten Fall rasch zurückrufen zu können, lebhaft befürwortet. So hatte sich

Digitized by Google

Doktor Buchhoff entschließen müssen, seine Schritte nur nach Thüringen zu lenken, von wo, wie Willovius fast vergnügt bemerkte, man jederzeit am Tage des Empfangs einer telegraphischen Botschaft wieder nach Berlin zurückzugelangen vermöge. Zur Sicherstellung solcher Botschaft waren die Stationen der geplanten Reise sorgfältig bemerkt worden, nur mühsam hatte Doktor Buchhoff seinen Lieblingsvorsatz, quer über den einsamen Rennsteig zu wandern, gegen den Einwand aufrecht erhalten, daß es von dort überall zu weit zur Eisenbahn sei. Die Nachwirkung dieser Gespräche hatte der junge Arzt in den ersten Tagen seiner Reise nur allzu lebhaft empfunden. Es war ihm, während er die Parks bei Weimar durchstrich und durch schattige Wälder und Waldgründe seinen Weg nach Paulinzelle und Ilmenau verfolgte, immer noch zu Mute gewesen, als klirre ihm eine Fessel am Bein, und so oft Telegraphenstangen seine Straße begleiteten, hatte er sehr argwöhnisch zu den Drähten emporgeblickt; ja, wenn er am Abend die Herberge betrat, die Frage nach Briefen oder Telegrammen für Doktor Erwin Buchhoff ohne seine gewöhnliche ruhige Entschiedenheit hervorgebracht. Erst nach Verlauf einer Woche und nachdem er in Eisenach einen liebenswürdig beruhigenden Brief des Geheimerats Willovius vorgefunden hatte, begann der Reisende zu hoffen, daß es sich um eine überflüssige Vorsichtsmaßregel gehandelt habe und daß er sich der schwer errungenen Ferienwochen ohne Zwischenfall und Unterbrechung erfreuen werde. In dieser Hoffnung hatte Doktor Erwin am Morgen des heutigen Tages bei der Hohen Sonne den Rennsteig betreten, hatte durch die im Morgenwind schwankenden Rahmen des Buchengezweigs noch einmal nach der schimmernden Wartburg zurückgeschaut und war dann in die tiefe Stille, den erquickenden Schatten der übergrünten alten Hochstraße getaucht, um vor dem Spätabend den Gasthof auf dem Inselsberg zu erreichen.

Nun war er an diesem Ziele angelangt, und es gewann den Anschein, als ob der sonnige Tag auf dem einsamen Rennsteig, der hinter ihm lag, der letzte beglückende Reisetag bleiben solle. Immer wieder blickte er auf Professor Heidings inhaltschwere Zeilen und erinnerte sich, wie viel er gerade am heutigen Tag dieses Paten, seines ersten Lehrers und Wohlthäters, gedacht habe. Seit Jahren hatte er heute auf der stundenlangen, traumstillen Wanderung, hoch über grünen Waldwegen und blauen Hügelzügen wieder einmal seinen Erinnerungen leben dürfen. Arbeitend, forschend, Tag für Tag und ungezählte Nächte hindurch thätig, in seinen wenigen Erholungsstunden im Kreise von Fachgenossen und Freunden weilend, hatte Erwin Buchhoff selten Augenblicke gehabt, in denen er sich selbst gehörte und rückwärts schauen konnte. Heute aber hatte sich aus dem Gedanken, den Rennsteig nur bis zur Schmücke zu verfolgen und dann seinen Paten und väterlichen Freund, den Würzburger Professor Heiding, zu besuchen, der die Sommer auf einem ihm gehörigen waldeinsamen Gute in der Nähe von Suhl verbrachte, ein buntes Gewebe von vergangenen Tagen und weit zurückliegenden Erlebnissen hervorgesponnen. So oft sich Erwin auch emporrichtete und sich sagte, daß es der träumerischen zwecklosen Erinnerungen genug sei, so waren doch die Bilder der alten Tage mit dem Harzduft der Tannen, unter denen er hinging, und mit den flirrenden Sonnenstrahlen, die den letzten Morgentau von Zweigen und Halmen sogen, auf ihn eingedrungen. Ob er wollte oder nicht, mit jedem Gedanken an Heiding verband sich das dankbare Gefühl, daß er dem ausgezeichneten Manne im Grunde alles schulde und nur durch dessen aufopfernde Hilfe allen seinen Lebenszielen näher gekommen sei. Wenn er sich heute darauf gefreut hatte, Heiding viel Neues zu berichten: ein paar schwierige Operationen, die ihm glücklich gelungen waren, die Vollendung einer wissenschaftlichen Arbeit, zu der ihm sein alter Lehrer vor Zeiten die erste Anregung

Digitized by Google

gegeben hatte, die gewisse Aussicht auf die außerordentliche Professur nach drei Dozentenjahren — so mußte er eben auch der Vergangenheit bis in die Knabenzeit zurück gedenken. Und so hatte er heute sich selbst, den armen Weingärtnersbuben vom Würzburger Frauenberg, wieder erblickt, der mit scheuer Ehrfurcht zu seinem Taufpaten, dem Professor Erwin Heiding, emporschaute und sich erst nach und nach bewußt ward, daß der Universitätslehrer Wohlgefallen an seinem aufgeweckten Wesen fand. Er hatte den Ton wieder gehört, in dem ihm Heiding eines Tages ankündigte, daß er die Lateinschule besuchen solle, und sein eigenes weithinschallendes Jauchzen bei dieser Freudenkunde war in seiner Seele neu erwacht. Er hatte, während er über den Heidekrautteppich des Rennsteigs hinschritt, auf viele Jahre zurückschauen müssen, in denen der Schüler, der Student, der junge Arzt immer und überall die Hilfe, die Lehre, den Rat und die nie ermüdende Teilnahme seines Paten gefunden hatte. Was er wußte und war, blieb Heidings Werk, und Erwin Buchhoff würde nie daran gedacht haben, sein Leben von dem des Meisters zu trennen, wenn nicht der Professor selbst, mit der großartigen Selbstlosigkeit, die ihn durchdrang, seinen Paten auf neue Wege gewiesen, ihn von sich hinweg nach Berlin gesendet hätte. Der Erfahrene hatte recht gehabt — recht wie immer! sagte Doktor Buchhoff mitten im stummen Selbstgespräch laut vor sich hin. Aber selbst heute noch empfand der junge Mann, wie schwer ihm doch seinerzeit die Trennung von dem väterlichen und treuen Freunde gefallen war. Mit dem ersten Gedanken an eine notwendige Erholungsreise hatte sich der Wunsch verknüpft, Heiding wiederzusehen, und nur die Gewißheit der Begegnung mit ihm, auch bei der kürzeren Ausfahrt, hatte Erwin ohne allzu schweren inneren Kampf auf die Alpen Verzicht leisten lassen.

Jetzt war ihm das ersehnte Wiedersehen noch an diesem Abend gewiß, aber anders und an anderer Stelle, als er es auf dem einsamen Pfad und im Schatten breitästiger Buchen geträumt hatte. Sein Mittagessen erschien; er nahm es ohne Hast, doch nicht mit dem Behagen wirklicher Ruhe ein und würzte sich die wenigen leichten Speisen, indem er nochmals Professor Heidings Brief durchlas. Dem mit der Rechnung herzutretenden Wirt sagte er, noch in den Brief blickend:

„Sie können also den Bergfelder Kutscher wissen lassen, daß ich gefunden bin und daß er anspannen mag, wenn's denn einmal sein muß. Sind Sie im Bergfelder Schloß bekannt? Wer ist die kranke Dame dort — die Prinzessin von Grumbach?"

„Eine jüngere Schwester des Landgrafen Heinrich Durchlaucht! Der alte Landgraf Philipp war dreimal verheiratet, zuletzt mit einer Gräfin Ostheim, von der sie die Tochter ist. Sie soll lebensgefährlich krank sein!"

„Es scheint so," erwiderte der junge Arzt kurz. „Lassen Sie mir noch eine Tasse Kaffee geben und erinnern Sie das Mädchen an meine paar Sachen. Sobald der Kutscher fertig ist, will ich abfahren."

Er hatte die harmlose Redseligkeit des Wirtes unterbrechen wollen und erfuhr alsbald, daß er wohl gethan haben würde, mit demselben bis zu seiner Abfahrt zu plaudern. Denn der Wirt erfüllte zwar auf der Stelle die Wünsche und Aufträge seines jungen Gastes, trat aber dann zu anderen Tischen und erzählte, immer den Blick fest auf den Berliner Arzt heftend und die Blicke anderer Reisenden auf ihn lenkend. Bald schlugen die Namen der Landgrafen Philipp und Heinrich, der Prinzessin von Grumbach, die er selbst zum erstenmal vernommen, aus dem rücksichtslosen Geplauder verschiedener Gruppen an sein Ohr. Ein älterer Herr — sichtlich ein kleinstaatlicher Beamter, der in allem Hofklatsch der Welt zu Hause schien — ließ, die umsitzenden Gäste belehrend, Doktor Erwin mehr von dem Hause erfahren, in das er gerufen war, als er vor der Hand zu wissen begehrte.

Digitized by Google

Wenn er noch zehn Minuten dort hinüber hörte, würde er in Schloß Bergfeld beinahe so gut Bescheid wissen als in Geheimrat Willovius' Villa am Berliner Tiergarten — es war Zeit, daß er aufbrach. Zum Glück brachte man ihm den Kaffee und mit demselben stellte sich auch der Kutscher vor, ein baumlanger Gesell, der gewohnheitsgemäß unter jeder Thür den Kopf in die Schultern zog. Er trug braune Livree mit Silber und grüßte militärisch, der Wirt hatte auf den jungen Arzt gewiesen, aber Martin Vollborn hätte des Fingerzeigs nicht bedurft. Er erkannte den rechten Mann sofort, meldete kurz, daß eingespannt sei und daß, wenn der Herr Doktor sich beeile, man noch vor Nacht an Ort und Stelle sein könne.

„Und mich dünkt, Herr Doktor, der alte Herr Professor, den ich vor drei Tagen aus Suhl geholt, wird froh sein, wenn er Sie zur Seite hat," fügte der Thüringer hinzu. Der Ausdruck seiner Augen, seines Mundes ließen dem jungen Arzt keinen Zweifel, daß ihm eine wohlwollende Anerkennung gewidmet werden solle.

Er lächelte und sagte kurz: „Professor Heiding ist der Mann, ohne jeden Beistand zu helfen, wenn geholfen werden kann."

„Ich sehe, was ich sehe," meinte Martin Vollborn hartnäckig. „Festes Auge. und feste Hand schaden niemalen, das muß ein alter Soldat wissen!"

Erwin Buchhoff fand für gut, nichts mehr zu erwidern; er trat von dem Kutscher und dem Wirt begleitet vor das Haus, an dessen Stufen der hochsitzige leichte Jagdwagen, mit einem Paar stattlicher Rappen bespannt, hielt. Das kleine Gepäck des Fußwanderers lag auf dem Rücksitz, dessen linke Hälfte für ihn frei geblieben war. Der junge Arzt stieg auf, der Kutscher hatte die Zügel ergriffen, und die ungeduldig gewordenen Pferde zogen an, ehe sich Martin in den Bock zu schwingen vermochte. Aber mit mehr Gewandtheit, als man der langen steifen Gestalt zutrauen mochte, kam er zurecht, während der Wagen schon die Straße abwärts rasselte und Doktor Erwin, noch einmal nach dem Gasthof zurücksehend, noch wahrnahm, daß ihm aus Thür und Fenstern teilnehmend neugierige Blicke genug folgten. Er schlug, der plötzlichen Unterbrechung seiner Reise nachsinnend, die schützende Decke um sich. Hier oben auf der Höhe lag noch immer Abendsonnenschein, die Baumwipfel schimmerten in Gold und Glut, aber aus den tiefer liegenden Thalschluchten quoll es kühl empor. Der junge Mann atmete mit Behagen noch einmal den Walddust, der ihn während des Wandertages umhaucht hatte — im Vorgefühl, daß es mit seiner Erholung zu Ende sein werde. Während er gewiß genug war, einer sehr ernsten Pflicht entgegenzufahren, regte sich etwas wie die Lust zu einem Abenteuer in ihm. Die ungewohnte Art, wie der Ruf zu dieser Pflicht an ihn ergangen war, und die Unbekanntschaft mit dem Ort und allen Verhältnissen, denen er auf Wunsch seines alten Lehrers zueilte, gaben einem im Leben des Arztes nicht ungewöhnlichen Ereignis einen fremdartigen Reiz und Hauch.

Die Straße senkte sich tiefer, rechts und links von langen Waldzügen eingesäumt, lag sie schon im vollen Abendschatten, und der junge Arzt sah gedankenvoll an den dunklen schlanken Tannen bis zu den rotglühenden Spitzen und den farbigen Wolken empor, die über die Spitzen hinzogen. Er hatte den Kutscher gefragt, in welcher Zeit sie Schloß Bergfeld erreichen würden, und war nach der Antwort wieder verstummt. Er scheute sich, ein längeres Gespräch mit Martin Vollborn anzuknüpfen, so viele Lust dieser dazu verriet. In beinahe drei Stunden hätte sich wohl manches von dem langen Thüringer erfahren lassen — doch eben die einfachste Frage an welcher Krankheit die junge Dame daniederliege, zu der Professor Heiding gerufen sei, wollte Doktor Erwin nicht über die Lippen. Er mochte keine fremde Vorstellung, kein Vorurteil

Digitized by Google

in sich aufnehmen, bis er seinen Lehrer gesprochen und selbst gesehen habe. So währte es etwa eine halbe Stunde, daß die beiden schweigsam durch den Abend dahinfuhren. Martin Vollborn, der anfänglich die günstigste Meinung von dem jungen Arzte gefaßt hatte, begann an seinem Fahrgast irre zu werden — diese stumme Zurückhaltung schien ihm nicht die Art, mit einem gedienten Manne zu verkehren. Als er den Berliner Doktor wieder ansprach, gedachte er zu ergründen, ob es Blödigkeit oder Hochmut sei, was den jungen Mann abhielt, sich in eine ersprießliche Unterhaltung zu vertiefen. Nachdem er die Erlaubnis erbeten, seine Pfeife in Brand zu setzen, hob Martin an:

„Will's wünschen, Herr, daß ich die Rappen nicht umsonst eingespannt habe — meine aber immer, daß der Professor vom Ruppberger Hof und Sie zu spät geholt worden sind und daß es um unser armes Prinzeßchen geschehen ist; daß sie krank war, hat jedermann schon längst merken können — sie wollten's aber im Schloß durchaus mit dem alten Physikus aus Liebenstein zwingen, der bei der seligen Durchlaucht Leibarzt gewesen! Und nun haben sie's — haben wir's! Denn Sie — na, ein herrschaftlicher Diener darf nichts gesagt haben. Aber wahr bleibt doch wahr: Prinzeß Hildegard ist die beste von allen, und wenn sie stürbe — ich sage Ihnen nichts! Herr Doktor, aber thun Sie, was Sie können! Daß dich —!"

Der letzte Anruf galt dem Handpferd, das vor einem am rechten Straßensaum auftauchenden weiß gestrichenen Stein scheute. Aber der Ruf ward von einer so ausdrucksvollen Gebärde und einem so zornigen Peitschenschlag in die Luft begleitet, daß der Arzt merkte, der Kutscher sei froh, seinem gepreßten Herzen irgendwie Luft machen zu können. Doktor Erwin fühlte zugleich, daß er entweder dem Mitteilungslustigen Stille gebieten oder das Gespräch aufnehmen und lenken müsse. Die halben Worte des Mannes weckten Neugier und Teilnahme, und er brauchte ja keine Frage zu thun, die der Krankheit der gepriesenen Prinzessin galt. Er verhalf dem Kutscher zu Feuer und sagte dann, sich neu zurechtsetzend und dem Vorderteil des Wagens ein wenig zugeneigt:

„Wie alt ist eigentlich eure Prinzeß Hildegard?"

„Neunzehn — nein, zwanzig Jahre muß sie sein! Sie ward in dem Herbst getauft, wo ich zu den Fünfundneunzigern nach Gotha einrücken mußte. Im nächsten Sommer gingen wir nach Frankreich!"

„Und seit wann sind Sie im Dienste der Landgrafen von Bergfeld?"

„Nun, das sind auch schon fünf Jahre," entgegnete Martin Vollborn. „Wird aber wohl am längsten gedauert haben, Herr Doktor — wenn's zum Schlimmsten kommt."

Das Gespräch nahm immer wieder die Wendung, die dem Arzt nicht behagte, er suchte abermals auszuweichen und fragte wieder: „Die kranke Dame lebt bei ihrem Bruder, dem Herrn Landgrafen Heinrich? Oder war sie nur zum Besuch bei demselben anwesend und ist während dieses Besuches erkrankt?"

Der Kutscher machte eine heftige verneinende Kopfbewegung und schien seine Antwort längere Zeit zu überlegen. Ein paar Biegungen der Landstraße nötigten ihn, schärfer acht auf seine Rappen zu haben — als aber die Straße wieder glatt auf den Kirchturm von Brotterode zulief, wandte er sich zum Fahrgast rückwärts und sagte leiser:

„Prinzeß Hildegard lebt das ganze Jahr im Bergfelder Schlosse. Sommers und Winters, Herr Doktor — und plaisierlich ist's da meist nicht. Dem Landgrafen Durchlaucht gehört das Schloß samt allem Zubehör — aber er kommt im Sommer höchstens zwei Monate und ein oder zweimal im Winter auf eine Woche zur Jagd. Die alte Durchlaucht ist eben zu früh gestorben, hat schlecht — so gut wie gar nicht für das arme Kind gesorgt! Hat's wohl anders im Sinn gehabt, aber was hilft ihr das! Nicht

Digitized by Google

daß sie je klagte, Herr Doktor — doch ist im Schloß und Flecken niemand, der nicht wüßte, wie unrecht ihr geschehen ist."

Das Steinpflaster von Brotterode, über das jetzt der Wagen hinrasselte, überhob den immer gespannter lauschenden jungen Mann zunächst der Notwendigkeit, mehr zu hören und zu antworten. Und als das Fuhrwerk bald darauf in das schon beinahe dunkle Trusenthal einlenkte, bedauerte er nur, daß er der Pracht dieses Felsthales nicht zu besserer Stunde ansichtig werde. Martin Vollborn stimmte eifrig zu, meinte tröstend: „Vielleicht, wenn ich Sie zurückfahre, Herr Doktor," und versagte sich nicht, mit dem Peitschenstock nach malerischen Felsbildungen und mächtigen Baumgruppen hinzuzeigen, um welche sich schon Dunkel webte. Doktor Erwin daukte wiederholt für die gute Absicht, mühte sich jedoch nicht, die dämmerigen Herrlichkeiten noch zu erkennen. Seine Gedanken flogen weit voraus, fernen geträumten Lichtern entgegen — seine wachsende Erregung ließ ihn wünschen, bald am Ziele zu sein. Eine Frage, die er zehnmal im Verlauf der Fahrt hinter die Zähne gedrängt hatte, fiel endlich doch von seinen Lippen.

„Durchlaucht der Landgraf Heinrich ist jetzt in Bergfeld und bei seiner kranken Schwester?"

Der Kutscher gab ein ziemlich verdrossenes: „Freilich ist er im Schloß, und lieb ist's ihm schwerlich, daß er da ist!" zur Antwort, und Doktor Erwin merkte, daß das Gespräch in die kaum verlassene Bahn wieder einlenkte. Er kannte jetzt zur Genüge Martin Vollborns Meinungen und fühlte, wie seine eigene Vorstellung von dieser Meinung bestimmt ward. Es war Zeit, daß er selbst sah und urteilte und sich der wunderlichen Stimmung erwehrte, in die ihn das Abenteuer dieses Abends zu versetzen begann. Er war zu einer schwer Erkrankten gerufen, und nichts als eine ärztliche Pflicht lag vor ihm, über deren Art und Umfang ihn sein alter Heiding in der nächsten Stunde aufklären würde. Was gingen ihn die Lebenslage und die Umstände der jungen Dame an, von deren Dasein er heute nachmittag zum erstenmal ein Wort vernommen hatte? Freilich gelang es ihm doch nicht, die Bilder zu verscheuchen, die fort und fort vor dem inneren Auge vorüberzogen, so daß er sich um so ungeduldiger nach der erlösenden Wirklichkeit zu sehnen begann. Die Fahrt durch die Nacht schien sich immer endloser auszudehnen, seit der Wagen das enge Felsthal hinter sich gelassen hatte und durch ebeneres Land rollte. Dunkle, langgestreckte Felder, einzelne stehende Wasser, die der Ausschauende erst im Näherkommen von Feldern und Wiesen unterschied, von Zeit zu Zeit die aufblitzenden Lichter eines Dorfes, das die Straße zur Seite ließ, um abermals zwischen waldigen Hügeln dunkler hinzuziehen — wiederum Feldbreiten, lange Rasenflächen, weithin sichtbare Lichter wechselten noch fünfviertel Stunden lang, ehe der Wagen entschieden einem der Lichtpunkte näher kam. Jetzt rief der Kutscher: „Dort kommt Bergfeld, Herr!" Jetzt donnerte er über die Holzbrücke eines kleinen Flusses, jetzt durch die lange Hauptstraße eines Fleckens, aus deren niedrigen Häusern spärlich ungleicher Lichtschein drang, und jetzt folgte eine Allee mächtiger Rüstern, dahinter ein von weißen Mauern umschlossener halbrunder Platz mit Auffahrt und doppelter Freitreppe, alles vom Schein zweier großen Kandelaber am Treppenfuß und bronzenen Laternen über der Eingangsthür erhellt. Sobald Martin Vollborn mit der Peitsche klatschte, eilten zum Überfluß noch ein paar Bediente mit Windlichtern auf die oberen Treppenstufen, ein stattlicher Portier kam dem Aussteigenden bis an den Absatz entgegen, auf welchem die beiden Stufenreihen zum erstenmal zusammenliefen, um sich wieder zu teilen.

Das Trinkgeld, welches ihm Doktor Erwin darbot, hatte der lange Kutscher mit einer entschiedenen Kopf- und Handbewegung verschmäht. „Thun Sie Ihr Bestes, Herr Doktor! und gute Nacht,

Digitized by Google

Herr!" rief er nach oben, als der junge Mann schon von braun und silbernen Livreen umgeben war. Doktor Erwin hatte im Emporsteigen nichts weiter vom Schloß wahrgenommen als einen kräftig vorspringenden hohen Mittelbau und zurückliegende Flügel mit zahlreichen lichthellen Fenstern. Der Portier begrüßte ihn mit Namen und Titel und fragte, ob der Herr Doktor zuerst seine Zimmer sehen oder sogleich Herrn Professor Heiding aufsuchen wolle, der ihn in der Bibliothek erwarte.

„Lassen Sie mein Gepäck in das Zimmer bringen, das Sie mir bestimmt haben, und führen Sie mich sofort zum Professor, vielleicht ist's dringend!"

Er war ins Haus, in die mit bunten Steinfliesen ausgelegte Vorhalle getreten, ein Diener schritt ihm auf den Wink des Portiers mit dem Leuchter voran. Ein breiter Gang mit zahlreichen Thüren, in welchem dicke Teppichstreifen den Schall der Tritte dämpften, mußte zum rechten Schloßflügel führen. Indem der Diener die Hand auf die Klinke einer Thür legte, öffnete sich der Thürflügel von innen, und von der Schwelle schaute ein hochgewachsener bärtiger Mann den Kommenden entgegen. Sein Gesicht, auf das der Schein der hochgetragenen Lichter fiel, drückte Freude und Betroffenheit zugleich aus, er streckte dem jungen Arzt beide Hände und Arme entgegen und sagte zugleich: „Guten Abend, Erwin! bist du dennoch gekommen? Hast also mein zweites Telegramm nicht erhalten?"

„Nein — wenn Sie telegraphierten, daß Sie mich nicht oder nicht mehr bedürfen," entgegnete Erwin Buchhoff, die Rechte des Professors ergreifend. „Ist es — wäre es — schon zu spät?"

„Nein, Erwin — ich wollte nur nach reiferer Überlegung nicht ohne Not deine kurze Erholung unterbrechen. Ich sage dir gleich das Nähere, tritt hier ein, und da du denn da bist, sei tausendmal willkommen!"

Sie hatten noch immer auf der Schwelle und vor der geöffneten Thür gestanden — der Professor Heiding gab dem Diener ein Zeichen, daß er gehen könne, und zog den jungen Freund in das große Bibliothekzimmer und nach der Ecke mit den Polsterbänken und der mächtigen Bronzelampe auf dem mit Büchern und Heften bedeckten Tisch, an dem er lesend gesessen hatte. Doktor Erwin empfing den Eindruck eines großen, mit hohen geschnitzten Schränken und Büchergestellen, mit Bildern, Büsten und Bronzen erfüllten Raumes, aber blickte nicht um sich, sondern sah nur auf den väterlichen Freund, der ihn jetzt, wo sie allein waren, noch einmal in die Arme schloß. Er sah mit bekümmerter Überraschung, daß der Professor nicht nur gealtert war, seit er ihn in Würzburg zuletzt erblickt hatte, sondern daß auch sein Gesicht einen Zug des Leidens — oder war es Leid? — aufwies, der ihn erschreckte. Heiding ließ ihm weder Zeit zum Nachsinnen noch zum Reden, sondern sagte:

„Es war ein dummer Einfall von mir, dich hierher zu sprengen! Nur weil ich dich gern sehen wollte — und gestern wirklich glaubte, du könntest mir bei einer schwierigen Operation Beistand leisten! Das ist nun nichts — ich habe mich überzeugt, daß wir nichts thun können — daß es grausam wäre, etwas zu thun! Armes — armes Kind! Du aber, Erwin, siehst aus, wie ich dich in allen guten Stunden geträumt habe. Das ist denn eine wahrhafte Freude, auch wenn uns keine andere hier blüht! Und dein Buch ist fertig und wird mir eine größere Genugthuung sein als dir selbst! Wunderlicher Ort, an dem wir uns wiedersehen, nicht wahr, mein Junge?"

Dabei leuchtete der Professor in dem Raume umher und zu dem Deckengemälde hinauf, einer Nachahmung des Parnaß von Raphael Mengs, die noch in frischen bunten Farben prangte, während die gleichalterigen schwerseidenen Vorhänge der drei großen Fenster und die seidenen Überzüge der Polster sich verschossen zeigten. Er setzte die erhobene Lampe wieder auf den Tisch nieder, daß

Digitized by Google

ihr Licht auf eine kleine zur Seite stehende Marmorbüste fiel, und sagte: „Das ist ein Bild meiner armen Kranken, zu der sie mich gerufen haben!“

„Prinzeß Hildegard?“ fragte Erwin zurück und blickte fest auf das kleine Kunstwerk, das den Kopf eines etwa fünfzehnjährigen Mädchens mit reinen kindlichen Zügen und etwas herb geschlossenen Lippen liebevoll wiedergab.

„Weißt du schon ihren Namen?“ fragte Professor Heiding zurück. „Sie ist jetzt wohl ein Lustrum älter und die Krankheit hat das Gesicht nicht unberührt gelassen. Aber das Beste in diesem Gesicht: die liebliche Stille und der vertrauende offene Blick, sind ihr geblieben. Hat man dir unterwegs viel von ihr und ihrer Krankheit erzählt?“

„Von der Krankheit so gut wie nichts!“ entgegnete der junge Arzt. „Ich mochte nicht fragen und wollte das Wichtigste von Ihnen zuerst erfahren. Bitte, lieber Pate, setzen Sie sich, denn Sie sehen, um die Wahrheit zu sagen, selbst ein wenig erschöpft aus, und dann machen Sie mir klar, was es hier giebt und warum Sie die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang aufgegeben haben?“

Doktor Erwin hatte den Professor in die Polsterecke zurückgedrückt, die derselbe vorhin eingenommen, und sich selbst gegenübergesetzt. Er schien nur Auge und Ohr für den Bericht seines Lehrers und Freundes, während er mit stärkerer Teilnahme und plötzlicher heimlicher Sorge die ihm fremden Furchen in Heidings Gesicht zu deuten suchte. Ihm blieb kein Zweifel — etwas in diesem Gesicht war verändert, er hatte mit dem ersten Blick auf Schlimmeres als die Wirkung der wenigen Jahre geraten, in denen er seinen Paten nicht erblickt hatte. Und auch das war ihm fremd, war vielleicht ein Zeichen verborgenen Leidens, daß der Professor nicht scharf, kurz und kräftig, wie sonst seine Art gewesen, sondern zögernd und sich mehrfach besinnend sprach:

„Es ist eben nichts zu thun, und ich hätte dich nicht rufen sollen, Erwin. Die arme junge Prinzessin siecht an einem rätselhaften inneren Übel hin, ihr Arzt hat sie kurzweg auf sogenannte Verzehrung behandelt und der tiefer liegenden Ursache ihres Zustandes nicht weiter nachgeforscht. Ich war, sowie ich kam, überzeugt, daß es sich um ein Leiden handle, das auf Leber und Lunge und alle inneren Teile wirkte. Bei näherer Untersuchung glaubte ich zu erkennen, daß die junge Dame am Leberechinococcus leidet, der hochgefährlich geworden ist. Bei dieser Diagnose dachte ich an eine schlennige Operation, welche die Kranke möglicherweise retten könnte. Seitdem sind mir doch Zweifel — sehr erhebliche Zweifel — an der Sache gekommen, die Geschwulst kann leicht eine andere sein, scheint mir eine solche, bei der ein operativer Eingriff nutzlos, eine Grausamkeit wäre! Du wirst, wenn du die Kranke gesehen hast und alles in Betracht ziehst, meiner Meinung sein — oder werden!“

Erwin Buchhoff blieb auf diese Auseinandersetzung einige Minuten stumm — er erkannte seinen Lehrer, dessen Blick und Urteile kühn und immer so sicher waren, kaum wieder. Soweit der junge Mann zurückdenken konnte, erinnerte er sich nicht, daß Erwin Heiding eine Operation für notwendig und möglich erachtet, die Vorbereitung zu derselben getroffen hätte und dann wieder schwankend geworden wäre. Er konnte nicht umhin, auch die unschlüssigen Zweifel des Professors auf einen krankhaften Zustand zurückzuführen — und wahrlich, dieser Gedanke bekümmerte ihn stärker als die Todeskrankheit der Prinzessin von Grumbach. Heiding hatte sich von seinem jungen Freunde weggekehrt, der endlich sagte:

„So wird es wohl das Beste sein, ich sehe die kranke Prinzessin selbst und Sie gestatten mir eine Untersuchung. Wir haben in Willovins' Klinik eine ganze Anzahl ähnlicher Fälle gehabt, lieber Professor, und vielleicht kann ich etwas zur Stütze Ihrer ersten Diagnose beitragen, vielleicht ist die Operation dennoch möglich.“

Digitized by Google

„Ich sage dir, daß ich fest entschlossen bin, das arme Mädchen nicht unnötig zu quälen," entgegnete Professor Heiding. „Ich habe alles erwogen und bin gewiß, das Rechte zu thun — es ist einer von den schweren Fällen, die zum Glück nur selten vorkommen, wo wir so gut wie machtlos sind. Vielleicht wäre es das Beste, du ersparteſt dir den traurigen Anblick und Eindruck — da ich deiner Hilfe nicht bedarf, möchte ich dir keinen Teil an meiner Trauer aufladen. Denn das Geschick der schönen und guten jungen Dame erfüllt mich wirklich mit Schmerz, Erwin!"

„Sie haben mir ehedem selbst gesagt, mein teurer Lehrer, daß der Arzt noch immer etwas versuchen darf, versuchen muß, die geheime Heilkraft der Natur zu wecken, deren Grenzen wir nicht kennen," wendete der junge Arzt ruhig ein. Es gelang ihm offenbar nicht völlig, die Befremdung zu verbergen, die ihn mit jedem Augenblick stärker überkommen hatte. Im Wesen des Professors empfand Erwin eine Mischung von Reizbarkeit und Niedergeschlagenheit, von Weichheit und Eigensinn, die er niemals an ihm wahrgenommen hatte und die ihn selbst jetzt beinahe bedauern ließ, hierhergekommen zu sein. Doch schuldete er dem väterlichen Freunde zu viel und hielt ihn zu hoch, um irgendwelchen Unmut zu verraten, und fuhr ruhiger fort: „Ich glaube nicht, daß ein Arzt schmerzlichen Eindrücken ausweichen darf, wenn er die geringste Hoffnung hat, anderer Schmerzen zu lindern. Lassen Sie mich immerhin mein Teil tragen, liebster Professor, ich bin nun einmal hier, und wenn ich nach allem, was Sie sagen, schon fürchten muß, daß ich Ihnen nicht viel nützen kann, so möchte ich nicht ganz umsonst gekommen sein. Sie wissen, der bloße Hinzutritt eines neuen Arztes wirkt auf die Kranken belebend, hoffnungerweckend, und warum wollen Sie im schlimmsten Falle der Todkranken diese lichteren Minuten nicht gönnen?"

In Erwin Buchhoffs Stimme war der herzliche Klang, dem Professor Heiding schon vor einem Jahrzehnt und noch früher nur schwer widerstanden hatte, selbst wenn der knabenhafte Pate etwas Thörichtes oder Überflüssiges erbat. Auch jetzt nickte er und erwiderte lächelnd und sogar mit einer Art Hast:

„Du kannst recht haben, mein Junge; es thut dem armen Prinzeßchen vielleicht gut, ein frisches und kluges Gesicht wie das deinige zu sehen. An der Sache wirst du nichts ändern können und mir recht geben müssen — aber da sie hier einmal wissen, daß du eintreffen solltest, wirkt es wahrscheinlich günstig, wenn sie dich sieht. Komm, laß uns nach deinem Zimmer gehen, du wirst dich ein wenig zurecht machen müssen, wir sind hier so ungefähr bei Hofe."

„Aber, lieber Professor, mehr als ein frisches Oberhemd und ein paar Bürstenstriche habe ich nicht an meine Person zu wenden, ich bin auf einer Fußreise," wandte Erwin ein. „Und wo ich hier hausen soll, müssen wir auch erst erforschen; ich habe, wie ich vom Wagen stieg, nur nach Ihnen gefragt, weil ich Gefahr im Verzug glaubte."

„Das ist nun — ich muß sagen leider! — nicht der Fall. Dein Zimmer kann ich dir finden helfen, ich habe verlangt, daß du gleich neben mir einquartiert werdeſt, und das wird wohl geschehen sein. Wir müssen den Gang nach rechts ein Stück zurück. Dort hinüber liegt eine Flucht Zimmer, deren Fenster in den Garten gehen — ein echtes Stück altfranzösischer Gartenkunst, wie man's selten mehr sieht!"

Professor Heiding leitete während dieser Unterhaltung seinen Paten an einer endlosen Folge breiter Thüren vorüber; Schloß Bergfeld mußte größer sein, als es Erwin bei der Anfahrt im nächtigen Dunkel erschienen war. Schon schossen auch von zwei Seiten Diener herzu, der eine von ihnen meldete sich als zur persönlichen Bedienung des Herrn Doktor bestimmt. Heiding überzeugte sich mit einem flüchtigen Blick durch die geöffnete Thür, daß man seinem jungen Freunde zwei

Digitized by Google

schöne Zimmer eingeräumt habe, deutete dann auf eine andere Thür und sagte: „Also mach rasch, Erwin, ich will dich erwarten und dann sogleich zu unserer Kranken führen."

„Ich bin in weniger als zehn Minuten bei Ihnen," erwiderte der junge Arzt schon aus dem Schlafzimmer heraus, wo ihm der Diener den reich ausgestatteten Waschtisch anwies. Er lehnte weitere Dienste ab und eilte, nachdem er die Schuhe gewechselt, seine einfache Toilette zu beendigen, wozu er nach seiner Gewohnheit kaum fünf Minuten brauchte. Als er mit dem Armleuchter wieder in das vordere Zimmer trat, fand er trotz seines Widerspruchs den Diener mit der Bürste in der Hand und ließ nach kurzem Wortwechsel die Hilfe des Mannes über sich ergehen. Nie im Leben hatte er einem Krankenbesuch mit so wunderlich unklarem Gefühl entgegengesehen, aus den Mitteilungen Heidings hatte er wenig Licht gewonnen — wie eine Furcht beschlich es ihn, daß zum erstenmal sein Erkennen, sein Urteil von dem seines Lehrers abweichen könne, und gleichwohl regte sich ein dunkler traumhafter Wunsch, daß es so sein möchte. Ungeduldig erklärte er sich für fertig, während der Diener noch eifrig an seinem Sommeranzug herumbürstete, rasch war er an der Thür, die ihm der Professor vorhin bezeichnet hatte. Er nahm sich kaum die Zeit, darauf zu achten, daß auch Heiding in einigen Gemächern von etwas verschossener Pracht einquartiert sei, sondern rief dem Wartenden, der inzwischen ein Buch ergriffen hatte, aber sichtlich nicht las, von der Schwelle aus zu: „Ich bin zu Ihrer Verfügung, lieber Professor — Sie werden mich doch bei Ihrer Kranken einführen? Und wer ist bei ihr oder um sie?"

„Eine Wärterin aus dem Vincentiusstift in Fulda und in der Regel Frau Horn, ihre Kammerfrau," antwortete Professor Heiding, indem er den jungen Mann über Gänge und breitere Vorsäle nach dem Teile des Schloßflügels führte, den die Prinzessin bewohnte. Wieder fiel es Erwin auf, daß der ältere Freund auch auf diesem kurzen Gange von Willovins und Erwins zu erwartendem Besuche sprach — ganz als ob er dem Gespräche über die Kranke und ihr schweres Leiden ausweichen wolle. So fühlte er selbst eine gewisse Befangenheit, die er mit dem Vorsatz besiegte, sein Auge sorglicherweise offen zu halten und alles, was er erlernt habe, für den Mann einzusetzen, dem er ja alles dankte, was er wußte und war.

In einem Vorzimmer fanden die beiden Ärzte einen älteren Mann in dunkler schlichter Kleidung, den Heiding mit der Frage begrüßte, ob die Prinzessin schlafe. Als dies verneint ward, sagte der Professor: „Dann bitte, Herr Franke, lassen Sie durch Frau Horn Ihre Durchlaucht wissen, daß der Doktor Buchhoff aus Berlin, mein junger Freund, angekommen sei!"

Der Alte verschwand mit der Meldung in das anstoßende Zimmer, das nur durch einen Thürvorhang von dem Vorgemach getrennt war; Heiding unterrichtete mit leiser Stimme seinen Gefährten, daß der Alte der ehemalige Kammerdiener des Landgrafen Philipp sei, der im Ruhestand in einem der kleinen Häuser zwischen Park und Dorf lebe. Seit die Prinzessin von Grumbach schwer krank daniederliege, habe sich Jakob Franke nicht abhalten lassen, bei ihr und für sie Dienst zu thun.

Erwin Buchhoff konnte nichts antworten, denn der Alte kam bereits zurück. Er hielt, wie er heraustrat, den dunklen Thürvorhang offen und meldete, daß Prinzeß Hildegard bereit sei, den Herrn Professor und den Herrn Doktor zu sehen. Indem Heiding und sein Schüler an ihm vorüber und in das nächste Zimmer eintraten, sah Jakob Franke dem jungen Berliner Doktor mit zweifelndem Ausdruck ins Gesicht. Er mochte sich den Freund des berühmten Würzburger Mediziners etwas älter gedacht haben. Der alte und der junge Doktor Erwin durchschritten ein größeres, mäßig erleuchtetes

Digitized by Google

Zimmer, aus dem nächsten strahlte ihnen volle Lichthelle entgegen; Frau Horn, die Kammerfrau der Prinzessin, knixte ihnen entgegen, auch sie heftete ein Paar erstaunte Augen auf den Ankömmling. Weder Professor Heiding noch sein Begleiter achteten darauf, die Augen des letzteren hefteten sich fest und mit dem zugleich forschenden und tröstlichen Ausdruck, den nur der ärztliche Beruf giebt, auf ein leidendes aber schönes Gesicht, das ihn von den Kissen des Bettes und unter dem Betthimmel von blauem Atlas hervor ein wenig bänglich ansah. Der Professor trat rasch auf die Kranke zu und sagte freundlich: „Hier, Durchlaucht, erlaube ich mir Doktor Erwin Buchhoff, meinen Schüler und jungen Freund, vorzustellen, den wir auf dem Inselsberge glücklich ergriffen haben und der gern zu Ihrem Beistand gekommen ist.“ Damit führte er den Zögernden näher an das Krankenbett heran — das Köpfchen der jungen Dame, das durch einen Berg von Kissen gestützt ward, versuchte eine leichte Neigung gegen den Vorgestellten, und eine Altstimme, die trotz des befangenen Lispelns klangvoll blieb, schlug an sein Ohr: „Es ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Doktor, daß Sie um meinetwillen Ihre Reise unterbrochen haben. Ich danke Ihnen herzlich für den guten Willen, den Sie mir erweisen, ich kann leider kaum hoffen, daß Sie mehr Freude an mir erleben werden als der Herr Professor, und fürchte, daß ich sehr krank bin.“

Der Professor murmelte ein paar ermutigende Worte, Doktor Erwin blickte mit rasch wachsender Teilnahme in die blauen Augen, die sonst wohl strahlend und tief waren, jetzt aber jenen Wechsel von Mattigkeit und fieberischem Glanz zeigten, der im Gefolge längerer Leiden sich einzustellen pflegt. Er erkannte in dem bleichen Gesicht die reinen und lieblichen Züge wieder, die ihm drüben im Bibliothekraum die kleine Marmorbüste des jungen Mädchens gezeigt hatte — und unterschied sie von den entstellenden Furchen des Leidens. Der früh erfahrene junge Arzt wußte schon jetzt, daß die Krankheit der jungen Dame ein tiefliegendes schweres Leiden sei und daß die zarte Gestalt unter den blauseidenen Decken geringe Widerstandsfähigkeit besitzen mußte. Er wechselte einen Blick mit Professor Heiding und dann den Platz mit diesem. Die Kammerfrau der Prinzessin schob Lehnsessel für die beiden Ärzte heran, Heiding ließ sich nieder, Erwin nahm stehend und mit einer Verbeugung die Hand der Prinzeß Hildegard in die seine. Er prüfte scheinbar nur den Pulsschlag, in Wahrheit ruhten aber seine Augen auf den Zügen, der ganzen Erscheinung der jungen Kranken mit einem Ernst, einer gespannten Aufmerksamkeit, die er auch durch ein gefälliges Lächeln nicht verbergen konnte. Nach wenigen Minuten legte er mit zarter Sorgfalt die Hand des Mädchens wieder auf die Decke, dann aber hob er leise an: „Durchlaucht werden mir eine kurze Untersuchung gestatten müssen.“

Er wußte weder, warum er gezögert hatte, ehe er die unerläßliche Bitte aussprach, noch wie es kam, daß die Glut, die das Gesicht der kranken Prinzessin bedeckte, auch auf seine Wangen übersprang. Heut und hier war eben alles anders als bisher, er war sonst kühl und klar an jede Untersuchung, jede Aufgabe seines Berufs herangetreten, und in diesem Augenblick empfand er in die Seele der Kranken hinein, daß sie ein junges Mädchen und er ein junger, sehr junger Arzt sei. Er faßte sich, so rasch er es vermochte, und fügte mit einem Blick, der für seine Kühnheit um Verzeihung bat, hinzu:

„Sie leiden schwer, Durchlaucht, und unsere ganze Pflicht ist es, Ihnen Linderung und Heilung zu schaffen! Da mir Professor Heiding die Ehre erweist, mich zu seinem Beistand zu rufen, darf ich nichts versäumen, was Ihnen notwendig und hilfreich sein kann, und hoffe, Durchlaucht lassen mich nicht entgelten, daß ich eben keinen weiteren Anspruch auf

Digitized by Google

Ihr Vertrauen habe als die Empfehlung meines verehrten Lehrers."

Der gütige Ernst dieser Worte wirkte so eindringlich, als sei Doktor Erwin in diesen wenigen Minuten um zwei Jahrzehnte älter geworden. — Die blauen Augen über dem Kopfkissen blickten den hilfseifrigen jungen Mann dankbar an, dann schlossen sie sich, und Prinzeß Hildegard hauchte leise: „Wenn es denn sein muß — — lieber Herr Professor!" Sie zweifelte nicht mehr, daß es sein müsse, aus dem Ton der wenigen Worte aber hörte Heiding den Wunsch heraus, daß er in ihrer Nähe bleiben möge.

Er verständigte Erwin Buchhoff durch einen Blick, daß er zwar die Bitte der Prinzessin erfüllen, ihn jedoch völlig seinem eigenen Eindruck und Urteil überlassen wolle. Während er die Kammerfrau und die Krankenwärterin herzurief, um Prinzeß Hildegard beizustehen, trat der jüngere Arzt zu der Lampe, die auf einem Marmortisch in der Nähe des Bettes stand, schraubte die Flamme höher und rückte die Lampe zurecht, daß der volle Lichtstrahl auf den Teil des Bettes fiel, wo die Kranke lag. Dann zog er aus seiner Rocktasche ein Etui mit Instrumenten, das er stets bei sich führte, und kniete auf dem Teppich vor dem Bett nieder. Sein ganzes Wesen ging in Spannung und ernster Teilnahme unter, es trat nicht in sein Bewußtsein, daß es ein Teil eines weißen schönen Frauenleibes sei, der enthüllt unter seinen Blicken, seinen scharf prüfenden Augen lag. Zehn Minuten oder noch länger hatte Erwin seiner Untersuchung obgelegen, als ihn plötzlich ein tiefer Seufzer der Kranken aufschreckte und ihn sofort enden ließ. Ein Blick zu Professor Heiding aufwärts, der die Hand der Prinzessin hielt, ein Wink an die Kammerfrau, und der junge Arzt stand wieder neben dem Lager, wo die zitternde schlanke Mädchengestalt die seidenen Hüllen fester als zuvor um sich zog. Er brachte durch einige ruhige Fragen die Erschütterung ihres Gemüts ins Gleichgewicht und sagte dann:

„Ich danke Ihnen, durchlauchtigste Prinzessin, und darf Ihnen sagen, daß ich die Hoffnung meines Lehrers und Freundes auf Ihre baldige Wiederherstellung teile. Wir dürfen Sie heute nicht weiter stören, je mehr Sie schlummern können, um so besser wird es für morgen sein! Sie haben doch für den schlimmeren Fall ein Schlafmittel verschrieben, lieber Professor?"

Heiding nickte, er sah seinen Schüler verwundert an — der Nachdruck, den Erwin auf das Wort „morgen" gelegt, und ein Aufleuchten im Blick des jungen Mannes waren ihm nicht entgangen. Aber er fügte auch seinerseits ein paar tröstliche Worte hinzu und wünschte zugleich mit Erwin der Kranken gute Ruhe. Im Heraustreten aus dem Schlafzimmer nahm er wahr, daß die Augen der Prinzessin nicht ihm, sondern seinem jungen Gefährten folgten. Erwin hatte nichts davon bemerkt, er fragte nur kurz: „Wohin, lieber Professor?" und folgte Heiding zur Bibliothek. „Wir sind dort so ungestört als in unseren Zimmern, und der Landgraf, der zum Diner nach Liebenstein gefahren ist, wird bei der Rückkehr mich befragen und dich begrüßen wollen."

Beide blieben schweigsam, bis die Thür des Bibliothekzimmers hinter ihnen ins Schloß gefallen war. Dann machte der Professor eine Handbewegung, als ob er den jungen Freund zum Sitzen einladen wolle, und dann gingen sie beide umher, jeder wartete auf das erste Wort des anderen, bis Heiding sich vernehmen ließ: „Was ist dein Eindruck? Was sagst du?"

„Daß ich Ihre Belehrung erwarten muß wie ehedem!" versetzte Erwin rasch, aber nicht ohne Nachdruck. „Meine Diagnose ist durchaus Ihre ursprüngliche, die Sie seitdem verworfen haben! Nach meinem Dafürhalten giebt es gar keinen Zweifel — ein Leberechinococcus, der durch eine Operation beseitigt werden kann und muß!"

„Das war anfänglich meine Meinung

Digitized by Google

— ich glaube es nicht mehr! Hätteſt du länger unterſucht, würde dir die Befürchtung nahe getreten ſein, daß es ſich um eine Nierenentartung handle, bei der nicht zu operiren iſt."

„Das würde ſich durch eine Probepunktion feſtſtellen laſſen!" rief Erwin und unterdrückte den Nachſatz, daß er an Heidings Stelle ſchon gethan haben würde, was er jetzt vorſchlug.

Heiding erriet offenbar, was der junge Mann verſchwieg, denn er ſagte mit einer Art Erregung: „Was ich gethan und gelaſſen habe, hängt mit meinem Urteil über den traurigen Fall zuſammen. Eine Operation auf Leben und Tod, die es doch auch in deinem Sinne bleibt, kann eine Wohlthat ſein — hier iſt ſie gewiß keine, glaube mir, Erwin, wenn du mir je geglaubt haſt!"

Der junge Arzt lauſchte dieſen Worten betroffen, ja beſtürzt. Seine Furcht von vorhin, daß Heiding ſelbſt leidend und infolgedeſſen befangen und unſicher geworden ſei, erwies ſich als nichtig — was ihm unklar geweſen war, erhellte ſich mit einemmal — und dennoch — dennoch hatte er den Profeſſor recht verſtanden, konnte er ihn recht verſtanden haben? Ein Gefühl ſchmerzlichen Staunens, eine Wallung des Unmuts drohte ihn zu überwältigen — aber er hielt an ſich und fragte nur bewegt:

„Verzeihen Sie mir, wenn ich mir Ihre Erklärung falſch deute! Glauben Sie wirklich, daß der Arzt in irgend einem Falle das Recht hat, das Mögliche zu unterlaſſen, weil er nicht einſieht, daß ſeinem Patienten das Leben frommen kann? In Ihrer Anſchauung liegt ein ſo ungeheurer Widerſpruch mit allem, wozu Sie mich erzogen, was Sie mich gelehrt haben —"

„Erwin! Mitleid habe ich dich gelehrt — zum Mitleid habe ich dich erzogen — nicht zu dem ärmlichen des Hundes, der dem armen Lazarus die Schwäre leckt, ſondern zum klar urteilenden, kräftig handelnden Mitleid, das dem wahren Heilkundigen ziemt!" unterbrach Profeſſor Heiding ſeinen Schüler. „Ich hätte gehofft, daß du mich ohne Auseinanderſetzung verſtehen würdeſt, merke aber zu meinem Leidweſen, daß wir uns fremder geworden ſind. Setze dich zu mir und laß dir ruhig darlegen, was ich weiß, was ich ahne und meine."

Erwin wollte der Aufforderung ſchweigend gehorchen, ſo gewaltſam ſich auch Bitten, Beſchwörungen, leidenſchaftlicher Widerſpruch in ihm regten und nach den Lippen drängten. Aber weder er noch Profeſſor Heiding kamen zu Wort, auf dem Gange vor der Bibliothek klangen eilige Schritte, die Thür ward aufgeriſſen, eine Stimme rief haſtig herein: „Durchlaucht der Herr Landgraf!" und indem beide Ärzte ihre Augen der geöffneten Thür zuwandten, erſchien in derſelben ein etwa vierzigjähriger breitſchulteriger Herr, deſſen Kopf und ſchmales blaſſes Geſicht in ſeltſamem Mißverhältnis zu dem kräftigen Wuchs der Geſtalt ſtanden. Er war in Geſellſchaftsanzug, trug das große Band eines Hausordens und den achtſtrahligen Johanniterſtern, ſah aber nach einem längeren Diner und einer mehrſtündigen Fahrt etwas unordentlich aus. Er erwiderte die Verbeugung der beiden Gelehrten mit freundlichem Gruß, ſchnitt Heiding die beabſichtigte Vorſtellung Erwins kurz ab, reichte dem Ankömmling die Hand und ſagte:

„Heiße Sie willkommen, Herr Doktor, danke Ihnen, daß Sie kommen wollten. Der Profeſſor meint, daß er nichts ohne Sie vermöchte. Hab's ſchon unten gehört, daß man Sie vom Inſelsberg herunter hierher geſchleppt hat. Haben meine Stiefſchweſter ſchon geſehen? — Und was ſagen Sie? Finden Sie es ſo ſchlimm wie der Profeſſor heute morgen? Und was iſt's eigentlich? Eine Verzehrung — bei der gleichwohl an eine Operation gedacht wird?"

„Prinzeß Hildegard Durchlaucht iſt ſehr krank!" erwiderte Erwin mit Rückhaltung. „Ich habe die Kranke nur einmal unterſucht — bin noch zu keinem unbedingt ſicheren Urteil gekommen. Ob

Digitized by Google

eine Operation die Grundursache des Zustandes heben kann, werden wir — mein Lehrer und ich — erst nach einigen Vorversuchen entscheiden."

„Glauben also auch an den Hundswurm?" fragte der Landgraf, ließ sich in einen der Sessel nieder und lud durch einen Wink die beiden Ärzte ein, sich zu ihm zu setzen. „Sag's immer," fuhr er fort, „daß die Schoßhunde den Damen nur Unheil bringen. Verstehe gleichwohl nicht, wie's zu solcher Extremität gekommen! Und sind also Ihrer Sache gewiß, Herr Doktor! Gewisser als der Professor?"

„Ehe ich dies sagen könnte, müßte eine noch genauere Untersuchung — eine gemeinsame — bei Tage vorangehen," gab Erwin rasch zur Antwort. „Auch müßte ich die Krankheitsgeschichte der durchlauchtigen jungen Dame mit Professor Heiding eingehend besprechen, wozu bisher keine Zeit war."

„Weiß, weiß — sind nicht lang erst angekommen!" rief der Landgraf. „Wir werden also morgen Bescheid und Entscheid haben! Wäre wünschenswert — in jedem Betracht. Habe keine Vorstellung von der Möglichkeit einer Operation in solchem Fall! Müssen es jedenfalls in Hildegards Willen stellen, ob sie das Wagnis auf sich nehmen, nicht lieber in Ruhe einschlafen will! — Wäre schlimm, wenn das frische Mädchen in solchem Elend verderben müßte — wünsche Euch guten Rat und besten Erfolg, Ihr Herren, glaube aber vor der Hand nicht recht daran! Nichts für ungut!"

Er hielt inne und schien auf eine Antwort des jungen Mannes zu warten, zu dem er vorzugsweise gesprochen hatte. Da Erwin Buchhoff stumm blieb, nahm Professor Heiding das Wort:

„Auch wir sind weit von frevelhafter Zuversicht entfernt, Durchlaucht, und wollten eben vor Ihrem Eintritt noch einmal alle Möglichkeiten erwägen und prüfen. Hoffentlich haben Ew. Durchlaucht das Zutrauen, daß ich und mein junger verdienter Freund nach ernster Beratung das Rechte treffen!"

„Und wenn auch — was wär's?" sagte der Landgraf nachsinnend. „Die arme Hildegard wird, falls sie kümmerlich am Leben bleibt, wenig genug vom Leben haben! Hat kaum viel bessere Aussichten, als hier im verwunschenen Schlosse zu verhutzeln. Ihre Geburt aus meines Vaters dritter Ehe — ihre ganze Lage — Sie verstehen! Hatte ihre Hand dem Grafen Schlichta zugesagt — sie konnte nicht ruhen, bis die Sache zurückging. Geb's zu, daß der Schlichta nicht viel besser als ein Abenteurer ist! Aber was denkt so ein Mädchen? Der Schlichta ist nicht schlimmer als die anderen, einer wie alle; soll erst gebacken werden, der Prinz, der für sie paßt! Wird an anderen Bewerbern nicht mehr Freude erleben! Weiß der Himmel, daß sie mir von Herzen leid thut — will ihr wünschen, daß Sie ihr die Gesundheit wiedergeben, bleibt aber ein zweifelhaft Gut für sie! — Hoffe, die Herren gönnen sich heute abend etwas Erholung; würde mir die Ehre geben, Sie beide zum Abendessen bei mir zu sehen, soupire aber heut nicht. Lasse für Sie im kleinen Tafelzimmer unten servieren — gute Nacht, meine Herren — will Hildegard noch guten Abend sagen. Gott befohlen!"

„Durchlaucht! — die Kranke schläft vielleicht schon — sie schien mir aufs äußerste erschöpft!" ließ sich plötzlich Erwins Stimme vernehmen. Er hatte, während der Landgraf sprach, seinen Sessel in das Dunkel zwischen zwei hohen Bücherschränken zurückgezogen, um seine innere Erregung nicht zu zeigen. Jetzt hatte er es doch für Pflicht gehalten, sein Schweigen zu brechen; Landgraf Heinrich hätte, wenn er es der Mühe für wert erachtet, den veränderten Ausdruck im Gesicht des jungen Arztes so gut wahrnehmen können, als ihn Professor Heiding sah. Aber er sagte im Weggehen nur gleichmütig:

„Auch gut — sagen wir lieber guten Morgen! Für Sie, meine Herren Doktoren, gute Nacht und guten Rat!"

Erwin starrte, als sich hinter dem

Digitized by Google

Weggehenden die Thür des Bibliothekzimmers wieder schloß, nach den Goldleisten dieser Thür — oder wollte er nur vermeiden, seinen Paten und Lehrer anzublicken? Der Professor aber sagte alsbald mit einem schmerzlichen Lächeln: „Du hörtest — Erwin?"

„Ich hörte! Der Herr Landgraf von Bergfeld, Durchlaucht, scheint uns Ärzte für eine Art bequemer und billiger Mörder zu halten," gab der junge Mann leidenschaftlich zur Antwort und vermied noch immer den Augen Heidings zu begegnen.

„Überreizt und ungerecht, Erwin!" rief Heiding jetzt auch erregt. „Ist das die Wirkung der Reichshauptstadt? Der Landgraf läßt sich nicht träumen, daß du ihn so mißverstehen könntest. Dir tritt plötzlich entgegen, was ich schon seit einigen Tagen empfunden und erlebt habe. Die arme kranke Prinzessin ist in einer unseligen Lebenslage und allen im Wege. Gerade dieser Bruder gönnt ihr wahrlich das Leben, möchte es ihr sogar nach seiner Weise freundlich gestalten — nur daß er's nicht anzufangen weiß. Ihr Schicksal liegt ihm als eine Last auf der Seele und er sieht überall kein Glück für sie! Der Herr ist wenig gewöhnt, mit seinen Gefühlen und Einsichten hinter dem Berg zu halten — und so verschweigt er uns nicht, daß der Tod für seine junge Stiefschwester das Beste sein könne, nachdem sie einmal so krank ist."

„Und Sie, lieber Meister — Sie, eben Sie! — können solche Anschauung teilen?" fragte Erwin. Er that sich Gewalt an, um nichts von der Entrüstung und dem Schmerz laut werden zu lassen, die ihn erfüllten; doch Professor Heiding hörte sie aus der sanften Frage heraus. Er ergriff Erwins Hand und sagte:

„Muß ich dich heute daran mahnen, Erwin, daß du mich lange kennst und wie du mich kennst? Es sind schwere, das Herz bedrückende Stunden, in denen unsere wissenschaftliche Einsicht, unser Pflichteifer mit dem menschlichen Gefühl in Widerstreit gerät — doch auch sie müssen bestanden werden. Du zweifelst nicht, daß es nutzlose Grausamkeit ist, den Todkranken, Sterbenden aus dem Schoße seiner Familie zu reißen, um ihm in Korfu oder Ägypten ein paar freudlose Wochen das nackte Leben zu verlängern, dir wie mir gilt es als unverantwortlich, wenn sie in einer Klinik eine Operation vornehmen, bei der sie von vornherein wissen, daß keine Hoffnung der Erhaltung, der wirklichen Genesung ist!"

„Das alles leidet aber hier keine Anwendung, teuerster Professor!" fiel der junge Arzt ein, dem es schwer ward, ruhig zu bleiben, und der in seiner Vorstellung den väterlichen Freund auf Haaresbreite an einer Tiefe hinschreiten sah, die schwindelnden Absturz drohte. Der Professor legte abermals beruhigend die Rechte auf Erwins Arm und fuhr leiser, aber mit leidenschaftlichem Tone fort:

„Jetzt vernimm erst, was ich hier gefunden und empfunden habe! Ich wurde durch einen reitenden Boten, dem eine Stunde später der Jagdwagen des Landgrafen folgte, der auch dich vom Inselsberg heruntergeholt hat, von meinem stillen Ruppberger Hofe aufgeschreckt. Der Brief des Landgrafen sagte einfach, daß seine junge Stiefschwester täglich kränker und kränker geworden sei und daß er seine letzte Hoffnung auf den günstigen Zufall setze, daß ein namhafter und ausgezeichneter Arzt in seiner Nähe sei, und hoffe, daß ich die erbetene Hilfe nicht versagen werde. Du siehst schon hieraus, wie unrecht du vorhin dem Herrn gethan hast. Als ich die Kranke einen halben Tag beobachtet hatte, spürte ich, daß ein anderer Druck als der des inneren Übels auf ihrem Wesen laste. Eine unbewußte Schwermut — die schlimmste von allen — that ihrem natürlich einfachen Wesen keinen Eintrag, aber bereitete mir schon Sorge, ehe ich schärfer und klarer sah. Prinzeß Hildegard verriet in nichts Lebensmut, Sehnsucht nach Genesung, heitere Hoffnung, was doch alles in ihrem Alter nicht fehlen darf. Sie klagte kaum

Digitized by Google

und war liebenswürdig dankbar für jede augenblickliche Erleichterung, die ich ihr verschaffen konnte, aber in all ihrem Dank und all ihrer Liebenswürdigkeit trat eine trübselige Resignation zu Tage, die mir zugleich wehthat, Sorge machte und mich zwang, Augen und Ohren weit zu öffnen. Da sah und hörte ich denn, daß das arme junge Geschöpf ein verlorenes, überflüssiges Leben führe, im traurigsten Sinne des Wortes. Der alte Landgraf Philipp hat seine dritte Ehe mit der Gräfin Ostheim in einer Anwandlung vorübergehender Leidenschaft, ja seinen erwachsenen Kindern erster Ehe zum Trotz, geschlossen. Er war schon zuvor in seinen Besitzverhältnissen zerrüttet, und die dritte Gemahlin, die übrigens lange vor ihrem dreißig Jahre älteren Gemahl gestorben ist, soll das Ihrige zum Zusammenschwinden des Allodialvermögens beigetragen haben. Erbärmliche Realitäten, mein Junge — aber du weißt, daß menschliche Liebe und menschlicher Haß zu drei Vierteln — schlecht gerechnet! — an Mein und Dein hängen. Durch die dritte Heirat und die angebliche Verschwendung der Mutter Prinzeß Hildegards sollen namentlich die Kinder der zweiten Ehe schwer benachteiligt worden sein, denn der Landgraf, den du vorhin sahst, und seine beiden wirklichen Brüder waren natürlich die Erben der großen Herrschaften, die der alten Durchlaucht gehört hatten. Recht verständlich sind mir diese häßlichen Dinge nicht geworden — genug, die Landgrafen von Bergfeld sind reich, ihre Stiefgeschwister aus zweiter Ehe, die Prinzen und Prinzessinnen von Heinrichsthal heißen, sehr viel ärmer, die kleine Prinzessin von Grumbach aber, das unglückliche Nesthäkchen, am allerärmsten. Sie ist mit einem sichergestellten Kapital von hunderttausend Thalern abgefunden worden — ein hübsches Vermögen für eine Frau aus unseren Lebenskreisen, ein armseliges für eine Frau, die den Prinzessinnentitel führt. Dazu hat der alte Landgraf den schlimmen Einfall gehabt, dies Vermögen der nächstältesten Stiefschwester, einer Prinzessin von Heinrichsthal, die an irgend einen Vetter verheiratet gewesen ist und verwitwet gleichfalls hier im Schlosse lebt, zuzusichern, falls Prinzeß Hildegard unverheiratet und kinderlos stürbe! Seitdem steht, wie mir der alte Kammerdiener vertraut hat, Prinzessin Luise, die Stiefschwester, zwischen dem armen Kinde und jedem Bewerber, zwischen ihr und dem Glück, zwischen ihr und dem Leben!"

„Aber was sollen wir damit? Was geht all dies vornehme Elend, all dieser Greuel uns an?" rief Erwin wieder drein. Die Erregung, die Professor Heiding mit seinem Bericht zu stillen gedachte, wuchs in jeder Minute; das bittere Gefühl, dem geliebtesten verehrtesten Manne fremd und ohne Verständnis gegenüberzustehen, gesellte sich zur quälenden Mißempfindung über das Stück Weltlauf und Menschenelend, das sich hier unerwünscht vor ihm aufthat. Der berühmte Arzt schaute seinem jungen Paten tief in die blitzenden Augen, sein Blick schloß einen stillen Vorwurf ein, bei dem Erwin die Stirn senkte, ohne doch überzeugt zu sein, daß er den Vorwurf verdiene.

„Was wir damit sollen?" fragte Professor Heiding. „Ein so schweres Gewicht, wie die ganze trostlose Lage des armen kranken Mädchens ist, bei unseren Entschlüssen nicht achtlos zur Seite zu schieben! Nichts weiter, Erwin! Ich könnte dir noch hundert Dinge erzählen, die hier aus den Wänden schwitzen und aus den Taxushecken des Gartens wachsen. Alles führt auf das eine hinaus, daß Prinzeß Hildegard unter bösem Stern geboren ist und daß es gleich schmerzlich ist, daran zu denken, dies blühende Leben müsse erlöschen oder werde durch unsere Kunst zu langjährigem hoffnungslosem Gram und dumpfem Druck verurteilt. Laß uns alles wägen, mein Freund, und bedenken, daß, wenn wir hier die moralische Gewalt ausüben, welche der Arzt hat, den Willen der Kranken zu lenken, zu bestimmen — wir

Digitized by Google

eine schwere Verantwortlichkeit auf uns laden."

„Und wenn wir dies nicht thun, Meister, nichts thun und die junge Prinzessin hilflos verderben lassen, wird die Verantwortlichkeit minder schwer sein?" fragte Erwin. Er legte beide Hände auf die Schultern seines Lehrers, als müsse er ihn rütteln und aus der Gedankenreihe reißen, in deren Bann er ihn erblickte.

„Denk's aus, Erwin, was es heißt, wenn wir uns sagen müssen: wir haben das arme Mädchen überredet, genötigt, moralisch gezwungen, sich einer Operation auf Leben und Tod zu unterwerfen, brüsten uns mit dem Triumph, sie am Leben erhalten zu haben, und sind die Ursache, daß sie lange, lange Jahrzehnte ein verödetes, vergiftetes, unseliges Dasein führt! Ich möchte es nicht tragen — wenn du mehr Mut hast —"

„Um Gottes willen, lieber Professor, wo handelt es sich hier um Mut oder nicht Mut? Es ist des Arztes höchste unerschütterliche Pflicht, zu helfen, soweit er kann — nach allem anderen nicht zu fragen, das leibliche Übel zu heilen und im übrigen zu vertrauen, daß das Leben tausend Mittel hat, da zu helfen, wo kein Arzt hilft! Das alles hab ich tausendmal aus Ihrem eigenen Munde, mein teurer Pate und Lehrer, auf alles in der Welt wäre ich gefaßt gewesen, nicht darauf, daß ich meine Empfindung, meinen Pflichtbegriff gegen den Ihren setzen müßte. Bitte, lassen Sie sich noch einmal ruhig nieder, lassen Sie mich noch einmal sagen, wie ich die Dinge ansehe, ansehen muß!" rief Erwin Buchhoff.

„Es ist nicht nötig, ich ehre dein Gefühl, mein Junge, aber dein Gefühl führt dich diesmal irre!" sagte Heiding, jetzt mit eherner Bestimmtheit im Ton. „Du hast hier nicht erlebt, was ich erleben mußte: das Leid und Mitleid beinahe aller Diener, aller Leute des Ortes über die unglückliche Lage der Prinzessin, den achselzuckenden Gleichmut des Bruders, die unedle Geldgier und den schlecht verhohlenen Haß der Stiefschwester, die hoffnungslose Todesmüdigkeit des armen Kindes selbst! Ich leugne dir's nicht, daß mir leichter ums Herz ward, als sie ihren Entschluß aussprach, keine Operation an sich vollziehen zu lassen! Und weil ich gleich fürchtete, daß du mich oder die Prinzessin wanken machen würdest, so schickte ich das zweite Telegramm ab, das dich nicht mehr erreicht hat."

„Die Prinzessin selbst versagt die Operation?" fragte Erwin. „Und Sie haben ihr gesagt, daß dies die sicherste, die einzige Hilfe sei?"

„Was anders?" versetzte der Professor rasch. „Nicht so schroff, wie du es vielleicht sagen würdest, aber für ein gescheites Mädchen — und die kleine Prinzessin ist gescheit — hinreichend verständlich. Und nun, Erwin, da sie so entschieden hat, du aber doch da bist, überwinde dich so weit, daß du ihrem Willen keine Gewalt anthust; sie selbst muß wissen, und ich fürchte, sie weiß es, was ihr das Leben wert ist."

„Es ist doch eine Gewissensfrage, ob der Arzt einem Kranken — und vollends einer solchen Kranken — das Urteil darüber überlassen darf!" wendete Erwin Buchhoff ein. Aber die leisere Stimme, die gesenkte Stirn verrieten, daß er jetzt zum erstenmal an diesem Abend seinen väterlichen Freund begriff. Durch seine Seele wogten unbestimmt noch hundert Einwände, deren Ursprung und Natur ihm so sehr fremd dünkte wie alles, was er seit dem Spätnachmittag erlebt hatte, doch rang er zunächst vergeblich nach Worten — und wenn er sie gefunden hätte, so würden sie ihm abgeschnitten worden sein. Ein Diener, nicht in der Livree des Hauses, sondern im schwarzen Frack, trat ein und meldete, daß das Souper bereit sei. Professor Heiding nahm auf die Meldung sofort den Arm des jungen Arztes und sagte mit einem Blick nach dem Kammerdiener:

„Laß uns alles morgen früh weiter erörtern! Gewissen Fragen sieht man bei Tageslicht klarer ins Auge! Du

Digitized by Google

wirst müde und hungrig sein — brauchst Rast und bist mir überdies den Bericht über deine letzten Wochen in Berlin und deine Reise schuldig."

Erwin widerstrebte nicht, er fühlte, daß der Professor recht hatte, daß er der Erquickung bedürftig sei, wenn er auch an keine Ruhe glaubte — folgte daher seinem Führer aus dem Bibliothekzimmer, über den großen Gang und eine erleuchtete Treppe hinab in ein Zimmer, in dem eine Tafel mit nur zwei Gedecken der Herren wartete. Da der ältere Diener fortdauernd hinter den Stühlen der Ärzte blieb und zwei jüngere Diener mit Tellern und Flaschen ab- und zugingen, so mußte es Erwin in Ordnung finden, daß Heiding nicht von dem sprach, was beider Seelen erfüllte und belastete, sondern sich nach Berliner wissenschaftlichen Freunden erkundigte und sich dann zwischen den Schüsseln der reichen Abendmahlzeit von Ilmenau, der Wartburg und dem Rennsteig erzählen ließ. Es fiel dem jungen Manne schwer genug, den leichten Ton anzuschlagen, der hier geboten war, er gab einsilbigere Antworten, als sein Pate von ihm gewöhnt war, er hatte Mühe, sich zu vergegenwärtigen, daß beinahe alles, wonach der Professor fragte, erst wenige Tage, ja zum Teil erst Stunden hinter ihm lag. Das Erlebnis der letzten Stunde wollte noch nicht zurücktreten, ihm, der Heidings Lebensgewohnheiten so gut kannte, war es heute peinlich, daß der Professor zum letzten Glas Wein eine Cigarette anzündete und das Gespräch mit einer Art Behaglichkeit fortspann. Und dabei hoffte er im stillen, daß die Unterredung, nach der es ihn allein verlangte, im Zimmer Heidings fortgesetzt werden würde. Aber schon, wie er sich endlich von der Tafel erhob, sagte der Professor: „Du mußt müde sein und hast Ruhe nötig! Bist du noch ein Frühaufsteher wie ehedem, so komm alsbald zu mir herüber und wecke mich!" Und wie sie die Treppen zu ihren Zimmern emporstiegen und Erwin noch auf einer der breiten Stufen fragte: „Gehen Sie sogleich zu Bett, lieber Meister?" da klang wieder die Antwort: „Gewiß, sogleich, wir werden morgen Kraft nötig haben, wofür wir uns auch entscheiden mögen." Als Erwin, unbekümmert um den Diener, der die Lichter in seinem Gemach entzündete, Heiding zu seiner Thür geleiten wollte, wies ihn der Professor freundlich zurück, sagte noch einmal: „Du bedarfst Ruhe und sollst sie haben!" und schied vor der Schwelle, indem er ihm zuflüsterte: „Wenn es dich drängt, den Fall noch einmal zu überdenken, so verliere den Hauptpunkt nicht aus dem Auge: der Wille der jungen Prinzessin muß entscheiden!" und dann ein lautes: „Gute Nacht, Erwin!" hinzufügte.

Eine Minute später hatte sich der Diener entfernt, da ihm der junge Arzt nichts mehr zu befehlen hatte. Erwin Buchhoff war allein in dem reich ausgestatteten und dennoch öden Gemach, das drei Wachskerzen auf dem großen silbernen Armleuchter nur mäßig erhellten. Er setzte sich tiefatmend ein paar Augenblicke in einen der schwellenden Lehnsessel, die den Tisch umstanden. Der alte Freund hatte recht gehabt — er fühlte jetzt, wie sehr ihn die Wanderung des heißen Sommertages auf dem Rennsteig, die plötzliche Fahrt hierher, der jähe Wechsel aller Gedanken, der Anblick der kranken Prinzessin, die fieberhafte Spannung des Gespräches und des inneren Zwistes mit seinem Lehrer erschöpft hatten. Vielleicht war es diese Erschöpfung, die ihn die Luft der Gemächer dumpfig und verstockt finden ließ. Er öffnete in dem vorderen Raum wie im Schlafzimmer die breiten Fensterflügel und erfrischte sich an der Kühle, die vom Garten heraufquoll. Der reich gestirnte Nachthimmel spannte sich über den dunklen langgedehnten Bau des Schlosses, in dem da und dort eine Folge von Fenstern noch erhellt war. Zu seinen Füßen sah der Hineinblickende dunkle Laubmassen, in denen er nur Reihen hoher geradlinig geschorener Taxuswände unterschied. An der Balustrade, die Schloß und Garten

Digitized by Google

trennte, erkannte er mächtige Sandsteingruppen — Heiding hatte ihm ja vorhin gesagt, daß es hier einen selten wohlerhaltenen französischen Garten gebe. Aber nur flüchtig zog eine Erinnerung an Eichendorffsche Schilderungen durch Erwins Sinn — das Erlebnis des Abends hatte zu mächtig auf ihn gewirkt. Er rief sich in ernster Betrachtung alles, alles zurück, was er von Heiding gehört hatte. Er mußte seinem Meister wider Willen abermals recht geben: es war ein trauriges, hoffnungloses Dasein, in das er vor wenigen Stunden den ersten Blick gethan hatte — und doch sträubte sich jeder Nerv gegen die trostlose Ergebung, die Heiding predigte. Der Ehrgeiz des Arztes, der Mut des Jugendlichen, der sein dreißigstes Jahr kaum zurückgelegt hatte — ein dunkles unfaßbares Etwas, das ihn erregte und sein Gesicht, trotz des kühlen Nachthauchs, wie im Fieber glühen ließ, widersprachen der herben Weisheit des Professors. Erwin blickte nach den Fenstern hinüber, hinter denen er die Kranke vermutete. Wunderlich genug: jetzt erst, wo er träumte und sein Hirn mit tausend Möglichkeiten zerquälte, der harten Wirklichkeit zum Trotz zu heilen, zu retten, jetzt besann er sich, wie lieblich der Mädchenkopf sei, welcher ihm wieder von den Kissen entgegenblickte. Ein Schauer durchrieselte ihn in Erinnerung an den holden schlanken Leib, den er berührt hatte, den er nicht hilflos verderben lassen durfte. Er mühte sich umsonst, kälter und klarer zu denken — immer wieder wallte es heiß und leidenschaftlich bitter gegen die Menschen hier auf, die er nicht kannte, und er mußte sich gestehen, daß er auch dem Manne zürne, dem er auf der Welt am meisten danke und den er bis heute am höchsten verehrt hatte.

Indem er in Gedanken seine junge Erfahrung durchlief und sich der kühnsten Wagnisse seiner Wissenschaft zu seiner Kräftigung zu erinnern suchte, mischte sich eine wunderlich phantastische Stimmung, der Nachklang eines Knabenentzückens in die ernsten Bilder. Wie lange Jahre war es her, daß er das Märchen vom Paten des Todes begierig gelesen hatte, der ein hilfreicher gefeierter Arzt geworden war, weil er helfen durfte, so oft der ernste Pate unsichtbar zu Füßen des Bettes stand. Und als man ihn zu einer schönen, schwer erkrankten Prinzessin berief und der Tod zum Zeichen, daß hier nicht zu helfen sei, warnend zu Häupten der Kranken stand, da war das Herz des Jünglings in Liebe aufgewallt — um der schönen Leidenden zu helfen, hatte er den Tod überlistet und plötzlich das Bett, auf dem die Prinzessin lag, so herumwenden lassen, daß der Tod sich am Fußende fand und besiegt wurde. Wie kam ihm, dem ernst Prüfenden, ruhig Blickenden, der Gedanke an diese Kindergeschichte? War er, der Schüler von Heiding und Willovius, ein Märchenarzt, war er in die Prinzessin von Grumbach verliebt? Er mußte mitten in seinen Sorgen, mitten im gespannten Nachdenken über alle Möglichkeiten des ernsten Falles lächeln und strich mit der Hand über die Stirn, um die wirren Traumbilder zu scheuchen. Nein — nein — das gütige klare Gesicht seines Paten und väterlichen Meisters war nicht das drohende Antlitz des Todes — die Zeit der Wundertränke lag in grauer Sagenferne. Heute ließen sich Krankheit und drohende Verhängnisse nur mit scharfem Blick, mit sicherer Hand besiegen — vielleicht siegten sie auch hier!

Erwin Buchhoff blickte noch einmal über den lautlosen Gartenraum nach den halbverhüllten Fenstern hinüber — er faßte den Vorsatz, das Äußerste zu thun, damit er niemals zugleich an seinen Freund und Lehrer und an einen Tod denken müsse, den ärztliche Wissenschaft und Kunst nach seiner heiligsten Überzeugung noch abwenden konnten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Damenporträt auf einer Dose.

Miniaturporträts.

Von

Walter Schwarz.

Unerschöpflich ist der Anteil, den wir dem menschlichen Angesicht schenken. Seine Bildung zu studieren, das Eigenartige, Geistige jeder einzelnen Menschennatur aus ihm herauszulesen, hat bedeutende Forscher beschäftigt; seine Züge und Formen, das individuelle Leben, welches in ihnen zum Ausdruck kommt, wiederzugeben, ist die Daseinsaufgabe großer Künstler aller Zeiten gewesen — ja, die Sage erzählt, daß von seiner Nachbildung die Kunst überhaupt ausgegangen sei. Die Tochter eines griechischen Töpfers soll, ehe der Geliebte von ihr schied, mit Kohle den Schatten, den sein Kopf auf die Wand hinwarf, nachgezeichnet und so das erste Porträt geliefert haben. Verschiedene Künstler haben dieses Motiv zu anmutigen Darstellungen benutzt. Wir nennen vorzugsweise das in feiner Punktiermanier behandelte Blättchen Franz Bartolozzis, der, 1730 in Florenz geboren, 1813 in Lissabon starb, nachdem er vierzig Jahre hindurch in England als einer der geschätztesten Kupferstecher gewirkt hatte. Beim Schein einer antiken Lampe sitzt das Liebespaar beieinander. Das edle Profil des Jünglings wirft einen scharf umrissenen Schatten auf die kahle Wand, den die liebliche Mädchengestalt, über die Schulter des Freundes gelehnt, nachzuzeichnen bemüht ist, wozu ein heranschwebender kleiner Liebesgott ihr hilfreich die Hand führt.

Es ist schön, sich zu denken, daß die Kunst ihr Dasein einem Liebesgefühl zu danken hat. Ähnliche Empfindungen sind es noch heute, welche gerade der Porträtmalerei zu Grunde liegen. Man will die Züge der Menschen, die uns teuer sind, die wir verehren, die — sei es für den Ein-

Digitized by Google

zelnen, sei es für das Große, Ganze — Bedeutung haben, festhalten, dem Vergessenwerden entreißen, und wenn Hand und Auffassungsgabe des Künstlers dieser Aufgabe gewachsen waren, so behält was er geschaffen hat, Anziehungskraft, nicht nur für die zunächst Beteiligten, Mitlebenden, sondern weit über ihren

Amor und Psyche.

Kreis, ihre Zeit hinaus; denn wie im Angesicht des Menschen sich seine Geschichte, seine Schicksale wiederspiegeln, wie in ihm das Höchste zum Ausdruck kommen, das Geringste Interesse gewinnen kann, so betrachten wir auch die Darstellung längst Dahingegangener, die wir nie gekannt haben, oft noch mit lebendig gegenwärtigem Anteil. Hier lacht unbefangener Frohsinn aus hellen Kin-

deraugen; auf des Greises Stirn hat sorgenvolle Erfahrung tiefe Furchen eingegraben; die Schönheit blüht auf rosigen Wangen, spielt um holdselige Lippen, während Haß und Leidenschaft finster auf uns blicken — unendlich ist die Mannigfaltigkeit dessen, was sich auf jedem Angesicht wieder anders, wieder neu aus-

drückt. Adolf Stahr bemerkt in seiner Schilderung der Gemäldegalerie von Versailles („Zwei Monate in Paris", Bd. II, S. 121): es sei merkwürdig, wie ein Einzelporträt bei weitem tiefer wirke als selbst das lebensgroße Bildnis in einem historischen Bilde. Und so ist es wohl gestattet, dem Porträt auch im kleinen Umfange hier eine eingehendere Aufmerksamkeit zu schenken.

Digitized by Google

Von jeher wurde es auf die verschiedenartigsten Weisen hergestellt: in Marmor und in Farben; geschnitten in Holz und in harten Stein; ätzendes Wasser und feine Nadeln gruben und ritzten es auf kupferne Platten, von dem Griffel nicht zu reden, der es, rasch fertig, mit leichten Strichen entwarf. Herrliche Schöpfungen, die so entstanden, sind allbekannt und werden entsprechend gewürdigt. Die besondere Kunstweise, mit der wir uns hier zu beschäftigen gedenken, ist eine jetzt überlebte. Miniaturporträts, wie man sie im vorigen Jahrhundert und Anfang des jetzigen in jeder besseren Familie, für Freundschafts- und Liebesbündnisse malte, sind längst nicht mehr Mode, und doch war es reizend, geliebte Züge in dieser Kleinheit stets mit sich führen zu können, vielleicht in heimlich verschlossener Kapsel, die den teuren Namenszug trug, häufig auch ein Lockengeflecht goldschimmernder Haare barg und in den Weihemomenten stiller Betrachtung mit besonderen Empfindungen geöffnet wurde. Goethe redet in seiner Novelle: „Der Sammler und die Seinigen" diesen Darstellungen in beschränktem Umfange besonders liebevoll das Wort. Und in der That, es wohnte ihnen mehr Poesie inne wie den großen photographischen Albums, die jetzt die Tische eleganter Salons bedecken und in einer Massenwiedergabe äußerer Ähnlichkeiten, die der Individualität als solcher durchaus nicht immer gerecht werden, unsere liebsten Beziehungen jedem neugierigen Blicke preisgeben.

Freiherr W. v. Uttenhoven.

Die Miniaturmalerei reicht in graue Vorzeit zurück. Schon auf ägyptischen Pergamentrollen befinden sich, als Beigabe des hieroglyphischen Schrifttextes, kleine zartgemalte Figurenornamente. Nach Griechenland und Rom verpflanzt, entfaltete dieser Kunstzweig sich mehr und mehr. Unter Augustus wurden die Bücher der schönen wie der gelehrten Litteratur zur Erläuterung des Textes mit bildlichen Darstellungen geschmückt. Byzanz endlich entwickelte eine besondere Selbständigkeit auf diesem Gebiete. Zu den frühesten Denkmälern seiner eigentümlichen Miniaturmalerei gehört das im Auftrage der Prinzessin Juliana Anicia um das Jahr 505 in Konstantinopel gefertigte, jetzt in Wien aufbewahrte griechische Manuskript des Dioskorides. Was in der Folge in Britannien in dieser Art als sogenannte „angelsächsische" Kunstübung geleistet wurde, war eigentlich nur Schönschreiberei und kommt nicht weiter in Betracht. Dagegen sind unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern wichtige Miniaturen entstanden, die noch heute in Paris, Rom, St. Gallen und im Britischen Museum aufbewahrt werden. Sie zeigen in der Behandlung der Figuren meist noch barbarisches Ungeschick, in der Ausführung der Initialen und Ränder dagegen schon ein für Ornamentik entwickeltes Gefühl. In Deutschland endlich fand die Miniaturmalerei an den Fürsten des sächsischen Kaiserhauses mächtige Beschützer, in den Klöstern sorgsame Pflege. Der Domschatz zu Hildesheim, die Bibliotheken zu München und Bamberg sind reich an Bilderhandschriften aus der Zeit der Ottonen, welche den gleichartigen Werken der karolingischen Periode an Vollendung nichts nachgeben.

Kostümbild auf Perlmutter.

Mit dem zweiten Jahrtausend schlägt die Miniaturmalerei neue Wege ein. Die

Digitized by Google

Goldgründe tauchen auf und erlangen durch Polieren einen Glanz, der nicht wieder erreicht worden ist. Aus den bisher eckigen und gequälten Umrissen arbeitete sich eine freiere Zeichnung durch. Außer den Mönchen und Nonnen bildeten sich jetzt besondere Schönschreiber und Miniaturmaler aus, die so Vortreffliches leisteten, daß sich sogar Dante in seiner Göttlichen Komödie auf sie bezieht.

Nachdem König Karl V. von Frankreich sich besonders für diesen Kunstzweig interessiert und im fünfzehnten Jahrhundert das Aufblühen der großen Malweise in den Niederlanden außerordentlich fördernd auf ihn gewirkt hatte, that ihm endlich die Erfindung der Buchdruckerkunst bedeutenden Abbruch. Anfangs zwar wurden auch die Holzschnitte noch illuminiert, die Titelblätter hervorragender Drucke liebevoll ausgemalt. Wir erinnern nur an die sogenannte Mazarinbibel, ein Unikum in seiner Art, welches die Gutenberg-Ausstellung im Sommer 1884 zu bewundern Gelegenheit bot. Sie gehörte damals noch den berühmten Klemmschen Sammlungen in Dresden an und befindet sich jetzt im Buchhändlerhause zu Leipzig. Auf Pergament gedruckt, enthält sie zahlreiche gemalte Initialen von größter Schönheit und auf ihren breiten Rändern Miniaturen von stammenswerter Feinheit und größter Mannigfaltigkeit des Gold- und Farbenglanzes. — Schließlich aber konnten die Miniaturmaler dem vereinten Andrange der Buchdrucker, Holzschneider und Kupferstecher gegenüber nicht mehr bestehen. Sie verloren ihre Kundschaft und mußten sich bequemen, Bildnisse und Darstellungen in kleinem Maßstabe auf Dosendeckel und Ähnliches zu malen. So entstand Ende des siebzehnten Jahrhunderts jene neue Art von Fein- und Kleinmalerei, auf die wir unsere Blicke besonders hinlenken wollen. In Öl und in zarten, mit Gummiwasser angemachten Farben, die mit der äußersten Pinselspitze in Strichelchen und Pünktchen aufgetragen wurden, malte man diese Bildchen auf besonders zubereitetes Holz, auf Metall- und Elfenbeinplatten, endlich auf Per-

Friedrich der Große.

Digitized by Google

gament und Papier. Die Elfenbeinplatten der älteren Miniaturen sind ziemlich stark; allmählich verdünnte man sie fast bis zur Durchsichtigkeit, so daß sich in vielen Fällen schon aus der Beschaffenheit der Platte ungefähr auf die Zeit schließen läßt, der das Bild angehört. Miniaturen auf Papier sind ungleich wertloser wie die Arbeiten auf Elfenbein und Pergament, die an Durchsichtigkeit des Farbenschmelzes und zarter Ausführung auch von den Ölminiaturen nur selten erreicht werden.

Diese kleinen Porträts nun, sehr begehrt, wurden besonders während des vorigen Jahrhunderts bis ziemlich in die Mitte des jetzigen hinein in aller Herren Ländern gemalt. Frankreich brachte überaus Vollendetes darin hervor. Als erster Stern auf diesem Felde glänzt dort Isabey (1767 bis 1855). Er war ein Schüler Davids und wollte sich anfangs der Historienmalerei widmen. Finanzielle Rücksichten aber nötigten ihn, zum Porträt, speciell zum Miniaturbildnis überzugehen. Zu seinem unmittelbaren Gefolge gehörend, genoß er die persönliche

Prinzessin Amalie von Preußen.

Freundschaft Napoleons I. Der Kaiser ließ, um Geschenke damit zu machen, jährlich ungefähr zweihundert Porträts von sich selbst und seiner Familie bei Isabey anfertigen, dessen Einnahmen man demzufolge auf fünfhundert Franken täglich anschlug, da er keines der kleinen Bildchen unter zwanzig Louisdor weggab. Es sollen diese kaiserlichen Porträts die ähnlichsten sein, die von der Familie Bonaparte existieren. Das größte Werk

Digitized by Google

des Meisters ist „Der Tisch der Marschälle". Auf seiner Porzellanplatte befindet sich in der Mitte das Bild Napoleons im kaiserlichen Ornat; ringsherum, gleichfalls im kleinsten Maßstabe gemalt, reihen sich die Büsten der Marschälle und Generäle von Frankreich, welche die Divisionen der großen Armee während des Feldzuges von 1805 kommandierten. Der Tisch wurde 1877 bei einer Auktion im Hotel Drouot von der Tochter Isabeys für 30000 Franken zurückgekauft und ging nach dem Tode derselben in den Besitz einer Frau Rolle in Paris über. Leider ist seine Platte mittendurch gesprungen. — In Wien zeichnete sich Daffinger (1790—1849) als Miniaturmaler aus. Zuerst an der dortigen Porzellanfabrik beschäftigt, folgte er später der Malweise Isabeys, dem er an Produktivität nicht nachstand. Auch er soll über tausend Miniaturporträts gemalt haben, darunter die Bilder vieler Fürstlichkeiten, des Grafen Dietrichstein, Fürsten Metternich, der Erzherzogin Sophie, des Herzogs von Reichsstadt, den er einmal schreibend darstellte — fast das ganze vornehme und berühmte Wien damaliger Zeit wurde von ihm porträtiert. Sehr bekannt ist sein Bild Rahels, welches Varnhagen in Stahlstich der Herausgabe ihrer Briefe: „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde", beigegeben hat. Wie bei Isabey ist auch bei Daffinger die Zeichnung von zierlichster Anmut, seine Farbengebung frisch, meisterhaft seine Pinselführung. Schließlich malte er für die Wiener Akademie eine Flora austriaca in Aquarell, zweihundert Blumenporträts, die durch die Feinheit ihrer Durchführung und ihre geistreich malerische Auffassung in ihrer Art als ein Unikum gelten können.

Ludwig XVIII.

Auch in Berlin entstanden so zahlreiche Miniaturen, daß, wie Dresden immer noch als Hauptmarkt für altes Porzellan gelten kann, Berlin noch heute bei Händlern sowohl wie aus verjährtem Familienbesitz die günstigste Gelegenheit bietet, Miniaturen zu erwerben. Man pflegte dort das Porträt mit besonderer Vorliebe. Treitschke berichtet in seiner Deutschen Geschichte, Band IV, Seite 457: „Als die Düsseldorfer Malerschule sich unter Wilhelm Schadows Leitung der monumentalen Kunst zuzuwenden begann, bestimmte der König, der nach altem Berliner Brauch das Porträt bevorzugte, ausdrücklich, daß an seiner Akademie nicht das Fresko, sondern die Ölmalerei zuerst gepflegt werden solle." — Dieser „alte Berliner Brauch" aber wurzelte in den aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Miniaturbildnissen. Da es indessen nicht üblich war, diese mit dem Namen ihrer Verfertiger zu bezeichnen, so können wir über die Künstler jener Zeit nicht viel berichten. Nur in Ausnahmefällen sind sie uns bekannt. So besitzt z. B. der Sanitätsrat Dr. Felix Vulpius zu Weimar drei Miniaturen:* Goethe, seine Frau und sein Sohn, welche „F. Raabe 1811" bezeichnet sind. Mit „Sebbers fec." ist ferner auf einer merkwürdigen Tasse, die im Goethehaus zu Wei-

* Im Lichtdruck wiedergegeben Goethe-Jahrbuch, elfter Band, 1890.

Digitized by Google

mar aufbewahrt wird, das Miniaturporträt des greisen Dichterfürsten bezeichnet, zu dem er vierunddreißig Sitzungen gewährt haben soll. In ihrer Unterschale lesen wir von seiner Hand geschrieben die Worte: „Gruß und Heil! Goethe. Weimar, 28. August 1826.“

Diese Darstellungen gehören freilich schon einer späteren Zeit an. Kehren wir zu den Miniaturen des alten Berlin zurück, so war 1743 Daniel Chodowiecki von Danzig aus dahin übergesiedelt. Er begann seine künstlerische Thätigkeit in der preußischen Hauptstadt, indem er um geringen Verdienst Dosendeckel und wohl auch Miniatur-Porträts als solche malte. Aber auch seine Arbeiten sind nicht mit Bestimmtheit heraus zu erkennen. Vieles davon mag durch Verwahrlosung zu Grunde gegangen sein; denn lange Zeit hindurch achtete man diese Bildchen — vielleicht ihrer Kleinheit wegen — nur sehr gering. Jetzt, bei reger erwachtem Kunstgefühl, auch in weiteren Kreisen des Publikums, werden sie nicht nur höher geschätzt, sondern von Sammlern sogar mit Eifer gesucht. Sie indessen in größerer Anzahl beisammen zu finden, gehört immer noch zu den Seltenheiten. Selbst in Museen und fürstlichen Schlössern begegnen wir ihnen meist nur verstreut unter anderen Antiquitäten und Kostbarkeiten. Für die Intimität geschaffen, blieben sie in den Familien, um oft erst nach langen Jahren, wenn diese erloschen und ausgestorben waren, vereinzelt und zufällig in den Handel zu kommen. Es haftet ihnen dadurch etwas ganz Persönliches an, das ihren Zauber nur erhöht.

Charlotte Corday.

Das Königliche Museum zu Berlin hätte eine schöne Kollektion von Miniaturbildnissen aufzuweisen, die sich aber leider, ungeordnet in Kisten verpackt, der Anschauung entzieht. Auch auf dem Märkischen Provinzialmuseum ebendaselbst wäre von manchem guten Stücke zu berichten, fehlte es nicht auch dort an jeder übersichtlichen und würdigen Aufstellung. Um so erfreulicher dagegen sind die Miniaturen des Hohenzollernmuseums im Schlosse Monbijou in Augenschein zu nehmen. Gut gehalten und sinnvoll geordnet, geben sie in ihrer historischen Reihenfolge ein anschauliches Bild der Verbreitung, die dieser anmutige Kunstzweig gewonnen hatte, wie seines allmählichen Verschwindens, indem sie uns zugleich in den dargestellten Persönlichkeiten selbst, wie in deren Trachten und Umgebungen ganze Zeitepochen vergegenwärtigen.

Wohl eines der ältesten Porträts in genanntem Museum ist, nach einigen Ölminiaturen brandenburgischer Kurfürsten und ihrer Gemahlinnen, das des Prinzen Eugen von Savoyen, des Siegers gegen die Türken. Sein schmales, langgezogenes Gesicht macht ihn leicht kenntlich. Recht altertümlich erscheint demnächst ein Bild Sophie Dorotheas, Königin von Preußen, im bauschigen, hermelinbesetzten Sammetkleide von verschossenem Lila, den weißen, über den Kopf geworfenen Spitzenschleier auf der Brust verknüpft, ein Hündchen im Arm. Ihres Sohnes ernsten Denkerzügen begegnen wir in zahlreichen Darstellungen aus Jugend und Alter des großen Fürsten, teils in kostbar zierlichen Einfassun-

Digitized by Google

gen als Medaillon, teils auf Dosen, auch auf einem eleganten Souvenir von hochroter Farbe mit Goldbeschlag. Friedrichs Zeit war recht eigentlich die Zeit der Miniaturmalerei. Es fehlt deshalb auch nicht an Bildern seiner Brüder Heinrich und August Wilhelm; seiner Schwestern: Ulrike, Königin von Schweden, Philippine Charlotte, der, wie es heißt, etwas bösartigen Erbprinzessin von Braunschweig im Hermelinmantel, die Hand auf einer Krone ruhend. Die geistreiche Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, sehen wir das eine Mal träumerisch auf ein Ruhebett hingestreckt, ein Buch im Schoße, dann wieder von Rosen umgeben, Rosen in der Hand. Mit ihren weiten Reifröcken, den eng geschnürten Taillen und ihrer zwar etwas steifen, aber doch vornehm zierlichen Grazie tragen diese Darstellungen in Auffassung und Anordnung bis in die Originalrähmchen hinein, die sie zum Teil noch umschließen, sämtlich den Charakter des ausgesprochensten Rokoko. Eine ganze Zeit, mit dem, was hübsch und gefällig an ihr war, wie mit ihren unförmigen Übertreibungen, kommt in ihnen zur Anschauung. Von etwas größerem Umfange ist ein Bild der Königin Marie Juliane von Dänemark, welches sie in ganzer Figur, mit der vollständigen Umgebung ihres fürstlichen Gemaches darstellt. Sie sitzt an ihrem Schreibtische, dessen Gerätschaften trotz ihrer Kleinheit alle deutlich erkennbar sind. Im Hintergrunde des Zimmers lodert lichtes Feuer im Kamin, den ein Spiegel krönt. Ein Hündchen und ein Vogel in goldenem Käfig sind wie dienstbare Vasallen der stolzen Dänenkönigin zu Füßen angebracht, die eine um vieles ältere Schwester der Gemahlin Friedrichs des Großen und die ränkevolle Schwiegermutter jener unglücklichen Karoline Mathilde war, welcher ihre Beziehungen zum Grafen Struensee eine traurige Berühmtheit erworben haben. Marie Julianes Porträt ist „Müller 1775“ bezeichnet.

Oberstlieutenant v. Grolmann.

Aus dem Jahre 1778 stammen Porträts der Königin Friederike Luise von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelms des Zweiten, und der Schwester dieses Königs, Wilhelmine, Erbstatthalterin von Holland. Von ihm selbst ist in der Sammlung nur eine winzig kleine Miniatur vorhanden, und mit dem Jahrhundert beginnt die Mode dieser Bilder zu erlöschen. Vortrefflich sind noch die Porträts der Eltern der Königin Luise, Großherzog und Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, ihrer Erzieherin Mademoiselle de Gélieu, der Prinzessin Ferdinand von Preußen, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, wie auch die Jugendbilder Friedrich Wilhelms III. und seiner Gemahlin. Diese sieht auf dem einen Bilde immer lieblicher wie auf dem anderen aus. Ebenso ihre Schwester Friederike, Prinzessin Ludwig von Preußen, nachmalige Königin von Hannover. Entzückend im pikantesten Reiz eben erwachter Jugendblüte erscheint die Tochter des edlen Prinzenpaares, Charlotte, spätere Kaiserin von Rußland. Auch ein Porträt des bei Saalfeld gebliebenen Prinzen Louis Ferdinand weckt unseren Anteil. Aber dann werden es der Bilder dieser Art immer weniger, und was uns noch begegnet, wie z. B. die Porträts

Digitized by Google

Friedrich Wilhelms III. in reiferen Jahren, ist matter, lebloser, gewöhnlicher und kann sich an Geist und Feinheit mit den älteren Sachen nicht mehr messen. Ja, selbst ein später gemaltes Profilbild der Königin Luise auf einer Tabatiere Friedrich Wilhelms IV. will uns etwas schwer und steif bedünken. Die Zeit des anmutig Hingehauchten war vorüber.

Wenn freilich kaum in so veranschaulichender Reihenfolge wie das Hohenzollernmuseum, so haben doch auch andere fürstliche Sammlungen einen schönen Besitz guter Miniaturen aufzuweisen. Im unteren Stockwerk des Galeriegebäudes zu Kassel befinden sich unter den Juwelen und Silbergeräten kleine Porträts von großer Vollendung. Besonders sind hier nordische Fürstlichkeiten vertreten: Peter der Große, Katharina II., Gustav Adolf, Christine von Schweden, Karl XII., auch Ludwig XIII., und von berückender Schönheit endlich Landgräfin Philippine Auguste Amalie, die Gemahlin Friedrichs II. von Hessen.

Ferner sind in den Museen zu Weimar und Gotha vortreffliche Malereien dieser Art in nicht geringer Anzahl aufgestellt. Der Miniaturenschrank der Dresdener Galerie, der nur am ersten Dienstage jedes Monats dem Publikum geöffnet wird, enthält einhundertsiebenundvierzig Nummern; darunter neben Arbeiten nach anderen Meistern auch einige Originale der Familie Mengs; im übrigen jedoch zwar recht gute, aber zum großen Teil ganz neue Kopien.

Ferdinand v. Schill.

Haben wir nun bereits erwähnt, daß es nicht leicht ist, Miniaturen, die niemals wie Porzellan, Silber und ähnliches ein künstlerischer Handelsartikel waren, in größerer Menge zusammenzubringen, so verdient eine Privatsammlung,* mit der wir uns hier eingehender zu

* Sammlung v. Dallwitz-Berlin.

Digitized by Google

beschäftigen gedenken, vielleicht schon durch ihre Ausdehnung unsere Aufmerksamkeit. Sie zählt zwischen drei- und vierhundert Nummern und ist der Betrachtung günstig aufgestellt. Nach drei verschiedenen Seiten hin möchten wir ihr Bedeutung zusprechen: einmal in Anbetracht des Kunstwertes vieler der in ihr enthaltenen Stücke; ferner wegen der großen Anzahl berühmter Persönlichkeiten, die wir durch sie von Angesicht zu Angesicht kennen lernen, und endlich haben auch die zum größten Teil Originaleinfassungen und Umrahmungen dieser Bildchen, als charakteristisch für Zeit und Geschmack, aus denen sie hervorgegangen, kunstgewerbliche Bedeutung.

Andreas Hofer.

Blicken wir zuerst auf den rein künstlerischen Wert dieser kleinen Malereien, so ist es schwer, ihn durch Worte zur Anschauung zu bringen. Wie fein und geschickt ein Pinsel geführt, wie der Reiz eines holden Frauenantlitzes oder der Charakter bedeutender männlicher Züge aufgefaßt und zum Ausdruck gebracht wurden, das sieht sich besser, wie es sich beschreibt. Vielleicht liefert die hier beigefügte Wiedergabe einer im Rokokostil gehaltenen Darstellung Amor und Psyches den Beweis hierfür (s. Abbild. S. 75).

Übrigens sind alle nur möglichen Gattungen der Miniaturmalerei in dieser Sammlung vertreten: ältere minutiös durchgeführte Arbeiten in Öl, auf Holz und Metallplatten; zart hingehauchte Bildchen auf Elfenbein und Pergament; auf Perlmutter gemalt als Kostümbild aus der Zeit Friedrichs des Großen ein beiderseits mit Muffen versehenes, lustwandelndes Paar (s. Abbildung S. 76); winzig kleine, nur mit der Lupe erkennbare Porträts, von denen das Augusts des Starken mit Allongenperücke, unter geschliffenem Diamant, mit das merkwürdigste ist. Kurz, es fehlt hier, neben wahrhaft künstlerischen Arbeiten, auch nicht an Kuriosa aller Art.

Prüfen wir nun, abgesehen von der Malerei als solche, die dargestellten Persönlichkeiten, so möchten wir zunächst das Porträt des 1805 in Krossen verstorbenen Majors v. Uttenhoven (s. Abbildung S. 76) erwähnen, dessen Name für die in Rede stehende Sammlung von besonderer Bedeutung ist. Im Dreimaster, mit Zopf, gepuderter Lockenfrisur und Spitzenjabot, gewährt es ein charakteristisches Uniformbild jener Zeit. Die Züge sind fein und dennoch energisch, vom angenehmsten Ausdruck. Freiherr Wilhelm v. Uttenhoven diente im Regiment Zenge und stammte aus angesehenem, in der Gelehrtenwelt berühmtem altholländischem Geschlecht. Seine einzige Tochter Karoline, Stiftsdame zu Gesecke-Keppel, begann schon in jungen Jahren Kunstwerke aller Art zu sammeln und fuhr bei großem Verständnis und besonderem Glück im Auffinden des Seltenen und Guten damit fort bis zu ihrem im siebenundachtzigsten Lebensjahre zu Dresden erfolgten Heimgange 1883. Ein Teil der von ihr hinterlassenen Kunstgegenstände ist durch Vermächtnis, ihre nicht unbedeutende Bibliothek durch Schenkung an das Berliner Kunstgewerbemuseum übergegangen. Ferner begründete sie die Miniaturensammlung, in der das Bild ihres Vaters jetzt einen Ehrenplatz einnimmt und die nur durch einen ein gau-

Digitized by Google

zes langes Menschenleben hindurch fortgesetzten Fleiß zu ihrer jetzigen Ausdehnung gelangen konnte. Freiin Karoline v. Uttenhoven war eine in jeder Beziehung ungewöhnliche und hervorragende Persönlichkeit, der ausgezeichneten Ahnen würdig, deren sie sich zu rühmen hatte.* Schon 1283 tritt ein Johannes v. Uttenhoven, der nach seinem Geburtsort Ardemberg bei Brügge „de Ardemburgo" genannt wird, als gelehrter Dominikaner und Doktor der Theologie auf, der vor-

Frau v. Stael.

nehmlich in Paris sich großen Ruf erwarb. Einem späteren Nikolaus v. Uttenhoven widmete Erasmus von Rotterdam eine Grabschrift in griechischer und lateinischer Sprache, während er seinen Sohn Karolus mit „unterschriebenen" Briefen beehrte. Bedeutend ist wiederum dessen 1536 in Gent geborener, gleichfalls Karolus genannter Sohn. Wir begegnen seinem Porträt, außer in einem sehr feinen Kupferstich von Crispin de Passe, in Boissards Werk Bibliotheca chalcographica, verlegt bei den Erben Theodor de

* Buddäi, Historisches Lexikon. Leipzig 1732.

Brys, Frankfurt a. M. 1598, Teil III, S. 68, Theodor de Bry sc. Bei stetem Wanderleben hatte dieser Karolus sich durch seine vielseitigen Studien und ungewöhnlichen Kenntnisse frühzeitig einen großen Namen als Gelehrter erworben. Er schrieb des Königs Heinrich III. von Frankreich Grabschrift in hebräischer, chaldäischer, griechischer, lateinischer, französischer, deutscher und holländischer Sprache und war außerdem auch des Englischen und Italienischen kundig. Auf seinen Reisen berührte er England, wo die Königin Elisabeth ihn auszeichnete und beschenkte. 1600 starb er zu Köln am Schlagfluß. Im Stammbaum seiner Familie findet sich verzeichnet, daß Kaiser Karl V. ihn über die Taufe gehalten hat. Seine Mutter war Anna de Gruiter. Mitte unseres Jahrhunderts that sich ein Freiherr von Uttenhoven in den Niederlanden als Astronom hervor. Auch dem am zweiten Ostertage 1889 zu Meiningen verstorbenen Staatsrat, Excellenz v. Uttenhoven, hatten seine Verdienste allgemeines Ansehen erworben.

Kehren wir nun zu unserer Samm-

Digitized by Google

lung ſelber zurück, ſo ſei demnächſt ein Bild Friedrichs des Großen (ſ. Abbildung S. 77) erwähnt, welches gewiſſermaßen ihren Mittelpunkt bildet. Auf den Kommandoſtab geſtützt, die Königskrone über dem glatten Goldrahmen, verdunkelt Preußens großer Held in ſeiner Schlichtheit die hochmütige Schönheit des vierzehnten Ludwig von Frankreich, des roi soleil, wie er ſich ſelber gern nennen

Henriette Sontag.

Digitized by Google

hörte, dessen Abbild in Stahlrüstung und Allongenperücke, äußerst fein gemalt, gleichfalls zu den Perlen der Sammlung gehört. In bekannter Häßlichkeit erblicken wir Karl XII. mit hochstehender schwarzer Halsbinde und kahler Stirn; nicht weit von ihm seine Vorgängerin Christine von Schweden. Ihr herber, selbstbewußter Gesichtsausdruck mahnt uns an den Ausspruch, den sie gethan haben soll: „Ich ziehe die Männer den Weibern vor, nicht weil sie Männer, sondern weil sie keine Weiber sind.“ — Hier Friedrichs des Großen Schwester Amalie (s. Abbildung S. 78) in zarter Weiblichkeit, den Hermelinmantel umgeworfen, eine Rose im gepuderten Haar, dort Friedrich von der Trenck, der von ihr treu Geliebte. Durften beide sich im Leben nicht angehören, so hat ausgleichender Kunstsinn hier wenigstens ihre Erinnerung vereint. Von Daffinger gemalt blickt uns der kleine König von Rom aus großen, dunklen Augen etwas traurig an; auch über dem Rahmen seines Bildes eine Königskrone, die er selber im Leben niemals tragen sollte. Daß die Farben in seinem Gesichtchen, wenigstens das Rot, etwas nachgelassen haben, erhöht nur das wehmütig Vergangene dieser anziehenden Darstellung. König Max I. von Bayern erscheint mit Ohrringen; Ludwig XVIII. im breiten blauen Ordensband (s. Abbildung S. 79) und ihm an Körperfülle gleich August III. von Sachsen und Polen. Diesem schließt sich eine ganze Reihe sächsischer Regenten an. Zunächst sein früh verstorbener Sohn, Kurfürst Christian, dem die Vortrefflichkeit des Charakters auf dem Gesicht geschrieben zu stehen scheint. Als Gegenstück zu dem seinigen das Porträt seiner nicht gerade schönen, aber talentvollen Gemahlin Marie Antonia, die selber schaffende Künstlerin war. Ferner Friedrich August der Gerechte, der erste König von Sachsen, in etwas zopfiger, aber biederer Erscheinung, nebst seinem Minister Grafen Marcolini, dessen zwischen die Kurschwerter gesetztem Stern wir auf den Meißener Porzellanen begegnen, die unter seiner Direktion entstanden sind. Hier der in den Bergen Tirols jählings verunglückte Friedrich August II. und endlich ein Nebenabkömmling des alten Wettiner Stammes, der Marschall Moritz von Sachsen, der häßliche, aber energisch dreinblickende Sohn der schönen Aurora von Königsmark und Augusts des Starken. Endlich die immer majestätische Katharina II. und viele andere historische Persönlichkeiten: Charlotte Corday (s. Abbildung S. 80) mit klar gezeichnetem Profil, die Jakobinermütze auf losem Lockenhaar; Poniatowsky, Oberstlieutenant v. Grolmann (s. Abbildung S. 81), der, Generalstabschef unter dem Befehlshaber des badischen Kontingentes im Feldzuge 1812, in russische Gefangenschaft geriet und zufolge der von den Kosaken erlittenen Mißhandlungen 1813 starb; Feldmarschall Graf Kalckreuth — sein Bild ist P. v. Gloster bezeichnet —, Welling-

Unbekanntes Porträt.

Digitized by Google

ten, Ferdinand v. Schill (s. Abbildung S. 82) und viele andere mehr. Besonders interessant erscheint in Landestracht ein vorzüglich gemaltes Porträt Andreas Hofers (s. Abbildung S. 83), das auf seiner Rückseite eine schon etwas unleserlich gewordene Widmung trägt, die „Insbruck in Tirol 1811" unterzeichnet ist. Sehr sympathisch berührt das freundliche Greisenantlitz des Propstes Spangenberg (1704 bis 1792), des Mitbegründers und Förderers der Brüdergemeinde, der segensreich zu Klettenberg in Holstein wirkte, und originell durch seine Anordnung im Büstenstil, mit übergehängtem Immortellenkranz, erscheint die Miniatur des berühmten Chirurgen Dr. v. Walther, geb. 1781.

Unbekanntes Porträt.

Blicken wir weiter auf die in der Sammlung vertretenen litterarischen und Kunstgrößen, so begegnen wir auch aus diesem Kreise zahlreichen Berühmtheiten. Fast schon zur Greisin gealtert, einen schwarzen Schleier über das ergraute Haar geworfen, ist Elisa von der Recke, geborene Gräfin Medem, dargestellt. Sie war die Schwester der letzten Herzogin von Kurland, die Freundin Friedrich Nikolais, Tiedges, der Körnerschen Familie. Zeigt ihr feines, durchgeistigtes Gesicht schon eine gewisse, in sich resignierte Verfallenheit, so erscheint dagegen Frau v. Stael (s. Abbild. S. 84) im damals modischen, weißen Turban, mit übergeworfenem rotem Shawl und feurig schwärmerischen Augen, in um so blühenderer Lebensfrische. Nur daß sie wohl niemals so hübsch gewesen sein dürfte, wie auf dem Bilde hier. Auch die ihr eng befreundete Julie v. Recamier fehlt nicht in diesem illustren Kreise. Ihre Schönheit berückte die Herzen, während Frau v. Stael in den Geistesregionen herrschte. So war die vereinte Anziehungskraft beider Frauen unwiderstehlich, wie uns viele ihrer Zeitgenossen berichten. Hier ein deutscher Schriftsteller: Theodor Amadäus Hoffmann, der geist- und witzsprühende Verfasser der Nacht- und Phantasiestücke, Kater Murrs u. s. w. Sein Haar ist genialisch geordnet, der Blick der dunklen Augen etwas stechend; um die schmalen, festgeschlossenen Lippen spielt ein feiner Zug, halb Güte und halb Spott. Recht anders wie er zeigt sich uns auch eine deutsche, aber schon längst vergessene Schriftstellerin: Henriette Hauke. Sie hat für ganz junge Mädchen-Gemüter, sagen wir für Backfische, geschrieben, und ihr Bild leistet uns Bürgschaft, daß diese niemals ein verderbliches Wort von ihr vernommen haben. Für unsere jetzigen Begriffe dürften ihre Bücher ebenso nichtssagend langweilig gewesen sein, wie ihre Erscheinung es ist. Immerhin aber giebt es auch in unseren Tagen noch ältere Frauen, die sich mit einer gewissen Rührung der seligen Stunden erinnern, die sie vor langen Jahren über den Büchern der Hauke genossen haben.

In gewisser Weise das Gegenstück zu dieser Dichterin, die nicht dichterisch aussieht, bildet das Porträt eines Malers, dem das Malerische abgeht. Die Öl-miniatur des Hofrats Gebauer (1781 bis 1865), die wir vor uns haben, zeigt uns

Digitized by Google

den Künstler mit der Palette in der Hand, sehr mißvergnügt dreinschauend, im hochkragigen Rock, steifer weißer Halsbinde, die struppigen Haare tief in die Stirn hineinhängend. Im Hohenzollernmuseum befinden sich im Zimmer Friedrichs des Großen zahlreiche Bildnisse fürstlicher Personen von seiner Hand; und in den daranstoßenden Gemächern Pinsel, Messer, Brot, alles durcheinander. Dem Beschauer nur von der Seite zugewendet, malt er emsig an einem überlebensgroßen Porträt Friedrich Wilhelms III. Im Hintergrunde des Zimmers sind noch sechs andere Uniformbilder des Königs sichtbar. Das Blättchen trägt die Unterschrift: „Der Künstler in seinem Atelier" und hat die dicke Nase

Kostümbild.

die Porträts Blüchers und anderer Generäle aus den Freiheitskriegen. Viele davon dürften nur Kopien sein. Nach der Natur, heißt es, habe Gebauer nur immer und immer wieder Friedrich Wilhelm III. in großer Uniform gemalt. Es existiert ein kleiner launiger, eigentlich nur konturierter Kupferstich, auf dem wir den Herrn Hofrat in ziemlich unvollständiger Morgentoilette, mit großen Filzpantoffeln angethan, erblicken, neben ihm ein Tischchen, darauf die Kaffeemaschine, und das Mißvergnügen mit unserer Miniatur gemein.

Fliehen wir aus ihrer etwas grämlichen Atmosphäre wieder in das Reich der Schönheit. Henriette Sontag (s. Abbild. S. 85) in dem phantastischen Kostüm der „Italienerin in Algier" dargestellt — welch entzückender Anblick! Der riesige zweifarbige Turban, von unbeschreiblicher Breite, vermag dem süßen Reiz des lieblichen Gesichtchens keinen Abbruch zu thun. Weich fallen ein Paar dunkel-

Digitized by Google

blonder Locken auf den zarten Hals herab. Ein silberflimmernder Schleier schmiegt sich um das rosenfarbene kurze Gewand, und unter weißen türkischen Pantalons werden die zierlichsten Füße sichtbar. Rahel Levin beschreibt in einem vom 19. September 1825 datierten Briefe an ihren Bruder Ludwig, nachdem sie einer Aufführung der Rossinischen Oper in Berlin beigewohnt hat,* das Kostüm der Sontag als Türkin genau übereinstimmend mit dem auf unserer Miniatur, erklärt sich aber mit demselben nicht einverstanden. Der Kaftan ist ihr zu kurz geschnitten, das viele Silber, auf Rot und Weiß verstreut, sagt ihr nicht zu; sie nennt das Ganze „einen kleinen verwirrenden Anblick, nichts Asiatisches, nur ein wenig von uns Wegversetzendes" — muß indessen schließlich doch von dem „betäubenden Beifall" berichten, den die angebetete Diva sich in dieser Toilette erworben.

Wie die meisten Miniaturen ohne Bezeichnung des Künstlers in die Welt gingen, so fehlt zu vielen, nach langen Jahren und nachdem sie durch allerlei Hände gegangen sind, auch der Name des Dargestellten. Aber auch diese Bildnisse

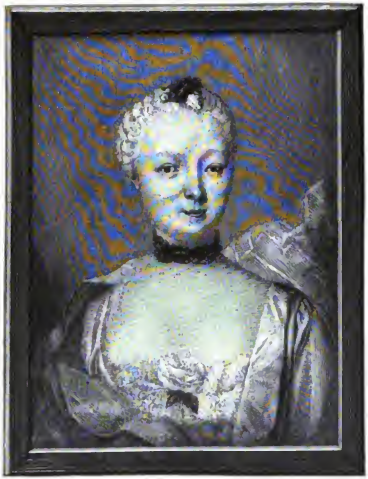
Frisurenbild.

haben ihr Anziehendes. Ein sanfter Blick, ein lieblicher Mund, eine männliche Haltung gewinnt uns, und oft gönnt Unbekanntes unserer Phantasie einen nur um so freieren Spielraum. Wir dichten diesen Zügen, diesem Gesichtsausdruck selber eine Geschichte an, durch welche sie einen selbstgeschaffenen, eigenartig geheimnisvollen Reiz gewinnen. So in unserer Sammlung der Kopf eines noch sehr jungen Mädchens, den Goldstrahlen umschließen, um welche sich wiederum ein

* Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. 1833. S. 475 und 476.

Digitized by Google

zierliches Rosenkränzchen legt. Das kindliche Antlitz selbst scheint etwas von Verklärung in sich zu tragen. Unwillkürlich muß man an eine Frühverstorbene denken, der nachgebliebene, zärtliche Liebe diese kleine, poesievolle Apotheose gewidmet hat. Ein anderes Mal ist ein Baby im Nachthäubchen und Jäckchen porträtiert, auf der Rückseite des Medaillons eine Landschaft mit einem Grabstein, neben



Gräfin Einsiedel (?).

dem ein Hündchen sitzt; auf dem Stein die Worte: pensez à moi. Läßt sich dabei nicht allerlei Rührendes denken? — Freilich sind diese veralteten Embleme jetzt längst nicht mehr Mode, und doch trugen sie ihre bescheidene Poesie in sich.

Einzelne Erscheinungen gewinnen durch ihre Anmut als solche (s. die Abbildungen S. 86 und 87); andere wieder durch ein eigenartig gewähltes Kostüm (s. Abbildung S. 88) oder staunenswerte Frisuren (s. Abbildung S. 89). Zu den Bildern, die uns auffordern, ihnen etwas Poesievolles anzudichten, gehört das nachstehende. Es soll dies das Porträt einer jungen Gräfin Einsiedel sein. Sichere Bürgschaft aber hierfür besitzen wir nicht. Doch webt sich lieblicher Zauber um die zarte Darstellung, die in opalartig gebrochenen Farben gehalten, mit ihrem süßen Lächeln, dem duftig flatternden Schultertuch, der weißen Rose an der Brust, uns etwas ganz Besonderes zu sagen scheint. Der Kopf einer alten vornehmen Dame (siehe Abbildung S. 91) mit seinen tausend Fältchen und Runzelchen, die dennoch den Gesamteindruck nicht beeinträchtigen, erinnert in seiner minutiösen Ausführung an Denersche Gemälde.

Kostüme, Trachten, Toiletten, Uniformen aller Art bringt die genannte Sammlung uns zur Anschauung. Das Nürnberger Bürgermädchen im Kopfputze von Goldstoff, die Rokokodame mit keckem Reiherstutz im gepuderten Haar (s. Abbild. S. 92), die hochaufragende Schaufelhaube der ehrsamen Berlinerin (s. Abbild. S. 93), Idealtoiletten und antiquisierende Moden aus napoleonischer Zeit, das goldgestickte habit paré des Hofmannes, wie der schlichte Hausrock mit breiten Aufschlägen aus Werthers Tagen — das alles ist hier vertreten und vergegenwärtigt uns den Geschmack und das äußere Ansehen der Zeit, in der diese Bildchen entstanden. Oft können kleine Beigaben, wie Ordensbänder, Dekorationen und Ähnliches, zur Ermittelung der dargestellten Persönlichkeit dienen, und solches Forschen und endliches Entdecken des Unangegebenen gewährt dem Sammler besondere Freude.

Wenden wir uns zum Schlusse nun noch der Art der Einfassungen zu, welche für Miniaturporträts üblich waren, so

Digitized by Google

müſſen wir zunächſt bemerken, daß ſolche aus ſehr verſchiedenem Material, auf mannigfaltige Weiſe hergeſtellt wurden. Am häufigſten kam der glatte, ovale, mit einem Ringe zum Anhängen verſehene Goldreif vor, welcher das Bild zu einem bequem bei ſich zu tragenden Medaillon ſtempelte. Je nach Geſchmack und Wohlſchloſſenen Kapſeln, in Etuis von Schlangenhaut, von mit Flittern verziertem Sammet und gepreßtem Leder aufbewahrt. Auch giebt es Glaseinfaſſungen mit eingeſchliffenem Muſter und reiche Rokokorähmchen in Bronze von ſehr intereſſanter Zeichnung. Selbſt in Ringe fügte man winzig kleine Porträts ein.

Alte Dame.

habenheit des Beſitzers oder Gebers wurde er mit Perlen, Diamanten, Halbedelſteinen beſetzt, oder auch ſonſt ornamentiert. Bei Fürſtlichkeiten trägt er häufig eine Krone. Eine Schleife mit flatternden Bändern über dem Rähmchen kennzeichnet das Zeitalter Ludwigs XVI., das den Schleifen hold war. Außerdem faßte man die Bildchen in Silber, Filigran, Elfenbein, Horn, Schildkrot u. ſ. w. ein. Viele wurden in ver-

In unſerer Sammlung befindet ſich ein ſolcher, deſſen Mittelſtück unter der zierlichen Goldeinfaſſung drehbar iſt, ſo daß man nach Belieben bald das Bild der Dame, bald das des Herrn oben tragen kann. Eine feingemalte Schäferſcene im Stile Watteaus iſt von einer aus Goldfaden und Pailletten hergeſtellten Stickerei umfaßt, während ein kleines, unendlich ſubtil auf Alabaſter gemaltes Bildchen im ſchwarzen Grunde ruht, den ein

Digitized by Google

kunstfertig in Golddraht aufgelegtes Ornament schmückt.

Ähnliche Spielarten kamen natürlich nur vereinzelt vor; dagegen war es ein weit verbreiteter Brauch, Tabatieren mit Porträts bei sich zu tragen. Diese wurden meist, von einem Goldreif eingefaßt, auf den Deckel der Dose geheftet oder in dessen Innenseite eingelassen. Die Dose selbst stellte man außer in Gold

Rokokodame.

und Silber, in Elfenbein, Horn, Lack, Stein, Schildkrot und ähnlichem Material her. Vor uns sehen wir ein auf eine Tabatiere eingelassenes Damenporträt (s. Abbildung S. 74), das als englische Arbeit gilt. Der blonde Mädchenkopf unter breitem, federumwalltem Strohhut weist allerdings sehr ausgesprochen den Typus jener englischen Schönheiten, die uns Cosway seiner Zeit so überaus reizend dargestellt hat. Auch besitzt die Sammlung eine Elfenbeindose mit dem Porträt Canovas, welches hier sehr wirkungsvoll von einem schwarzen Hornreifen umschlossen wird.

Abgesehen von diesen eingelassenen Bildnissen wurden zahlreiche Miniaturen in Email und somit direkt auf die Dose selber gemalt, die einen weißen oder farbigen Emailgrund trug, welcher in den Ecken oder um den Rand herum meistens noch mit Blumen oder Ornamenten verziert war. Emaillearbeiten waren schon in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sehr beliebt. In Nürnberg zeichnete sich Georg Strauch darin aus, während in Dresden Dinglinger jene reizend-phantastischen Kunstwerke schuf, welche zu den Kostbarkeiten des Grünen Gewölbes gehören; darunter mehrfache Emailleporträts seines fürstlichen Gönners, Augusts des Starken, von hervorragender Schönheit. Es hat diese Malerei insofern etwas Verwandtes mit der Porzellanmalerei, als auch ihre Farben durch das Feuer auf ihrem metallenen Untergrunde befestigt werden. Limoge in Frankreich brachte in dieser Kunstweise mit das Vorzüglichste hervor. Die Kunstkammer in Wien besitzt achtzehn 12 Zoll hohe Goldplatten mit Porträts der kaiserlichen Familie, von einem Schweden, Karl Boit, gefertigt.

Emaillemalereien waren es auch, mit denen Chodowiecki seine künstlerische Laufbahn begann. Bereits in Danzig hatte er bei der Schwester seiner Mutter diese Malweise erlernt. Als er sich in Berlin weiter darin versuchte, sollen ihm viele seiner Arbeiten im Feuer verdorben sein, weil er zu ihrer technischen Herstellung nicht recht angeleitet worden war. Allmählich hat er wohl selber das Richtige herausgefunden. Was uns von diesen seinen Malereien erhalten geblieben, ist von äußerster Feinheit und Anmut. So

Digitized by Google

unter anderem ein Pompadouruntersatz mit Watteauſigürchen, ganz in Grün gemalt, den das Muſeum zu Weimar aufbewahrt.

Auch bei ſeinen Nachkommen befinden ſich als Familiengut noch hervorragende Stücke in dieſer Art. Ferner ſoll ein Antiquar in Stockholm eine von ihm gemalte Doſe von unnachahmlicher Schönheit beſitzen, welche dem Manne aber um keinen Preis feil iſt. Auch Porträts auf Elfenbein oder Pergament als ſolche ſoll er gemalt haben. Aber ſei es, daß es deren nur ſehr wenige waren, oder iſt wirklich ſo vieles verſchollen und untergegangen — Miniaturbildniſſe, die ſich mit Beſtimmtheit Chodowiecki zuſchreiben laſſen, ſind dem Verfaſſer dieſes noch nicht zu Geſicht gekommen. Auch in den vorhandenen Emailarbeiten zeigt ſich noch nicht ſeine ganze Stärke und Schaffenskraft. Dieſe ſollte erſt durch die Fülle ſeiner Kupferblätter zu Tage treten, in deren Vollendung er unerreicht geblieben iſt, der große Meiſter der Kleinmalerei.

Berlinerin.

Der Höhlenfund von Spy.

Von

Rudolf Scipio.

Mehrere Jahrzehnte, bevor durch die Forschungen Darwins auf den genetischen Zusammenhang des Menschen mit der übrigen Tierwelt hingewiesen worden war, hatte bereits Blumenbach die Beobachtung gemacht, daß Menschenschädel von besonders hohem Alter sich durch eine wesentlich abweichende Gestalt von anderen unterscheiden. Als Merkmale jener alten Schädelform nennt er: zurückliegende Stirn bei starkem Hervortreten der Augenbrauenbogen und der zwischen diesen liegenden Partie, sowie vorspringende Kiefer, und giebt als Typus hierfür die Abbildung des auf der holländischen Insel Marken gefundenen Schädels eines alten Batavers, welcher mit dem im Jahre 1857 aufgefundenen, zu einer gewissen Berühmtheit gelangten sogenannten Neanderthalschädel eine große Ähnlichkeit hat, nur daß er sich durch minder scharfe Ausprägung der angegebenen Merkmale jünger erweist als dieser.

Das Interesse an dem später viel besprochenen und umstrittenen, in einer Kalksteinhöhle des Düsselthales unweit Elberfeld aufgefundenen „Neanderthaler" war in den ersten Jahren selbst in der wissenschaftlichen Welt ein nur geringes, und die Ansichten der Forscher über Alter und Herkunft des hier aufgefundenen seltsam gebauten Schädelfragments und der dazu gehörigen Überbleibsel von Arm-, Bein- und Rippenknochen wichen sehr weit voneinander ab. Die einen betrachteten ihn als eine krankhafte Mißbildung, andere bezweifelten überhaupt, daß in dieser rohen Schale mit den wenigen Gehirnwindungen ein Menschenhirn gesessen haben könne; wieder andere waren mit Rücksicht auf die Gestalt der Beinknochen der Meinung, daß man es mit dem Skelett eines während der Freiheitskriege hier umgekommenen krummbeinigen Kosaken zu thun habe; Schaaffhausen erklärte von Anfang an jene Bruchstücke mit Bestimmtheit für die Reste eines vorweltlichen Menschen, wobei er zugleich die Überzeugung aussprach, daß man hier einen Rassentypus vor sich habe, ohne indessen damals hierfür rechten Glauben zu finden.

Die zu Ende des Jahres 1859 bekannt gewordene Arbeit Darwins über die Entstehung der Arten, und die hieran anknüpfende Schrift Huxleys über die Stellung des Menschen in der Schöpfung, worin auf die Ähnlichkeit des Neanderthalschädels mit dem Schädel des dem Menschen zunächst stehenden Affen, des Gorilla, hingewiesen wird, ließen den Fund dann plötzlich in einem ganz neuen Lichte erscheinen, und es begann nun ein lebhaft geführter Streit um dessen Wert und Bedeutung. Vor allem handelte es sich dabei um die Frage, ob die mannigfachen Abweichungen dieses Schädels von der allgemeinen Gestalt typische oder in-

Digitized by Google

dividuelle seien. Für das erstere sprach sich namentlich Schaaffhausen, für das letztere Virchow aus, welcher jene Abweichungen für die Folge eines krankhaften Zustandes erklärte. Nach ihm sollte der einstige Besitzer jenes Schädels in seiner Jugend an der englischen Krankheit gelitten haben, während die Verkrüppelung des einen Ellbogengelenkes auf ein gichtisches Leiden zurückgeführt wird. Zugleich aber zog Virchow aus dem Umstande, daß der Neanderthalmensch ungeachtet jenes Jugendübels ein, wie die starke Verknöcherung der Schädelnähte beweist, hohes Greisenalter erreicht haben muß, den Schluß auf einen bereits sicheren Familien- oder Stammesverband, ja auf die Wahrscheinlichkeit einer wirklichen Seßhaftigkeit, weil nur eine solche die zur Erhaltung eines so elenden Körpers notwendige Pflege möglich gemacht haben könnte. Durch diese Annahme wurde dann zugleich die Lebenszeit dieses Mannes in einen wesentlich späteren Zeitraum gesetzt.

Von Schaaffhausen ist hiergegen eingewandt worden, daß jene Knochenreste sich sowohl durch die auf ihnen sichtbaren Dendriten (schwärzliche, baumartige Zeichnungen) als auch durch das chemische Verhalten bei der Behandlung mit Säure, wie ferner mit Rücksicht auf die in ihrer Nähe aufgefundenen nachweisbar fossilen Tierknochen als unzweifelhaft diluvianisch ausweisen, und daß das Vorkommen der englischen Krankheit ebensowenig bei jenem Naturmenschen anzunehmen sei, dessen Knochen, wie auch Virchow anerkannt hat, im übrigen „ungewöhnlich kräftig entwickelt sind", als die auf unsere verfeinerte, namentlich auf eine üppige Lebensweise zurückzuführende Gicht. Als wahrscheinliche Ursache der ihrer Einwirkung von Virchow zugeschriebenen Verkrüppelung des Ellbogengelenkes nimmt Schaaffhausen eine vielleicht von den Zähnen eines wilden Tieres empfangene Verletzung des Knochens an. Außerdem weist er auf die Ähnlichkeit der in verschiedenen Ländern Europas gefundenen Schädel ähnlicher Bildung hin und bemerkt dazu sehr treffend, daß doch wohl niemand alle diese Schädel als einer pathologischen Rasse angehörend werde betrachten wollen.

In einer jenen Fund behandelnden Schrift* hat Schaaffhausen ein von ihm rekonstruiertes Bild jenes Urmenschen gegeben, und wenn die Ähnlichkeit desselben auch keine unbedingte sein wird, so muß diese Zeichnung doch im wesentlichen den Typus jener Rasse wiedergeben.

So überzeugend nun aber auch die von Schaaffhausen angeführten Gründe für die Annahme, daß man in dem Neanderthaler einen, eine niedere Organisation darstellenden Rassenschädel vor sich habe, sein mochten, so war es ihm damit doch noch nicht gelungen, die mannigfachen Bedenken seiner Gegner, namentlich Virchows, zu beseitigen, welcher an seiner bereits mitgeteilten Anschauung festhielt und erklärte: ehe wir nicht durch parallele Funde weitere Aufklärungen erlangt haben, müssen wir daran festhalten, daß eine individuelle Bildung vorliegt.

Im Laufe der nächsten Jahre gesellten sich nun dem Neanderthaler Funde eine Reihe anderer fossiler Schädel zu, und zwar 1863 der von Olmo bei Florenz, 1865 der von Egisheim bei Kolmar, 1868 der von Clichy (Frankreich), 1872 der von Brüx (Böhmen), dazu kamen dann noch einige Kieferstücke, ohne daß jedoch durch alle diese Funde das bisherige Urteil eine wesentliche Änderung erfahren hätte, was wohl zum größten Teil darin seinen Grund haben mochte, daß es sich bei den meisten dieser Funde mehr um Bruchstücke handelte, welche ein völlig sicheres Ergebnis nicht recht boten und in Bezug auf viele Fragen der Vermutung einen weiten Spielraum ließen.

Von um so größerer Wichtigkeit war deshalb ein Fund, welcher im Herbst des Jahres 1886 von zwei Professoren der Universität Lüttich, de Puydt und Lohest, in der Höhle von Bèche aux Roches bei

* Der Neanderthaler Fund. Bonn, 1888.

Digitized by Google

Spy (Provinz Namur in Belgien) gemacht wurde. Man entdeckte hier neben zahlreichen Knochen vom Nashorn, Pferd, Hirsch, Renn, Höhlenbär, Höhlenhyäne und Mammut die Skelette zweier Menschen; und wenn dieselben gegenüber dem Neanderthalmenschen mit Rücksicht auf die etwas stärkere Wölbung und bessere Bildung des Schädels auch einem später lebenden Geschlechte anzugehören scheinen, so ist doch dieser Fund dadurch von besonderem Interesse und hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung, daß man hier statt einzelner weniger Bruchstücke zwei fast vollständige Skelette vor sich hat, welche sowohl in Hinsicht auf den Bau des Schädels, als auch auf die Gestalt der übrigen Knochen die schon bei dem Neanderthaler Funde von Schaaffhausen aufgestellten Behauptungen in jeder Richtung unterstützen, indem sie jeden weiteren Zweifel ausschließen, daß man es hier nicht mit individuellen und pathologischen Abweichungen, sondern mit einem Rassentypus zu thun hat.

Dieser interessante Fund ist in einer von dem Professor der Paläonthologie Fraipont in Lüttich veröffentlichten Schrift* behandelt worden. Nach einer mehr für den Fachmann bestimmten eingehenden Beschreibung und Größenangabe der einzelnen Knochenteile gelangt der Verfasser zu einer allgemeinen Schilderung dieser Urmenschen, wie sie sich aus der Beschaffenheit ihrer Gerippe ergiebt. Die Menschen von Spy waren danach klein und von Gestalt den heutigen Lappen ähnlich, untersetzt und kräftig gebaut. Sie besaßen lange, platt gedrückte und schmale Schädel mit großen Augenhöhlen und vorstehenden Augenbrauenbogen, eine Eigentümlichkeit, welche sich auch bei den Menschenaffen findet und dem Blicke etwas Wildes verleiht. Die den vorspringenden Augenbrauenbogen entsprechenden geräumigen Stirnbeinhöhlen sind nach Schaaffhausen als Anhänge der Atmungsorgane anzusehen, und ihre Entwickelung, die man mit der Schärfe des Geruchsorganes in Zusammenhang gebracht hat, steht nach ihm in Verhältnis zur Energie der Atmung und der damit in Zusammenhang stehenden Muskelkraft. Man findet sie nach seiner Angabe daher vorzugsweise bei kräftigen Völkern und Individuen, und sie entsprechen mehr einem kalten als einem heißen Klima. Die Spy-Menschen haben mit dem Neanderthaler die niedrige, zurückweichende Stirn, das Merkmal eines wenig entwickelten und kleinen Vorderhirns gemein, was auf eine unvollkommene Ausbildung der geistigen Fähigkeiten schließen läßt, wogegen die Vertiefung der Hinterhauptsschuppe eine verhältnismäßig bedeutende Entwickelung des Hinterhirnes, des Organes für tierische Regungen und vegetative Muskelzwecke, kennzeichnet. Dem stark vorspringenden Unterkiefer der Spy-Menschen fehlt, ebenso wie man dieses bei den Affen findet, der Kinnansatz, wodurch der Mund eine schnauzenartige Gestalt erhält. Der Kiefer selbst ist von plumper Gestalt und unterscheidet sich namentlich auch durch die Lage des äußeren Kinnloches wesentlich von denen aller heute in Europa lebenden Rassen. Dasselbe ist, während es bei dem heutigen Menschen dem ersten Backenzahne entspricht, bei den Spy-Menschen weiter nach hinten, unter dem letzten Mahlzahne gelegen. Die stark hervortretenden Ansatzpunkte der Kiefermuskeln deuten auf ein kräftiges Gebiß; sodann ist bei dem Unterkiefer der Spy-Menschen ebenso wie bei dem erwachsenen Schimpansen statt des unteren Randes eine untere Fläche vorhanden. Die Zähne sind bei ihnen sämtlich kräftig entwickelt, dabei aber stark abgenutzt, woraus wohl geschlossen werden darf, daß die Spy-Menschen vorzugsweise von einer harten Pflanzennahrung gelebt haben. Die Weisheitszähne, welche bei dem heutigen Geschlechte nur noch als verkümmerte Gebilde anzusehen sind und voraussichtlich mit der Zeit immer mehr verkümmern und endlich ganz ver-

* La race humaine de Neanderthal ou de Canstadt en Belgique. Bruxelles, 1886.

Digitized by Google

schwinden dürften, finden sich bei jenen Urmenschen noch vollkommen gut entwickelt.

Eine besonders interessante Eigentümlichkeit zeigt sich bei ihnen in dem Bau der Knochen und Gelenke der gekrümmten auffallend kurzen Beine. Während diese Knochen selbst, ähnlich wie die der Menschenaffen, stark gebogen sind, stehen die am Knie aufeinander ruhenden Gelenkflächen ihrer Ober- und Unterschenkel zu deren Achse nicht wie bei den heutigen Menschen in einem rechten Winkel; diese Flächen sind vielmehr bei ihnen gegen die Achse der betreffenden Knochen geneigt, während gleichzeitig die Gelenkfläche mehr nach hinten verlegt ist. Fraipont schließt hieraus, daß diese Menschen nicht ganz aufrecht, sondern mit gebogenen Knien gingen und standen, und hat durch vergleichende Untersuchungen an Skeletten aus weit voneinander entlegenen Zeiträumen nachgewiesen, daß die Neigung der Gelenkflächen gegen die Knochenachse des Ober- und Unterschenkels sich seit der Diluvialzeit immer mehr vermindert hat, der Mensch also von jener Zeit bis auf unsere Tage allmählich eine immer senkrechtere und geradere Stellung erlangte.

Fraipont kommt zu dem Schlusse, daß die Menschen von Spy in Bezug auf ihre vorstehenden Augenbrauenbogen und die denselben entsprechenden Stirnbeinhöhlungen, ihre zurückliegende niedrige Stirn, die stark vertiefte Hinterhauptsschuppe, den kinnlosen Unterkiefer, die Gestalt der Beine und deren Gelenke, wie des hierdurch bedingten Ganges nicht nur einen entschieden affenartigen Charakter zeigen, sondern daß sie durch alle diese Eigentümlichkeiten den Menschenaffen überhaupt näher stehen als den jetzt in Belgien lebenden Menschen, während sie im übrigen diesen mehr glichen als jenen.

Wie bereits bemerkt worden ist, steht der Neanderthaler durch seinen rohen Schädelbau noch unter den Spy-Menschen. Der englische Anthropologe King spricht bezüglich seiner die Ansicht aus, daß er dem Schimpansen näher stehe als dem Menschen und daß die Gedanken und Gefühle, die in diesem Schädel wohnten, nicht besser gewesen seien als die eines Tieres; auch zweifelt er, daß dieses Wesen schon habe sprechen können.

Gegenüber der Frage, ob jene Urmenschen aus dem Düssel- und Ornethale, deren Reste wir in den Neanderthal- und Spy-Funden vor uns haben, noch den Tieren oder schon den Menschen zuzuzählen seien, muß darauf hingewiesen werden, daß es überhaupt unmöglich ist, hier eine Grenze zu ziehen und zu sagen: auf dieser Stufe hört das Tier auf und beginnt der Mensch; denn der Übergang von dem einen zum anderen muß ein ganz allmählicher gewesen sein, und man darf annehmen, daß große Zeiträume erforderlich gewesen sind, um das die Wildnisse der Urwelt mit seinem Gebrüll erfüllende Tier zu dem sprachfähigen, vernünftigen Menschen sich entwickeln zu lassen.

Während uns für die Zeit, welche unser Geschlecht zu seiner geistigen Entwickelung bedurft hat, jedes Maß fehlt, läßt sich vielleicht mit Hilfe der bereits erwähnten Untersuchungen Fraipouts über die Veränderungen des Knochenbaues ein ungefährer Maßstab gewinnen. Nach Fraipont beträgt der Winkel des Schienbeines und des Oberschenkels gegen eine Senkrechte bei den Menschenaffen im Durchschnitt 25° 3′, bei den Menschen von Spy 18°, bei Skeletten der jüngeren Steinzeit 12° 3′, bei gallorömischen oder fränkischen Skeletten cirka 7° und bei den heutigen Belgiern 6° 6′. Wenn man nun annimmt, daß die Veredelung des menschlichen Körpers zu allen Zeiten gleichmäßig rasch fortgeschritten sei, so würde sich aus diesen Angaben für die Reste von Spy ein ungefähres Alter von 24 000 Jahren ergeben, wozu dann bis zu einem den heutigen Menschenaffen ähnlichen Zustande noch etwa 14 000 Jahre hinzukommen würden. Innerhalb dieses gewaltigen Zeitraumes von nahezu 40 000 Jahren muß der Mensch aus tierischem Zustande zu der heutigen Stufe

Digitized by Google

seiner geistigen und leiblichen Entwickelung emporgestiegen sein. Es liegt auf der Hand, daß die einzelnen Stufen dieser Leiter so unmerklich kleine gewesen sind, daß man von keinem der dadurch bedingten mannigfachen Zustände zu sagen vermag: hier hört das Tier auf, und hier fängt der Mensch an.

Schon Darwin hat in seinem Werke über die Entstehung der Arten auf die Unvollständigkeit der geologischen Urkunden hingewiesen und die Gründe dafür angegeben, aus denen nur unter ganz besonders günstigen Umständen fossile Überreste erhalten bleiben, während das meiste durch Verwitterung, Zerreibung und sonstige nachteilige Einflüsse zerstört wird. Sind schon aus der Zeit der Neanderthalrasse bis jetzt nicht mehr als etwa ein halbes Dutzend Schädel, und zwar zum Teil in unbedeutenden Bruchstücken gefunden worden, um wie viel schwerer wird es sein, solche aus noch älteren, Jahrtausende weiter zurückliegenden Epochen aufzufinden, in denen außerdem die Zahl der lebenden Individuen ungleich geringer gewesen sein muß, während die zerstörenden Einflüsse der größeren Zeitdauer entsprechend in höherem Maße gewirkt haben.

So interessant nun aber auch die Auffindung fossiler Menschenreste aus noch weiter entlegenen Entwickelungsperioden sein würde, so würde ihnen doch als Beweisstücken für die allmähliche Entwickelung des Menschen deshalb ein besonders hoher Wert nicht mehr beizulegen sein, weil es solcher Beweise kaum noch bedarf, indem gerade durch den Fund von Spy der verlangte Beweis für das Vorhandensein einer der zwischen dem heutigen Menschen und dem Tiere stehenden Übergangsstufen thatsächlich geliefert worden ist, von der aus man nun schon mit einiger Sicherheit im stande ist, die zerrissene Kette zu ergänzen und den Weg über die Kluft zu finden, welche uns von der übrigen Tierwelt trennt.

Bei der Behandlung dieses Gegenstandes hört man häufig die Frage aufwerfen, warum nicht auch die Affen sich in gleicher Weise weiter entwickelt haben wie diejenigen Geschöpfe, aus denen schließlich der Mensch entstanden sein soll. Die gleiche Frage könnte einerseits auch hinsichtlich aller anderen hinter den Affen zurückgebliebenen Tiere diesen gegenüber, wie andererseits auch hinsichtlich der rückständig gebliebenen Naturmenschen gegenüber den Kulturmenschen gestellt werden. Bei allen den hier genannten Kategorien haben wir — und das dürfte wohl als Antwort auf jene Frage dienen — nicht etwa die in gerader Linie aufsteigenden Glieder einer Kette, sondern die Endpunkte längst auf immer voneinander getrennter Entwickelungsstämme vor uns, die zwar alle aus einem gemeinsamen Ausgangspunkte, nicht aber aus einander hervorgegangen sind.

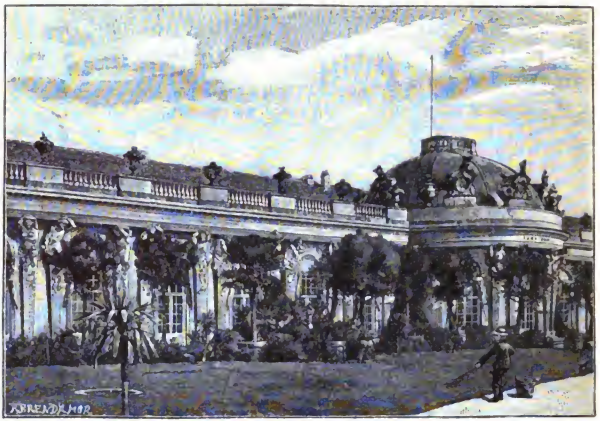
Einen besonders anschaulichen Beweis hierfür bieten uns, woran Radenhausen in seiner Isis erinnert, die ausgestorbenen Geschlechter der Kolakantheren und Labyrinthodonten, ersteres eine Fisch-, letzteres eine Lurchart, die erstere enthält das deutlich vorgebildete Knochengerüst sämtlicher Rückgrattiere, letztere schließt eine Reihe von Kennzeichen in sich, die sich in keiner der späteren und vollkommeneren Lurcharten vereint wiederfindet, wohl aber auf alle verteilt ist. Die Labyrinthodonten dagegen schließen sich hinsichtlich ihrer Zahnbildung an die Fische an und zeigen dabei wiederum mancherlei Merkmale, durch welche unsere heutigen Schildkröten, Krokodile, Eidechsen, Frösche und Salamander sich unterscheiden. Es darf hieraus geschlossen werden, daß sie in ihrer Ausbildung hinter jeder dieser Familien zurückstanden und wahrscheinlich den gemeinschaftlichen Ausgangspunkt aller dieser bildeten. Keines von allen diesen Tieren würde sich daher zu einer der anderen Formen ausbilden können, ohne zuvor wieder auf die Gestalt der Labyrinthodonten zurückgegangen zu sein. Den bis jetzt schon bekannten ausgestorbenen Gruppen-Ahnen wird die Paläonthologie ohne Zweifel mit der

Digitized by Google

Zeit noch weitere hinzufügen, und zu ihnen würde auch derjenige für die Primatengruppe, die Affen und die Menschen, zu rechnen sein, dessen Auffindung aber schon darum nicht wahrscheinlich ist, weil bei ihm der nach der Menschenseite hin vererbte Unterschied ohne Zweifel weniger in leiblichen Eigentümlichkeiten als in seelischen Anlagen bestanden haben wird, mittels deren sich dann bei dem durch das bessere Erbe begünstigten Nachkommen der Naturprozeß immer mehr in den Kulturprozeß verwandelte. Auch Wundt spricht sich in seiner Physiologischen Psychologie dahin aus, daß die leibliche Entwickelung nicht die Ursache, sondern vielmehr die Wirkung der seelischen sei, und ist der Meinung, daß nur die Voraussetzung, daß die seelische Entwickelung den Körper geschaffen hat, die, trotz aller antiteleologischen Neigungen der heutigen Biologie, nicht abzuleugnende Thatsache der Zweckmäßigkeit aller Lebenserscheinungen begreiflich mache.

Noch heute, ein Menschenalter nach dem ersten Bekanntwerden der Forschungen Darwins, und in einer Zeit, in der die Naturanschauung dieses genialen Mannes längst von der Wissenschaft anerkannt worden ist, finden sich immer noch viele, welche sich mit Hartnäckigkeit gegen die Annahme der unabweisbaren Thatsache des genetischen Zusammenhanges der belebten Schöpfung sträuben. Forscht man nach dem Grunde hierfür, so dürfte dieser neben der einmal in der Menschennatur liegenden Vorliebe für altgewohnte Anschauungen ganz besonders in einer unserer Hauptschwächen: der Eitelkeit, zu finden sein. Brehm vergleicht diese Schwäche, sich unserer Abstammung von einem niedriger entwickelten Wesen zu schämen, mit der eines Mannes, welcher sich der Zeit schämen wollte, da er noch ein lallendes Kind war. Ebensowenig als einen Grund zu einer solchen Scham, haben wir andererseits, wie Virchow sehr richtig ausspricht, ein Recht, die Abstammungslehre, welche er allerdings für noch nicht ausreichend bewiesen erachtet, an der er aber selbst nicht zweifelt, vom sittlichen Standpunkte zu verwerfen, wie es vielfach geschieht. „Nichts," sagt er am Schlusse seiner Schrift über Menschen- und Affenschädel, „stärkt den Mut des einzelnen Menschen im Ringen um die höchsten Güter mehr als das Bewußtsein, daß es einen wirklichen Fortschritt in der Welt giebt, daß die geistige Arbeit keine verlorene ist und daß alle Errungenschaften der Vergangenheit, alle Hoffnungen der Zukunft auf der Möglichkeit beruhen, nicht nur auf dem Wege der leiblichen Vererbung, sondern noch mehr auf dem Wege der geistigen Übermittelung auf die nachkommenden Geschlechter eine immer größere Summe von Vorzügen zu übertragen." Auch meint er mit Recht, daß es sittlich gewiß eine höhere Befriedigung gewähre, zu denken, daß der Mensch durch eigene Arbeit aus jenem Zustande der Roheit, der Unwissenheit und Unfreiheit sich zu Gesittung, Wissen und Freiheit erhoben habe, als sich vorzustellen, daß er durch eigene Schuld aus einem Zustande gottähnlicher Hoheit und Vollendung in Niedrigkeit, Schmutz und Sünde versunken sei, aus welchem die eigene Kraft ihn zu erlösen außer stande sei.

Digitized by Google



Schloß Sanssouci in Potsdam; Südfassade.

Friedrich der Große als Architekt.

Von

Cornelius Gurlitt.

Der erste Tag Ew. Königlichen Majestät glorreicher Regierung war für mich ein Tag der größten Wonne!

So schrieb 1789 Heinrich Ludewig Manger, königlich preußischer Oberhof-Baurat, in der Vorrede eines Werkes, in welchem er König Friedrichs II. Bauthätigkeit in Potsdam schilderte, an König Friedrich Wilhelm II. Der erste Tag der keineswegs glorreichen Regierung dieses Fürsten war zugleich der letzte eines der größten Herrscher aller Zeiten. Am 17. August 1786 war der alte Fritz gestorben. Und drittehalb Jahre darauf durfte ein preußischer Beamter diesen Tag als einen „der größten Wonne" feiern!

Das Buch selbst kann man nur mit Betrübnis durchlesen. Es ist durchtränkt von bitterster Galle gegen den großen König; geschrieben von einem Beamten, der ihm dreiundzwanzig Jahre diente, der sich seiner Treue rühmt, aber heimlich in seinen Abendstunden Stoff zu Angriffen gegen seinen Herrn sammelt, um ihn im Grabe mit seiner feigen Rache zu verfolgen. Überall bricht der grimme Hohn ohnmächtiger Wut zwischen den Zeilen durch. Es hilft nichts, daß die äußere Form notdürftig eingehalten wurde, daß es an etwas zopfigen Unterthänigkeitsbezeigungen nicht fehlt: die Anschauung des Fachmannes kommt immer wieder klar zum Durchbruch, daß der große König den Fehler, die Eitelkeit besessen habe, auch für einen Baumeister gelten

Digitized by Google

zu wollen, und daß er durch seine Eigenwilligkeit und Sachunkenntnis viel, ja alles verdorben habe; denn was der König auch schuf, entspricht nicht den Idealen Mangers. Zwar bittet dieser um Vergebung, wenn er „durch irrige Meinungen der Asche des großen Baumeisters nur irgendwo zu nahe treten solle", aber er thut dies thatsächlich, wo er nur immer kann. Er zählt auf, welche Baubeamte alle durch ihn „nicht glücklich" geworden seien, aber „welcher große Mann sei wohl so groß, daß er eigene Fehler nicht lieber auf andere, als auf sich selbst kommen läßt". Er lobt die Standhaftigkeit des

Stadtschloß zu Potsdam. Südseite.

Königs, „aber diese Tugend erzeugt auch oft eine Art von Eigensinn oder Eigenwillen, der keinen Widerspruch duldet". Er bewundert seine Sparsamkeit; „wird sie aber zu weit getrieben, so verliert sie

diesen Namen!" Er weiß von der Fürsorge des Königs um jede Einzelheit zu erzählen, aber er hat an sich selbst das Mißtrauen, die Menschenverachtung erfahren, welches jenen im Greisenalter zu manchem herrischen Schritt verleitete.

Wenn man aber mit Aufmerksamkeit und Sachkenntnis dem Gange des Buches folgt, so ist das Schlußergebnis doch, daß Manger den Leser nicht überzeugt. Man hat den Eindruck, daß hier ein hämischer Bube das Andenken eines großen, wenn auch nicht fehlerfreien Mannes beschmutzen wolle; man sieht, daß es zwar für Kammerdiener keinen Helden gebe, daß darum aber nicht das Dasein des Helden geleugnet werden kann, sondern nur die Urteilsfähigkeit der Kammerdiener. Sie haben freilich in allen Einzelheiten scheinbar recht, sie mögen auch nach besten Kräften wahr zu sein versuchen — aber sie übersehen die Größe des Mannes, weil seine Fehler ihnen zu nahe stehen. Wenn man zu dicht hinter einer Hütte sich aufstellt, kann diese uns den Ausblick auf die höchste Alpenkette versperren — und doch sind die Alpen größer als die Hütte!

Unter König Friedrich Wilhelm I. lag

Digitized by Google

das preußische Bauwesen danieder. Schon unter dessen Vater hatten die klugen Leute in Berlin den größten Künstler Preußens, Andreas Schlüter, verdrängt. Er war gefallen, weil er in technischen Dingen Fehler gemacht hatte, mehr aber noch, weil er ein eigenartiger Geist war, der sich an die „Regeln" der Baukunst nicht hielt, sondern mit starkem Willen seinen Weg ging. Seine Schüler und Nachfolger standen tief unter ihm. Die Baukunst verfiel um so mehr in Trockenheit, in eine verständige, aber schwunglose Alltäglichkeit, je mehr sie in Verbindung mit dem reinen Nutzbau, namentlich mit dem Festungswesen trat. Der Soldatenkönig machte sie zu einer Soldatenkunst. Als solche wurde sie auch in den Kriegsschulen gelehrt. Es gehörte zur Bildung eines Edelmannes jener Zeit, daß er Soldat sei, und zum Soldatentum, daß er etwas von Baukunst verstehe. So stand auch Friedrich der Große dem Bauwesen nahe. Er war fachmännisch für dasselbe vorgebildet, ohne die Kunst fachmännisch zu betreiben; er zeichnete für seine Bauten, wie Manger wiederholt versichert, „sehr schöne" Skizzen und überließ es anderen, diese auszuführen und durchzubilden. Aber er bestand darauf, daß jener andere auf seine Wünsche eingehe. Er war Kenner genug, um sich nichts weiß machen zu lassen, und König genug, um seinen Willen auch dem Fachdünkel gegenüber zu behaupten.

Namentlich aber war er eine durchaus künstlerisch angelegte Natur. Er war schaffensfroh und fest gewillt, seinen Bauten den Stempel seines eigensten Ich aufzudrücken. Er hatte feste Anschauungen über Kunst, soweit bei diesen überhaupt von Festigkeit die Rede sein kann. Denn von den großen geistigen Schwankungen, welche die Jahrhunderte durchziehen, bleibt niemand, am wenigsten der Anstrebende, verschont: sie reißen ihn mit sich, denn sie stellen eine Fortbildung der allgemeinen Anschauung dar, die Entwicklung des Zeitgeistes auch in der Kunst. Nur der Ermüdete, Alternde folgt nicht dem Geistesstrome, an dessen Spitze die großen förderlamen Geister und die Vollstrecker ihrer Gedanken in den Einzelgebieten menschlichen Schaffens stehen. Und solche Formenmüde waren die preußischen Architekten jener Zeit. Die strenge Schulung des bureaukratischen Wesens, der Mangel weiterer Umsicht hatten ihnen die Fortbildungsfähigkeit genommen.

Der alte Fritz war ein junger Fritz in der Zeit der Größe Frankreichs. Wie dessen Dichter unter Ludwig XIV. die ersten der Welt waren, wie der gesellschaftliche Ton von Paris mehr noch als die Politik die Welt beherrschte, wie die Künste an der Seine ihre Heimstätte aufgeschlagen hatten, welche die besten Kräfte der alten Wohnsitze, Italiens und der Niederlande, an sich zog — so hatte auch die Baukunst in Paris einen Höhepunkt gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts erlangt.

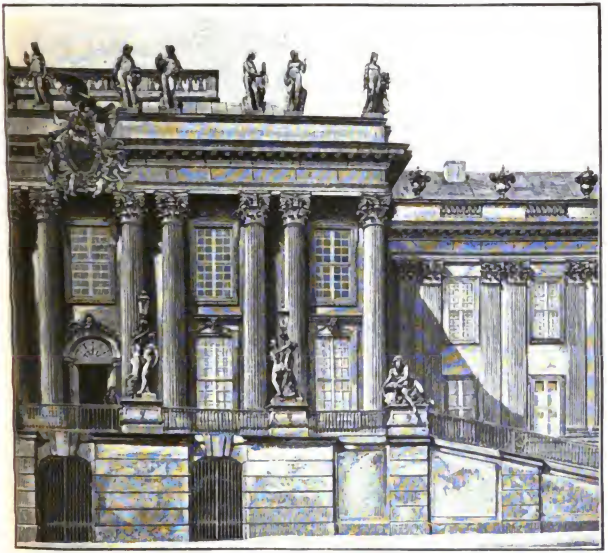
Die berühmte Fassade des Louvre bezeichnet den Beginn der Herrschaft Frankreichs in der Architektur. Durch Boileau hatte man die Gesetze des Dramas kennen gelernt, nach welchen Corneille und Racine dichteten. Ebenso stellte François Blondel die Gesetze der Baukunst auf; nach diesen schuf das achtzehnte Jahrhundert jenen „großen" Stil in der Außenarchitektur, welcher in so merkwürdigen Gegensatz zu der zierlichen Rokokokunst im Inneren steht. Diese Formen waren es, die den König in seiner Jugend entzückten, in denen er einesteils das von ihm so lebhaft empfundene Gefühl für antike Großheit, anderenteils jene prickelnden Reize witziger Zweifelsucht, den Champagnerduft Voltaireschen Geistes wiederfand.

Wer je im Schlosse Rheinsberg gewesen ist, in dem Bau, in welchem Friedrich seine glücklichste Zeit nach dem schweren Streit mit seinem Vater, im heiteren Freundeskreis verlebte — der wird sich alsbald sagen, daß dort die Ausführung mit der künstlerischen Absicht sich nur sehr schlecht deckt. Der Baumeister Johann Gottfried Kemmeter, welcher dem Kronprinzen

Digitized by Google

dort diente, war zwar in Italien gewesen, aber er war und blieb ein trockener Geselle. Ihm fehlte es gänzlich an jenem Schwung und der Feinheit, welche zum künstlerischen Ausdruck des feinsinnigen Rheinsberger Hofes nötig gewesen wäre. Dessen Schüler war Hans Georg Wenceslaus, Freiherr v. Knobelsdorf, erst ein

sich in Italien mit der Kunst der Renaissance zu beschäftigen. Er hatte auch für das Barock nur Hohn, ebenso wie für Raphael, über dessen Himmelfahrt Christi er sich in einem Brief an den König lustig macht: er spricht von einer „sibirischen Luft", weil er nicht die weichen Goldtöne der von Correggio abhängigen späteren



Mittelteil der Südfassade des Stadtschlosses in Potsdam

Soldat, der sich aber seit 1730 ganz der Malerei und Architektur widmete.

Knobelsdorf war der rechte Mann für den jungen König. Seine Skizzenbücher, welche jetzt das Hohenzollernmuseum in Berlin bewahrt, beweisen, daß er ein Meister im ornamentalen Zeichnen war. Er hatte Frankreich und Italien besucht, und die Eindrücke dieser Reisen treten in völliger Deutlichkeit in jenen Büchern hervor. Aber es fällt Knobelsdorf nicht ein,

Malerei in dem älteren Bilde wiederfindet, und von den „Kapriolen" der Figuren, weil ihm deren Bewegungen nicht höfisch genug scheinen. Er ist so völlig befangen in der Kunst *seiner* Zeit, daß er durch einige akademische Bemerkungen über den hohen Wert der Griechen — deren Werke er nicht kannte — auch den alten Römern eines am Zeuge flicken muß.

Der Hof zu Rheinsberg war eben

Digitized by Google

Gartenportal von Schloß Sanssouci in Potsdam.

durchaus modern und durchaus überzeugt, daß die Bildung, deren Gott Voltaire war, den höchsten bisher überhaupt erreichten Standpunkt des Menschentums darstelle, und er verhielt sich auch demgemäß in künstlerischen Dingen.

Nach zwei Richtungen gipfelte sich daher Knobelsdorfs Kunst gleich jener von Paris: nach der klassischen Formenreinheit im Äußeren und nach der dekorativen Anmut im Inneren. Seine Skizzenbücher lehren, wie fleißig er die Lehre von den Verhältnissen der Säulenordnung studierte. Aber trotzdem scheint er seinem Können mißtraut zu haben. Denn Manger und sein Geistesgenosse, der Allerweltskritiker Friedrich Nicolai, erzählen, er habe nur Skizzen zu seinen Bauten geliefert, diese aber von anderen durchbilden lassen. Da Knobelsdorf unverkennbar ein ganzer Mann, eine echte, etwas knorrige Künstlererscheinung war, so erscheint es fast als psychologische Notwendigkeit, daß ein Nicolai ihm nicht habe wohlwollen können. Es wird sogar ausgesprochen, Horst und Krüger, zwei geschickte Zeichner, hätten eigentlich das Beste an mehreren von Knobelsdorfs Bauten gemacht. Zudem erzählt Manger, der König habe seine Ansichten auch nur skizziert, und so kommt denn nach der Meinung der beiden Übergescheiten die halb verschleierte, natürlich vom „Wohlwollen gegen die Unterdrückten" eingegebene Meinung hervor, der König und sein bester Architekt hätten baukünstlerisch von den Gaben ihrer Baukondukteure gelebt! Thatsache wird wohl gewesen sein, daß Knobelsdorf seine perspektivisch dargestellten Entwürfe nach jenen damals für so überaus wichtig gehaltenen, aber rein mechanischen Gesetzen der Verhältnisse durch seine Leute über-

Digitized by Google

arbeiten ließ, und daß diese selbst, als Männer vom Geistesschlage Naugers, ihre Baugehilfenarbeit natürlich für das Kunst ein beachtenswertes: beide sind thatsächlich Dilettanten, wenn auch hochbegabte. Knobelsdorf ist unter ihnen der

Tempel der Freundschaft im Garten von Schloß Sanssouci zu Potsdam.

Wesentliche, für die eigentlich künstlerische ansahen.

Andererseits ist aber doch das Verhältnis der beiden leitenden Köpfe zur geschultere, aber auch der von der Schule abhängigere. Der spätere Zwiespalt zwischen beiden kam im wesentlichen daher, daß der „Intendant der königlichen Bau-

Digitized by Google

ten" seinen Herrn die erlangte Überlegenheit fühlen ließ.

Die Eigenartigkeit beider Männer zeigt sich zunächst in dem ersten Bauwerke des Königs in Potsdam, den Kolonnaden zu beiden Seiten des Schlosses (1745). Sie sind, wie manches andere in Potsdam, Nachbildungen nach eben vollendeten Bauten in Rheinsberg. Manger sagt wohl im Hinblick auf die rein dekorative Gestaltung dieser Anlage, daß Knobelsdorf „nach damaliger französisch-moderner leichter Manier und die Zieraten sehr in barockem Geschmacke" gebaut habe. Das heißt, er baute im Stil Ludwigs XV. im Rokoko mit einer Hinneigung zu der deutschen, stärkere Motive suchenden Barockkunst. So gehen denn die Kolonnaden, sowohl was die Profilierung als was die ganze Anordnung und namentlich den bildnerischen Schmuck betrifft, an Kraft und jugendlicher Fülle erheblich weit über das hinaus, was in Paris als höfisch galt. Es steckt in dieser Anlage noch sehr viel vom übersprudelnden Geist des Dresdener Zwingers, von froher Festlaune und deutschem Gestaltungsdrang. Man würde diesen Bau an der Seine als stark „province" belächelt haben, denn ihm fehlt die vollendete Glätte der Formen, die damals schon sieghaft gewordene Durchbildung des Rokoko von der kecken Unbändigkeit des Régence zu der lächelnden Grazie vollendeter Hoffähigkeit. In diesen Formen sieht man des Königs eigene Person im Gegensatz zu dem fast gleichzeitigen Umbau des Potsdamer Stadtschlosses selbst, in welchem Knobelsdorf sich als geschulter Künstler, das heißt in einer echt pariserisch-akademischen Klassicität, zeigte.

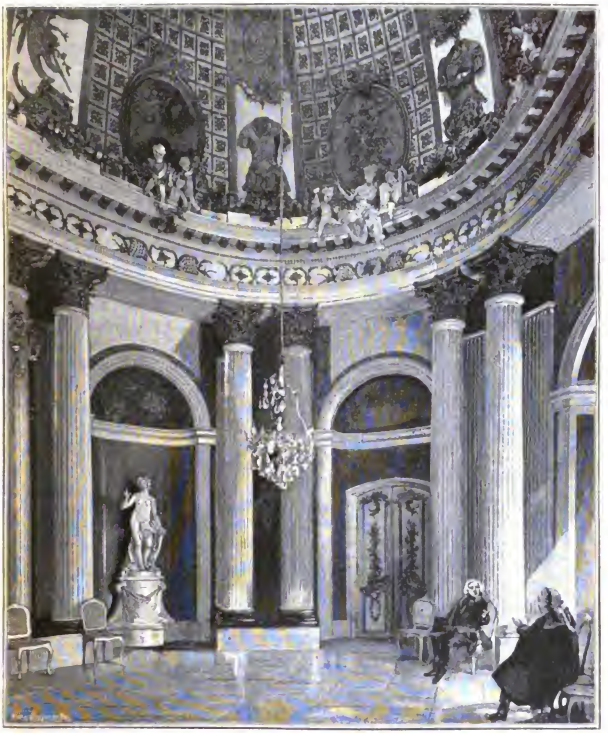
Man hat gesagt, Knobelsdorf habe deutschen Geist dadurch bewiesen, daß er eine edlere Auffassung der antiken Säule besessen habe. Aber man verwechselte in Berlin vor zwanzig Jahren die hellenistischen Augenblicksstammen mit dem innersten Wesen deutscher Kunst, welches nie auf Klassicität, sondern stets auf individuelle Ausgestaltung hindrängte. Das, was man an Knobelsdorf bisher als deutsch rühmte, ist gerade die französische Seite seiner Kunst: die strenge Regelrichtigkeit, die völlige Unterwerfung des eigenen Linienempfindens in den Verhältnissen und Profilen unter die von der Pariser Bauakademie aufs neue verkündeten Angaben des Palladio. Knobelsdorf war Palladianer, Anhänger der Lehren Vitruvs in dem Sinne, in welchem das französische Drama eine Nachbildung der antiken Anhängerin der Poetik des Aristoteles war. Der König aber beugte sichtlich seine eigene, durch deutsches Formengefühl, vielleicht durch den Aufenthalt in Dresden beeinflußte Anschauung vor den durch seinen Freund vertretenen Lehren von Paris. Bei der gesamten Geistesrichtung des Königs wäre eine andere Auffassung der Dinge zu verwundern gewesen.

Unter den Gesetzen der Pariser Bauschule, wie sie Blondel, Cordemoy und andere Theoretiker lehrten, war neben der Ordonnance und der Disposition die Biensséance eines der wichtigsten. Alle Hauptteile, so hieß es, sollen nach ihrer Natur, ihrem Zweck, dem Bedürfnis der Sitte und der Gewohnheit angeordnet werden. Dieser Grundsatz stand oft im Gegensatz zu den idealen Forderungen der damaligen Kunst. Friedrich der Große, praktischer Auffassung der Dinge zugeneigt, machte ihn zum bestimmenden für seine architektonischen Pläne. Er beschränkte z. B. die Zahl der freistehenden Säulen am Potsdamer Schloß, weil solche die Aussicht versperrten, die Zimmer „zum Gefängnis machten". So opferte er gern die von der Kunstregel geforderte Belebung der Außenarchitektur seiner Bequemlichkeit.

Das alte Potsdamer Schloß hatte den Wünschen des Königs nicht entsprechen können, so wenig wie jenes zu Berlin. Es war ein dreistöckiger Bau, in dessen Mittelgeschoß die Festräume lagen. Daß der König Treppen zu steigen habe und daß über ihm noch jemand wohne, widersprach vollständig den Gesetzen der Biensséance. Die Rampe, welche vom Garten zum

Digitized by Google

Hauptgeschoß führt, die neue Fassade mit einer korinthischen Ordnung, das absichtliche Niederdrücken der künstlerischen Wirkung des Unterstockes zum Sockel benisches Wissen zur Geltung: die Verhältnisse und Profilierungen der Säulen und Pilaster sind untadelig. Mit Sorge folgte er dem Wunsch des Königs, an den Vor-

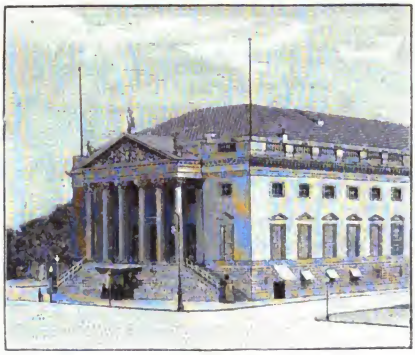


Kuppelsaal im Schlosse Sanssouci zu Potsdam.

weisen, wie sehr Knobelsdorf sich bemühte, den alten Bau den neuen Anforderungen an ein Königsschloß anzubequemen. Vor allem aber mußte den klassischen Formen Platz geschaffen werden. Knobelsdorf brachte sein architektobauten gekuppelte Säulen, doch an den Ecken nur je eine zu sehen. Das war gegen die Regel, und Manger ermangelte natürlich nicht, diesen Verstoß dem König in seinem Buche gehörig anzukreiden. Thatsächlich wirken die Ecken etwas

Digitized by Google

schwächlich. Aber mehr als die „Fehler“ bedrückt den Bau seine allgemeine Langweiligkeit, die der vom König angeordnete bildnerische Schmuck nicht zu beseitigen vermochte. Diese aber ist's, welche Manger ganz außerordentlich gefiel.

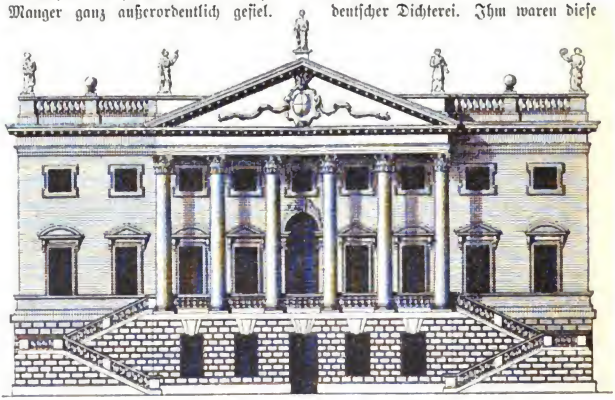


Das Opernhaus in Berlin.

König unberührt: es war der französische Grundzug, welcher ihm daran behagte.

Eine alle Teile wirklich befriedigende Lösung war bei dem Umbau des Stadtschlosses unmöglich. Dies mag mit der Grund gewesen sein, weshalb der König alsbald an einen neuen zweckentsprechenderen Schloßbau dachte, jenen von Sanssouci (1745 begonnen).

Zur Ausführung dieses Baues bediente sich der König zweier seiner Baubeamten, Hildebrandt und Büring, beide mäßig begabte Künstler, zu denen der König mit Recht kein volles Vertrauen hatte, zumal er sichtlich über den Stand der deutschen Baukunst ähnlich dachte wie über den Stand deutscher Dichterei. Ihm waren diese



Fassade aus dem Vitruvius Britannicus. Anscheinend das Vorbild für das Opernhaus in Berlin.

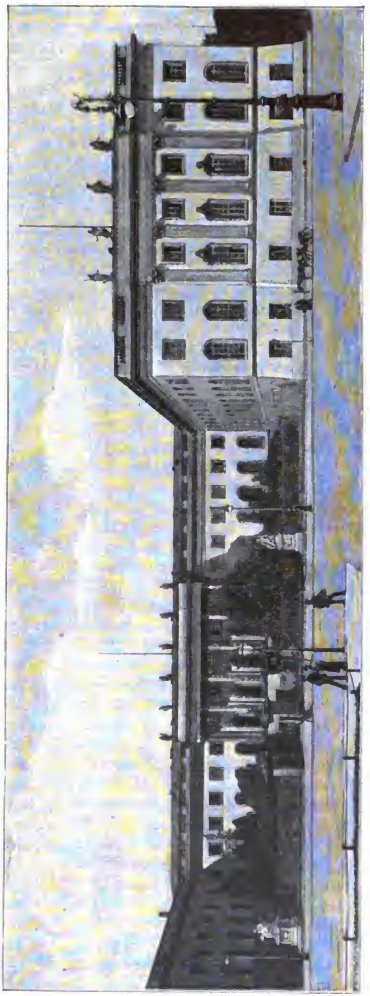
Nur das Thor, welches der Baumeister de Bodt 1700 errichtet hatte, ließ der

Männer nur Werkzeuge seines Willens; sie wurden vielleicht nur deshalb gewählt,

Digitized by Google

weil der König selbst zu bauen gedachte. Auch keiner unter den später folgenden Architekten hat einen tiefer gehenden Einfluß auf sein künstlerisches Empfinden ausgeübt. Gewiß hätte Friedrich am liebsten, nachdem er sich mit Knobelsdorf überworfen hatte, einen Pariser Künstler berufen, wenn er nicht die Kosten gefürchtet hätte. Peter der Große zahlte dem Leblon, einem jungen Kunstgenossen Hardouin-Mansards, jährlich 10000 Franken, während ein Baumeister wie Büring einige Hundert Thaler erhielt. Selbstbewußte Künstler um sich zu dulden, war aber des Königs Sache nicht, der sich selbst bethätigen wollte und von dem vortrefflichsten Grundsatz im Bauen ausging, daß nämlich das Ich des Bauherrn, die Individualität die Gestaltungen zu bestimmen habe, nicht die idealen Neigungen des Architekten. Er war ein unbequemer, aber ein echter Bauherr!

Der erste Streit mit Knobelsdorf entstand wegen der Anlage des Schlosses Sanssouci. Dieser verlangte, daß man beim Eintritt in den Garten das ganze Schloß übersehen könne, welches bekanntlich hoch über sechs gemauerten Terrassen liegt. Zu diesem Zweck wünschte er dasselbe der Vorderkante der letzten Aufmauerung nahe zu rücken und auf einen hohen unterwölbten Sockel zu setzen. Das sind gewiß durchaus berechtigte künstlerische Forderungen, deren Erfüllung der Erscheinung des Schlosses nur zum Vorteil gereicht hätte. Friedrich ging hierauf aber



Die Universität in Berlin.

Digitized by Google

nicht ein, sondern baute das Schloß nach seinen Wünschen. Und so ist es denn künstlerisch weniger korrekt, aber um so echter fritzisch geworden: ein Bau, der hoch über den Landen thront, aber nicht zur Schau sitzt; nicht ein Werk für einen repräsentativen König, sondern ein solches für einen Herrscher, der sich vor allem seines Menschentums bewußt ist, dessen Individualität nicht im Hermelin sich versteckt, sondern diesem den ihm eigenartigen Faltenwurf aufzwingt!

Das Schloß Sanssouci entspricht in der Grundanlage völlig den Gesetzen der damals neuesten Pariser Baukunst. Man nannte ein solches Gebäude mit nur einem Stock à l'Italienne. Das Pariser Palais Bourbon, wie es vor seiner Umgestaltung zum Corps législatif war, ist das Muster aller dieser Bauten. Es war 1722 durch Giardini erbaut worden. Aber schon Daviler's weit verbreitetes und auch ins Deutsche übersetztes Lehrbuch der Architektur von 1720 sagt, daß „ohne Zweifel das Schönste und Bequemste sei, alle nötigen Räume in ein Geschoß zu vereinigen". Als höchsten Gewinn dieser Anordnung bezeichnet er „d'estre à portée de se promener à son gré dans un Jardin, dont la vüe toûjours présente donne beaucoup d'agrément et de gayeté à un Apartement".

Es ist die Übertragung der palladianischen Villa durch den Umweg über Paris auf deutschen Boden, jener Villa, welche in letzter Linie eine Wiederherstellung des antiken Landhauses darstellt, wie uns dieses in den Schilderungen des Plinius erhalten blieb. Man war sich dieses geschichtlichen Zusammenhanges zur Zeit Friedrichs beim Entwerfen vollkommen bewußt, er wird angedeutet durch die zwölf Büsten römischer Kaiser, welche die Vorderseite des Schlosses schmücken.

Es ist eines der psychologischen Rätsel des achtzehnten Jahrhunderts, daß es sich in seiner scharf ausgesprochenen Eigenartigkeit doch durchaus klassisch-antik fühlte. So wenig wie die französischen Bautheoretiker empfanden auch Friedrich und Knobelsdorf, daß das Rokoko im Gegensatz zu ihren Bestrebungen stehe, dem alten Rom nachzuleben. Die „Grotesken", mit denen sie ihre Räume füllten, hielten sie für echte, ja für verbesserte Nachkommen jener Schmuckformen, welche man in den Ruinen von Rom aufgedeckt hatte und die auch Raphael zu seinen Loggienmalereien begeisterten. Die Franzosen aber galten in Potsdam noch unbedingt als die besten Übermittler der Antike, als die feinsten und am meisten schöpferischen Kenner klassischen Kunstlebens.

Die Ausführung des Planes brachte aber wieder ein barockes Mehr der französischen Architektur gegenüber, jene Ersetzung der dort üblichen antiken Ordnungen durch Hermenpilaster. Diesen gaben deutsche Bildhauer all jenes reiche Leben, welches unserem Barock eigentümlich ist. Auch sie erinnern mehr an den Dresdener Zwinger wie an Pariser Bauten. Im Sinne Voltaires waren sie gewiß nicht Erzeugnisse eines erhöhten Feingefühles. Ihre lebhafte Bewegung steht in einem ungelösten Verhältnis zu dem unverkröpften Hauptgesims, zur ganzen übrigen trockenen Architektur. Sie sind ein Beweis dafür, wie schwer es selbst für einen König und für einen so geistvollen Kunstkenner war, fremde Formen von Land zu Land zu übertragen, und daß der Hauch deutschen Empfindens aus dem märkischen Sande und selbst um ein Schloß mit französischem Namen sich breitete.

Knobelsdorfs Aufenthalt in Italien, dessen überlieferter Ruhm als Lehrerin der Baukunst nur langsam durch Paris erschüttert werden konnte, wirkte in den Schmuckbauten des Königs nach. Zwar die beiden Säulenpaare, welche das Thor zum Garten von Sanssouci bilden, vielleicht die edelste und reinste Schöpfung Knobelsdorfs, zeigen ganz französische Formen, aber die Aufstellung eines Obelisken im Garten mahnt an Rom, wo 1711 jener vor dem Pantheon von dem seiner Zeit berühmten Architekten Fon-

Digitized by Google

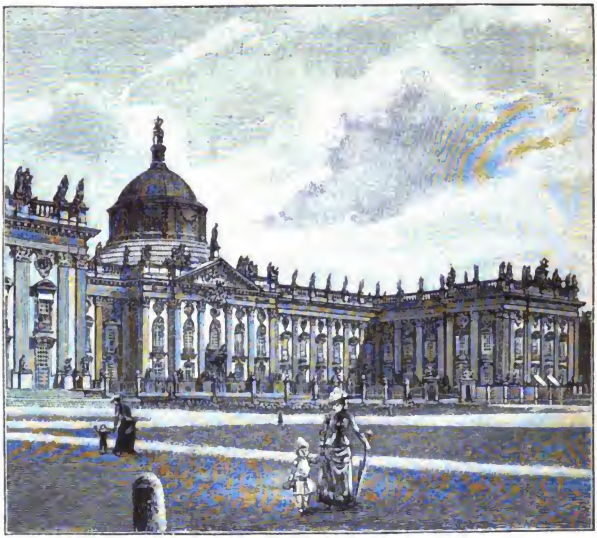
tana zu der großen Zahl der vorhandenen noch hinzugefügt worden war. Es war dies der erste der Schmuckbauten des neuen Gartens, dessen Formen sich sonst

Terrassenraum vor der Bildergalerie von Schloß Sanssouci in Potsdam

streng an die Lehren Lenôtres hielten. Zu diesen gehört die Muschelgrotte und die Rundkolonnade (1764 vollendet), beides Werke Knobelsdorfs von vorwiegend barockem Empfinden. Die Grotten gehörten damals schon in Paris zu den abgethanen Kunstgebilden. Von dem Florentiner Giardino Boboli ausgehend, durch Katharina von Medici im Luxembourg wiederholt, gehören sie eigentlich dem siebzehnten Jahrhundert an. Nur in Deutschland hat das achtzehnte ihnen noch Teilnahme gewidmet. Daher kommt auch die deutsch-barocke Gestaltung am Potsdamer Spätling, dieser zahmen Huldigung an die angeblich unverfälschte Natur, wie sie in Muscheln und Seegetier sich äußert, dieser aus der Vorliebe für das Raritätenhafte erstandenen Kunstform. Die Kolonnade aber, diese reizvolle Anlage eines von Säulen umstandenen Platzes inmitten des Grün, stammt aus Versailles, aus dem Bosquet de la Colonnade, dessen überaus zierliche und formenedle Architektur von Hardouin-Mansard stammt und stets als eines der feinsten dekorativen Werke des berühmten Meisters galt. Hier wie dort stellt der reiche bildnerische Schmuck jene klassischen Gottheiten dar, in welchen die Verschwisterung des Olymps mit dem Irdischen zum Ausdruck kommt. Schließlich gehören die Tempel der Liebe hierher, namentlich jener, welchen Friedrich seiner Bayreuther Schwester nach deren Tod weihte: sentimental klassische Schöpfungen!

Mit den fünfziger Jahren beginnt eine Wandlung in Friedrichs künstlerischem Empfinden. Sie kennzeichnet sich durch die Befreiung vom Einfluß Knobelsdorfs und durch das stärkere Hinneigen zum Klassicismus. Voltaires Temple du goût war 1733 erschienen. Es war der witzige Vorläufer des Bruches mit dem Rokoko. Bald darauf begann der Halb-Italiener Servandoni in Paris die französischen Architekten in den Schatten zu stellen, indem er durch großartige Einfachheit den grand goût der Akademie noch übertrumpfte. Sein berühmter Entwurf zu

Digitized by Google

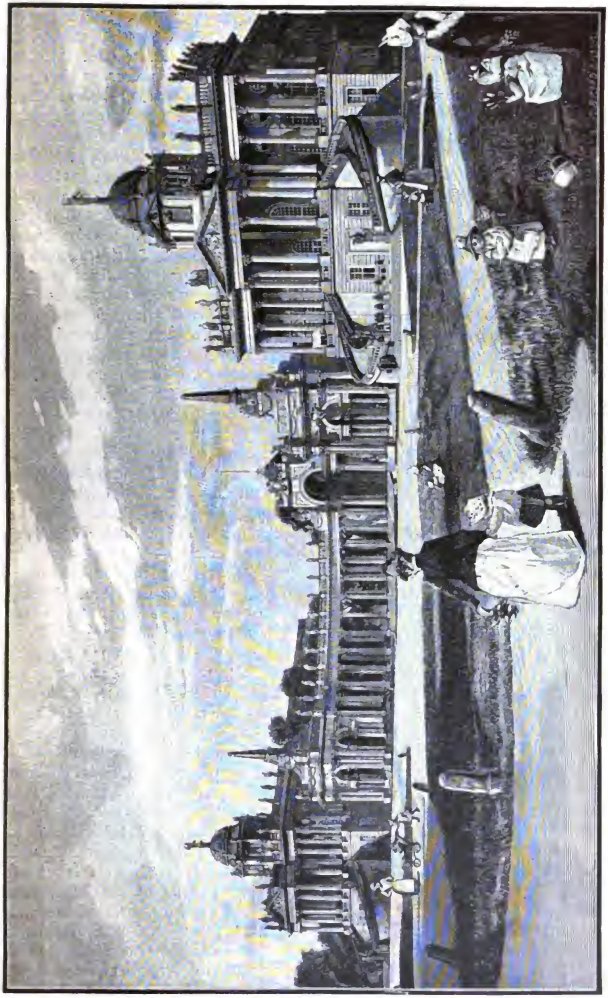


Hofseite des Neuen Palais in Potsdam.

der Fassade der Kirche S. Sulpice in Paris und seine noch viel berühmteren Entwürfe zu Theaterdekorationen für fast alle Höfe der Welt verhalfen seiner Schaffensweise zum vollkommenen Siege. Als Voltaire 1743 nach Potsdam kam, war in Paris das Schicksal des Rokoko schon besiegelt. Er wird schwerlich an den Knobelsdorffschen Schöpfungen aufrichtige Freude gehabt haben: sie waren veraltet, im Geschmack von gestern, province!

Das mochte Friedrich wohl empfinden. Er änderte, vielleicht unter dem Einflusse Algarottis, sein ganzes Bauwesen. Zunächst äußert sich dies in der nachträglich (1747) angeordneten Gestaltung des Festsaales von Sanssouci, welchen noch Knobelsdorf anlegte: an Stelle des Rokoko treten hier die Formen der Außenarchitektur schon im Inneren auf. Später hat der König nie wieder irgend einem Künstler gleichen Einfluß eingeräumt, wie sein Jugendfreund ihn in den ersten Jahren seiner Regierung besaß. Sichtlich durchdrungen von der Überzeugung, daß die Deutschen unfähig seien, selbst Meisterwerke zu schaffen, wendete er sich von nun an vollkommen der Nachahmung fremder Vorbilder zu, und zwar Servandoni folgend, vorzugsweise dem Stil der Italiener, wie er sich bei den letzten Vertretern der Schule Berninis zeigte. Die französische Kirche in Potsdam und die schon 1747 begonnene katholische Hedwigskirche in Berlin haben als Nachbildungen des Pantheon zu gelten. Von letzterer sind uns die ursprüngliche Bauabsicht genau darstellende Stiche erhalten, welche der Franzose Legaye fertigte. Diese zeigen völlig die Eigentümlichkeiten später italienischer Schule. Sie sehen etwa den Wer-

Digitized by Google



Die Communs beim Neuen Palais in Potsdam.

Digitized by Google

ken des in Turin zu hohem Ruhm gelangten Architekten Juvara gleich. Soviel ich weiß, steht nicht fest, wer eigentlich den Entwurf für den Bau schuf. Französisch ist er allem Anscheine nach von Haus aus nicht. Die gotische Nikolaikirche zu Potsdam (1753) erhielt eine Fassade genau nach dem Vorbilde von Sta. Maria Maggiore in Rom, der damals erst vor zehn Jahren (1743) ausgeführten Schöpfung des Fernando Fuga. Beim Herabschrauben der gewaltigen römischen Verhältnisse auf eine Gesamthöhe von nur vierundvierzig Fuß ging natürlich die Wirkung dieses allzu reich gegliederten Baues zu Grunde. Als die an die neue Fassade sich anlehnende Bogenhalle die Kirche verdunkelte, bat die Gemeinde um mehr Licht für ihr Gotteshaus. Friedrich antwortete bekanntlich mit dem Witzworte: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!" Er vergaß also hier, daß auch die Gemeinde ein Recht auf Bienséance besitze. Man bemerke wohl, daß die zuletzt genannten Bauten sämtlich nicht in unmittelbarer Beziehung zum König standen, wenn er gleich ihre Gestaltung zu verantworten hatte. Es zeigt sich an ihnen, daß er für öffentliche Anlagen nach unstergültigen Vorbildern suchte, für die ihm persönlich dienenden aber seine eigenen Neigungen als Maßstab anlegte. Es liegt ein Zug von Mißachtung seiner Umgebung in dieser Eigentümlichkeit des Königs, welche durchaus bezeichnend für ihn und seine Auffassung vom Königstum ist: er, der König, war der einzig berechtigte Wille im Reich, er forderte und gab das Beste, aber er selbst erhob sich kraft seiner Individualität über die sonst starr eingehaltenen Grenzen des Gesetzes.

Am merkwürdigsten äußert sich dies bei den Bauten für die Bürger Potsdams. Der König unterstützte die Baulustigen. Während seiner langen Regierung zahlte er für sechshundertsechzehn Bürgerhäuser nicht weniger als 3150000 Thaler aus. Dafür forderte er das Recht, die Fassaden nach seinem Gutdünken zu gestalten. Jede Bauzeichnung mußte ihm vorgelegt werden, er wollte, nach dem Grundsatz des aufgeklärten Despotismus, Potsdam zu einer nach seinem Sinne wahrhaft schönen Stadt machen. Sache seiner Architekten und der Bürger war es dann, hinter den Fassaden brauchbare Räume zu schaffen. Er kümmerte sich nicht darum, ob ihnen dies gelang. Natürlich bot gerade diese Äußerung von des Königs klassischem Geist Veranlassung zu endlosen Klagen und zu vielfachem Tadel seitens Mangers. Sie wären berechtigter gewesen, wenn die Entwürfe der Architekten des Königs Besseres geliefert hätten. Nach dem Stande des Könnens dieser Männer aber hatte der König nicht unrecht, lieber das Beste in Nachbildung, als Wertloses im Original besitzen zu wollen.

Für den Kundigen macht ein Gang durch Potsdam den Eindruck, als befinde er sich auf einem Kostümfest: gleich am Eingang vom Bahnhof steht der Palazzo Pompei aus Verona, daneben der Palazzo Barberini aus Rom, weiter die Consultà vom Quirinal und das Rathaus von Amsterdam — letzteres in starker Umgestaltung des Originals nach italienischem Stile. Die ehrsamen Bürgerhäuser von Potsdam verkleidet in den Gewändern italienischer Großen. Dann findet man den Palladio fast durch die ganze Stadt verstreut. Damals war die große englische Palladio-Ausgabe des Giacomo Leoni erschienen, die, wie es scheint, auch den König wieder auf den Meister von Vicenza hinlenkte. Er gab die Baubewilligung für seine Potsdamer Bürger einfach nur in Begleitung eines Blattes aus diesem Buch und mit der Bedingung, die darauf befindliche Palastfassade in verjüngtem Maßstabe aufzurichten. Und als der Palladio erschöpft war, kamen die Engländer Inigo Jones und William Kent an die Reihe, deren eigentümliche Kunstanschauung bald den Geist des großen Königs ganz umfing und zur leitenden für seine späteren Regierungsjahre wurde. Was König Karl I. von England nicht

Digitized by Google

Turm der Neuen Kirche in Berlin.

erreichte, den Bau des Schlosses Whitehall, jenen großartigen Entwurf Jones', durchzuführen — nur ein kleiner Teil, die Kapelle, wurde erbaut —, das nahm

Digitized by Google

Friedrich II. wieder auf, indem er wenigstens die Eckbauten an der Breitenstraße in ihrer derben Rustika drei Stock hoch nach den Stichen Colen Campbells emporführen ließ.

Diese Schwenkung Friedrichs des Großen von der Kunstauffassung Frankreichs und des damaligen Rom zu Palladio und durch diesen zur englischen Schaffensart ist bisher nicht beachtet worden. Sie ist keine zufällige, sondern lag durchaus in den Strömungen des geistigen Lebens überhaupt.

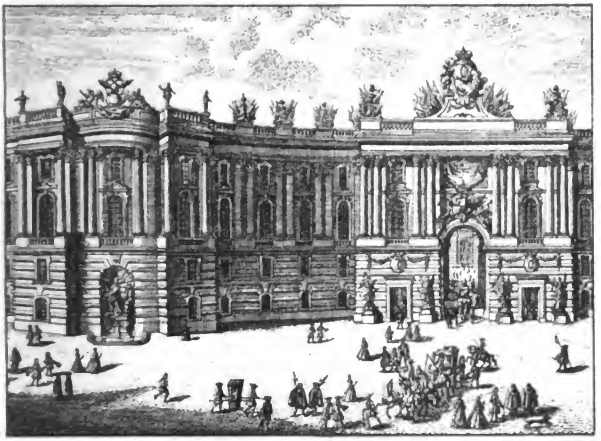
In den Jahren 1726 bis 1729 hielt sich Voltaire in England auf. Dort trat er in den Gedankenkreis eines Locke, Shaftesbury, Bolingbroke, Toland, Collins ein, den er alsbald auf seine Volksgenossen durch die Herausgabe von englischen Briefen auszudehnen bemüht war. Namentlich Shaftesbury wurde bedeutungsvoll für das künstlerische Denken. Sein Spruch beauty is truth, sein Streben nach einer mehr innerlichen, minder rhetorischen Einfachheit, nach Natürlichkeit, nach einer vertieften Wahrheit, berührte den französischen Philosophen, aber sie traf bei seinem Denkgenossen in Sanssouci eine noch viel bereitere Aufnahme. Dafür sprechen eine ganze Reihe von Beweisen. Der Zug nach Natürlichkeit führte schon vor Rousseau zu einer Vorliebe für das Naive, Ursprüngliche. Als solches betrachtete man das Leben der Völker in zeitlicher oder örtlicher Ferne. Die alten Deutschen, die Chinesen und Indier erschienen der Welt plötzlich in einem neuen Lichte: nicht mehr als Barbaren, sondern als in unbefangener Weltlust, in natürlichen Verhältnissen lebende, also glücklichere Menschen. Die alternde Kultur suchte sich an fremder Jugendlichkeit zu erfrischen. Zum Naturgefühl der Engländer, wie es sich in den Schriften Addisons und Popes, namentlich aber in dem Schotten Thomson äußert, gehörten wie die That zum Willen die berühmten Gartenanlagen William Kents mit ihren Schlängelwegen, ihren chinesischen Häusern, ihren Ruinen, ihren Hütten u. s. w.

Die Königliche Bibliothek in Berlin.

Friedrich der Große ist den Anregungen, die von England ausgingen, früher

Digitized by Google

gefolgt als selbst Rousseau, der im Park von Ermenonville dieselben zur Durchführung brachte. Das beweist zunächst den Zusammenhang des Baues mit den Natürlichkeitsbestrebungen der Engländer, welche in J. Spencers vielumstrittenem



Aus Fischer von Erlachs Entwurf für die kaiserliche Burg in Wien.

die Erbauung verschiedener chinesischer Bauten, des chinesischen Hauses (1754), das nach Bürings Zeichnung entstand, der chinesischen Küche (1763) und der chinesischen Laube beim Neuen Palais (1770). Manger hatte freilich nur Spott für das fremdländische Haus. Es ist ja auch wirklich eine Leistung, die unglücklich ausfallen mußte, da der Architekt von chinesischer Kunst nie etwas gesehen hatte. Er setzte an Stelle der Stilkenntnis den unbeholfensten Naturalismus. Das Ganze erschien so mißgebildet, daß es sich fast weniger wie ein Hohn auf China, als wie ein solcher auf dessen Nachahmer darstellte. Der König nannte es später seinen Affensaal. Aber daß er doch wieder auf China zurückkam und daß er in dem Teil des Parkes, welcher das chinesische Haus umschloß, von geraden Alleen und geometrischen Grundformen zu gunsten von Schlängelwegen absah, erklärt Bericht über die Gartenkunst der Chinesen von 1743 (A particular account of the Emperor of China's garden near Peking) angeregt worden waren und welche William Chambers wichtiges Werk Designs of Chinese building &c. 1757 zur Darstellung gebracht hatte.

Der zweite merkwürdige Versuch mit den sentimentalen Formen englischer Natürlichkeit ist der Bau des Nauenschen Stadthores von Potsdam (1755). Der König hatte hierfür selbst eine Skizze im gotischen Stil gemacht. Man bedenke, daß die Gotik damals als ein völlig barbarischer Stil galt, für den die Gebildeten nur Spott und Hohn hatten. Manger wußte sich sichtlich mit der Absicht des Königs gar nicht zurecht zu finden, er tadelt sie nicht eigentlich, spricht aber von ihr im Tone eines verständigen Mannes, der gezwungen ist eine Narrheit mit ansehen, ja bei ihr mit helfen zu müssen.

Digitized by Google

Auch für einen später nicht ausgeführten Gasthof beim Neuen Palais schuf der König selbst einen gotischen Entwurf (1769). Solche gotische Versuche kannte damals nur die englische Kunst. Die beginnende Romantik, die nach Gulliver und Robinson Crusoe zuerst in fremden Landen, später im Rittertum ihre Quellen suchte, gab die Anregung zu diesem Vertiefen in die heimische Vergangenheit, namentlich aber Macphersons berühmte Ossiangesänge, durch die um die Vorzeit der doppelte Schleier des Mysticismus und der Sentimentalität gebreitet wurde.

Die genannten kleinen Bauten sind an sich zwar von geringer Bedeutung, aber wichtig als Merksteine des neuen Geistes, welcher in Friedrichs Bauthätigkeit kam. So wenig wie die Engländer selbst, war er gewillt, sich ganz von romantischen Neigungen beherrschen zu lassen. Er baute nicht, wie seine Schwester Friederike Wilhelmine zu Bayreuth, Einsiedeleien, in denen der Hof in ein „natürlicheres" Dasein sich träumen konnte, er behielt vielmehr stets den Kopf oben inmitten der allzu weich werdenden, empfindsamen Gemüter und nahm auch die zweite ernstere Seite englischen Bauwesens, den begeisterten Palladianismus, voll und ganz in sich auf.

Schon am Berliner Opernhaus tritt dieser kräftig hervor. Die edle Einfachheit ist hier bereits so weit getrieben, daß der Bau selbst vor den Hellenisten Schinkelscher Abkommenschaft volle Gnade fand. Wer den Vitruvius Britannicus, das große Kupferwerk durchsieht, in dem die bedeutendsten englischen Bauschöpfungen aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts dargestellt sind, wird nicht einen Augenblick in Zweifel bleiben, daß diese Fassade das Ende des französischen und den Beginn des englischen Übergewichts auf die Berliner Kunst verkündet. Von Knobelsdorfs Eigenart ist nur noch in der Innendekoration und in der schulgerechten Bildung der Säulenordnung etwas zu spüren. Der Wille des Königs, seine neue Anschauung tritt in jeder Linie hervor. Minder klar, doch noch immer erkenntlich ist dieser Einfluß am Palais des Prinzen Heinrich, der jetzigen Universität. Der Architekt, der Holländer Boumann, hat hier, vielleicht gerade weil er geschmeidiger war als Knobelsdorf, von dem Seinigen nicht wenig zum Plane hinzugegeben — er ist kümmerlich und eintönig genug. Freier bewegten sich auch jetzt noch die Bildhauer, denen die barocke Schule trotz aller Einwanderungen aus Paris noch in Hand und Auge saß. Ein Bau, wie zum Beispiel James Gibbs Kings College zu Cambridge (1724), zeigt jene palladianischen Formen, welche durch Friedrich in die Baukunst Preußens übertragen wurden, die aber zu seiner Zeit kein einziger deutscher Architekt vertrat, am wenigsten die Berliner, die noch zwischen den Überlieferungen der Schlüterschen Schule und der Nachahmung jener französischen Richtung schwankten, welche gerade in ihrer Jugend die maßgebende gewesen war.

Der König stand also mit seinen Kunstanschauungen allein. Man verstand nicht, was er wollte, da man seinem rasch fortschreitenden Geschmacke nicht zu folgen vermochte. Etwa drei Jahrzehnte nach seinem Tode war der englische Geschmack der in Berlin herrschende, kam die Gotik in jedem Gartenhäuschen und der englische Palladianismus an jedem Monumentalbau zur Geltung. Knobelsdorf richtete den Tiergarten noch nach französischen Grundsätzen ein, der König aber war fast der erste in Deutschland, der dem englischen Natursinn in Potsdam, wenn auch zunächst nur in einem Teile seines Parkes, Raum gab. Was die Deutschen schufen, mißachtete er, erschien ihm als nicht vornehm, spießbürgerlich und bei barocker Prachtentfaltung als roh. Er konnte Nicolais erkünstelte Begeisterung für Schlüter seiner ganzen Lebensauffassung nach nicht teilen. Ja, er fand unter seinen Unterthanen den Mann nicht einmal, der seine Wünsche verwirklicht oder sie nur verstanden hätte. Eine Zeit lang schien es, als habe er in Gontard

Digitized by Google

den rechten Künſtler gefunden. Dieſer hatte in Frankreich und Italien ſeine Studien gemacht, war in Bayreuth thätig geweſen, und 1764, gewiſſermaßen als Teil der Erbſchaft des Königs von ſeiner Schweſter, nach deren Tode nach Berlin und Potsdam gekommen. Gleichzeitig etwa traf der zeichenfertige Legeay, ein Franzoſe, ein, von deſſen Kunſtart wir wenig wiſſen. Man ſieht aus dem hämiſchen

Bibliothekzimmer im Schloſſe Sansſouci zu Potsdam.

Digitized by Google

Tone, in welchem Manger über Gontard spricht, aus dessen Beförderung im Heeresdienst, aus seiner Versetzung in den

führen, er fühlte sich ihm gegenüber als König nicht bloß im Reiche des Dienstes, sondern auch im Reiche des Geschmacks.

Arbeitszimmer Friedrichs des Großen im Stadtschloß zu Potsdam

Adelstand, daß der König nicht den Architekten überhaupt übel wollte, sondern ihn als tüchtigen Mann zu schätzen wußte; aber auch von Gontard ließ Friedrich sich nicht

Bezeichnend ist des Königs Vorgehen, als er nach dem Siebenjährigen Kriege sich entschloß, das Neue Palais zu errichten. Im Jahre 1754 war der König in

Digitized by Google

Amsterdam gewesen, um dort Bilder für jene Galerie bei Sanssouci zu kaufen, die ihm Büring gebaut hatte. Er mochte im Auslande bald erkannt haben, daß das jener Mangel an starken architektonischen Gliedern war für Frankreich schon seit fast zwanzig Jahren abgethan, in England und Holland nie heimisch gewesen. Die

Bronzesaal im Stadtschloß zu Potsdam.

nen zu schmückende Gebäude in einem damals schon ganz veralteten Stil errichtet sei. Diese Rokokoformen, diese mehr versuchte als erreichte Grazie, die- Reise des Königs hatte zur Folge, daß er Bürings Kunst für Entwürfe nicht wieder in Anspruch nahm, ja daß er nun den Plan für das neue Schloß von auswärts

Digitized by Google

bezog. Er brachte eine Skizze „von Meisterhand", wie Manger sagt, aus Holland mit, welche er dann von seinen Baubeamten in Werkzeichnungen übertragen ließ. Ja, Manger mußte ihm (1756) an der Nauenschen Brücke (Am Kanal 41) zu Potsdam nach einer eigenhändigen Skizze ein Haus als Modell für den beabsichtigten Bau aufführen.

Die Verwirklichung des Planes wurde durch den Siebenjährigen Krieg hinausgeschoben. Aber nach dem Frieden von Hubertusburg wurde sie sofort wieder in Angriff genommen, so daß mit dem Jahre 1763 der Bau in vollem Gange war. An der Detailausbildung des Hauptbaues haben nur Büring und Manger Anteil. Als Gontard angestellt wurde, war an der äußeren Ansicht des Baues kaum noch etwas von Belang zu ändern. Zahlreiche Mißgriffe gerade in der Detaillierung sind also auf Bürings Rechnung zu setzen: die leidigen Köpfe als Schlußsteine, die Schwerfälligkeit dieser bei Friedrichs Architekten zur Sucht gewordenen Zierarten, das ungeschickte Verbauen der Säulenfüße durch die vor ihnen stehenden Bildwerke, die massige und doch kraftlose Gliederung.

Aber auch wenn man von diesen Einzelheiten absieht und den Entwurf als Ganzes betrachtet, so giebt er genug zu raten. Manger sah in dem Umstand, daß die Flächen in Backsteinrohbau gehalten sind, den sicheren Beweis, daß er holländischen Stiles sei. Die holländische Kunst bot aber damals schon längst nicht mehr so viel wie zur Zeit des Großen Kurfürsten, der die Mehrzahl seiner Architekten aus den Niederlanden bezogen hatte. Sie besaß damals kaum noch einen Architekten von Namen. Was sie früher geleistet hatte, war verdrängt worden durch die Verbindung mit England. Jene Zeit, die der Minderjährigkeit des Erbstatthalters Wilhelm V. von Oranien, war auch keineswegs geeignet, dem schlummernden Kunstgeiste des Landes wieder aufzuhelfen. Der Plan für das Neue Palais ist eben nicht holländisch, sondern englisch. Gerade zu jener Zeit stand der Einfluß des Lordmarschall Keith auf den König in seinem Höhepunkte. Manger baute ihm ein Haus in Potsdam auf des Königs Kosten, nachdem dieser ihm zu seinen Gütern und Würden in England verholfen hatte.

Die englische Kunst liebte derartige Prachtgebäude, wie das Neue Palais eines darstellt. Die Werke eines Christopher Wren und namentlich des John Vanbrough übertrafen an Großartigkeit und majestätischer Pracht selbst die französischen Königsschlösser. Es war aber die ausgesprochene Absicht Friedrichs, durch das Neue Palais die Größe seiner Mittel selbst nach dem Kriege mit halb Europa zu zeigen. Während man sich am Hof von Versailles aus den weiträumigen Festsälen Ludwigs XIV. in die Enge, nach Trianon und Marly zurückzog, errichteten König Wilhelm III., Königin Anna und König Georg II. die mächtigen Schlösser von Hamptoncourt, Greenwich, wetteiferten die Großen des Landes mit ihnen. Des Herzogs von Marlborough gewaltiger Sitz Blenheim Castle, des Grafen von Carlisle Riesenschloß Howard Castle sind Beispiele dieser ins große gehenden Baukunst. England behielt bei klassischer Formgebung den nationalen Backsteinbau bei; in seiner sich großartig entwickelnden Gesetzmäßigkeit, seiner immer mehr sich entfaltenden Nationalkraft schuf es einen majestätisch einfachen, aber derben und nüchternen Pilasterstil, der sich am Neuen Palais wiederholt. Wenn ich einen Meister nennen sollte, der den Bau entworfen haben könne, würde ich auf einen Schüler Wrens raten. Der Hof und die Parkseite von Hamptoncourt hatte manches mit dem Neuen Palais Verwandte, wenn an dem wesentlich älteren Bau auch das palladianische System nicht so entschieden durchgeführt ist wie in Potsdam. Ein weiteres Bauwerk, das in Frage gezogen werden könnte, ist das königliche Palais in Antwerpen, welches 1755 Jan Pieter van Baurscheidt für den Patricier van Susteren errichtete. Aber hier über-

Digitized by Google

wiegt noch der Rokoko im Detail des ganz auf dekorative Wirkung berechneten Aufbaues, der überhaupt ganz vereinzelt in der niederländischen Kunst dasteht.

Der Gedanke, an das Schloß eine großartige freie Hofanlage anzulegen, ist auch ein dem Palladianismus entlehnter. Das französische Hotel, selbst die großen Schlösser besitzen dergleichen architektonische Plätze nicht. Bei der Ausführung des Gedankens erkennt man dagegen klar die Hand in Paris gebildeter Architekten. Man vergleiche den mittleren Teil der Communs, die im Halbkreis den Hof abschließenden Säulenhallen mit jenen Entwürfen, welche 1748 zum Wettbewerb für einen Platz Ludwig XV. in Paris eingereicht wurden, namentlich jenen des Aubry, eines der ersten Pariser Meister jener Zeit, um zu sehen, daß auch hier der König sich alsbald die neuesten Errungenschaften der fortschreitenden Kunstentwickelung zu gute machte. Die nicht ganz organisch sich anschließenden Eckbauten entsprechen dem französischen Bauwesen weniger, erinnern vielmehr schon an Arbeiten des Engländers Chambers, der etwa seit 1760 den Klassicismus in England wieder um einen Schritt weiter führte.

Friedrich der Große ist bekanntlich nie in Paris und nie in London gewesen. Seine Kenntnis der dortigen Vorgänge wurde ihm auf litterarischem Wege übermittelt. Man kann seine Fortentwickelung an der Hand der einflußreichsten Bücher jener Zeit verfolgen. Er besaß in hohem Grade die Fähigkeit, sich das Fremde anzueignen, auch nach dieser Richtung hin ein starkes Bildungsbedürfnis und eine bis ins hohe Alter biegsame Aufnahmefähigkeit. Eine Reihe englischer Bauten wurden Vorlagen für Potsdam. So neben Schloß Whitehall palladianische Villen und Wohnhäuser. Aber der König war nicht ungerecht gegen die Kunstart Gontards — er ließ seine Entwürfe wiederholt ausführen, froh, einen Mann zu haben, dessen Kunst auf der Höhe seiner Wünsche stand.

Dies bestätigt sich am Bau der Kuppeln auf dem Gendarmenmarkte zu Berlin. Der Gedanke, zwei gleiche Kuppeln nebeneinander als Schmuck eines Platzes aufzustellen, war nicht neu. 1662 errichtete Carlo Rainaldi die beiden Kuppelkirchen der Piazza del Popolo in Rom, die den Corso einführen; die beiden älteren der Piazza S. Carlo zu Turin ähnlich aufgestellten Kirchen erhielten 1718 durch den ausgezeichneten piemontesischen Baumeister Juvara ihren Ausbau. Am Ende des Hofes im Hospital zu Greenwich errichtete Wren zwei Kirchen, welche recht eigentlich als das Vorbild für die Anlage in Berlin gelten können. Namentlich die turmartige Ausbildung der Kuppel und die — Zwecklosigkeit haben beide Werke in hohem Grade gemein. Gontard verleugnet allerdings nicht den Schüler der französisch-italienischen Richtung Servandonis in der gesuchten Einfachheit und Größe der Detailformen, welche sich von dem Palladianismus Englands ganz merklich unterscheidet. Denn hat dieser etwas in sich Geschlossenes, bei aller Leerheit Männliches — man vergleiche sein bestes Beispiel in Berlin, das Brandenburger Thor, mit den Kuppeln des Gendarmenmarktes —, so findet sich hier eine müde Lässigkeit, in der immer noch Erinnerungen an Roms große Barockzeit, an Berunini nachklingen.

Ich möchte es fast für einen Akt der Ratlosigkeit halten, daß Friedrich beim Bau der Bibliothek zu Berlin (1775) auf den Entwurf des großen Wiener Architekten Johann Bernhard Fischer von Erlach für die kaiserliche Burg zurückgriff. Die stark geschwungene Fassade dieses Baues entsprach wohl dem barocken Empfinden des Anfangs des Jahrhunderts und der Wiener Schule, keineswegs aber mehr der klassicistischen Hauptstadt Preußens. Vielleicht lag aber auch ein feiner Hohn in dieser Wiederaufnahme eines etwa ein halbes Jahrhundert alten Planes. Denn der kaiserliche Hof hatte längst darauf verzichtet, ihn vollendet zu sehen. Nur für einen Flügel, der jetzt noch am

Digitized by Google

Michelerplatz in Wien zu sehen ist, fand man die Mittel. Und dieser Flügel bergt — eine Reitschule. Es mochte dem König schmeicheln, dem prächtigen Baugedanken einen würdigeren Inhalt zu geben, an die Stelle der Reitschule eine geistige Schule zu setzen. Wien besaß schon längst ein künstlerisch hochbedeutendes Bibliotheksgebäude. Berlin bezog von ihm nicht nur die Anregung, sondern

Konzertzimmer Friedrichs des Großen im Stadtschloß zu Potsdam.

Digitized by Google

auch die Bauformen, merkwürdigerweise zu einer Zeit, in welcher dieſe Formen dort ſelbſt ſchon längſt als überwunden galten.

In einem wichtigen Kunſtgebiet vermochte ſich Friedrich aber nie von den Einflüſſen ſeiner Jugendzeit völlig loszuringen: hinſichtlich der Innenein-

Silberzimmer im Neuen Palais zu Potsdam

richtung. Das Glücklichſte wurde in Sansſouci geleiſtet, in jener Zeit, in welcher

Digitized by Google

Knobelsdorf noch völlig den Wünschen des Königs entsprach. In den dortigen Einrichtungen ist das Rokoko zu einer Verfeinerung gebracht, die ihresgleichen in Deutschland nicht besitzt. Ein Raum wie das Bibliothekszimmer zeigt den Stil in seiner höchsten Blüte. Es ist bezeichnend, daß gerade dieser, des Königs ureigenster Raum, sein Arbeitszimmer — und sein Leben war Arbeit —, eine solche Höhe der Vollendung zeigt. Hier offenbart sich der Bauherr als wahrer Künstler, denn nur einem feinfühligen Manne gelingt es, ein so nach seinem Wesen geartetes, dabei aber doch so formvollendetes Heim sich zu schaffen. Weit weniger tritt dieser intime Reiz schon im Potsdamer Schloß hervor. Hier waltet schon etwas Akademisches und der von dem alle Dinge regelnden Willen des Besitzers unabhängige, rein künstlerische Idealismus, der zwar die schönsten Formen und Gedanken hervorzubringen, nicht aber sie mit dem geistigen Dasein des Besitzers aufs innigste zu verschmelzen vermag. Das Architektonische, auf dem Papier Erklügelte, kunstgerecht Entworfene tritt in diesen von Knobelsdorfs Talent ehrenvolles Zeugnis gebenden Räumen schon viel mehr hervor. Ähnlich ist die Inneneinrichtung des neuen Anbaues am Charlottenburger Schlosse, namentlich der „Goldenen Galerie". Das Neue Palais endlich, obgleich zumeist in den Jahren 1766 bis 1768 im Inneren eingerichtet, zeigt ein Rokoko, das schon vielfach die Merkmale des Altwerdens an sich trägt. Der König benutzte für diese Arbeiten Handwerker aus aller Herren Ländern: Melchior Kambli der Bildhauer war ein Schweizer, Jean Martin und Chevalier die Lackmaler Franzosen, Sartori, Pedrozzi und andere Italiener oder Tiroler, die Zimmerleute meist Holländer, die Theatermaler Bologneser oder doch von Bologneser Schule, Maler und Bildhauer vielfach Einheimische. Aus dieser Mischung so ziemlich aller damals schaffenden Elemente kam aber nichts Eigenartiges hervor. Das Neue Palais bezeichnet entschieden einen Rückschritt gegen Sanssouci. Der König kam über die Anschauungen Knobelsdorfs hier nicht hinaus — und dies ist der Grund, warum Manger hinsichtlich der Inneneinrichtung völlig einverstanden mit seinem königlichen Herrn war. Von dem Umschwung des Geschmackes, welcher sich in Paris unter der Pompadour und ihrem Ratgeber Charles Nicole Cochin seit 1737 vollzog, von dem Kampfe gegen Meissonier, den echtesten Vertreter des Rokoko, wurde Friedrich der Große nicht berührt. Der „grant goût" drang nicht bis ins Innere seiner Schlösser. Noch schwerer mußte es ihm werden, die dekorativen Arbeiten der Engländer zu verstehen. T. Ripleys Veröffentlichung über Houghton Hall (1735), James Paines Darstellung des Mansion-House zu Doncaster (1751), die Publikationen des James Gibbs über seine Bauten lagen ihm wohl schon vor. Sie zielten alle schon stark auf jene Kunstform hin, welche wir „Empire" zu nennen uns leider gewöhnt haben. Sie zeigen eine zu große formale Abklärung, aber infolgedessen auch eine Tonlosigkeit, einen zu weiten Abstand von dem, was einst für schön galt, als daß der König die Brücke zu finden vermocht hätte, um auch diesen Neuerungen den Weg nach Berlin zu ebnen, den sie erst unter seinem Nachfolger fanden.

Das Mißtrauen, welches der König gegen die künstlerischen Fähigkeiten seiner Architekten hegte, erstreckte sich bald auch auf ihre Geschäftsführung. Glaubt man Manger, so war er jederzeit von den trefflichsten Beamten umgeben, in den Erlassen des Königs ist zumeist nur von Betrug und Diebstahl, von Canaillen und Spitzbuben die Rede.

Der König kannte seine Mittel und wußte, wie viel vom Staatseinkommen er für seine Bauten opfern wollte. Mit diesen Mitteln wollte er viel erreichen. Als sein Schloßinspektor Neuffer sich herausnahm, ihm die Römer und die zweitausendjährige Dauer von deren Bauten vorzuhalten, um damit einen dem König zu hoch scheinenden Anschlag zu begründen,

Digitized by Google

sagte dieser mit Recht, er wolle nicht wie die Römer bauen, wenn das Werk nur so lange halte, als er lebe, sei er zufrieden. Denn er baute für sich, nicht für die Nachwelt, wenigstens seine Schlösser baute er so. Dieser durchaus individuelle Zug in seinem Schaffen ist ebenso königlich wie fritzisch. Was nicht seine Person betraf, das hat er auch stets für die Dauer errichtet. Ich wüßte nicht, daß Friedrichs Bauten früher verfallen sind als andere, daß Mangers üble Prophezeiungen in Erfüllung gegangen wären.

Nach dem Siebenjährigen Kriege, namentlich seit 1774, begannen die vielbesprochenen ernsteren Zwistigkeiten des Königs mit seinen Baumeistern. Er glaubte sich von ihnen dadurch übervorteilt zu sehen, daß sie zu hohe Anschläge machten, um ihn nachträglich betrügen zu können. Er ließ Gontard und Manger eines Tages einsperren und ihre Rechnungen durch Berliner Sachverständige nachprüfen. Später wiederholten sich solche Auftritte. Der Argwohn verleitete ihn unverkennbar zu Übereilungen, ja Ungerechtigkeiten. Namentlich auf Manger scheint er sein Mißfallen geworfen zu haben. Liest man dessen Buch flüchtig durch, so glaubt man wirklich in dem Könige ein moralisches Scheusal zu erkennen, welches fremde Rechte mit Füßen trat und ohne Rücksichtnahme und Gerechtigkeit seinem Mißtrauen und später seinem Haß namentlich gegen Manger freien Lauf ließ.

Aber wir hören nur die Anklage. Der König selbst war tot, als sie hervortrat. Er hatte den Charakter Mangers ganz richtig geschätzt, wenn er ihn verachtete. Die ganze Haltung der Niederschrift giebt ihm nachträglich in vielen Punkten recht, namentlich in dem, ihm nicht zu viel zu trauen. Mehr noch tritt dies bei genauer Durchsicht des Buches hervor. Manger sagt selbst, es sei an des Königs Bauten gestohlen worden: „Von den Schiffern, welche die Materialien brachten, von den Ablagen, wo sie aufgesetzt wurden, während des Auffahrens, am Bau selbst.“ Der König hatte ein Recht, sich gegen die Auffassung aufzulehnen, als sei das Bestohlenwerden ein unvermeidliches Übel, über das man sich zu beruhigen habe, besonders wenn man Mangers Ausspruch liest, daß „im Durchschnitt immer ein Sechsteil gerechnet werden müßte, was gestohlen wird; in manchen Jahren beträgt der Bruch auch so viel!“ Das ist denn wahrlich für den zur Bewachung des königlichen Eigentums bestellten Beamten ein starkes Stück von „philosophischer“ Auffassung. Das Stehlen war „so offenbar und auffallend, daß ein jeder sich davon überzeugen konnte,“ sagt er ferner. „Allein,“ fährt er fort, „der Schluß kann doch unmöglich daraus folgen, daß das fehlende Drittel der Baumaterialien der Baumeister müsse gestohlen haben!“ Freilich nicht, aber der Schluß ist erlaubt, daß nach dem Recht der Zeit der König gut that, einen Baumeister mit für die Diebe so nachsichtigen Ansichten von Zeit zu Zeit ins Loch zu stecken — und das hat der

Kommode im Blauen Zimmer des Neuen Palais zu Potsdam.

Digitized by Google

Konzertzimmer Friedrichs des Großen im Neuen Palais zu Potsdam.

König denn auch zu thun sich nicht geschent!

Natürlich die Handwerksmeister und Lieferanten, also jene, von welchen Manger ganz harmlos eingesteht, daß das Stehlen ihre Gewohnheit war, stellten dann dem Manne, der ihnen besser auf die Finger hätte sehen sollen, die günstigsten Leumundszeugnisse aus. Es gab dann große Anstürme an das gute Herz, den Gerechtigkeitssinn des großen Friedrich, um den so „wohlwollenden" Beamten seinem Amte zu erhalten. Es gelang dem König nur in ganz vereinzelten Fällen, einen Spitzbuben wirklich zu überführen. Wo er aber einen fassen zu kön-

Digitized by Google

Goldene Galerie im Schloß Charlottenburg bei Berlin.

neu glaubte, griff er rücksichtslos zu. Oft mußte er einsehen, daß er Fehlgriffe gethan hatte, daß sein Beweismaterial nicht ausreichte, um den Angeschuldigten zu verurteilen. Die an sich so großartige Maschine des persönlichen Regiments konnte eben die feinen Maschen der Durchstechereien nicht entwirren; der König war machtlos gegen die Mißstände um ihn herum.

Wir Nachgeborenen haben aber wahrlich keine Ursache, uns für Manger, weder für seine Kunst, noch für seine Ehrlichkeit zu ereifern. Ihm geschah sein Recht, denn er erfüllte nicht seine Pflicht. Hätte er den König vor Betrug geschützt, so wäre nicht der Vorwurf der eigenen Betrügerei auf ihn gefallen. Der König war alt, mürrisch und hart geworden. Aber er war noch der König, er war noch Friedrich der Große, der auf Männer vom Schlage Mangers mit Geringschätzung herabsehen durfte, ja seiner ganzen, innerlich vornehmen Natur nach herabsehen mußte und darum auch wenig Mitleid mit ihnen besaß.*

* Die Unterlagen zu unseren Illustrationen sind dem bei E. Wasmuth in Berlin erscheinenden Prachtwerke: Robert Dohme und Cornelius Gurlitt, „Die Architektur und das Kunstgewerbe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts“ entnommen.

Digitized by Google

Dresdener Eindrücke.

Ein Kapitel aus meinen Lehrjahren.

Von

Karl Frenzel.

Die Romane Zolas haben den Begriff „Milieu“ beinahe so allgemein gültig und gebräuchlich gemacht wie Darwins „Kampf um das Dasein“. Die Umgebung eines Menschen, die äußerlichen Verhältnisse und die geistigen Stimmungen, in denen er lebt, die Eindrücke, die er empfängt, bilden seinen Charakter, wie viel mehr noch sein Talent. Doppelt stark wird sich dieser Einfluß für den Schriftsteller erweisen, dessen Zweck und Aufgabe, wie man sie auch sonst ethisch und künstlerisch fassen mag, zuletzt doch immer darin bestehen wird, Empfangenes und Geschautes aus der Natur und dem Menschenleben in seiner, nur ihm eigenen Weise wiederzugeben und der Spiegel der Welt zu sein.

Für meine Entwickelung sind nun zwei Städte die entscheidenden gewesen: Berlin, wo ich geboren, Dresden, wo ich in den Jahren 1854 bis 1863 meine Sommertage verlebt; die eine die Stadt der Arbeit und, weil ich sie so genau kannte, die Stadt der Alltäglichkeit, die andere, weil sie mir in jedem Jahre aufs neue Freiheit und schöne Muße versprach und gewährte, eine poetische Stadt, etwas wie die Flur, in der Milch und Honig fließen. Noch jetzt, nach so vielen Jahren, umschimmert ein phantastischer Glanz ihre Türme, ihre hohen von Kohlenstaub geschwärzten Häuser, die sanft geschwungenen, von Baumgruppen bestandenen, mit Villen geschmückten Höhen des rechten Elbufers in meiner Erinnerung. Unvergeßlich hat sich mir das Bild eingeprägt, das man von der alten stattlichen Brücke über den breiten gelben Strom genoß: die Brühlsche Terrasse mächtig ansteigend mit ihren langgestreckten schmalen Rokokogebäuden darauf, das dunkle Schloß mit seiner alten Kirche, das Semperſche Theater, und dann flußaufwärts die Hügellehnen des Ufers, die dämmernde Ferne. Alles, was die jugendliche Phantasie sich von Seltsamkeiten und Abenteuern vorspiegelt, was von Sehnsucht und Wanderlust in unserem Gemüt lebt, umschloß für mich der Name Dresden.

Damals war das Reisen noch keine modische Krankheit. Nicht entfernt gehörte es für die Wohlhabenden zum guten Ton, in jedem Jahre nach einer Sommerfrische oder nach einem Bade zu ziehen. In meinem Kreise nun gar, in den Familien des mittleren Bürgerstandes, in denen ich verkehrte, unter den Lehrern, mit denen ich gemeinsam an der Dorotheenstädtischen und der Friedrichstädtischen Realschule unterrichtete, war das Reisen eine Ausnahme. Es war schon ein Zeichen des Wohlstandes oder des Leichtsinnes, wenn man sich eine „Sommerwohnung“ in Schöneberg, Paulow oder am Fuße des Kreuzberges erlaubte und

Digitized by Google

die Sonntagsausflüge zu Wanderungen durch die Mark, zu einer Fahrt nach Stettin ausdehnte. Auch ich war bei meinem schmalen Geldbeutel bis dahin nicht weit über die Umgebung Berlins hinausgekommen. Dessau, wo ich einmal auf einen Sonntag einen Freund besuchte, und Frankfurt an der Oder, wohin uns öfters ein Bekannter meines Oheims, der Direktor einer Steingutfabrik, freundlich einlud, bezeichneten die Endpunkte meiner Reisen und Welterfahrungen. Welch ein Wunder ging mir darum im Juli 1854 in Dresden auf! Schon die Wandlung der Landschaft aus der eintönigen Ebene mit Kornfeldern und Kiefernheiden in ein welliges Gefilde, in Laubwaldungen, je näher man der Stadt kam, die Weinberge endlich und der üppige Wuchs der Bäume unmittelbar vor ihrem Weichbild überraschten mit ihrem ungewohnten und doch so erfreulichen Anblick meine Augen und erfüllten mein Herz mit hohen Erwartungen. Ich war in der wundersamen Eichendorffschen Stimmung, ganz der Gegenwart und des Neuen um mich her voll und doch darüber hinaus noch etwas Schöneres, Unbeschreibliches ahnend. Und überreich sollte Dresden all meine Hoffnungen und Wünsche verwirklichen. An die Ausbreitung, welche die Stadt seit den siebziger Jahren genommen hat, dachte noch niemand. Da, wo sich jetzt das Neustädtische Hoftheater erhebt, endete die Neustadt, mit der Lindenstraße und den Häusern der Prager Straße die Altstadt jenseit der Brücke. Außer einer Eisenbahnbrücke überspannte nur diese eine, alte historische, der Stadt ihre eigentliche Physiognomie, wenigstens für den Fremden, gebende steinerne Brücke den breiten gelben Strom. Hier am Quai legten die Dampfschiffe an, hier gegenüber dem Theater lagen die Reste des „italienischen Dörfchens", ein schmales, langes, viel besuchtes Restaurationslokal, unmittelbar am Wasser, an die Zeiten des vergangenen Jahrhunderts gemahnend, wo italienische Sänger, Musiker und Maler zahlreich an dieser Stelle gehaust und der süße toskanische Laut in Elbflorenz erklungen war. Gegenüber dem architektonischen Charakter Berlins, in dem die Schinkelschen Bauten noch den schärfsten Zug bildeten, bewahrte Dresden einen altertümlichen Ausdruck. Es war echtes Rokoko, das mich hier umfing. Der Brühlsche Terrassenbau, der Eckpavillon, der ihn an der Ostseite abschließt, der zierlich reizende und phantastische, nie genug zu preisende Zwinger, die breiten in einem Bogen sich durch die Straßen der Altstadt ziehenden Baumgänge, die geschwärzten Paläste machten mir zum erstenmal die Welt des achtzehnten Jahrhunderts in ihren Kulissen und Hintergründen lebendig. In seiner regelmäßigen Anordnung, mit seinen Lusthäusern, Balustraden und Steinvasen, seinen geschorenen Hecken und Rasenplätzen fügte der vornehme Große Garten der Architektur den gefälligsten landschaftlichen Abschluß zu. Dies war der geeignete Schauplatz für die arkadischen Schäferspiele des „galanten Sachsens". Während auf den einsamen mondüberglänzten Teichen, den stillen Plätzen unseres Berliner Tiergartens, der damals einem verwilderten, beinahe ohne Pflege sich selbst überlassenen Parke glich, die Tieckschen Waldeinsamkeit brütete, belebten sich diese Baumgänge mir mit lustwandelnden Watteauschen Figuren. Die Molièresche Komödie wie die Racinesche Tragödie konnten sich in dieser künstlichen Natur in vollkommener Harmonie mit der äußeren Umgebung abspielen. Ich vermöchte es jetzt nicht mehr in Worte zu fassen, welche Farben und welchen Glanz meine französischen Lieblingsstudien davon empfingen.

Ich war vor Jahren durch den Einfluß und die magische Wirkung einer Frau zu der französischen Litteratur und dem französischen Theater doch wie fortgerissen worden. Auf der Schule hatte ich ohne große Neigung ein und ein anderes Buch des „Charles XII", einige Gesänge der „Henriade", die Beschreibung des Urwalds aus „Atala" und zuletzt Ponjards „Lucrèce" gelesen. Nichts ließ damals

Digitized by Google

in mir den zukünftigen Bewunderer und Verehrer der französischen Litteratur vermuten. Rachel Felix hat mich aus einem Gleichgültigen in einen leidenschaftlichen Liebhaber umgewandelt. Welche Bilder steigen vor mir auf, indem ich diesen vielgeliebten Namen niederschreibe! Ich sehe mich an einem Sommerabend des Jahres 1850 hoch oben im Amphitheater des Opernhauses, eine französische Künstlergesellschaft unter der Führung der Geschwister Felix, Rachel und Raphael, führte Corneilles Trauerspiel „Horace" auf. Die Neugier und meine Vorliebe für alle theatralischen Aufführungen hatte mich hergeführt, einen höheren Genuß versprach ich mir kaum, von dem Genius der großen Schauspielerin hatte ich keine Ahnung, von ihrem Ruhme eben nur aus den Mitteilungen der Zeitungen gehört. Sie spielte die Schwester des Horatius, Camilla, die Verlobte des Curiatius. Anfänglich befriedigten weder die anderen noch sie selbst meine Erwartungen. Die fremde Sprache, an deren Klang und Verständnis ich mich erst allmählich und mühsam gewöhnen mußte, der merkwürdig singende Vortrag der Verse, mit dem scharfen Einschnitt in der Mitte des Alexandriners und dem Verschleifen der Endvokale, ermüdeten mich auf die Dauer um so mehr, je weniger im Vergleich zu einem Shakespeareschen oder Schillerschen Drama die Handlung vorschritt. Auch die Bewegungen der Spieler hatten etwas Eintöniges, sich beständig nach einem gewissen Zeitraum Wiederholendes, und während der ersten Akte unterschied sich die Rachel doch nur im Grade, nicht in der Art der Darstellung von ihnen. Daß sie ihnen in der Deklamation schon durch ihre eigentümlich vibrierende, wie die Saite einer Äolsharfe auf- und niederschwingende Stimme, in der zugleich etwas Stählernes und ein sanft Verhallendes, gleichsam ein sterbendes Echo tönte, überlegen war, mußte jeder nach den ersten Versen merken, die sie sprach; hörte man dann genauer zu, merkte man auch den Verstand und Geist, mit dem sie ihre Rede gliederte und die Monotonie des Versmaßes oft in überraschender Weise mit einer kühnen Betonung unterbrach. Aber wir besaßen damals auf der Bühne unseres Schauspielhauses in Auguste Crelinger eine Meisterin des Vortrags, die mit ihrer rhetorischen Kunst als Iphigenie oder Orsina ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden hatte als die Rachel etwa in der Erzählung Camillas, wie sie am Fuß des Aventin den griechischen Wahrsager aufgesucht, welche Prophezeiung sie von ihm vernommen und welche Träume sie geängstigt. Eine schlanke, mittelgroße Gestalt, der die antike Gewandung so wunderbar saß, als wäre sie ihr angeboren, ein blasses, feingeschnittenes Gesicht, mit dunklen Haaren und Augen, in dem Gesamtausdruck eine wie hinschmachtende Melancholie, die im seltsamsten Gegensatz zu ihren Wutausbrüchen und ihrer tragischen Verzweiflung stand — offenbar die geheimnisvolle Schrift der Krankheit, der Schwindsucht und Abzehrung, der sie einige Jahre später, am Sonntag den 3. Januar 1858 erliegen sollte — so schritt sie stolz und langsam über die Bühne. Ihre Gebärde war immer ausdrucksvoll, aber in der Ruhe karg, ihre Haltung, ob sie nun saß oder stand, hatte in den klassischen Trauerspielen etwas durchaus Statuarisches. All diese Vorzüge machten sich gleich im ersten Eindruck geltend, nur daß sie zunächst den Zuschauer weder erwärmten noch fortrissen. Es war wie das Leuchten des Mondes, voll Glanz, doch ohne Feuer. Da, im vierten Akt, als sie den Tod ihres Geliebten durch das Schwert des Bruders erfahren, erwachte wie mit einem Zauberschlage der Dämon in dieser so ruhigen, so zarten Gestalt. Sie wuchs gleichsam in die Höhe, über sich selbst hinaus, das Antlitz mit seinen seelenhaften Zügen verwandelte sich in das schmerzentstellte, zornentflammte Gesicht einer Furie, alles an und um ihr war Leidenschaft, wie ein rollender Donner ging ihr Fluch über Rom dahin.

Digitized by Google

Ich war betäubt und überwältigt, niemals hatte ich einen solchen Sturm der Verse vernommen, solchen Ausbruch elementarer Leidenschaft gesehen. Und dann Roxanes Liebe und Eifersucht, die Wut Hermiones, wenn sie mit bitteren Worten den Orest zum Morde des Pyrrhus geißelt, den Liebeswahnsinn und das Verschmachten Phädras, den königlichen Stolz Maria Stuarts, den Scherz und die Anmut der Lesbia, den Traum der Athalia ... unvergeßlich haben sich mir diese Eindrücke eingeprägt. Ich habe niemals von der Bühne her stärkere empfangen. Gewiß war, wenn ich mir jetzt die Darstellungen der Rachel zurückrufe und sie kritisch zergliedere, neben der genialischen Kraft eine gewisse Manier darin unverkennbar; nicht immer waren die gleichgültigeren Momente einer Rolle mit ihren leidenschaftlichen harmonisch ausgeglichen, zuweilen wurde absichtlich dieser Zug einer Figur vernachlässigt, um jenen desto stärker hervorzuheben, ohne Zweifel wurde ihr die Ausarbeitung und Steigerung der Rolle bis zu einem nicht mehr zu übertreffenden Gipfelpunkt durch das Wesen der französischen Tragödie erleichtert, die stets nur, in unserem Sinne, neben Shakespeare und Schiller gehalten, eine einzige gespannte Situation, ein fünfter Akt ist, und deren Gestalten nur von einer Leidenschaft beherrscht werden und auf einen Accord gestimmt sind. Damals konnte ich mir bei meiner Jugend und in dem Banne der dämonischen Frau diese Einwände nicht machen: ich war aufgelöst in Bewunderung, in Entzücken und geheimen Schauer. Ich hatte die Empfindung, einer höchsten Kunstleistung gegenüberzustehen und ihrem Zauber widerstandslos zu erliegen. Ja, in dem Rahmen ihrer nationalen Dichtung war die Kunst der Rachel etwas Höchstes und nach ihr nicht wieder Erreichtes. Sie hauchte den Schatten Corneilles und Racines ein feuriges Leben ein, eine Glut der Seele, von der die Dichter selber schwerlich eine Ahnung gehabt, sie gab ihnen gleichsam ihr eigenes Herzblut zu trinken. Was dann nach ihrem Tode von ihrer geringen Bildung, von dem Einfluß ihrer Lehrmeister, von ihrem Nachahmungstalente erzählt wurde, um ihren Genius herabzusetzen und sie zu dem Saitenspiel zu erniedrigen, auf dem andere gespielt, hat mich nicht überzeugt. Wohl konnte sie nicht ohne Anleitung, ohne unablässige Übung, ohne die Berechnung eines feine Mittel kühl abwägenden Verstandes diese Vollendung des Vortrags, diese Herrschaft über die Bühne und über sich selbst erlangt haben, aber das alles stand doch erst in zweiter Linie, das Ursprüngliche war ihre eigene dämonische und erfinderische Natur. In ihr lohte der Feueratem der Beredsamkeit und der Leidenschaft, den sie diesen frostigen Alexandrinern mitteilte, daß sie wie eine glühende Lavamasse dahin zu fluten schienen; in ihr war vielleicht unbewußt jenes hohe schöpferische Kunstgefühl, daß sie in jeder Stellung und Bewegung einem Gebilde der griechischen Plastik glich, nicht Phidias, nicht Praxiteles hatten etwas Herrlicheres geformt. Und diese Kunst und diese Seele lebte in einem zarten gebrechlichen Leibe und adelte ein feines, aber nicht schönes oder im ersten Eindruck auch nur auffälliges Gesicht.

Dieser Gegensatz zwischen ihrer Erscheinung außerhalb der Bühne — oft genug habe ich sie an der hinteren Pforte des Operuhauses, in dem sie ihre Vorstellungen gab, erwartet und bin ihr dann, wenn sie an den heißen Sommerabenden, am Arm ihres Bruders, in schwarzer Kleidung, langsam wie mit müdem Schritt den kurzen Weg nach ihrem Hotel unter den Linden zurücklegte, in scheuer Entfernung nachgeschlichen — zwischen der Rachel im Leben und dem Medusenhaupt, das mich im Theater erschreckte und festbannte, verlieh ihr einen tragischen Zug, der sie mir noch verehrungswürdiger machte. Wenn ich sie als Adrienne Lecouvreur sterben sah, wenn sie als Phädra in ihrem Sessel zurückgelehnt den Vers sprach: „Que ces vains ornements, que ces voiles me pèsent!“ mit einem Ton,

Digitized by Google

in dem der ganze Lebensüberdruß und die Todessehnsucht der liebekranken Königin herzzerreißend ausklang, beschlich mich ein Schauer, daß sie selbst eine langsam Dahinsiechende, von der inneren Flamme Verzehrte sei... So steht das Bild dieser einzigen Künstlerin vor mir, welche die Liebe zu der französischen Litteratur in mir erweckte. Vermutlich würde diese geistige Wahlverwandtschaft sich früher oder später auch ohne ihren Einfluß durch einen anderen Zufall entwickelt haben, aber von der Erscheinung der Rachel strömte für mich lange ein besonderer Glanz auf meine französischen Studien über. Es ist selbstverständlich, daß ich mich anfänglich in Corneille und Racine nur hineinlas, um ihrer Rede und ihrem Spiel besser folgen zu können. Allmählich that es mir dann die Eigenart der Dichtung und der Rhythmus der Sprache an. Unmerklich führte der Weg mich weiter, von Corneille zu Molière, von Racine zu Voltaire. Es gab eine Zeit, wo ich Racine beinahe so gut auswendig wußte wie Schiller. Da ich niemals die Geschichte von der Litteratur habe trennen können, verband sich mit der Lektüre der Dichtungen das Studium der Zeit. Es war damals in Dresden, daß mich Auerbach neckte: ich sei wie ein französischer Abbé in die deutsche Litteratur gesprungen. Bei seinem geringen historischen Sinn merkte er nicht, welchen Wert und welche grundlegende Bedeutung für meine Rokokoliebhaberei gerade die Architektur Dresdens und die Formen des Großen Gartens hatten. Viele Jahre später erst habe ich die französischen Gärten und Schlösser aus eigener Anschauung kennen gelernt.

Wie sehr ich mir indessen auch in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung an und für sich, ohne jede Zuthat, gefiel, mir die Luft und der Himmel ebenso zusagten wie die Höflichkeit und die Friedfertigkeit der Bewohner, so besaß Dresden doch zwei besondere Magnete, die mich immer wieder hinzogen und festhielten: die Gemäldesammlung und das Theater. Die Dresdener Gemäldegalerie in dem prachtvollen weiträumigen Palaste, den ihr Semper an der Seite des Zwingers gebaut, kennt jetzt, ich möchte sagen, ein jeder. Durch die Photographie sind ihre Meisterwerke zum Gemeingut aller geworden. Vor sechsundzwanzig Jahren waren die Besucher und nun gar die Kenner der Galerie zu zählen. Mäßige Stahlstiche vermittelten weiteren Kreisen die ungefähre Bekanntschaft ihrer Schätze. Unwürdig genug waren sie in dem sogenannten alten Stallgebäude, im Inneren der Altstadt, an einem Platze, dessen gegenüberliegende Seite von zwei großen Gasthäusern, dem Hotel de Saxe und dem Hotel de Rome, eingenommen wurde, untergebracht. Die Räume des oberen Stockwerkes waren die schmucklosesten, die Bilder dicht aneinandergedrängt, die Beleuchtung eigentlich nur an sonnigen Nachmittagen eine genügende. Dennoch habe ich hier die genußreichsten Stunden verlebt. So innig vertraut waren mir diese farbigen Wundertafeln in ihrer altmodischen, halbwegs verstaubten Umgebung geworden, daß sie mir später in ihren neuen glänzenden und lichten Sälen beinahe wie fremd erschienen und ich mich erst an ihren so ganz veränderten Anblick gewöhnen mußte. Niemals haben mir die Veroneses und die Rembrandts so ins Herz geleuchtet wie in dem alten Stallgebäude. Und dazu die köstliche Stille und Einsamkeit! Wie gering war die Zahl der Besucher, wie oft war man in einem Zimmer mit dem gelbrockigen Galeriediener eine geraume Zeit allein! Nie störte vor der Sixtina oder der noch nicht entthronten Holbeinschen Madonna das öde Bewunderungsgeschwätz oder das Nachplappern der Reisebücherphrasen der Alltagstouristen die stille Andacht des Beschauers, noch hinderten die Staffeleien der Kopisten nicht vor jedem berühmten Gemälde die eingehende Betrachtung. Ungestört konnte ich mich dem Schauen, dem Studium, dem Entzücken überlassen. Auch ohne die kritische Unruhe und Sorge, die jetzt gerade bei den Gebildeten und Kunst-

Digitized by Google

verständigen die reine Freude und Hingebung den Schöpfungen der Malerei gegenüber beeinträchtigt. Im guten Glauben nahm ich die Mitteilungen hin, die der Katalog über die einzelnen Bilder enthielt, ich mäkelte weder an den Titeln, die er ihnen gab, noch bezweifelte ich die Urheberschaft der Künstler, denen er sie zuschrieb. Nicht entfernt verfügte die Kunstgeschichte über den weitschichtigen Apparat, den sie seit Crowes und Cavalcaselles Forschungen heranzuziehen pflegt, um die Herkunft eines jeden Bildes zu bestimmen; der Gebrauch, den man jetzt bei der historischen wie bei der ästhetischen Untersuchung von den Handzeichnungen macht, war damals auf die seltensten Fälle beschränkt, hat doch erst die Photographie in den letzten fünfzehn Jahren diese Handzeichnungen der Meister allgemeiner verbreitet; Streitigkeiten zwischen den Kunstgelehrten über die Echtheit und die Unechtheit irgend eines Gemäldes bestanden wohl, aber sie wurden nicht in den Tageszeitungen vor einem gemischten Publikum ausgefochten, allerlei Galerieanekdoten über die Schicksale des einen und des anderen Juwels der Sammlung liefen um, aber sie blieben in dem engen Kreise der Maler, der Kenner und der Diener.

Nicht ganz ohne Vorkenntnisse vertiefte ich mich in die Welt der Schönheit, die sich mir hier erschloß. Ich hatte einige kunstgeschichtliche Werke gelesen, einige Vorlesungen über die italienische und die flandrische Malerei gehört und, was in diesen Dingen die Hauptsache ist, durch den häufigen Besuch des alten Berliner Museums meine Augen geübt. Das Berliner Museum enthielt keine hervorragende Sammlung, an all die Erwerbungen, welche die letzten drei Jahrzehnte ihm in so reicher Fülle gebracht haben, wagte sich nicht der kühnste Wunsch, sein bedeutsamstes Kunstwerk waren die von dem Genter Altarbilde Jan und Huberts van Eyck stammenden großen Tafeln, deren farbige Herrlichkeit, deren charakteristische Gestalten der singenden Engel, der Pilger und der Ritter mich immer von neuem anzogen. Der besondere, für das Studium der Kunstgeschichte nicht hoch genug zu schätzende Wert der Berliner Gemäldesammlung beruhte in dem historischen Überblick, den sie über das gesamte Gebiet der Malerei vom fünfzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gewährte. Die flandrische und die altdeutsche Schule waren reich, die italienischen Schulen bis zu Raphael mannigfaltig vertreten, die Niederländer, die Spanier, Mignard und Watteau fehlten nicht, von Correggio und Tizian fanden sich treffliche Stücke — für die Belehrung, für die Erkenntnis der Verschiedenheiten zwischen den Malerschulen war in jeder Weise gesorgt, besser und systematischer als in den berühmten Galerien. So vorbereitet konnte ich mich um so freier, „von allem Wissensqualm entladen", dem Genusse der Dresdener Meisterwerke hingeben. Mit ihrer Schönheit ging mir zugleich der Zusammenhang zwischen der Malerei und der Dichtkunst der Renaissance ahnungsvoll auf. Von der Höhe, auf der die Malerei im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in Italien und Spanien, in Belgien und Holland gestanden, als der künstlerische Ausdruck des Lebens und die vorwaltende Kunst, ist sie längst herabgestiegen. Wie sich der Staat und die Gesellschaft seitdem entwickelt haben, ist es nicht mehr möglich, daß die Malerei die geistige Bewegung je wieder so beherrschen könne, wie sie es in Raphael und Michelangelo, in Rubens und Rembrandt gethan. In den beiden ersten gipfelt die italienische Renaissance: kein Philosoph, kein Dichter ihres Jahrhunderts, nicht einmal Ariosto, kann sich mit ihrer Wirksamkeit vergleichen, bis auf Dante muß man zurückgehen, um einen Einfluß auf die Nachwelt zu finden, der dem ihrigen ebenbürtig ist. In Rubens und Rembrandt ist nun gar alle Kunst, alle geistige Kraft der Niederlande beschlossen. Keine Architektur, kein Bildhauerwerk, keine Dichtung, keine unvergleichliche wissenschaftliche That giebt uns von dem Geist, der in dem holländischen

Digitized by Google

Bürgertum des siebzehnten Jahrhunderts lebte, von dem Unsterblichen in ihm Kunde: einzig Rembrandt hat den Schönheitsschimmer auch dieses Lebens und seine Weltanschauung in seine Gemälde hinübergerettet, Spinozas Ethik kann man nicht dagegen anführen, denn nur zufällig ist sie in Amsterdam und im Haag entstanden, Spinoza war ein portugiesischer Jude, der trotz seiner Geburt in Amsterdam mit dem holländischen Wesen nichts Gemeinsames hatte. Wie tief die Schönheit der Malerei Herz und Auge des Betrachters rührt, hängt von seiner Empfänglichkeit ab, die geistige Bedeutung der Kunst aber, ihr Einfluß auf alle Lebensäußerungen in gewissen Epochen sollte von jedem Gebildeten gewürdigt werden. Immer mehr verliert sich zu meinem Bedauern in Deutschland der Zusammenhang zwischen der Litteratur und der Malerei; was Wunder, daß die Malerei zu einer bloß technischen Fertigkeit geworden ist und, während sie die äußere Wirklichkeit auf das natürlichste wiedergiebt, aufgehört hat, auch nur das kleinste Rad in der intellektuellen Bewegung dieser Wirklichkeit zu sein!

Stärker noch und ungleich lebhafter als die Gemäldegalerie beschäftigte das Theater die Einwohner und die Fremden in Dresden. Die Oper wie das Schauspiel genossen eines gleich großen Rufes. Mit Recht, in einem vorzüglichen Ensemble mittlerer Kräfte wirkten hervorragende Talente als Sterne erster Größe. In demselben edlen und anmutigen Bau unmittelbar an der Elbe, dem Schloß und der katholischen Schloßkirche gegenüber, wechselten Oper und Schauspiel Tag um Tag ab. Für das Lustspiel und das moderne Schauspiel war die Bühne nach meinem Gefühl ein wenig zu weiträumig, und die feineren Schattierungen des Spiels und des Vortrages kamen auf ihr nicht zu der Geltung, wie etwa in dem für die Vorstellungen solcher Stücke auf das beste geeigneten Berliner Schauspielhause, aber für die stattlichen Aufzüge und die Massenentfaltungen der historischen Trauerspiele und der Meyerbeerschen Opern hatte der Raum etwas überaus Günstiges und Festliches. Stimmungsvoll entführte der Vorhang, die Romanze mit ihrem Gefolge aus Tiecks „Kaiser Octavianus" in bunten Farben darstellend, die Phantasie, noch ehe das Spiel begann, in das alte romantische Land. Neben Mozart und Gluck herrschten auf der Opernbühne Meyerbeer und Spontini. Tichatschek als Cortez, Raoul und Masaniello gehört zu haben, war eine unabwendliche Obliegenheit des Fremden, Jenny Ney war ebenso vortrefflich als neckisch-mutwillige Frau Fluth in Nicolais „Lustigen Weibern von Windsor" wie als tragische Donna Anna. Von Richard Wagner wurde kaum gesprochen. Die Teilnahme des „königlich sächsischen Kapellmeisters" an dem Mai-Aufstande im Jahre 1849 wurde ihm in allen Kreisen der Bürgerschaft damals als unsühnbare Schuld angerechnet. Mit einem Ton, der in dem Herzen des Hörers Grausen und Empörung erregen sollte, wurde erzählt, daß er auf das alte Stallgebäude mit all seinen Bilderschätzen habe Kanonen richten wollen, um den Vormarsch der Preußen zu hindern. Was daran wahr ist, weiß ich nicht. Aber es war die Überzeugung vieler Dresdener. Wagners Frau lebte noch in der Stadt, und die Geschichten, die von dieser Ehe und von der Not, in der Wagner jetzt die Frau ließe, von Mund zu Mund gingen, richteten alle ihre Spitzen gegen ihn. Der einzige, der gut oder doch wenigstens entschuldigend von ihm sprach und seine künstlerischen Eigenschaften anerkannte, war Gutzkow, der in den Jahren 1847 bis 1849 mit ihm, schon durch ihre gemeinsame Arbeit an dem Theater, in mannigfache Berührung gekommen war. Alle theatralischen Interessen aber drängte der Streit und die Nebenbuhlerschaft zwischen Emil Devrient und Bogumil Dawison in den Hintergrund. In leidenschaftlicher Parteinahme beschäftigte dieser Gegensatz, gerade weil er zugleich ein persönlicher und ein künstlerischer war, die Dresdener.

Digitized by Google

Nicht bloß die Gebildeten, sondern auch die kleinen Handwerksleute. Im Durchschnitt waren alle Frauen für Emil Devrient begeistert, die Ausnahmen, die für Dawison schwärmten, galten für „Emancipierte“ und waren es auch wohl, wenn man ihr Betragen mit dem Maßstab der sächsischen Behutsamkeit und Förmlichkeit maß.

Beide Männer, Dawison wie Emil Devrient, waren von der Natur schon zu Gegnern bestimmt. Wo immer sie einander, auch nur zufällig, begegnet wären, würden sie sich abgestoßen haben, wie viel mehr als Schauspieler an demselben Theater. Emil Devrient hatte eine schlanke, vornehme Gestalt. In geschickester Weise verstand er es, die Schäden des Alters zu verdecken. Doch nicht einzig, wie die Bosheit behauptete, durch stundenlange Verschönerungsarbeiten. Ich habe ihn oft genug im Schlafrock gesehen, ehe die Toilettenkünste ihn zu dem Apollogott gemacht, mit dem ihn seine Verehrerinnen verglichen. Es war eine so eigene Geschmeidigkeit, eine solche Anmut der Bewegung in seinen Gliedern, eine so bezaubernde Liebenswürdigkeit in seinem Betragen, daß er jedem und in jeder Lage jünger erschien, als er war. Das Regelmäßige seines Gesichts, der Schwung seines leicht gelockten Haares, große und freundlich blickende Augen, immer etwas wie der Glanz eines heiteren Lächelns um den feingeschnittenen Mund trugen das Ihrige dazu bei, in der Nähe den Eindruck zu verstärken, den seine Gestalt, seine Haltung, sein Gang schon in der Entfernung ausübten. Was in dieser Fürstlichkeit seines Auftretens ursprünglich, was angelernt war, vermochte ich nicht mehr zu unterscheiden: sie saß ihm tadellos wie sein Rock und war ihm zur zweiten Natur geworden. Bis zum Tranchieren eines Geflügels bei Tisch that er alles mit einer gewissen Grandezza. Das hohe Selbstbewußtsein, das ihn erfüllte, die Empfindung von dem, was er sich und seiner Kunst schuldig sei, hielten ihn von jeder Niedrigkeit fern. Weder eine Roheit noch eine Zweideutigkeit habe ich je von ihm gehört. Der Nimbus, der ihn im Leben wie auf der Bühne umschwebte, sollte durch nichts gestört werden. Mit seinem sarkastischen Lächeln erzählte Gutzkow gern eine Anekdote von ihm, die für den Menschen wie für den Künstler gleich bezeichnend war. Eines Tages, als Gutzkow noch Dramaturg des Theaters war, kommt Emil Devrient in der verdrießlichsten Laune zu ihm. „Ich bin trostlos,“ sagt er ihm, „ich kann in dem neuen Stück nicht spielen, alles sträubt sich in mir gegen diese Rolle.“ — „Aber sie ist dir doch auf den Leib geschrieben.“ — „Hast du sie aufmerksam gelesen? Dreimal habe ich in der ersten Scene das Wort Geld zu betonen — ich und Geld! Wenn ich wenigstens statt dieses gemeinen Wortes Gold sagen könnte!“ — „Sage Gold,“ tröstete ihn Gutzkow, „das Publikum wird schon wissen, was es davon zu halten hat.“ „Und nun,“ fuhr Gutzkow fort, „mußte man die unnachahmliche Gebärde der Verachtung sehen, das zornige und spöttische Beben seiner Stimme hören, wenn er ausrief: elendes Gold! Als ob er über die Schätze des Krösus verfügte. Weit weg war man aus der modernen Dürftigkeit, und er statt eines armen Schluckers der richtige Märchenprinz.“ Aber er spielte doch nicht nur den Prinzen, er war es auch. Er besaß die Tugend der stillen Wohlthätigkeit und Selbstbeherrschung und Verschwiegenheit im vollkommensten Grade. Die Herzen der Frauen flogen ihm zu, man behauptete, daß es ihm gegenüber keine Sprödе gäbe. Niemals entschlüpfte ihm jedoch ein ungezogenes oder ein geringschätziges Wort über die Frauen, ich habe keinen ersten Liebhaber gekannt, der so wenig wie er von seinen Siegen zu wissen schien. Wie alle Schauspieler, verzehrten ihn Eitelkeit, Ehrgeiz und Neid, er war nicht frei von dem innersten Wesen der Schauspielkunst, der Lüge, allein er warf den Fürstenmantel über all diese Schwächen.

In dem allen beinah war Bogumil Dawison sein Widerspiel. Wenn Devrient

Digitized by Google

der geborene König der Bühne, war Dawison der bäuerische Usurpator darauf. Es hatte einen tiefen Sinn, daß die unvergleichlichste seiner Rollen, in der er, wie ich glaube, alle seine Vorgänger übertraf und von keinem Nachfolger je übertroffen werden wird, Richard III. war. Seinem Gesichte gab die Mischung von slavischen und jüdischen Zügen das unvergeßliche charakteristische Gepräge; um heroisch zu erscheinen, mußte er sich mit einem gewissen Zwange in die Höhe recken. Aus armen und unwürdigen Verhältnissen hatte er sich emporgearbeitet, es hätte ihm zu noch größerem Ruhme gereicht, wenn er es hätte vergessen können. Aber er blieb sein Leben lang ein Parvenu. Er prahlte mit seinem Genie wie mit seinem Reichtum. Oft genug brachen die rohen Sitten seiner polnischen Heimat durch die angelernte gesellschaftliche Form, wie in seinem Deutsch trotz seiner unermeßlichen Anstrengungen der polnische Accent hin und wieder klang. Er liebte bedenkliche Scherze und war nicht immer rücksichtsvoll gegen Arme und Schwache. In seiner Villa übte er die Gastfreundschaft in der Weise des Lindauschen Kommerzienrates, der annimmt, daß man von seinen Weinen und Cigarren die Preise sagen darf. Die Bitterkeit seiner Ironie schonte nichts, seine Heftigkeit war maßlos. Alle Dinge werden bekanntlich hinter den Kulissen ins Ungeheuerliche übertrieben, so malte die Legende denn auch Dawison in das Schwarze. Sie vergaß nur zu sehr seine Lichtseiten. Er hatte neben seinen finsteren auch seine heiteren, jovialischen Stunden. Dann trug er seine erste Frau, eine zarte, kränkliche Dame, wörtlich auf Händen, oder briet selber am Herd den Freunden die Beefsteaks, welche die polnische Köchin ihm nicht zu Danke zubereitete. Die ergötzlichsten Schnurren schüttelte er wie aus dem Ärmel, an jüdischen Anekdoten war er unerschöpflich. Solche Geschichten wären in Gegenwart vieler nie über Devrients Lippen gekommen. Der schleifende Gang Dawisons, seine ausdrucksvollen, aber anmutlosen Bewegungen verrieten ebensosehr den Plebejer, wie diese Freude am Niedrigen. Freilich war dieser Plebejer dafür etwas, was der König Devrient nicht war: auf der Bühne wie im Leben eine dämonische Natur. Vor der Zeit haben ihn Ruhm- und Erwerbsucht, die maßlose Ausbeutung seines Talentes und die Zügellosigkeit seiner Leidenschaften in den Wahnsinn und das Grab gestürzt: ein Ende, das ihm damals in den fünfziger Jahren schwerlich einer prophezeit hätte. Er stand auf der Höhe seiner Kunst, in einem festen Gefüge, der Virtuose in ihm hatte noch kaum die Flügel geregt. Nicht bloße Mittelmäßigkeiten wie nachher auf seinen Wanderfahrten, hervorragende Künstler, die Damen Bayer-Bürck und Berg, die Herren Winger, Bürde und Porth, umgaben ihn, der große Nebenbuhler machte ihm jeden Fuß breit Raum streitig. Auf den Brettern wie in der Gesellschaft. Daß er mit der Grazie und der bestechenden Liebenswürdigkeit Devrients nicht ringen konnte, hatte er bald genug gemerkt, er ließ dafür das Diabolische seines Geistes, eine seltene Vereinigung von Verstandesschärfe und Phantastik, von Cynismus und Melancholie in allen Lichtern schillern. Und wie weit — sag ich himmelhoch oder höllentief? — war er darin dem guten beschränkten Emil über! Der verfügte nur über den getragenen und erhabenen Ton, während dem anderen ein ganzes Orgelregister zur Verfügung stand. Von den spöttischen wie von den witzigen Einfällen, von den Grillen wie von den wilden Phantasien Dawisons war ihm nichts gegeben, in ihrem jähen Wechsel begriff er diesen Humor und diese mephistophelische Laune kaum.

Fast zwei Jahrzehnte war Emil Devrient der verwöhnte Liebling Dresdens gewesen, als bei einem Gastspiel im Jahre 1853 das Meteor Dawisons an dem Theaterhimmel der Stadt aufging. Es war wie eine neue Offenbarung. Und auch heute noch, wenn ich der Abende gedenke, an denen ich Dawison als Richard III., als Hamlet, als Franz Moor oder in bürger-

Digitized by Google

lichen Schauspielen als Bonjour, als Graf Thorane in Gutzkows „Königslieutenant" zum erstenmal sah, habe ich den Eindruck, daß uns damals etwas Neues, Originales in der Menschendarstellung geboten wurde, mehr Lebenswahrheit, mehr Individualität als in der bis dahin nach einem idealen Schema geübten Kunst. Die Grenzen seines Talents zeichneten sich anfangs, wo es selbst noch biegsamer und bildungsfähiger war, nicht so bestimmt ab wie in späteren Jahren, die Begeisterung, mit der mich diese lebensvollen Gestalten erfüllten, verwischte freundlich ihre Schwächen. Eine schauspielerische Kraft entfaltete sich in ihnen, die an fortreißender Wirkung dem Genius der Rachel ebenbürtig war, an schöpferischer Mannigfaltigkeit ihre Leistung übertraf und nur in der Wiedergabe des Heroischen hinter ihrem Spiel zurücktreten mußte. Für mich konnte Devrients spiegelglatte, saubere Weise gar nicht damit wetteifern. Wie idealisch er auch seinen Egmont, Tasso und Richard II. ausstattete, sie hatten für mich etwas Verblasenes. Ich entsinne mich noch, daß ich Gutzkow empfindlich kränkte, als ich in einer Vorstellung Richards II. das Haus nach dem dritten Akt verließ: die ewig königliche Gebärde Devrients, die niemals natürlich werden wollte, dies beständige Mollgesäusel königlichen Jammers vermochte ich nicht zu ertragen. Ich empfand wohl, daß sie der Wiederklang einer hochgestimmten Seele waren, daß dieser Darstellung der Begriff der Majestät und der tragischen Schönheit vorschwebte und sie ihn in großen, edlen Linien, in einem mehr seelenhaften als lebendigen Vortrag zu verkörpern suchte, aber es ergriff mich nicht. Manches Jahr habe ich zu den Vorkämpfern der neuen realistischen Kunst Dawisons und Marie Seebachs gehört, die ihm in ihrer Auffassung und ihrem ganz auf das einfach Natürliche gerichteten Spiel wahlverwandt war, und die ich ebenfalls zuerst in Dresden 1856 gesehen habe. Über den Genuß hinaus, den ihre Darstellungen den Zuschauern bereitet, und den die Nachwelt leider, weil er seinem Wesen nach nicht zu beschreiben ist, weder begreifen noch nachfühlen kann, ist von ihnen eine Anregung, ein Drang nach Wahrheit und Unmittelbarkeit als unzerstörbares Gut auf die deutsche Schauspielkunst übergegangen. Aber auf der anderen Seite habe ich im Vergleich zu der immer weiter um sich greifenden, immer tiefer in das Platte sinkenden Natürlichkeit des Spiels und der Stillosigkeit des Vortrags die damals so geringgeschätzte idealische und romantische Weise wieder herbeisehnen gelernt und seufze wie oft vergebens nach Emil Devrient und Hermann Hendrichs, nach Auguste Crelinger und Julie Rettich. Wie regt sich im Alter, bei der Wandlung der Zeiten und des Geschmacks, der Wunsch nach Dingen, die man in der Jugend in Fülle besaß und achtlos fallen ließ!

An der Spitze dieser Erinnerungen hätte eigentlich der Name des Mannes stehen müssen, der in jenen Jahren die hervorragendste Berühmtheit Dresdens war und für mich den Mittelpunkt des Lebens und Treibens bildete: Karl Gutzkow. Von allen Städten, in denen Gutzkow in dem Wechsel seines Lebens, doch auch ein vielverschlagener, von dem Schicksal und der eigenen Unruhe umhergetriebener Odysseus geweilt, hat ihn Dresden am längsten festgehalten. Seine Reisen führten ihn wohl hier und dort hin, bald in kürzeren, bald in längeren Ausflügen, aber seßhaft war er doch in den Jahren 1847 bis 1861 in Elbflorenz. Es war das Verhängnis seines Daseins, daß er diese Stadt und ihre freie Geselligkeit mit dem engen Weimar, seine unabhängige litterarische Stellung mit der bedingten und verantwortlichen eines Generalsekretärs der Schillerstiftung vertauschte. Er war gern in Dresden, wenn nicht von vielen geliebt, doch von allen geehrt. Wenn er über die Brühlsche Terrasse auf und nieder ging, war des Grüßens kein Ende. Der eine blieb stehen, um ihm nachzusehen, der andere, um ihn einem Fremden zu zeigen. Trat er in

Digitized by Google

ein Kaffeehaus, steckten die Gäste an den Tischen einen Augenblick die Köpfe flüsternd zusammen. Er hatte sich an das sächsische Wesen gewöhnt, so weit es auch von seiner eigenen ironischen Weise und seiner grüblerischen Natur ablag. In allen Ständen hatte er Bekannte, hingebende Freunde und Freundinnen, obgleich jede Freundschaft, die litterarische wie die menschliche, bei seinem Argwohn und seiner Empfindlichkeit, immer wie auf der Spitze einer Nadel schwankte. Er hat in jenen Jahren zuerst in der stillen Lindenstraße, nebenan lag das Haus und der Garten des Malers Eduard Bendemann, dann in der stattlicheren, immer mehr von dem Lärm des Tages durchwogten Prager Straße, in der Nähe des Böhmischen Bahnhofs, gewohnt, in behaglicher Häuslichkeit und Einrichtung. 1858 hatte er, um ungestörter an seinem „Zauberer von Rom" arbeiten zu können, Frau und Kinder nach Frankfurt am Main geschickt, und zog aus einer Chambre garnie in die andere. Ich glaube, daß sich das Leiden der Schlaflosigkeit, an dem er litt, da zu jener Höhe ausbildete, die zuletzt eine Weile die traurige Umnachtung seines Geistes erzeugte. Er war zum zweitenmal verheiratet: Bertha Meidinger war um viele Jahre jünger als er, eine schöne, muntere Frau mit braunem Haar und der frischesten Gesichtsfarbe, die eine leise Sehnsucht nach ihrer Vaterstadt Frankfurt am Main niemals unterdrücken konnte, stets in der heiteren Beweglichkeit der Süddeutschen. Die beiden ältesten Söhne aus der ersten Ehe, Hermann und Fritz, besuchten in Berlin ein Gymnasium, drei kleine, allerliebste Mädchen spielten und lärmten im Hause und hatten an mir, dem „spaßigen Onkel", einen bereiten Genossen und Gefährten auf Spaziergängen und in allerlei Mutwillen. Den Vater beschäftigten neben seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" schon beinahe ausschließlich seine Studien zu dem großartigsten Kulturgemälde, das die Weltlitteratur dieses Jahrhunderts auf dem Gebiete der Dichtung besitzt, dem „Zauberer von Rom". Die Schauspiele, die er dazwischen schrieb: „Ella Rose", „Leuz und Söhne", „Lorbeer und Myrthe", erfüllten weder seine noch des Publikums Erwartungen. Die Erfolge und der stürmische Beifall, die „Werner" und „Uriel Acosta", „Zopf und Schwert" und „Das Urbild des Tartüffe" gefunden, die, wenn auch in schwächerem Maße, noch dem „Königslieutenant" zu teil geworden, wollten sich nicht mehr erringen lassen. Doch mehr aus einem innerlichen Grunde, als aus widrigen Zufällen und der Abneigung der Kritik, wie Gutzkow meinte. „Die Ritter vom Geiste" hatten seine Phantasie, ihm unbewußt, dem Drama entfremdet und in die Weite und Breite des Epos gelenkt. Seine Pläne und Fabeln schichteten sich neben- und übereinander zu Massen auf, so sehr war er an ein vielverschlungenes Gewebe, an ein Verknüpfen entlegener Geschichten gewöhnt, daß er aus diesen Labyrinthen nicht mehr den Weg zu der einfachen Handlung und Struktur des Dramas fand. Seine Schauspiele verloren ihre Klarheit, die Bestimmtheit des Grundgedankens und irrten von dem Ziel in Nebensachen und Spitzfindigkeiten ab. Widerwillig erkannte er es endlich und nahm Abschied von der Bühne, die ihm ihre Erneuerung, der er das schönste Blatt in seinem Lorbeerkranze verdankte.

Seit 1855 bildete der „Zauberer" — ursprünglich sollte der Roman „Der römische Zauber" heißen — das A und O unserer Unterhaltungen. Wie es seine Weise war, fing Gutzkow an, Bücher, Menschen und Dinge einzig auf diesen Zweck hin zu betrachten, zu durchblättern, auszufragen. Sogar die Adreßbücher der Stadt Köln aus dem Ausgang der dreißiger Jahre hielt er seines Studiums nicht für unwert. Schon in dem Aufriß seines Planes spielte die Landschaft Westfalens, seine Adelsfamilien, Schlösser und Kirchen eine Rolle, hat doch die römische Magie auf keinen anderen Teil des Vaterlandes wunderjamer gewirkt als auf Westfalen. Welch ein Fest war es da für ihn,

Digitized by Google

in einer der vielen adeligen Schriftstellerinnen, angejahrten unverheirateten Damen, einen Schatz westfälischer Erinnerungen und genealogischer Kenntnisse zu entdecken. Wie oft haben wir zu dritt im Café Français gesessen und den Jugendgeschichten des Fräuleins gelauscht. Ich bewunderte zugleich Gutzkows Geduld und Spürsinn. Die Dame, der das Glück weder in der Liebe noch in der Poesie günstig gewesen, hatte nie einen aufmerksameren Zuhörer für ihre „olle Kamellen" gehabt, und während ich es für das ödeste und leerste Gerede nahm, fand er mehr als ein hundertfältiges Samenkorn darin. Selten hat sich mir Spielhagens Wort von dem Dichter, der immer und überall Finder und Erfinder ist, lebendiger verkörpert. Die empfangene Anregung war für Gutzkow so mächtig, daß er eine Reise nach Westfalen machte und sich in die katholischen Altertümer und Stimmungen, in Ahnung und Gegenwart Paderborns und Münsters versenkte. Jener Erzählerin hat er das unvergleichlichste Denkmal, wenigstens für die Wissenden, gesetzt: sie ist, in erhöhter und idealischer Gestalt, in einer Ausdehnung ihres schon an sich abenteuerlichen Lebenslaufes nach oben wie nach unten die Lucinde des Romans. Auch Rom und Neapel hat Gutzkow in jener Zeit, doch hauptsächlich des Zauberers wegen, besucht: er kannte bis dahin von Italien nur die oberitalienischen Seen und einige Städte der Lombardei. Für die Komposition des Werkes war sein Aufenthalt in Italien nicht günstig. Unwillkürlich drängte es ihn, seine Beobachtungen, seine Erfahrungen über Land und Leute, Kirche und Kirchenstaat darin niederzulegen, und so verschob sich ihm unmerklich die Idee, von der er ausgegangen: die Spiegelung des römischen Zaubers im deutschen Volksgemüt, die Wirkung in die Ferne, die von dem Vatikan und der Peterskirche, von dem Stellvertreter Christi und seinem Gefolge auf das protestantische wie das katholische Deutschland in allen Formen und Erscheinungen des Lebens ausstrahlt. Wie in der damaligen Zeitgeschichte, trat auch in dem Roman, zu einseitig für mein Gefühl, die italienisch-römische Frage in den Vordergrund; nicht Gutzkows neugewählter Papst, der zugleich der letzte ist, dem die unabsehbare Volksmenge „Freiheit! Freiheit! die unvertilgbar ewige Losung und das gottgegebene Erbe der Menschheit" zujauchzt, sondern der Papst, der sich unfehlbar erklärt, wäre das richtige Ende des „Zauberers von Rom" gewesen: der Zauberer, dem der Boden unter den Füßen von der Revolution entrissen wird, schwingt sich in die Wolken des Himmels empor ...

Aber wie so weit ab von meinem Vorsatz hat mich der Strom der Rede geführt. Nur daß es mir ein Herzensbedürfnis ist, wenn ich von meinen litterarischen Anfängen und Lehrjahren plaudere, am liebsten bei dem Manne zu verweilen, der mir Freund und Führer, Gönner und Förderer in allem Guten war. Ich habe gemütvollere und tiefsinnigere Männer kennen gelernt: einen bedeutenderen Mann als Gutzkow nicht. Wohin sich das Gespräch auch lenken mochte, immer entlockte es ihm einen Blitz oder einen Klang. Wie schön lohnte zuweilen der unerwartete Ausbruch des wärmsten Gefühls die Mühe, die es machte, bis zu seinem Herzen vorzudringen. So sorgenvoll wie in seinen späteren Jahren, so verdrießlich und jedes Strebens überdrüssig schaute er damals, auf dem Gipfel seines Ruhmes, nicht in die Zukunft. Er hatte seine Hamletsstimmungen, wie er sie immer gehabt, die Lebenssorge, bei seiner zahlreichen Familie und der Freigebigkeit seiner Hand, saß in schlaflosen Nächten neben ihm auf dem Lager, nicht erst in Friedberg tauchte die Frage: „Sein oder Nichtsein?" in ihm auf, aber die Schaffenslust, das Vollgefühl der Kraft, der Trotz, den Kampf um das Dasein mit jedem Tage neu aufzunehmen, waren mächtiger als die Schatten und die Kümmernisse. Wie überstrahlte er alle anderen Schriftsteller, die Maler, Gelehrten, Virtuosen, Sänger und

Digitized by Google

Schauspieler, die damals Dresden erfüllten. Keiner kam ihm an allgemeiner Bildung, an Fülle der Gedanken gleich, nur wenige konnten mit seinem sarkastischen Witz den Zweikampf wagen; wie ein reicher Herr die Goldmünzen, streute er Anregungen und Einfälle aus. Manchmal freilich boshafte, die der andere für echtes Gold hielt, obwohl es nur Katzengold war. So hatte Dawison einmal geklagt, daß er mit der Rolle des Mercutio nichts anzufangen wisse, der geistreiche Witzbold, der sein geschniegelte Stutzer, der immer um Romeo hin und her scharwenzelt, sei doch gar zu fadenscheinig und nichtig. „Ja," unterbrach ihn Gutzkow, „wenn Sie sich nicht von der alten Schablone freimachen können! Aber was ist denn Mercutio? Ein Raufbold, ein Händelsucher, das Muster eines italienischen Fechtmeisters" — und nun setzte er ihm auseinander, wie die italienische Fechtkunst im Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts als etwas Neues und Bewunderungswürdiges nach England gekommen sei und Shakespeare deshalb den Fechtscenen einen so breiten Raum in seinen Stücken gegeben habe, Mercutio müsse breitspurig, grell herausstaffiert, bald mit rauher, bald mit lispelnder Stimme, wie ein Bramarbas gespielt werden. Dawison fing Feuer und Flamme; am nächsten Tage schlug Gutzkow das Gewissen und er schickte mich zu Dawison, den tollen Einfall auf das Korn Wahrheit darin herabzumildern. Natürlich war es vergebens; Dawison war überglücklich, sich in seiner ganzen „Originalität" zeigen und das Publikum verblüffen zu können.

Überragte Gutzkow in meinen Augen alle Mitstrebenden, so empfing er doch erst durch die Nähe und Gegenwart so vieler kluger und geistreicher Menschen die rechte Beleuchtung. Das war ein beständiges Kommen und Gehen von einem zum anderen. Auerbach und Hermann Hettner, damals noch in fast zärtlicher Unzertrennlichkeit verbunden, Julius Hübner und Beudemann, Hammer, der Dichter von „Schau um dich und schau in dich", Wolffsohn, der geschickte Übersetzer russischer Erzählungen, dem in dem Schauspiel „Nur eine Seele" durch Dawisons vortreffliche Darstellung des Fürsten wenn kein poetischer, doch ein theatralischer Wurf geglückt war, Eduard Duboc, der mit seiner anmutigen Frau während des Sommers in seinem Hause oberhalb Wachwitz am rechten Elbufer wie auf einer Alm saß, bildeten einen Kreis heiterer Genossenschaft. Dresden bot die glückliche Mischung einer Musenstadt und eines großen Badeortes. Das Gewühl, das in den Nachmittagsstunden, bei dem Niedergang der Sonne, unter den sanft verhallenden Tönen der Musik, die aus dem Garten des Ekpavillons herüberklang, auf den glatten Steinfliesen der Brühlschen Terrasse auf und nieder flutete, war das bunteste und bewegteste. Stärker als unter den Linden in Berlin kam das fremdländische Element zur Geltung. Viel Russen und Polen, junge Engländerinnen und Amerikanerinnen. Das abenteuerlich schillernde Element war in Männern wie in Frauen nicht zahlreich, doch auffällig genug vertreten. Wie ein Schwarm Bienen auf einen blühenden Lindenbaum hatten sich die Schriftstellerinnen in Dresden niedergelassen. In einer satirischen Laune habe ich einmal ihrer sechsunddreißig gezählt, und Gutzkow rief in komischer Verzweiflung: „Und die wollen sich alle an unserem häuslichen Herd niedersetzen?" An mittleren Talenten fehlte es unter ihnen nicht, alle ließ der Ruhm der Luise Mühlbach, deren sogenannte historische Romane dieselbe Modelektüre waren wie jetzt Zolas Familiengeschichte der Rougon-Macquart, nicht schlafen. Aber keine kam ihr an flotter Erfindung und derber Darstellung auch nur nahe. Mit den Schriftstellerinnen, den Aspasias und Diotimas des jüngsten Deutschlands, mit den Verehrerinnen Ibsens und Tolstois verglichen, machten die guten Dresdener Musen und Grazien einen harmlos gemütlichen Eindruck. In ihnen war nichts Stürmisches und nichts Bacchantisches, dennoch bestand

Digitized by Google

zwischen ihnen und der bürgerlichen Gesellschaft etwas wie eine unsichtbare Schranke. Selbst die Frauen Gutzkows und Auerbachs, Hammers und Dubocs sahen sie mit eigenen, halbwegs verwunderten Augen an. Nun gab es ja auch nichts Drolligeres, als wenn diese Damen, die niemals verheiratet gewesen, eifrig über Ehe und Scheidung debattierten und Bücher über die Pflichten der Gattin und der Mutter schrieben. Ein verwöhntes altes Kind dieser Musen war Alexander v. Sternberg, der in den vierziger Jahren einer der beliebtesten Erzähler und ein gern gesehener Gast am Hofe Friedrich Wilhelms IV. gewesen war. Er glaubte, daß man seine royalistischen Gesinnungen, seine Treue in dem Revolutionsjahre nicht genügend belohnt, und rächte sich nun in seinen „Memoiren" durch Indiskretionen und Enthüllungen. 1806 geboren, gehörte er im Grunde noch der Romantik an, und seine litterarische Bedeutung beruhte darin, daß er in seinen Schöpfungen die Romantik mit dem Rokoko durchsetzt. Jetzt war er in seinem Ruhm wie in seinen Vermögensverhältnissen herabgekommen, aber in jeder Lage blieb er ein Edelmann, von den feinsten Umgangsformen, immer in der sauberstem, ja koketten Kleidung. Ich traf ihn am häufigsten in der Gemäldegalerie, er war ein Kenner der holländischen Malerei und hatte besonders für die Landschaft einen sicheren Blick und ein feines Gefühl. Einen Kunstgelehrten durfte man ihn nicht nennen, wie die Litteratur betrieb er auch diese Gemäldestudien als vornehmer Dilettant, und es machte mir einen unangenehmen Eindruck, ihn in diesem Ton zwischen Leichtfertigkeit und Geringschätzung von seiner Schriftstellerei reden zu hören, während ich doch wußte, daß er jede kleinste Geschichte nicht schnell genug gegen ein paar Thaler umsetzen konnte. Ich schämte mich in seine Seele hinein, um so mehr, je liebenswürdiger er mir durch die Höflichkeit seines Betragens und den Reiz seiner gebildeten, immer von einem ironischen Hauch überflogenen Unterhaltung erschien.

Nirgends schneller, nirgends lieblicher als in Dresden ließ sich das regste Leben der Gesellschaft mit dem Genuß der Natur vertauschen, aus dem Getümmel der Welt in die Einsamkeit hochgewölbter Buchenhallen flüchten. Das Dampfschiff und das Dampfroß entführten mich heute nach Tharandt, morgen in die sächsische Schweiz. Diese Dörfer und kleinen Städte, die sich so sanft und behaglich am Strome ausdehnen, diese Höhen mit ihren Villen und Gasthäusern, diese Gründe und Schluchten, Wälder und Sandsteinfelsen sind jetzt jedermann bekannt — alltägliche und altmodische Schönheiten, die in der Zeit des Rundreisebillets nur noch den bescheidensten Sinn und den bescheidensten Beutel verlocken. Für mich aber waren sie die Offenbarung einer herrlichen Welt. Nach der Gartenpoesie, die ich von Charlottenburg und Schönhausen, von Potsdam und Freienwalde her kannte, gewährten sie mir den ersten Einblick in eine freiere und reichere Natur. Sie vollendeten für mich den Zauber der Dresdener Idylle. In ihrer, damals nur wenig von den Schritten der Wanderer gestörten Stille genas das Herz von manchem Schmerz und mancher Enttäuschung, und froh begrüßte ich immer, wenn das Schiff im Mondschein unter dem sternigen Himmel in der lauen Sommernacht rauschend den Strom hinabglitt, die fernher schimmernden Lichter der Brücke und der Terrasse. Nicht ohne Irrung und Wirrung, ohne Ärgernis und Betrübnis sind mir jene Dresdener Tage verronnen, aber wenn ich jetzt an sie zurückdenke, liegt ein sonniger Glanz auf ihnen und aus der Dämmerung der Erinnerung tauchen sie auf, hell, freundlich und heimatlich wie die Lichter der geliebten Brücke. So viel des Schönen und Guten, des Unverlierbaren und Unvergeßlichen schließen sie für mich ein, daß mir mein Leben arm erscheinen würde, wenn ich sie nicht genossen.

Digitized by Google

Litterarische Mitteilungen.

Meyers Konversationslexikon.

Es sind jetzt einundfünfzig Jahre her, als in Hildburghausen ein „Neues Konversationslexikon für alle Stände“ in Verbindung mit Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern und Technikern, herausgegeben von H. J. Meyer — dem bekannten Förderer der Volksbildung und Herausgeber billiger klassischer Werke — erschien. Diesem „Wörterbuch des menschlichen Wissens“ waren beigegeben 120 „Bildnisse der bedeutendsten Menschen aller Zeiten“, 60 Ansichten der merkwürdigsten Orte, die Pläne der größten Städte, 123 Karten für alte und neue, geographische und physikalische Erdbeschreibung. Das Unternehmen fand in den weitesten Kreisen lebhaften Beifall, denn was im Vorwort zu dieser Encyklopädie versprochen wurde, wurde auch gehalten: „Für den Fachgelehrten als zuverlässiges und bequemes Nachschlagebuch brauchbar und jedenfalls erwünscht, wird es doch hauptsächlich für das große Publikum im allgemeinen bestimmt sein. Ihm soll es eine Fundgrube aller vorhandenen Kenntnisse werden, die von wesentlichem Nutzen, die unseren gesellschaftlichen Bedürfnissen angemessen sind und deren Verbreitung die öffentliche Wohlfahrt auf breiteren und dauerunderen Grundlagen befestigen hilft.“

Welche Wandlung ist mit dem in bescheidenem Gewande aufgetretenen Meyerschen Konversationslexikon seitdem vor sich gegangen! Dieses Wörterbuch des menschlichen Wissens, welches in vielen Hunderttausend Exemplaren über den ganzen Erdball verbreitet ist, liegt nunmehr in seiner vierten, gänzlich umgearbeiteten Auflage* abgeschlossen vor uns. Nicht weniger als 3000 Abbildungen im Text, 556 Illustrationstafeln, Karten und Pläne, wovon 80 Aquarelldrucke sind, zieren es. Die Sorgfalt und der Glanz der künstlerischen und technischen Ausführung sind der beste Beweis für die ungeheuren Fortschritte, welche seit den letzten Jahrzehnten die Typographie, die Kartographie und die Technik überhaupt gemacht haben. Alles ist gediegen und geschmackvoll: Druck, Papier, Buchbinderarbeit u. s. w. Schon der Umstand, daß die siebzehn Bände auf holzfreies Papier gedruckt sind, erhöht den praktischen Wert dieses Riesenwerkes durch die Dauerhaftigkeit und Widerstandsfähigkeit des Materials im Vergleiche mit anderen billigen Publikationen von früher und jetzt. Von dem Umfange dieser typographischen Leistung ersten Ranges wird man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß es zum Druck der 1036 Textbogen mit 113 880 000 Buchstaben der Herstellung von 16 576 Stereotypplatten bedurfte. Was die Illustrationen betrifft, so sind insbesondere die Aquarelldrucke unbedingt Kunstwerke in ihrer Art, die über alles Lob erhaben sind. Allen ist jedoch gemeinsam die größte Deutlichkeit und Klarheit, selbst in den unbedeutendsten Einzelheiten. Die Verlagshandlung hat keine Kosten und Mühen gescheut, um dem deutschen Volke ein Werk zu spenden, das eine wahre Zierde des Buchhandels, aber auch der Wissenschaft ist und dessen Illustrationen wahre Perlen und Kabinettstücke der graphischen Kunst genannt werden können. Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier auf die reizvollen illustrativen Details eingehen, wie verlockend auch eine solche Untersuchung wäre; ich will nur zur Erhärtung des hier Gesagten zwei Beispiele anführen. Der Artikel „Insekten fressende Pflanzen“ (Bd. 8, S. 980 ff.) wird durch eine farbige Tafel veranschaulicht, wo wir mit großer Deutlichkeit alle diejenigen Gewächsgruppen in

* Meyers Konversationslexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. 16 Bände und ein siebzehnter Ergänzungs- und Registerband. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Digitized by Google

prächtigen Exemplaren erblicken, welche Einrichtungen zum Fang von Insekten und ähnlichen Tieren besitzen und dieselben unter Ausscheidung eines Ferments teilweise auflösen; es sind dies u. a. die Familien der Droseraceen, Utrikulariaceen, Sarraceniaceen und Nepenthees. Auf der Tafel „Hautkrankheiten" (ebendas., S. 235) erblicken wir alle Arten der Hautkrankheiten gleichsam graphisch und mikroskopisch dargestellt, so daß selbst der Laie sich über die verschiedenen Arten und Phasen dieses Leidens eine klare Vorstellung machen kann.

Gehen wir nun zur Besprechung des Textes über, so müssen wir dem gesamten großartigen Werke, wie es uns nun vorliegt, in allen seinen Teilen unsere vollste Anerkennung zollen. Beim Durchlesen all der zahlreichen Artikel zeigt es sich deutlich, daß diese neue Auflage nicht etwa bloß eine neue „durchgesehene, vermehrte und verbesserte", sondern ein völlig neues Werk ist, angelegt nach einem streng einheitlichen Plan. Es zeigt sich, daß die auf lexikalischem Gebiete schwerlich übertroffene Redaktion auch diesmal den höchsten Anforderungen zu entsprechen wußte; denn nicht nur die große Zahl der Stichworte, die wohldurchdachten Raumverhältnisse der einzelnen Artikel untereinander, auch die übersichtliche Anordnung des Stoffs innerhalb der durchweg vorzüglich geschriebenen und durchaus objektiv geschriebenen Artikel und die Berücksichtigung der neuesten Daten beweisen das unwiderleglich.

Der Lebensnerv von Meyers Konversationslexikon ist die Volkstümlichkeit, getreu dem Programm, welches sich der erwähnte H. J. Meyer vor einem halben Jahrhundert steckte, indem er sagte: „So trete denn das Werk in die Welt, weder mit dem Zopfe des Pedanten, noch in der Narrenkappe des Phantasten, sondern im schlichten Rocke eines anspruchslosen, treuen, hausfreundlichen Lehrers für alle, welche sich selbst oder den Ihrigen gründliche und nützliche Kenntnisse schnell, sicher und mit dem wenigsten Aufwande von Zeit und Geld zu verschaffen trachten." In der That merkt man, obschon etwa zweihundert der ersten Gelehrten, Forscher und Schriftsteller an diesem Riesenwerk mitgearbeitet haben, demselben nirgends den Gelehrtenschweiß an. Der Stil ist lichtvoll und knapp und die Darstellungsweise für jedermann verständlich, ohne trivial zu sein. Jeder verwirrende Ballast ist vermieden, und das Ganze wie das Einzelne zeichnet sich durch lichtvolle Übersichtlichkeit aus. Überall schwebte der Redaktion das Wort des Plinius vor: multum, non multa.

Wie gründlich übrigens trotz des volkstümlichen Tones das Werk gearbeitet ist, beweist z. B., daß einem einzigen Artikel „Deutschland" (in Bd. 4) nicht weniger als 362 Spalten Text gewidmet sind, abgesehen von den dazu gehörigen zwölf Karten und Tafeln und zwanzig Tabellen. Dafür aber erschöpft der Aufsatz den Gegenstand nach allen Richtungen hin und läßt uns ganze Bibliotheken ersparen. Dabei sind alle Aufsätze mit weiser Ökonomieverteilung verfaßt; kein Wort zu wenig und kein Wort zu viel; alles am rechten Ort, aber nicht nur lexikalisch-nüchtern und trocken, sondern da, wo es sich um die Schilderung großer Charaktere von nationaler Bedeutung handelt, mit einer wohlthuenden Wärme und Begeisterung, z. B. in den Artikeln Beethoven, Bach, Bismarck, Luther u. s. w.

Obschon Meyers Lexikon sich durch die größte Sachlichkeit auszeichnet, so ist es doch vor allem eben ein deutsches Werk, das heißt das deutsch-nationale Leben findet in ihm einen beredten Anwalt, und die großen Männer und Thaten in der deutschen Geschichte und im Kulturleben werden mit besonderem Nachdruck hervorgehoben. Aus der Fülle der betreffenden Artikel verweise ich nur auf die Aufsätze Goethe und Schiller, Deutschland und Preußen. Wie schön heißt es z. B. am Schlusse eines sechzehn Spalten umfassenden Artikels über Schiller (Bd. 14, S. 481): „Die Freiheit ist ihm die goldene Frucht in der silbernen Schale der Kunst geblieben, wie sie es war von Jugend auf; Erziehung und Freiheit galt ihm als Aufgabe der Poesie wie alles geistigen Menschentums. ... Und so bietet denn die ganze Entwickelung des Dichters das edle Schauspiel unermüdlichsten redlichen Ringens nach den höchsten Zielen seiner Kunst und um die höchsten Güter des Lebens. Dabei steigerte sich die eigentümliche Verbindung realer charakteristischer Darstellung und des subjektiven Pathos, in welcher der geheimste Reiz von Schillers Poesie lag und liegt. In diesem Sinne sowie in der idealen Überwindung aller äußeren Hemmnisse erscheinen Schillers Dichtungen als Thaten, als gewaltige und unvergängliche Zeugnisse einer durchaus vornehmen, groß gestimmten und heroischen Natur." Unus pro multis!

Die „Aktualität", das Schlagwort unserer Zeit, macht sich natürlich auch hier, in dem litterarischen Spiegelbilde unserer Kulturentwickelung, geltend, und daher finden wir in den Spalten des Lexikons so manche brennende Frage, wie die Kolonialpolitik und dergleichen, erörtert. Dieser moderne Geist und Charakter, dieser Pulsschlag der Gegenwart, verleiht dem Ganzen einen eigenen Reiz. Über die neuesten Ereignisse in der Politik, im Staats-, Gesellschafts- und Kunstleben, über die neuesten Erfindungen und Entdeckungen, über die Fortschritte der materiellen und geistigen Kultur in der jüngsten Zeit, kurz, über das ge-

Digitized by Google

samte Wissen verbreitet sich dieses Allerwelts-Riesenwerk, ohne daß hier oder dort ein Irrtum oder eine irrige Auffassung nachzuweisen wäre. In mehr als hunderttausend Artikeln ist eine kaum übersehbare Fülle von Wissenschaft, Weisheit und Wahrheit niedergelegt, die uns zur höchsten Bewunderung zwingt, und so bildet das Lexikon eine vollständige Hausbibliothek für alle Gebiete des menschlichen Wissens, ein Meisterwerk der encyklopädischen Litteratur. Es hat das Höchste erreicht, was auf diesem Gebiete zu erreichen möglich ist — und keine Nation kann ihm ein ähnliches Werk an die Seite stellen.

Uneingeschränktes Lob verdient auch der Standpunkt des Lexikons, der sich in die Worte zusammenfassen läßt: sine ira et studio. Überall ist die geübte Kritik eine sachgemäße und wohlwollende, das Urteil ein unbefangenes und die Hypothesensucht und Polemik nach Kräften gemieden. Es bietet eben, und mit vollem Recht, nur die Ergebnisse der exakten Forschung, der feststehenden Thatsachen, und verschmäht es begreiflicherweise, auf die Zinnen einer Partei zu steigen oder gar in das Kampfgetümmel politischer, litterarischer oder künstlerischer Streitfragen sich zu mengen.

Daher wird das Lexikon jedermann, welchen Standes und welcher Parteistellung er auch sei, stets ein willkommener Gast, ein Berater in allen Lagen und Nöten sein: in der Hütte wie im Palast, am Studiertisch des Gelehrten wie im Schrein des Handwerkers und auf dem Pulte des Kaufmanns hat es seinen berechtigten Platz und wird ihn noch in den spätesten Zeiten behaupten — als ein Schutzgeist des Hauses!

Ein guter Gedanke der Verlagshandlung und Redaktion war es, gleich nach Fertigstellung der sechzehn Bände an einen siebzehnten, das heißt Nachtragsband, heranzugehen; denn während der etwa fünfjährigen Dauer des Erscheinens des Lexikons mußte sich eine beträchtliche Anzahl von Neuerungen, Veränderungen und Berichtigungen ansammeln, wie es in der Natur der Sache liegt. Dieser Teil enthält unter anderem: Fortsetzung der Staatengeschichte und politischen Biographien, die Fortschritte der Kolonien, Ergebnisse der neueren Forschungsreisen, die neuesten Entdeckungen und Erfindungen, eine große Anzahl von neuen Biographien, die Entwickelung der wichtigsten Nationallitteraturen, vollständiger Nekrolog ꝛc. Dieser Ergänzungs- und Registerband bringt in das Ganze Zeiteinheit bis zum Jahre 1890 (Frühjahr) und enthält außerdem zahlreiche Textabbildungen und eine Anzahl wertvoller Karten und Bildertafeln zu neuen Artikeln von hervorragender Wichtigkeit. Ebenso werden im Interesse der Neuerhaltung des Lexikons vom Jahre 1891 ab „Jahres-Supplements“ geplant; dieselben sollen, alljährlich ein Band, während mehrerer Jahre erscheinen und in ihren wertvollen Nachträgen auch später das große Werk vor einem Veralten schützen.

Es fehlt uns noch eine Statistik betreffs der Verbreitung ꝛc. der vierten Auflage des Lexikons. Von der dritten wissen wir, daß in den Jahren 1874 bis 1878 über hunderttausend Exemplare abgesetzt wurden. Diese Massenverbreitung ermöglicht es, daß ein Band von 65 Bogen Text Lexikonformats nebst 25 Beilagen in Stahlstich, kolorierten Landkarten und Holzschnitten, in reichem Einband zu so geringem Preise verkauft wurde — die neueste, bei weitem großartigere und vollkommenere Auflage dürfte voraussichtlich einen noch viel erhöhteren Absatz erzielen.

Adolf Kohut.

Litterarische Notizen.

Bekanntlich hat Julius Rodenberg die Stadt Berlin und ihre Eigentümlichkeiten wiederholt zum Gegenstand anziehender Schilderungen gemacht, und wir besitzen auch bereits einen Roman von ihm, „Die Granddidiers“, der in der sogenannten französischen Kolonie der gegenwärtigen Reichshauptstadt wurzelt. Neuerdings ist von ihm ein Roman erschienen, der sich Herrn Schellbogens Abenteuer, ein Stücklein aus dem alten Berlin, betitelt (Berlin, Gebrüder Paetel), und in welchem in der That das originelle gemütliche und oft recht drollige Leben und Treiben in der werdenden Großstadt dargestellt wird. Es ist eine humoristische Erzählung, deren Held, Herr Traugott Ewald Schellbogen, alljährlich sein Weißwarengeschäft am Ende der Potsdamer Straße beim Botanischen Garten auf vier Wochen verläßt, um als Gast in einem entgegengesetzten Teile der Stadt, nahe beim Alexanderplatz, alte Jugenderinnerungen aufleben zu lassen. Der Dichter hat es sehr gut verstanden, die liebenswürdigen Seiten eines äußerlich philisterhaft beschränkten und doch innerlich gemütvoll bewegten Lebensbildes hervortreten zu lassen.

Voll phantastischer Überschwenglichkeit tritt uns das neueste Werk der vielgelesenen Wil-

Digitized by Google

helmine v. Hillern: **Am Kreuz**, ein Passionsroman aus Oberammergau (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft), entgegen. Eine vom Leben ermüdete, zwischen unklarer Sinnlichkeit und religiöser Schwärmerei schwankende Gräfin verliebt sich in den Oberammergauer Darsteller des Christus im Passionsspiele; sie steht also damit auf dem Standpunkte jener unklaren jungen Mädchen, die sich in die Bühnen-Romeos und -Hamlets verlieben. Aber Frau v. Hillerns Gräfin geht energischer vorwärts und lebt mit ihrem Christusdarsteller in heimlicher Ehe, bis die Zeit sie ernüchtert, worauf sie nach allerlei schwül qualvollen Scenen ihren Bühnenhelden verläßt, der dann wieder nach Oberammergau zurückkehrt und dort während einer Vorstellung am Herzschlage stirbt. Die Gräfin zieht sich nun von der Welt zurück und lebt in Oberammergau ihrer Buße und ihren Erinnerungen. Die Gegensätze zwischen der einfachen Natur des Christusspielers und der bildungssatten Gräfin, die sich eine Zeit lang in überschwenglichen Phantasien berauscht und betäubt, bis sie schließlich an der Wirklichkeit scheitert und nun ein phantastisches Leben der Buße führt, ist mit großem Talente, aber auch mit großem Aufwand von theatralischem Pathos durchgeführt. Die ungesunde Atmosphäre, welche die Heldin umgiebt, läßt den Leser nicht zum reinen Genusse der Vorzüge des Werkes kommen.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach ist ein Buch in zweiter Auflage erschienen, welches zwei Erzählungen enthält und **Miterlebtes** betitelt ist. (Berlin, Gebrüder Paetel.) Eine dieser Geschichten erschien zuerst in den Monatsheften, beide zeigen in gleich vollendeter Weise das starke realistische Talent der Verfasserin, verbunden mit ihrer wahrhaft tiefen und edlen Lebensauffassung. — Die gleichen Vorzüge zeigt auch die Erzählung **Unsühnbar** von derselben Verfasserin, welche gleichfalls im Paetelschen Verlage erschienen ist.

Auch die Hamburger Novellen von Ilse Frapan, welche den Titel führen **Zwischen Elbe und Alster**, aus demselben Verlage, zeigen viele originelle Züge und verraten ein energisch strebendes Talent.

Hans Hopfens „Geschichten des Majors" haben bei ihrem ersten Erscheinen sich durch ihre charakteristische Originalität einen sicheren Platz erworben, und es bedarf daher nur der Ankündigung, daß der treffliche Erzähler **Neue Geschichten des Majors** im Verlage von Gebrüder Paetel hat erscheinen lassen, um den Freunden des schneidigen alten Herrn große Freude zu bereiten.

Die Waffen nieder. Eine Lebensgeschichte von Bertha v. Suttner. Zwei Bände. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.) — Der Titel dieses Buches entspricht weniger dem Inhalt desselben als der Tendenz der Verfasserin, welche dem Frieden das Wort reden und den Krieg aus der Welt schaffen möchte. Zu diesem Zwecke erzählt sie uns die Geschichte einer Dame aus der österreichischen Aristokratie, die zweimal verheiratet ist, das erste Mal ihren schönen jungen Gatten im italienischen Feldzuge verliert und dann wieder einen Offizier zum Manne nimmt, der seinen Beruf ihr zuliebe aufgiebt, aber trotzdem auf sehr geschickt erfundene Weise ein Opfer des deutsch-französischen Krieges wird. Die traurigen Vorgänge in dem Romane, namentlich die Schilderungen der Kriegsgreuel in Böhmen, wo die geängstigte junge Frau ihren Gatten unter den Verwundeten sucht, sind ungemein anschaulich ausgeführt, aber auch die Scenen in den Wiener höheren Kreisen und die Entwickelung der eigentlichen Herzensgeschichte geben von der wirklich glänzenden Begabung der Verfasserin Zeugnis. Wenn somit auch die Tendenz des Buches etwas einseitig motiviert ist, wird dasselbe doch seines nicht geringen künstlerischen Wertes wegen Anerkennung finden.

* * *

Sibirien! Von George Kennan. Deutsch von E. Kirchner. (Berlin, S. Cronbach.) — Noch unheimlicher als die schmutzig grüne Titeldecke mit dem auf rotem Grunde stehenden, schwarz gedruckten Worte: Sibirien! — wirkt der grausige Inhalt dieser Reiseerlebnisse. Man würde vieles für Fabel halten, indessen der Verfasser ist ein amerikanischer Gelehrter, ehrlich, unparteiisch, der selbst mit allerhöchster Genehmigung reisen durfte, nachdem er vor Jahren einmal, wo er Sibirien flüchtig gesehen hatte, die Einrichtungen dort zu Lande noch erträglich fand. Die Lektüre des Buches muß jeden Menschen mit Schauder und Abscheu erfüllen und Mitleid zumal für die sogenannten politischen Verbrecher. Wer dieses hochbedeutsame Werk gelesen hat — und an seiner Wahrhaftigkeit der Thatsachen ist auf keiner Seite, in keiner Zeile zu zweifeln —, den werden viele Erscheinungen im öffentlichen Leben Rußlands nicht mehr empören: so zahllosen dieser in der That unschuldig nach Sibirien Verschickten wäre rascher Tod durch den Strang aus Erbarmen eher zu wünschen, als dieses langsame, bei lebendigem Leibe Hingemordet-werden: Europa scheint doch an der Weichsel aufzuhören.

Ein sehr eigenartiges Prachtwerk hat die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart unter dem Titel **Hilfahrt** von C. v. Gonzenbach, mit zweihundertdrei Illustrationen im Text,

Digitized by Google

vierzig Lichtdruckbildern und vielen Randvignetten von Rafaello Mainella, herausgegeben. Höchst originell und mannigfaltig sind die Illustrationen, von den kleinen Randverzierungen bis zu den großen Holzschnitten und Lichtdruckbildern stets mit dem feinsten Gefühl für das Charakteristische und dabei ungemein flott und anmutig entworfen. Herr v. Gonzenbach erklärt in einem kurzen Vorwort, daß er seine Aufzeichnungen ursprünglich nur für Freunde und Bekannte an Ort und Stelle gemacht und sie dann den Zeichnungen seines Reisebegleiters Mainella zur Erklärung beigegeben habe. In der That bietet er die Eindrücke und Beobachtungen, wie sie ein vielseitig gebildeter und wohl vorbereiteter Reisender auf der Strecke zwischen Alexandrien und Wadi-Halfa empfangen und in ansprechender Weise wiedergeben konnte. Text und Illustrationen bilden ein sehr ansprechendes und dabei anregendes Ganze, das ohne die Prätension tieferer Gelehrsamkeit und subtiler Genauigkeit vor allen Dingen den eigenartigen Charakter von Land und Leuten in liebenswürdiger Weise dem Betrachter und Leser vor die Seele führt.

Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen von P. Lindau. (Breslau, S. Schottlaender.) — Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen; und Paul Lindau ist durch Ungarn nach Serbien, von Saloniki nach Konstantinopel und Rumänien gefahren, und weiß in der ihm eigenen Art zu plaudern, daß er niemals langweilt und den Leser einschläfert, mag er uns von den Fräulein Roger in Pest nun einen Dithyrambus im Berliner Tone singen, oder berichten von dem edlen Wirken der Dichterkönigin auf Rumäniens Thron. So viele Tage der geistreiche Verfasser seinen Reisevergnügungen hat widmen können, ebensoviele frohe Minuten verschafft er seinen Lesern, denen hier das alte utile cum dulci in schönster, wenn auch nicht echt goldener, so doch neusilberner Schale dargeboten wird. Derartige Bücher sollte man gerade oder vielleicht nur — auf Reisen lesen; sie sind die unterhaltendsten, flüchtigen Fahrtgenossen.

Bedeutend ernster nimmt sein Thema Ferdinand Schiffkorn in dem Buche: **Kulturbilder aus dem Osten.** Zweite Auflage. (Dresden, Heinrich Minden.) Sittengeschichtliche Bilder und novellistische Skizzen wechseln miteinander. Das koloristische Element hätte stärker hervortreten können, so daß auch stärkere poetische Wirkungen zu Tage gekommen wären. Wer indessen Franzos' ähnliche, an Dichterkraft im übrigen viel bedeutendere Werke mit Genuß gelesen hat, wird sich auch dem vorliegenden Buche mit Teilnahme zuwenden; bieten doch für den Kulturmenschen die Zustände dieser halbasiatischen Länder schon an und für sich einen eigentümlichen Reiz: man hört gern viel und immer neues von ihnen, mit dem frommen Wunsche: „Aber, um Himmelswillen, nur dort nicht leben!"

Heldes. Eine Idylle aus den Julischen Alpen von Armand Freiherrn v. Schweiger-Lerchenfeld. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — Auch ein sogenannter und zwar sehr empfehlenswerter Führer; indessen ist das Buch durch Darstellung und originelle Schilderung der landschaftlichen Reize dieser in Norddeutschland noch wenig gewürdigten Gegend von den üblichen Reisebüchern himmelweit verschieden. Die vierzig Bilder von Ladislaus Benesch gereichen dem Werkchen zum besonderen Schmucke.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Vom 11. September d. J. ab beginnt in unserm Verlage zu erscheinen:

Brehms Tierleben.

Dritte, neubearbeitete Auflage

von

Professor **Pechuel-Loesche**, Dr. **W. Haacke**, Professor **E. L. Taschenberg** und **W. Marshall**.

Mit 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten, 80 Tafeln in Holzschnitt und 100 farbigen Tafeln in Chromodruck

nach der Natur von W. Camphausen, C. F. Deiker, C. Kröner, W. Kuhnert, G. Mützel, E. Schmidt, Fr. Specht, O. Winkler u. a. m.

Eine neue, gänzlich umgearbeitete Auflage von **Brehms Tierleben** ist ein litterarisches Ereignis von ungewöhnlicher Bedeutung, umsomehr, als jahrelange Arbeit der bedeutendsten Forscher und Kenner des Tierlebens in glücklicher Vereinigung mit den hervorragendsten Künstlern der bildlichen Darstellung eine weitere Vervollkommnung des Werkes verbürgt.

Die neue Auflage wird gegen 7000 Seiten Text mit 1800 Holzschnitten, 9 Karten, 80 Tafeln in Holzschnitt und 100 Tafeln in Chromodruck von künstlerischer Vollendung enthalten und erscheint in

150 wöchentlichen Lieferungen zu je 1 Mk. (60 Kr.) oder
10 Bänden in Halbfranz gebunden zu je 15 Mk. (9 Fl.)

Druck, Papier und Einbände werden ebenfalls den höchsten Ansprüchen gerecht werden.

So glauben wir alles gethan zu haben, um mit der neuen Auflage von „Brehms Tierleben" ein Werk bieten zu können, das seines hohen populärwissenschaftlichen Wertes und seiner prächtigen Ausstattung wegen auch fernerhin dazu berufen sein wird, eine Zierde der Litteratur und ein Gemeingut des deutschen Volkes zu bilden. Was zur Einführung der vorigen Auflage gesagt werden konnte, gilt auch von ihr:

> „berichtigt, verbessert, bereichert, vervollständigt und verschönt nach allen Richtungen hin, ein neues Buch unter altem Titel. Sein Gepräge aber haben wir nicht verwischen, seine Eigenschaften als volkstümliches Werk ihm nicht rauben wollen."

„Brehms Tierleben" ist ein Werk, welches uns ein großartiges Naturbild liefert, erhaben, reizend und unerschöpflich bildend. Möge es auch fernerhin eine Quelle des edelsten Genusses und denen ein wahrer Hausschatz sein, welche sich seines Besitzes erfreuen.

Jede Buchhandlung ist in der Lage, die erste Lieferung zur Ansicht vorzulegen. Ausführliche Prospekte gratis. Ist keine Buchhandlung bekannt, wolle man sich direkt an die Verlagshandlung wenden.

Bibliographisches Institut in Leipzig und Wien.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mk. an werden portofrei ausgeführt innerh. Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst umgetauscht oder zurückgenommen.

Abtheilung: Cigarren.

Name	Charakter	Kiste von 25 St.	Kiste von 100 St.	Bei Abnahme von 1 Mille
		Mk.	Mk.	Mk.
Punch	mittelkräftig	1.—	3.75	36,50
El Floron	„	1.15	4.—	39.—
Loreley	„	1.25	4.50	44.—
Brasiliana . . .	mittelleicht	1.30	4.60	45.—
La Dadiva . . .	mittelkräftig	1.30	4.60	45.—
Mi Pasion . . .	leicht, mittelkr.	1.40	5.—	49.—
Felicitas . . .	„	1.40	5.—	49.—
La Claridad . . .	mild	1.40	5.—	49.—
La Partura . . .	mittelkräftig	1.50	5.25	51.50
Valeria	leicht, mild	1.50	5.50	54.—
El Ocaso	leicht, pikant	1.50	5.50	54.—
La Corona . . .	leicht, mild	1.60	5.50	54.—
El Brillante . .	mittelkräftig	1.75	6.—	59.—
Regatta	pikant	1.75	6.—	59.—
Las Elfas	leicht, pikant	1.80	6.—	59.—
La Mar	kräftig	1.75	6.—	59.—
Laura	mild, mittelkr.	1.85	6.25	61.—
Odaliska	sehr fein	1.90	6.50	63.—
Graciosidad . . .	fein, mild	2.—	7.—	69.—
La Resulta . . .	mittelkräftig	2.—	7.—	69.—
Flor de las Antillas	mittelkr., pikant	2.15	7.50	73.—
Casa de Campo . .	voll, kräftig	2.25	8.—	78.—
El Rico	fein, mittelkräft.	2.25	8.—	78.—
La Driada . . .	fein, pikant	2.40	8.50	83.—
Irma	mittelkräftig	2.60	9.25	90.—
Passada	„	2.70	9.75	94.—
El Verano . . .	sehr pikant	2.80	10.50	102.—
Prima Doña . . .	mittelkräftig	3.25	12.—	115.—

Auf 1/40-Packung (25 Stück) kann absolut keine Preis-Ermässigung eintreten.

Sortiments-Musterkisten

von Cigarren aus importirten Tabaken vorstehend genannter Sorten.

Sortiments-Musterkiste Nr. 11.
Enthält 10 Sorten à 10 Stück: **Punch, El Floron, Loreley, El Demiante, Brasiliana, Mi Pasion, Felicitas, Claridad, Partura, El Ocaso.**
Preis M. 4.75.

Sortiments-Musterkiste Nr. 12.
Enth. 4 Sort. à 10 St. u. 4 Sort. à 15 St.: **Valeria, La Corona, El Brillante, Regatta, Las Elfas, La Patria, Laura, La Mar.**
Preis M. 6.—.

Sortiments-Musterkiste Nr. 13.
Enth. 4 Sort. à 15 St. u. 4 Sort. à 10 St.: **Casa de Campo. El Rico. La Driada. Irma, La Passade, Graciosidad, Resulta, Flor de las Antillas.**
Preis M. 8.50.

SPECIALITÄTEN.

Sogenannte Pflanzer-Cigarren.

Havanna-Ausschuss.
Felix-Brasil m. Havanna.
Mittelkräftig, gute Qualität. Unsortirt, alle Farben anth.
Kiste v. 100 Stück M. 5.75.
„ „ 500 „ „ 26.50.
Das Mille M. 52.—.

Plantadores.
Grosse lange Form, gepresst.
In Reispapierpäckchen von 10 Stück eingedreht.
Kiste v. 100 Stück M. 6.25.
„ „ 500 „ „ 29.50.
Das Mille M. 58.—.

Unsortirte Cigarren.

Samarang.
Java-Samarang-Decke, rein Felix-Einlage.
Kiste von 100 Stück M. 5.75.
Das Mille M. 55.—.

Havanna.
über Havanna-Decke, Felix-Umblatt, Havanna-Einl.
Kiste von 100 Stück M. 7.75.
Das Mille M. 75.—.

Legitimos Remedios.

Eine kleine, schlanke, sehr preiswürdige reine Havanna-Cigarre mit Felix-Umblatt.
Kiste von 200 Stück M. 13.—, das Mille M. 64.—.

Sortiments-Musterkiste Nr. 7.

enthält von vorstehenden Marken: **Havanna-Ausschuss, Plantadores, Samarang** je 20 Stück und je 10 Stück von **Cazadores, Esparteros, Legitimos Remedios** und **Havanna.**
Preis der Kiste M. 6.75.

In origineller Packung:

Cazadores.
Nur in 1/10 Packung (100 St.)
Volle, stark gepresste Form.
Manila-Java-Decke, Felix-Brasil-Einlage.
Mittelkräftig.
Kiste von 100 Stück M. 6.75.
Das Mille M. 65.—.

Esparteros.
Nur in 1/10 Packung (100 St.)
Volle, stark gepresste Form
Sumatra-Decke, Felix-Brasil-Einlage.
Mittelkräftig, etwas mild.
Kiste von 100 Stück M. 7.—.
Das Mille M. 67.—.

Extrafeine Cigarren.

Wir empfehlen insbesondere folgende **hochfeine Marken**, welche den **importirten an Qualität und feinem Aroma** vollständig gleichkommen, dabei aber sich mild und **angenehm** rauchen und vor jenen den Vorzug grösserer Billigkeit besitzen.

Flor de Campo. Mittelform. Mild und fein. Kiste v. 50 St. M. 7.—. Mille M. 138.—.
Docks. Londree-Form. Mild und fein. Kiste von 50 Stück M. 7.50. Mille M. 147.—.
La Plana. Kegelform. Mittelkräftig. Kiste von 50 Stück M. 9.—. Mille M. 175.—.
La Redera. Volle Form. Sehr fein und mild. Kiste von 50 St. M. 10.—. Mille M. 193.—.
Julio Cavoura. Grosse Form. Sehr fein und mild. Kiste v. 50 St. M. 12.50. Mille M. 240.—.

Sortiments-Musterkiste Nr. 16.

enth. von vorstehenden Marken je 10 St., zusammen also 50 St.
Preis der Kiste M. 9.50.

Special-Catalog über Cigarren und Rauchrequisiten versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

HARVARD COLLEGE NOV 6 18

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Seite

Hieronymus Lorm: Die Frau aus Paris. Eine deutsche Geschichte . 149

Ludwig Pietsch: Athen. II. (Schluß) 181

Mit zehn Abbildungen: Die Universität. — Das Philopapposdenkmal. — Der Jupitertempel. — Das Stadtthor des Hadrian. — Das Lysikratesdenkmal. — Der Turm der Winde. — Altes Marktthor. — Blick vom Platz vor dem königlichen Schloß auf den Verfassungsplatz und die Hermesstraße. — Schliemanns Haus. — Die Akademie der Wissenschaften.

Paul Neubaur: Die Völkerbewegungen und Völkerbildungen der Gegenwart 198

Max Geitel: Alfred Krupp 204

Mit neunzehn Abbildungen, einem Faksimile und zwei Porträts: Das Stammhaus. — Gußstahlfabrik Friedrich Krupp, Essen. — Alfred Krupp. — Friedrich Alfred Krupp. — Mechanische Werkstatt. — Schiffsturbinenwelle von 45 000 Kilo Gewicht während der Bearbeitung in der mechanischen Werkstatt. — Der 1000-Centner-Hammer. — Leichte 7,5-Centimeter-Feldkanone. (1885.) (Drei Abbild.) — 15-Centimeter-Kanone in Mittelpivot-Lafette. (1888.) — 6-Centimeter-Schnellfeuerkanone. (1889.) (Zwei Abbild.) — Schnellfeuernde 7,5-Centimeter-Kanone in Lafette für Grabenvertheidigung. (1889.) (Zwei Abbild.) — Schienenverbindung für Feldbahnen. (Zwei Abbild.) — Legung von Feldbahngeleisen. — Mulden-Kippwagen für Feldbahnen. — Scheitholz-Transportwagen für Forstbahnen. — Arbeiterkolonie Kronenberg.

Adolf Stern: Der Pate des Todes. Novelle. II. (Schluß) . . . 231

Franz Xaver Seidl: André Chenier, ein Dichter aus der Schreckenszeit 249

Mit einem Porträt: André Chénier.

Eduard Zetsche: Aus den Umgebungen Wiens. III. 256

Mit sechzehn Abbildungen: Ausblick von der Araburg. — „Klausenhäusl" im Schöpfelwalde. — Kirchenruine St. Pankraz. — Neulengbach. — Auf der Araburg. — Eckturm von Schloß Hohenegg. — Schloß Hohenegg. — Schloß Schallaburg. — Die Osterburg. — Wasserfall bei Lilienfeld. — Kirchberg an der Pielach. — Schloß Kirchberg an der Pielach. — Buchenstuben. — Scheibbs. — Alter Hof in Scheibbs. — Der Ötscher.

Hans Phil: Der Schwager. Novellette 276

Max Dessoir: Zur Entwickelungsgeschichte des Genies . . . 282

Litterarische Notizen 287

Kleine Geschichten. Von A. Godin. — Unter der Schellenkappe. Von F. Mamroth. — Odysseus im Salon. Von Hartl-Mitius. — Auf heimatlichem Boden. Von Hans Grasberger. — Wandelbilder aus der Berliner Gesellschaft. Von E. Bely. — Alles verstaatlicht. Von Edward Bellamy. — Dunst aus der Tiefe. Von Hermann Heiberg. — Zwei Brüder. Von Sophie Junghaus. — Eva in allerlei Gestalten. Von Moritz von Reichenbach. — Eheglück. Von Adelheid Weller. — Florentiner Novellen. Von Isolde Kurz. — Ovid. Von Wilhelm Walloth. — Ludwig Aurbachers gesammelte größere Erzählungen. Von Joseph Sarreiter. — Gedichte von Theodor Fontane. — Neue Gedichte von Adolf Wilbrandt. — Im Vorherbst. Von Wilhelm Jensen. — Buch der Leidenschaft. Von Emil Rittershaus. — Aus den Sommertagen. Von Emil Rittershaus. — In Klios und Eratos Banden. Von Richard Zoozmann. — Lichter und Schatten. Von Theobald Nöthig. — Nordlandsharfe. Von P. J. Willatzen. — König Fjalar. Von J. L. Runberg. — Der Porträtmaler Johann Kupetzky. Von Alexander Nyári. — Goethe in Polen. Von Gustav Karpeles. — Fritz Reuter-Studien. Von K. Th. Gaedertz. — Kaiser Joseph II. Von Adolf Kohut. — Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Bulthaupt. — Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. Von J. G. Hagmann. — Das deutsche Volkstheater. Von R. Prölß. — Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente von Johann Anton Leisewitz. — Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur. — Unter drei Kaisern. Von E. Curtius. — Über die bildende Nachahmung des Schönen. Von K. Ph. Moritz.

Litterarische Neuigkeiten I

Anzeigen III

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält Beilagen von:

Breitkopf & Härtel in Leipzig, betr. „Volksausgabe Breitkopf & Härtel".

Joseph Kranß in Hamburg, betr. Cigarren.

der **Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft** in München, betr. E. Berners „Geschichte des Preußischen Staates".

NOV 6 1890

Die Frau aus Paris.

Eine deutsche Geschichte

von

Hieronymus Lorm.

Der Kurierzug, welcher tags vorher von Paris abgegangen war, nahm an einem Sonntagabend im Herbst, als er etwa zwei Stunden von einer deutschen Hauptstadt entfernt war, den Charakter eines Lokalzuges an. Viele Bewohner der Hauptstadt hatten den hinsichtlich der Jahreszeit unerwartet schönen Tag auf dem Lande zugebracht und eilten, bei früh hereingebrochener Nacht in ihre Behausung zurückzukommen. An jedem Haltepunkt drängte sich eine Masse in die Coupés. Ein solches erster Klasse wurde sogar angeschoben und bald in Beschlag genommen. Einem vornehm aussehenden ältlichen Herrn, der es ebenfalls besteigen wollte, wurde plötzlich die Lust dazu benommen. Eine Hand winkte nämlich lebhaft aus einem Coupé zweiter Klasse und der vornehme Herr erkannte sogleich einen seiner vielen Pariser „Freunde". Die Freundschaft ging nicht so weit, daß er ohne jeglichen anderen Grund den höheren Preis für sein Billet geopfert hätte, um einen geringer bewerteten Platz neben dem Bekannten einzunehmen. Allein der alte Herr hatte sich in aller Schnelligkeit überzeugt, daß der Bekannte allein in einem Halbcoupé saß und dieses daher dem vollgedrängten Waggon der höheren Klasse vorzuziehen war. Er stieg ein, und als er dem Schaffner sein Billet vorzeigen mußte und dieser etwas verwundert über die Platzwahl sich äußerte, wußte sich der alte Herr vor seinem Bekannten den Anschein zu geben, als ob er aus Freundschaft für diesen auf einen besseren Platz verzichtet hätte. Sie schüttelten sich erst die Hände, als der Zug in Bewegung kam, denn jetzt war erst der behagliche Augenblick dazu gekommen.

„Wirklich, Graf Agnolo," sagte der aus Paris kommende Reisende, „ich betrachte es als ein gutes Omen, daß Sie der erste Bekannte sind, den ich in Deutschland wiedersehe. Ich will hier erst mein Glück machen, so alt ich bin, und da achtet man auf jedes Zeichen."

„Lassen Sie mich erst mein verdamm-

Digitized by Google

tes Feuerzeug finden, mein lieber Baron Bergenstamm," erwiderte der Graf, „und bei der Cigarre will ich Sie so gründlich ausfragen wie ein Gerichtsbeamter."

Bergenstamm beeilte sich, sobald die Cigarre brannte, den Fragen zuvorzukommen, indem er unumwunden erzählte:

„Wie Sie mich hier sehen, lieber Graf, bin ich ein Nichts, ein absolutes Nichts. Seit Sie Paris verlassen haben — es müssen wohl schon zwei Jahre sein —, habe ich viel Geld verloren, meine Einkünfte sind sehr reduziert. Ich erzähle Ihnen vielleicht einmal, wie das zugiug. Kurz, ich habe mich meiner Angehörigkeit zu Deutschland erinnert, will sehen, ob ich noch einen Fremd habe, und will trachten, irgendwie oder irgendwo eine Position zu gewinnen."

Da Graf Agnolo hierauf nichts erwiderte, so nahmen auch die Gedanken des Barons eine andere Richtung und er setzte erst nach einer langen Pause hinzu:

„Man muß wirklich in Paris oder eigentlich für Paris geboren sein, um sich dort für immer einzubürgern. Manche Leute — und ich gehöre dazu — sind nach zwanzigjährigem Aufenthalt dort mit ihren Lebensneigungen, mit ihrem Gemüt, noch immer nicht in Paris. Das hat mich auch nach Deutschland getrieben. Ich sehne mich nicht, zu heiraten, aber ich sehne mich nach einer familienhaften Anlehnung irgend einer Art — und —"

Er brach plötzlich ab, um nicht sentimental zu werden, und der Graf fragte trocken:

„Wo steigen Sie ab?"

„Im ersten besten Hotel," erwiderte der Baron, „denn ich bleibe nur eine Nacht darin und suche mir dann eine Privatwohnung nach meinen Verhältnissen."

„Ich empfehle Ihnen mein Hotel," sagte der Graf, „ich wohne dort schon, seit ich aus Paris kam; ich finde dies für einen Junggesellen bequemer und angenehmer, als sich selbständig zu etablieren. Man hat dort alles zur Hand und über alles Auskunft und ist entschuldigt, wenn man mancher lästigen konventionellen Pflicht nicht nachkommt. Nehmen Sie heute den Thee auf meinem Zimmer, Baron."

Sie saßen auch wirklich nach einigen Stunden dort beisammen. Bergenstamm beantwortete erst jetzt alle Fragen über Pariser Vorkommnisse, die für Agnolo Interesse hatten. Dann machte sich der Baron mit den Büchern auf einer Etagere zu thun, und so eifrig, daß der Graf fragte, was er suche.

„Ein Adreßbuch!" rief Bergenstamm lachend.

Er kehrte zum Sofa zurück und erzählte in leichtem Plaudertone, daß er einen Herrn oder eine Frau oder ein Fräulein Santor ausfindig machen möchte, weil er vor zehn Jahren in Paris zu einer Bekanntschaft dieses Namens gekommen war und ihm jetzt erst einfiel, daß er sie erneuern müßte.

Der Graf knüpfte mancherlei Fragen an die Bemerkung seines Gastes, um dabei von Pariser Verhältnissen zu vernehmen, die dem Grafen immer ein Gegenstand des höchsten Interesses geblieben waren. Bergenstamm jedoch, der schon im Begriff gewesen war, dem Drang des Gemütes nachzugeben und alte Erinnerungen umständlich vorzubringen, schlug plötzlich einen gleichgültigeren Ton an. Nach der Art des Grafen war vorauszusetzen, daß er einen Frauennamen mit leichtfertigen Gedanken verbinden würde, und Bergenstamm widerstrebte es, gerade die ihm werte Gestalt von Kornelie Santor frivolen Vermutungen auszusetzen. Er beschränkte sich daher auf die Mitteilung, daß er ein Mädchen dieses Namens im Hause ihrer Verwandten in Paris kennen gelernt, bald aber aus den Augen verloren hatte.

„Ich weiß nur mehr so viel," sagte er, „daß Kornelie Santor, das deutsche Mädchen, nach Deutschland geheiratet hat, wahrscheinlich hier wohnt, aber den Namen ihres Gatten habe ich längst vergessen. Darum suche ich wenigstens nach einer Person, die den Namen Santor führt."

Digitized by Google

Der Graf drückte auf den Knopf einer elektrischen Klingel und ließ daß Adreßbuch kommen. Der gesuchte Name fehlte darin.

„Jetzt weiß Ihnen wahrscheinlich sogar die Polizei keine Auskunft zu geben," sagte Agnolo; „aber lassen Sie es gut sein, ich habe unzählige Verbindungen, und darunter sind Leute, die mehr wissen als die Polizei. Es müßte mit dem Teufel zugehen, da diese Santor doch einmal hier gelebt haben, wenn ich nicht erführe, was aus ihnen geworden ist."

* *
*

Mehrere Tage waren vergangen, und von dem verschwundenen Fräulein war zwischen den beiden Bekannten nicht mehr die Rede gewesen. Bergenstamm hatte eine bescheidene vorstädtische Wohnung bezogen und traf mit dem Grafen nur im adeligen Casino zusammen.

Der Baron Philipp von Bergenstamm war jetzt siebenunddreißig Jahre alt. Daß er vor zwanzig Jahren mit seinen Eltern nach Paris gekommen, war eine Folge der übertriebenen Zärtlichkeit seiner Mutter gewesen, die ihren einzigen Sohn, ihr einziges Kind, rechtzeitig der preußischen Militärpflicht hatte entziehen wollen. In Frankreich war 1856 die allgemeine Wehrpflicht noch nicht eingeführt. Das Reich Napoleons III. stand damals, nach dem Schluß des Krimkrieges, zur Zeit des Pariser Kongresses, in der vollsten Blüte der Macht und des Ansehens. Es war für vermögende Leute lockend genug, sich für immer in Frankreich niederzulassen, und Philipp von Bergenstamm wurde als Franzose naturalisiert.

Allein der siebzehnjährige Jüngling blieb erfüllt von deutschen Erinnerungen und Sehnsucht nach der Heimat, ohne mit diesen Gefühlen Anklang bei der Mutter zu finden. Sie besaß überhaupt einen absonderlichen Charakter. Aus einem hochadeligen deutschen Geschlechte stammend, hatte sie sich mit einem Mann von niederer Herkunft in heimlicher Ehe vermählt, und Philipp war der Sprößling dieser heimlichen Verbindung. Sie wurde gerichtlich aufgelöst, als Philipp erst zwei Jahre zählte, und seine Mutter reichte dem ältlichen Baron Erich von Bergenstamm ihre Hand unter der Bedingung, daß er Philipp als seinen Sohn adoptiere, ihn als den rechtmäßigen Erben seines Namens anerkenne, denn das Vermögen stammte ausschließlich von der Mutter.

So war Philipp bis nach dem Tode seines angeblichen Vaters in Unkenntnis geblieben, daß er aus einer früheren Ehe seiner Mutter stammte. Sie gewährte ihm darüber nur kurze und flüchtige Andeutungen und wollte ihn um keinen Preis von dem Namen seines wirklichen Vaters unterrichten.

„Wozu sollte ich dir ganz neue unnötige Verwicklungen schaffen?" sagte sie. „Das Leben liegt so einfach und spiegelglatt vor dir, und wenn du den Namen deines Vaters wüßtest, so könntest du nicht widerstehen, Beziehungen aufzusuchen, die dir jetzt gänzlich fern liegen und nur Verwirrung und Unglück in dein einfaches Leben bringen könnten. Laß um meinetwillen meine Vergangenheit versunken, verschollen und verloren sein, wie es der Mann selbst ist, dem ein Teil dieser Vergangenheit angehörte; du bist der Baron Philipp von Bergenstamm und hast dich um nichts weiter zu kümmern."

Der Baron war schon mündig, als er diese Aufklärung vernahm, und fügte sich in den Willen seiner Mutter so weit, daß er nicht wieder nach ihrer Vergangenheit forschte; aber ungeschwächt blieb ihm die Sehnsucht im Herzen, nach Deutschland zurückzukehren und dort erst zu einem eigentlichen Lebensberuf zu gelangen. Darum konnte er sich auch nicht zum Ankauf eines Gutes in Frankreich entschließen, obgleich er gern die Landwirtschaft betrieben hätte. Auch diese Neigung war seiner Mutter nicht sympathisch, sie sah ihn am liebsten als müßigen Kavalier im Verkehr mit anderen jungen Edelleuten Frankreichs

Digitized by Google

und nach ihrer Weise leben, wie die Baronin selbst ausschließlich Umgang mit vornehmen Pariserinnen hatte.

Ein einziges Mal hatte auch seine Mutter sich einer Beziehung zu ihrer deutschen Vergangenheit nicht abgeneigt gezeigt. Es war bereits zu Beginn ihrer letzten Krankheit, als die Baronin den Besuch einer deutschen Frau empfing, die an einen französischen Geschäftsmann verheiratet war.

„Ich habe sie so freundlich aufgenommen," sagte die Baronin zu ihrem Sohne, „weil sie eine geborene Santor ist, die Schwester des Hauslehrers und selbst Erzieherin meiner Jugend, als ich noch Mädchen war. Wer giebt sich nicht gern jeder Form von Erinnerung an die glücklichen Tage hin!"

Ein kurzer Verkehr hatte sich zwischen den beiden Frauen entsponnen und die Deutsche nicht ermangelt, Philipp in ihr Haus zu bitten. Allein die Krankheit der Mutter hatte ihn ausschließlich in Anspruch genommen, und erst lange, nachdem sie dahingeschieden war, hatte er sich der Freundin seiner Mutter wieder erinnert und nach großem überwältigendem Schmerz über den Verlust eine Art Trost darin gefunden, mit der Landsmännin seiner Mutter zu verkehren.

Im Hause des französischen Geschäftsmannes, des Gatten der geborenen Santor, war Philipp ihrer Nichte, dem damals siebzehnjährigen Fräulein Kornelie Santor, begegnet. Das Mädchen war schon vor zehn Jahren nach Paris gekommen und im Hause ihrer kinderlosen Tante zur Jungfrau herangereift. Sie sollte bald zu ihren Eltern nach Deutschland zurückkehren, weil ihr Onkel kaufmännische Verbindungen geschlossen hatte, welche ihn nach Mexiko riefen, das damals im Vordergrund aller öffentlichen und geschäftlichen Interessen Frankreichs stand.

Nur in sehr bescheidener Weise hatte Bergenstamm vor einigen Tagen dem Grafen Agnolo angedeutet, wie sich damals das Verhältnis zu dem jungen Mädchen gestaltete. Kornelie hatte ihn leidenschaftlich geliebt, und wenn Philipp diese Empfindung nicht zu teilen vermochte und, sobald sie ihm offenbar geworden, nicht mehr wiedergekehrt war, so hatte wohl mehr, als er sich es selbst klar gemacht, die noch so frische Erinnerung an seine Mutter die Triebfeder seines Verhaltens gegeben. Die Mutter hätte eine solche Verbindung niemals gebilligt. Sie hatte stets die Töchter des französischen Adels für ihn im Auge gehabt.

Das mütterliche Erbteil des Barons war bewegliches Vermögen und befand sich in der Verwaltung eines Pariser Handelshauses, dessen Chef dem verstorbenen Baron Bergenstamm seit langer Zeit befreundet gewesen war. Als der Erbe das Kapital beheben wollte, um nach Deutschland zurückzukehren und sich dort anzukaufen, ergaben sich mancherlei Schwierigkeiten, die nur auf gerichtlichem Wege behoben werden konnten. Davor hatte der Baron in Anbetracht der alten Freundschaft des betreffenden Hauses mit seinen Eltern eine unüberwindliche Scheu. Er begnügte sich vorläufig, seine Zinsen ungeschmälert zu empfangen, und setzte sein Pariser Leben in gewohnter Weise fort. Diese unterschied sich ein wenig von der Lebensweise der jungen Leute seines Standes in Frankreich. Das deutsche Element in seiner Natur konnte Philipp von Bergenstamm nicht besiegen. Er verabscheute die geselligen Sitten und Unsitten des Kaiserreichs und namentlich die im Leben wie in der Kunst vorherrschenden Verhältnisse mit verheirateten Frauen.

Im Bewußtsein, lächerlich zu werden, wenn er diese Abneigung theoretisch geäußert hätte, zog er sich mehr und mehr von der Pariser Gesellschaft zurück und war glücklich, den größten Teil des Jahres in der Provinz verleben zu können, auf den Gütern seiner Bekannten, wo er sich eifrig an den landwirtschaftlichen Arbeiten beteiligte. Selbst die Wintermonate in Paris füllte er mit wissenschaftlichen Studien in der gleichen Richtung aus. Eine

Digitized by Google

gewaltige Leidenschaft schien seiner Natur versagt zu sein, und wenn er auch zahlreichen Verkehr mit schönen Frauen hatte, so war es ihm stets nur um jene Grazie des mündlichen Verkehrs zu thun, die in Frankreich mehr als irgendwo ausgebildet ist und nicht wenig zur Verschönerung und Erhebung des Lebens beiträgt.

Da kam die Zeit, in welcher die Krisen des befreundeten Handelshauses eine öffentliche Thatsache wurden, und Philipp von Bergenstamm mußte froh sein, sich noch einen schmalen Rest seines Vermögens aus dem Untergang des Hauses zu retten. Jetzt konnte er unter keinen Umständen mehr in Frankreich bleiben, wenn er nicht die ungünstige Veränderung seiner Verhältnisse vor Freunden und Bekannten zur Schau tragen wollte. Er beschloß, in Deutschland ein neues Leben zu beginnen.

Weniger unglücklich als naiv stand er der Notwendigkeit gegenüber, im reifen Mannesalter den Kampf ums Dasein erst anzufangen. Er schalt sich selbst leichtsinnig und frivol, daß er eine Lage, die im Vergleich mit seinen früheren Verhältnissen die nackte Armut war, nicht verzweifelt aufnahm, sondern die Sehnsucht nach einer gemütvollen Anlehnung, die keinen praktischen Zweck haben konnte, in sich vorherrschen ließ. Von dem Augenblicke an, als er Paris verlassen hatte, war ihm Kornelie Santor mit ihrer Liebe zu ihm lebhaft in Erinnerung gekommen. Was er dem Grafen Agnolo verschwiegen hatte: gerade weil sie verheiratet war, zog sie ihn an, die Liebe einer tugendhaften deutschen Frau mußte sich zu einer Freundschaft herabgedämpft haben, die ihm die Atmosphäre war, nach der er sich sehnte.

Wer viel mit Frauen verkehrt hat, ohne jemals von einer gewaltigen Leidenschaft ergriffen worden zu sein, der weiß, daß kein Verhältnis süßer und genußreicher ist als die Beziehung zu einer Frau, von der man geliebt wurde, als sie noch Mädchen war, und die jetzt durch die Pflicht gezwungen ist, ihr Gefühl zu demselben Wohlwollen herabzustimmen, das man ihr von Anfang an entgegengebracht hat.

* * *

Graf Agnolo ließ nicht viel von sich hören; er fürchtete wahrscheinlich, von dem bedürftigen Freunde in unliebsamer Weise in Anspruch genommen zu werden. Bergenstamm besah sich die Stadt, die er vor seinem siebzehnten Lebensjahre so gut gekannt hatte, und bei solchen Gelegenheiten geschieht es, daß plötzlich zu einer lebhaften Erinnerung wird, was zu unbedeutend war zur Zeit, da man es erlebte, als daß man später jemals daran hatte denken sollen. Für Bergenstamm trat ein solcher Fall ein, als er zufällig vor einem Hause stand, welches auf mächtigem Schilde anzeigte, daß das erste Stockwerk ganz von der Galanteriewarenhandlung des italienischen Trödlers Bartolomeo Frescolo eingenommen wurde.

„Bric-à-brac!“ rief Bergenstamm unwillkürlich, an die französischen Warenlager dieser Art denkend. In seiner Jugend war ihm dieses Lokal ein Palast der Wunder gewesen, die tausend Kuriositäten, Pagoden und Nußknacker hatten seine Phantasie beschäftigt, aber in höherem Grade noch der Eigentümer des Geschäftes selbst, der Trödler Frescolo, der aussah, als ob er selbst eine zum Verkauf sich darbietende Kuriosität wäre. Lebt er noch? fragte sich der Baron und stieg die Treppe hinauf.

Er fand den alten wunderlichen Kauz unverändert, als ob derselbe schon als Greis auf die Welt gekommen wäre und immer in derselben Gestalt verbleiben müßte. Frescolo, der mit der ganzen Aristokratie der Stadt bekannt war, erinnerte sich nicht nur des Namens Bergenstamm, sondern gab auch Andeutungen, daß er wunderbarerweise mit der gegenwärtigen Lage des Barons einigermaßen bekannt war.

„Kommen, um ein Geschäft mit mir zu machen,“ sagte Frescolo, nachdem er den Baron in ein kleines Zimmer ge-

Digitized by Google

zogen hatte, wo er ihn ohne Zeugen sprechen konnte; „kommen, um ein Geschäft mit mir zu machen, und möchte gern eines mit Ihnen machen.“

Er zog seine Brieftasche und aus dieser einen kleinen Ausschnitt aus einer Zeitung, auf welchem die Worte standen: Ein guter alter Adel ist durch Adoption zu vergeben.

Der Baron sah verwundert auf. Sollte dies eine Zumutung sein? Er blieb nicht lange in Zweifel über die Absichten des Alten.

„Der Patron,“ sagte dieser mit dumpf grollendem Lachen, „hat nur fünf Zacken an der Krone, außerdem schmutzige Schulden. Wuchergeschichten! Zu unsauber für meinen Neffen. Ehe der einen solchen Namen führt, soll er lieber Pudding heißen.“

Bergenstamm erfuhr nun, daß die verwitwete Schwester des Trödlers und ihr Sohn Kamillo, die in diesem Hause lebten, in der That den Namen Pudding führten. Der Sohn war Bildhauer, und für seine Zukunft schien es dem Onkel notwendig, daß der Künstler einen anderen Namen bekomme, womit zugleich eine vorteilhafte Heirat in Verbindung stehen sollte. Ohne weitere Einleitung, mit plumper Raschheit, als ob es auf eine Überrumpelung abgesehen wäre, bot Frescolo dem Baron eine Summe an, die schon ein bedeutendes Vermögen vorstellte, wenn der letztere sich entschließen wollte, seinen adeligen Namen durch Adoption auf Kamillo zu übertragen.

In diesem Augenblicke erschien der junge Kamillo selbst. Schon früher hatte man vor der Thür seine sonore Stimme vernommen in lauter und liebevoller Unterhaltung mit seiner Mutter. Als er nun eintrat, war Bergenstamm von der merkwürdigen Erscheinung überrascht. Trotz seiner modernen und eleganten Kleidung glich der junge Bildhauer selbst dem Werk eines Bildners, einem Antinous der antiken Plastik. Sein Gesicht war schmal und edel geformt; daß er völlig bartlos war, trug dazu bei, seinem seiner Züge das klassische Gepräge zu nehmen.

Frescolo stellte die Herren einander vor, und die Worte Kamillos übten auf Baron Bergenstamm einen günstigen Eindruck. Er sagte deshalb zu Frescolo:

„Da Sie alles geschäftsmäßig behandeln, Signor Frescolo, so schlage ich Ihnen einen kleinen Vertrag vor. Ich gebe Ihnen mein Wort als Kavalier, Ihren Antrag zu überlegen und Ihnen in einiger Zeit Bescheid zu erteilen. Leicht hätte ich Ihre Vorschläge für immer verwerfen können. Mein Versprechen wiegt also die Gefälligkeit auf, die ich von Ihnen verlange. Mir ist genau bekannt, daß Sie ein lebendiges Auskunftsbureau sind, mit allen Menschen und Verhältnissen dieser Stadt vertraut, und daß Sie alles erfahren können, was Sie noch nicht wissen. Geben Sie mir Nachricht über die Schicksale eines Fräuleins Kornelie Santor, oder sagen Sie mir, wie ich sie aufzufinden vermag.“

„Kornelie Wehrendorf, geborene Santor?“ rief Kamillo lebhaft, „da bedarf es keines Vertrages und keines Geschäftes. Ich weiß nicht, was Sie mit meinem Oheim verabredet haben, aber um Kornelie aufzufinden, bin ich der beste Führer.“

Er erzählte, daß das Fräulein Santor nach ziemlicher Verarmung ihrer Eltern, die in der Provinz gelebt hatten und schon beide tot waren, sich mit einem Herrn Wehrendorf vermählt habe. Dieser sei in der ersten Juwelenhandlung der Hauptstadt als Verkäufer angestellt und verdanke diesen Posten seinen ausgedehnten Sprachkenntnissen, die bei großem Verkehr mit Fremden aller Nationen unerläßlich seien. Dennoch habe Wehrendorf nur ein verhältnismäßig geringes Einkommen. „Es war ein glücklicher Tag,“ fügte Kamillo hinzu, „als ich nach einem passenden Atelier suchend die Straßen der armseligen Vorstadt durchschlenderte. Ein Zettel an einem Hausthor, ungewöhnlich schön geschrieben, machte mich auf ein geräumiges Wohnzimmer

Digitized by Google

aufmerksam. Im ersten Augenblick fand ich meine Ansprüche an die Werkstätte eines Bildhauers nicht ganz befriedigt; im längeren Gespräch mit der Vermieterin, Frau Wehrendorf, schwanden mir die Mängel aus dem Gesichte und die Vorzüge, wenn nicht des Zimmers — doch des Frauenzimmers — traten mir lebhaft vor die Augen. Im Ernste, ich habe meine besten Stunden zwischen diesem Ehepaar verbracht. Aber, Herr Baron —"

Kamillo stockte und blickte prüfend auf Bergenstamm. Dann sagte er etwas gedämpfter im Ton:

„Wenn Sie eine Annäherung wünschen — ich habe versprochen, morgen abend zu Wehrendorfs zu kommen — ich würde mir gestatten, Sie mitzubringen."

Frescolo, stets auf das Geschäft bedacht, sah ein, daß er hier vorläufig nichts mehr zu thun hatte. Er beeilte sich, in die Verkaufsräume zurückzugelangen, und ließ die beiden anderen allein. Bergenstamm schwieg eine Weile. Sein Herz war tief bewegt. So war denn das so heiß ersehnte Wiederfinden eines Wesens gesichert, das ihn geliebt hatte und an welches seine Phantasie, seit er seinen Fuß auf deutschen Boden gesetzt hatte, unaufhörlich die Bilder eines traulichen Glückes knüpfte. Freilich waren zehn Jahre vergangen, seit er Kornelie zuletzt gesehen, aber sie war jetzt erst siebenundzwanzig Jahre alt, und gerade diese Zeit mußte die Vorzüge und Reize, die er ehemals nur geahnt hatte, zu entzückender Reife gebracht haben.

Die Wärme der Empfindung, womit Kamillo der schönen Frau gedachte, war indessen nicht dazu angethan, Bergenstamm angenehm zu berühren. Sollte sie die leichtgeschürzten Lebensauffassungen der französischen Weltstadt nach Deutschland mitgebracht haben, mitten in einer deutschen Ehe eine „Frau aus Paris" sein, mit dem auffallend schönen jungen Künstler in einer Beziehung stehen, die man ein „Verhältnis" zu nennen pflegt?

Bergenstamm fragte zunächst nach der Beschaffenheit und der Person des Gatten, des von Kamillo soeben genannten Herrn Wehrendorf.

„Max Wehrendorf," sagte Kamillo, „ist so unglücklich und so glücklich, als es ein Mensch zu gleicher Zeit sein kann. Er ist unglücklich, weil er seine Fähigkeiten, die ihm Reichtum verschaffen könnten, nicht zur Geltung zu bringen weiß; er ist glücklich, weil er seine Armut mit tausend Einfällen und mit den rührendsten Gefühlen ausschmückt, damit seine Frau so wenig als möglich davon empfinde, und weil er glaubt, daß ihm dies gelingt. Es ist ein merkwürdiges Eheleben, eine Verklärung der Häuslichkeit. Ich bin eigentlich unwürdig, daran teilzunehmen, denn ich weiß wohl, daß ich mit meiner Frau niemals ein ähnliches Schauspiel werde aufführen können."

„Sie denken schon an das Heiraten?" fragte Bergenstamm.

„Ich bin halb und halb verlobt," erwiderte Kamillo, „und scheue mich, davon zu sprechen, solange mein Onkel Frescolo, von dem ich noch ganz abhänge, allerlei Gedanken an diesen Plan knüpft, die so kurios sind wie alle seine Kuriositäten." Er schwieg einen Augenblick und schien sich trüben Gedanken zu entreißen, als er fortfuhr: „Ich wollte Ihnen von Max Wehrendorf sprechen. Er wohnt so weit vom Inwelengeschäft entfernt und macht doch täglich zweimal den Weg hin und zurück, um das karge Mittagessen mit seiner Frau teilen zu können. Aber durch den Frieden seines Gemütes, durch die Ausdeutung, die er allen Erlebnissen giebt, bringt er das Glück von der Straße heim und setzt es an den häuslichen Herd. Kurz, er ist ein Liebling der Götter, und das ist gewöhnlich ein Stiefkind des Schicksals."

Der Baron hörte diese Begeisterung für den Ehemann mit Vergnügen an; sie verscheuchte mehr noch als der Umstand, daß Kamillo verlobt war, die unangenehme Voraussetzung eines „Verhältnisses" mit der Frau. Doch konnte sich Bergenstamm nicht enthalten, auch die Meinung des jungen Künstlers über Kornelie zu erforschen. Kamillo zuckte die Achseln.

Digitized by Google

„Sie hat," sagte er, „andere Jugendträume geträumt, wie ich glaube — sie hat, ich fürchte, eine störende Erinnerung im Herzen; oder kann sie über die bescheidenen Formen ihrer Existenz, über die Dürftigkeit und Entbehrung nicht hinwegkommen? Ich weiß es nicht."

Dies klang anders, als Bergenstamm gefürchtet hatte, und nun bat er selbst, Kamillo am nächsten Abend in das Haus Wehrendorf begleiten zu können.

* * *

Es war eine ärmliche Wohnstätte, welche die beiden Männer betraten, nachdem ihnen das Dienstmädchen die Thür geöffnet hatte. Das bessere Zimmer war durch einigen Aufputz zum Salon hergerichtet, und es schien, als ob man Gesellschaft erwartete. Gleichwohl war eben häuslich in dem Zimmer gearbeitet worden. Ein Mädchen raffte die Wäsche zusammen, mit der es beschäftigt gewesen, und Kornelie, eine schlanke, hohe Gestalt mit feurigen schwarzen Augen, das dunkle volle Haar schlicht gescheitelt und mit jener Vornehmheit gekleidet, die auch der Armut zu Gebote steht, mit Nettigkeit und Geschmack, stand aufrecht vor der sich entfernenden Näherin. Die eintretenden Herren hörten noch die Aufträge, welche ihr Kornelie gab, denn das Dienstmädchen hatte zur lauten Heiterkeit Kamillos nicht verstanden, was es mit der ihr von Bergenstamm überreichten Visitenkarte anfangen sollte.

Bevor noch der junge Bildhauer den Satz beendet hatte, mit welchem er von einer alten Bekanntschaft sprechend den Baron vorstellen wollte, war Kornelie totenblaß in einen Lehnsessel gesunken. Nur weniger Sekunden bedurfte es und sie erhob sich wieder, aber die Verstörtheit ihrer Züge war nicht ebenso rasch gewichen.

„Herr Baron von Bergenstamm," sagte sie halblaut, „verzeihen Sie meine Bewegung, ich glaubte, Sie wären dem Grabe entstiegen."

Er erfuhr nun, daß jene Verwandte in Paris, in deren Hause er vor zehn Jahren, als Kornelie erst siebzehn Jahre gezählt, mit ihr verkehrt hatte, ihn zwar nicht mit deutlichen Worten, aber mit Umschreibungen, die als zarte Schonung gelten konnten, für tot ausgegeben hatte, nachdem er längere Zeit nicht mehr erschienen war.

„Wie ist es möglich, daß Sie leben?" rief Kornelie, „niemals erfuhr ich, ob Sie in Mexiko oder im Kriege mit Frankreich geblieben. Was man mir mitgeteilt hat, war ein wirres Durcheinander von Zeiten und Ereignissen. Freilich hätte ich gerade daraus auf eine Fabel schließen können, aber ich wollte Sie nicht mehr am Leben wissen, ich bedurfte des Gedankens, daß begraben sei, was ich in Paris erlebt habe."

Die Anwesenheit Kamillos fiel ihr ins Auge und sie veränderte plötzlich den Ton, aber nicht den Gegenstand ihrer Rede. In etwas heitereren Wendungen frischte sie Momente der Vergangenheit auf, nachdem sie sich auf dem Sofa niedergelassen und die Herren bedeutet hatte, auf Fauteuils rechts und links von ihr Platz zu nehmen. Ihren Mitteilungen entnahm Bergenstamm, wenn auch mehr ahnungsweise als bestimmt, daß man Kornelie über das wahre Motiv seines damaligen Fernbleibens im Dunklen gelassen hatte.

Bergenstamm war eigentümlich beklommen, aber er zwang sich, in munterem Tone vom gegenwärtigen Augenblicke zu sprechen:

„Ich bin ein Eindringling, gnädige Frau. Nach einer Äußerung Ihres jungen Freundes hier muß ich schließen, daß Sie diesen Abend einer besonderen Feier gewidmet haben. Ihr junger Freund ist dazu geladen worden, ich aber nicht. So wäre es schicklich, daß ich mich entfernte, nachdem ich der Versuchung, Sie wieder zu begrüßen, so ungestüm nachgegeben habe."

In diesem Augenblicke vernahm man Geräusch im Vorgemach, und gleich darauf trat Max Wehrendorf ein. Kornelie

Digitized by Google

erhob sich rasch und stellte ihm den Baron vor.

„Ich kenne Ihren Namen, Herr Baron," sagte Wehrendorf, „Graf Agnolo hat heute im Geschäft mit einer Dame von Ihnen gesprochen. Welches Schicksal fügt es, daß wir das Vergnügen haben? Wie kommt es, daß wir Ihnen bekannt sind?"

* * *

Vielleicht hätte die Antwort den Ausgesprochenen in einige Verlegenheit gebracht, weil aus der Frage hervorging, daß Kornelie von ihrer früheren Beziehung zum Baron dem Gatten niemals Erwähnung gethan hatte. Sollte Bergenstamm verraten, was die schöne Frau verschwiegen zu haben schien? Diese aber beeilte sich, einer Antwort Bergenstamms zuvorzukommen.

„Wir haben uns einmal in Paris getroffen, der Herr Baron und ich," sagte sie, „und er war so gütig, den flüchtigen Moment in Erinnerung zu behalten. Unser Phidias hat ihm gesagt, wo er sein Atelier hat, und so ergab sich der Besuch von selbst."

„Es trifft sich recht gut," wendete sich Wehrendorf zum Baron, „Sie haben meine Frau gesehen in den Tagen des Glanzes, die sie nicht vergessen will, und so geben Sie der Feier dieses Abends, der Feier unseres Vermählungstages, noch eine besondere Bedeutung. Entschuldigen Sie aber, daß ich Ihnen für einige Augenblicke unseren jungen Freund entführe, ich habe in seinem Atelier mit ihm zu thun."

Kamillo blickte erstaunt auf den Sprechenden und meinte, daß er noch niemals erfahren hätte, wie sich sein Atelier bei anderem Lichte als dem der Sonne ausnehme.

„Ich werde ein ganz neues Licht hineinbringen," scherzte Wehrendorf, „kommen Sie nur."

Eine kurze Zeit herrschte Stillschweigen zwischen Kornelie und dem Baron, als sie allein geblieben waren. Bergenstamm faßte die Gestalt ihm gegenüber langsam ins Auge, halb unbewußt dazu angeregt, sie mit dem Bilde zu vergleichen, das er von ihr in der Seele getragen hatte. Nichts schien ihm an ihr verändert, alles nur zu schönerer Reife entwickelt zu sein, und er fragte sich, im Innersten verwirrt, weshalb er diesen Schatz von sich geschleudert, fremden Menschen, fremden Schicksalen preisgegeben habe. Auch Kornelie schien von einem Gedanken tief bewegt zu sein, doch hatte sie nicht Ursache, damit zurückzuhalten. Wenn auch errötend, sagte sie doch ohne Scheu:

„Ich muß einen Umstand bei Ihnen entschuldigen, Herr Baron, damit Sie mich nicht für arglistig und doppelzüngig halten. Sie haben meinen Mann gesehen. Er ist mir der verehrteste und geliebteste Mensch auf dieser Welt. Dennoch mußten Sie vernehmen, daß ich Sie ihm nicht als den Freund vorstellte, den ich vor zehn Jahren in Paris an Ihnen gefunden hatte. Ich habe ihm nur gesagt, daß wir uns zufällig einmal getroffen hätten. Dies kommt daher, weil ich diese gänzlich vergangene Episode meines Lebens nicht wieder in die Gegenwart zurückrufen will."

„Sie wollen vergessen, was wir uns waren," erwiderte Bergenstamm mit einiger Bitterkeit, „die Vergangenheit soll abgethan sein, als ob sie niemals gewesen wäre?"

„Sie ist begraben," sprach Kornelie ernst, „wie ja Sie selbst, der Träger dieser Vergangenheit, im Grabe zu ruhen schienen. Das Leben kann, wie ich sehe, Tote auferwecken, das Herz aber bringt nicht wieder zum Dasein, was es einmal in sich begraben hat."

Bergenstamm zuckte schmerzlich zusammen. Wenn er es bereits zu einer Hoffnung gebracht hätte, so wären diese Worte das Todesurteil aller Hoffnungen gewesen. Er konnte sich nicht enthalten, einen Zweifel auszusprechen, wie um sich noch an eine letzte Möglichkeit zu klammern. Mit einem in den Zügen der schönen Frau forschenden Blicke äußerte

Digitized by Google

er, daß sie ja doch das Erlebte für wichtig genug gehalten hatte, um ihrem Manne ein Geheimnis daraus zu machen.

„Ein Geheimnis habe ich ihm nur aus Ihrem Namen gemacht," entgegnete Kornelie eifrig, „nicht aus meinen vergangenen Gefühlen. Als ich Wehrendorf meine Hand gereicht, sagte ich ihm, was ich ja auch Ihnen ohne Scheu wiederholen kann, weil ich es Ihnen einst gestanden habe und weil es vorüber ist. Ich sagte Wehrendorf, daß ich einst geliebt habe, daß aber der Geliebte tot sei, und daß daher zwischen den Vermählten nicht mehr davon die Rede zu sein braucht. Den Namen behielt ich für mich, wie man eine letzte, welke Blume aus vergangenen Tagen insgeheim verwahrt."

Bergenstamm zog die Brauen finster zusammen und ließ sich im Tone strafenden Ernstes vernehmen:

„Ich habe immer geglaubt, die Treue, wenn auch eine ungeschworene, wäre die eigentliche Krone des weiblichen Herzens. Es ist zwar damals, als Sie erst siebzehn Jahre zählten, zu einer eigentlichen Erklärung zwischen uns nicht gekommen, allein Sie werden nicht bestreiten, Kornelie, daß es nur der Gunst der Umstände bedurft hätte, damit ich glücklich geworden wäre."

Sie betrachtete ihn mit einem forschenden Blicke und erwiderte ruhig und nachdenklich:

„Ich habe nie erfahren, wie es gekommen, daß damals keine Verständigung zwischen uns sich finden wollte. Wenn ich jetzt die Todesnachricht, die ich erst heute als eine falsche erkennen sollte, mit mancher Äußerung meiner Tante zusammenreime, so will es mir scheinen, als hätten nicht äußere Umstände, sondern ein Widerstreben in Ihnen selbst eine glückliche Entscheidung verhindert. Gleichviel! Lassen wir dies alles ruhen! Die Liebe zu meinem Manne löscht alle meine früheren Gefühle aus; sie ist etwas Neues, sie ist ein Empfinden, das man in solcher Reinheit und Gewalt nur als Frau kennen lernt, aber dann auch heiliger hält als alles, was man bis dahin erlebt hat."

Bergenstamm erhob sich; in seinen Zügen prägte sich eine unverkennbare Niedergeschlagenheit aus, als er sagte:

„Ich sehe Sie vollkommen glücklich, und meine Anwesenheit könnte nur störend in dieses Glück eingreifen. So bleibt mir nichts übrig, als Ihrem Gesichtskreis wieder zu entschwinden."

Er machte Miene, sich zu entfernen, sie aber faßte ihn plötzlich an der Hand und rief in einem Tone des Schreckens, der mit ihren bisherigen Äußerungen einigermaßen im Widerspruch zu stehen schien:

„Bleiben Sie, Baron, bleiben Sie! Ich will Sie nicht wieder verlieren." Dann wie beschämt über den unwillkürlichen Eifer setzte sie gelassener hinzu: „Sie können mir sehr nützlich werden. Ich bin eine deutsche Frau, aber ich bemühe mich, die anmutigeren französischen Lebensformen, an die ich so lange gewöhnt war, in meine deutsche Umgebung zu bringen. Ich habe erfahren müssen, daß man in Deutschland gewissen hergebrachten Traditionen, die keinen rechten Sinn mehr haben, das ernste Lebensglück opfert. Dies allein macht mich manchmal unzufrieden."

Bergenstamm enthielt sich nicht, die Bemerkung des jungen Künstlers zu wiederholen, Kornelie leide an einem geheimen Zwiespalt ihres Herzens.

Sie blieb einige Augenblicke still und nachdenkend, dann sagte sie mit einem Lächeln:

„Ich will Ihnen, lieber Baron, das ganze Geheimnis anvertrauen, es ist nichts weiter als die auf meine französischen Erfahrungen gegründete Einsicht: ein Glück, dem nichts fehlt, dem fehlt das Glück." Wieder verfiel sie für einen Augenblick in ernstes Schweigen und wieder hob sie mit einem Lächeln an: „Ich mache es wie die französischen Frauen: ein Winkel im Herzen muß auch dem geliebtesten Gatten erst noch zu erobern übrig bleiben, sonst kommt alles übrige Glück nicht zum Bewußtsein. Wehrendorf wirbt noch um mich, er wirbt um das

Digitized by Google

völlige Vergessen meiner Vergangenheit. Doch davon wollte ich nicht sprechen. Sie werden Kamillo und seine Verlobte heute hier beobachten können. Dann will ich Ihren Rat in Anspruch nehmen, um eine Verlobung aufzulösen, die keinen Sinn hat, weil sie von beiden Seiten nicht auf Liebe, sondern auf eingebildeten Traditionen beruht, ein recht deutsches Verhältnis."

Bergenstamm hatte seinen Platz wieder eingenommen. Er fühlte, daß sich ein Orkan in seinem Inneren erhoben hatte, der Vergangenheit und Gegenwart toll durcheinander wirbelte. Nicht fähig, der Aufregung einen bestimmten Namen zu geben, noch weniger, sich in diesem Augenblicke ihre wahre Beschaffenheit deutlich zu machen, sprach er nur, um nicht auffallenderweise schweigen zu müssen. Er erzählte von dem Anerbieten seltsamer Art, das ihm der Trödler Frescolo gestellt hatte.

„Das steht in geheimer Verbindung mit der Verlobung Kamillos," rief Kornelie lebhaft, „ich traue dem alten Nußknacker Frescolo wohl zu, daß er ein schwieriges Rätsel, die Versorgung seines Neffen, durch einen Trug zur Lösung bringen will."

„Die Sache wäre eigentlich nichts Neues in meiner Familie, in meinem Lebensschicksal," sprach der Baron nachdenklich, „ich selbst bin ein Adoptivkind, ich habe meinen wahren Vater niemals gekannt, nicht einmal seinen Namen."

Er teilte mit, was er von der ersten heimlichen Ehe seiner Mutter wußte.

Inzwischen besprachen sich auch Wehrendorf und Kamillo im Atelier. Sie fanden es notdürftig beleuchtet, so daß man eben nur das Größte sehen konnte, was in dem Raume aufgestellt war.

„Das ist freilich nicht das Licht, das ich Ihnen versprochen habe," sagte Wehrendorf, „aber es soll Ihnen sogleich ein neues Licht aufgehen. Wo ist denn die Statuette? In dieser Finsternis suchen meine Augen umsonst."

Es war eine Bronzestatuette gemeint, welche den Apoll des Praxiteles im Pariser Louvre darstellte. Als vor längerer Zeit einmal Kornelie in Begleitung ihres Gatten das Atelier besucht hatte, nachdem Kamillo zu diesem Zwecke manchen Gegenstand sorgsam mit Tüchern bedeckt, war Kornelie lange in stillen Gedanken vor jener Statuette stehen geblieben. Hatte das Bildwerk selbst oder die Erinnerung an Paris sie bezaubert? Genug, ihre Vorliebe für das kleine Objekt war dem jungen Bildhauer deutlich geworden und er hätte es ihr gern zum Geschenk gemacht. Durch Erfahrungen belehrt, daß Wehrendorf von jeder unvorhergesehenen Aufmerksamkeit für seine Frau leicht verstimmt wurde, hatte Kamillo früher beim Gatten angefragt und in der That eine ablehnende Antwort erhalten.

„Sie ist zu schnell erregt," hatte Wehrendorf damals geäußert, „der geringste Luxusgegenstand versetzt sie in eine Welt, der sie nicht mehr angehören soll, und ich habe dann Mühe, ihren getrübten Sinn in die gegenwärtige Lage und die Zufriedenheit mit ihr zurückzubringen."

Jetzt aber erklärte Wehrendorf, daß er sich der Schenkung zu Ehren des Tages nicht mehr entgegenstellen wolle, vorausgesetzt, daß der Geber inzwischen nicht anderwärts über die Statuette zu verfügen sich entschlossen hätte. Kamillo war hoch erfreut, und als er lachend und dankend das Geschenk herbeibrachte und nach einer Form suchte, um es anmutig darzubringen, glänzten auch Wehrendorfs Augen vor Freude.

„Ich habe es wohl gewußt," äußerte er, „daß Ihre liebe Seele dabei sein wird, wenn Sie meine Frau beschenken sollen, aber ich habe Ihnen dafür auch eine Überraschung vorbereitet, und das ist eben das Licht, das Ihnen aufgehen wird. Wo war ich heute? Beim ehrsamen Tuchhändler Matthias Neukirch. Wer wird heute unser festliches Abendbrot teilen?"

„Doch nicht Malwina?" rief Kamillo, halb zweifelnd.

„Sie wird in einer halben Stunde vor

Digitized by Google

uns auftauchen, die wunderbare Wasserlilie," sagte Wehrendorf.

„Sie verkennen das Verhältnis, mein teurer Freund," rief Kamillo im Tone der Betrübnis und warf sich auf seinen Arbeitsstuhl nieder, während der Freund, von den Geschäften des Tages ermüdet, sich auf einem kleinen Diwan ausstreckte; „es ist Zeit, daß ich mich einmal offen zu Ihnen darüber ausspreche. Gewiß, Malwina ist sehr schön und ich würde sie lieben, ich werde sie vielleicht lieben, aber ich liebe sie nicht. Nach allem, was ich mir von dieser Leidenschaft vorstelle und was ich darüber gelesen habe, verspüre ich nicht das geringste Symptom davon in meinen Adern."

„Mein Lieber, Sie setzen mich in Erstaunen," warf der andere ein. „Sie haben um das Mädchen geworben, Sie haben sich sogar mit Malwina verlobt und halb und halb heimlich, wenigstens steht die Einwilligung der Eltern, der Neukirchs, noch aus."

„Was wollen Sie?" rief Kamillo und sprang auf, „die Kunst ist meine oberste Gebieterin, und ihr bringe ich nötigenfalls das Lebensglück zum Opfer. Ich muß nach Italien gehen, ich muß einige Jahre in Rom leben, ja ganz abgesehen von der unmittelbaren Einwirkung der Studienreise auf mein Schaffen ist es meinem Geist, meinem Talent oder wie Sie es nennen wollen, unabweisbares Bedürfnis der Entwickelung, fremde Menschen und eine fremde Welt kennen zu lernen. Nun hänge ich aber ganz und gar mit jedem Stück Brot, das ich esse, von meinem Onkel Frescolo ab. Er ist reich, wie man wenigstens sagt, er könnte mich mit Leichtigkeit nach Italien schicken, aber er bleibt allen Vorstellungen taub. Ich soll erst heiraten, dann will er mir alles gewähren, ich soll erst mit der angetrauten Frau am Arme meine Studienreisen antreten, und zwar muß es gerade die Frau sein, die mir der Onkel ausgesucht hat. So habe ich um Malwina Neukirch geworben."

Wehrendorf äußerte vielfache Bedenken gegen die sittliche Haltbarkeit einer solchen Werbung, gleichviel, ob das Mädchen aus Liebe darauf eingegangen wäre.

„Ja," setzte er hinzu, „wenn Malwina Sie liebt, dann ist es um so unzulässiger, denn in diesem Falle setzt sie auch Liebe voraus und verfällt einer Täuschung."

„Sie sind gar kein Mann dieser Stadt, mein lieber Wehrendorf," erwiderte Kamillo lachend, „Sie sind die pure Einfalt vom Lande. Sehen Sie sich doch um, wie hier Ehen geschlossen werden, nicht im Himmel, sondern auf der Erde, auf der materiellen, ganz mit praktischen Zwecken übersäeten Erde. Übrigens bin ich nicht sicher, ob nicht auch Malwina einen solchen Zweck im Auge hat. Wir haben unsere Gefühle noch nicht miteinander erörtert."

Wehrendorf nahm sich im stillen vor, das Verhältnis selbst zu prüfen; er hatte es bisher die Sorge seiner Frau sein lassen und sich nicht weiter darum gekümmert. Er machte Kornelie immer nur dasjenige zur Sorge, was ihr eine angenehme Unterhaltung war. Jetzt bewog ihn eine wahrhaft liebevolle Freundschaft zu dem Vorsatz, die Angelegenheit einem verständigen Urteil zu unterziehen. Nach einigen darauf bezüglichen Bemerkungen kehrte er mit Kamillo in das Wohnzimmer zurück.

* * *

Kamillo hatte endlich eine richtige Form für die Überreichung des Geschenkes gefunden. Während Kornelie noch von der kleinen Überraschung in Anspruch genommen war, wurde Geräusch an der Thür gehört. Das Ehepaar und Kamillo traten hinzu und begrüßten laut einen neu eintretenden Gast. Einen Augenblick später sah Bergenstamm mit einigem Staunen eine Mädchengestalt, die einen vollkommenen Gegensatz zu der Erscheinung Kornelies bildete.

Wehrendorf stellte ihr den Baron vor und nannte sie Fräulein Malwina Neukirch. Sie war von nicht so hoher Gestalt

Digitized by Google

wie Kornelie, und ihre Formen waren etwas stärker ausgebildet. Einen besonderen Glanz schien das dichte Haar um sie zu verbreiten, es war von dem entschiedenen ins Rötliche spielenden Blond, welches erst der moderne Geschmack an den Frauen zu schätzen gelernt hat. Mit diesem Reiz verband sich das blendende Weiß ihrer Hautfarbe, welches sich mit keinem Gegenstand von ähnlicher Farbe vergleichen ließ; es war wie der Schimmer einer Rose, die schwanken würde, ob sie nicht den rosigen Anhauch ihrer weißen Blätter stärker hervorkehren sollte.

Man setzte sich an den inzwischen in demselben Wohnraum gedeckten Tisch, und Wehrendorf blickte seelenvergnügt auf einige Flaschen edlen Weines, die er bei seiner Heimkehr mitgebracht hatte und die nicht oft auf seine Tafel kamen. Eben als er die Gläser vollschenkte, sagte Kornelie mit einem übermütigen Lächeln:

„Wir wollen alle Glückwünsche, Toaste und Reimsprüche zur Feier des Vermählungstages still und wortlos mit den Perlen dieses Weines verwischen. Ich hasse so sehr die pathetische Feierlichkeit, die nach außen wenden will, was im Inneren vorgeht oder vorgehen soll. Mich mahnt dies immer an die umgekehrte Seite einer Stickerei."

Wehrendorfs Miene verfinsterte sich ein wenig, so daß einen Augenblick allgemeines Schweigen entstand. Kamillo fühlte die Notwendigkeit, seinen Freund in anderer Art anzuregen, und fragte ihn, wie er zur Kenntnis der Bezeichnung „Wasserlilie" gekommen wäre, die er vorhin auf Malwina angewendet hatte.

„Vom Grafen Agnolo selbst habe ich sie erfahren," erwiderte Wehrendorf, „als ich ihn heute im Hause Neukirch traf, wo ich mir das Fräulein für diesen Abend erbat, auch daß er es war, der die Bezeichnung aufgebracht hat, die nun allgemein, wie es scheint, in der Familie verbreitet ist."

„Das ist wahr," fiel Kamillo ein, „und ‚Wasserlilie' ist ganz richtig gewählt. Die Schönheit Malwinas hat ganz diesen Charakter, und abgesehen davon ist sie eine Königin des Wassers, man sagt, die größte Schwimmkünstlerin, die man sich denken kann."

Malwina hatte dem Gespräch sehr unbefangen zugehört und lachte jetzt mit einem Ausdruck, der zwischen naivem Stolz und kindlicher Freude schwebte. Bergenstamm, der sie jetzt erst recht ins Auge faßte, mußte sich sagen, daß er ein wahres Weltkind vor sich habe, dem das Vergnügen, die eigene Erscheinung zur Geltung zu bringen, das höchste Lebensziel sein mochte.

„Also doch auch eine Künstlerin," rief Malwina in ihrem Lachen, „leider kann ich das Atelier, wo ich meine Kunst ausübe, nicht für die Bewunderung der Welt aufschließen."

„Das ist nicht nötig," sagte Kamillo, „Gestalt und Antlitz verraten genugsam, was zu bewundern wäre. Überhaupt begreife ich nicht, daß man nicht die vollendete Schönheit als die erste und höchste Forderung, die man an ein weibliches Wesen machen kann, in den Vordergrund zu stellen den Mut hat. Wenn man einen Bräutigam von seiner Wahl sprechen hört, so bemerkt man, daß er alle möglichen moralischen und intellektuellen Eigenschaften an dem Gegenstand seiner Liebe rühmt und nur ganz beiläufig und nebensächlich auch von der Schönheit der Erwählten spricht. Das Weib aber hat vor allem schön zu sein, und nun erst gar das Weib des Künstlers! Vollendete Schönheit ist alles, was eine Frau zu leisten hat."

Wehrendorf und der Baron lachten laut; der eine fragte, ob nicht auch Treue, der andere, ob nicht auch Anstand und Bildung zu fordern wären. Am lebhaftesten aber war die Heiterkeit, womit Kornelie eine derartige Lebensanschauung aufnahm. Ihr Lachen war so kindlich und so laut, die weißen Zähne glänzten dabei so bezaubernd, daß es schien, als ob gerade eine solche Stimmung erst die ganze Schönheit dieser Frau zur Entfaltung brächte. Ein erhöhter Schwung des Gemütes, ein Frohsinn, der bisher gefehlt

Digitized by Google

hatte, verbreitete sich dadurch in der kleinen Gesellschaft.

„Sehen Sie, Baron," rief Kornelie, „ich habe Ihnen von Traditionen gesprochen, nach welchen die Gebildeten in Deutschland ihr Leben gestalten; wir, Sie und ich, die wir lange in Paris gelebt haben, müssen natürlich davon förmlich belustigt sein. Wie machen es die französischen Künstler? Sie gehen vor allem auf Effekte aus, sie übertreiben die Principien, solange sie Künstler sind, ihre Bücher, ihre Bilder, ihre Theaterstücke sind häufig outriert. Im Leben aber sind dieselben französischen Künstler ungemein wellklug und lassen sich von ihrem Enthusiasmus für artistische Interessen nicht in praktischen Dingen hinters Licht führen. Hier haben Sie an unserem lieben Kamillo ein Beispiel, wie es in Deutschland umgekehrt ist. Die deutschen Künstler sind bei ihren Arbeiten verständig und maßhaltend und verpflanzen dafür die Übertreibung der Principien auf das wirkliche Leben. Dieser junge Künstler hier will heiraten, aber er sucht kein Weib, keine Hausfrau, keine Lebensgefährtin, er sucht ein Schönheitsideal, er will bloß seinen Meißel verheiraten."

„Und nach Italien reisen," warf Kamillo ein, „das würde auch dem Ideal viel Vergnügen und Lebenslust bereiten, ein ganz realistisches Glück."

Kornelie achtete nicht auf diesen Einwurf. Sie hatte ihre Blicke auf Malwina gerichtet und fragte nun mit dem Ausdruck von Zaghaftigkeit und Schüchternheit, aber immer mit dem Lächeln eines angenehmen Spottes:

„Soll ich auch deine Tradition enthüllen, Malwina, deine echt deutschen Beweggründe? Wir sind ja hier ganz unter uns, der Herr Baron ist ein alter Freund und ein lebenserfahrener Mann, er darf alles wissen."

„Nur immerzu!" erwiderte Malwina mit der kühnen Unbefangenheit, die ein Charakterzug ihres Wesens war; „der Herr Baron ist mir schon durch den Grafen Agnolo bekannt geworden, der viel zu uns kommt und in letzter Zeit oft von Ihnen gesprochen hat."

„Unsere Malwina," wendete sich Kornelie zu den anderen, „ist eine liebenswürdige Erscheinung, das wird niemand bestreiten, der sie sieht. Eine Sympathie für Exklusivität, für Vornehmheit wohnt allen deutschen Mädchen inne, die in guten, auskömmlichen Verhältnissen leben. Bei Malwina aber, das sage ich zu ihrem Lobe, herrscht nicht die Neigung nach Anschluß an die Aristokratie, wohl aber ist sie von der Sehnsucht beherrscht, mit der Künstlerwelt in Berührung zu kommen. Der philisterhafte Geist, der über dem altbürgerlichen Hause waltet, hat den Widerspruch in ihr erzeugt und dieser Widerspruch die Form der Begeisterung für Kunst und Künstler angenommen. Das ist das Geheimnis ihrer Neigung für Kamillo. An seiner Seite hofft sie in eine überirdische Welt zu gelangen; ein echtdeutsches Mädchen, hält sie die Künstler für Götter, die in einer noch höheren Sphäre schweben als die oberen Zehntausend."

Das sanfte Rot auf den Wangen Malwinas färbte sich tiefer, ihre Augen senkten sich. Solcher Ausdruck der Beschämung war jedoch ihr selbst zu ungewöhnlich, als daß sie sich denselben nicht rasch hätte entreißen sollen. Die ganze Unbefangenheit ihres Wesens lag wieder in ihrem Lächeln, als sie sagte:

„Ich will Kornelie nicht auf Degen oder Pistolen fordern, ich will den Vorwurf einstweilen auf mir sitzen lassen, daß ich mit der Überspanntheit eines philisterhaften Backfisches zu Werke ginge. Denn wäre es selbst so gewesen, so ist es seit heute nicht mehr so. Die Dinge haben sich geändert."

Alle sahen überrascht auf das Mädchen, Kamillo erhob sich in seinem Erstaunen halb vom Stuhle. An den Verlobten persönlich richtete Malwina ihre folgende Ansprache:

„Dem Künstler mich zu vermählen, soll mein einziger Ehrgeiz gewesen sein; nun gut! Ich habe aber niemals danach ge-

Digitized by Google

trachtet, eine Gräfin oder Baronin zu werden. Dein Onkel Frescolo ist heute bei meinem Papa erschienen und der Papa hat mich nach einer langen geheimen Unterredung mit dem Signore rufen lassen. Bisher, sagte er mir, wäre die ganze Familie einer Verbindung mit Herrn Kamillo Pudding abgeneigt gewesen, jetzt aber wäre Aussicht vorhanden, daß du durch Adoption zu einem hochadeligen Namen kämst, als Kavalier lebtest und die dumme Bildhauerei, wie Papa sagt, an den Nagel hingest. So haben wir aber nicht gewettet, Kamillo, ich habe mich dem Künstler verlobt und keinem hochadeligen Herrn. Ich bin die Tochter eines kleinbürgerlichen Hauses und wüßte gar nicht, wie ich mich unter den steifen vornehmen Leuten bewegen soll, noch dazu als eine künstliche Gräfin oder dergleichen, wie in der Spielwarenhandlung durch einen Mechanismus zu einer adeligen Puppe gemacht. Niemals!"

Kornelie erinnerte sich, was ihr Bergenstamm kurz vorher von dem Anerbieten des Trödlers gesagt hatte, und Kamillo dachte an den Antrag, von dem gesprochen worden war, als er zum erstenmal dem Baron bei seinem Oheim begegnet war. Bergenstamm fühlte die Blicke der beiden und sagte ruhig, zu Malwina gewendet:

„Das darf Sie nicht irre machen, mein Fräulein, ich bin ein wenig in die Sache eingeweiht und keineswegs geneigt, störend in eine wirkliche Liebe einzugreifen."

Man erhob sich vom Tische, und bald darauf wurde Malwina ihr Wagen gemeldet. Auch die Herren nahmen Abschied, und Bergenstamm, der Mühe hatte, das Zittern seiner Stimme zu verbergen, bat Kornelie, sie wegen der Angelegenheit mit Frescolo, an der sie Malwinas wegen Anteil nahm, am nächsten Tage wieder besuchen zu dürfen. Er war in diesem Augenblick allein mit ihr; die anderen hatten bereits den Vorsaal betreten und Wehrendorf sie begleitet. Der Abschiedsblick Kornelies, ihr Händedruck durchschauerten Bergenstamm mit einem seligen Gefühl; es schien ihm kein Zweifel möglich, daß er noch immer geliebt wurde. Draußen lag der helle Mondschein auf dem Pflaster, die richtige Beleuchtung für einen milden schönen Herbstabend. Im Hause Renkirch beobachtete man bei aller Bürgerlichkeit der Menschen sehr herrschaftliche Gewohnheiten. Mit dem Wagen hatte auch ein Bedienter Malwina abgeholt. Sie äußerte den Wunsch, an dem wunderschönen Abend eine Strecke zu Fuß zurückzulegen, wozu die beiden Herren sie lebhaft ermutigten. Der Wagen fuhr langsam nach und der Bediente folgte Malwina. Sie war sichtlich aufgeregt und zum Gespräche geneigt. Bergenstamm fühlte sich nach seinen galanten französischen Gewohnheiten um so mehr verpflichtet, darauf einzugehen, als Kamillo bei einem nachdenklichen Schweigen beharrte.

Als man den lebhafteren Teil der Stadt erreicht hatte, nahm Malwina Abschied und bestieg ihren Wagen. Ein nie erlebtes Entzücken über die Begegnung mit dem Baron, von dem sie sich sagte, daß sie einem so liebenswürdigen und anziehenden Manne noch niemals begegnet war, füllte ihr ganzes Herz aus.

* * *

Der Baron trennte sich bald von seinem Begleiter und ging noch in das adelige Kasino, weil es ihm näher lag als seine Wohnung. Er sehnte sich, durch stilles Nachsinnen in einem ruhigen Winkel die heftige Erregung seines Gemütes, wenn nicht auszugleichen, doch ein wenig zur Klarheit zu bringen, zu einer festen Bestimmtheit des Wollens und Handelns. Im Kasino traf er den Grafen Agnolo mit der Cigarre im Munde und vor einem „steifen Grog" im Fauteuil sitzen.

„Herrlich, daß Sie noch kommen," rief er, „ich bin schrecklich neugierig und habe eben dran gedacht, ob ich nicht noch heute bei Ihnen einbrechen soll, Baron! Haben Sie Ihre Dame gefunden? Wo kommen Sie jetzt her?"

Digitized by Google

Bergenstamm war auf der Hut, um seine überaus delikate Beziehung zu Kornelie möglichst im Dunklen zu lassen. Aus seiner Antwort ging nur hervor, daß er zufällig den Abend bei einem Herrn Wehrendorf zugebracht hatte. Bei diesem Namen zeigte sich der Graf überrascht.

„Wehrendorf ist ein Genie in seiner Art," rief er, „ein Juwelengenie, ganz in Brillanten und Edelsteine gefaßt! Ich muß ihn zu einem besseren Dienst gebrauchen, als er jetzt hat!"

Nichts ist liebenswürdiger als die bestrickende Form, mit welcher ein Weltmann die abstoßendste Selbstsucht umgiebt. So kümmerte sich Agnolo nicht im geringsten, etwas von Bergenstamms Herzensangelegenheit zu erfahren, plauderte aber darüber, als ob sie für ihn das Wichtigste wäre. Bergenstamm konnte dabei in ruhiger Verschwiegenheit beharren.

Der Graf wurde zu einer Kartenpartie abgerufen, was Bergenstamm Gelegenheit gab, sich nun wirklich in einen Winkel zurückzuziehen. Unsägliches Wehgefühl durchdrang seine Brust. Er hatte nie Ähnliches empfunden, nie diesen Schmerz der Trennung, wie sie doch täglich im geselligen Leben vorkommt. Was war natürlicher, als daß er sich von Kornelie hatte verabschieden müssen wie jeder andere, der zu Besuch gekommen wäre. Dennoch erschien es ihm wie eine grausame Pein, daß er nicht an jedem Augenblick ihres Lebens mitbeteiligt war. Der Morgen wird kommen, sie wird fremde Menschen sprechen, ihren häuslichen Geschäften nachgehen, über die Straßen wandeln und er wird überall davon ausgeschlossen sein. Das erste, was eine heftig erwachende Liebe mit sich bringt, ist dieses herbe Trennungsgefühl mitten im alltäglichen und gleichgültigen Verlauf der Dinge.

Wie hatte er so wahnsinnig sein können, fragte er sich, diesen Schatz, den er einst offen und bequem hätte ergreifen können, wie mit Gewalt von sich zu stoßen, bis er ihm für ewig verloren und einem anderen hingegeben war. Für ewig? Das war die zweite Frage, die er sich vorlegte.

Nichts war ihm verhaßter gewesen, nichts hatte er so sehr verflucht und verdammt als die Pariser Ehebruchsgeschichten in der Litteratur wie im Leben. Wäre ihm aber auch die Versuchung ins Herz geschlichen, auf ein solches Verhältnis auszugehen — das Wesen Kornelies, wie es ihm jetzt vor Augen stand, erdrückte jeden derartigen Gedanken mit dem Bewußtsein einer schroffen und unerbittlichen Unmöglichkeit. Nein! Diese Leidenschaft suchte andere Wege und andere Ziele. Sie hatte ihn einst geliebt, das war unbestreitbar, und sie war ihm auch nicht treulos geworden, denn sie hatte ihre Hand nur vergeben, weil sie ihn für tot gehalten hatte. Somit war es ein Verhängnis und nicht eine Schuld, die sie erst als Frau unerlaubt in sich hätte aufkommen lassen, falls sie ihn noch immer lieben sollte. Diesem Unglück gegenüber mußte es eine Ausgleichung geben, die kein Verbrechen gewesen wäre. Sie konnte offen ihrem Manne sagen, das Schicksal habe sie getäuscht und sie fühle sich nicht verpflichtet, einen Bund aufrecht zu erhalten, den sie unter ganz falschen Voraussetzungen geschlossen hatte.

Freilich war auch eine so kühne Auffassung des Lebens, ein solches Hinwegschleudern der konventionellen Formen, ein so erhabenes, wenn auch dreistes Befreien von lügnerischen und heuchlerischen Gefühlen, um der Wahrheit allein die Ehre zu geben, nicht die Sache und die Art deutscher Frauen, wie er sich diese nach Herkommen und Tradition vorstellen mußte. Allein Kornelie war die Frau aus Paris, sie konnte nicht umsonst zehn Jahre lang Verhältnisse um sich gesehen haben, die leicht und sogar unter Beistimmung der Welt gelockert oder aufgelöst wurden, wenn nicht gemeine Triebfedern dazu führten, sondern edlere Naturen dem gewissermaßen heiligen Ruf einer wahren und tiefen Leidenschaft

Digitized by Google

Folge leisteten. Ja, in diesem Sinne mußte Kornelie die Frau aus Paris sein, sie hatte selbst an diesem Abend kund gegeben, wie wenig sie mit mancher Überlieferung, mit manchem haltlosen Dogma der deutschen Gesellschaft, des deutschen Lebens einverstanden war.

Plötzlich schoß bei diesen Erwägungen dem gewaltig erregten Mann alles Blut ins Gesicht. Scham ergriff ihn bei dem Gedanken an seine ungewohnte, erst in letzter Zeit eingetretene Armut. Er war so lange gewöhnt gewesen, bei allen Wünschen, die in ihm aufgestiegen, die materiellen Mittel zur Erfüllung erst in letzter Linie zu erwägen und niemals darüber in Verlegenheit zu geraten. Jetzt tauchte mit einemmal wie ein drohendes Gespenst die Frage vor ihm auf, was er Kornelie zu bieten hätte, wenn sie in der That um seinetwillen gesonnen wäre, ihren Mann zu verlassen. Besaß er, der verarmte Edelmann, auch nur so viel, um ihr die bescheidene bürgerliche Existenz zu sichern, die ihr an der Seite Wehrendorfs geboten war? Er, der Baron, träumte sich ihren Besitz nicht anders als mitten in aller Herrlichkeit des auserlesenen Lebensgenusses, der ihrer Schönheit gebührte und womit sie zu umgeben das Bedürfnis seiner Liebe gewesen wäre.

Da erschien vor seinen Gedanken wie ein Rettungsengel, der das Gespenst verscheuchte, der Antrag des Trödlers Frescolo, für eine Summe, die hingereicht hätte, alle Lebensträume des Barons zu verwirklichen, seinen Namen auf den Neffen des Trödlers durch Adoption zu übertragen. Allerdings wurde der Baron bei dieser Vorstellung das unheimliche Gefühl nicht los, als ob er dadurch auf einen schnöden, seiner unwürdigen Handel sich einließe. Allein im Angesicht des unendlichen Lebensglückes, das er sich dadurch erkaufte, mußte er die heimliche Abneigung gegen das Mittel als ein Vorurteil schelten, das er nicht aufkommen lassen durfte. Wie viele Leute erkaufen den Adel und sichern sich dadurch Achtung und Ehre vor der Welt, warum sollte es anders sein bei demjenigen, der den Adel verkauft? Übrigens — va banque der Welt! Wie können ihre Urteile und Vorurteile noch in Betracht kommen, wenn auf der anderen Seite sein höchstes Ideal von Glück und Wohlsein zu erreichen ist.

Es handelte sich also für Bergenstamm nur noch um eins, um die Gewißheit, ob Kornelie ihn liebte. Manches Anzeichen an diesem Abend, wenn er es nachträglich überlegte, schien ihm wonnevoll schmeichlerisch diese Gewißheit zu geben. Unbezweifelbar fest stand, daß sie ihn einst geliebt hatte, und wie sollte ein edles Weib, was sich auch immer äußerlich begeben hatte, im tiefsten Inneren des Abfalls und der Treulosigkeit fähig sein? Immer wieder kehrte er zu diesem trostreichen Gedanken zurück, immer zuversichtlicher sah er dem Gelingen seiner Pläne entgegen, bis plötzlich wieder alle diese Hoffnungen ins Schwanken gerieten.

Denn er sagte sich, daß er nicht mehr in Paris, sondern daß er in Deutschland war, ebenso wie Kornelie, und fröstelnd zog es ihm durch das Gemüt, daß dieses Land gleichsam nicht die geeignete Dekoration für das Schauspiel war, das er aufführen wollte. Es hing aber doch nur von Kornelie ab, ob sich die Dekoration nicht wie auf der Bühne mit einem Zauberschlag verwandeln ließe. Wenn ihr Herz mit dem seinen einverstanden war, wie es ohne Zweifel ihre geistige Auffassung sein mußte, dann flüchtete sie nach Paris zurück und alles war gut.

Bergenstamm erhob sich aus seinem Winkel und verließ das Kasino mit frischerem Mute, als er es betreten hatte. Klarheit des Wollens stärkt die Seele, so daß sie schon die halbe Erfüllung in der Gewalt zu haben glaubt. Alles hing jetzt vom Wesen und Handeln Korneliens ab, und er hoffte, ihrer sicher sein zu können.

Als er gegen Abend des nächsten Tages ihre Wohnung betrat, fand er die

Digitized by Google

schöne Frau belebt und heiter, offenbar unter dem Eindruck eines neuen Erlebnisses. Süße, beklemmende und beglückende Zuversicht zog ihm durchs Herz, als müßte die Wiederbegegnung mit ihm die Ursache der gehobenen Stimmung sein.

Der köstliche Wahn dauerte nicht lange. Kornelie war ganz erfüllt von der Nachwirkung eines Besuches, welchen sie dem Fräulein Malwina Neukirch schon am Vormittag abgestattet hatte.

„Ich habe mir die ganze Nacht Gewissensvorwürfe gemacht," erzählte Kornelie, „daß ich die Motive Malwinas für ihre Verbindung mit Kamillo zu hart und rauh berührt, zu offen bloßgelegt hätte; ich habe gefürchtet, sie könnte mir zürnen, und das hat mir keine Ruhe gelassen. So habe ich mich beeilt, zu ihr zu kommen, um sie wieder gut zu machen; aber denken Sie, Baron, das ganze Gespräch bei Tische hat keine Spur in ihr zurückgelassen. Der ganze Abend war für Malwina nur der Heimweg. Sie müssen Wunder von Liebenswürdigkeit entfaltet haben, lieber Freund, denn sie ist ganz davon entzückt."

Da Bergenstamm gleichgültig vor sich hinstarrte und die schmeichelhafte Kunde nicht einmal mit einem Lächeln belohnte, wurde auch Kornelie ernster und erging sich in einer Schilderung des Hauses Neukirch.

„Die Leute sind unermeßlich reich," sagte sie, „aber ich bemerke auch hier wieder einen Mangel im deutschen Leben, der mir weh thut, weil ich mich ganz eine Deutsche fühle und jeder Tugend germanischer Frauen nachstrebe. Überall ist es schwer, reich zu werden, aber in Deutschland verstehen es nur wenige, reich zu sein, das heißt das Geld mit Geschmack und Genuß zu verwenden, das Leben so völlig auszustatten, wie es die Mittel erlauben — eine Kunst, die jeder Franzose mit auf die Welt bringt. Bei Neukirch ist alles in verschwenderischer Fülle vorhanden, was man der Welt zeigen kann und muß, jeder einzelne im Hause aber lebt beinahe in Dürftigkeit, hat nicht den Mut oder nicht den Geist, seine besonderen Neigungen zu befriedigen, oder auch gar kein Bedürfnis, auf der Höhe seiner Mittel zu leben. Malwina freilich, ein verzogenes Kind und übermütig von Natur, befriedigt alle ihre Launen, aber es fehlt ihr noch der Sinn für das Richtige, es fehlt ihr Chic. Zum Glück ist sie so klug und faßt so schnell auf, daß ich, wenn es darauf ankäme, ihr in ein paar Wochen alles beibringen könnte, was ihr zu einer wirklichen Dame noch fehlt."

Bergenstamm beugte das Haupt, wie unter der Last eines Geschickes. Man mag sich mit noch so großem Feuer, mit noch so glühender Einbildungskraft für sicher gehalten haben, sein innerstes Wollen frei enthüllen zu können — wenn man sich plötzlich den nüchternen Eindrücken des Alltags gegenüber befindet, so schwindet die alles überwältigende Macht des Gefühles, über die man zu verfügen geglaubt hat, und erstaunt und beschämt empfindet man eine unsägliche Ohnmacht, die Lippen für dasjenige zu öffnen, was auf der Seele brennt. Wie sah es so bürgerlich nett, so geordnet für alle Zeiten in diesen Räumen aus — und er sollte und wollte einen Sturm hineinbringen, der diese philisterhafte Häuslichkeit über den Haufen würfe! Die schöne Frau selbst, wie machtvoll auch ihr Reiz wieder auf ihn wirkte, schien in der Heiterkeit und in der Reinheit ihres Wesens so himmelweit entfernt zu sein von jeder Ahnung einer gewaltsamen Störung ihres Friedens, daß Bergenstamm, obgleich er nicht aufgehört hatte, sich heiß nach dem vollen Ausdruck seiner Empfindung zu sehnen, seine Seele und seine Zunge erlahmen fühlte.

Kornelie wurde aufmerksam auf sein unerwartetes Verhalten. Sein Schweigen und mehr noch die herkömmlichen Zwischenreden, die er wie mechanisch vorbrachte, ließen sie auf eine arge Verstimmung schließen. Als Ursache dachte

Digitized by Google

sie sich das Ergebnis einer neuen Unterredung mit Frescolo, über dessen Antrag mit ihr zu sprechen Bergenstamm am Abend früher als den Grund seines Besuches angegeben hatte. Eine unbescheidene Frage darüber, solange er selbst nicht von dem Gegenstande anfing, wollte sie vermeiden und äußerte bloß:

„Sie haben sich gestern ein wenig mit Malwinas Schicksal verknüpft erklärt, als von Kamillos Oheim die Rede war. Ich glaubte, das Beste wäre, Sie ließen sich im Hause Neukirch vorstellen und beobachteten das Mädchen und die Situation in diesem Hause. Die Verwandten Malwinas sind jetzt ebenso für die Partie mit Kamillo, wie sie früher dagegen eingenommen waren, und ich vermute, dieser Gesinnungswechsel beruht auf einer Täuschung, die der schlaue italienische Trödler ins Werk gesetzt haben muß."

Mit diesen Worten war für Bergenstamm die Anregung gegeben, von seiner eigenen Lage, von dem Antrag Frescolos zu sprechen. Ist aber einmal eine Saite des Egoismus zum Klingen gebracht, dann übertönt sie selbst in edleren Naturen, wenn kein besonderer Grund vorhanden ist, sie zu dämpfen, jede entgegenstehende Stimmung, und die nüchterne Außenwelt verliert ihre Macht über die Leidenschaft. Bergenstamm begann von seinen Verhältnissen, von seiner persönlichen Stellung zu dem Antrag zu sprechen, und bald war er dabei angelangt, auch den Strom seiner Gefühle nicht mehr zurückzuhalten.

* * *

Er schüttete, wie man zu sagen pflegt, sein Herz aus. Mutig und lebhaft gedachte er der Jugendtage in Paris, erklärte seine damalige Zurückhaltung für Irrtum und Verblendung und bezeichnete den Eindruck, den Kornelie schon damals auf ihn geübt hätte, wie mit sympathetischer Tinte in seine Seele geschrieben, so daß der Eindruck erst beim Wiedersehen mit aller Deutlichkeit lesbar hervortrat. Ferner verbarg er nicht den Umschwung in seinen materiellen Verhältnissen, aber auch nicht, daß er nichts scheuen würde, um sie zu verbessern, wenn ihm der Preis eines Lebensglückes dafür in Aussicht stünde. Zaghafter und befangener sprach er von dem Inhalt dieses Glückes, aber gerade Kornelies unausgesetztes Schweigen steigerte immer mehr die Glut seiner Ausdrücke und seiner Beteuerungen. Sie wußte nun alles, was er zu sagen hatte, alles, was er abends vorher in stillen Erwägungen bedacht hatte.

Sie war ungewöhnlich bleich geworden, während sie ihn anhörte, und als er jetzt geendet hatte und ihre Hand ergreifen wollte, erhob sie sich plötzlich und sprach sanft und mit niedergeschlagenen Augen:

„Lassen wir es fortan auf den Zufall ankommen, ob wir uns im Leben jemals wieder begegnen werden."

Dann wendete sie sich von ihm ab und trat an das Fenster, die Stirn an die Scheiben drückend, als ob der Baron nicht mehr anwesend wäre. Dies sah nun einem ewigen Abschied vollkommen gleich, allein Bergenstamm war kein unreifer Jüngling mehr, wenn ihn auch eine jugendliche Leidenschaft erst so spät übermannt hatte. Er begriff sogleich, daß die nächste, die erste Antwort eines rechtschaffenen Weibes nicht anders beschaffen sein konnte, und daß seine Liebe vielleicht darunter gelitten hätte, wenn Kornelie in diesem Augenblicke seinen kühnen Wünschen besser entgegengekommen wäre. Geräuschlos verließ er das Zimmer, fest entschlossen, dem angedeuteten Zufall einer Wiederbegegnung kräftig nachzuhelfen. Daß sie ihn überhaupt bis zu Ende angehört hatte und daß der Ton, in welchem sie ihn für alle Zeit zu verabschieden geglaubt hatte, ein weicher und tranriger gewesen, waren Umstände, die ihn zwar nicht ermutigen konnten, ihn aber auch vor gänzlich hoffnungsloser Verzweiflung bewahrten.

Das Mittel, Kornelie wiederzusehen, ohne sich ihr aufzudrängen, war leicht ge-

Digitized by Google

funden. Er brauchte sich bloß bei Neukirchs einführen zu lassen, wo sie oft genug vorsprach. Vom Grafen Agnolo hatte man am Tische Wehrendorfs gesagt, daß er ein Hausfreund der Familie Neukirch war.

In der That, der Graf gehörte zu jenen Aristokraten, welche, den Lebensgenuß vollkommen verstehend und von der Alltäglichkeit desselben in ihren Kreisen ein wenig gelangweilt, zum Zeitvertreib die bürgerliche Welt aufsuchen und sich so weit mit ihr verbinden, als es für die Unterhaltung hinreicht und weitere Konsequenzen ausschließt.

Bergenstamm wurde vom Grafen Agnolo im Hause Neukirch eingeführt und dort mit außerordentlichem Entgegenkommen empfangen. Er war vorläufig nicht in der Stimmung, an die Beziehung zu Frescolo, an den Plan, dem Bräutigam Malwinas seinen Namen zu geben, weitere Gedanken zu knüpfen, und das fast demütige Verhalten der Eltern und Verwandten des Mädchens als eigennützige Absicht zu durchschauen. Vielleicht hätte ihm die tiefe Unterwürfigkeit Anlaß gegeben, sich wie vor einer Widerwärtigkeit zurückzuziehen, wenn nicht das einzige, woran seine Seele hing, Kornelie hier wiederzusehen, ihn für alles andere empfindungslos gemacht hätte.

Graf Agnolo fand hier eine Whistpartie mit so feinen Spielern, wie er sie liebte und selbst im Klub nicht antreffen konnte, und außerdem fesselte ihn, der in früheren Zeiten naturwissenschaftliche Studien betrieben hatte, ein zur Familie zählender Botaniker, der an der Universität lehrte. Bergenstamm aber hielt sich, soweit es die Schicklichkeit zuließ, ausschließlich an Malwina, die nicht ermangelte, ihm ahnungslos und unbefangen von ihrer Freundin Kornelie zu sprechen. Sie war aber nach Tagen und Wochen noch immer nicht im Hause Neukirch sichtbar geworden, und ihn überkam die Ahnung, daß sie, von seiner Anwesenheit im Hause unterrichtet, absichtlich vermied, ihm wieder zu begegnen, den Zufall herbeizuführen, auf den sie ihn ausschließlich verwiesen hatte.

Noch einige Zeit früher würde er dem Vater Malwinas ein aufmerksameres Ohr geliehen haben. Denn der ehrsame Tuchhändler sprach viel von einem Landgut, das er erworben hatte oder das ihm vielmehr als Pfandobjekt eines zahlungsunfähigen Schuldners zuletzt in Händen geblieben war, und ließ nicht undeutlich merken, wie gern er die Bewirtschaftung und Verwaltung einem kundigen und verläßlichen Manne anvertraut hätte. Mit beiden Händen würde Bergenstamm noch einige Wochen früher nach dieser Thätigkeit gegriffen haben, die ja sein eigentlicher Beruf und in Frankreich seine Lieblingsbeschäftigung gewesen war. Jetzt blieb der Baron dafür unempfänglich, und obgleich viel zu stolz und zu vornehmen Gemütes, als daß er sein glühendes Interesse für Kornelie dem jungen Mädchen auch nur mit einer Silbe verraten hätte, lauschte er doch begierig auf jedes Wort Malwinas, wenn es die Geliebte betraf, und verstand es, solche Mitteilungen hervorzurufen.

Malwina wurde dadurch erst zum Bewußtsein gebracht, daß sie bisher mit einer ihr selbst unbegreiflichen Gleichgültigkeit das auffallende Fernbleiben Kornelies hingenommen hatte. Das junge Mädchen entdeckte plötzlich, daß es von einem Zauber umsponnen war, der alle sonstigen Herzensregungen in den Schatten gestellt hatte. Seit einiger Zeit dachte Malwina in der That ausschließlich an die Unterhaltung mit Bergenstamm, sie glaubte, selbst wenn er fern war, noch immer zu vernehmen, was er ihr von französischer Gesellschaft und Sitte, von den Frauen in Paris, von der Erziehung der Mädchen dort erzählte, und es wurde ihr sogar deutlich, daß nicht der Inhalt seiner Mitteilungen, so fesselnd sie ihr erschienen, daß er selbst es war, was sie gefangen hielt. Auch nur ihm glaubte sie bei seinen häufigen Erkundigungen nach Frau Wehrendorf zu dienen, wenn sie endlich, was sie längst hätte thun sollen, und

Digitized by Google

woran sie unbegreiflicherweise nicht gedacht hatte, selbst Kornelie in ihrer Wohnung wieder aufsuchte.

Wäre das junge Mädchen in diplomatischer Mission ausgesendet worden, so hätte es sich sehr wenig dazu geeignet, das Geheimnis der befreundeten Frau zu erforschen. Mit dem reizenden, weil unbewußten Egoismus der Jugend, wenn die Seele mächtig bewegt ist, sprach Malwina nur von den ihr selbst neuen Regungen und Bewegungen ihres eigenen Wesens. Kornelie brauchte nicht lange, um zu erkennen, daß zum erstenmal die Leidenschaft in diesem jungen Herzen gezündet und Baron Bergenstamm sie erweckt hatte. Keinen Gedanken dieser Art sprach Malwina aus, aber sie hörte nicht auf, die Stunden zu schildern, die sie mit ihm verbrachte, und mit unwillkürlicher und ihr wohlthuender Beredsamkeit seine Äußerungen wiederzugeben. Kornelie entnahm denselben nichts, was Malwina hätte ermutigen können, an ein besonderes Wohlwollen für das Mädchen zu glauben, aber das mächtige Gefühl unterscheidet nicht so deutlich und wähnt sich durch jede Geringfügigkeit begünstigt.

„Ach," sagte Malwina, „er ist so liebenswürdig und so gut, und doch erschreckt er mich manchmal bis zur Angst. Ein Unglück, das er nicht ahnen läßt, muß auf ihm lasten, und man sieht es ihm auch äußerlich an. Er wird immer blässer und seine Augen leuchten manchmal so unheimlich, als starrte er auf einen Gegenstand, den niemand sonst sehen kann. Warum bist du so lange nicht bei mir gewesen, Kornelie? Du mußt ihn sehen, du mußt mir raten, was ich thun könnte, um ihn zu erheitern. Er fragt jedesmal nach dir, und es ist seltsam, daß du dich gerade in letzter Zeit so ganz von mir zurückgezogen hast."

Auf Kornelie wirkten die Angaben über die Betrübnis Bergenstamms tiefer, als Malwina ahnen konnte. Frau Wehrendorf ließ sich wiederholen und noch ausführlicher schildern, was das Mädchen davon wußte. Dann sagte Kornelie:

„Ich hasse alle konventionellen Lügen, und auf dein Drängen, wieder zu dir zu kommen, um Bergenstamm zu sehen, kann ich dir nur antworten, daß es so bald nicht geschehen wird und du den Grund nicht zu wissen brauchst. Komme aber um so öfter zu mir."

„Aber," fiel Malwina ein, „nächstens ist eine unserer großen Soireen, man wird, wie gebräuchlich, eine Einladungskarte zu einer Tasse Thee für Herrn Wehrendorf und Frau Gemahlin senden. Willst du dich auch dieser Gesellschaft entziehen?"

„Wahrscheinlich!" erwiderte Kornelie fast ungeduldig und suchte das Gespräch auf ganz andere Interessen zu bringen.

Malwina blieb jedoch hartnäckig dabei, ihrem Mitleid für Bergenstamms geheimnisvollen Kummer immer neue Worte zu geben.

„Er stirbt," sagte sie mit Thränen in den Augen, „ich weiß es, und er wäre doch vielleicht zu retten, wenn ich die Geschicklichkeit und den Mut hätte, mit ihm davon zu sprechen. Du müßtest mir zu Hilfe kommen, das wäre deine Freundespflicht, du müßtest ihm in meiner Gegenwart alles sagen, was ich nicht über die Lippen bringen kann."

„Das wird niemals geschehen," erwiderte Kornelie, und die Schroffheit der Ablehnung wurde durch die Traurigkeit, die im Ton und in den Zügen lag, gemildert. Malwina entfernte sich, tief niedergedrückt durch den Gedanken, daß sie Bergenstamm nichts Erfreuliches über das Aussehen und das Verhalten der Freundin werde mitteilen können.

Absichtslos, bloß im Drang, sich auszusprechen, erzählte sie dem Baron die Weigerung Kornelies, im Hause zu erscheinen, und der Eindruck auf ihn war in der That viel furchtbarer, als Malwina ahnen konnte. Liebe im reifen Mannesalter gehört nicht zu den vergänglichen und oberflächlichen Spielen, denen sich das Herz in jungen Tagen mit dem Wahne überläßt, ein Ewiges zu empfinden; Liebe in diesem Alter weiß

Digitized by Google

sich Rechenschaft zu geben, daß sie ein Schicksal für dieses Leben ist. Bergenstamm sah seine noch übrige Zukunft gebrochen und sprach den Entschluß aus, wenn auch in leichtem Tone, als ob er nur einer zufälligen Laune gehorchte, nach Paris zurückzukehren. Er dachte im stillen, dies wäre der rechte Ort, um zu verkommen und der Verschollenheit anheimzufallen, um zu sterben und zu verderben.

Malwina verbarg nicht ihren Schrecken und klammerte sich in kindischer Hilflosigkeit, im Suchen nach einem Mittel, den Baron länger festzuhalten, an die bevorstehende Abendgesellschaft, der er beizuwohnen ihr schon versprochen hätte. Stets sorgsam bemüht, seine Gemütsbewegungen zu verbergen, ging Bergenstamm darauf ein, während seine Gedanken damit beschäftigt waren, die Wege zu finden, um sich noch ein letztes Mal mit Kornelie auszusprechen. Ihr zu schreiben, verwarf er als ein ebenso gefährliches wie wirkungsloses Mittel; er mußte etwas Außerordentliches ersinden, um eine Begegnung herbeizuführen.

* * *

Die letzten Tage und Wochen waren auch für Kornelie eine Zeit der schmerzlichsten inneren Kämpfe. Die Überraschung, den Mann, den sie, kaum Jungfrau geworden, so innig geliebt hatte, daß nur, weil sie ihn begraben geglaubt, ihre Liebe begraben war, die Überraschung, diesen Mann unter den Lebenden zu finden, hatte sie zuerst betäubt und dann mit einer Fröhlichkeit erfüllt, der sie sich gedankenlos überlassen, ohne sich Grund und Folgen zurechtzulegen. Das war die Ursache der heiteren Stimmung gewesen, mit der sie Bergenstamm vierundzwanzig Stunden nach der Feier ihres Vermählungstages empfangen hatte. Als er nun dabei das ungeheure Geständnis gewagt, war Schrecken darüber ihre erste Empfindung gewesen. Dennoch fühlte sie auch später, daß sie nur das Richtige getroffen hatte, als sie sogleich zwischen ihm und ihr eine unübersteigliche Schranke aufgerichtet hatte.

Im Bewußtsein, diese Trennung vollzogen zu haben, hatte sie sich um so uneingeschränkter einem stillen Nachsinnen über das verlorene Glück hingeben können. Ja, es wäre der Himmel gewesen, wenn es sich anders gefügt hätte, und hätte sie ihn nur am Leben gewußt, so würde sie nichts in der Welt zur Untreue bewogen haben, so wenig als sie einer zweiten Untreue an dem Manne, dem sie jetzt angehörte, fähig gewesen wäre. Warum hatte das Verhängnis sie zu einer unbewußten Treulosigkeit vermocht, zur Heirat auf Befehl ihrer Eltern! Jetzt war es geschehen, und von der Vergangenheit durfte nichts übrig bleiben als dieser grenzenlose Schmerz, der doch in seiner innersten Tiefe, weil um ihn gelitten, auch eine Seligkeit war.

Dabei liebte sie Wehrendorf mit dem Gefühl der Ergebenheit, der Verehrung vor einem in seiner Art unvergleichlichen Charakter. Wäre dies nicht der Fall gewesen, sie würde sich vielleicht doch zu sehr als „die Frau aus Paris" gefühlt haben, um sich durch bloß konventionelle Formen der Ehe unauflöslich gebunden zu halten. Allein sie sagte sich, wenn man einmal das Glück von sich geworfen oder nicht erreicht hat und sein Leben statt dessen auf die Basis der Anerkennung und der Hochachtung gestellt hat, dann muß man eben in dem Vertrauen, das man gewonnen hat, Lebensgewinn genug sehen, um es niemals täuschen zu können, dann ist das Leben nicht mehr Genuß, sondern Pflicht, aber auch in ihrer Erfüllung liegt ein Genuß.

Mit solchen Gedanken hatte sie in der ersten Zeit der Trennung von Bergenstamm ihr stürmisches Herz gebändigt und sich aufrecht erhalten. Als sie aber jetzt von Malwina erfuhr, mit welch tiefem Ernst er die Beziehung zu ihr auffaßte und daß sich sein Leben in stummer Qual verzehrte, da schien es, als ob die junge Frau die bisherige Fassung verloren hätte.

Digitized by Google

Sie dachte nicht mehr, sie wog nicht mehr Aufgabe und Neigung gegeneinander ab, sie vergegenwärtigte sich ausschließlich das schrankenlose Weh, das er empfand, bis ein gleiches ihre Seele ausfüllte. Wenn sie des Abends allein war, suchte sie in ihrem Schreibtisch nach Erinnerungsblättern aus ihrer Pariser Mädchenzeit, nach alten Briefen, in welchen von Bergenstamm die Rede war, nach Fragmenten von Tagebüchern, nach vergilbten Bändern und verwelkten Blumen, die sich auf damalige Begegnungen mit Bergenstamm bezogen. So gerieten ihr auch Schriftstücke in die Hände, die aus ihres Vaters Nachlaß stammten, und es überkam sie eine dunkle Erinnerung, als ob auch in diesen Papieren, die zum größten Teile noch vor ihrer Geburt geschrieben waren, Beziehungen auf Bergenstamm aufzufinden sein müßten.

So las sie sich an aufeinander folgenden Abenden immer tiefer in die Dokumente einer Vergangenheit hinein, um welche sie sich bisher niemals mit ganzem Herzen gekümmert hatte. Sie stieß auf Briefe, welche von Frauenhand an ihren Vater gerichtet worden waren zu einer Zeit, als dieser noch ledig war und kaum das Mannesalter erreicht hatte. Einige dieser Briefe fesselten ihre Aufmerksamkeit in so hohem Grade, daß sie alles, was von gleicher Handschrift war, auch wenn nicht persönlich an ihren Vater gerichtet, sorgsam hervorsuchte. Es mußten ihm von anderen Schriftstücke zugegangen sein, die von dieser Frau stammten, und Kornelie fand sogar Aufzeichnungen, die nicht von der Hand dieser Frau waren und sich dennoch auf ihr Schicksal bezogen.

Plötzlich stand Kornelie vom Schreibtisch auf und ging in heftiger Bewegung im Zimmer hin und her. Ein Gedanke war in ihr aufgekeimt und wuchs mit Zauberschnelle zu einem bestimmten Vorhaben auf. Als sie sich einigermaßen darüber klar geworden war, nahm sie den Platz am Schreibtisch wieder ein und begann unter den gelesenen Briefen und Dokumenten eine sorgsame Auswahl zu treffen. Sie mußten zueinander stimmen, um für einen Gedanken, den sie hegte, Zeugnis zu geben, und es mußte ausgeschieden werden, was diesen Gedanken unwahrscheinlich gemacht hätte. Das war ihr endlich gelungen, eine Kollektion von Briefen war zusammengestellt, und indem sie alle übrigen Papiere eilig wieder verbarg, als ob sie ihr selbsttätig das Vorhaben, das sie ins Auge gefaßt, hätten zerstören können, band sie die auserlesenen Schriftstücke zusammen und legte sie in ein besonderes Fach. Dann sank sie wie erschöpft in ihren Stuhl zurück und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen. Mühsam faßte sie sich, und ihre Lippen bewegten sich, als sie lautlos zu sich selbst sprach: „Es muß geschehen, es muß um seinet- und um meinetwillen geschehen. Jetzt will ich die erste Gelegenheit ergreifen, um ihn zu sehen und zu sprechen."

* * *

Der nächste Tag war ein Sonntag. Freundlich kühles Herbstwetter glänzte durch die Fenster herein. Wehrendorf hatte den Sonntag immer geliebt, nicht so sehr weil er ihn von einer fast nur mechanischen Arbeitsthätigkeit befreite, sondern weil er ihm die Zeit gönnte, sich der Gesellschaft Kornelies zu widmen. „Man lebt nur für dasjenige, wofür man keine Zeit hat," pflegte Wehrendorf oft zu sagen. Seit der Feier des Vermählungstages war noch kein Sonntag gewesen, der eine beschaulich heitere Stimmung wie stets früher mit sich gebracht hätte. Denn seit jener Feier hatte sich ein Schatten über die Seele Wehrendorfs gebreitet. Eine heimliche nie zu stillende Sehnsucht und Unbefriedigung im Herzen seiner Frau war ihm zwar von jeher nicht verborgen geblieben und hatte ihn angeregt, mit erfinderischer Liebe möglichst viele kleine Freuden herbeizubringen, wie ein Vogel Halme in sein Nest trägt. Allein wenn er bis dahin das Ungenügen seiner Frau einzig nur dem Umstande zuschrieb, daß

Digitized by Google

sie einst bessere materielle Verhältnisse gekannt hatte, so war seit jenem Abend ein anderer finsterer Gedanke in ihm aufgestiegen. Von dem Augenblicke an, da sie am Tische alle Glückwünsche und Festreden abgelehnt hatte, war ein dunkler Verdacht in ihm rege geworden. Nach dem Scheiden der Gesellschaft war Kornelie lange wortlos in sich versunken geblieben, und zum erstenmal war es geschehen, daß sie seine Versuche, sie freundlicher zu stimmen, mit Worten, die keine Erklärung enthielten, zurückgewiesen hatte.

Sie saßen an dem erwähnten Sonntag beim Frühstück, das an diesem Tage später als sonst eingenommen wurde. Es war beschlossen worden, ins Freie zu gehen, aber Kornelie machte keine Miene, sich zu erheben und ihr dumpfes Hinbrüten abzuschütteln.

„Mein Kind," sagte Wehrendorf, „ich dachte einen weiten Weg mit dir zu wandern. Das Wetter ist himmlisch, sonnig und kühl zugleich und recht dazu geeignet, in die weite Welt zu gehen und niemals mehr an das Nachhausekommen zu denken. Ich stelle dir auch die Welt zur Verfügung, einen Wagen, wenn du willst, ein Diner im Tiergarten, zuletzt die Oper."

„Wirklich?" sagte mit einem ungläubigen Lächeln Kornelie, welche durch diesen überraschenden Vorsatz zur Verschwendung aus ihrem Hinbrüten geweckt worden war; „du spielst aus Grundsatz niemals in der Lotterie, hast du trotzdem ein großes Los gewonnen?"

„Glaube nicht," fuhr er fort, „daß ich einen schlechten Spaß mache. Ich wollte mir die Mitteilungen zur Erheiterung des Spazierganges aufbewahren, aber du zwingst mich durch dein Schweigen, durch deinen Unmut, schon jetzt damit herauszuplatzen. Ins Juwelengeschäft kommt schon seit langer Zeit täglich der Graf Agnolo. Er ist ein besonderer Liebhaber von Schmucksachen und Kuriositäten, aber sehr wählerisch und eigensinnig. Ich habe ihm durch meine geschichtlichen Kenntnisse viel Interesse eingeflößt, da ich die historischen Beziehungen und selbst die Anekdoten zu erzählen weiß, die sich an alten Schmuck knüpfen, wie er uns manchmal im Kaufen und Verkaufen durch die Hände läuft. Besonders der Orient ist reich an solchen Geschichten. Tausend und ein Edelstein könnte man als Seitenstück zu Tausend und eine Nacht schreiben. Aber kurz und gut: der Graf will mir einen Posten, einen reich bezahlten, auf dem Gute eines seiner Freunde in Italien verschaffen, der einen Mann meiner Art zu schätzen weiß. Die Sache ist schon so weit gereift, daß sie nur mehr von meiner Annahme abhängt. Wir brauchen also jetzt unsere Ersparnisse nicht besonders zu schonen, für die Zukunft wäre gesorgt."

In diesem Augenblicke brachte man Kornelie einen Brief. Er kam von Malwina Neukirch und enthielt in besonders dringlichen, an Kornelie gerichteten Worten die Einladung für sie und Wehrendorf zu einer kleinen Gesellschaft an einem der nächsten Abende.

Mit zitternder Hand reichte Kornelie den Brief ihrem Gatten. Wehrendorf betrachtete seine Frau mit nachdenklicher Miene, indem er den Brief mit einer Gebärde der Geringschätzung zurücklegte.

„Ich hätte Lust," sagte er, „alle Formen der Konvenienz zu brechen und rundweg abzusagen. Diese Leute sind reich, es ist viel Pomp, aber kein Geschmack in ihrem Hause. Dieser Mangel zieht sich von den Möbeln bis zu den Reden durch."

Um keinen Preis hätte Kornelie nach den Entschlüssen, die sie an ihrem Schreibtisch gefaßt hatte, auf diesen Abend bei Neukirch verzichtet. Das war die einzige Gelegenheit, Bergenstamm zu dem Zwecke, den sie in Gedanken trug, wieder zu sprechen, denn ehe dies geschehen war, wollte und durfte sie ihm nicht schreiben, ihn nicht in ihre Wohnung bitten. So tief war sie von dem Umstand bewegt, die Einladung in so erwünschtem Momente erhalten zu haben, daß sie darüber sogar das von Wehrendorf angekündigte neue Lebensschicksal nicht besprach, sondern in ihren Gegenreden nur mit verschiedenen

Digitized by Google

Argumenten darauf beharrte, die Einladung anzunehmen.

Er glaubte kein Wort von all diesen Gegengründen. Sie entsprachen nicht ihren Gewohnheiten und ihrer Denkungsweise und hatten nur zur Folge, daß er auf einen Hintergedanken aufmerksam wurde, der den heftigen Wunsch, die Einladung anzunehmen, verursachen mußte. Dadurch geschah es, daß Wehrendorf selbst plötzlich für die Annahme gestimmt wurde, er vermutete, der Abend bei Neukirch werde ihm die Entdeckung bringen, was eigentlich im Herzen seiner Frau vorging. Zum erstenmal, seit er sie kannte, war er nicht völlig aufrichtig mit ihr. Er verbarg ihr, daß seine Beistimmung auf einer geheimen Absicht beruhte, und stellte sich an, als wenn ihre Argumente ihn zu der Einwilligung bekehrt hätten.

Sein Nachgeben stimmte sie heiter, obgleich sie wohl fühlte, daß es nicht ganz aus dem Herzen kam. Allein sie hoffte so viel von der Begegnung mit Bergenstamm, sie war so fröhlich darüber, einen zu billigenden Grund zu haben, um diese Begegnung herbeizuführen, und gab sich nicht Rechenschaft, welchen Anteil das geheimste Gefühl ihres Herzens an dieser Fröhlichkeit hatte! Ganz wieder die Frau aus Paris, ganz die Frau, die ihren Willen durchgesetzt hat, zeigte sie das Lachen und die Beweglichkeit einer Beglückten. Sie dankte ihm, sie schmeichelte ihm, sie erklärte sich bereit zu dem Spaziergang, den er vorgeschlagen hatte.

Wehrendorf genoß den Augenblick, das schöne Wetter, die zwischen Heiterkeit und Trauer schwebenden Naturbilder des Herbstes. Keiner, der das Paar in diesen Stunden gesehen hätte, würde vermutet haben, daß nicht die holdeste Eintracht eines liebenden Brautpaares sie miteinander verband. Er verstand es so gut, die flüchtigen Begegnungen auf der Straße, in den Gärten, auf den Feldern zu beleuchten und auszudeuten. Er machte sie darauf aufmerksam, wie die fremdesten Menschen, wenn sie aneinander vorübergingen, sich fröhliche Blicke zuwarfen, als ob der Sonntag, weil man ihm nichts „von des Tages Last und Hitze“ nachsagen kann, die Welt erlösen würde. Die Gratisgenüsse des Lebens, die mit Sonne, Luft und dem Anblick heiterer Menschengesichter jedem zu teil werden, wußte er als den wahren Inhalt, als das wahre Glück des Daseins zu feiern. Dabei bezog er mit liebender Sorgfalt die Einzelheiten, die ihnen begegneten, auf die besondere Natur seiner Gefährtin, auf den gemeinsamen Frieden, der ihnen aus dem Genuß der einfachsten Dinge erwachsen könnte.

Als der Heimweg angetreten wurde, wiederholte Wehrendorf, um seinem Genuß an dem Tage und an der Gesellschaft seiner Frau den rechten Ausdruck zu geben, die Worte, die er schon oft gesagt hatte: „Man lebt nur für dasjenige, wofür man keine Zeit hat.“ Er fügte jedoch hinzu, indem er ihren Arm fester an sich drückte: „Du nennst dich gern die Frau aus Paris, aber nur eine deutsche Frau ist der Empfindungen fähig, die wir heute geteilt haben.“

Kornelie dachte im stillen, daß all dies nicht der Himmel, den sie in Momenten der Leidenschaft träumte, daß aber Wehrendorf wohl der Mann war, dem eine Frau gelassen und mit heiterer Entsagung den Himmel opfern konnte.

* * *

Die Gesellschaft bei Neukirch war versammelt und nahm den gewöhnlichen Verlauf derartiger Vereinigungen, welche die Unterhaltung erstreben und kaum eine andere finden als das nachträgliche Reden darüber. Man hatte sich in Gruppen zerteilt, man hatte ein wenig zu tanzen begonnen und endlich einen allgemein befriedigenden Abschluß im Speisesaal gefunden; der pompöse, mit allen Leckerbissen der Erde und des Meeres verbrämte „Thee“ wurde eingenommen. Bei Tische führte Graf Agnolo das große Wort, das man ihm aus Respekt vor seinem Range gern überließ. Wenn er auch zunächst

Digitized by Google

nur zu einer der Damen sprach, zwischen denen er saß, so verstummte doch sogleich die ganze kleinbürgerliche Gesellschaft, sobald seine Rede vernehmbar wurde. Camillo war nicht anwesend; er teilte sich mit seiner Mutter in der Pflege des alten Oheims Frescolo, der seit einigen Tagen bedenklich erkrankt war. Die Abwesenheit des Bräutigams gab dem Grafen Veranlassung, Befriedigung darüber auszudrücken, daß die „Wasserlilie" Malwina nicht allzubald in das dürre Leben hinaus versetzt würde.

Bergenstamm hatte mit tiefer Bewegung Kornelie wiedergesehen. Sie hatte ihn viel freundlicher begrüßt, als er nach der langen Weigerung, mit ihm wieder zusammenzutreffen, hätte erwarten können, und wie ein Strom von Glück ging ihr Anblick durch seine Seele. Zu einem vertraulichen Gespräch mit ihr war noch keine Möglichkeit vorhanden gewesen, als aber nach Tische die Anwesenden im Salon sich verteilten und Kornelie in einer von Vorhängen halbverdeckten Nische Platz nahm, obgleich in einer Weise, daß sie völlig sichtbar blieb, hatte Bergenstamm es gewagt, sich neben ihr niederzulassen. Fast wie eine Entschuldigung dieses Wagnisses klangen seine ersten Worte, allein Kornelie, wenn auch errötend und mit erkennbarer Befangenheit, versicherte, daß sie selbst ihn herbeigerufen hätte, wenn er nicht zu ihr getreten wäre, da sie ihn in einer Angelegenheit ihrer Neugier, also für Frauen die wichtigste Angelegenheit, zu sprechen wünschte.

„Ich bin vor einigen Tagen meine Erinnerungen an Paris durchgegangen," sagte sie, „und lebhafter selbst als die Züge der Verwandten, bei denen ich damals gelebt habe, ist mir das Bild Ihrer Mutter wieder vor Augen getreten. Ich weiß noch sehr gut, was meine Tante von den Besuchen bei Baronin Bergenstamm erzählte, und auch wie es zuging, daß Sie, Herr Baron, uns mit Ihrer Gegenwart erfreuten."

Sie stockte einen Augenblick, glaubte aber den Grund der Zögerung überwinden und ehrlich sagen zu müssen, daß ja ein Verkehr, wie sie ihn damals in Paris mit Bergenstamm gepflogen hatte, niemals der Erinnerung entschwinden könnte.

Er war im Begriffe, sich seinerseits darüber in feurigen Worten zu ergehen, allein sie ließ ihn nicht aussprechen.

„Eines ist mir nicht mehr in Erinnerung," unterbrach sie ihn, „welches Verhältnis zwischen Ihrer und meiner Familie geherrscht hat und wie es kam, daß Sie Ihren Vater nicht eigentlich als Vater betrachtet haben. Ich weiß wohl, was Sie mir erst vor kurzem darüber angedeutet haben, allein verschiedene alte Briefe, die ich erst vor einigen Tagen durchgelesen, machen mir es sehr wichtig, vollkommene Klarheit darüber zu gewinnen."

Bergenstamm sprach von seiner Mutter, daß ihre erste Ehe, deren Sprößling er war, eine heimliche gewesen, die früh gelöst wurde, und er niemals seine Mutter hatte dahin bringen können, ihm den Namen seines Vaters bekannt zu geben, nachdem der zweite Gatte seiner Mutter, Baron Bergenstamm, den Sohn gänzlich als sein eigenes Kind adoptiert hatte.

„Was aber die Bekanntschaft mit Ihrer Tante und mit Ihnen in Paris betrifft, so war Ihre Tante die Schwester des Professors Sautor, Ihres Vaters, meine Gnädige, und meine Mutter hat dem Professor Sautor, ihrem Lehrer und Erzieher, ein so pietätvolles Andenken gewahrt, daß sie mich in ihrem letzten Lebensjahre aufforderte, das Haus Ihrer Tante in Paris fleißig zu besuchen. So haben wir uns damals kennen gelernt, meine Gnädigste, Kornelie —"

Das letzte Wort erstarb ihm fast auf den Lippen. Er raffte sich zu fernen Erinnerungen an jene Zeit auf und erwähnte auch flüchtig der Trostlosigkeit seiner Zukunft. Während er sprach, bemerkte erst Kornelie, wie erbarmungswürdig er sich äußerlich verändert hatte, doch ohne daß in seinen Äußerungen eine Klage oder eine sonst zum Mitleid herausfordernde Wendung laut geworden wäre. Vielmehr

Digitized by Google

deutete sein ganzes Wesen auf ein so zu sagen gelassenes Verzweifeln hin, auf den Entschluß, sich wieder in den Lebensstrudel von Paris zu werfen und auf irgend eine Weise darin unterzugehen.

Schon als die Unterredung begonnen hatte, war unweit von der Nische Graf Agnolo mit Wehrendorf in ein eifriges Gespräch geraten. Der Graf war angenehm davon berührt, den Verkäufer aus der Juwelenhandlung, dessen Charakter und Kenntnisse er ungewöhnlich hoch schätzte, hier zu treffen. Bald waren sie in tiefen Verhandlungen über ein aus Frankreich in das Geschäft gekommenes Diadem, von dem man meinte, daß es zu einem Kronschatz gehört haben müßte. Eine Zeit lang war Wehrendorf ganz bei der Sache, dann wurde er zerstreut, indem er zuweilen forschende Blicke nach der Nische warf, in der sich seine Frau mit Bergenstamm unterhielt.

Der Graf folgte endlich diesen Blicken und fragte:

„Kennen Sie diese schöne Frau? Wer ist das?"

Wehrendorf wollte die Eingenommenheit seiner Gedanken hinter einem Scherz verbergen und erwiderte mit erzwungenem Lächeln:

„Sie fragen, Herr Graf, ob ich diese schöne Frau kenne. Da ist schwer zu antworten. Wäre sie für mich eine fremde Dame, so würde ich vielleicht keck bejahen. Wer aber darf sich rühmen, seine eigene Frau zu kennen?"

„Ah!" ließ der Graf überrascht vernehmen; „ich wußte kaum, daß Sie verheiratet sind, und ahnte nicht Ihren Besitz einer so wunderschönen Frau. Das ist freilich ein wertvollerer Edelstein als irgend einer in Ihrem Laden. Es beunruhigt Sie doch nicht, daß ihr Bergenstamm ein wenig den Hof zu machen scheint. Der arme Junge!"

„Wie meinen Sie dies, Herr Graf," fragte Wehrendorf, „worin ist der Baron zu beklagen?"

„Mir fällt gerade ein," bemerkte der Graf, „daß Sie ihm vielleicht helfen können. Sie kommen mit so viel Leuten, darunter Frauen der höchsten Gesellschaft, in Verkehr. Bergenstamm ist vor zehn Jahren in Paris mit einem Fräulein bekannt geworden, das ihn sehr geliebt zu haben scheint. Ich glaube, er hätte heiraten sollen, und es hat sich zerschlagen. Genug, er hat die Schöne seitdem nicht wiedergesehen, und seit er in Deutschland ist, sucht er sie überall und mit großem Eifer. Vielleicht ist sie Ihnen einmal vor Augen gekommen. Wie sie jetzt heißt, weiß ich freilich nicht, denn sie hat sich vermählt. In Paris aber als Mädchen hieß sie Fräulein Kornelie Santor."

Wehrendorf sah nach der Pendule, obgleich er eine Uhr in der Tasche hatte, aber er wollte den Kopf abwenden. Ihm schien jetzt mit einemmal die ganze Sachlage klar geworden zu sein. Der nie genannte Geliebte war also Bergenstamm, und dieser Totgeglaubte war am Leben.

Mit großer Selbstbeherrschung blieb Wehrendorf noch eine Weile neben dem Grafen sitzen und fuhr im Gespräche fort. Dann erhob er sich, glaubte aber Blei in den Füßen zu haben und stützte sich mit der Hand auf den Tisch. Diese Hand zitterte. Er bemerkte dies selbst, überwand sich jedoch gewaltsam und ging rasch nach der Nische. Es war gerade der Augenblick, als Kornelie den Baron aufforderte, am Abend des nächsten Tages zu einer wichtigen Unterredung in ihre Wohnung zu kommen.

„Kornelie," sagte Wehrendorf halblaut und in fast befehlendem Tone, „wir müssen ohne Aufschub fort."

Er zwang sie, von den Leuten des Hauses unverweilt Abschied zu nehmen, und verließ mit ihr den Salon.

Als sie in der Droschke saßen, die sie nach Hause brachte, herrschte zwischen ihnen ununterbrochenes Schweigen. Wehrendorf zermarterte sich die Seele mit der Vergegenwärtigung alles dessen, was seine Frau gesprochen hatte, um den Besuch der Gesellschaft bei Neukirch durchzusetzen, offenbar nur, um dem Baron

Digitized by Google

wieder begegnen zu können. Dann flogen die Gedanken des unglücklichen Gatten zur Vergangenheit zurück. Wohl hatte ihm Kornelie, als er um ihre Hand angehalten, das Geständnis abgelegt, daß sie einst geliebt hatte und niemals einem anderen Manne die gleiche Leidenschaft zuwenden würde. Niemals hatte sie ihm den Namen des Geliebten bekannt geben wollen, allein sie hatte Wehrendorf tausendmal versichert, daß der Geliebte tot und daß es lächerlich wäre, wenn der Gatte mit einem Schatten eifern wollte. War dies eine Lüge gewesen oder war sie selbst getäuscht worden? Gleichviel! es stand fest, daß der in Paris so sehr geliebte Mann am Leben war und folglich noch immer geliebt wurde. Wehrendorf erinnerte sich der Vermählungsfeier und wie schon damals in ihm ein Verdacht gegen Bergenstamm aufgestiegen war, und eine Art Wut ergriff den unglücklichen Gatten, die er gewaltsam niederkämpfte. Ihm war, als wäre er in die Lage gekommen, ein ungetreues Weib verstoßen zu müssen. Kornelie war nicht danach geartet, einer tiefen Leidenschaft jemals untreu werden zu können. So sagte sich Wehrendorf, daß er im buchstäblichen Sinne des Wortes am Scheidewege stand und daß rasch in diesem Sinne gehandelt werden mußte.

Sie betraten ihre Wohnung, und wie selbstverständlich begab sich Kornelie nicht sofort zur Ruhe, sondern nahm im Wohnzimmer Platz, der Unterredung gewärtig, die unfehlbar folgen mußte. Denn das Auftreten ihres Mannes gegen sie bei Neukirch, der befehlende Ton, in welchem er sie zum Verlassen der Gesellschaft gezwungen hatte, waren nie vorgekommen und genugsame Anzeichen, daß in der Seele des edlen Mannes ein ungewöhnlicher Sturm brauste.

* * *

Wehrendorf ging einige Zeit schweigend auf und nieder, nicht um zu bedenken, was er zu sagen hatte, denn die Handlungsweise, die er im gegebenen Falle zu beobachten hätte, stand unwandelbar fest vor seinen Augen, sondern um einen Ton zu gewinnen, der weder überwältigenden Schmerz, noch heftige Leidenschaft verraten sollte.

„Du bist ohne Schuld, Kornelie," sagte er endlich. „Bergenstamm ist der Mann, den du geliebt hast, lange bevor du mich kanntest. Einen einzigen Zweifel an deiner völligen Unschuld kannst du durch ein Ja oder Nein beseitigen, wenn ich dich frage: Hast du Bergenstamm wirklich für tot gehalten, als du mir deine Hand reichtest, oder hast du bloß ein Märchen erfunden, um mich selbst während der Ehe zu beschwichtigen, wenn ich deine Unruhe, dein Ungenügen merkte?"

„Keinen Mann giebt es in dieser Welt," erwiderte Kornelie ruhig und mit überzeugendstem Tone, „keinen Mann auf Erden, mit dem ich mich vermählt hätte, wenn ich Bergenstamm am Leben gewußt hätte, wenn mir sein Tod auf dem Schlachtfelde nicht glaubhaft gemacht worden wäre."

„Dann ist es gut," entgegnete Wehrendorf, scheinbar kalt, konnte aber nicht mehr aufrecht bleiben und mußte sich niederlassen; „dann kann man die Angelegenheit schlichten und ordnen. Du hast keine Schuld, und ich habe einst dir und mir geschworen, dich so glücklich zu machen, als es in meiner Macht steht. Dazu bedarf es jetzt bloß der gerichtlichen Ehescheidung."

Mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung, als ob es sich um die Verhältnisse fremder Menschen handelte, setzte er ihr die Bedingungen und Formalitäten eines solchen Schrittes so ruhig auseinander, daß Kornelie fast den Eindruck bekam, er würde die Trennung gleichgültig vollziehen. Einige Erregung verriet er nur durch den Eifer des Verlangens, sie möge ihre Entschließung schon in diesem Augenblicke kund geben, er könne es nicht erwarten, einer vollendeten Thatsache gegenüberzustehen.

Digitized by Google

Kornelie verhielt sich lange schweigend. Seine Bereitwilligkeit, sie aufzugeben, erweckte in ihr eine sonderbare Mischung widerstreitender Empfindungen. Endlich sagte sie:

„Fasse dich nur einen Tag in Geduld. Ich habe Bergenstamm für morgen abend zu mir bestellt, für die Stunden, die dir gestatten, zu Hause zu sein; du wirst die Erklärungen anhören, die ich ihm zu geben habe, und sie werden dir alles sagen."

Ohne weiter ein Wort zu sprechen, zog sie sich zurück. In ihrem Inneren vollzog sich während der Stunden bis zum nächsten Abend ein stürmischer Kampf. Durch Wehrendorfs Bereitwilligkeit hatte sie es in ihre Macht bekommen, die Verbindung mit ihm aufzulösen und ein Lebensglück zu ergreifen. Dieser Versuchung stellte sich wieder das Bild des edlen Mannes gegenüber, der, wie er es auch mit übermenschlicher Selbstbeherrschung zu verbergen suchte, durch die Scheidung für immer geknickt und gebrochen wäre.

Bergenstamm kam zur bestimmten Zeit und fand zu seinem Erstaunen Wehrendorf anwesend. Anders hatte es der Baron geträumt, ohne sich selbst sagen zu können, was ihn dazu berechtigte oder was er hoffte. Kornelie war totenbleich; aber ohne andere Einleitung als die Wiederholung der Angabe, daß sie vor einigen Tagen den schriftlichen Nachlaß ihrer Tante durchgeforscht habe, öffnete sie ihren Schreibtisch und zog das Päckchen Briefe hervor, das sie sich zu diesem Zwecke damals zurecht gelegt hatte. Sie ersuchte den Baron, die Briefe aufmerksam zu lesen und sie sodann auch ihrem Manne zur Lektüre zu überlassen. Bergenstamm erkannte sogleich die Schrift seiner Mutter auf den meisten der ihm vorgelegten Schriftstücke. Sie waren in der Weise geordnet, daß zuerst ein erwachsenes Mädchen dem Professor Santor Dankbarkeit für Unterricht und geistige Einwirkungen aller Art in lebhafter Weise ausdrückte. Dann schien dieselbe junge Dame auf Briefe zu antworten, welche nicht vorlagen, und aus diesen Antworten ergab sich eine für den Empfänger derselben stets zunehmende Leidenschaft. Spätere Briefe, erfüllt von Klagen und Vorwürfen, ließen keinen Zweifel darüber, daß die Mutter Bergenstamms sie an ihren ersten Gatten gerichtet hatte, und der Baron mußte annehmen, daß Professor Santor dieser Gatte gewesen war. Den Schluß bildete ein als Kopie bezeichnetes Schreiben, in welchem Professor Santor die Geburt seiner Tochter Kornelie anzeigte. Diese mußte demnach aus einer zweiten Ehe des Professors hervorgegangen und die Schwester des aus seiner ersten Ehe entsprossenen Barons Philipp Bergenstamm sein. Niemand konnte ahnen oder aus den sorgfältig ausgewählten Schriftstücken vermuten, daß die Briefe, in welchen die Dame Klagen und Vorwürfe auf ihren Gatten häufte, nicht an Professor Santor gerichtet waren, daß nicht dieser der Gatte war, welcher die bitteren Beschuldigungen empfing. Mit außerordentlicher Vorsicht hatte Kornelie alle Papiere ausgeschlossen, welche verraten hätten, daß Professor Santor ein Universitätsfreund des ersten Gatten der Baronin Bergenstamm gewesen, eines verlorenen und verlumpten Genies.

Aus den von Kornelie versteckt gehaltenen Schriftstücken wäre zu entnehmen gewesen, weshalb Baronin Bergenstamm ihrem Sohne den Namen um keinen Preis hatte nennen wollen. Ihr erster Gatte war in eine allgemein bekannt gewordene Verbrechergeschichte verwickelt gewesen und schuldig erklärt worden. Daraus war auch für seine Frau das gesetzliche Recht hervorgegangen, sofort ihre eheliche Verbindung mit ihm aufzulösen. Er war bald nach seiner Verurteilung gestorben und sein schriftlicher Nachlaß in den Besitz des Professors Santor übergegangen. Daraus hatte nun Kornelie alles zusammengestellt, was die Täuschung bewirken konnte, daß die Mutter Bergenstamms, als sie Philipp

Digitized by Google

das Leben gab, mit Professor Santor vermählt gewesen wäre.

Verschiedenartig war die Wirkung dieser Eröffnungen. Wehrendorf küßte die Hände seiner Frau, zeigte sich überschwenglich beglückt und verriet, daß nur die Anwesenheit eines dritten ihn hinderte, Kornelie zu Füßen zu sinken und gewissermaßen ihre Verzeihung zu erflehen. Bergenstamm hingegen blieb lange schweigend in sich versunken und ein eigentümlicher Seelenprozeß schien in ihm vorgegangen zu sein, ehe er es über sich brachte, Kornelie die Hand zu reichen mit den Worten: „Meine Schwester!“ Ein Zweifel lag ihm um so weniger nahe, als er sich der pietätvollen Äußerungen seiner Mutter über Professor Santor erinnerte und die Briefe, voll von Klagen und Vorwürfen, nur momentanen Aufwallungen entsprungen sein konnten.

Man sprach lange von vergangenen Zeiten und künftigen Lebensgestaltungen, und Bergenstamm schied in scheinbar gelassener und freundlicher Stimmung, ohne jedoch das Gefühl einer familienhaften Anlehnung gefunden zu haben. Vergebens kämpfte er gegen eine Empfindung bitterer Enttäuschung und Vereitelung, und unabsehbar schien dieser seltsame Gemütszustand in ihm fortdauern zu wollen, je mehr er von der unverbrüchlichen Wahrheit des ihm neu aufgeschlossenen Verhältnisses zu Kornelie überzeugt war.

Es kommt ja wohl vor, daß die Stimme der Natur dem Bruder von selbst die Schwester verrät und eine aufkeimende Leidenschaft noch im Entstehen in geschwisterliche Liebe wandelt. Allein wo diese angebliche oder thatsächlich vorhandene Stimme der Natur fehlt und nur eine seltsame Zusammenfügung der Umstände plötzlich gebieterisch eine Wandlung der Empfindungen erheischt, da folgt die innerste Seele nicht willig den Forderungen des äußeren Lebens. Bergenstamm war Mann genug, nicht mit einer Miene, nicht mit dem Hauch eines halb unterdrückten Wortes die Pein zu verraten, die ihn unausgesetzt erschütterte, und mit einer Art von Trotz versuchte er die erwünschte Ruhe zu erzwingen, indem er Kornelie täglich aufsuchte und sich gewaltsam in den Grenzen einer geschwisterlichen Empfindung erhielt. Indessen wäre ohne eine neu eintretende Wendung dieser Kampf nicht ohne völlige Zerstörung des Beteiligten zu Ende gegangen.

Kornelie hatte einen Sieg über die Leidenschaft errungen, ohne den beglückenden Triumph eines Siegers zu fühlen, und sie mußte sich sagen, daß ihr Ruhe und Befriedigung nur aus einem konsequenten Fortschreiten in derselben Richtung werde erwachsen können. Dazu bot schon der nächste Tag die erste Gelegenheit, als sich bei ihr Malwina in sehr aufgeregtem Zustande einfand.

„Zweifach,“ sagte das junge Mädchen, „bin ich gequält, und wenn du mir nicht beistehst, so muß ich rein verzweifeln.“

Kornelie erfuhr nun, daß der gefährlich erkrankte Tröbler Frescolo Malwina hatte zu sich bitten lassen, um nichts Geringeres von ihr zu verlangen als einen Schwur, daß sie unter allen Umständen seinen Neffen Kamillo Pudding heiraten werde.

„Und das ist dir unmöglich gewesen?“ fragte Kornelie.

„Ich habe ausweichend geantwortet,“ erwiderte das Mädchen mit Thränen des Zornes in den Augen, „weil ich einem Sterbenden nicht rund Nein sagen wollte, und habe versprochen, in dieser Sache noch einmal zu kommen. Aber unmöglich!“

Zu weiteren Offenbarungen gedrängt, hielt Malwina nicht lange mit dem Geständnis einer glühenden Liebe für Baron Bergenstamm zurück. Aus diesem Geständnis ergab sich auch die zweite Pein Malwinas, die Furcht vor dem ewigen Abschied, wenn der Baron in der That für immer nach Paris zurückkehren sollte. Kornelie umschlang die Unglückliche zärtlich und verhieß ihr Trost binnen kurzer Zeit, ja mehr als dies, einen befriedigenden Abschluß in beiden Angelegenheiten.

Digitized by Google

Es war nicht verabredet worden, daß Bergenstamm täglich bei Schwester und Schwager erscheine, aber er suchte, wie bemerkt, mit Absicht die häufige Begegnung, und der Anlaß dazu ergab sich dadurch von selbst, daß man nicht oft genug daraugehen konnte, eine neue Zukunft für ihn zu besprechen und zu gestalten. Es war natürlich, daß er sich wortkarg und unbestimmt in seinen Entschlüssen verhielt, da im heftigen Streit der Gefühle, verbunden mit der Strenge der Zurückhaltung, seine Seelenkraft wie gelähmt zu sein schien. Vergebens hoffte er selbst, daß aus dem wüsten Zustand seines Inneren wie Sonnenlicht aus dem Nebel die neue Empfindung für Kornelie hervorbrechen werde. Dieser Nebel war das Phantasiegebilde, das seine Leidenschaft für sie noch zurückgelassen hatte. Kornelie selbst gab sich den Anschein, von einem solchen Widerstreit der Gefühle nichts zu bemerken; sie lauerte bloß auf den Augenblick einer geeigneten Stimmung des Barons, um ihm einen neuen Schritt in das Leben vorzuschlagen, welcher ihr unter den gegebenen Umständen das Heilsamste zu sein schien. Zunächst beredete sie ihn, und zwar ohne Mühe, sich zu Frescolo zu begeben, mit dem er ja ohnehin noch das Geschäft der Adoption, wovon jetzt nicht mehr die Rede sein sollte, endgültig zu beseitigen hatte. Der Baron fand den Alten in der rennütigen Stimmung eines Mannes, der sich dem Tode nahe weiß, und bald stellte es sich heraus, daß der Trödler kein nennenswertes Vermögen besaß und den freiherrlichen Namen, den er seinem Neffen hatte verschaffen wollen, um die Familie Neukirch für die Verbindung günstig zu stimmen, aus der Mitgift Malwinas bezahlt hätte. Frescolo starb, bevor er noch an die völlige Vereitelung seines listigen Planes glauben mußte.

Jetzt war der Augenblick gekommen, auf welchen Kornelie gewartet hatte, um dem Baron eine neue Lebensaussicht zu eröffnen. Von dem Wunsche des alten Neukirch unterrichtet, sein Gut einem mit der Verwaltung eines solchen vertrauten Manne zu übergeben, und von der Überzeugung durchdrungen, daß eine zwanglose Entfernung die einzige Rettung aus inneren Bedrängnissen wäre, überredete Kornelie, scheinbar stets nur das materielle Interesse festhaltend, den Baron, das angebotene Amt zu übernehmen. Bald sah er ein, wie notwendig ihm die Trennung war, und mit einem tiefen Seufzer stimmte er bei. Er reiste unmittelbar nach dem Gute ab und verbrachte den ganzen Winter in einer Thätigkeit, die sein eigentlicher Beruf war, die ihn deshalb erfrischte und erfreute und ihn mit ganz neuem Lebensmut erfüllte.

Als er im nächsten Frühling nach der Stadt zurückkehrte, fand er Kornelie in einem noch vertrauteren Umgange mit Malwina als früher. Diese hatte sich in eigentümlicher Weise verändert. Die Schönheit der „Wasserlilie“ war dieselbe geblieben, ihre Formen und Manieren jedoch hatten sich aus der früheren etwas dreisten Unbefangenheit zu dem edlen Anstand einer vornehmen Dame entwickelt.

Die „Frau aus Paris“ hatte in diesem Sinne erfolgreich auf Malwina einzuwirken verstanden. Der Baron war überrascht und erkannte bald, daß die Anregung zu einer tiefer gehenden Neigung für Malwina genährt werden mußte, um darin einen letzten Anker, ein entschiedenes Losreißen von allen Trümmen der Vergangenheit zu finden. Malwinas starke Sympathie für ihn hatte ihm im verflossenen Herbste mitten in den Kämpfen seiner Leidenschaft für Kornelie nicht entgehen können, und nach dem damaligen Wesen des Mädchens zu schließen, hätte seine Werbung freudig und ohne Säumen angenommen werden müssen. Er täuschte sich. Malwina war reifer geworden, sie schien kälter zu sein und ließ sich erst langsam und allmählich, aber um so beglückender das Geständnis ihrer Liebe abgewinnen.

Unter großen Freudenbezeigungen der Familie Neukirch fand die Verlobung statt. Das Gut, welches der Baron ver-

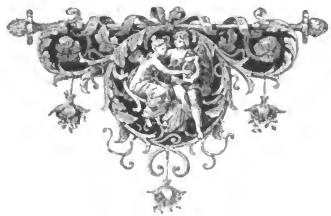
Digitized by Google

waltete, bildete einen Bestandteil der reichen Morgengabe Malwinas. Der Verlobung war selbstverständlich eine Auseinandersetzung mit Kamillo Pudding vorausgegangen.

Dem jungen Künstler war es natürlich erschienen, daß nach dem Tode seines Oheims von einer nicht auf Liebe begründeten Verbindung nicht mehr die Rede sein konnte. Er hatte dies Malwina selbst sofort angekündigt, und in dieser Beziehung hätte es keiner Verständigung mehr bedurft; allein sowohl dem Baron als seiner Braut ging es zu Herzen, daß der junge Mann durch die geringe Erbschaft von seinem Oheim unvermutet aus allen seinen Himmeln gestürzt war. Der Baron wußte ihm klar zu machen, daß er ohne Scheu Bergenstamm als seinen Mäcen betrachten und von ihm die Mittel zu der lang ersehnten Studienreise nach Rom empfangen durfte.

So stand denn der Vermählung Bergenstamms und Malwinas nichts mehr im Wege. Kornelie aber drängte mit großem Eifer dahin, daß Wehrendorf sich endlich entschließe, die ihm durch den Grafen Agnolo vermittelte Stellung in Italien unverzüglich anzutreten. Die Einwendung des Gatten, daß, wenn die Welt auch nicht ahnte, daß sie die Stiefschwester Bergenstamms, doch eine gewisse innere Schicklichkeit sie zwingen sollte, der Hochzeit des Bruders beizuwohnen, wußte sie mit dem Hinweis auf ihre angegriffene Gesundheit siegreich zu widerlegen.

Sie sehnte sich hinaus aus einem Kreise, in welchem sie tief verborgen Unendliches litt, der Täuschung hingegeben, daß sie mit dem Schauplatz ihres Leidens auch dieses selbst hinter sich bringen werde. Ganz war diese Voraussetzung nicht auf Irrtum gebaut; eine neue Welt von Natur- und Kunstgenüssen ging ihr in dem schönen Lande auf. Niemand sah die Thränen fließen, die sie noch immer vergoß, aber sie stärkte sich immer wieder mit der Überzeugung, daß das Leben nicht Genuß, sondern Pflicht, und daß, wenn sie an der Seite Wehrendorfs nicht den in ihrer Jugend erträumten Himmel hatte, er doch der Mann war, der es verdiente, daß sie ihm den Himmel geopfert hatte.



Digitized by Google

Die Universität.

Athen.

Von

Ludwig Pietsch.

II.

Nördlich von der Nordseite des Parthenon, dieser parallel, liegen in geringer Entfernung davon gegenwärtig die vor wenigen Jahren erst ausgegrabenen, der Tiefe nach halb wieder zugeschütteten Grundmauern eines großen, sehr viel älteren Tempelgebäudes zu Tage. Man will in ihnen die des alten Haupttempels der Athena auf der Burg erkannt haben, der in den Perserkriegen zerstört, dann durch den Neubau des Parthenon ersetzt worden wäre. Die kolossalen Säulentrommeln, welche wir in die Mauer über dem steilen Nordabhang des Burgbergs verbaut sehen, sind wahrscheinlich diesem alten Tempel entnommen. Ihm in nächster Nähe an seiner Nordseite erhebt sich die Ruine des edlen Meisterwerks jonischen Stils, des Erechtheions, dessen einer Teil, neben dem der alten Stadtgottheit des Erechtheus, der Athena Polias geweiht war. Seine heute noch in ihrer verwüsteten und lückenhaften Erscheinung so reizvolle und graziöse Gestalt empfing dies Heiligtum, ebenso wie das Parthenon die seine, erst nach der persischen Zerstörung des ursprünglichen alten Gebäudes, in welchem die heilige Salzquelle entsprang, die Poseidon im Wettkampf mit Athena dem Felsboden entlockt hatte, und der heilige Ölbaum der Pallas aufbewahrt wurde. Dieser jonische Bau, dessen schlimmste Zerstörung erst durch jene in seine Decke einschlagende türkische Bombe bei der Belagerung der Akropolis durch Reschid Pascha (1827) herbeigeführt wurde, giebt den Baumeistern,

Digitized by Google

Archäologen und Mythologen manche schwer lösliche Rätsel auf. Die Rücksicht auf die verschiedenen hier unter demselben Dach vereinigten Kultstätten hat wohl vorzugsweise seine ganz eigentümliche Anlage motiviert. An der südlichen wie an der nördlichen Seite treten meist säulengetragene, aber unter sich sehr verschieden gestaltete Vorhallen an den Cellawänden heraus. An der schmäleren Ostfront schließen sechs hohe schlanke jonische Säulen das Gebäude ab, von denen noch fünf stehen; die sechste entführte Lord Elgin mit seinem anderen Raube. Auf der Westseite schließt eine mittelhohe Mauer, auf welcher drei jonische Säulen zwischen den Eckpfeilern stehen, die dortige Pronaos des Erechtheusheiligtums, das in dieser westlichen Hälfte des Heiligtums lag. Giebel und Dach wie aller Inhalt sind natürlich längst vernichtet und verschwunden. Wohl zwei Meter tiefer als die Säulenhalle der Ostseite liegt der Boden jener reizenden Säulenvorhalle, welche gegen das Westende des Tempels hin an dessen Nordseite hervortritt. Vier jonische Säulen schwingen sich in der Front dieses Vorbaues, je eine zwischen ihr und der Rückwand auf. Die hohe Thüröffnung in derselben, mit nach oben zu leicht gegeneinander geneigt ansteigenden Seitenwangen, zeigt an den Einfassungen und am Sims, jede der sechs Säulen aber an Basen und Kapitellen einen Reichtum wohlerhaltener, aus dem Marmor mit höchster Präcision, Feinheit und Nettigkeit gemeißelter Ornamente von klassischer Schönheit und Vornehmheit. In aller dieser Verwüstung ringsum wirken sie in ihrer heiteren Anmut, Grazie und Frische doppelt wohlthuend und überraschend; besonders, wenn zwischen dem goldigen Marmorgebälk der blaue Himmel lachend hereinschaut, das scharf einfallende Sonnenlicht jede Feinheit der Form dieser Ornamente klar heraushebt und auch die in entlegenen beschatteten Winkeln und Ecken verborgenen durch warm leuchtendes Reflexlicht aus ihrem Dunkel herausheben. Unter anderen gestaltlosen Trümmerstücken, welche hier chaotisch durcheinander gewälzt sind, stößt man auch auf zahlreiche Fragmente einer prächtig kassettierten Decke und eines Gebälkfrieses. Wahrscheinlich haben sie zu jener Decke gehört, welche in ihrem Einsturz die während der letzten türkischen Beschießung hierher geflüchteten vornehmen griechischen Frauen zerschmetterte und begrub.

Diesem herrlichen Vorbau entspricht auf der Südseite der kleinere der berühmten Karyatidenhalle oder Pandrososkapelle. Ihr Gebälk, zum Teil durch neue Einsätze, aber recht roh und ungeschickt, ergänzt, wird in der Front von vier, an den Seiten von zwei ruhig dastehenden Jungfrauengestalten, welche Körbe auf ihren Häuptern tragen, gestützt. Eine derselben entführte Elgin, und eine Nachbildung aus Terracotta muß sie hier ersetzen. Von der einen war nur ein Torso geblieben. Der bayerische Bildhauer Imhof hat ihn in etwas fragwürdiger Weise ergänzt. Einer dritten ist der abgeschlagene Kopf falsch und roh aufgesetzt. Auch die anderen drei sind vielfach verstümmelt. Und dennoch vergißt man alle diese Schädigungen und Zerstörungen fast über der unverwüstlichen Schönheit und ruhevollen Hoheit der Gestalten. Das gleiche Motiv des Tragens einer sie nicht drückenden Last auf den Häuptern ist in ihnen so fein und glücklich variiert, daß jede Wiederholung und jede Einförmigkeit ausgeschlossen bleibt. Bei gleicher Anordnung der Gewänder und ganz verwandter Stellung umfließt auch der weiche vielfaltige Stoff jede der edlen Gestalten doch immer wieder in etwas anderen abweichenden Linien und Partien. Der Rhythmus der Bewegung in der Ruhe und „dieser Glieder frohe Pracht“ freilich leuchtet überall gleich klar durch die keusche Verhüllung hindurch.

Nahe dem Erechtheion führt in der Nordmauer ein erst entdeckter Zugang, der sich in einer Felsspalte fortsetzt, zum Fuß der steilen Klippenwand hinab.

Der Boden des Berges zwischen diesen aufrecht stehenden Ruinen ist mit Spuren

Digitized by Google

einstiger griechischer und römischer Heiligtümer, außer jenen Grundmauern des alten Athena-Tempels, noch vielfach übersät. Der Phantasie, der Deutungs- und Erfindungsgabe der Archäologen geben dieselben weiten Spielraum. Zwischen den Propyläen und der Westfront des Parthenon wollen sie sichere Andeutungen in Fundamenten von Gebäuden und Postamentbasen gefunden haben, welche keinen Zweifel darüber lassen, daß hier der heilige Tempelbezirk der Artemis Brauronia (der im Flecken Brauron besonders verehrten) und dahinter der der Athena Ergane (Göttin der Handarbeit) gewesen sei. Von einigen aus der enormen Zahl von Statuen, Gruppen und Weihgeschenken aus den verschiedensten Materialien, welche über das ganze Plateau hin zwischen den Gebäuden verteilt waren, konnte wenigstens die Stelle, auf welcher sie einst gestanden haben, durch Sockel und Inschriftreste nachgewiesen werden. Daß das berühmte Weihgeschenk des Königs Attalos von Pergamon, die vier Statuengruppen kämpfender Götter und Giganten, Amazonen, Griechen und Barbaren, längs der Südmauer aufgestellt war, weiß man sicher; aber keine sichtbare Spur an dieser Stelle weist mehr darauf hin. Ganz undeutlich und unerklärt aber sind die Spuren früherer Gebäude zwischen der Ostfront des Parthenon und dem Ostrande der Höhe. In der nordöstlichsten Ecke, wo eine kleine viereckige Bastion heraustritt, von welcher man einen guten Ausblick auf Stadt und Schloß, wie auf das Ilissosthal und die wellige Ebene zwischen Burgberg und Hymettos hat, ist ein kleiner Hügel aus auf der Akropolis gefundenen, alten eisernen Geschützkugeln errichtet, aus dem sich ein Flaggenmast erhebt. Dort auch ist eine außerordentlich reiche Auswahl von erlesenen Gebälk-, Sims-, Pilaster-, Kapitell- und Basenfragmenten von der mannigfachsten Gestalt und Größe nahe der Mauer zusammengestellt; Trümmerstücke, von allen Arten von Denkmälern, Heiligtümern, Weihegeschenken aus den verschiedenen Epochen des Altertums, jedes einzelne Marmorbruchstück mit gemeißelten Ornamenten von ungewöhnlicher Schönheit der Zeichnung und kunstvollendeter Ausführung geschmückt.

Auf diese hier gruppierte Masse von architektonischen und plastischen Dekorationsfragmenten beschränkt sich — abgesehen von den noch, und wohl auch ferner und immerdar, auf dem Boden neben den Ruinen umherliegenden großen Säulentrommeln, Basen, Kapitellen, Gebälk- und Deckenteilen — gegenwärtig so ziemlich alles, was an kunstbearbeitetem, nicht an den Gebäuden selbst haftendem Stein schutzlos der Luft und dem Wetter auf der Akropolis ausgesetzt blieb. Alles andere, was ich ehedem hier zwischen den anderen Trümmern in enormer Menge umherstehen und verstreut liegen sah, und ebenso jeder neuere Ausgrabungsfund ist nun, wie erwähnt, in den Räumen des hier erbauten Akropolis-Museums untergebracht. Es befindet sich hinter der Ostfront des Parthenon, und zwar ist seine Basis so tief in den dafür ausgehöhlten Boden verlegt, daß auch sein Dach von unten aus kaum über den Mauerzinnen gesehen werden kann, so daß es nirgends die Silhouette der geweihten Trümmerstätte stört und beeinträchtigt. Von den durch Elgin entführten Parthenonskulpturen in den Giebeln, am Cellafriese und in den Metopen enthält es die Gipsabgüsse. Aber zugleich eine unabsehbare Zahl von mehr oder weniger verstümmelten, beschädigten antiken Bildwerken und Kleinkunstschöpfungen aus früheren und späteren Zeiten des alten Hellas. Arbeiten in Marmor, Bronze, Terracotta, Torsos (einige von der allerhöchsten Schönheit und Vollendung), Köpfe, Glieder, Gruppen, Statuen und Statuetten, Reliefs, schmückende Architekturteile, Inschrifttafeln, Waffen, Geräte, Vasen, Schmuckstücke. Jeder Stil der antiken Kunstepochen, von der ältesten archaistischen bis zu der der späten römischen Kaiserzeit, ist hier durch die echtesten Werke derselben vertreten. Unter

Digitized by Google

den griechischen Originalschöpfungen aus der Zeit der höchsten und reifsten Kunstentwickelung sind in dieser Menge jene unvergleichlichen Balustradenreliefs vom Tempelchen der Athena Nike und ein Paar nackte Jünglingstorsos zu bezeichnen. Zu den interessantesten, kunst- und kulturgeschichtlich wichtigsten aber gehören jene zahlreichen, meist ziemlich wohl — sogar mit den Farben ihrer ganz durchgeführten Bemalung — erhaltenen, kleineren und größeren weiblichen Gewandstatuen archaistischen Stils, welche 1886 bei den Ausgrabungen auf der Akropolis tief im Schutt der ältesten in den Perserkriegen zerstörten Tempel gefunden worden sind. Allen Köpfen dieser großen und kleinen Statuen ist der geziert lächelnde Ausdruck, der breitwangigen unschönen Gesichter, allen Gestalten der kurze untersetzte Wuchs und die feierlich steife Haltung; allen Gewändern die ebenso steif zierliche Fältelung gemeinsam, während die Färbungen der Kleider und die Zeichnung der darauf gemalten Muster sehr verschieden ist. Die Haare aber sind fast durchweg rothblond gehalten.

Das Philopapposdenkmal.

Steigen wir von der Höhe des Burgberges zu seinem südlichen Fuß durch Beulés Thor wieder hinab. Hier drängen sich in ununterbrochener Kette die allmählich wieder aus ihrem vielhundertjährigen Schuttgrabe erstandenen Ruinen sehr verschiedener antiker Anlagen und einstiger Prachtbauten. Nie gänzlich verschüttet, aber erst seit 1857 wieder völlig freigelegt, ist die diesem Akropolisthore zunächst gelegene jenes großartigen Bauwerks, welches Herodes Atticus im Jahre 160 n. Chr. dem Gedächtnis seiner (bei Lebzeiten von ihm nicht besonders geliebten) Gemahlin Regilla errichten ließ. Das Odeion, das beider Gatten Namen führt, ist ein Theater für sechstausend Zuschauer, mit einem Dach aus Cedernholz und verschwenderischer Verwendung köstlicher farbiger Marmorarten in seinem Inneren,

Digitized by Google

aufgeführt. Seine von Rundbogenfenſtern in mehreren Stockwerken durchbrochene hohe Frontwand, aus altersbraunen Blöcken

ſtreckt ſich das Chaos von Grundmauern, Säulen und Gebälktrümmern, aus welchem es auch für den antiquariſch gelehrteſten

Der Jupitertempel.

erbaut und jedes Schmuckes beraubt, ragt hart an der Straße noch teilweiſe hoch und ſtolz auf. Die einunddreißig ſteil hintereinander anſteigenden runden Sitzreihen ſind meiſt noch wohlerhalten. Das Dach und die Säulenhallen, die ganze dekorative Pracht ſeines Innenraumes aber verſchwand für immer.

Erſt die Ausgrabungen von 1876 führten zur Entdeckung und Freilegung der öſtlich an das Odeion angrenzenden Ruinen, in welchen man das alte Heiligtum des Asklepios, des Gottes der Heilkunſt, erkannte. Über drei am Fuße des Burgberges aufſteigende Terraſſen erſtreckt ſich das Chaos von Grundmauern, Säulen und Gebälktrümmern, aus welchem es auch für den antiquariſch gelehrteſten Architekten ſchwer halten mag, ſich die einſtige wirkliche Geſtalt und das Ausſehen der dortigen Gebäude zu rekonſtruieren. In einer Halle am Felſen ſoll der Aufenthalt für die Heilung ſuchenden Kranken geweſen ſein. Eine mit flacher Kuppel bedeckte Grotte — das Brunnenhaus mit der heiligen und heilenden Quelle. Auch von dem großen Altar und einem kleinen Tempelchen ſind Spuren erhalten und nachgewieſen. Zahlreiche Inſchriften und Reliefs, von dankbaren hier Geneſenen geſtiftet, ſind innerhalb dieſer Trümmerſtätte ausgegraben und bezeugen, daß der Gott und ſeine Prie-

Digitized by Google

ster sich auf das Kurieren nicht viel schlechter verstanden haben als unsere christlichen Ganz- und Halbgötter und unsere heutigen Medizinmänner und Doktoren von allen Graden, Systemen und Bekenntnissen.

Das Stadtthor des Hadrian.

Bereits fünfzehn Jahre vor der Freilegung des Asklepieion wurde durch einen deutschen gelehrten Architekten, den Berliner Geh. Oberbaurat Professor Strack, das östlich daran grenzende, von einem Gerstenfelde bedeckte Theater des Dionysos am Fuße des Burgberges zwischen der Felswand und dem heutigen Boulevard aus Licht gefördert. Die schön gepflasterte halbkreisförmige Bodenfläche wird an der Südseite durch die zum Teil noch aufrecht stehenden geraden Marmorwände des eigentlichen Bühnengebäudes begrenzt, dessen Trümmer, Säulenstümpfe, gestürzte Säulenschäfte, Gebälkstücke und Grundmauerreste sich bis zum Straßenrande hinziehen; an der Peripherie aber durch die unterste der hintereinander aufsteigenden, marmorbekleideten, durch vierzehn Treppen in radialer Richtung unterbrochenen Sitzreihen. Während die oberen lehnenlose niedrige Marmorbänke sind, bestehen die beiden untersten aus kunstvoll gemeißelten marmornen Lehnstühlen, die laut der Inschrift auf jedem einzelnen als Sitze für die Diony-sospriester und für gewisse hohe Beamte Athens bestimmt waren. Der des obersten Priesters mit seinen schöngeschwungenen geschlossenen Seitenlehnen und Untersatz, welche mit vortrefflich erhaltenen, der Form angeschmiegten graziösen Flachreliefs geschmückt sind, steht gerade in der Mitte und tritt vor den anderen noch etwas gegen die Bühne hin hervor. In Sitz, Lehne und Vorderseite des Fußgestelles dieser Sessel sind noch die runden Löcher sichtbar, durch welche die Schnüre der darauf zu legenden Polsterkissen gezogen wurden. Die Bühnenwand diesen Sitzen gegenüber ist mit Reliefdarstellungen von edlen ruhig dastehenden Gestalten und von knieend hockenden behaarten grotesken Silensfiguren geschmückt. Zwischen den Trümmern des Bühnengebäudes fand man ehemals Skulpturenfragmente in Menge verstreut; typische Gestalten des bacchischen Kreises in streng hieratischem Stil; Gewandstatuen und das große Fragment eines Marmoraltars, welcher mit außerordentlich schön gearbeiteten grotesken bärtigen Silenusmasken und Festons aus Blumen, Früchten und Epheu zwischen denselben prächtig verziert ist.

Strack, der — wie er immer mit patriotischer und antiquarischer Begeisterung erzählte — gerade am 22. März, an seines Königs Geburtstag, im Grunde des in das bedeckende Gerstenfeld getriebenen Schachtes auf den Sessel des Ober-

Digitized by Google

priesters stieß, war der festen Überzeugung, er habe das Dionysostheater aufgefunden, von dessen Bänken herab die atheniischen Zeitgenossen der großen Tragiker und des Aristophanes, angesichts des fernher glänzenden Meeres, die verkörperten erhabenen und die grandios humoristischen Geschöpfe dieser Gewaltigen an sich vorbeiziehen sahen. Diese Annahme soll nun wieder als eine völlig irrtümliche erwiesen sein. Das alte Theater sei ein kreisrunder Bau, die Sitze seien Holzbänke gewesen; die Bühne wäre immer nur aus Holz und Leinwand hergestellt worden. Die halbrunde Form habe es erst um 330 vor Christo unter dem Staatsmanne Lykurgos erhalten. Das marmorne Bühnengebäude sei erst in der römischen Kaiserzeit entstanden, und noch im dritten Jahrhundert n. Chr. sei das Ganze umgebaut, so daß, was wir heute hier sehen, nur als Rest aus dieser späten Zeit gelten könne.

Oben an der Felswand, noch hoch über den höchsten Bänken des Theaters, ragen ein Paar Säulen auf, welche einst Weihgeschenke getragen haben mögen. Hinter ihnen öffnet sich der Eingang zu einer heute der Mutter Gottes geweihten, durch ein ewiges Lämpchen erhellten Höhle. Von dem dort um 319 v. Chr. errichteten choragischen Monument des Thrasyllos blieben nur sehr geringe Spuren.

Eins der noch verhältnismäßig am besten erhaltenen antiken Baudenkmale Athens haben wir in der Ebene weiter im Nordwesten gegenüber dem felsigen Nymphenhügel zu suchen, welcher das Gebäude der Sternwarte trägt. Es ist der Thesenstempel; ein dorischer Peripteros mit einfachem Säulenumgang um die Cella auf zweistufigem Unterbau, mit je sechs Säulen in jeder Front und je dreizehn an jeder Langseite; aus pentelischem Marmor, wahrscheinlich wenig später als das Parthenon errichtet. Er ist nie wie dieses eigentlich zerstört, sondern nur zur christlichen Kirche umgewandelt und dieser Bestimmung angepaßt worden. Neuerdings diente er als Museum, das gegenwärtig wieder seine besten Schätze an das Centralmuseum abgeben mußte. Die Giebel-Statuen freilich sind verschwunden, aber die Kassettendecke über dem Säulenumgang ist erhalten, und ebenso blieben erkennbare Reste von den reich bewegten Reliefs der Ost- und der Westseite — dort Kämpfe des Theseus mit

Das Lysikratesdenkmal.

Giganten, hier der Kampf der Lapithen und Centauren (Theseus unter ersteren), und an den Metopen des Gebälkes Darstellungen von Thaten des Theseus und Herakles — an ihrem alten Platz.

Weiter im Norden, jenseit des nahen Bahnhofes ist seit 1879 die Gräberstraße Athens frei gelegt worden. Sie bildete die alte Straße von der Stadt zum Piräushafen. Zu beiden Seiten fassen sie Grabdenkmäler ein, welche sich unter den darauf gehäuft gewesenen Hügeln ziemlich intakt erhalten haben. Eins der schönsten und bekanntesten derselben ist das schon in den ersten sechziger Jahren freigelegte Denkmal des bei Korinth

Der Turm der Winde.

Digitized by Google

339 v. Chr. gefallenen jungen athenischen Reiteroffiziers Dexileos, mit dem Hochreliefbilde, welches ihn auf bäumendem Roß gegen einen bereits zu Boden gestreckten Gegner kämpfend darstellt.

Südlich von dem Exerzierplatz, an dessen Nordostseite der Thesenstempel steht, erhebt sich, mitten zwischen dem Nymphenhügel und dem Burgberge aufragend, der Felsenhügel, welcher in altgriechischer Zeit den Sitz des berühmten Gerichtshofes, des Areopag, bildete, wo Äschylos durch den Gerichtshof der Götter den Orest entsühnt werden läßt und wo Paulus predigte. Man ersteigt ihn auf sechzehn in den Felsen gehauenen Stufen. Ich kenne wenige Höhen, die bei verhältnismäßig so geringer Erhebung so grandios wirkende, wildkühne Formen zeigten wie dieser Felsenhügel; besonders an seiner Nordseite, wo die ehemals den Erinnyen geweihte, düstere, zerrissene Schlucht klafft. Südwestlich von diesem Hügel, jenseit der nördlichen Fortsetzung des großen Boulevards, erhebt sich ein anderer klassischer Hügel, der der Pnyx, dessen Gipfelplateau die Stätte der antiken athenischen Volksversammlung war. Man sieht am östlichen Abhang noch immer die riesenhaften cyklopischen Blöcke zu der Mauer aufgetürmt, mit welchen die tieferen Stellen der halbkreisförmigen Fläche bis zur Ebene der höheren aufgefüllt sind, um ein gleichmäßiges Plateau herzustellen. In der Richtung zweier unter einem stumpfen Winkel gegeneinander geneigter Radien dieses großen Kreisausschnittes schließt eine glatt gemeißelte Wand diese Plattform ab. Wo aber die beiden Seiten derselben zusammenstoßen, springt gegen jene ein mächtiger Felswürfel vor, zu dem zwei schmale Steinstufentreppen hinaufführen, wie andere breitere zu der Höhe der Terrasse dahinter. Dieser Steinwürfel gilt ziemlich unbestritten als die Rednerbühne, die

Altes Markthor.

Pnyx, des Perikles und Demosthenes, denen auf den Steinsitzen und Bänken des Halbkreises gegenüber das Volk von Athen lauschte. Eine schöner dafür geeignete Stätte als diese, gegenüber den höchsten Heiligtümern der Stadt und umgeben von aller Herrlichkeit der heimischen Landschaft, ist freilich nicht zu denken. — Zwischen der Pnyxhöhe und dem südlich davon aufsteigenden größeren Höhenrücken, welcher dem Dichter und Seher Musäus seinen Namen „Museion“

Digitized by Google

entlehnt, liegen kaum noch bemerkbar zahlreiche kümmerliche Reste antiker Bauten zu Tage. Eine in den Fels gemeißelte Höhle galt als „Gefängnis des Sokrates“. Von dieser Höhe aus beschoß Reschid Pascha 1827 die nahe Akropolis. Weithin sichtbar, eins der Wahrzeichen Athens, ragt hier auf dem Gipfel das Trümmerstück von jenem Denkmal des Philopappus auf, welches diesem, von den syrischen Seleukiden abstammenden früheren Inhaber der Konsulwürde zu Rom (unter Trajan), der sein Leben friedlich zu Athen beschloß, von seiner Familie errichtet worden ist. Man sieht noch die sitzende Statue des Philopappus selbst in der mittleren großen Nische, ihm zur Seite in einer anderen Nische die des Antiochus von Kommagene und Reste des Reliefbildes eines kaiserlichen Triumphzuges. Alle architektonischen Glieder des einst bogenförmigen Denkmals sind bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Ein großer künstlerischer Schaden ist der Ruin dieses Werkes nicht.

Jenes Olympieion, dessen Bezirk durch mächtige, in ihren unteren Schichten zu Tage liegende Mauern eingefaßt wurde, der kolossale, prachtreiche Tempel des olympischen Zeus, hatte zu seiner Vollendung eine ähnliche Zahl von Jahrhunderten gebraucht wie etwa der Kölner Dom. Um 530 v. Chr. durch Peisistratos in dorischem Stil begonnen, gelangte der Bau erst 136 Jahre n. Chr. unter Hadrian, in korinthischem Stil und mit allem denkbaren künstlerischen Reichtum ausgestattet, zum Abschluß. Seine Länge betrug 116 Meter. Drei Reihen korinthischer Riesensäulen (je acht in der Reihe) von 17 Meter Höhe und 1,50 Meter Durchmesser erhoben sich vor jeder Schmalseite seiner Cella; und zwei Reihen von einundzwanzig gleichen Säulen umgaben deren Langseiten. Sein Inneres enthielt das kolossale Goldelfenbeinbild des olympischen Zeus und außerdem wohl noch einen Wald von Bildwerken. Und was blieb von all der Herrlichkeit?! Dreizehn aufrecht stehende Säulen an der Südostecke, deren Mehrheit zu den drei Reihen unter dem Ostgiebel gehört, mit einem Stück Gebälk auf ihren Riesenhäuptern; zwei durch langen Zwischenraum von ihnen getrennte von der inneren Reihe vor der südlichen Langseite; und eine zwischen ihnen, welche durch einen Sturmwind im Jahre 1852 zu Boden gestreckt wurde. Dort liegt sie nun nach Norden hingewälzt, wie die Riesenleiche eines marmornen Ungeheuers; Trommel an Trommel nahe beisammen, wenn auch aus ihrem Zusammenhang gelöst, von der Basis bis zum Kapitäl. Hier, wo man sie in nächster Nähe betrachten und betasten kann, wird man sich der Meisterschaft und Gewissenhaftigkeit der Ausführung erst ganz bewußt. Eine kleine Kaffeeschenke, welche hart am Fuße der noch stehenden Säulen aufgeschlagen ist, verlockt unwiderstehlich dazu, beim würzigen türkischen Kaffee auf den davor aufgestellten Rohrschemeln an den kleinen Tischen neben diesen Kolossen, deren oberen Basisrand unser Kopf nur eben erreicht, zu rasten und im Anblick der wundervollen Scenerie, der großartigen ernsten Landschaft und der nahen Akropolis, uns zurückträumend in die Vergangenheit, zu schwelgen.

In naher Nachbarschaft dieser Tempelsäulen und der Mauer des Bezirks blieb noch ein anderes Denkmal der hadrianischen Epoche und Bauthätigkeit über der Erde: das nach diesem kaiserlichen Freunde Athens benannte römische Stadtthor. Der Weg von der alten Theseusstadt zur Neustadt Athen führte einst durch seinen sechs Meter breiten Thorbogen, der heute noch von korinthischen, mit schön gearbeiteten Kapitellen gekrönten Pilastern eingefaßt wird. Auch die vier Säulen des darauf gesetzten Stockwerkes stehen noch mit dem von ihnen getragenen Giebel. Die Thorhalle, die Seitenräume mit ihren Säulen, die Statuen in den oberen, nun durchbrochenen, fensterartigen Nischen sind spurlos verschwunden. An der Ostseite des Thores liest man noch immer die In-

Digitized by Google

schrift: „Dies ist Hadrians Stadt, nicht die des Theseus," und auf der Westseite: „Dies ist Athen, die alte Theseusstadt."

Das nahe von hier wieder aufgedeckte antike Stadion war mit Benutzung eines natürlichen Thales zwischen den nordwestlichen Ausläufern des Hymettos, jenseit des dünnen Wasserfadens des Ilissos östlich vom Olympieion angelegt. An den Abhängen, welche die 200 Meter lange U-förmige, 33 Meter breite Rennbahn einfassen, auf seinen Marmorbänken bot es 50000 Zuschauern genügenden Platz. Man fand es, seiner ganzen einstigen Marmorpracht, mit welcher es besonders Herodes Atticus geschmückt hatte, bis auf die letzten Spuren beraubt.

Was sonst noch von Resten des antiken Athen über der Erde erhalten blieb, haben wir meist tief versteckt zwischen den Häusern der älteren Teile der modernen Stadt zu suchen. Da ist östlich vom Ostfuß des Burgberges das erst seit etwa zwanzig Jahren ganz freigelegte, aus seiner früheren Umwucherung mit elenden alten Hütten herausgeschälte zierliche choragische Monument des Lysikrates. Einst lag es an der antiken „Dreifußstraße". Ein graziöses Rundtempelchen, durch sechs korinthische Halbsäulen gegliedert, auf viereckigem Unterbau mit kuppelförmigem Dach, das in einer kunstreich gemeißelten Blume gipfelt. Ursprünglich trug es einen Dreifuß, welcher, laut der Inschrift am Gebälk, dem Lysikrates, dem Leiter eines Knabenchores, als Denkmal eines mit demselben errungenen choragischen Sieges (um 335 v. Chr.), dort aufgestellt worden war. Die zierlichen Friesreliefs zeigen die Bestrafung der in Delphine verwandelten Seeräuber, welche den Dionysos beleidigt hatten; vielleicht ein sinniger plastischer Avis für etwaige Kritiker des Gesanges und der Sängerschule des antiken Meisters. Ganz versteckt in einem alten Hof zwischen armseligen niederen alten Häuschen in den engen krummen Gäßchen nördlich vom Areopaghügel stößt man auf die Reste der sogenannten Gigantenhalle: ein Paar noch aufrecht stehende Pfeiler mit schlangenfüßigen vielfach geschädigten Gigantengestalten, welche über ihre Entstehungszeit und über die Bestimmung des Gebäudes, zu dem sie gehörten, nichts verraten.

Ebenfalls in diesen südwestlichen alten labyrinthischen Vierteln Athens hat man Reste der weit ausgedehnten Säulenhallen und der sie schließenden Exedren jener Stoa frei gelegt, welche Attalos II. von Pergamon dort um das Jahr 150 v. Chr. errichten ließ. Mehr als von ihr blieb noch von der dreihundert Jahre jüngeren und noch grandioser und prachtvoller angelegten und ausgeführten Stoa des Kaisers Hadrian in deren Nachbarschaft aufrecht bestehen. Aus den sichtbar gemachten Grundmauern meint man die Anlage des gewaltigen Bauwerks mit seinen Sälen, Gemächern, Exedren und Säulengängen zu erkennen. Von der allgemeinen Zerstörung blieb nur ein Stück der westlichen Wand mit sieben der davor aufgerichteten, je aus einem Stück Cipollinomarmors (mit aufgesetzten Kapitellen aus pentelischem) gearbeiteten prächtigen, altersschwarzen, korinthischen, unkannelierten Säulen bestehen, welche die Vorsprünge des verkröpften Gebälkes stützen; außer ihnen noch eine weißer gebliebene vereinzelte kannelierte Säule der gleichen Ordnung, die einzige, welche von den vieren der Thorhalle übrig blieb. Am Boden liegen Säulentrommeln und stehen korinthische Kapitäle und Architekturstücke umher. Sie dienen nun als vielbenutzte Arbeitsschemel für die Sattler, Riemer und Schuhmacher, welche hier für die Kavallerie-Kaserne im Freien arbeiten, deren Hof zum Teil von diesem Mauerfragment begrenzt wird. Nahe davor zieht sich eine Reihe von offenen Werkstätten und kleinen Butiken von fast türkischer Art hin. An die Nordecke der Mauer ist eine ehemalige zur Moschee verwandelt gewesene altbyzantinische Kapelle mit hochgelegenem Eingang, rundbogiger Vorhalle und flachgewölbter Ziegelkuppel angeklebt.

Digitized by Google

In dem östlichen Teil des alten Bezirks der Stoa, wo Mauerreste von ihr an die südliche Fortsetzung der großen Ölostraße grenzen, war ehemals der athenische Frucht- und Gemüsemarkt etabliert. Für sein malerisch buntes, lebendiges, lärmendes Treiben und dessen im Helldunkel unter den Leinwanddächern doppelt reizvoll wirkende farbenreiche Bilder bot das dunkle, ernste Römerwerk jener Mauern den seltsamsten Hintergrund. Als dieser ganze Markt 1885 abbrannte, wurde der Bezirk der griechischen archäologischen Gesellschaft zu Ausgrabungen überlassen. Der Markt aber ist seitdem in feste dafür erbaute Hallen verlegt worden.

Die Ölostraße hat ihren Namen von dem ziemlich wohl erhalten gebliebenen, aber nicht sonderlich bedeutenden antiken Denkmal, das sich an ihrem südlichsten Ausgangspunkt erhebt: dem Turm der Winde. Es ist ein im ersten Jahrhundert vor Christo durch Andronikos von Kyrrhos erbauter achtseitiger Turm von 12,7 Meter Höhe bei 7,95 Meter Durchmesser. Er trug einst die antiken Sonnenuhren für die Stadt und auf seiner Dachspitze eine kolossale Windfahne in Gestalt eines Tritonen. Von den Hallen und Anbauten, die ihn einst umgaben, ist das

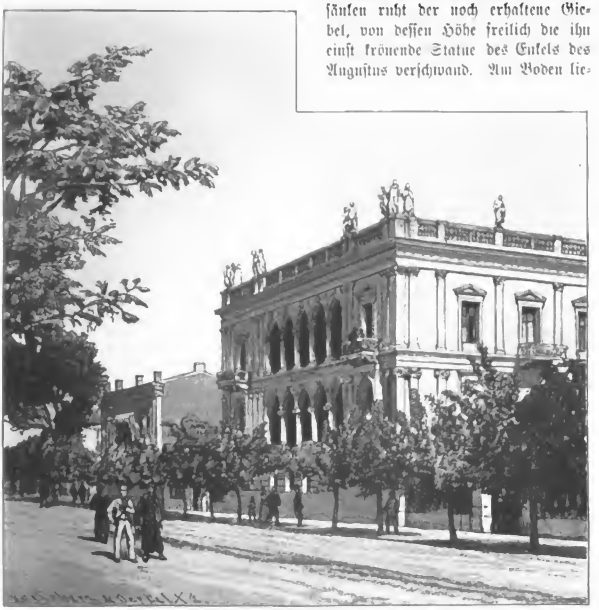
Blick vom Platz vor dem königlichen Schloß auf den Verfassungsplatz und die Hermesstraße.

Meiste zerstört und verschwunden. Ein Paar benachbarte Bogen, welche heute nur wenig über das bedeutend erhöhte

Digitized by Google

Straßenterrain emporragen, ſind Reſte einer Waſſerleitung, welche das Innere

ordnungen für den Ölverkauf bezieht ſich eine Inſchrift daran. Auf vier ſchönen doriſchen, goldig gebräunten Marmorſäulen ruht der noch erhaltene Giebel, von deſſen Höhe freilich die ihn einſt krönende Statue des Enkels des Auguſtus verſchwand. Am Boden lie-



Schliemanns Haus.

des ſüdlich daran gelehnten Rundturms mit dem Waſſer aus der Quelle Klepſydra am Burgberge für die in jenem eingerichtete Waſſeruhr verſah. Die acht Seiten entſprechen den Himmelsrichtungen und dieſen die Winde, deren Perſonifikation in ſchwebenden Reliefgeſtalten von roher, ſchlechter Arbeit den Fries am Gebälk ſchmücken. — In geringer Entfernung von dem Windeturm gegen Oſten hin erreicht man das aus den Geſchenken des Cäſar und Auguſtus erbaute, der Athena Archegetis geweihte Marktthor der atheniſchen Agora. Auf die Marktgen Säulen und andere Trümmer neben den noch ſtehenden Geſchwiſtern.

Das hier Aufgeführte und Geſchilderte iſt alles, was von dem ganzen antiken helleniſchen wie dem römiſchen Athen zurückblieb. An das mittelalterliche erinnern nur noch ein paar kleine, niedrige, verräucherte byzantiniſche Gotteshäuſer und Kapellen. Das moderne aber entwickelt ſich, wie bereits erwähnt, nördlich von der Akropolis nach Oſten und Weſten hin mit überraſchender Schnelligkeit und in immer gefälligerer Weiſe. Zu den älteſten Straßen europäiſchen Stils gehören die vom

Digitized by Google

Schloßplatz im Osten zum sehr bescheidenen Gebäude des Piräus-Bahnhofs im äußersten Westen führende, die Stadt in dieser Richtung durchschneidende Hermesstraße und die rechtwinkelig in der Richtung des Meridians sie durchschneidende Ölosstraße. Diese ist seitdem unter dem Namen Patissiastraße weit nach Norden hin fortgesetzt; und parallel mit ihr, in großer Nähe sie begleitend, führt von der Hermesstraße nach Norden hin auf den dort angelegten Eintrachtsplatz und eine kurze Strecke über diesen hinaus zum Laurionbahnhof die Athenestraße. Diese beiden Parallelstraßen durchschneiden ebenso wie den Eintrachtsplatz im rechten Winkel auch die neue breite Konstantinstraße, die parallel der Hermes- und der dazwischen liegenden Euripidesstraße läuft. Vom Eintrachtsplatz aber strahlen, den rechten Winkel zwischen Athene- bezw. Ölos- und Konstantinstraße genau teilend, nach Südwesten gegen die Gräberstraße und die Piräusbahn hin die neue Piräusstraße, und nach Südosten gegen den Schloßplatz hin die neue Stadionstraße aus. Dieser parallel, östlich und ziemlich nahe davon laufen in der Richtung auf das Schloß zu die breite, von den besten modernen Gebäuden eingefaßte Universitätsstraße, welche im Norden in das Ostende der Konstantinstraße übergeht, und die Akademiestraße. Eine vierte noch weiter östlich verlaufende große Parallelstraße ist nur eben erst im Bau begriffen und noch unbenannt. Die Universitätsstraße mündet auf den Platz zwischen der Ostfront des Schlosses und dem hübschen tiefer gelegenen, baumreichen öffentlichen Lustgarten und setzt sich jenseits nach Süden hin in jenem schon mehrfach erwähnten, von Mimosen- und Pfefferbäumen eingefaßten Boulevard fort, welcher nach Südosten hin zum Fuß der Akropolis und um deren Südabhang herum führt.

An jenen geraden, breiten, von Pferdebahngeleisen durchzogenen Straßen, im Nordwesten am Fuß des Lykabettos und des Strephon, ist die Mehrzahl der bedeutendsten modernen öffentlichen und Privatgebäude Athens entstanden. Eine der wenigen Ausnahmen macht die neue Hauptkathedrale der Stadt, die südlich von der Hermesstraße in unmittelbarer Nachbarschaft der kleinen mittelalterlichen Metropolis des besonders verehrten, mit Verwendung vieler antiker Trümmer im vierzehnten Jahrhundert erbauten Heiligtumes inmitten der alten Quartiere errichtete große Metropolis. Sie ist eine Kuppelkirche, nach byzantinisch-griechisch-orthodoxem Schema in der Zeit von 1840 bis 1855 von verschiedenen Architekten erbaut, die im Inneren mit schimmernden farbigen Marmorsäulen und dem gleißenden, aber wenig künstlerischen Prunk der griechisch-russischen Kirchen, der goldschimmernden Ikonostasie, den steifen Bildern auf Goldgrund ꝛc. ausgestattet ist.

An der Athene-Straße jenseit der Schneidungsstelle mit der Euripidesstraße ist das Gebäude des von Varvakis gestifteten, nach ihm Varvakion genannten Gymnasiums gegenüber dem „neuen Bazar", das heißt der Markthalle, errichtet. Wenig weiter nördlich liegt an der Westseite das Gebäude des Stadthauses (Demarchie), in welchem als Demarch oder Bürgermeister von Athen einer der liebenswürdigsten Männer, Herr Philimon, waltet, gegenüber dem lange unvollendet liegen gebliebenen neuen Aktientheater. — Die Euripidesstraße führt westlich zu dem Findelhause und dem Waisenhause, zwischen ihr und der neuen Piräusstraße. Wie das Varvakion sind auch sie von reichen Griechen gestiftet worden. In ihrer westlichen Fortsetzung stößt diese Euripidesstraße auf den kleinen Platz mit der St. Theodorskirche, einem alten byzantinischen Bau, hinter dem Gebäude des Ministeriums des Inneren und dem schönen Garten des Finanzministeriums, deren Fronten gegen die Stadionstraße gekehrt sind. Etwas südlicher, ebenfalls an der letzteren, aber durch einen breiten Vorhof von ihr getrennt und mit der Südfront gegen das Kolokotronigäßchen

Digitized by Google

erhebt sich auf seltsamem, der griechischen Kreuzform ähnlichem Grundriß das Parlamentsgebäude. — Stiller und vornehmer als diese vom Rollen und Läuten der Pferdebahnwagen und dem Lärm des Verkehrs durchhallte Stadionstraße ist die ihr parallele nahe benachbarte Universitätsstraße. An ihrer Ostseite nahe ihrem Südende steht das stattliche Marmorhaus, welches sich Heinrich Schliemann dort errichtet hat, mit offenen Loggien im Erdgeschoß wie im ersten Stockwerk, auf dem Dachrande mit Statuen, innen und außen mit Bildwerken und Malereien, die sich auf die homerischen Gedichte und den trojanischen Sagenkreis beziehen, geschmückt und überreich mit griechischen Inschriften ausgestattet. — Weiter nördlich liegt an der Universitätsstraße die römisch-katholische Kirche, in Basilikaform aus edlem griechischem Marmormaterial erbaut; ihr zunächst benachbart der von Hansen ausgeführte elegante Marmorbau der Akademie der Wissenschaften, eine Stiftung des Baron Sina, welchem Athen ebenso auch die der Universität dankt. Das Gebäude schiebt an beiden Enden seiner Länge je einen Flügel gegen die Straße hin vor. Die Giebelfelder dieser Flügelbauten sind durch den neugriechischen Bildhauer Drossos mit Skulpturen geziert, welche dieselben mythischen Gegenstände wie die Parthenon-Giebelkompositionen behandeln. Derselbe Drossos meißelte auch die Statuen der Athena und des Apoll, die von im Vorhof aufragenden hohen korinthischen Säulen getragen werden, ebenso die beiden zu den Seiten des Portals sitzenden Statuen des Plato und Sokrates. Durch die reiche goldene Ornamentik und vielfach angebrachte teilweise Vergoldungen des marmornen plastischen Schmucks macht das Äußere dieses Gebäudes einen fremdartig vornehmen Eindruck.

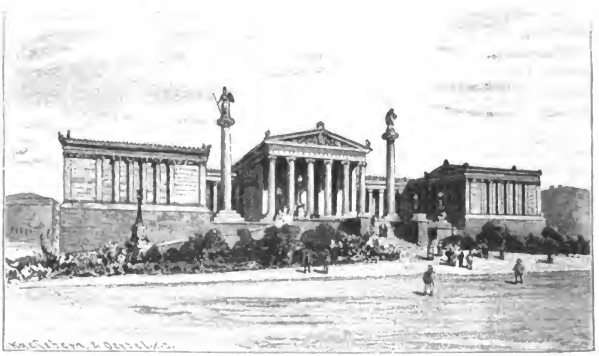
Nur durch einen geringen Zwischenraum von der Akademie getrennt, erhebt sich in dieser Straße ein zweiter Monumentalbau Hansens, aus pentelischem Marmor, mit vielfacher Anwendung von Farben zur Hervorhebung einzelner Teile, errichtet, die Universität mit einer Säulenhalle, zu welcher im Mittelbau eine marmorne Doppelstiege hinanführt. Das Gebäude ist von älterem Datum als die Akademie, bereits 1837 bis 1842 errichtet. Die beiden davor aufgestellten Statuen, die des 1797 von den Türken getöteten Stifters der „Hetäria", welche die Erhebung von Hellas vorbereitete, des Dichters Rhigas, und der eines anderen griechischen Freiheitsmärtyrers, des bei dem Ausbruch des Aufstandes 1821 zu Konstantinopel gehenkten Patriarchen Gregorios, sind keine besonders glorreichen Schöpfungen des neugriechischen Meißels. — Im vorigen Jahre hat die Säulenhalle in der Front auch den längst für sie bestimmten Schmuck jenes Wandgemäldes erhalten, welches im Auftrage Sinas Rahl, der Wiener Meister, schon vor bald dreißig Jahren dafür entworfen hatte. Ein großes Friesgemälde, das eine Versammlung antik hellenischer geschichtlicher, mythologischer und symbolischer Idealgestalten zeigt und durch seine Gruppen die Blüte der Wissenschaften und Künste, oder die Herrlichkeit Altgriechenlands veranschaulichen soll, ist nach jenen Entwürfen und Farbenskizzen durch einen athenischen Maler nun dort oben ausgeführt worden — jedenfalls eine sehr wirksame Dekoration. Die Hörsäle der sehr reich dotierten, von mehr als zweitausend Studenten besuchten Hochschule liegen in den ausgedehnten Räumen des Frontbaues hinter der Säulenhalle in dem ihm genau entsprechenden rückseitigen und in dem beide verbindenden Zwischenbau.

Neben der Universität stiegen im letzten Herbst bereits die mächtigen Säulen und Mauern des Gebäudes der neuen öffentlichen Bibliothek auf, welche, ebenfalls eine patriotische Schenkung, dort von dem ersten athenischen Architekten, dem deutschen Oberbaurat Ziller, aufgeführt wird.

Weiter im Norden dieser Universitätsstraße, an deren Westseite, liegt das Gebäude des Arsakion, eine wohlthätige

Digitized by Google

Stiftung eines Herrn Arsakis: ein Mädchen-Erziehungs- und Lehrerinnen-Bildungs-Institut; gegenüber, aber mit der Front gegen die stille Akademiestraße gedurch den griechischen Architekten Kaftanzioglu erbauten Polytechnikums und nördlich davon, aber weiter ab von der Straße, das Centralmuseum, eine Stiftung des



Die Akademie der Wissenschaften.

richtet, das neue Gebäude des deutschen archäologischen Instituts, zu welchem Schliemann den Grund und Boden geschenkt hat.

Die Universitätsstraße mündet in ihrem nördlichen Ende in die Patisiastraße, die in gerader Fortsetzung der Ölosstraße gegen Norden hin zu dem Marsfelde führt, dicht an dem mit Gartenanlagen geschmückten Eintrachtsplatz vorbei, in und vor dessen Kaffeehäusern, nahe dem Laurionbahnhof, sich das regste und lärmendste neuathenische Straßenleben entfaltet. Weit im Norden aber, wo die Häuserreihen schon aufhören, stehen an der Ostseite der Patisiastraße zwei der größten und neuesten Monumentalbauten des modernen Athen: das Gebäude des durch patriotische Schenkungen begründeten, in den letzten siebziger Jahren zum Teil aus edelstem Marmor, zum Teil aber auch aus Backstein (mit sehr liederlich behandelter, jetzt schon abfallender Stuckbekleidung) in klassischen Formen Griechen Bernadakis in Rußland, ein Bau von einfacherem Grundriß mit davor gelegter jonischer Säulenhalle, nach den Plänen des deutschen Architekten Lange schon vor bald dreißig Jahren begonnen, aber erst in der jüngsten Vergangenheit vollendet. In sechs großen Sälen sind hier die vordem zerstreut in verschiedenen Gebäuden aufbewahrt gewesenen, außerhalb der Akropolis in Athen gemachten Funde von antiken Skulpturwerken mannigfachster Art zur Besichtigung und zum Studium zusammengestellt. Das Polytechnikum bewahrt in den nicht zu Lehr- und Studienzwecken dienenden weiten Räumen die reiche Terracotten- und Vasensammlung der griechischen archäologischen Gesellschaft, eine Sammlung ägyptischer Altertümer und die von ersterer erworbenen, von Schliemann auf der Burg zu Mykene in dort ausgegrabenen freigelegten Gräbern gefundenen künstlerischen Arbeiten und sonstigen Reste aus einer uralten, vorgeschichtlichen Kultur-

Digitized by Google

epoche, nebst dem verwandten Inhalt anderer Felsengräber auf griechischem Boden.

Die größten und besten Hotels umgeben den Garten vor dem Schloß. Sehr gefällige moderne Villenbauten mit Gartenanlagen aber sind in neuerer Zeit besonders an der Straße, welche von der Nordseite des Schloß- oder Verfassungsplatzes aus an der des Schlosses und des Schloßgartens vorüber gegen Osten, in der Richtung auf Kephissia hinläuft, und an dem im rechten Winkel gegen sie gerichteten Boulevard gegenüber der Ostseite des herrlichen Schloßgartens, entstanden. Hier liegt unter anderen auch das sehr elegante und behagliche kleine Palais (das Eckhaus des Schloßplatzes), worin das kronprinzliche Paar nach seiner vorjährigen Vermählung seine Wohnung genommen hat.

Eine der schönsten Schöpfungen des neuen Athen liegt vor den Augen der Bewohner dieser beiden Straßen ausgebreitet, der „Garten der Königin". Auf ehemals ödem Felsplateau wurde dieser Park für die Königin Amalie um die Mitte der dreißiger Jahre durch den deutschen Gärtner Schmidt angelegt. Jener hat sich seitdem immer prächtiger entwickelt. Seine Südgrenze reicht bis an die Rückseite des Zappasschen Ausstellungspalastes. Durch sorgliche Pflege ist der Pflanzenwuchs darin über jede Erwartung gediehen. Mit vollendetem Geschmack sind zahlreiche antike Reste, Gebäudetrümmer und Skulpturen zur vornehmsten Dekoration der Gartenpartien und von deren lebendiger Laub- und Blütenfülle umschattet mit glücklichster Wirkung verwendet. Alle Lieblichkeit und saftige Frische abendländischer Wald- und Gartenvegetation entfaltet sich hier in unmittelbarer Nachbarschaft der fremdartigen Pflanzenwelt des sonnenheißen Orients. Aber mitten in der waldähnlichen, duftenden, schattigen, im Frühling vom Nachtigallengesang durchtönten Einsamkeit erinnert uns immer wieder hier von Menschenhand bearbeitetes Gestein, antikes Mauerwerk, das aus dem Rasen aufragt, dort eine Schöpfung althellenischer Bildnerkunst, oder eine marmorne Inschrifttafel, von den blütenschweren Zweigen der Rosenbüsche umstrickt; dort ein Durchblick zwischen Stämmen und Gebüschen, eine entzückende Fernsicht auf die Akropolis und das Olympieion, auf das schimmernde Meer und die zackigen Felseninseln, daran, auf welchem geweihten Boden wir hier stehen, und welch eine Landschaft die ist, die von jenen Gebirgshöhen dort umragt wird!

Wie die holde Pracht dieses Königsgartens, so ist dies Neu-Athen, ja dieser ganze hellenische Staat, auf kahlem, ödem, wüst gelegtem Boden erwachsen. Wie in jenem, so erzählen überall in der Stadt und im Lande tausend stummberedte Zeugen von der Herrlichkeit jener Welt, die hier in Trümmer sank. Mögen sich, wie dieser Garten, auch fernerhin Athen und Hellas, das Land und das Volk, weiter, zu immer schönerer, reicherer Blüte, immer würdiger jener Vergangenheit beider, entwickeln,

Sicher vor des Himmels Blitze
Und vor ihrer eignen Hand;
Sicher vor des Fremden Witze
Und vor eignem Unverstand!

Digitized by Google

Die Völkerbewegungen und Völkerbildungen der Gegenwart.

Von

Paul Neubaur.

Nach einem Zeitraum von mehr als tausend Jahren scheint es, als ob in den Völkern der Gegenwart der Wandertrieb wieder lebendig würde, der im frühen Mittelalter auf den Trümmern griechischer und römischer Kultur den Grund für die neuere Zeit gelegt hat, welcher durch die Vermischung ihrer frischen Lebenskraft mit den entnervten romanischen Völkern neue Geschlechter schuf, aus denen heraus die gegenwärtige Zeit sich entwickelte. Wenn aber in der Epoche, welche die Geschichtschreibung als Völkerwanderung bezeichnet, ganze Völker sich auf den Weg machten, um durch Kampf, durch das Schwert sich neue, bessere Wohnsitze zu erwerben, wenn in diesen Völkern fast allein ein unbewußter Trieb und die äußere Not Ursache und Veranlassung zur Wanderung wurden, so stellen sich heute die Völkerverschiebungen einerseits dar als Abfluß des Kraftüberschusses der Nationen, andererseits als ein Ergebnis des gegenwärtigen Kulturzustandes und seiner Hilfsquellen, welche das erreichbare Ziel nicht als ungewisses, sondern als in allen seinen Teilen bekannt, die zu erwartenden Vorteile als vorher berechnet und festgestellt erscheinen lassen. Auf der anderen Seite befördert eben dieser gegenwärtige Kulturzustand, die Schnelligkeit der Beförderung selbst, die außerordentliche Ausdehnung der Verbindungen über den ganzen Erdball hin, der bis auf das äußerste vereinfachte und vervollkommnete Gedankenaustausch endlich in unvergleichlicher Weise den Prozeß der Völkerverschiebung und Völkerbildung; was im Altertum fast nur als dunkle Mär, nur in ganz großen, allgemeinen Zügen der Nachwelt überliefert wurde und von dieser durch mühsames Quellenstudium erst wieder rekonstruiert werden mußte, das spielt sich vor den Augen der Gegenwart in fast völliger Klarheit ab, es kann in allen einzelnen Entwickelungsabschnitten verfolgt werden, es erlaubt einen Einblick in den gewaltigen Gang der Weltgeschichte.

Die Völkerbewegungen der Gegenwart unterscheiden sich ganz von selbst als solche, welche ihren Ursprung einzig und allein der Politik der einzelnen Staaten verdanken, und als solche, welche durch den Wandertrieb an sich im Verein mit der Übervölkerung einzelner Staaten verursacht werden. Zu den ersteren, welche wir hier nur ganz flüchtig berühren wollen, gehören die Bewegungen, welche im Rahmen der einzelnen Staaten, Rassen, selbst Weltteile, hauptsächlich in Europa stattfinden. Wir rechnen dahin Bewegungen, welche von der Weltgeschichte dereinst nicht werden übersehen werden können, vor allen die slavischen Bewegungen, die mit der politischen Ausdehnung des russischen Reiches nach Osten hin langsam wachsende Besiedelung mit russischer Bevölkerung;

Digitized by Google

ferner die als Panslavismus bekannte, zum Teil vielleicht künstliche Anregung des Volksgeistes, des Nationalitätsbewußtseins und der Zusammengehörigkeit, das Bestreben, die Balkanstaaten und ihre Bevölkerung in diese Bewegung hineinzuziehen und, wenn es irgend anginge, ganz aufzusaugen; die Czechenbewegungen in Böhmen und die daraus entstandenen Bestrebungen; es gehören dahin die Versuche, die polnischen Provinzen von ihren Ureinwohnern zu säubern und durch deutsche Kolonisation den Grenzwall gegen das Slaventum zu befestigen; es gehören dahin endlich als Völkerbewegungen rein politischer Natur die Ansiedelungen der Franzosen in Algier, welche ja längst den Charakter der Handelsniederlassungen verloren haben, und endlich bis zu einem gewissen Grade die Bestrebungen der Italiener an der Küste des Roten Meeres.

Von einer ungleich höheren Bedeutung für die Zeitgeschichte, in ihrem Wesen der Völkerwanderung nahekommend, in ihrer Wirkung als völkerbildendes Element sich darstellend, sind die Bewegungen, welche wir als Auswanderung bezeichnen, denen aber rücksichtlich ihrer Bedeutung und Wirkung bisher bei weitem nicht die genügende Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Als das Hauptgebiet der Auswanderung stellen sich die Vereinigten Staaten von Nordamerika dar, und wahrhaft erstaunen muß man, wenn man einen Blick auf die ungeheuren Menschenmassen wirft, welche jahraus jahrein aus der Alten Welt in die Neue hinüberziehen, in ihrer Zahl die Mengen, welche uns aus dem Altertum überliefert werden, weit übertreffend, ohne daß die Staaten, aus denen sie herkommen, den Menschenabfluß irgendwie erheblich empfinden. Erst seit dem Jahre 1847 besteht für die Vereinigten Staaten eine sorgfältige statistische Aufnahme der Einwanderer und ihrer Nationalität. Während dieser vierzig Jahre aber betrug die Zahl der Einwanderer allein im Hafen von New-York 8200000 Köpfe, in den gesamten Vereinigten Staaten etwas über 10 Millionen. Der Nationalität nach sind es fast ausschließlich Deutsche und Engländer, und zwar betrug die Zahl der in dem genannten Zeitraum in Nordamerika eingewanderten Deutschen etwa 4 Millionen, wobei weder Österreicher noch Schweizer mitgerechnet sind. Die Zahl der aus den vereinigten englischen Königreichen Eingewanderten beziffert sich auf etwa $4^1/_4$ Millionen. Der Rest zersplittert sich auf Angehörige der ganzen übrigen bewohnten Erde. Keine einzige Nation kommt dabei irgendwie als völkerbildendes Moment in Betracht. Bei der gegenwärtigen Gesamtbevölkerung von etwa 57 Millionen entfallen auf die deutsche Nation oder deren Abkömmlinge mindestens 25 Millionen, auf englische, irländische und schottländische Abkömmlinge etwa 30 Millionen; der Rest zersplittert sich großenteils auf Italiener, Slowaken, Ungarn u. s. w.; es sind also rein germanische Stämme ohne alle romanische Beimischung, welche die Vereinigten Staaten bevölkern. Es schleppt sich nun in einer wahrhaft lächerlichen Weise durch alle Veröffentlichungen die Behauptung hin, der Deutsche als solcher verlöre beim Zusammentreffen mit anderen Nationen, besonders mit der englischen, seine Nationalität, sein Volksbewußtsein; es ist dies eine Behauptung, für welche der Beweis gegenwärtig ganz und gar fehlt. Abgesehen von der außerordentlichen Unwahrscheinlichkeit, welche sich von vornherein der Thatsache gegenüber herausstellt, daß die ungeheuren, immer neu zuflutenden Massen deutscher Herkunft ohne weiteres in einem sich erst bildenden Volke verschwinden sollten, zeigt die Beobachtung der amerikanischen Entwickelung, der sich hier vollziehenden Völkerbildung ein ganz anderes Bild. Sicherlich ist der Engländer in weit höherem Grade ein zoon politikon als der Deutsche, und es erklärt sich dies sehr einfach daraus, daß der englische Einwanderer eben aus einem seit vielen Jahrhunderten unveränderlichen, festgegliederten Staatswesen herauswächst, wogegen der Deutsche erst seit zwanzig Jahren von einem solchen Staatswesen

Digitized by Google

reden kann. Der Engländer ist durchaus von dem Gedanken durchdrungen, die persönlichen Interessen durch das Zusammenwirken mit anderen, durch die Gemeinschaft, durch die Bildung einer Gemeinde und in weiterer Folge im Anschlusse an den Staat als solchen zum Ausdruck zu bringen. Der Deutsche, an eine unsägliche Zersplitterung gewöhnt, im Kampfe kleinlichster Sonderinteressen aufgewachsen, stellt sein persönliches Wohlbefinden an die erste Stelle; Vorteile, die aus der Gemeinsamkeit, aus der Vereinigung sich ergeben, sind ihm zu fernliegend. Am deutlichsten kommt diese natürliche Anlage beider Nationen gerade in Amerika selbst zum Ausdruck. Wo auch nur drei oder vier Engländer zusammenwohnen, da ist es ihr erstes Bestreben, ein Gemeinwesen, eine Ortschaft, womöglich gleich eine Stadt zu gründen, eine gemeinsame Vertretung nach außen hin zu schaffen, einen wenn auch noch so geringen Anteil an der Verwaltung des Staates zu gewinnen. Bedeutend größere Ansiedelungen von Deutschen gründen wohl auch allerlei Vereinigungen, aber dieselben sind Sängerbunde, Turnvereinigungen und alles mögliche andere, nur keine politische Einheit. Ganz anders verhält es sich, wenn Deutsche in eine solche von Engländern gegründete Gemeinschaft hineingeraten. Die durchweg tiefere Durchbildung, die außerordentlich hervorragenden sittlichen Eigenschaften der Deutschen kommen in diesem Falle überraschend schnell und durchgreifend zur Geltung und üben einen nachhaltigen, veredelnden, sittlichen Einfluß aus. Mit anderen Worten, die englischen Elemente geben stets die äußere Form; der deutsche Anteil giebt dieser Form erst das Gepräge, flößt ihr den sittlichen Gehalt ein, welcher den dauerhaftesten und durchaus notwendigen Kitt des Gemeinwesens bildet.

Während dieser deutsche Einfluß bis vor wenigen Jahrzehnten ganz in der Stille und ohne jede Anerkennung sich geltend machte, ist seit dem gewaltigen Aufschwung seit der Einigung Deutschlands an die Stelle der früheren absichtlichen Nichtachtung, welche in der Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse nur zu wohl begründet war, die vollste Anerkennung getreten. Die Amerikaner wissen heute sehr wohl, was sie dem deutschen Einfluß zu verdanken haben; ja, sie geben zu, daß einzig und allein durch die Einwirkung deutscher Ideen und deutschen Sinnes eine günstige Weiterbildung des amerikanischen Staatswesens zu erwarten ist, und Deutschland darf immerhin auf das vor wenigen Jahren öffentlich ausgesprochene Urteil eines der hervorragendsten Vollblut-Amerikaner stolz sein, welcher den deutschen Einfluß sowohl auf die Grundprincipien der herrschenden Zeitströmung, sowie auf die politischen Methoden und ihre Äußerungen, soweit sie für die Vereinigten Staaten in Betracht kommen, als eine conditio sine qua non für das Bestehen der Union anspricht: „Den Hang, zum philosophischen Unterbau politischer Anschauung vorzudringen, betrachte ich (Andrew White) als einen der wichtigsten Beiträge der Deutschen zu den politischen Methoden Amerikas. Dieses klare, gedankenvolle Erwägen der realen Grundlage der Dinge, welches weder in Empfindsamkeit noch in Pedanterie abirrt, welches weder zum bloßen Advokatendisput über den Buchstaben der Verfassung herabsinkt, noch an die vorübergehenden Leidenschaften und Vorurteile appelliert, sondern in jedem einzelnen Falle die Beweise aus dem ewigen Unterbau von Wahrheit und Gerechtigkeit herleitet, welcher der Anfang, das Ende und der letzte Grund aller irdischen Einrichtungen ist, die sich auf die Dauer erhalten sollen."

Naturgemäß ist denn auch in den letzten zwanzig Jahren das Deutschtum in Amerika zu einer unvergleichlich viel wirksameren Stellung gelangt, als dies vorher der Fall war. Während früher Deutsche nur unter Ableugnung ihrer Herkunft, und indem sie sich durchaus als Voll-Amerikaner gebärdeten, zu einflußreichen Stellungen in dem Staate oder in den Gemeinden gelangten, ist heute der deutsche Name als solcher ein

Digitized by Google

hochangesehener, und nach der tiefen Verrottung, in welche die gesamte Regierung der Vereinigten Staaten versunken war, ist das Heranbrechen einer neuen Ära mit der Wahl des vorigen Präsidenten Cleveland in erster Linie das Werk der Deutschen in Amerika. Es kommt hierzu noch ein nicht zu übergehender Gesichtspunkt: den bei weitem größten Teil der englischen Auswanderung stellt Irland; unter den auswandernden Iren aber ist kaum ein Zehntel, welches überhaupt so weit Bildung besitzt, daß es als wirkliches politisches Glied eines Staates angesehen werden kann. Die übrigen neun Zehntel gehören der Hefe des Volkes an. Alle aber sind jeder Anhänglichkeit an ihr politisches Vaterland durchaus bar, im Gegenteil, sie hassen England auf das äußerste, während man der deutschen Auswanderung die Anhänglichkeit an das Vaterland in keiner Weise absprechen darf. Das Volk, welches heute als Amerikaner angesprochen wird, nähert sich in seinen geistigen Gesichtspunkten weit mehr Deutschland als irgend einem anderen Lande, und auch in materieller Beziehung, soweit dieselbe in dem die Völker verbindenden Gliede, im Handelsverkehr, zum Ausdruck kommt, wird der Zusammenschluß beider Nationen fortwährend ein engerer.

Es ist naheliegend, zu dem fernen Westen, zu dem Kontinent von Nordamerika, den fernen Osten, nämlich Australien, in einen Vergleich zu ziehen. Die Anzeichen, daß wir es auch hier mit einer Völkerbildung oder besser Neubildung zu thun haben, liegen für Australien in hervorragendem Maße auf politischem Gebiete, obwohl auch hier eine Änderung des Volkscharakters als solchen in den Anfängen begriffen und für die Zukunft maussbleiblich ist. Noch sind die australischen Kolonien Südaustralien, Viktoria, Neu-Südwales und Queensland dem Namen nach englische Kolonien; aber nur Westaustralien steht als Kronkolonie in einem festeren Zusammenhange unter der direkten Oberherrschaft Englands. Die vier erstgenannten Kolonien, ebenso Tasmanien und Neuseeland, sind thatsächlich vollkommen unabhängig und regieren sich selbst durch eigene Parlamente und Verwaltung; der von England gesandte sogenannte Gouverneur ist lediglich eine Scheinfigur und hat nicht einmal das Recht des Veto gegenüber den Parlamentsbeschlüssen. Der Drang nach Selbständigkeit ist in den genannten Ländern ein so starker, die Abneigung gegen den Einfluß Englands auf die inneren Angelegenheiten ist so mächtig, daß alle einflußreichen Stellen im Lande, ebenso die Parlamentssitze, wenn es irgend angeht, nur mit Leuten besetzt werden, welche im Lande geboren sind. Die Bewohner fühlen sich eben politisch betrachtet durchaus nicht mehr als Engländer, sondern als Australier. Was die ziffermäßige Zusammensetzung der Bewohnerzahl angeht, so ist dieselbe bis jetzt natürlich zum überwiegenden Teil englischer, irländischer und — im Verhältnis weit mehr als in den Vereinigten Staaten — schottischer Herkunft.

In diese englische Bewohnerschaft hinein aber schieben sich in jeder einzelnen Kolonie gegenwärtig noch als festgeschlossene Keile die Deutschen, für Südaustralien in der Zahl von 10000 bei etwa 300000 Einwohnern, in Viktoria 12000 : 1000000, in Neu-Südwales 5000 bis 6000 : 1000000, in Queensland 20000 : 300000. Trotz der geringen Anzahl aber macht sich auch in den australischen Kolonien der deutsche Einfluß sowohl auf politischem als auch ganz besonders auf ethischem Gebiet sehr stark geltend; auf ersterem dadurch, daß die Parlamente eine zur gesamten Einwohnerschaft unverhältnismäßig große Prozentzahl deutscher Mitglieder enthalten, auf dem ethischen Gebiete durch die Annahme deutscher Sitten und Gewohnheiten. Es darf dabei nicht übergangen werden, daß der deutsche Einfluß in Australien für das Vaterland selbst von einer großen Bedeutung ist, hauptsächlich was die Kolonie Queensland anbetrifft. Gegenüber den herrschenden unklaren Anschauungen

Digitized by Google

über die australischen Kolonien an sich darf behauptet werden, daß eine Stärkung der Deutschen durch die Begünstigung der Auswanderung nach Australien geradezu zu wünschen ist, wie sie sich auf der anderen Seite für die Beteiligten selbst als durchaus vorteilhaft darstellt. Der Grund dafür ist die Nähe der deutschen Kolonien in der Südsee. Es steht denselben unzweifelhaft eine bedeutende Zukunft bevor, während sie andererseits rücksichtlich ihrer Bezüge für eine geraume Zeit noch auf die australischen Kolonien als nächste europäisierte Länder angewiesen bleiben werden. Über kurz oder lang wird die politische Zusammengehörigkeit der australischen Kolonien mit dem Mutterlande ganz aufhören, wie denn schon jetzt überall in den Kolonien die Unabhängigkeitserklärung als Frage einer nur kurzen Zeit angesehen wird, und aller Voraussicht nach wird auch im fernen Osten der rein germanischen Kultur ein Wirkungsfeld zufallen.

Ein ganz anderes Bild bietet den behandelten Ländern gegenüber Südamerika. Hier sind es fast ausschließlich romanische Rassen, welche die vollkommene Herrschaft in den Händen haben. Die in der Gegenwart hauptsächlich in Betracht kommenden Länder sind Brasilien und Argentinien. Der alte Erfahrungssatz, daß bei einer Vermischung der germanischen Rasse mit der romanischen die erstere unterliegt und in wenigen Generationen vollständig verschwindet, die außerordentliche Verschiedenheit der Nationalcharaktere bietet hier ein unübersteigliches Hindernis für eine Neubildung von Völkern durch Vermischung. Die in Brasilien und Argentinien bestehenden deutschen Kolonien oder besser Ansiedelungen werden eben isoliert bleiben. Sie haben bisher nicht den geringsten Einfluß auf ethnischem Gebiet zu verzeichnen gehabt und werden ihn auch niemals haben. Etwas anderes ist es mit dem politischen Einfluß. Um einen solchen in maßgebender Weise ausüben zu können, ist die Zahl der Deutschen in beiden Ländern viel zu schwach, und es steht ihr der lächerlich große Nationalstolz der Romanen entgegen. Mehr als irgendwo kommt derselbe in Argentinien zur Geltung.

Nächst sich selbst erkennt der Argentinier höchstens noch den Spanier und sehr weit hinter diesem den Franzosen als beachtenswertes Volk an. Der Deutsche erscheint ihm höchstens als brauchbarer Kolonist, als fleißiger Arbeiter, aber nicht als politisch mögliches Glied. Sicherlich wird sich über kurz oder lang dieser Nationalstolz mit der aus ihm sich entwickelnden Erschlaffung und Verdummung rächen, sicherlich bieten sowohl Brasilien wie hauptsächlich Argentinien aus eben diesem Grunde für den deutschen Ansiedler ein sehr beachtenswertes und bei genügender Vorsicht ungemein vorteilhaftes Arbeitsfeld. Eine Vermischung aber mit den angesessenen Elementen romanischen Ursprungs würde gleichbedeutend sein mit dem vollkommenen Verlust des Deutschtums, mit dem Aufgehen desselben infolge eines Naturgesetzes. Ein weit günstigeres Feld bieten Brasilien und Argentinien für die italienische Auswanderung, und in der That ist dieselbe in den letzten Jahren ungemein gewachsen.

Wenn es sich bis hierher um Wanderungen und Völkerbildungen indogermanischer Stämme gehandelt hat, so erfordert aus mehr als einem Grunde eine andere aus dem fernen Osten her sich entwickelnde Bewegung die Aufmerksamkeit der Gegenwart, die Bewegung der Chinesen. Es ist bekannt genug, mit welchen außerordentlichen Nachteilen die Wanderung der Chinesen nach Osten und Südosten, nach Nordamerika und Australien, verknüpft gewesen ist, und noch ist in Amerika eine ganze Anzahl von Gewerben den Einwohnern vollkommen aus der Hand gerissen und in chinesischen Besitz übergegangen. In Australien ist hauptsächlich in der Umgebung der Hauptstädte der gesamte Gartenbau durchaus in chinesischen Händen, ebenso ein großer Teil der Goldgräberei und der Farmarbeit. In beiden Erdteilen aber ist das wirksamste Gegen-

Digitized by Google

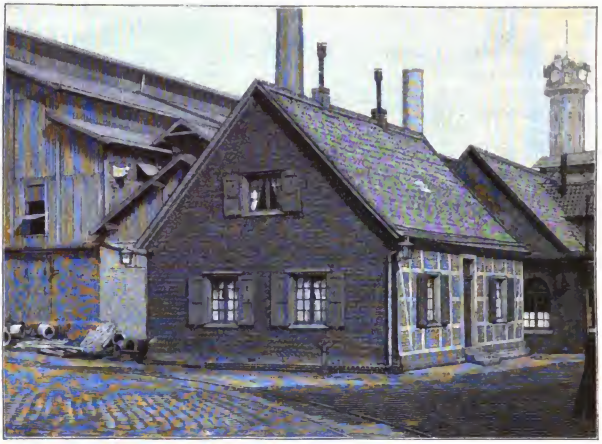
mittel gegen die Überhandnahme der chinesischen Pest das Verbot der Einwanderung chinesischer Frauen, und — allerdings in weit geringerem Grade — die Erhebung eines bedeutenden Kopfzolles für die Einwanderung der Männer (in Australien fünfundzwanzig Pfund Sterling).

Ein ganz anderes Bild aber zeigt die Wanderung der Chinesen nach Westen. In wenigen Jahren haben die betriebsamen Söhne des Himmlischen Reiches die malayische Halbinsel, hauptsächlich die englischen Kolonien daselbst, vollkommen überschwemmt, und in diesem Augenblicke zeigen die englischen Besitzungen Singapore, Penang und Malakka mehr Chinesen als Eingeborene. Ein großer Teil des Grundbesitzes ist aus europäischen in chinesische Hände übergegangen, ebenso ein großer Teil des Handels, hauptsächlich mit den Inseln. Hier aber erscheinen die Chinesen nicht wie in den vorhergenannten Erdteilen in einer Art nomadisierender Form, sondern sie bilden, sogar mit teilweiser Aufgabe ihrer Sitten, ein eigenes Volk. Die Bildung und Entwickelung dieser Rasse, die sich teilweise aus Abkömmlingen von Chinesen und malayischen Weibern zusammensetzt, hat bereits verschiedentlich englische Forscher beschäftigt, die sie unter dem Namen Chinesen der Straits Settlements zusammenfassen.

In derselben Weise wie für die malayische Halbinsel zeigt sich die chinesische Einwanderung auf Sumatra. In einem Zeitraum von kaum einem Jahrzehnt haben die Chinesen hier fast alle malayischen Tabaksarbeiter verdrängt, sie arbeiten ausdauernder und bedeutend billiger, aber mit um so größerem Vorteil für sich selbst; denn die abgebauten Plantagen werden ihnen bis zur Neubepflanzung als Reisfelder überlassen. Überall, wo der Chinese auftritt, wird der Malaye vollkommen in den Hintergrund gedrängt. In der neuesten Zeit ist die Vorhut der Chinesen bereits in Colombo auf Ceylon angelangt, und bei der Unerschöpflichkeit des chinesischen Reiches an Menschenmaterial bildet sich in allen genannten Gebietsteilen nicht nur für die Ureinwohner, sondern auch für die europäischen Besitzer eine nicht zu unterschätzende Gefahr heraus, zumal erst im vorigen Jahre die chinesische Regierung durch einen eigenen Emissär, einen höheren Mandarin, überall in den genannten Chinesenniederlassungen die politische Zusammengehörigkeit jener Ansiedler mit dem chinesischen Reiche hat betonen lassen.

Eine Betrachtung der Völkerbewegungen der Gegenwart kann endlich nicht geschlossen werden, ohne einen Blick auf die Kolonialbestrebungen zu werfen. Die deutsche Besitzergreifung in der Südsee und in Afrika, die Bestrebungen der Franzosen in Tonkin und auf Madagaskar u. s. w. stellen Bewegungen dar, welche in ihrer Endwirkung in den Rahmen der oben genannten hineingehören. Soweit es sich dabei um die Kolonisation der Südsee handelt, wird dieselbe unzweifelhaft in einer ähnlichen Weise wie in Australien den Untergang der Ureinwohner mit der Zeit nach sich ziehen. Daß an ihre Stelle eine deutsche Besiedelung treten kann, daß die Lebensbedingungen der deutschen Rasse dem nicht entgegenstehen, das beweisen nicht nur die Acclimatisation der Deutschen in tropischen Ländern, sondern auch die aus den Kolonisationsbestrebungen früher Jahrhunderte entstandenen Völkerbildungen in Mittel- und Südamerika, in den Antillen, den Philippinen und Sunda-Inseln.

Digitized by Google



Das Stammhaus.

Alfred Krupp.

Von

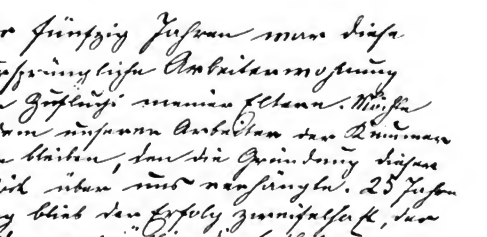
Max Geitel.

Tags über beſchattet von den dunklen Rauchwolken der ſich eng aneinanderreihenden Kohlenzechen und Hüttenwerke, nachts grell beleuchtet von deren unzähligen Feuern, bietet das rheiniſch-weſtfäliſche Induſtriegebiet, ohne etwa arm an landſchaftlichen Reizen zu ſein, dem auf einem der zahlreichen Schienenwege dahineilenden Freunde von Naturſchönheiten ein wenig anziehendes Bild dar. Reſigniert lehnt ſich derſelbe in die Kiſſen des Coupés zurück, um der Öde der Eiſenbahnfahrt in Morpheus' Armen zu entrinnen. Doch vergeblich iſt dieſes Bemühen. Eng ſchließt ſich Bahnhof an Bahnhof; kaum hat das Dampfroß die Gleisverzweigungen und Weichen der einen Station ſchwankend und laut polternd durchraſt, ſo verkündet alsbald der ſchrille Ton der Signalpfeife das Nahen neuer, weitverzweigter Gleisanlagen, auf denen in endloſen Reihen die Wagenzüge ſich ordnen, um die Erzeugniſſe der finſteren Kohlenſchächte und der raſtlos hämmernden Induſtrie den fernen Orten ihrer Beſtimmung zuzuführen.

Weſtlich von Dortmund ſchlingen ſich die Maſchen des Schienennetzes immer enger und enger, ein Labyrinth bildend, durch welches das Kursbuch nur nach eingehendſtem Studium den Pfad weiſt. Dort, wo die Schienenwege gleichſam einen eiſernen gordiſchen Knoten ſchürzen, liegt

Digitized by Google

im Thale der Ruhr die Stadt Essen. Nahen wir uns derselben auf der ehemaligen Bergisch-Märkischen Eisenbahn von Duisburg aus, so werden wir angenehm überrascht durch weit sich hinziehende, regelmäßig angelegte Straßenzüge, deren mit freundlichen Vorgärten ausgestattete Häuser, trotz der Gleichmäßigkeit der Bauart, den Eindruck der Wohnlichkeit machen. Vor uns liegt eine der Arbeiterstädte der Kruppschen Gußstahlfabrik, welche das kleine Landstädtchen unter die Zahl der weltbekannten Städte versetzt hat und deren Wald rastlos rauchender Essen im Hintergrunde emporragt: wir befinden uns im Angesichte des Reiches des Kanonenkönigs.



So allgemein verbreitet dieser Ehrenname ist, so wenig umfassend bringt er die Vielseitigkeit des genialsten und erfolggekröntesten unserer vaterländischen Industriellen zum Ausdruck. Denn wer möchte es unternehmen, zu entscheiden, nach welcher Richtung Alfred Krupp grö-

Digitized by Google

ßer erscheint, ob als unerreichter Schmied der ultima ratio regum, ob als Bahnbrecher auf dem friedlichen Gebiet der Technik von Eisen und Stahl! Unter denjenigen, welche an hervorragender Stelle mitarbeiten durften an den politischen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte, an dem Aufbau des geeinten Deutschlands, wird der Name Alfred Krupp nicht minder hell erglänzen wie unter denjenigen, welche mit der Fülle und der Macht ihrer den Zeitgenossen weit vorauseilenden Gedanken und Werke den Fortschritt der Menschheit dauernd förderten.

Die Familie Krupp gehört bereits seit einer Reihe von Generationen zu den angesehensten protestantischen Familien der Stadt Essen; von besonderem Interesse ist die Thatsache, daß schon am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ein Krupp Inhaber einer Gewehrfabrik war. Peter Friedrich Krupp, der Begründer des jetzigen Weltetablissements, dessen Name, von den Nachkommen pietätvoll bewahrt, in der Firma „Friedrich Krupp" dauernd fortlebt, wurde am 17. Juli 1787 geboren. Angeregt durch die von dem Engländer Huntsman gemachte, aber unter strengstem Geheimnis gehaltene Darstellung des Gußstahles mittels Umschmelzen gewöhnlichen Stahles in Tiegeln, warf sich Friedrich Krupp, nachdem er eine tüchtige Ausbildung als Hüttenmann erhalten hatte, auf die Fabrikation dieses für die mannigfachsten gewerblichen Zwecke schon damals hochwichtigen Materials. Sein angestrengter Fleiß und sein fachmännischer Blick waren von Erfolg gekrönt, so daß er bereits im Jahre 1812 seinen Geschäftsfreunden mitteilen konnte, er liefere „alle Sorten feinen Stahl, auch Gußstahl". Bevor Friedrich Krupp sein kleines Stahlwerk begründete, war er auf kurze Zeit seinem eigentlichen Berufe untreu geworden und hatte unter der Firma „Friedrich Krupp" ein besonders den Kaffeehandel betreibendes Spezereiwarengeschäft inne gehabt. Wir erwähnen dieses um deswillen, weil die Thatsache nicht ohne Interesse ist, daß unser größtes Stahlwerk eine Firma führt, deren ursprüngliche Thätigkeit auf einem so völlig verschiedenen Gebiete lag.

Die zuerst von Friedrich Krupp eingerichtete Gußstahlfabrik stand nicht an der Stelle des heutigen Etablissements; hierher wurde sie erst im Jahre 1819 in Gestalt eines einfachen, 183 Fuß langen Fabrikgebäudes verlegt und hier am 18. Oktober durch die erste Schmelzung eingeweiht. Trotzdem der Kruppsche Gußstahl sich immer mehr und mehr bewährte und einführte, so sollte es dessen Erfinder nicht beschieden sein, die Früchte seines rastlosen Fleißes zu ernten. Von seinen Freunden als ein Projektenmacher verkannt, von geschäftlichen Widerwärtigkeiten der mannigfachsten Art verfolgt, durch andauernde Kränklichkeit in der Entfaltung seiner Arbeitskraft behindert, sah Friedrich Krupp seinen von den Vorfahren ererbten Wohlstand unaufhaltsam schwinden. Er mußte sich und den Seinen Entsagungen auferlegen, nur um das einmal begonnene Werk nicht wieder aufgeben zu müssen. Bereits am 8. Oktober 1826 wurde er mitten aus seinen Plänen durch den Tod abberufen, eine Witwe und vier Kinder, von denen der am 26. April 1812 geborene Alfred das älteste war, hinterlassend.

Wenn wir das jetzige Kruppsche Riesenwerk durchwandern, bei dessen Anblick einer der zahlreichen fürstlichen Besucher, Prinz Jerome Napoleon, unwillkürlich in die bezeichnenden Worte ausbrach: Mais c'est donc un état dans l'état, jamais en France on ne laisserait passer cela, so überrascht uns in dem Getriebe der rastlos hämmernden Werkstätten der Anblick eines kleinen, unscheinbaren, in merkwürdigem Gegensatz zu seiner Umgebung stehenden Arbeiterhäuschens. Es ist das sogenannte „Stammhaus", die Wohnstätte Friedrich Krupps (Abbild. S. 204). Hier starb der Gründer der Essener Gußstahlfabrik in Kummer und Sorgen; von hier aus wurde einundsechzig Jahre später, am 18. Juli 1887, Alfred Krupp seinem letzten Willen gemäß von Tausenden und

Digitized by Google

Gußstahlfabrik Friedrich Krupp, Essen.

Digitized by Google

Abertausenden seiner Arbeiter und von den Vertretern der Höchsten der Erde zur letzten Ruhestätte geleitet. Mit peinlichster Sorgfalt in seinem ursprünglichen Zustande bewahrt, enthält das Stammhaus das Arbeitszimmer des jetzigen Inhabers der Firma, ein Symbol der beispiellosen Erfolge eines einzelnen, ein stummer und doch so beredter Zeuge dessen, was eiserner Wille und geniale Geisteskraft auch dem widrigsten Geschicke abzuringen vermögen.

Trotz seiner Jugend hatte Alfred Krupp bei dem Tode seines Vaters sich bereits derartig bewährt, daß seine umsichtige und thatkräftige Mutter den Geschäftsfreunden der so früh verwaisten Firma mitteilen konnte, daß „das Geheimnis des Gußstahles nicht verloren gegangen, sondern durch die Vorsorge ihres Gatten auf ihren ältesten Sohn übergegangen sei". Die damaligen Erzeugnisse der Fabrik bestanden in Münzstempeln, Stanzen, Spindeln, Tuchscherblättern, Walzen und Lohgerberwerkzeugen.

Mit dem Ernste des reifen Mannes übernahm der aus der Quarta des Essener Gymnasiums unerwartet abberufene junge Fabrikherr die ihm überkommenen schweren Verpflichtungen. Die langwierige Krankheit des Vaters hatte zur Folge gehabt, daß die Aufträge in der letzten Zeit sich stark verminderten; die Zahl der Arbeiter betrug vier. Dennoch aber ging Alfred Krupp unverzagt ans Werk, jahraus jahrein mühend und sorgend, bis endlich trotz schwierigster Hindernisse und Wechselfälle der wohlverdiente Lohn sich einstellte. „Ich sollte," so hat Krupp in seinen letzten Lebensjahren sich über seine damaligen Verhältnisse geäußert, „laut Testament für Rechnung meiner Mutter die Fabrik fortsetzen, ohne Kenntnis, Erfahrung, Kraft, Mittel und Kredit. Von meinem vierzehnten Jahre an hatte ich die Sorgen eines Familienvaters und die Arbeit bei Tage, des Nachts Grübeln, wie die Schwierigkeiten zu überwinden wären. Bei schwerer Arbeit, oft Nächte hindurch, lebte ich bloß von Kartoffeln, Kaffee, Butter und Brot, ohne Fleisch, mit dem Ernst eines bedrängten Familienvaters, und fünfundzwanzig Jahre lang habe ich ausgeharrt, bis ich endlich bei allmählich steigender Besserung der Verhältnisse eine leidliche Existenz errang. Meine letzte Erinnerung aus der Vergangenheit ist die so lange dauernde drohende Gefahr des Unterganges und die Überwindung durch Ausdauer, Entbehrung und Arbeit, und das ist es, was ich jedem jungen Manne zur Aufmunterung sagen möchte, der nichts hat, nichts ist und was werden will."

Als erster größerer Erfolg ist die Konstruktion der Löffelwalze zu nennen, eines von den Goldschmieden zur Fabrikation von Löffeln benutzten Werkzeuges. Diese im Vergleich zu den späteren Leistungen Alfred Krupps untergeordnete Erfindung ist für die weitere Entwickelung der Gußstahlfabrik insofern von besonderer Bedeutung, als die lohnende Verwertung derselben die Mittel lieferte zur Vergrößerung des Betriebes und zu einer teilweisen Begleichung der von früher her noch vorhandenen Verbindlichkeiten. Auch bethätigte sich schon bei dieser Gelegenheit Krupps Unternehmungsgeist und weitsehender Blick auf das glänzendste, indem Verhandlungen, welche wegen Verwertung des betreffenden österreichischen Patentes gepflogen wurden, im Jahre 1844 zu der Begründung der alsbald zu höchster Blüte sich entfaltenden Metallwarenfabrik Krupp und Schöler zu Berndorf bei Leobersdorf führten; die Leitung dieses Etablissements wurde in die Hände des jüngeren Bruders, Hermann Krupp, gelegt. Das Jahr 1844 brachte der Kruppschen Gußstahlfabrik die erste öffentliche Auszeichnung: die goldene Medaille der Berliner Ausstellung vaterländischer Gewerbserzeugnisse. So gestalteten sich die Verhältnisse allmählich immer günstiger. Während noch im Jahre 1832 die Zahl der Arbeiter nur zehn betrug, war dieselbe 1845 bereits auf hundertzweiundzwanzig Köpfe gestiegen, gewiß ein äußerst gewichtiges Zeugnis für die Tüch-

Digitized by Google

tigkeit des jungen Fabrikherrn, besonders wenn man den damaligen niedrigen Stand des deutschen Handels und der deutschen Industrie in Rechnung zieht.

Anfangs der vierziger Jahre wandte sich Krupp der Einführung des Gußstahles in die Waffenfabrikation zu, auf welchem Gebiete er hinfort die leitende Stellung einnehmen sollte. Sein erster diesbezüglicher Versuch bestand in zwei hohlen Gußstahl-Gewehrläufen, welche er mit eigener Hand kunstvoll geschmiedet hatte und gegen Ende des Jahres 1843 dem preußischen Kriegsministerium vorlegte. Man war in den maßgebenden Kreisen der Ansicht, „daß die preußische Waffe so vollkommen sei, daß sie keiner Verbesserung mehr bedürfe", und schickte die Sendung uneröffnet zurück. Der französische Kriegsminister, Marschall Soult, welchem Krupp sein neuestes Erzeugnis nunmehr unterbreitete, ließ eingehende Versuche anstellen, durch deren günstigen Ausfall alsdann auch die preußische Regierung, besonders mit Rücksicht auf die Einführung des Dreyseschen Zündnadelgewehres, sich

Alfred Krupp.

zur Beschaffung derartiger Gewehrläufe bewogen fühlte. Den verdienten Gewinn hat jedoch Krupp von dieser seiner ureigenen Idee nicht gehabt; die Konkurrenz bemächtigte sich derselben und nützte sie, da kein Patentschutz genommen war, rücksichtslos aus.

Gegen Ende jenes Jahrzehnts finden wir dann Krupp mit denjenigen Versuchen beschäftigt, welche darauf abzielten, auch

Digitized by Google

die Geschützrohre aus Gußstahl herzustellen. Er hatte mit richtigem Blick erkannt, daß angesichts der großen Sprödigkeit und der geringen Festigkeit des Gußeisens sowie der allzu großen Weichheit der Bronze nach dieser Richtung dem Gußstahl die Zukunft gehören müsse. Das erste gußstählerne Geschützrohr wurde im Jahre 1847 fertig gestellt. Dasselbe besaß einen

rohren vorkommenden Beschädigungen zu sehen waren.

Mitten in diese Versuche fiel das Jahr 1848, zu dessen Beginn am 24. Februar Alfred Krupp die Gußstahlfabrik in alleinigen Besitz übernahm. Die Schwierigkeiten, welche der deutschen Industrie aus der politischen Unsicherheit des Revolutionsjahres erwuchsen, drohten auch das

Friedrich Alfred Krupp.

Kern von Gußstahl und war noch mit einem gußeisernen Mantel versehen, damit es in der Lafette gelagert werden konnte. Im Jahre 1849 wurde dieses für ein Dreipfündergeschütz bestimmte Rohr zu Berlin geprüft und ergab ein außerordentlich günstiges Resultat, indem trotz der erheblich geringeren Wandstärke — dieselbe betrug nur 32,7 Millimeter anstatt des bei Bronze üblichen Maßes von 62,8 Millimetern — nach zweihundert scharfen Schüssen noch keinerlei der bei Bronze-

Kruppsche Werk in seinen Grundfesten zu erschüttern. Die Zahl der Arbeiter sank auf zweiundsiebzig hinab, und Krupp mußte, um seinen Verpflichtungen nachzukommen, das gesamte Silberzeug seiner Familie zu Geld machen. Von jener Zeit ab ist trotz der späteren wahrhaft fürstlichen Verhältnisse im Kruppschen Haushalte niemals wieder Silbergeschirr in Benutzung genommen; an die Stelle desselben trat hinfort Neusilbergerät aus der vorhin genannten Berndorfer Fabrik des Bruders.

Digitized by Google

Mechanische Werkstatt.

Die erste Londoner internationale Industrie- und Kunstausstellung des Jahres 1851 gab willkommene Gelegenheit, die Vollkommenheit des Essener Gußstahles und der aus ihr hergestellten Gegenstände weiteren Kreisen vorzuführen. Krupp, dessen Arbeiterzahl nach glücklicher Überwindung der Krisis von 1848 auf die stattliche Zahl von zweihundertsiebenunddreißig Köpfen gestiegen war, beschickte dieselbe mit einem Sechspfündergeschütz, gehärteten und polierten Gußstahlwalzen, Eisenbahnwagenachsen, Trag- und Stoßfedern, Küraſſen u. s. w. Ganz besonderes Aufsehen erregte das großartigste Schaustück der Kruppschen Ausstellung, ein roher Gußstahlblock von 4500 Pfund Schwere, ein Kunststück, welches bis dahin noch niemandem geglückt war. In der Anfertigung derartiger großer, durchaus homogener Gußstahlblöcke, aus denen die mannigfachsten Gegenstände unter dem Dampfhammer ausgeschmiedet werden, ist Krupp und sein Werk bis heute unerreichter Meister geblieben. Selbst in England, dem Vaterlande des Gußstahles, war man über die Herstellung kleinerer Blöcke, wie sie zur Anfertigung von Handwerkzeug, Messern, Scheren u. s. w. gebraucht werden, nicht hinausgekommen. In einem der damaligen Ausstellungsberichte konnte man folgendes lesen: „Auf

Digitized by Google

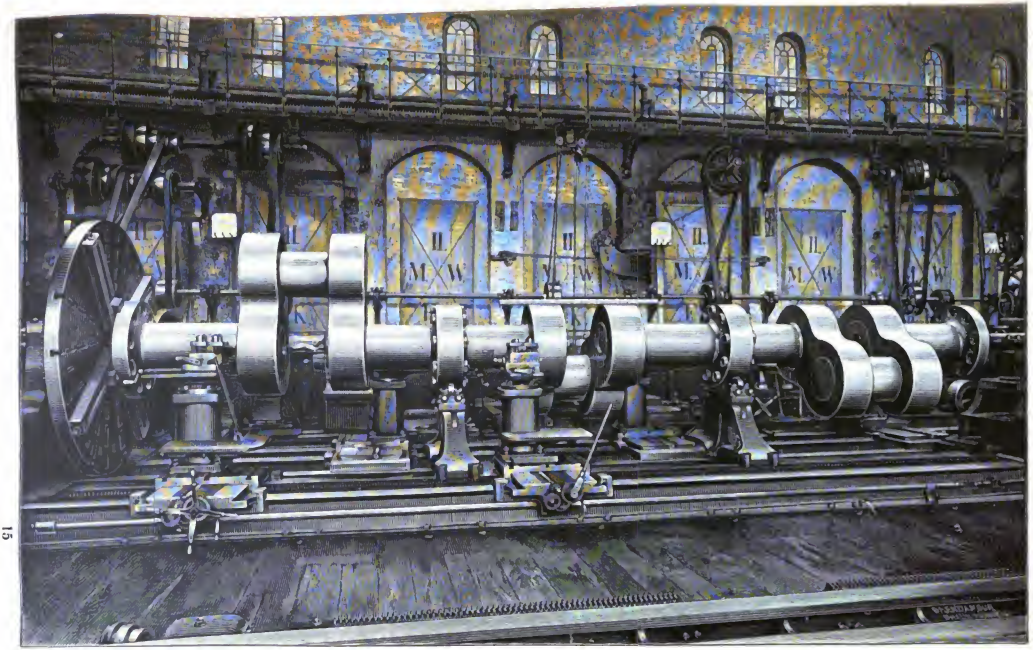
der Londoner Industrieausstellung wird Deutschland in der Eisenfabrikation den Sieg davontragen. Das Hauptstück dieser Fabrikation, die wahre Krone der Eisengießerei, ist trotz allem nicht englisch, sondern deutsch — der jetzt bereits allgemein bekannte Gußstahl von Krupp in Essen. Er hat ein Stück von fast zwölf Zoll im Durchmesser ausgestellt, das auf seiner Bruchfläche den Beweis einer Vollendung bietet, wie es bis jetzt noch nicht in der Welt produziert ist. Auf einem englischen Stück Gußstahl von nahezu 1000 Pfund soll sich der Ausdruck ‚Monstrepiece' finden. Um dem zu begegnen, hat sich Herr Krupp sofort ein Stück von 4500 Pfund aus seiner Fabrik kommen lassen, welches an einer Stelle mit dem Hammer bearbeitet ist." Eine ständige Nummer der späteren Kruppschen Ausstellungen bildete hinfort ein derartiger Gußstahlblock, dessen Dimensionen mit der Vervollkommnung der Fabrikationsmethoden ins Ungeheuerliche stiegen. Die Anerkennung der in London vorgeführten epochemachenden Leistungen bestand in der für die Eisen- und Stahlabteilung nur einmal verliehenen Council Medal.

Das Aufsehen, welches die Kruppschen Erzeugnisse auf dieser ersten internationalen Weltausstellung erregt hatten, spiegelte sich in einer starken Vermehrung der Aufträge wieder; eine weitere Folge bestand in dem Anwachsen der Arbeiterzahl auf dreihundertundvierzig, sowie in einer erheblichen Ausdehnung der technischen Einrichtungen. Während im Jahre 1851 noch zwei Dampfmaschinen genügten, mußte im folgenden Jahre die Zahl derselben verdoppelt werden; die Zahl der Dampfhämmer stieg in derselben Zeit von vier auf sechs. Die Produktion des Jahres 1852 betrug 1 450 000 Pfund Gußstahl.

Wie aus der oben gegebenen kurzen Aufzählung der in London ausgestellt gewesenen Gegenstände hervorgeht, hatte Krupp seine Aufmerksamkeit auch dem mächtig emporblühenden Eisenbahnwesen zugewendet. Zunächst waren es die Achsen der Eisenbahnfahrzeuge, deren Betriebssicherheit er durch die Verwendung des Gußstahles in durchgreifendem Maße erhöhte; noch heute bilden Gußstahlachsen einen hervorragenden Fabrikationszweig des Essener Werkes. Im Anschluß hieran zog Krupp nun auch die Fabrikation der Wellen der Bergwerks-Fördermaschinen, sowie der Kurbel- und Schraubenwellen der Dampfschiffe in den Bereich seiner Thätigkeit, und zwar ebenfalls mit glänzendem Erfolge. Erst die Einführung des Gußstahles hat die Eisenbahnen und die Schiffahrt befähigt, den an sie herantretenden Anforderungen des Weltverkehres gerecht zu werden; ohne diesen kann man sich heutzutage unser Verkehrsleben schlechterdings nicht denken, so innig ist die Sicherheit und Pünktlichkeit desselben mit der Güte des für den Maschinen- und Schiffbau zur Verwendung gelangenden Materiales verknüpft. Nebenstehend bringen wir die Abbildung einer für einen transatlantischen Dampfer bestimmten Kurbelwelle, welche aus mehreren Teilen kunstvoll zusammengesetzt ist und das ansehnliche Gewicht von etwa 45 000 Kilo besitzt. Derartige Wellen hat Krupp in großer Zahl geliefert. Für die Güte derselben führen wir hier an, daß eine auf dem Postdampfer Frisia der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft in Gebrauch gewesene Welle 66½ Millionen Umdrehungen zurücklegte und 262 000 Seemeilen durchfuhr, ohne eine Spur von Abnutzung zu zeigen. Es führt uns dies auf ein anderes Verdienst Krupps, nämlich auf die außerordentlich große, früher nirgends gekannte Geschicklichkeit in der Handhabung großer Massen. Er war nicht allein Meister in der Herstellung von Rohblöcken außerordentlicher Größe und enormen Gewichtes, sondern er fand auch die mechanischen Mittel, derartige bislang nirgends angefertigte Stücke zu behandeln, zu hantieren, zu bearbeiten. Ein Beispiel hierfür bietet die nebenstehend dargestellte Riesenwelle; ein ferneres Beispiel, den Kruppschen Riesen-Dampfhammer, werden wir später kennen lernen.

Das Jahr 1853 brachte Krupp einen

Digitized by Google



Schiffsturbinenwelle von 45000 Kilo Gewicht während der Bearbeitung in der mechanischen Werkstatt.

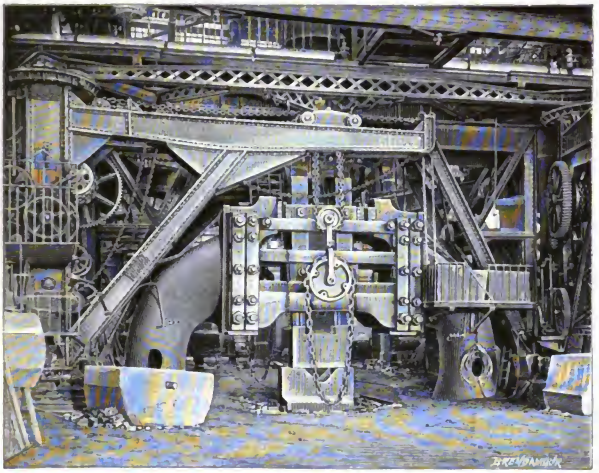
Digitized by Google

ganz besonders durchschlagenden Erfolg auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens; es war dies die Herstellung von nahtlosen Reifen für Eisenbahnwagenräder, eine der wichtigsten Erfindungen der Neuzeit. Es möge gestattet sein, bei diesem dem Laien nur wenig in die Augen springenden Gegenstande kurz zu verweilen, um so mehr, als der aus demselben entspringende Gewinn Krupp endlich befähigte, die von früher immer noch vorhandenen Verbindlichkeiten endlich zu begleichen. Von jeher bildeten die Reifen, welche in derselben Weise wie bei den Rädern der Landfuhrwerke um die Eisenbahnwagenräder gelegt werden und diese im Geleise zu führen haben, eine stete Quelle der Gefahr. Es lag dies in der Art der Fabrikation begründet, bei welcher man in derselben Weise, wie dieses bei den gewöhnlichen Radreifen seit Jahrhunderten üblich ist, das Eisen zu einem Kreise zusammenbog und die zusammengepaßten Enden miteinander verschweißte. Die von Jahr zu Jahr sich steigernden Anforderungen, welche hinsichtlich der Belastung und der Geschwindigkeit von den Eisenbahnen zu erfüllen waren, hatten eine derartige Inanspruchnahme der Radreifen zur Folge, daß das Brechen und Zerplatzen derselben an der Schweißnaht in erschreckendem Maße zunahm. Besonders bei plötzlich eintretendem Witterungswechsel und der hiermit im unmittelbaren Zusammenhange stehenden Ausdehnung und Schrumpfung des Eisens stellten sich die Unfälle infolge Radreifen- oder Bandagenbruches mit verhängnisvoller Regelmäßigkeit ein. Wie schwerwiegend die gute oder schlechte Beschaffenheit der Radreifen hinsichtlich der Sicherheit des Betriebes ist, geht aus den vom Reichseisenbahnamt jährlich veröffentlichten diesbezüglichen statistischen Erhebungen zur Genüge hervor: so wurden trotz der hohen Vollkommenheit unserer jetzigen Eisenbahnwagenräder im Jahre 1889 noch einundzwanzig Entgleisungen und hunderteinundsiebzig Zugverspätungen auf den deutschen Eisenbahnen durch Radreifenbrüche verursacht. Das Epochemachende der Krupp'schen Erfindung bestand nun darin, daß er jene gefahrbringende Schweißnaht vermied und auf eine äußerst kunstvolle Weise aus einem massiven Gußstahlblock einen in sich durchaus gleichmäßig starken Ring ausschmiedete und auf einem eigenartig konstruierten Walzwerk vollendete. Gegenwärtig werden sämtliche Eisenbahnradreifen der Erde im wesentlichen nach diesem Kruppschen Verfahren hergestellt, nachdem dasselbe im Laufe der Zeit verschiedentlich vervollkommnet worden ist. Wie stark die Nachfrage nach diesem so wichtigen Konstruktionsteile unserer Eisenbahnfahrzeuge sich gestaltet hat, ist aus der Thatsache zu entnehmen, daß die Essener Gußstahlfabrik allein in einem einzigen Jahre 65000 Stück desselben geliefert hat, von denen der dritte Teil für England und Amerika bestimmt war. Hätte Krupp kein weiteres Verdienst für sich in Anspruch zu nehmen als die Erfindung der Radreifen ohne Schweißnaht, so wäre ihm schon hierdurch ein Ehrenplatz unter den hervorragendsten Förderern des Eisenbahnwesens gesichert.

Im Mai des Jahres 1853 gründete Krupp sich einen eigenen Hausstand. Im folgenden Monat sah die Gußstahlfabrik den ersten der später so zahlreichen fürstlichen Besucher in ihren Mauern, den damaligen Prinzen von Preußen, nachmaligen ersten Deutschen Kaiser. Keiner von denjenigen, die Zeugen dieser Begegnung sein durften, konnte ahnen, welche gewaltigen Aufgaben des fürstlichen Gastes noch harrten, und welchen hervorragenden Anteil an deren Lösung die Erzeugnisse der Fabrik nehmen sollten.

Die Einführung der Gußstahlgeschütze hatte inzwischen keinerlei wesentliche Fortschritte gemacht. Krupp selbst hat sich einmal später dahin geäußert, daß „die Nebenbeschäftigung der Geschützverfertigung“ ihm sehr viel Geld gekostet habe; in der That hätte er dieselbe wohl nimmermehr zu der späteren Vollkommenheit zu bringen vermocht, wäre ihm nicht aus seinen zahlreichen „Friedensartikeln“, insbesondere aus der Verwertung des oben

Digitized by Google



Der 1000-Centner-Hammer.

erwähnten Patentes auf Radreifenfabrikation eine reiche Einnahmequelle entsprungen. Das Jahr 1854, zu dessen Beginn ihm der ersehnte Erbe, der jetzige Alleininhaber der Firma, Friedrich Alfred, geboren wurde, brachte auf dem Gebiete der Geschützfabrikation endlich einen durchschlagenden Erfolg und zwar merkwürdigerweise von seiten eines deutschen Kleinstaates, des Herzogtums Braunschweig. Nach den Angaben des damaligen Commandeurs der braunschweigischen Artillerie, des Oberstlieutenants Georg Orges, ward in Essen ein Zwölfpfünderrohr „in noch nicht dagewesenen Dimensionen“ aus Gußstahl hergestellt und in Braunschweig eingehenden Versuchen unterworfen. Das Urteil des eben genannten, in militärischen Kreisen wohl bekannten Offiziers zeugte von einem außerordentlichen Weitblick und brachte die später allgemein erkannten Vorzüge der Kruppschen Geschütze zum erstenmal in offiziellem Gewande zum Ausdruck. „Ich stehe nicht an zu behaupten,“ so äußerte sich Oberstlieutenant Orges, „daß die aus westfälischen Erzen gewonnenen Kruppschen Gußstahlrohre mehr leisten als bis jetzt die besten Bronzerohre, daß ihre Einführung in die deutschen Feldartillerien den größten Vorteil gewähren, ihre Aufnahme in die Festungs- und Belagerungsartillerie, sowie auch vorzüglich bei den Pivot-Schiffsgeschützen von großem Nutzen sein, namentlich aber auch dazu dienen würde, der deutschen Eisenindustrie Millionen zuzuwenden und uns in Beziehung eines wichtigen Kriegsbedürfnisses unabhängig vom Auslande zu machen.“ Auf Grund dieses Gutachtens, welches wir nur zum Teil hier wiedergeben, gingen denn nunmehr die übrigen deutschen Bundesstaaten ebenfalls mit der Erprobung und der Einführung Kruppscher Geschütze vor.

Die Pariser Ausstellung von 1855 brachte wiederum neue Lorbeeren in dem internationalen Wettkampfe. Hatte der vier Jahre früher zu London ausgestellte

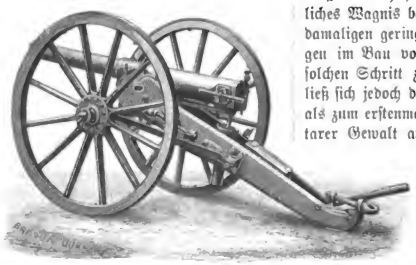
Digitized by Google

Gußstahlblock nur ein Gewicht von 2000, so führte Krupp jetzt einen solchen von 5000 Kilo vor, von den Arbeitern der Ausstellung la sacre tête carrée d'Allemand genannt. Die glänzenden Erfolge, welche die Essener Erzeugnisse in Paris erzielten, im Verein mit der Einführung der gezogenen Gewehre, welche mit zwingender Gewalt auf eine Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Artillerie hinwies, brachten eine große Zahl von Bestellungen aus den verschiedensten Staaten der Welt. Ägypten eröffnete den Reigen mit der Inauftraggabe von sechsundreißig Gußstahlgeschützen. Im Jahre 1859 ging denn auch Preußen nach eingehenden Versuchen zur Beschaffung Kruppscher Kanonenrohre über; am 7. Mai befahl der Prinzregent die möglichst schleunige Lieferung von dreihundert gezogenen Gußstahl-

Leichte 7,5-Centimeter-Feldkanone. (1885.)

händig in dreihundert abgeändert worden; so fest war derselbe schon damals von den Vorzügen der Essener Rohre überzeugt. Infolge der großen Geschützbestellungen stieg die Zahl der Arbeiter im Laufe des Jahres 1860 auf siebzehnhundertvierundsechzig Köpfe, die Produktion auf acht Millionen Pfund Gußstahl.

Das Jahr 1861 bedeutet insofern eine wichtige Etappe der Entwickelung der Gußstahlfabrik, als im September der große Dampfhammer von tausend Centner Fallgewicht in Betrieb gesetzt wurde, welcher unter dem Namen „Hammer Fritz" in der technischen Welt weit und breit bekannt geworden ist und dessen getreue Abbildung wir auf Seite 215 bringen. Als der Plan Krupps, ein derartiges Ungetüm zu bauen, bekannt wurde, begegnete derselbe überall den ernstesten Bedenken, und in der That muß es noch heute als ein außerordentliches Wagnis bezeichnet werden, bei den damaligen geringen praktischen Erfahrungen im Bau von Dampfhämmern einen solchen Schritt zu unternehmen. Krupp ließ sich jedoch durch nichts abhalten, und als zum erstenmal der Koloß mit elementarer Gewalt auf einen ausgeschmiedeten Gußstahlblock niedersauste und ringsum den Erdboden erzittern machte, da wich alles entsetzt zurück, nur Krupp blieb ruhig und unerschütterlich auf seinem Platze. Er hatte die ungeheure Wirkung erwartet, seine Berechnungen hatten ihn nicht getäuscht, er war um ein gewaltiges Werkzeug, dessen Besitzes kein zweiter auf dem



Leichte 7,5-Centimeter-Feldkanone. (1885.)

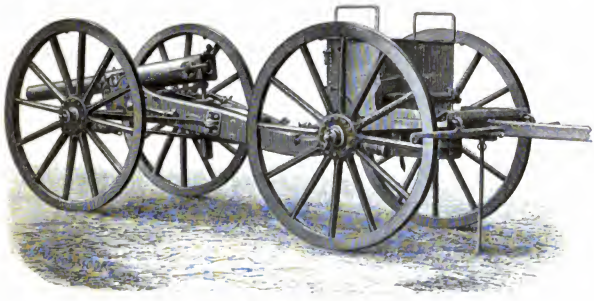
Feldgeschützen. Der Wortlaut der betreffenden königlichen Kabinetsorder hatte ursprünglich nur auf einhundert Stück gelautet, war jedoch vom Prinzen eigen-

Digitized by Google

Erdenrund sich rühmen konnte, reicher. Kurz darauf hatte er die hohe Befriedigung, dieses jüngste Kind seiner Schaffenskraft seinem hohen Gönner, dem König Wilhelm, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dem Kriegsminister v. Roon vorzuführen.

Die mannigfachen Fabrikate der Essener Gußstahlfabrik hatten sich im Laufe der Jahre einen derartigen Weltruf erworben, daß Krupp es leicht verschmerzen konnte, als ihm die Jury der zweiten Londoner Weltausstellung vom Jahre 1862 trotz der allseitigen Anerkennung der Kenner und Laien zwei — bronzene Medaillen zuerkannte. Auch hinsichtlich des ihm angewiesenen Platzes hatte man ihn außerordentlich wenig zuvorkommend behandelt, so daß sogar die Times sich hierüber folgendermaßen äußerten: „Wir wünschen Krupp Glück zu der überragenden Stellung, die er in der Welt als Erzeuger der größten und fehlerlosesten Massen von Gußstahl einnimmt, aber nicht zu seinem Platz in der Ausstellung. Wessen Fehler ist das? Offenbar stehen Talg, Spielwaren und Eingemachtes sehr hoch in der Achtung der Kommission Ihrer Majestät."

Inzwischen hatte sich auf dem Gebiete der Stahlerzeugung eine außerordentliche Umwälzung durch die Erfindung des Engländers Bessemer, das sogenannte Bessemern oder Windfrischen, vollzogen, ein Verfahren, welches an Stelle des bisherigen mühsamen und zeitraubenden Puddelprozesses trat und die Herstellung außerordentlich großer Massen von Stahl in wenigen Minuten gestattete. Erst von der Erfindung Henry Bessemers datiert die allgemeine Verwendung des Stahles bei der Fabrikation der Eisenbahnschienen, und Krupp gebührt das große Verdienst, dieses Moment sofort richtig erkannt und das Bessemern bei uns in Deutschland zur Einführung gebracht zu haben. Schon 1862 arbeitete man in Essen mit vier Bessemerapparaten, sogenannten Konver-



Leichte 7,5-Centimeter-Feldkanone. (1885.)

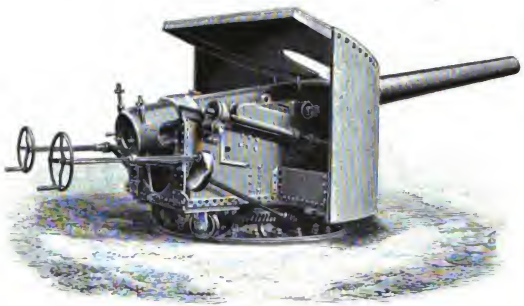
tern, von je zweieinhalb Tonnen Leistung; im Jahre 1889 waren vierzehn Konverter von je sechs Tonnen im Betriebe. Dadurch, daß die Gußstahlfabrik infolge Einführung des Bessemerprozesses nun auch die Fabrikation von Schienen und Platten in den Bereich ihrer Thätigkeit zog, erfuhr dieselbe in den Jahren 1863 und 1864 eine beispiellos dastehende Erhöhung der Arbeiterzahl und Produktion, indem erstere von 2512 auf 6693, letztere von 13 Millionen auf 54 Millionen Pfund stieg.

Bislang hatten die Kruppschen Geschütze ihre Leistungsfähigkeit lediglich auf dem Schießplatze zu erproben gehabt. Der dänische Krieg von 1864 gab endlich die

Digitized by Google

Gelegenheit zur Bewährung im Ernstfalle der Schlachten und Belagerungen. Die Zahl der von Preußen ins Feld gestellten Geschütze betrug hundertzehn, von denen achtunddreißig Stück Kruppsche gezogene Gußstahl-Hinterlader waren; am 2. Februar donnerten vierundzwanzig der letzteren bei Missunde zum erstenmal dem Feinde entgegen. Die Erfolge während des gesamten Feldzuges waren derartige, daß schon am 18. April, dem Tage von Düppel, das preußische Kriegsministerium die Einführung der 8-Centimeter-Kanone (Vierpfünder) an Stelle der bisher gewachsen, daß dieselbe sogar die Kräfte eines Krupp, der stets den Handwerksmann, Werkführer, Ingenieur und Kaufmann in seiner Person vereinigte, überstieg. Bereits im Jahre 1862 war an Stelle des bis dahin in Funktion gewesenen einzigen Prokuristen eine Kollektivprokura von zwei Herren eingesetzt; diese Zahl mußte im Laufe der Zeiten wesentlich erhöht werden, so daß die Prokura beim Ableben Alfred Krupps einschließlich seines einzigen Sohnes Friedrich Alfred aus sieben Herren bestand.

Dem dänischen Kriege folgte nach kur-



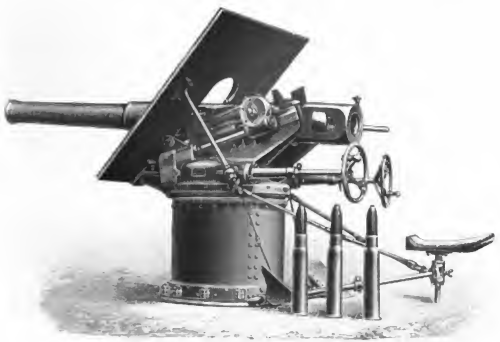
15-Centimeter Kanone in Mittelpivot-Lafette. (1888.)

bräuchlichen Haubitzen anordnete und dreihundert Stück bei Krupp in Bestellung gab; die Rohr- und Verschlußkonstruktion wurde hierbei seitens der Regierung vorgeschrieben. Insgesamt stieg im Jahre 1864 die Zahl der von Krupp zur Lieferung übernommenen Geschütze auf achthundertsiebzehn, die Bestellungen des Vorjahres um sechshundertdreizehn Stück übertreffend. Im Herbste desselben Jahres stattete auch der damalige Ministerpräsident Herr v. Bismarck auf der Rückreise von Biarritz und Paris dem Kruppschen Werke einen Besuch ab.

Schon längst war die Last der Geschäfte mit der zunehmenden Ausdehnung der Gußstahlfabrik in einem Maße gezem Zwischenraume derjenige von 1866 und zwar zu einer Zeit, als die preußische Artillerie erst zum Teil sich im Besitze der neuen Waffe befand und mit derselben noch keineswegs in dem erwünschten Maße vertraut geworden war. So besaß die Elbarmee neben vierhundertachtundsiebzig gezogenen noch dreihundertachtzehn glatte, die Mainarmee neben zweiunddreißig gezogenen noch sechsunddreißig glatte Geschütze. Auch war eine Einigung darüber, welche Geschoßart, ob Schrapnel, Kartätsche oder Granate für die gezogenen Kanonen die geeignetste sei, noch nicht erzielt worden. Es konnte daher kaum überraschen, daß die hohen Erwartungen, welche auf die neue Waffe gesetzt waren,

Digitized by Google

nicht in Erfüllung gingen. Dieses hatte für Krupp die sehr unliebsame Folge, daß sich gewichtige Stimmen auch gegen seinen Gußstahl erhoben, und in der That erhielt die preußische Artillerie-Prüfungskommission schon im Oktober 1866 den Auftrag, ein gezogenes 9-Centimeter-Geschütz aus Bronze zu entwerfen und zu erproben. Die Angriffe gegen den Gußstahl als Geschützmaterial stützten sich auf die Thatsache, daß mehrere derartige Kanonen ohne vorherige Anzeichen und ohne erkennbare Fehler geplatzt waren. Krupp sah sich daher veranlaßt, die vor dem Feldzuge gelieferten dreihundert Rohre zurückzunehmen und durch neue mit anderer Verschlußkonstruktion zu ersetzen. Es möge jedoch bemerkt werden, daß auf



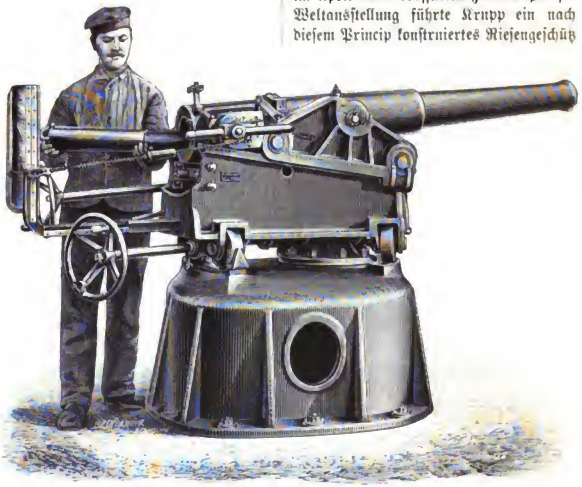
6-Centimeter-Schnellfeuerkanone. (1889.)

6-Centimeter-Schnellfeuerkanone. (1889.)

Digitized by Google

direkte Veranlassung König Wilhelms die weitere Ausstattung der Artillerie mit Kruppschen Geschützen fortgesetzt wurde. Alsbald hatte man in Essen denn auch den wahren Grund des Zerspringens einiger gezogener Gußstahl-Hinterlader in dem unzweckmäßigen Doppelkeilverschluß des Rohres erkannt, und es gelang dem rastlosen Erfindungsgeiste Krupps, in dem

Festigkeit der Geschützrohre Bedacht genommen werden. Krupp löste diese Aufgabe auf das vollkommenste durch die sogenannte Ringkanone, bei welcher um das innere, eigentliche Rohr glühende Gußstahlcylinder gelegt werden, welche bei ihrem Erkalten zusammenschrumpfen, das innere Rohr zusammenpressen und so dessen Widerstandsfähigkeit gegen inneren Druck bedeutend erhöhen. Schon auf der im April 1867 eröffneten zweiten Pariser Weltausstellung führte Krupp ein nach diesem Princip konstruiertes Riesengeschütz



Schnellfeuernde 7,5 Centimeter-Kanone in Lafette für Grabenverteidigung. (1889.)

sogenannten Rundkeilverschluß eine durchgreifende Abhilfe zu schaffen. Letztere Konstruktion gelangte denn auch alsbald nach dem Vorgange Rußlands zur allgemeinen Einführung.

Der Rundkeilverschluß hatte bei den großkalibrigen Geschützen eine derartige Steigerung des Druckes der Pulvergase zur Folge, daß diesem sogar die gußstählernen Rohre zu widerstehen nicht vermochten; es mußte also, wollte man die großen Vorzüge dieses Verschlusses gehörig ausnützen, auf eine Erhöhung der

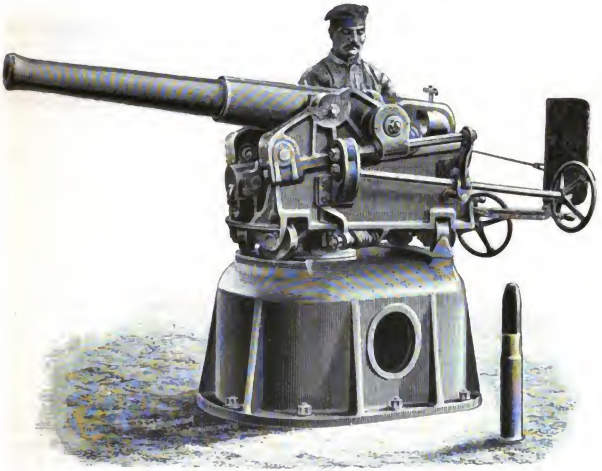
vor; das Kaliber desselben betrug 35,5 Centimeter, das Rohr wog 100000 Pfund, die Kosten beliefen sich auf 100000 Thaler. Neben zahlreichen anderen Gegenständen befand sich in der Kruppschen Ausstellung wiederum ein staunenerregender Gußstahlblock im Gewichte von 80000 Pfund; als Anerkennung wurde Krupp einer der drei grands prix der Klasse für Gußstahl- und Schmiedeartikel zu teil, sowie eine ehrenvolle Erwähnung unter denjenigen „Etablissements, in denen in hervorragender Weise die arbeitenden Klassen sich in guter

Digitized by Google

Lage befinden, und in denen ein gutes gegenseitiges Einvernehmen besteht". Wir erwähnen diese letztere Auszeichnung hier nur kurz, da wir auf die zahlreichen menschenfreundlichen Schöpfungen Alfred Krupps später noch näher eingehen müssen.

So groß der Eindruck war, welchen die Essener Fabrikate auf der Pariser Ausstellung gemacht hatten, so genügte derselbe dennoch nicht, den Gußstahlgeschützen Classer 11 Mars 1868. — Nur wenige Jahre sollten vergehen, bis die große Überlegenheit Krupps über die französische Stahlindustrie sich mit furchtbarer Entschiedenheit im Donner der Schlachten und Belagerungen geltend machte.

Trotz der bisher erreichten großartigen Erfolge sollten die Gußstahlgeschütze dennoch alsbald vor eine neue Krisis gestellt werden, da Schießversuche, welche im



Schnellfeuernde 7,5-Centimeter-Kanone in Lafette für Grabenverteidigung. (1889.)

Eingang in die französische Armee zu verschaffen. Auch der bekannte französische Militär-Bevollmächtigte Oberst Stoffel hatte im Februar 1868 hinsichtlich der Geschützfrage folgendermaßen an seine Regierung berichtet: On restera convaincu de la grande supériorité du canon de campagne prussien sur le canon autrichien, supériorité qui existe malheureusement aussi à l'égard du nôtre. Trotzdem schrieb Leboeuf die diesbezüglichen Schriftstücke mit der lakonischen Bemerkung zu den Akten: Rien à faire.

Frühjahr 1868 in Gegenwart des Königs Wilhelm stattfanden, ein ungenügendes Resultat gegenüber den zu immer größerer Vollkommenheit gebrachten Panzerplatten ergaben. Die Folge hiervon war, daß von der bekannten Armstrongschen Geschützfabrik ein gußeiserner Vorderlader behufs Anstellung von Konkurrenzversuchen herangezogen wurde. Krupp hatte von vornherein die Ursache der geringen Durchschlagskraft seines Geschützes in der mangelhaften Verbrennung des für große Kaliber nicht geeigneten preußischen Ge-

Digitized by Google

schützpulvers erkannt und daher um Verwendung des russischen prismatischen Pulvers gebeten, ohne jedoch hiermit in den maßgebenden Kreisen durchdringen zu können. Sehr bedenklich gestalteten sich die Verhältnisse, als bei dem im Juni stattfindenden Vergleichsschießen die Armstrong-Kanone den Sieg davontrug, wobei letzterer allerdings der Umstand zu Hilfe kam, daß sie mit dem speciell für sie bestimmten Pulver geladen wurde. Krupp erreichte nun auf persönliche Bitten, daß von St. Petersburg über die Wirkung des prismatischen Pulvers eingehend nach Berlin berichtet wurde. Als infolgedessen die Vergleichsversuche wiederholt wurden, gestalteten sich dieselben zu einem glänzenden Siege der Kruppschen über die Armstrong-Geschütze

Der Krieg von 1870 fand die gesamte deutsche Feldartillerie bereits mit gezogenen Gußstahl-Hinterladern ausgerüstet vor; auch die Belagerungsartillerie befand sich zum großen Teile im Besitz dieser Waffe. Die französische Armee besaß nur gezogene Vorderlader aus Bronze mit Ausnahme einiger schwerer Geschütze. Vom ersten bis zum letzten Tage des Feldzuges machte sich das Übergewicht der deutschen Artillerie in einem erdrückenden Maße geltend. Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, der damalige Commandeur der preußischen Gardeartillerie, hat mit großer Anschaulichkeit in seinen Schriften eine Reihe interessanter Einzelfälle geschildert. So konnte z. B. bei St. Privat ein dreimaliger Infanterie-Angriff lediglich durch das Schnellfeuer der attaquierten Artillerie zurückgeschlagen werden; „il était impossible de réussir; vous n'avez pas d'idée qu'est-ce que cela veut dire, que de devoir avancer dans le feu de votre artillerie," so erzählte einige Jahre später ein Adjutant des Generals Ladmirault, der an jenem Angriff teilgenommen hatte. Von ganz besonders durchschlagendem Erfolge war das Eingreifen der deutschen Artillerie in der Schlacht von Sedan. Napoleon III., der sich bekanntlich stets mit Vorliebe zu den Artilleristen von Fach rechnete, hat, gleichsam zur Entschuldigung seiner Niederlage, angegeben, daß schließlich alles, was in den Bereich der deutschen Geschütze sich wagte, alsbald völliger Vernichtung anheimfiel. Gleicherweise gestalteten sich die Verhältnisse bei den zahlreichen Belagerungen dieses Feldzuges. Als ein Beweis für die Schnelligkeit, mit welcher Krupp den mannigfachen Neuerscheinungen zu folgen vermochte, möge hier angeführt werden, daß er eine Anzahl von leichten Geschützen zur Verfolgung der von den Parisern für ihre Verbindung mit der Provinz benutzten Ballons konstruierte und der preußischen Armeeleitung zum Geschenk machte. Das Kriegsjahr 1870/71 war übrigens für die Gußstahlfabrik ein sehr beschäftigungsreiches, so daß die Zahl der Arbeiter innerhalb desselben von 7337 auf 8314 vermehrt werden mußte.

Es war nicht Krupps Art, angesichts dieser seiner glänzenden Erfolge der Ruhe zu pflegen; rastlos arbeitete er nach wie vor an der weiteren Vervollkommnung und an dem weiteren Ausbau seiner Gußstahl-Hinterlader. Was er nach dieser Richtung bis an sein Lebensende geleistet hat, würde ein umfangreiches Buch füllen; wir müssen uns daher nur auf die allerwesentlichsten seiner zahlreichen Neukonstruktionen beschränken. Hierher gehört zunächst die gegenwärtig allgemein eingeführte schmiedeeiserne Lafette als Ersatz der bisher gebräuchlichen, der Zerstörung und Abnutzung stark unterworfenen hölzernen.

Jahraus jahrein mußten die technischen Einrichtungen der sich immer weiter ausdehnenden Gußstahlfabrik vervollkommnet werden. Jedoch auch hinsichtlich des Bezuges der Rohstoffe — des Eisens und der Kohle — galt es, die Zukunft des Werkes von den Wechselfällen der Konjunkturen des Marktes unabhängig zu machen. Schon in früheren Jahren hatte Krupp die Sayner Hütte sowie die Hermannshütte bei Neuwied erworben und den größeren Teil der Förderungen eini-

Digitized by Google

ger bedeutender Zechen gepachtet. Diese außerhalb der eigentlichen Gußstahlfabrik gelegenen Besitzungen erhielten anfangs der siebziger Jahre eine namhafte Erweiterung durch den Ankauf der Johannesbütte bei Duisburg mit einer täglichen Produktion von fast 160000 Kilogr. Roheisen. Insgesamt hatte Krupp im Jahre 1872 elf Hochöfen im Betriebe, welche monatlich gegen 10 Millionen Kilogr. Roheisen erzeugten. Von besonderer Wich-

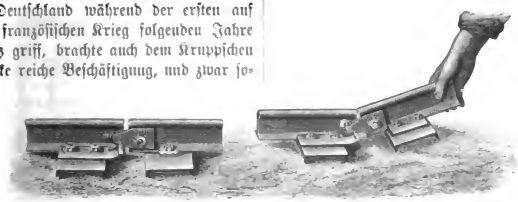
Schienenverbindung für Feldbahnen.

tigkeit ist auch die aus dieser Zeit datierende Anteilnahme an der Orconera Iron Ore Company, welche sich die Ausbeutung der großen Eisenbergwerke von Bilbao in Nordspanien zur Aufgabe stellte, eine Maßregel, aus welcher angesichts der bald ins Ungeheuerliche sich steigernden Eisenpreise dem Essener Stammwerke reicher Gewinn erwuchs.

Der wirtschaftliche Aufschwung, welcher in Deutschland während der ersten auf den französischen Krieg folgenden Jahre Platz griff, brachte auch dem Kruppschen Werke reiche Beschäftigung, und zwar sowohl auf dem Gebiete der „Friedens“- wie der „Kriegsartikel“. So wurden im Jahre 1872 45000 Stück der bereits mehrfach erwähnten Eisenbahn-Radreifen ohne Naht hergestellt und Eisenbahnschienen im Gewichte von 50 Millionen Kilogr.

Am 24. Februar 1873 fand das fünfundzwanzigjährige Jubiläum Krupps als Inhaber der Firma Friedrich Krupp statt. Der zu Feiernde ging jedoch allen Ovationen aus dem Wege, indem er für unbestimmte Zeit seine Abwesenheit anmeldete. In pietätvollem Gedenken an seine Eltern ließ er an diesem Tage in dem kleinen unscheinbaren Stammhäuschen die für ihn so sehr bezeichnenden Worte anbringen, welche wir auf Seite 205 in Faksimile wiedergeben.

Zur Wahrung der historischen Vollständigkeit ist hier anzuführen, daß die Wiener Weltausstellung von 1873 den Essener Fabrikaten die höchste Auszeichnung, das Ehrendiplom, brachte. In dieser Zeit erwarb Krupp ein in der Nähe von Dülmen in Westfalen gelegenes großes Territorium



Schienenverbindung für Feldbahnen.

und richtete auf demselben einen Schießplatz von mehr als sechs Kilometern Länge ein zur Prüfung der in Essen fertiggestellten Geschütze. Gegen Ende des Jahres 1873 bestellte Preußen in großer Anzahl die neuen 7,85- und 8,8-Centimeter-Geschütze, welche sich dadurch auszeichnen, daß über das eigentliche Seelenrohr noch ein Gußstahlmantel gezogen ist. Wie stark

Digitized by Google

Krupp um jene Zeit beschäftigt war, geht aus der Zahl der im Jahre 1874 ihm in Auftrag gegebenen Geschütze hervor; dieselbe betrug 2931 Stück.

Bekanntlich wurde die deutsche Eisenindustrie von dem auf die sogenannten Gründerjahre folgenden wirtschaftlichen Rückgange ganz besonders hart betroffen. Auch Krupp wurde von demselben endlich in Mitleidenschaft gezogen, und zwar um so mehr, als angesichts der umfangreichen Bestellungen der letzten Jahre namhafte Erweiterungen der einzelnen Abteilungen der Fabrik erforderlich geworden waren, welche bei der sich plötzlich stark vermindernden Zahl der Aufträge eine Verzinsung nicht abwarfen. Die Folge hiervon war, daß Krupp im April 1874, trotz der großen Aufträge an Kriegsmaterial, eine Anleihe von 30 Millionen Mark, rückzahlbar bis zum Jahre 1883, aufnehmen mußte. Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse trat eine Herabsetzung der im Laufe der Zeit ungebührlich gesteigerten Arbeiterlöhne erst gegen Ende des Jahres 1874 ein. — Hinsichtlich der Vervollkommnung seiner Erzeugnisse blieb das Essener Werk nach wie vor auf ansteigender Bahn, Arbeiter- und Produktionszahl gingen jedoch leider immer mehr und mehr zurück, so daß im Jahre 1875 20580000 Kilo Gußstahl weniger als im Vorjahre erzeugt wurden.

Die Ansprüche, welche an die Geschütze gestellt wurden, gestalteten sich infolge der großen Vervollkommnung der Panzerfabrikation immer schwieriger. Unter diesem Gesichtspunkte konstruierte Krupp zunächst eine 28-Centimeter-Haubitze mit 3,2 Meter langem Rohre, deren Geschoß bei 70 Grad Elevation in einer Entfernung von 4200 Metern noch 3 Meter in das Erdreich eindrang. Gleich großartig war der Erfolg, welchen Krupp mit einer neuen 35,5-Centimeter-Ringkanone davontrug. Derselben vermochten die stärksten damaligen Panzerplatten nicht zu widerstehen.

Im Jahre 1876 wurde die Weltausstellung zu Philadelphia mit einer stattlichen Auswahl der mannigfachsten Erzeugnisse der Kriegs- und Friedensbranche beschickt; die Überführung derselben erfolgte auf dem eigenen Dampfer „Essen“.

Der türkisch-russische Krieg von 1877 brachte wiederum reiche Gelegenheit zur praktischen Bewäh-

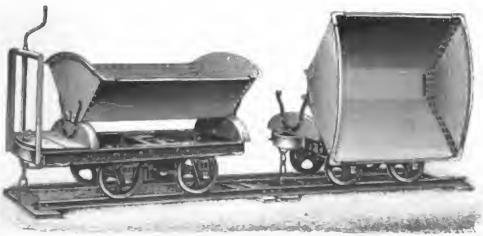
Legung von Feldbahngeleisen.

rung der Gußstahlgeschütze, die sich alsbald in erneuten größeren Bestellungen und in einer Erhöhung der Arbeiterzahl um tausend Mann segensreich bemerkbar machte. In dieser Zeit erregte ein neues Geschütz Krupps die ganz besondere Aufmerksamkeit der artilleristischen Kreise; es war dieses ein für Panzerbatterien bestimmtes 15-Centimeter-Geschütz, bei welchem der während des Abfeuerns eintretende Rücklauf dadurch vermieden wurde, daß dasselbe an seinem vorderen Ende in der Panzerplatte gelagert und hierdurch in seiner Stellung gehalten war. Die Folge dieser eigenartigen Anordnung war die, daß ein neues Richten des Geschützes auf das einmal gefaßte Ziel nach jedem

Digitized by Google

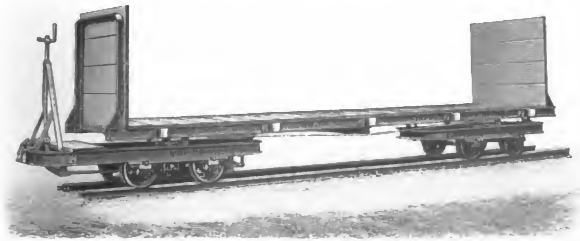
Schusse nicht mehr erforderlich war und die Anzahl der in gewisser Zeit abzugebenden Schüsse sich wesentlich erhöhte.

Bekanntlich hatte die Beseitigung der Eisenzölle einen wahrhaft erschreckenden Rückgang der deutschen Eisenindustrie zur Folge. Zum Beweise hierfür sei darauf hingewiesen, daß im Laufe des Jahres 1877 allein im Oberbergamtsbezirk Dortmund die Zahl der Bergarbeiter um 9500 Köpfe sich verminderte. Um so segensreicher war für die Stadt Essen der Umstand, daß die Kruppsche Fabrik in jener Zeit wiederum reichere Beschäftigung fand.



Mulden-Kippwagen für Feldbahnen.

In diesem Jahre wurde, da die übrigen nicht mehr genügten, ein großer, fast siebzehn Kilometer langer Schießstand in der Nähe von Meppen eingerichtet. Auf demselben haben die neuesten Essener Geschützkonstruktionen zu wiederholten Malen vor Vertretern aller militärisch irgendwie hervorragenden Staaten die größten Triumphe davongetragen. Zur Begehung dieses großartigen Versuchsplatzes gebraucht man mehr als fünf Stunden. Zu den hohen Persönlichkeiten, die im Laufe des Jahres 1878 die Kruppsche Gußstahlfabrik besuchten, zählt der damalige Prinz Wilhelm von Preußen. Bekanntlich hat derselbe das hohe Interesse, welches seine Vorfahren dem Essener Werke und seinem Inhaber immer entgegenbrachten, durch einen kürzlich als Deutscher Kaiser ausgeführten zweiten Besuch ebenfalls bewiesen.



Scheitholz-Transportwagen für Forstbahnen.

Mit der Fertigstellung der russischen Aufträge machte sich auch bei Krupp die traurige Lage der Eisenindustrie wiederum bemerklich, so daß er sich im Jahre 1879 genötigt sah, für die Konvertierung bezw. Rückzahlung der bis dahin noch nicht aus-

Digitized by Google

gelosten Obligationen seiner vor fünf Jahren aufgenommenen Dreißigmillionenanleihe nochmals 22½ Millionen Mark aufzunehmen. „Es ist vielleicht erwähnenswert," so äußerte sich hierüber ein Berliner Finanzblatt, „daß die Firma Krupp mit einiger Anstrengung sogar in der Lage wäre, das ganze erste Anlehen durch Barzahlung zu tilgen, ohne eine neue Anleihe aufzunehmen. Seitens der geschäftlichen Leitung seiner Unternehmungen ist man jedoch in Herrn Geheimen Kommerzienrat Krupp gedrungen, das Arrangement in der angedeuteten Art zu treffen, um die außerordentliche Flüssigkeit der Betriebsmittel diesem größten und in seiner Art einzig dastehenden Unternehmen zu erhalten." Die Anleihe wurde in fünfprozentigen Schuldverschreibungen jede zu 600 Mark, rückzahlbar mit 660 Mark, auf den Markt gegeben; bis zum 1. April 1899 sollte die Schuld vollständig getilgt werden. Krupp hat diese Zeitdauer bei weitem nicht gebraucht: schon am 1. April 1886 wurde der letzte Rest zurückgezahlt.

Nach wie vor gingen aus der Essener Gußstahlfabrik Neuerungen der verschiedensten Art hervor; stets fanden dieselben das höchste Interesse der beteiligten Kreise. Von den Friedensartikeln erwähnen wir die sogenannten Wickelräder, Eisenbahnwagenräder, welche in der Weise hergestellt werden, daß ein glühendes Band von Schweißeisen um eine stählerne Achse zu einem flachen Teller aufgewickelt und alsdann zu einem Scheibenrade verarbeitet wird. Auch durch diese sinnreiche Erfindung hat Krupp die Sicherheit des Eisenbahnbetriebes bedeutend erhöht, da die nach diesem Verfahren hergestellten Räder sich durch große Widerstandsfähigkeit, gepaart mit Elasticität, auszeichnen. Aus der großen Zahl der artilleristischen Neuerungen sei hier zunächst das 40-Centimeter-Riesengeschütz angeführt; dasselbe übertraf das bis dahin als das größte geltende, ebenfalls von Krupp herrührende Geschütz um 4½ Centimeter; das Rohr hatte eine Länge von 10 Metern und wog 72000 Kilogr. Bei den auf dem Meppener Schießplatze im August 1879 angestellten Versuchen ergab sich, daß auch diesem jüngsten Kinde der Essener Gußstahlfabrik selbst die stärksten Panzer nicht zu widerstehen vermochten. Im Sommer des Jahres 1885 wurden vier derartige Kolosse für den Kriegshafen von Spezzia vollendet; dieselben hatten sogar eine Rohrlänge von 14 Metern und ein Rohrgewicht von 121000 Kilogr.; das Geschoß wog 1050 Kilogr., die Pulverladung 330 bis 375 Kilogr. Der Transport dieser Riesengeschütze sollte über die Sankt Gotthardbahn erfolgen, mußte jedoch auf dem Seewege über Antwerpen geschehen, da die schweizerischen Eisenbahnbrücken einer derartigen Last sich nicht gewachsen zeigten. Für die Beförderung von Essen nach Antwerpen mußte ein besonderer Wagen mit 16 Achsen, d. i. mit 32 Rädern erbaut werden.

Inzwischen hatte die Einführung der Torpedos den Schiffsartilleristen eine neue schwere Aufgabe gestellt, indem es galt, die außerordentlich schnell fahrenden, eine geringe Schußfläche darbietenden Torpedoboote vor ihrer verderbenbringenden Annäherung zu vernichten. Wir geben auf Seite 219 bis 221 einige von Krupp konstruierte Schnellfeuergeschütze wieder. Versuche, welche mit einer solchen 8,4-Centimeter-Schiffskanone angestellt wurden, ergaben, daß mit derselben in einer Minute zweiundzwanzig Schüsse abgegeben werden konnten; zehn innerhalb 34 Sekunden auf 400 Meter gegen eine Torpedobootspitze abgefeuerte Schüsse trafen sämtlich das Ziel. Diese Schnellfeuerkanonen unterscheiden sich besonders dadurch von den gewöhnlichen Geschützen, daß bei denselben nach dem Beispiel der modernen Hinterladergewehre Metallpatronen zur Anwendung gelangen, welche das Geschoß nebst der Ladung in sich bergen und an ihrem Boden mit einer Zündkapsel versehen sind (vergleiche die Abbildungen auf Seite 219 bis 221); diese Patronen sind eine Erfindung von W. Lorenz in Karlsruhe.

In der neuesten Zeit ist das Gebiet der Friedensartikel der Gußstahlfabrik

Digitized by Google

bedeutend vergrößert durch die immer mehr in Aufnahme kommenden, leicht zu befördernden und einzurichtenden Feld- und Forstbahnen. Bei diesen kommt es in erster Linie darauf an, daß das Geleise rasch und bequem betriebsfähig herzustellen ist und daß die Wagen möglichst leicht sind und ein leichtes Be- und Entladen gestatten. Die aus dem Essener Werke hervorgegangenen einschlägigen Konstruktionen sind sehr zahlreich und erfreuen sich großer Beliebtheit; einige derselben geben wir auf Seite 223 bis 225 wieder.

So haben wir in kurzen, wesentlichen Zügen ein Bild der technischen Leistungen Alfred Krupps gegeben, ohne irgendwie Anspruch auf Vollständigkeit machen zu können. Das Interesse, welches Krupp und sein Werk nicht nur bei den Fachleuten, sondern bei allen Gebildeten sich erworben haben, hat zur Folge gehabt, daß eine Reihe von Abhandlungen von mehr oder weniger großer Zuverlässigkeit über dieses dankbare Thema erschienen sind. Erst in neuester Zeit ist unter dem Titel „Alfred Krupp und die Entwickelung der Gußstahlfabrik zu Essen“ von Diedrich Baedeker nach authentischen Quellen ein umfangreiches Werk geschrieben worden, aus welchem wir teilweise schöpften und welches wir für eingehendere Studien bestens empfehlen können. Insbesondere tritt uns hier das Wesen Alfred Krupps durch Wiedergabe zahlreicher an seine Arbeiter gerichteter Aufrufe, Mitteilungen u. s. w. in photographischer Treue entgegen.

Man würde ein durchaus unvollkommenes Bild des eigenartigen Mannes gewinnen, wollte man sich auf die Würdigung seiner Leistungen auf dem Gebiete von Stahl und Eisen beschränken. So weit der Ruhm der Kruppschen Gußstahlfabrik klingt, so weit tönt auch das Lob der beispiellos dastehenden humanitären Einrichtungen dieses Weltunternehmens. Hier tritt uns der Kanonenkönig als ein wahrer Vertreter praktischen Christentums entgegen. Bereits im Jahre 1853 wurde eine Hilfskasse in Fällen von Krankheit und Tod begründet, zu welcher Krupp die Hälfte der Beiträge beisteuerte und aus deren Überschüssen eine Pensionskasse gebildet wurde. Drei Jahre später wurde eine Speiseanstalt eingerichtet, in welcher jeder Arbeiter gegen ein Billiges sich nach Gefallen sättigen konnte; die übriggebliebenen Speisen kamen zur unentgeltlichen Verteilung an arme Witwen und hilfsbedürftige Arbeiter. 1858 wurde eine eigene Bäckerei eröffnet; dieselbe, im Laufe der Zeiten bedeutend vergrößert, lieferte z. B. im Jahre 1873/74 597000 Weiß- und 368000 Schwarzbrote. Ganz besonders segensreich in gesundheitlicher und sittlicher Beziehung hat die väterliche Fürsorge Krupps sich durch den Bau von Arbeiterwohnungen erwiesen. Der starke Zusammenfluß von Menschen, welcher sich als eine Folge des großartigen Aufschwunges der Gußstahlfabrik einstellte, hatte eine Verteuerung der Mieten und eine Verschlechterung der Wohnungsverhältnisse gezeitigt, welche dringend der Abhilfe bedurften. Nachdem Krupp bereits im Jahre 1860 eine Anzahl von Wohnungen für seine Arbeiter beschafft hatte, begann er drei Jahre später mit dem Bau besonderer Arbeiterkolonien; die erste derselben war die Kolonie Westend mit 160 Wohnungen, welche Zahl später um mehr als hundert erhöht wurde. Im Laufe der Zeit entstanden noch Nordhof mit 162 und Dreilinden mit 62 Wohnungen. Besonders waren es die sogenannten Gründerjahre, welche eine fernere wesentliche Vergrößerung dieser Arbeiterkolonien erforderlich machten. Im Jahre 1872 wurde Scheerhof mit 492 und Kronenberg mit 1248 Wohnungen errichtet; von letzterem geben wir auf S. 229 eine Ansicht. Insgesamt bieten die Kruppschen Arbeiterwohnungen Raum für fünfzehntausend Seelen. Von Interesse ist noch die Thatsache, daß in der Kolonie Kronenberg unter Zustimmung der Behörde ein besonderer Wochenmarkt regelmäßig abgehalten wird, dessen Leitung in der Hand eines von der Firma Krupp angestellten Marktmeisters liegt.

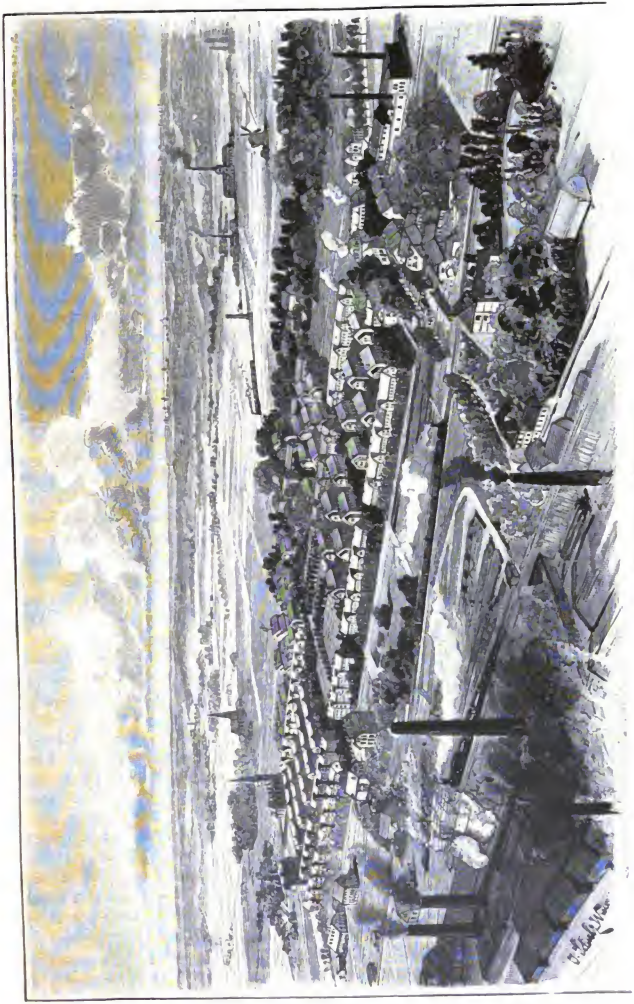
Digitized by Google

Ebenfalls von größter Wichtigkeit für die Tausende der Arbeiter ist eine großartige Konsumanstalt. Schon im Jahre 1868 übernahm Krupp den mit einem namhaften Deficit belasteten, zum großen Teil aus Arbeitern der Gußstahlfabrik bestehenden Essener Konsumverein. Dieses Institut entwickelte sich bald in einem derartigen Maße, daß die Einnahme desselben, welche im Jahre 1868 482500 M. betragen hatte, nach Verlauf von drei Jahren schon auf 1135700 M. stieg. Anfangs mußte Krupp sogar eine erhebliche Anzahl seiner Arbeiter von den bei den Kaufleuten kontrahierten Schulden loskaufen, damit sie der Wohlthat der Konsumanstalt teilhaftig werden konnten. Letztere erstreckte ihre Thätigkeit zunächst auf Kolonial- und Schnittwaren, wurde jedoch bereits 1871 durch eine Schuhmacherwerkstätte nebst Schuhverkauf erweitert. In späteren Jahren wurden dann noch Manufakturwaren, Kleidungsstücke, Möbeln, Betten und Nähmaschinen in den Geschäftskreis der Anstalt hineingezogen; eine Schlachthausanlage sorgt für die Beschaffung des Fleischbedarfes. So ist es denn erklärlich, daß die Einnahmen der Konsumanstalten in Essen und den verschiedenen Kolonien im Verlaufe des Jahres 1874/75 schon auf 3230000 Mark stiegen — gewiß ein bedeutsames Zeugnis für die segensreiche Wirkung dieser Einrichtung.

Es dürfte wohl kaum einen Zweig menschlichen Bedürfnisses geben, welchem im Laufe der Zeit durch die väterliche Fürsorge Alfred Krupps nicht Rechnung getragen wäre. So entstand ein besonderes Arbeiterkrankenhaus, ein Seuchenhaus, eine Badeanstalt (neben den gebräuchlichen Wasch-Einrichtungen), eine Desinfektionseinrichtung, welcher die zu desinfizierenden Gegenstände, ähnlich wie in größeren Städten, durch einen besonderen Wagen zugeführt werden. Während die Gußstahlgeschütze in den Schlachten des deutsch-französischen Krieges Tod und Verderben spien, errichtete Krupp in Essen auf eigene Kosten ein Lazarett mit hundert Betten. Nicht mindere Sorge wurde dem geistigen Wohle der Arbeiter und deren Angehörigen gewidmet durch Errichtung von Volks-, Industrie- und Fortbildungs-Schulen. Neben den zahlreichen Auszeichnungen, welche sich die Firma für ihre technischen Erzeugnisse erwarb, prangt eine lange Reihe von Anerkennungen, die ihr humanitäres Streben auf den Ausstellungen der letzten Jahrzehnte in der Heimat wie im Auslande fand.

Angesichts dieser beispiellos dastehenden Fürsorge des Arbeitgebers für den Arbeitnehmer erscheint es begreiflich, daß die Stürme des 1848er Revolutionsjahres, sowie die Umsturzbestrebungen der neueren Zeit an dem Kruppschen Werke nicht zu rütteln vermochten. Das Gefüge dieses Staates im Staate war ein so festes, auf treue Gegenseitigkeit zwischen Herrn und Untergebenen gegründetes, daß, als dessen Schöpfer dem Alter seinen Tribut zahlen mußte, dieser die Zügel getrost den bewährten Händen seines einzigen Sohnes und seiner erprobten Mitarbeiter überlassen konnte. Trotzdem aber war Krupp nach wie vor auf das eingehendste über das unterrichtet, was seine große Schöpfung anging; stets lag sogar nachts Papier und eine Anzahl riesiger Bleistifte vor seinem Bette bereit, um zum Niederschreiben neuer Ideen zu dienen. Diese rastlose Thätigkeit, was hatte sie nicht alles zuwege gebracht! Als die Leitung der Essener Fabrik von dem in Kummer und Sorgen dahingeschiedenen Vater übernommen wurde, zählte dieselbe vier Arbeiter; im Jahre 1888 betrug die Gesamtzahl der Kruppschen Arbeiter 20960 mit 52809 Familienangehörigen, das sind 73769 Personen, welche alle von der Firma ihren Lebensunterhalt erhielten. Um einen ungefähren Begriff von der jetzigen riesigen Ausdehnung der Essener Gußstahlfabrik zu geben, führen wir an, daß in derselben im Jahre 1888 286 Dampfkessel, 370 Dampfmaschinen mit zusammen 27000 Pferdekräften und 92 Dampfhämmer mit 100 bis 50000

Digitized by Google



Arbeiterkolonie Krontenberg.

Digitized by Google

Kilo Fallgewicht im Betriebe sich befanden. Den Verkehr innerhalb der Straßen und Gebäude des Werkes vermittelten 28 Lokomotiven, fast 1000 Eisenbahnwagen, 60 Pferde, 31 Telegraphenstationen, 124 Sprechstellen im Central-Telephonnetz und 12 Lokalstationen. Eine eigene Gasanstalt liefert täglich bis zu 49000 Kubikmeter Leuchtgas. Für den überseeischen Verkehr besitzt das Werk vier große Dampfer. Einem 64 Mann starken Feuerwehrcorps ist die Bekämpfung etwaiger Schadenfeuer anvertraut.

Die wachsende Bedeutung der Gußstahlfabrik spiegelte sich wieder in der von Jahr zu Jahr zunehmenden Zahl der hohen Besucher aus allen Teilen der Erde. Man kann behaupten, daß die fremdländischen Herrscher, soweit sie Deutschland besuchten, auch die Gastfreundschaft Krupps genossen haben. Von den Mächtigsten der Erde mit Auszeichnungen überschüttet, blieb dieser stets der selbstbewußte und doch vornehm bescheidene Mann der That und des wohlverdienten Erfolges.

Schon im Jahre 1864 hatte Krupp seine Wohnung nach einer bei Werden an der Ruhr romantisch gelegenen Villa, dem sogenannten „Hügel", verlegt. Von hier aus begab er sich täglich, meist zu Pferde, nach Essen. Aus dieser Lebensepoche stammen die bekannten Porträts, welche Krupp mit hohen Reitstiefeln, eng anschließendem Jackett und Klappmütze darstellen, mehr den Eindruck eines ländlichen Gutsbesitzers als den eines Großindustriellen erweckend. Das Bildnis, welches wir auf Seite 208 bringen, entstammt den letzten Lebensjahren. Wir verfehlen nicht, hier mit besonderem Danke hervorzuheben, daß die Porträts von Alfred und Friedrich Alfred Krupp, sowie die übrigen diesem Lebensbilde beigefügten Abbildungen uns von seiten der Firma Friedrich Krupp in Originalphotographien gütigst überlassen wurden.

Die Folgen des nahenden Alters machten sich nach dem Überschreiten des siebzigsten Lebensjahres mehr und mehr bemerkbar. Immer seltener wurden die Besuche in der Essener Gußstahlfabrik; schließlich mußten dieselben gänzlich unterbleiben. Eine besondere Freude erwuchs für Krupp im Jahre 1882 aus der Verehelichung seines einzigen Sohnes und würdigen Nachfolgers mit der Tochter des Oberpräsidenten Freiherrn v. Ende.

Fast schien es, als sollte es zu allgemeiner Freude der Seinigen und der Tausende von Untergebenen dem Leibarzt des Fürsten-Reichskanzlers, dem Professor Dr. Schweninger, gelingen, durch eine anderweite Regelung der Lebensweise das teure Leben zu verlängern. In der That trat der greise Fabrikherr noch einmal mit dem alten Feuer in die Öffentlichkeit, als die Neuwahlen für den Reichstag im Jahre 1887 stattfanden. Kurz darauf aber trat eine Wendung zum schlimmsten ein, und am Nachmittag des 14. Juli brachte ein sanfter Tod die Erlösung. — In der Nacht vom 17. zum 18. Juli wurde die irdische Hülle durch die Mannschaften der Kruppschen Feuerwehr in das von uns bereits eingangs erwähnte Wohn- und Sterbehaus Friedrich Krupps übergeführt und von hier aus am folgenden Tage unter allgemeiner Teilnahme von hoch und niedrig zum alten Essener Kirchhofe geleitet. — Anderthalb Millionen Mark betrug das Vermächtnis, welches den Arbeitern der Gußstahlfabrik und der zu dieser gehörigen Werke, sowie der Stadt Essen für wohlthätige und gemeinnützige städtische Zwecke ausgesetzt worden war.

Mit Alfred Krupp schied einer der größten Bahnbrecher menschlichen Fortschrittes aus diesem Leben. Solange das Dampfroß auf eiserner Bahn dahineilen, solange das Geschick der Völker im Donner der ultima ratio regum sich entscheiden wird, so lange wird auch der Name Alfred Krupp glänzen unter den ersten Förderern der Technik und der Humanität.

Digitized by Google

Der Pate des Todes.

Novelle

von

Adolf Stern.

II.

Als Doktor Erwin Buchhoff am nächsten Morgen die Augen aufschlug, belehrte ihn der erste Blick in die dämmernde Helle des Zimmers und auf die Uhr, daß er nach seiner Gewohnheit fest, aber kurze Stunden — ja kürzer als sonst — geschlafen habe. Ob auch ruhig und traumlos wie sonst, hätte er nicht zu sagen gewußt, er spürte bloß, daß alle Vorstellungen, die ihn, bevor er sein Lager suchte, mächtig bewegt hatten, jetzt mit ihm zugleich erwachten. Der junge Mann erhob sich und kleidete sich rasch an. Wieder war es sein erstes, ein Fenster nach dem Garten zu öffnen — er klirrte recht absichtlich damit, in der Hoffnung, daß es der nebenan schlafende Professor hören werde — und durch das Morgengrau, das noch über den geradlinigen Landwänden und Baumkronen des Gartens lag, nach dem Teile des Schlosses hinüberzublicken, wo er die Gemächer der kranken Prinzessin von Grumbach vermutete. Wahrnehmen konnte er freilich nichts als Reihen von Spiegelscheiben, herabgelassene Rouleaux und Vorhänge — aber seine Phantasie war nur allzu geschäftig, sich Leiden und Leid der jungen Kranken auszumalen. Er versuchte wohl, sich in Heidings Empfindung und Anschauung zu versetzen, fand es aber auch in der klaren Stimmung der Frühe so unmöglich als am Abend zuvor. Aus allem Zwiespalt mit der Auffassung seines Lehrers — aus dem tiefen Mitleid für das junge Leben da drüben, das von den Fittichen des Todes überschattet war — rang sich ein trotziger Entschluß empor: jede Rücksicht beiseite zu setzen, seine Zuversicht auf ihre Rettung frei zu bekennen und auf die Operation zu dringen. Über den Grund so ungewöhnlicher Erregung, so leidenschaftlicher Teilnahme sann der junge Mann nicht nach — jeder, der das erlebte, was ihm ans Herz gegriffen hatte, mußte denken und handeln wie er. Da das Geschick einmal gewollt hatte,

Digitized by Google

daß er mit dem älteren Freunde nicht eines Sinnes war, so sollte der traurige Zwiespalt wenigstens der kranken Prinzessin zu gute kommen.

Gestählt von seinem Vorsatz, pochte er eine halbe Stunde später an die Thür des Professors, fand Heiding in der That wach und ward, wie in besseren Tagen, mit einem so herzlichen Gutenmorgen empfangen, daß der trotzige Ernst, mit dem er aus seinem Zimmer gegangen war, schon hieran Schiffbruch litt.

„Sei willkommen, Erwin! Ich hoffe, du hast dich von der starken Anstrengung, die ich dir gestern zugemutet, gebührend erholt? Ich habe unser Frühstück hier im Nebenzimmer bestellt, wo wir ruhig und ungestört miteinander sprechen können. Wir haben ein paar Stunden vor uns — der Landgraf hat mir den Wunsch ausdrücken lassen, daß wir uns zur Konsultation gegen acht Uhr im Salon der Prinzessin einfinden möchten. Ich habe natürlich zuerst Jakob Franke zu mir beschieden und gefragt, ob Prinzeß Hildegard uns oder einen von uns schon früher bedarf — doch erfuhr ich, daß sie eine leidliche Nacht gehabt und vor kurzem zum zweitenmal eingeschlafen ist. Wir können also Seiner Durchlaucht den Willen thun!"

Erwin fühlte kleinlaut, daß die Zügel, die er so fest ergreifen wollte, doch noch in der Hand seines Paten ruhten. Er konnte zunächst nichts thun, als sich den Anordnungen des Professors fügen und demselben in das Frühstückzimmer folgen; er war entschlossen, unnötige Dienerschaft wegzuscheuchen, um ruhig und dennoch eindringlich mit seinem Lehrer sprechen zu können. Aber der Kaffeetisch zeigte sich einladend hergerichtet — kein Diener war in dem kleinen Gemach — es schien, daß der Professor wiederum die geheimen Wünsche seines Schülers erraten habe. Heiding sagte lächelnd: „Ich muß wohl in diesem verwunschenen Schlosse den Wirt spielen!" — schenkte dem jungen Freunde und sich selbst ein und drängte Erwin, sich niederzulassen, da dieser mit großen Schritten den engen Raum durchmaß. Schweigend setzte sich der junge Mann Heiding gegenüber — er war entschlossen, jedes andere Gespräch abzubrechen, um zur Hauptsache zu kommen. Der Professor aber schlürfte schweigsam seine Tasse und hub an:

„Da wir allein sind, Erwin, wollen wir uns über das, was zunächst zu geschehen hat, verständigen. Ich nehme an, daß alles, was ich dir gestern vertraute, dich über die Grenzen unserer Pflicht und unseres ärztlichen Rechtes nachdenken ließ. Auch ich habe mich in deine Empfindung zu versetzen gesucht und sehe ein, daß du dich nicht schlechthin bei meiner trüben Resignation beruhigen kannst. Du hast mich möglicherweise im Verdacht, da ich die Operation für schwer bedenklich und selbst bei glücklichem Gelingen das Leben, das wir der Prinzessin erhalten, für ein zweifelhaftes Geschenk erachte, den Entschluß der armen jungen Dame ungünstig beeinflußt zu haben. Das nehme ich dir nicht übel, mein Junge; ich habe gestern abend zu wenig daran gedacht, daß du seit drei Jahren nicht mehr Tag für Tag an meiner Seite gelebt hast, daß du inzwischen ein Mann geworden bist! Ein ganzer Mann, zu meiner Freude! Ich meine nun, wir besiegen jeden Zwiespalt, ersticken jedes Mißgefühl zwischen uns, daß, wenn wir heute, nach nochmaliger genauester Untersuchung, der Prinzessin ihre Lage klar vorstellen und die Rätlichkeit und Dringlichkeit einer Operation betonen, du das Wort führst; du wirst selbst fühlen, wie weit du gehen darfst, ohne grausam zu werden, und du wirst dich gleich mir bescheiden, wenn Prinzeß Hildegard unseren Rat dennoch zurückweist."

Der junge Arzt ward bei diesen milden Worten seines Paten von widerstreitenden Empfindungen bewegt. Heiding erriet seine geheimsten inneren Wünsche und kam denselben entgegen; er hätte dankbar sein sollen und fühlte gleichwohl ein dunkles Mißtrauen, einen unerklärlichen Schmerz, als der Professor auf die verhängnisvolle Vorstellung zurückkam, daß

Digitized by Google

die Kranke selbst nicht gerettet sein wolle. So entschlüpfte ihm die Frage:

„Was nennen Sie grausam, Herr Professor? Soll ich der Prinzessin verhehlen, daß es um sie geschehen ist, sobald sie die Operation versagt?“

„Ich würde es ihr weder verhehlen noch sagen, sie errät es ohnehin,“ entgegnete Heiding. „Laß es bei dem, was ich gesagt — im Augenblick wird dir das rechte Wort nicht fehlen. Und da wir jetzt noch ein paar Stunden vor uns haben — erzähle mir zusammenhängend von deinen Berliner Erlebnissen und Aussichten. Wenn man dich und mich hier nicht bedarf, ist's genug, daß ich zurückbleibe, und ich bin der Meinung, daß du deine unterbrochene Fußreise sofort wieder antrittst. Umgekehrt werden wir auch wenig Zeit für uns behalten und unsere ganze Aufmerksamkeit auf die schwierige Operation lenken müssen — jetzt erzähle also, laß hören, was dir in Aussicht steht — laß sehen, von wo noch ein Hindernis kommen kann. Und in breitem epischem Stil, mein Junge, wir sind in Würzburg nicht so gehetzt und knapp wie ihr in der Millionenstadt.“

Ein wahrhaft heiteres und dabei gütiges Lächeln, aus dem Erwin wie in alter Zeit die ganze Seele seines Meisters herausschauen sah, begleitete diese Aufforderung — der Professor hatte nichts gesagt, bei dem ihm sein Schüler an jedem anderen Tage und jeder anderen Stelle nicht unbedingt recht gegeben hätte — und dennoch fiel es dem jungen Arzt schwer wie nie, gerecht und verständig zu sein. Der dunkle Drang, allein eingreifen, allein helfen zu wollen, den er seit gestern abend verspürt, schwand auch jetzt nicht — Heidings ruhige Fassung dünkte ihm schier unheimlich, und er mußte seine ganze Willenskraft anstrengen, um den Widerwillen zu besiegen, den er vor jedem anderen Gespräch empfand. Er sagte nur noch:

„Wir sollten vielleicht noch ein wenig darüber nachdenken, lieber Meister, wie wir unserer armen Kranken die gewisse Rettung — mich dünkt sie gewiß, ich weiß selbst nicht, woher mir das Vertrauen kommt! — annehmbar und wünschbar machten. Wenn Sie indes meinen, daß wir dem Augenblick sein Recht lassen müssen, so wünsche ich, daß derselbe bald komme. Mir ist, als vermöchte ich bis dahin gar keinen anderen Gedanken zu fassen.“

„Versuch's doch und wär's auch nur mir zulieb, mein Junge,“ antwortete Heiding, seine Cigarre in Brand setzend. Dem Klang in seiner Stimme, dem Blick, den er über den Tisch sandte, widerstanden auch die innere Erregung und das Mißtrauen Erwins nicht länger. Der junge Arzt holte tief Atem, beinahe klang es wie ein Seufzer, dann hub er an von seinen wissenschaftlichen Erlebnissen, seinen Arbeiten, Hoffnungen und Plänen zu berichten. Es ward ihm selbst freier und wohler zu Mut, mit der Morgenluft des Sommertags, die ins Zimmer strömte, schien ihn zugleich ein Hauch aus der alten Zeit anzuwehen — es kamen Minuten, Viertelstunden, in denen er vergaß, wo er sei und warum er hier sei. Und selbst wenn er an die arme kranke Prinzessin drüben im anderen Schloßflügel dachte, mischte sich der Spannung seiner Seele eine lösende tröstliche Hoffnung hinzu — die Hoffnung, wenigstens im entscheidenden Augenblick den väterlichen Freund und Lehrer, der auch jetzt mit jeder Frage, jedem Ausruf die treueste Teilnahme bewährte, zu sich und dem, was er sann, herüberzuziehen.

Der taunasse Garten, in den man auch aus diesem Gemach hinabsah, ward eben von den ersten Sonnenstrahlen beglänzt, als ein Diener mit der Meldung hereintrat, daß Seine Durchlaucht der Landgraf die Herren im Vorzimmer der Prinzeß Hildegard erwarte. Erwin Buchhoff schnellte aus seinem Sessel empor, während der Professor sich ruhiger und gefaßter erhob. Er schritt dann schweigend neben Erwin durch die langen Gänge und flüsterte ihm nur, als sie vor den Gemächern der Kranken ein paar Augenblicke stillstanden, zu:

Digitized by Google

„Ich lasse dich sprechen, Erwin — hab wohl acht, daß du nicht mehr verheißest, als wir verheißen dürfen, und nicht stärker in die Arme dringst, als wir in diesem traurigen Falle verantworten können."

Der jüngere Mann hatte bei der Wiederkehr dieser Mahnung abermals ein Gefühl, als verschleiere sich sein scharf blickendes Auge und als werde ihm die Zunge zum voraus gelähmt. Zeit zu einer Erwiderung war nicht mehr — eben meldete Jakob Franke sie Seiner Durchlaucht an, und dieser kam beiden Ärzten bis zur Mitte des großen Vorzimmers entgegen. In den ein wenig schlaffen und ausdruckslosen Zügen des Landgrafen Heinrich war heute morgen doch eine gewisse Befriedigung zu erkennen, er reichte mit freundlichem Morgengruß Heiding und danach Erwin Buchhoff die Hand und sagte zu letzterem laut, daß er auch im Schlafzimmer der Kranken gehört werden mußte:

„Ein neuer Doktor wirkt immer Wunder. Meine Schwester Hildegard hat eine ungewöhnlich gute Nacht gehabt, meine Herren, und fühlt sich kräftiger als seit vielen Tagen."

„Das ist erfreulich zu hören, Durchlaucht!" entgegnete Erwin. „Es wird der Prinzessin und uns die notwendige und entscheidende Untersuchung erleichtern, die jeder weiteren Entschließung noch einmal vorangehen muß. Wird uns verstattet sein, Ihre Durchlaucht zu begrüßen?"

Der Professor vernahm in Erwins Erwiderung einen Klang von drängender Ungeduld, der dem Landgrafen entging. Zuvorkommend sagte dieser:

„Meine Schwester ist bereit, die Herren sogleich zu empfangen. Nur möchte ich bitten," fügte er leiser hinzu, „mit der Untersuchung so schonend und diskret als möglich zu verfahren. Sie hörten schon von Professor Heiding, daß Hildegard wenig Glauben an ihre Heilung hat."

„Vielleicht gelingt uns, der Prinzessin ein besseres Vertrauen einzuflößen," antwortete Erwin rasch, denn er wollte jedem abschwächenden resignierten Worte Heidings zuvorkommen. Der Landgraf begnügte sich, dem Professor zuzuflüstern: „Gut, daß die jüngeren Männer stärkeren Glauben an die Allmacht der medizinischen Wissenschaft haben als die älteren Meister!" und führte dann die beiden Ärzte selbst in das Zimmer der Kranken ein. Erwin mußte sich besinnen, daß er nicht voraufeilen dürfe — er sah mit so leidenschaftlicher Spannung, so wunderlich verworrenem Gefühl nach dem Lager der Prinzessin hinüber, daß er fast vergaß, die respektvollen Begrüßungen der Wärterin und der Kammerfrau zu erwidern. Er hatte sich vorgesetzt, die nächste Stunde zu nützen — sich selbst durch die Gegenwart des Landgrafen weder hemmen noch befangen zu lassen, und jetzt befing ihn der Anblick der Kranken, ließ ihn verstummen und sich umsehen, ob Heiding ihm zur Seite geblieben sei. Noch eben hatte er gewähnt, daß alles besser stehen werde, wenn er allein versuchen könne, der Leidenden Mut und Hoffnung einzuflößen — und mit einemmal fühlte er, daß der liebenswürdige Gruß der Prinzessin dem Professor und ihm — ja ihm vielleicht nur gelte, weil er seines Lehrers Schüler sei.

Das Morgenlicht fiel durch schleierartige Vorhänge an den Fensterscheiben nur matt gedämpft in den großen Raum, wob einen rosigen Schein um alles, selbst um das bleiche Gesicht der Kranken. Prinzeß Hildegard saß wie gestern an die Kissen ihres Lagers gelehnt, aber sie schien sich heute kräftiger aufrecht zu halten, die tiefen blauen Augen glänzten frischer, die Lippen waren röter als am Abend zuvor, ihr blondes Haar, schlicht gescheitelt und sorglich in einen Knoten geschlungen, umrahmte Stirn und Schläfen sehr anmutig — Erwin ward sich nicht zum erstenmal bewußt, wie schön das junge Mädchen sei, das er so gern dem Tode entrissen hätte. Wiederum durchzuckte ihn die Erinnerung an das Kindermärchen: wie im Märchen stand er zu Füßen des Bettes der kranken Prinzessin — und schier unwillkürlich

Digitized by Google

blickte er zu Häupten — und gewahrte nichts als den blauen Atlas des Betthimmels und die lichte Tapete der Wand. Er raffte sich aus der Traumumwandlung auf, als er Professor Heiding hörte, der zur Prinzessin sagte:

„Wir freuen uns, Sie heute morgen gestärkter zu finden, Durchlaucht. Wir kommen mit der Bitte, uns noch eine eingehende Untersuchung zu gestatten — und Ihnen danach Maßregeln vorzuschlagen, die Ihrer Krankheit ein Ziel setzen. Wie ich Ihnen schon vorgestern sagte, muß ich dabei vor allem auf den Blick, die Erfahrung und die Hand meines jungen Kollegen zählen, der auf eine Reihe von schweren Fällen und glücklichen Heilungen zurücksieht und mit dem ich Ihre Krankheit seit seiner Ankunft durchsprochen habe."

Erwin erglühte bei diesem Lob seines Paten — es wehte ihn an wie ein Hauch frischer Hoffnung; Prinzeß Hildegard, die im Tageslicht noch besser als gestern abend unterscheiden mochte, wie jung der als erfahren gepriesene Arzt sei, senkte die Augen und entgegnete einfach:

„Der Untersuchung, die Sie für nötig finden, muß ich mich eben unterwerfen, Herr Professor — und — Herr Doktor! Alles, was Sie für meine Genesung thun wollen, danke ich Ihnen von Herzen, muß Sie aber bitten, mir genau und klar zu sagen, was Sie vorhaben, und mich in nichts zu täuschen! Ich sagte Ihnen meine Gründe schon gestern, Herr Professor, und hoffe, Sie haben Herrn Doktor Buchhoff unterrichtet."

Ehe Heiding zu antworten vermochte, fiel eine dritte Stimme, nicht die des Landgrafen, plötzlich ein: „Gewiß hast du recht, liebe Hildegard, und es fragt sich sogar, ob die Herren dir die Qual einer erneuten Untersuchung nicht ersparen könnten? Wenn sie dir eine Hilfe vorzuschlagen haben, die dich nicht mit neuen Qualen bedroht, so müßten sie es jetzt vermögen."

Erwin fühlte sich beim völlig sanften Klang dieser Stimme durchschauert, er blickte von der Prinzessin, auf deren Zügen sein Auge mit teilnehmendem Ernst geruht hatte, hinweg und sah zwischen sich und dem Landgrafen eine Dame stehen, die unhörbar in das Krankenzimmer gekommen war. Sie war eine Frau zwischen dreißig und vierzig Jahren mit nicht unregelmäßigem, aber starrem Gesicht, aus dem ein Paar kluge graue Augen lebendig genug hervorschauten, eine hagere Gestalt mit etwas steifer Haltung. Sie trug ein Morgenkleid von grauer Seide mit schwarzen Spitzen und gab durch ihr Äußeres zu dem tiefen Widerwillen und dem Schauer keinen Anlaß, mit dem sie der junge Arzt erblickte. Der Schloßherr deutete sich den Blick Erwins falsch, er beeilte sich vorstellend zu sagen:

„Herr Doktor Buchhoff aus Berlin, Professor Heidings Schüler — meine Schwester, die Prinzessin von Heinrichsthal Durchlaucht."

Erwin blieb der Dame die Verbeugung nicht schuldig, die ihrem Rang geziemte, wandte sich aber sofort zu Prinzeß Hildegard zurück und sagte:

„Sie verzeihen dem Arzt, der in seiner Pflicht steht — die erneute Untersuchung ist durchaus unvermeidlich, um uns zu den klaren Vorschlägen zu führen, die Sie fordern!"

Aus Erwins Stimme klang eine innere Festigkeit, der sich die Kranke ohne weiteres fügte. „Gewiß, Herr Doktor, lieber Herr Professor, ich schulde Ihnen ja Dank, daß Sie hierher gekommen sind — ich will Ihnen nicht erschweren, was Sie für notwendig halten. Laß es gut sein, Luise, es wird nicht oft mehr nötig werden," sagte die junge Prinzessin, die inzwischen ihrer Stiefschwester die Hand gereicht hatte und den mißbilligenden, den Ärzten geltenden Ausdruck im Gesicht der Dame wahrnahm.

„Ich will bei dir bleiben, armes Kind," versetzte die Prinzessin von Heinrichsthal. „Und ich hoffe, da dies nach Gottes Fügung einmal ein schwerer Fall ist — die Herren verschweigen uns nichts, was wir wissen müssen!"

Digitized by Google

Professor Heiding tauschte mit Erwin einen Blick und sagte dann trocken: „Ew. Durchlaucht können gewiß sein, daß wir Ihnen nichts vorenthalten, was wir nach unserer Pflicht auszusprechen haben. Und jetzt möchten wir gehorsamst bitten, die Gunst der Stunde nützen zu dürfen — mein junger Freund und Kollege legt vor allem Wert darauf, seine Beobachtungen von gestern abend bei Tage zu wiederholen."

Landgraf Heinrich und der alte Kammerdiener, den die Sorge um Prinzeß Hildegard gleichfalls ins Zimmer getrieben hatte, zogen sich sogleich in das große Nebengemach zurück, die Schwester der Kranken, die Wärterin und die Kammerfrau schickten sich an, den Ärzten beizustehen. Doktor Erwin hatte den Frauen und seinem älteren Freunde zartsinnig alle Vorbereitungen überlassen, er war an das Fenster getreten und sah mit stummer Sorge für den Verlauf der nächsten Stunde auf die zierlichen Anlagen und Blumenparterres hinaus, die sich zu beiden Seiten der Freitreppe an der Vorderseite des Schlosses hinzogen. Der schöne Sommermorgen mahnte ihn an den gestrigen, den er in glücklicher Freiheit auf dem waldstillen Rennsteig verbracht, aber kein anderer Wunsch regte sich mehr in der Seele des jungen Arztes, als hier bleiben und helfen zu dürfen. Wunderliche Bilder mischten sich in die Gegenstände, die er vor Augen sah; so fest er sich vorgesetzt hatte, ganz klar, ganz bei der Sache zu sein, so schreckte ihn der Anruf Heidings: „Erwin!" dennoch aus träumerischer Selbstvergessenheit. Indem er sich umwandte, begegnete sein Blick einem Augenaufschlag der Prinzessin, der ihn aufs schmerzlichste ergriff — so viel stumme Duldung, so schmerzvolle Ergebung meinte er in ihm zu lesen. Er eilte, seinen Platz neben dem Lager der Kranken einzunehmen und in der nächsten halben Stunde, in der er nur einzelne Worte mit dem Professor tauschte, in seiner nächsten Aufgabe unterzugehen. Er fühlte sich jetzt wieder im Vollbesitz seiner eigensten Kraft, er war ganz scharfes Auge, ganz sichere rasch erwägende und vergleichende Beobachtung. Leicht und unmerklich handhabte er seine Instrumente. Er flüsterte Heiding, der mit der Schreibtafel neben ihm stand und kniete, für die Frauen unverständliche Zahlen und Silben zu. Wenn von Zeit zu Zeit das unregelmäßige Atmen der Kranken oder ein halb unterdrückter Seufzer an sein Ohr drang, so beirrte ihn dies heute nicht und dünkte ihm eine unwiderstehliche Mahnung zu rascher Hilfe. Er sah die meisten der verdrossen geringschätzigen Blicke nicht, mit denen die Prinzessin von Heinrichsthal seine wie Heidings ernste Bemühungen begleitete, und wenn er ab und zu einem dieser Blicke nicht entging, so ward ihm der unverhohlene Widerwille der Dame nur zum Sporn stiller Sorgfalt und ernsten Eifers. Er überließ es Heiding, mit einem stummen Wink die Untersuchung für beendet zu erklären, und zog sich mit ihm in das Vorzimmer zurück, in dem der Landgraf in gespannter Erwartung und sichtlicher Ungeduld auf und ab ging. Er trat den beiden Ärzten entgegen und suchte, schon ehe sie gesprochen hatten, von ihren Lippen zu lesen: „Sind die Herren einig — was haben wir zu hoffen oder zu fürchten?"

„Einen Augenblick noch, Durchlaucht!" entgegnete Erwin Buchhoff. „Vielleicht haben Sie die Gnade, uns drinnen zu erwarten — wir werden uns sogleich erklären. Wir haben nur noch unsere Beobachtungen in ein paar unwesentlichen Punkten zu vergleichen."

„Verstehe — verstehe — Kunstgeheimnisse!" sagte der Herr lächelnd und rief über die Schwelle des Krankenzimmers hinüber: „Ist's erlaubt, liebe Hildegard?"

Die junge Prinzessin, die wieder wie vorhin unter ihren Decken und an die Kissen ihres Lagers gelehnt saß, winkte ihrem Bruder zu kommen. Erwin Buchhoff war währenddes seinem Lehrer in eine Ecke des Vorzimmers gefolgt, wo

Digitized by Google

ein rascher Meinungsaustausch, unhörbar für die im Schlafzimmer Prinzeß Hildegards Versammelten, vor sich ging.

„Ich habe keinen Zweifel mehr, lieber Meister," hob Erwin an. „Nicht den leisesten. Es handelt sich um den Leberwurm, und eine augenblickliche Operation ist die einzige Hilfe."

„Und du hegst keine Furcht, giebst keine Möglichkeit zu, daß eine Geschwulst vorliegt, die nicht zu operieren ist?" fragte Heiding, blickte aber dabei wohlgefällig in das kluge und entschlossene Gesicht des jungen Arztes.

„Nein und aber nein! ich war meiner Sache nie gewisser!" versetzte Erwin. „Und auch Sie, Professor Heiding, würden keinen Zweifel hegen, wenn es Ihnen nicht wie eine Beruhigung erschienen wäre, daß Ihre klare Erkenntnis doch ungewiß sein könne!"

„So sprich denn, wie du es für geboten hältst," sagte Heiding. „Die Entscheidung steht bei der armen jungen Dame, gebe das unerforschliche Schicksal, daß sie für sich die rechte trifft."

Erwin vernahm das Wort und den Ton, in dem es gesprochen ward, mit geheimem Unmut. Er erkannte deutlich den Punkt, bis zu dem der väterliche Freund mit ihm gehen wollte. Doch blieb jetzt keine Zeit zu Erörterungen, und mit Heiding zugleich trat er wieder in das Krankenzimmer und vor das Bett der Prinzessin.

Neben demselben standen Landgraf Heinrich und seine ältere Stiefschwester — die Krankenpflegerin und die Kammerfrau hatten sich bescheiden in den hinteren Teil des großen Gemachs gezogen, blieben aber nahe genug, den Ausspruch der Ärzte hören zu können. Prinzeß Hildegard blickte mit einem Ausdruck von Ruhe und mildem Gleichmut den Wiederkehrenden entgegen, und doch meinte Erwin ein leises schmerzliches Zucken der Lippen und jenes Licht in den Augen zu erkennen, mit dem die verlöschende Hoffnung noch einmal aufzuleuchten pflegt. Er war in einer Stimmung, die ihn noch an keinem Krankenbett überkommen hatte, der Anblick des leidenden und doch so lieblichen Mädchens ergriff ihn mit unwiderstehlicher Rührung und weckte selbst eine leise Sehnsucht in seiner Seele, die Entscheidung noch verzögern zu können.

Doch wußte Erwin Buchhoff zu gut, was seine klare Pflicht sei, und mit einer Stimme, aus der nur sein alter Lehrer und vielleicht die junge Kranke selbst eine ungewöhnliche Bewegung heraushörten, sagte er einfach:

„Durchlauchtigste Prinzessin — Professor Heiding und ich haben nach sorgfältiger Untersuchung und nach Austausch unserer Beobachtungen keinen Zweifel mehr, daß ein Leberechinococcus Ursache Ihrer Leiden ist. Eine schleunige Operation erscheint uns geboten, und da wir zuverlässig versichern können, daß die Mehrzahl dieser Operationen glückt, und ich sagen darf, daß ich einige glückliche Erfahrungen habe, so bitten wir Ew. Durchlaucht, sich der Notwendigkeit zu unterwerfen, die Ihnen volle Genesung in Aussicht stellt."

Ohne daß er es wußte und wollte, hatte Erwin seine Ansprache mit einem bittenden Blick begleitet, den Prinzeß Luise mit ihrem geringschätzigsten Lächeln vergalt. Prinzeß Hildegard erbleichte, als das gefürchtete Wort Operation fiel — ihre Augen senkten sich, aber sie blickte alsbald wieder auf und fragte, beide Ärzte fest ansehend:

„Und die Operation, die Sie vorschlagen, ist sie gefährlich und sehr schmerzlich?"

„Wir dürfen nicht sagen, Prinzeß, daß sie völlig gefahrlos sei, aber Professor Heiding wie ich würden sicher alles aufbieten, was unsere Wissenschaft uns an die Hand giebt, und wir haben ein Recht, den glücklichsten Ausgang zu hoffen. Auch die Schmerzen lassen sich mindern und mildern — und Durchlaucht haben viel härter gelitten und würden schwerer zu leiden haben, wenn Sie die Operation versagen wollten."

„Und — und ist keine Aussicht auf

Digitized by Google

meine Wiedergenesung, wenn ich mich der gefährlichen Operation nicht unterwerfe?" fragte Prinzeß Hildegard.

„Die sicherste Aussicht ist die Operation, Durchlaucht," entgegnete Erwin rasch. „Und Sie stellen sich die Gefahr größer vor, als sie ist; mit Mut und Vertrauen, bei Ihrer Jugend, werden Sie die Tage der Krisis leicht bestehen und — durch ein gesundes glückliches Leben belohnt werden."

Es war wunderlich, wie diese eindringlichen und mit einer bittenden Miene gesprochenen Worte klangen — der junge Mann, der sie sprach, erschauerte beinahe selbst vor ihnen. Die Prinzessin von Heinrichsthal hatte den Arm zärtlich um die kranke Schwester geschlungen, sie redete ihr mit weichem Ton, aber ohne daß ihre starren Züge weicher wurden, vernehmbar zu:

„Laß dich zu nichts drängen, zu nichts überreden, liebste Hildegard, wenn dein Gefühl widerstrebt! Die Herren wissen nicht, was eine Frau, ein junges Mädchen zumal, opfern und überwinden muß, um ihren Ratschlägen zu folgen. Wenn du Furcht hegst, gieb dich in Gottes Hand — du kannst gesund werden ohne die schwere Gefahr und Qual, die man dir ausinnt."

Prinzeß Hildegard schüttelte leise das Haupt; Erwin, der in fieberhafter Spannung den ganzen Vorgang verfolgte, sah, daß in ihren Augen Thränen standen, der Landgraf, der in den Zügen des Arztes und in den ruhig erwartenden Professor Heidings mehr las, als ihm lieb war, zog den Arm seiner älteren Stiefschwester zurück und rief:

„Nicht zusprechen, nicht abraten, Luise! Hildegard muß selbst entscheiden. Wird schon selbst das Rechte treffen — wär vielleicht besser, wir ließen sie mit den Ärzten — mit dem Professor allein — hat vielleicht ein oder die andere Frage —"

„Wo denkst du hin, Heinrich?" rief Prinzeß Luise. „Die Herren könnten sie gegen ihr eigenes Gefühl überreden. Ich leugne es nicht, daß mich der bloße Gedanke an diese Operation mit Abscheu erfüllt. Und Hildegard, die gestern so sehr dagegen war, scheint heute wankend — willst du wirklich dem gewissen Tod selbst die Hand bieten, Kind?"

Aber die Kranke machte eine heftige verneinende Bewegung und richtete sich von den Kissen wieder empor, auf die sie einen Augenblick ihr blondes Köpfchen gelegt hatte. Sie winkte den beiden Ärzten, näher zu treten, und sagte dann mit bebender Stimme:

„Ich danke Ihnen, meine Herren, und ich glaube Ihnen, daß Sie alles für mich thun würden, was in der Hand so ausgezeichneter Männer liegt. Aber ich — ich glaube nicht an ein glückliches gesundes Leben!"

In diesem Augenblicke brach Professor Heiding sein ernstes Schweigen und sagte in gütigem Tone:

„Sie sind jung, Prinzeß, Sie müssen hoffen. Wir dürfen Sie nicht überreden noch bedrängen, Sie aber müssen jetzt nur an Ihre Genesung denken und von sich scheuchen, was Sie sonst vielleicht bedrückt."

Prinzeß Luise richtete starr den Kopf auf — der Mediziner überschritt in ihren Augen seine Befugnis in unerhörter Weise, auch Landgraf Heinrich sah den Professor verwundert an. Doch erntete Heiding einen dankbaren Blick seines Schülers und einen Händedruck der Kranken, die mit lieblichem Ausdruck sagte:

„Lieber Herr Professor! Ich weiß, daß Sie es herzlich wohl meinen — aber lassen Sie mich bei meinem Entschluß — und haben Sie und der Herr Doktor Buchhoff tausend Dank!"

Erwin, vor dessen Augen das Zimmer, die Gestalten am Bett und alles außer der vom Todesschauer berührten anmutigen Gestalt unter der blauseidenen Decke verschwand, sah im wachen Traum wieder einen Schatten zu Häupten des Bettes, eine Gestalt, die jetzt die Züge des geliebten Paten, dann die der unholden Prinzessin Luise trug, aus seiner Seele und vor seinen Ohren brauste es:

Digitized by Google

du kannst und mußt solches Ende abwenden. Als er aus dem Traum wieder zum klaren Bewußtsein erwachte, standen seine eigenen Augen voll Thränen und er hörte sich plötzlich sprechen:

„Ew. Durchlaucht verzeihen mir, daß ich Sie noch einmal beschwöre, unsere Hilfe anzunehmen. Ich wage zu sagen, daß der glückliche Verlauf beinahe gewiß sei — und — ich fürchte, daß im anderen Fall ein unglücklicher Ausgang unvermeidlich wird."

„Ich verstehe Sie, ich danke Ihnen nochmals," antwortete die Prinzessin mit immer leiserer Stimme. „Wie Gott will!" Und sie verhüllte das bleiche Gesicht mit beiden Händen, nicht ohne zuvor noch einmal in das schmerzlich bewegte teilnahmvolle Gesicht des jungen Arztes geschaut zu haben, der eine stumme peinlich lange Minute auf eine bessere Antwort harrte. Professor Heiding faßte seinen Arm und sagte mild: „Komm, Erwin — wir müssen die Prinzeß jetzt allein lassen. Du bleibst heute noch hier — mir zur Hand, falls Durchlaucht noch ihre Entschließung ändern sollte."

Er führte den willenlos Folgenden, Halbbetäubten dem Ausgang des Krankenzimmers zu, an dessen Schwelle der alte Jakob Franke, den Thürvorhang zurückschlagend, stand. Der Kammerdiener ließ unbeweglich die Ärzte an sich vorübergehen, aber seine großen grauen Augen hefteten sich fest auf die schmerzlich bewegten Züge des jungen Doktors Buchhoff. Hinter den Ärzten kamen der Landgraf und die Prinzessin von Heimrichsthal so dicht drein, daß ihre Bemerkungen bis zu Erwins Ohr drangen.

„Der junge Mann führte ja eine förmliche Rührscene auf. Ist es den Herren denn gar so empfindlich, wenn sie um einen wissenschaftlichen Ruf kommen, für den andere die Gefahr laufen müssen?"

Der Landgraf antwortete nur mit einem Seufzer, seine Gedanken weilten offenbar bei der kranken Schwester, die um völliges Alleinsein mit ihrer Pflegerin gebeten hatte. Erwin Buchhoff aber sagte, sobald ihn Heiding einlud, mit ihm in sein Zimmer zurückzukehren:

„Verzeihen Sie mir, liebster Professor — mir ergeht es wie unserer Kranken. Ich muß allein mit mir sein, muß in freier Luft den schweren Eindruck dieser Stunde zu überwinden trachten! Sie haben recht behalten, und vielleicht lehrt mich mein Nachdenken, Ihnen auch darin recht zu geben, daß dieser trostlose Ausgang das Beste sei."

„Wenn es dir schwer fällt, heute noch hier auszuhalten, so tritt deine Reise wieder an," entgegnete der Professor bekümmert. „Der Fall ist schmerzlich — unsäglich traurig. Doch wenn du dich in allen ähnlichen Fällen so tief erregen, bis ins Innerste erschüttern lassen willst, so müßte ich eine kurze Laufbahn für dich fürchten!"

„Sie mögen recht haben!" versetzte Erwin mit trübem Lächeln. „Mir ist aber wahrlich, als ob ich keinen zweiten Fall dieser Art erleben würde, als ob die Welt keinen zweiten gleich herben und trostlosen hätte! Ich bleibe heute zu Ihrer Verfügung und gehe nicht weit. Ich will mir den Schloßgarten ansehen, den Sie ja so gerühmt haben."

Der Professor hatte eine Erwiderung auf den Lippen, hielt sie aber zurück und sah mit erstauntem Ausdruck in seinen Zügen dem jungen Mann, der die große Treppe des Schlosses hinabeilte, nach. Erwin Buchhoff wandte sich nicht nach dem älteren Freunde um — er wollte in Wahrheit so rasch als möglich allein sein. Am Fuße der Treppe wartete er, ob ihm ein Diener den Weg zum Garten zeigen könne; da er keinen wahrnahm, ging er kurz entschlossen den langen Gang an der Hinterfront des Schlosses hinab. In der Mitte öffneten sich zwei Flügelthüren, eine Stufenreihe führte von beiden in den Garten hinab, den Erwin hochatmend betrat.

Es war zehn Uhr morgens geworden, die Sommersonne schien hell in die zwischen hohen Taxuswänden hinführenden Gänge herein, vergoldete wunderliche

Digitized by Google

Ziersträucher und trank den letzten Tau, der noch auf den untersten Zweigen zitterte. Erwin irrte durch die geradlinigen Hecken und gelangte in die große Mittelallee von Rüstern, die den Park seiner ganzen Länge nach durchschnitt. Hier waren die mächtigen runden Laubkronen im Laufe der Zeit nicht mehr gestutzt worden, die Äste von hüben und drüben verschränkten sich zu einem schattenden Dach und verhinderten den Rückblick auf das Schloß mit seiner malerischen Anlage, seinen steinernen Vortreppen und barocken Statuetten, seinen tausend üppigen Frucht- und Muschelschnüren, die so lustig und festlich aussahen und hinter denen so unaussprechlicher Jammer wohnte. Die Erregung des jungen Mannes ward einen Augenblick gesänftigt, als er wie gestern morgen unter herabschwankenden Zweigen und auf moosbewachsenem Boden hinging, allein schon in der nächsten Minute wachte das Bewußtsein wieder auf, welche Eindrücke, welche herbe Erfahrungen zwischen gestern und heute lagen. Eben indem er sich zu fassen und kühler über das Erlebte nachzudenken versuchte, empfand Erwin, wie unmöglich dies sei. Sein Blut war in Wallung — alles, was er seit gestern abend gesehen und gesprochen hatte, jagte in immer wiederkehrender Folge durch sein Hirn, und dazu quälte ihn die Frage, ob er nicht ganz anders und viel eindringlicher zu der Prinzessin von Grumbach hätte sprechen können und müssen. Sie war die erste Kranke, der er helfen zu können meinte, die er hilflos verlassen sollte, und sie flößte ihm das tiefste Mitleid ein, das der junge Arzt noch gefühlt. Ja, war es allein Mitleid, das ihn das Bild des schönen kranken, so vornehmen und doch so armen Mädchens immer aufs neue vor Augen stellte und den Wunsch, sie zu retten, immer stärker und heißer werden ließ? — Er sah klar genug, daß mit der verflossenen Stunde alles zu Ende sei, und dennoch bezwang er die aufsteigenden Bilder, halb Träume, halb Pläne, nicht. Während er die schattige Allee durchschritt und dann wieder in den Sonnenschein hinaustrat, der über Rasenflächen und Laubwänden, über wasserlosen Becken und zerbröckelnden Sandsteingruppen glänzte, rang er mit geheimen Schmerzen, die nicht milder wurden, mit bitterem Groll über die dunkle Härte des Weltlaufs und tiefem Schmerz über seine eigene Ohnmacht.

Immer aufs neue setzte er sich vor, noch einmal den Landgrafen von Bergfeld zu bestürmen und ihm ohne Scheu ins Gewissen zu reden — während er doch zugleich wußte, daß jedes Wort nach dieser Seite in den Wind gesprochen sein werde. Und dann überkam es ihn mit wilder Gewalt, ein Traum: als sei er berufen, das süße Mädchen dem Tode zu entreißen und auf seinen Armen aus dem Schlosse hinter sich in grüne Waldfreiheit, in irgend ein neues Leben zu tragen, von dem tausend Schattenbilder durch seine Seele schwankten. Bis heute hatte er, der Mann strenger Beobachtung und Wissenschaft, keine phantastischen Anwandlungen verspürt — und nun fühlte er sich im Bann von Träumen und Wünschen, über die er beim Vergleich mit der Wirklichkeit bitter lächeln mußte und die er mit keinem raschen Entschluß aus seiner Seele zu drängen wußte. Sollte er zur bitteren Erinnerung an dies erste Abenteuer seines klaren Lebens eine hoffnungslose Sehnsucht mit hinwegtragen?

Erwin hatte wieder einen Blick nach dem Schloß zurückgethan und abermals im Geiste durch Mauern hindurch in das Krankenzimmer der jungen Prinzessin geblickt — eine tröstliche Hoffnung, daß sie jetzt schlummere, zog durch seine Seele. Er kehrte in den Schatten des großen Baumganges zurück, um noch einmal in Ruhe alle Möglichkeiten zu überdenken, und fühlte sich nicht angenehm berührt, als er wahrnahm, daß er in der Allee nicht mehr einsam wie bisher sei. Erst wähnte er, daß Heiding vom Schlosse herabkomme, um ihn zu suchen, dann, als er die heranschreitende Gestalt zu unterscheiden vermochte, erkannte er den

Digitized by Google

alten Kammerdiener, den er im Vorzimmer der Prinzessin von Grumbach gestern abend wie heute morgen gesehen. Er wäre ihm wie jedem Menschen am liebsten ausgewichen und mochte sich doch die nutzlose Frage nach dem augenblicklichen Befinden der Prinzessin nicht versagen. Als er vollends entdeckte, daß jede Falte im Gesicht Jakob Frankes schwere Bekümmernis ausdrückte, ging er dem pensionierten Kammerdiener entgegen und redete ihn an, sobald derselbe seinen hohen Hut zur Begrüßung lüftete.

„Nichts Neues — Besorgliches drinnen — Herr Franke?"

Der Alte sah den jungen Arzt ernsthaft an, seine scharfen grauen Augen hefteten sich fest auf Buchhoffs bewegte leidvolle Mienen, dann entgegnete er leise: „Besorgliches? was kann's für Sie noch Besorglicheres geben, Herr Doktor — nachdem Sie uns das gesagt!"

„Eure junge Durchlaucht macht Professor Heiding und mir das Herz schwer!" rief Erwin. „Wahrhaftig, ich habe mich nie gerühmt, doch meinen Kopf hätte ich zum Pfande setzen wollen, daß unsere Operation Prinzeß Hildegard Gesundheit und Leben zurückgab. Sie sollte sich selbst lieber haben!"

„Das ist's! 's hat sie niemand — verstehen Sie, niemand Rechtes — je lieb gehabt — und so liegt ihr wenig an ihr selbst!" erwiderte der Alte. „Und sie ist das weichste frommste Herz. Aber eine so junge Person kann doch nicht zeitlebens mit der Anhänglichkeit von uns paar Alten aus ihres Vaters Zeiten her wirtschaften! Sie fühlt sich verlassen und nimmt ihre schwere Krankheit für eine Schickung des Himmels."

Erwin schlug sich mit der Hand vor die Stirn: „Aber das ist ja rein zum Verzweifeln mit euch allen — was weiß eure kranke Prinzessin — was wißt ihr alle, was ihr das Leben noch bringen könnte! Helft sie überreden, daß sie sich fürs Leben erhalten läßt — mit so viel Jugend und Schönheit und Güte, wie Sie sagen, wird es ihr am Ende nicht fehlen! Bringen Sie die Prinzessin nur dazu, daß sie hört und thut, was nun einmal unvermeidlich ist."

Jakob Franke sah, daß in den Augen des jungen Mannes wiederum Thränen standen, und hörte aus den leidenschaftlichen Worten einen Ton heraus, der ihm zu Herzen ging. Aber er machte eine abwehrende Bewegung und Miene.

„Unsere arme Prinzeß denkt doch, daß sie das Rechte wählt. Und Sie, Herr Doktor, sind jung, können nicht wissen, was hier alles vorgegangen ist und was in der Luft hängt, hätten viel früher kommen müssen — früher auch als der Herr Professor, dann wäre vielleicht manches gut gegangen, was heute bös läuft."

Der junge Arzt verstand nur halb, was der ehemalige Kammerdiener erwiderte; abermals traf er auf den Wahn, der hier alle ergriffen und von dem er auch seinen geliebten Paten und Lehrer befangen gesehen hatte. Im Gesicht des Alten aber las Doktor Erwin etwas, das wie ein Hoffnungslicht zu ihm hinüberblinkte, und als Jakob Franke bedächtig hinzusetzte: „Ich meine, Herr Doktor, wenn unser armes Prinzeßchen zuerst Sie gesehen und gehört hätte — und —" da fiel er ihm ungestüm ins Wort:

„Macht, daß sie mich noch hört, Herr Franke. Mich allein hört — vielleicht — nein, gewiß! gewiß! retten wir das junge blühende Leben doch noch!"

„Sie allein?" fragte der Kammerdiener gedehnt zurück. „Wahr ist's: Morgenstunde hat Gold im Munde, und das mag wohl auch anderweit gelten. Aber, Herr Doktor, wenn Durchlaucht selbst einwilligt, Sie noch einmal zu sehen und zu hören, und Ihnen dann doch den gleichen Bescheid wie vorhin giebt — so tragen Sie ein Leid mehr mit von hier hinweg — und mich dünkt, Sie haben schon genug, junger Herr?"

Erwin Buchhoff und sein Begleiter standen eben an einer Kreuzung der Allee, und indem volles Licht auf sie fiel, mußte der alte Mann wohl wahrnehmen,

Digitized by Google

wie bleich und angegriffen der Arzt aussah. Doktor Erwin aber faßte die Hand des Hilfswilligen und sagte eindringlicher:

„Gleichviel — ich fühle, daß ich es muß! Thun Sie das Ihre, daß Durchlaucht mich empfängt.“

„Sachte — sachte,“ flüsterte Jakob Franke. „Jetzt schläft das Prinzeßchen, und in einer kleinen Weile“ — er zog dabei die prachtvolle goldene Uhr, ein Vermächtnis des alten Landgrafen — „ist's halb zwölf Uhr und Zeit zum Dejeuner. Gehen Sie hinein, damit Sie nicht gesucht werden. Zwischen Dejeuner und Diner wäre die rechte Zeit — um zwei Uhr bin ich wieder bei der Kranken, da ist sie in der Regel wach und da kann ich mein Wort anbringen. Halten Sie sich in Ihrem Zimmer, wenn's gelingt, werde ich Sie rufen und holen, Herr Doktor. Aber machen Sie sich nicht zu viele Hoffnung — wenn noch Wunder geschähen, hätte es um Prinzeß Hildegard längst eins gegeben.“

Er hatte die letzten Worte warnend und lauter gesprochen, als er sah, wie Doktor Erwins Gesicht jäh erglühte. Erwin verstand selbst nicht mehr, was in seiner Seele vorging, er mußte dem Alten ja recht geben, und doch war's ihm, als ginge ihn die Mahnung nichts an und mit der bereitwillig dargebotenen Hand Jakob Frankes sei nicht nur Hoffnung, sondern lichte Gewißheit in ihn übergeströmt. Er sah dem alten Manne, der durch die Rüsternallee dem Ausgang des Parkes und seinem kleinen Hause zuwandelte, mit gerührtem Blick nach: warum hatte er vorhin bei seinem Sehnen nach rettenden Auswegen nicht einmal an diesen Helfer gedacht!

In gehobenerer Stimmung, äußerlich besser gefaßt als vorhin, kehrte Doktor Erwin in das Schloß zurück. Seiner neuen Hoffnung war ein Stück verschlossenen Trotzes beigemischt — er setzte sich vor, sein Heil allein zu versuchen und seinem Meister nicht eher ein Wort zu gönnen, als bis er Gewißheit habe. Er traf, noch ehe er sein Zimmer erreichte, den Diener, der ihn zum Frühstück rufen sollte, und erteilte kurzen Bescheid, daß er zur angegebenen Stunde sich einfinden werde. Wenige Minuten später pochte Heiding an seine Thür; Erwin gewann es über sich, ihm eine ruhige Miene zu zeigen und seine besorgten Fragen mit halb gleichgültigen Worten zu erwidern. Er merkte wohl, daß der Professor die plötzliche Wandlung seines Schülers mit Kopfschütteln wahrnahm — auch fiel es ihm schwer, dem Paten und Lehrer etwas zu verschweigen, aber der Gedanke, daß er allein glücklicher sein könne als mit Heiding zusammen, wich nicht aus seiner Seele und stählte ihm die trotzige Verschlossenheit.

Während der nächsten Stunden erfuhr Erwin, daß es Kraft fordere, mit einer brennenden Erwartung, einem entscheidenden Vorsatz in Hirn und Herzen, völlige Selbstbeherrschung und ruhige Teilnahme an anderen Dingen zu zeigen. Von der heimlichen Sorge, wie er wohl, wenn Jakob Frankes Vermittelung glückte — sie mußte ja glücken, er konnte das Gegenteil schon nicht mehr denken! — allein nach dem Krankenzimmer gelangen werde, befreite ihn bei Tafel der Landgraf selbst. Er lud beide Ärzte zu einer Ausfahrt nach einer nahegelegenen Waldhöhe ein. Professor Heiding, der erklärte, daß er Prinzeß Hildegard vorhin besucht habe und sie gegen abend wieder besuchen wolle, nahm die Einladung seines erlauchten Wirtes sogleich an — Erwin aber schützte Übermüdung und Abspannung vor und bat, in seinem Zimmer bleiben zu dürfen. Der Professor, der ihm zur Seite saß, blickte ihn aufmerksam an, das Aussehen des jungen Freundes strafte seine Worte nicht Lügen.

Erwins Herz schlug hörbar, als eine halbe Stunde später der Wagen an der Freitreppe von Schloß Bergfeld hielt und Landgraf Heinrich, Professor Heiding und ein belgischer Obristlieutenant, der seinen Besuch gemacht hatte und zum Frühstück geblieben war, davonfuhren. Er kehrte in sein Zimmer zurück, in dem

Digitized by Google

er Jakob Frankes, er wußte nicht wie lange, zu harren hatte. Er versuchte in einem Buche, das er auf dem Tische fand, zu lesen — gab es jedoch alsbald als unmöglich auf. Jetzt, wo ihn schon sein Alleinsein ein Unterpfand des Gelingens dünkte und er mit Bangen jede Viertelstunde zählte, die verstrich, ohne daß der alte Kammerdiener erschien, durfte er nichts bedenken, als was er der kranken Prinzessin sagen könne und müsse. Nie zuvor hatte er empfunden, wieviel stumme Qual sich in eine Stunde zusammendrängen könne.

Als endlich — es war drei Uhr nachmittags vorüber — Jakob Franke leisen Schrittes über die Schwelle trat, war das erste, was Erwin wahrnahm, der finstere sorgenvolle Ausdruck in dem Gesicht des alten Herrn. „Prinzeß Hildegard will mich nicht sehen, nicht hören?" rief er ihm toulos entgegen, indem er vom Sitz am Fenster emporschnellte.

„Doch, Herr Doktor, doch!" antwortete der Kammerdiener. „Aber ich weiß nicht, ob ich recht gethan habe, ihr so zuzusprechen! Denn mir ist's, als würden Sie nichts erreichen — und dem armen Kinde, die überwunden hat, neue Unruhe, neues Leid bereiten. Sie hat zuletzt wahrhaftig mehr aus Mitleid mit Ihnen, als mit sich selbst eingewilligt."

„Lassen Sie uns keine Zeit verlieren!" sagte Erwin sich bezwingend. „Ich denke nicht, daß sie mich wiederum hinwegweisen wird, wie diesen Morgen — und wenn — so nehme ich's doch mit mir, daß ich's noch einmal, daß ich mehr versucht habe, als ich sollte!"

„So kommen Sie mit Gott!" versetzte Jakob Franke. „Das Hoffen für unsere arme kleine Durchlaucht habe ich verlernt — aber ein junger Narr macht alte, heißt's bei uns in der Ruhl!"

Mit diesem wunderlichen Trostspruch geleitete er den jungen Arzt durch einen Seitengang und eine lange Galerie mit zahlreichen Bildern des achtzehnten Jahrhunderts nach der Bibliothek, die Erwin gestern abend zuerst betreten hatte. Wie er den stillen Raum durchschritt, fühlte der Erregte, daß er denselben nie vergessen werde, ob er ihn nun wieder erblicke oder nicht. Ein inneres Fieber der leidenschaftlichen Spannung, ein dunkles Gefühl, als werde er unwiderstehlich getrieben, während er doch klar zu wissen meinte, was er wolle und was seine Pflicht sei, ließ ihn die Zuflüsterungen des alten Franke völlig überhören — seine Seele wie seine Augen eilten den Füßen voraus, und als er mit seinem Begleiter über die Schwelle des Krankenzimmers trat, hatte er das blasse, liebliche Gesicht durch Manern und Vorhänge hindurch schon längst erblickt. Was er nicht erblickt hatte, war ein Ausdruck anmutiger Verlegenheit und ein Hauch von Munterkeit auf dem leidenden Gesicht, ein Lächeln, das zu anderer Stunde und an anderem Orte ein fröhliches heißen konnte. Die Prinzessin von Grumbach hatte sich, als ob sie trotz des Hochsommers fröstle, in einen Shawl gehüllt — Erwin sah in diesem Augenblick nur ihren Kopf, um den das blonde Haar wirklich wie ein Glorienschein lag. Ehe er mit ehrfurchtsvoller Verbeugung näher trat, rief sie ihm bereits entgegen:

„Mein alter Jakob vertraut mir, daß Sie sich um meinetwillen sorgen und quälen, Herr Doktor, sich wohl gar vorwerfen, daß Sie mir eben nicht helfen können. Da habe ich Sie dann doch noch sehen und Ihnen zeigen wollen, daß mir nicht schlimm zu Mut ist, daß Sie um meinetwillen getrost von hier weggehen, in Ihr schönes Leben, Ihren hohen Beruf zurückkehren dürfen —"

Wie um sich selbst Mut zu machen, lächelte sie jetzt noch heller, und in ihrer Stimme war ein Klang, der Erwins Mark durchrieselte. Er fühlte, daß er hier keine Minute in unnötigem Gespräch verrinnen lassen dürfe, er fiel ihr rasch ins Wort:

„Ich bin geblieben, Prinzeß, weil ich noch einmal alles versuchen möchte, um Ihren Entschluß zu erschüttern, zu wenden. Von meinem Leben habe ich kein

Digitized by Google

Recht zu reden, aber ich sage Ihnen, wenn mir mein Beruf der hohe bleiben, wenn ich ihn lieb behalten soll, wie ich muß, so senden Sie mich nicht von hier mit dem Gefühl hinweg, daß ich da nicht helfen durfte, wo es mir vom höchsten Wert für alle Zukunft gewesen wäre, mich bewährt zu haben."

Die bleichen Wangen Prinzeß Hildegards wurden von einem flüchtigen roten Schimmer überhaucht:

„Sie sprechen ja, als ob ich Ihnen ein Unrecht zufügte, Herr Doktor, weil ich mich zu dem nicht entschließen kann, was Ihre Wissenschaft in meinem traurigen Falle rät. Ich wiederhole Ihnen, es ist kein Mißtrauen gegen die Wissenschaft, keines gegen Ihre Kraft! Ich glaube Ihnen gern, daß Ihre Kunst mir helfen würde — und wenn ich Ihnen dies sage, so scheiden Sie vielleicht zufriedener und ehren schweigend auch meine Empfindung."

Erwins Züge verdüsterten sich — er mußte sich einen Augenblick wegwenden, die Unterredung nahm wieder die Wendung zum trostlosen Verzicht auf Leben und Gesundheit. Dann sagte er langsamer, als er bis jetzt gesprochen, und nachdrücklicher: „Wenn ich dächte, Durchlaucht, daß es Ihren letzten Entschluß günstig beeinflussen könnte, so sagte ich, Sie thun mir unrecht!"

„Ich will Ihnen aber keines thun! Ihnen, dem ich nur zu Dank verpflichtet bin, wahrlich nicht!" versetzte Prinzeß Hildegard lebhafter.

„Das hilft mir nicht!" antwortete er und vermied es, sie dabei anzusehen, um nicht von den bittenden blauen Augen entwaffnet zu werden. „Wenn mir in meinem Sinn kein Unrecht geschehen soll, müssen Sie sich retten lassen! Ich scheue jedes freve Wort — aber ich muß Ihnen sagen: niemals zuvor bin ich so sicher gewesen, daß meine Hand glücklich sein, daß alles, alles wohl gehen wird, als in Ihrem Falle, Durchlaucht."

„Und wenn alles wohl geht — wer sagt Ihnen denn, daß es mir wohl thut?" fragte die Kranke plötzlich. „Was wissen Sie davon, wie ich zur Überzeugung gekommen bin, daß ich diese Krankheit nicht überstehen werde?"

Jetzt mußte er aufsehen und den zürnenden Blitz aushalten, der doch auch aus diesen sanften Augen leuchten konnte. Aber er holte leichter Atem — die schöne Feindin, die ihm sein Leben zu zerstören drohte, hatte jetzt selbst den Streit auf ein Feld gespielt, von dem ihn Ehrfurcht und innige heilige Scheu und noch etwas, das seit Stunden in seiner Seele immer stärker gewachsen war, seither zurückgehalten hatten.

„Vielleicht weiß ich auch davon," entgegnete er zögernd. „Vor uns Ärzten birgt sich ja kein Geheimnis! Aber Sie verzeihen mir, Prinzeß, ich bin aus härterem Stoff als mein geliebter Lehrer! Ich weiß, worauf Sie hindeuten, und beklage Sie tief, daß Ihr junges Leben Ihnen schon so herbe Erfahrungen gebracht hat. Dennoch sage ich Ihnen: eben darum möchte ich, muß ich Sie retten, damit Sie erfahren, wie viel Gutes, Großes, Schönes Ihnen das Leben noch bringen kann."

„Ich wußte nicht, daß ich zum berühmten Chirurgen auch einen Seelenarzt vor mir hätte," sagte die Prinzessin, und jetzt war es ein unselig bitteres Lächeln, das sich über ihre Züge stahl. Gleich darauf senkte sie wie ermattet das Haupt und streckte die Hand nach Erwin hin. „Nein, nein, verzeihen Sie mir, Herr Doktor. Ich fühle es, wie edel teilnehmend Sie sind! Aber dies Gespräch kann zu nichts führen; wenn die Kranke dem Arzt glauben muß — muß nicht auch einmal der Arzt der Kranken glauben?"

„Nein, Durchlaucht, er muß nicht, wenn er tief wie ich überzeugt ist, daß auch die Lebensfurcht und die Sehnsucht nach der letzten großen Ruhe, die uns allen früh genug kommt, krankhaft sind," erwiderte Erwin und trat dem Lager der Prinzessin näher, als er seither gestanden. „Er muß nicht, wenn er weiß, daß seine Kranke nur zu wollen braucht, um mit

Digitized by Google

der Gesundheit jedes Gut und neues Leben zu gewinnen."

Prinzeß Hildegard sah das Gesicht und die mahnenden bittenden Blicke Erwins bei diesen Worten nicht, sie hatte sich halb zurückgelegt und die Augen geschlossen, die Bilder, die der junge Arzt beschwor, schienen ihr Schmerz zu bereiten. Ihre Hände winkten ihn hinweg, er blieb wie gebannt und starrte auf das Kissen und das leidende Gesicht herab, das plötzlich in Thränen gebadet war. Als sie merkte, daß er nicht wich, hauchte sie wieder: „Sie haben gethan, was Sie konnten, Sie werden dennoch versuchen müssen, mir zu glauben!"

„Ich werde es nicht, Prinzeß, bis ich noch eins gesagt! Sie müssen meinem Schmerz um Sie, der tiefen Sehnsucht, Sie zu retten — die Kühnheit verzeihen! Mir ist seit heute zu Mut, als wäre es meines Lebens höchste Aufgabe, Ihnen zu helfen, als hätte ich keine andere mehr —"

Er hielt inne, die Kranke richtete ihr Haupt empor, aus seiner zitternden Stimme hatte ein Ton geklungen, der sie den Sprecher aus großen Augen halb erschrocken, halb zweifelnd ansehen ließ, und ehe er weiter zu sprechen vermochte, sagte sie: „Ich danke Ihnen, danke Ihnen tausendmal — doch es muß bleiben, wie es ist — ein armes verlorenes Leben!"

Erwin aber ließ sich jetzt weder durch erschrockene Blicke, noch durch bittere Worte mehr aufhalten — er hatte auf den Grund ihrer Seele hinabgeblickt, ein heißer Schauer neuer Lebenshoffnung ging über ihn hin und strömte von ihm aus, er faßte die Hände Prinzeß Hildegards zwischen die seinen und hub noch einmal an:

„Sie fürchten, Prinzeß, daß auf der weiten Welt keine Seele lebt, die Ihnen ganz zugethan, ganz zu eigen sei — Sie sehen der Zukunft freudlos entgegen, und ich, der Fremde, muß Ihnen sagen, daß Sie irren, daß Sie vielleicht nicht einmal ahnen, welch wahrhaftes überschwengliches Glück Sie zu geben und zu gewinnen vermögen."

„Sie träumen, Herr Doktor!" sagte Hildegard matt. Sie hatte nicht mehr die Kraft oder den Willen, ihre Hände aus denen Erwins zu lösen. „Bitte, lassen Sie dies Gespräch enden, es schmerzt mich tiefer als meine Krankheit! Wo lebt der Mensch, der mich in ein neues Leben tragen, mir nur den Pfad dazu zu zeigen vermöchte?"

„Er lebt, lebt vielleicht tausendmal!" rief der junge Arzt. „Da es mein Geschick oder Glück gewollt hat, daß ich Ihnen nahen, in Ihr Leben und Ihre Seele blicken durfte, so bin ich der Mann! Ist Ihnen das Opfer meines Lebens, meiner Zukunft nicht zu schlecht, Hildegard, müssen Sie nicht die Prinzessin von Grunnbach bleiben — ich legte so gern alles zu Ihren Füßen, was meine Kraft, mein reiner Wille im Leben erreichen und erobern mag. Doch auch, wenn ich Ihnen der Mann nicht bin, nehmen Sie das Gefühl, das Sie in mir erweckt, und meine tiefe, alles vergessende Sehnsucht als ein Unterpfand, daß ein Besserer, viel Besserer kommen wird — gönnen Sie mir das Bewußtsein, Ihre holde Jugend, Ihr Leben gerettet zu haben!"

Die Prinzessin schauerte unter dem Strom dieser flehenden Worte zusammen; aber es war ein süßer Schauer, der sie ergriff; sie schlug die geschlossenen Augen wieder voll auf und flüsterte leise: „Wenn Sie mich denn retten wollen, so retten Sie mich für sich!"

Ein einziger jauchzender Laut, ein flüchtiger Kuß auf das blonde Haar Hildegards — und dann richtete sich Erwin auf, er besann sich, daß er hier nicht als Liebhaber, sondern als Arzt stehe. Die lauter gewordenen Stimmen schienen doch ins Vorgemach gedrungen, Jakob Franke und die Fuldaer Pflegerin traten zu gleicher Zeit ein. Sie hörten Doktor Erwin ruhig sagen:

„Ihr Entschluß, Durchlaucht, ist also gefaßt — wir dürfen alle Vorbereitungen treffen — Sie wollen sich der rettenden Operation unterwerfen?"

„Ja — ja, Herr Doktor," entgegnete

Digitized by Google

Prinzeß Hildegard, während ihre bleichen Wangen sich höher färbten. „Ich bin bereit auf Leben und Tod!“

„Auf Leben und Leben, nur Leben!“ rief Erwin. Aus seinem Auge glänzte eine Zuversicht, eine Fülle von Verheißungen, der die Kranke nicht widerstand und mit gläubigem, ja frohem Ausdruck lauschte. Erwin wandte sich ihr noch einmal zu, strich ihr sorglich das Kissen zurecht und legte ihren Kopf zärtlich auf dasselbe nieder, dann winkte er Jakob Franke, ihm zu folgen. Was auch noch zu thun und zu fürchten blieb — seine Haltung war die eines Siegers, und doch sprach der letzte Blick, den er von der Schwelle aus Hildegard zuwandte, nur demütigen Dank aus.

Sowie er das Krankenzimmer hinter sich hatte, war der junge Arzt wieder ganz Besonnenheit und Selbstbeherrschung. Dem stürmischen Dank und der schlau fragenden Miene des alten Kammerdieners begegnete er mit der Bitte, jetzt wohl acht zu haben, es sei viel zu thun und vorzubereiten, die Operation müsse morgen in der Frühe stattfinden. Er ging in sein Zimmer, mehrere Drahtbotschaften nach Berlin aufzusetzen, um deren augenblickliche Beförderung zur Bahnstation er bat. Jakob Franke zeigte sich willig und geschäftig. Erwin schrieb in seiner Gegenwart noch einen längeren Brief an Geheimrat Willovius — der alte Mann eilte mit allem davon, und Erwin blieb allein zurück. Er trat still an das Fenster und durchlebte die letzte Stunde und jede Stunde, seit er gestern hier angelangt war, noch einmal. Daß sein Leben, sein Geschick an dem kommenden Tage hing, wußte er wohl — doch er hatte keine Wahl gehabt — wie im Märchen war es über ihn gekommen, daß er dies junge reine Leben retten müsse, auch wenn er sich selbst und seine Zukunft dabei einzusetzen habe. Das war es nicht, was ihn jetzt bekümmerte und in den lichten Glorienschein, der auf seinen Zügen lag, einen tiefen Schatten warf. Er allein hatte den Widerstand des Mädchens besiegt, ihm hatte sie vertraut — gleichviel warum, er allein mußte ihr den ärztlichen Beistand leisten. Mit aller Zuversicht, die ihn erfüllte, wußte Doktor Erwin Buchhoff, daß es sich bei dem Bevorstehenden dennoch um Leben und Tod handle, und so kühn und entschlossen er sonst war, so begann der Gedanke, daß seine Hand der kaum gewonnenen Geliebten Tod oder Leben geben müsse, schwer und ernst auf seiner Seele zu lasten. Doch war er entschieden, seinem Paten und Lehrer jede Teilnahme an der Operation zu versagen — und sorglich bedachte er, wie er Heiding mit dem Geschehenen und Beschlossenen versöhnen werde.

So unablässig, so tief sann er, auf die Taxushecken und die steinerne Balustrade zu seinen Füßen herabblickend, der einen Frage nach, daß er weder sah, wie die Sonne sich nach West neigte, noch die lauten Schritte aus dem schweigsamen Schloß vernahm. So kam es, daß sich mit einemmal eine Hand auf seine Schultern legte und daß er, emporblickend, dicht in die Augen des mit Scheu und Sorge Erwarteten blickte.

„Was ist geschehen, Erwin? Was hör ich vom Kammerdiener des alten Landgrafen? Was planst und bereitest du vor?“

„Die Prinzessin von Grumbach hat in die Operation, die ich ihr nochmals vorschlug, eingewilligt, lieber Professor!“

„Du warst ohne mich bei der Kranken, Erwin — du hast sie bestürmt und ihren Willen nach deinem gelenkt —? du scheinst ihr schrankenloses Vertrauen eingeflößt zu haben —“

„Ich habe ihr meine tiefe Überzeugung, daß ich sie retten werde, noch einmal dargelegt! Ich habe das Mittel gefunden, ihr Verzagen am Leben zu besiegen —“

„Du hast ihr in plötzlicher Leidenschaft dein eigenes Leben zum Opfer geboten?“ sagte Heiding ernst, beinahe grauvoll. „Weißt du auch, was du auf dich genommen, in welchen Kämpfen und Enttäuschungen deine hoffnungsreiche Zukunft zu Grunde gehen kann?“

Digitized by Google

„Gewiß weiß ich das — ich bin kein Romanheld, der sich über den Ernst und das Gewicht der Weltverhältnisse täuscht. Aber ich habe die Hand nicht nach einer Blüte ausgestreckt, die zu hoch für mich hängt, sondern nach einer, die die Welt unter ihre Füße treten wollte, die von allen, allen aufgegeben war, selbst von Ihnen, lieber Pate! Es kann sein, daß die Hoffnung, die zur Stunde Prinzeß Hildegard und mich belebt, nie Wirklichkeit wird — daß ich jahrelang an der Entscheidung zu tragen habe, die ich mir heraufbeschworen. Doch wird mir immer das beglückende Bewußtsein bleiben, daß dies holde Geschöpf nur dadurch gerettet werden konnte, daß ich doch den Willen hatte, sie auf meinen Armen in ein neues besseres Leben hinüberzutragen, und das wird mir Trost und Genugthuung sein."

Professor Heiding blieb einige Augenblicke schweigend, dann sagte er: „Geschehe das Beste, was du hoffst! Und wie denkst du dir die Operation — wessen Hand soll sie vollziehen?"

„Keine andere als die meine!" entgegnete der junge Arzt fest. „Ich allein habe die Hoffnung festgehalten, mir allein hängt meines Lebens Seele und Seligkeit am Gelingen des entscheidenden Schnittes."

Er blickte bei diesen trotzigen Worten von Heiding hinweg; der Professor sah wohl den Ausdruck von Mißtrauen, der die Züge seines jungen Schülers entstellte. Er faßte Erwins Arm, so daß ihm derselbe sein Gesicht voll zuwenden mußte, und sagte leise, aber nachdrücklich:

„Schäme dich, schäme dich in den Grund hinein, mein Junge. Deines alten Paten Hand wird in diesem Falle sicherer sein als die des Liebhabers, des heimlich Verlobten! Wenn du dich anstellst, als ob in deiner Hand das Leben liege, in meiner der Tod, so glaubst du ja selbst kein Wort davon und weißt, daß Erwin Heiding euch alle noch hinter sich läßt, weißt auch, daß er nicht vergißt, was ihm die Prinzessin von Grumbach jetzt außerdem sein muß! Ich habe dich zu meinem Beistand hierher gerufen — Beistand sollst du mir leisten, mehr aber nicht, Erwin, und ich denke, du giebst dich!"

Erschüttert und überwunden warf sich Erwin in die Arme seines väterlichen Freundes und Lehrers; er wußte, daß dieser der Pate des Lebens und nicht der des Todes sei. Die Umarmung beider Männer wurde durch den plötzlichen Eintritt des Landgrafen unterbrochen, der mit einiger Verlegenheit auf die Ärzte sah und dann ausrief:

„Die Herren verzeihen — aber bei der Nachhausekunft vernehme seltsame Dinge. Meine Schwester Hildegard hat mich rufen lassen — plötzlich anders gesinnt — will die Operation wagen und leiden. Versteh nicht, was vorgegangen ist — höre heraus, daß Herr Doktor Buchhoff neue Gründe für die Operation gefunden hat."

„So ist's, Durchlaucht!" erwiderte Heiding. „Der Beredsamkeit meines jungen Freundes ist heute nachmittag gelungen, was wir noch diesen Morgen umsonst gewünscht haben. Der Jugend gelingt, was uns nicht mehr glücken will. Wir wollen denn auch nicht länger zögern, wollen unsere Vorbereitungen treffen und morgen zu Werke schreiten."

Der stolze Blick, den Professer Heiding auf seinen jungen Freund und Schüler warf, gab dem Landgrafen zu denken. Er musterte Erwin von der Seite, und dann murmelte er in seiner abgerissenen Weise vor sich hin:

„Wär's möglich? Im Handumdrehen andere Entschlüsse gefaßt? Was sich so ein Mädchen nur denkt! — glaubt, daß die Welt auf dem Kopfe stehen kann! Wird Augen machen, unsere Schwester Luise! Da es denn Hildegard selbst will — Glück zu, thut euer Bestes, ihr Herren, das Nachher wird sich auch finden — wie sich's — lieber Gott! — immer gefunden hat!"

* * *

Digitized by Google

Frau Hildegard Buchhoff an Professor Heiding, Würzburg.

Berlin, Lessingstraße,
1. Oktober 1889.

Wir sind Ihnen, liebster Professor und Freund, die Nachricht von unserer glücklichen Einkehr in das eigene Nest noch schuldig. Die letzten Tage unserer Hochzeitsreise, bei Ihnen in Würzburg, stehen in so gutem Andenken wie die ganzen goldenen sonnigen drei Monate! Erwin hat die gehoffte Ernennung zum Ordinarius an der medizinischen Fakultät — Sie sehen, daß ich mich schon ganz ausdrücke wie eine Professorsfrau — hier vorgefunden, ist glücklich in seiner großen und segensreichen Thätigkeit. Er meint freilich, eine Kur, wie sie Ihnen und ihm im Schlosse Bergfeld geglückt, werde er nicht zum zweitenmal unternehmen. Er schauert noch immer leise zusammen, wenn er an die Monate des vorigen Herbstes, an die bangen Wochen denkt, die bis zu meiner völligen Genesung verflossen. Umgekehrt denke ich an nichts lieber als an jene Zeit, in der ich meinen Mann erst ganz kennen gelernt und mit jedem Tage mehr empfunden habe, was Sie unbewußt für die arme kleine Prinzeß Grumbach thaten, als Sie sich Erwins annahmen. Die schlimmen Tage des vorigen Winters, in denen ich meinen Entschluß, Erwins Frau zu werden, gegen Luise und all meine Umgebung (den treuen Jakob Franke ausgenommen) standhaft zu verfechten hatte, schwinden schon völlig aus meinem Gedächtnis. Sie sind mir, da ich mich geliebt wußte und Erwin liebte, auch nicht allzu schwer geworden. Und vollends habe ich es leicht gefunden, mich in die veränderten Verhältnisse zu schicken. Ich trinke mit durstigen Atemzügen die neue Lebensluft und fühle mich täglich gesunder und glücklicher in ihr.

Mein Bruder, Landgraf Heinrich, hat uns, als er zum Kauf von Jagdpferden hier war, seinen Besuch gegönnt. Er geruht, unsere Einrichtung „charmant, gar nicht mesquin“ zu finden, ist verbindlich und achtungsvoll gegen Erwin, und ich rechne es ihm hoch an, daß er das immer gewesen. Natürlich findet er es nach wie vor „seltsam“, daß ich lieber Frau Professor Buchhoff als Gräfin Schlichta werden mögen, obschon ihm die Ahnung aufgeht, daß ich das bessere Teil erwählt.

Als wir gestern im Tiergarten spazieren gingen, begegneten wir dem Jagdkameraden meines Bruders, dem Oberstlieutenant d'Ardenne, der hier Militärattaché bei der belgischen Gesandtschaft ist. Er blieb stehen und redete mich in wunderlicher Verwirrung als „Durchlaucht Frau Professorin“ an. Ich bat ihn, es bei der gnädigen Frau bewenden zu lassen, worauf er mir sehr erleichtert die Hand schüttelte.

Nun leben Sie wohl, liebster Freund, lassen Sie Gutes von sich, wie Sie versprochen, alle Monate hören. Ich schreibe Ihnen, wie ich verheißen, wöchentlich, und Sie sollen viel Gutes von uns hören. Es ist gar keine Kunst, Gutes zu schreiben, wenn man Hildegard Buchhoff heißt und an Leib und Seele so gesund ist, wie ich mir niemals hatte träumen lassen, daß ein Menschenkind sein könne!

Digitized by Google

André Chénier,

ein Dichter aus der Schreckenszeit.

Von

Franz Xaver Seidl.

Das Centenarium der französischen Revolution führte uns die liebenswürdige Gestalt eines jungen Dichters in die Erinnerung zurück, der als eines der letzten Opfer der Schreckensherrschaft fiel: André Chénier, dessen Schicksal unsere volle Teilnahme in Anspruch nimmt und unsere tiefste Rührung erweckt. Seine Nation hat ihn zwar lange nach seinem Tode erst vollauf gewürdigt und ihn als den Vorläufer und Begründer der französischen Romantik erkannt, als den vom Geiste der alten Griechen erfüllten bukolischen Sänger, in dessen Gedichten sich die Anmut Theokrits wiederspiegelt. Frankreich feiert ihn jetzt als einen seiner Klassiker, und seine poetischen Werke sind trotz oder vielleicht wegen ihres Hellenismus von den Gebildeten seiner Landsleute hoch geschätzt. Der beste Kommentar seiner Schriften aber ist sein Leben.

André Chénier wurde am 30. Oktober 1762 in Konstantinopel geboren, wo sein Vater, der als armer Kaufmann nach Griechenland gewandert war, zuletzt das Amt eines französischen Generalkonsuls bekleidet hatte; seine Mutter war eine Griechin. Im Jahre 1773 zog sie, da ihr Gatte Geschäftsträger in Marokko geworden war, nach Paris mit ihrer Tochter und ihren drei Söhnen. Sie war eine hochgebildete Frau, die den Unterricht ihrer Kinder selbst leitete, der Poesie und Malerei huldigte und auch einige Abhandlungen über griechische Tänze und griechische Gräber geschrieben hatte. Im geselligen Hause dieser feingebildeten Frau verkehrten die Komponisten Lesueur und David, die Dichter Palinot und Le Brun. Zwei ihrer Söhne, Marie Joseph und André, haben sich in diesem Kreise zu Poeten herangebildet, die beide mit Auszeichnung genannt werden. Es bestand im Hause ein Bund junger Leute, die die Dichtkunst pflegten, einander ihre Schöpfungen vorlasen und gegenseitig besprachen.

Der Wille des Vaters bestimmte die beiden genannten Brüder zum Eintritt in die französische Armee; Marie Joseph trat in Niort, André bei der Garnison in Straßburg ein. Mit ihm war als Lieutenant im selben Regimente der berühmte La Tour d'Auvergne. André, dem der Militärdienst nicht behagte, legte schon nach sechs Monaten seine Charge nieder. Er kränkelte und ging nach Paris, um Heilung zu suchen, dann reiste er in ein Bad nach Savoyen und später mit einigen Freunden nach Italien, Griechenland und Kleinasien. Er, der schon früher mit Ernst und Eifer die Klassiker des Altertums studiert, aber auch in der vaterländischen Litteratur ernstlich sich umgeschaut hatte, so daß er Rabelais, Corneille, Racine ꝛc. gründlich kannte, hatte auf dieser Reise mit Entzücken an den klassischen Stätten geweilt, aber auch die Überzeu-

Digitized by Google

gung mit heimgebracht, daß er frei und unabhängig der Litteratur leben müsse und sich in keinen Zwang irgend eines anderen Berufszweiges fügen könne. Nur noch enger schloß er sich dem Kreise gleichgesinnter Freunde an, zu denen sich neben den beiden Trudaine auch De Pange, Florian und der Marquis v. Brazais gesellte, welch letzterer Chéniers Hauptmann gewesen war und der sehr viel litterarische Studien trieb, während mit Entfernten, wie Alfieri und mit der Gräfin v. Albany, sich ein reger Briefwechsel entfaltete.

Aber der Wille des Vaters kreuzte Andrés Pläne. Im Jahre 1784 hatte jener seine Stelle in Marokko verloren und kam nach Paris, wo er nun mit den Seinigen lebte. Er besaß nicht die Mittel, seinem Sohne ein, wie dieser es wünschte, freies, unabhängiges Leben zu gestalten, und dieser mußte sich entschließen, auf Andringen des Vaters als Gesandtschaftsattaché nach London zu gehen. Allein England und das Handelsgewühl der Themsestadt behagte seinem feurigen Geiste nicht und auch seine Stellung gewährte ihm keinerlei Befriedigung. Doch blieb er, mit dem Studium der englischen Litteratur sich tröstend, bis in Frankreich die Revolution ausbrach, worauf er nach Paris zurückkehrte und sich mit Begeisterung in die politischen Wogen stürzte.

André Chénier gehörte zu den Freunden der Konstitution, er verteidigte den König, besang Charlotte Corday, griff Collot d'Herbois und Robespierre an und führte einen heftigen Wortkampf in den Journalen gegen seinen Bruder Marie Joseph, der zu den Jakobinern gehörte und am Sturz der Monarchie mitarbeitete. André hatte durch sein offenes, rückhaltloses Darlegen aller Schäden der Revolution, durch seine glühenden Worte, wie sie Jugend und Ehre ihm eingaben, und durch den Widerstand, den er entgegensetzte, als er mit den zügellosen Ausschreitungen der Volksregierung nimmer einverstanden war, schon bald den Haß und Ingrimm der Machthaber auf sich gelenkt. Als bei dem Feste des „höchsten Wesens", wobei Robespierre präsidierte, sein Bruder dies lächerliche Ereignis in Versen pries und den offiziellen Deismus besang, da machte André seinem Mute und seinem Zorne Luft in den Worten: „Man muß hoffen, daß nach einer Verbannung von einigen Monaten Gott sich wieder besser aufführe und daß das erste Zeichen seiner Reue sein wird, diese neuen Anbeter zu strafen! Wie, du, allmächtiger Gott, du duldest, daß solche Leute dich loben und dich bekennen! Was sollen die Menschen denken, wenn sie sehen, wie unter deinen Augen der Name der Tugend, der Ehrlichkeit, der Menschlichkeit von lauter Henkersknechten ausgesprochen wird! Dein Auge sieht diese Scheußlichkeiten alle und du donnerst nicht! Du überlässest es einem armen Teufel von Dichter, sich mit deiner Rache zu befassen!"

So hatten alle seine Journalartikel und seine politischen Schriften nur den Zweck, das Ungeheuer zu bekämpfen, das ihn später doch noch verschlingen sollte. Auch in seiner Ode Le Jeu de Paume verdammt er die Großen und brandmarkt die Schmeichler des Volkes, die nur für denjenigen Eifer haben, der gerade die Gewalt hat, und die die Becher, die sie dem Volke kredenzen, mit Blut füllen. Noch verwegener äußert er sich in einem anderen Gedicht gegen die revoltierenden Schweizer des Regiments Chateauvieux, welche die Regimentskasse geplündert und ihre Offiziere mißhandelt hatten, und denen Collot d'Herbois einen feierlichen Einzug in Paris bereitete. „Das Antlitz eines jeden rechtschaffenen und dem Gesetz ergebenen Mannes," sagt er im Journal de Paris, „umhüllt sich mit einem Trauerflor! Die gesamte Jugend des Reichs und alle Nationalgarden sollen Trauerkleider tragen, wenn der Mord ihrer Brüder ihnen bei uns ein Anrecht giebt auf den Ruhm der Fremden. Man verhülle die Augen der Armee, damit sie nicht sehe, welche Ehren die Disciplinlosigkeit und die Revolte erlangen!" Ferner veröffentlichte er eine auch im Auslande damals sehr bekannt gewordene

Digitized by Google

Schrift: Avis au peuple français sur ses véritables ennemis, worin er die Ungerechtigkeiten der Gewalthaber geißelt, der Nation den socialen und finanziellen Ruin prophezeit und am Schlusse das Volk direkt auffordert, jene sogenannten Patrioten zu stürzen, die sich nur in der allgemeinen Verwirrung halten können. Noch einmal trat er muntig vor, als man dem Könige den Prozeß gemacht hatte. Er besprach sich viel mit Malesherbes, dem Verteidiger Ludwigs XVI., und bemühte sich, das Haupt des Königs zu retten; ja, er hatte sogar selbst an der Verteidigung desselben teilnehmen wollen. Nach der Hinrichtung des Königs war es für Chénier aber die höchste Zeit, sich von der Öffentlichkeit zurückzuziehen und jene einsame Wohnung in Versailles aufzusuchen, die sein Bruder, der sich mit ihm wieder versöhnt hatte, für ihn besorgte, um ihn seinen Feinden zu entziehen.

Hier lebte er nun der Poesie, und in jene Zeit fallen seine bedeutendsten größeren Dichtungen, die seinem Namen so viel Ruhm gebracht, während zugleich sein Leben von einem Frühlingsstrahl der Liebe verklärt wurde, der aus seinen lyrischen Dichtungen so rührend entgegenleuchtet und ihnen jenen Duft und jene Melodie verleiht, an denen seine anderen Dichtungen, die mehr in akademischen Formen sich bewegen, nicht so reich erscheinen.

Was von Chéniers Poesien bei seinen Lebzeiten bekannt geworden, sind im ganzen kaum sechshundert Verse gewesen. Er hatte sich in Nachdichtungen und Übersetzungen der Alten versucht, wollte sich aber nicht hervordrängen. Doch haben manche seiner Zeitgenossen, denen der Dichter einen geheimen Einblick in sein Schaffen gewährte, seinen Ruhm vorausgesagt. Trotz seiner Zurückgezogenheit war er auch im Auslande schon bekannt. Es hatte Wieland sich um ihn erkundigt durch Vermittelung einer in Göttingen lebenden Französin, und Alfieri schrieb ihm: „Ich weiß, daß du Verse schreibst, die von attischem Honig triefen.“ Erst nach seinem Tode sind seine Dichtungen alle bekannt geworden. Chénier hinterließ seinem Vater ein reiches Atelier voll Schönheiten, angefangene und vollendete Gedichte, Entwürfe, Notizen in Versen und Prosa, die Skizze eines größeren satirischen Werkes, sowie den Entwurf einer Komödie im Genre des Aristophanes. Alle diese Fragmente erscheinen wie Quadern und Säulenstümpfe eines unvollendeten Tempels, aber doch als Material, wie es eben nur für einen Tempelbau passend gefunden werden kann.

Im Jahre 1819 erst sind seine Gedichte veröffentlicht worden. Sie hatten in der litterarischen Welt Aufsehen erregt, aber sie sind nicht einstimmig günstig beurteilt worden; besonders Loysou hat sie streng getadelt. Allein sein Genie fand doch noch die gerechte Würdigung; man fand, daß Chéniers Verse etwas Hinreißendes, Wohllautendes hatten; man fühlte die Wirkung seiner Beredsamkeit, den harmonischen Klang seiner Diktion, die Lieblichkeit seiner Bilder, die jugendliche Üppigkeit seiner Phantasie und die zündende Kraft seiner Satire; man studierte ihn und fand, daß er seinem Jahrhundert vorausgeeilt war, ohne daß man es dreißig Jahre hindurch gemerkt hatte. Der große Litterarhistoriker Sainte-Beuve stellt ihn neben Régnier als den großen Ahnen vor, an dem die junge Poesie sich ihre erhabenen Traditionen holen könnte. Alles ergötzte sich an den Dichtungen, aus denen die Anmut eines Theokrit und Pindar, eines Homer und Vergil wiedertönte, in welchen die jonische und dorische Grazie sich mit der Sprache Racines und Corneilles verband. Und das Bild des Dichters erschien um so erhabener, als es auch mit der Märtyrerkrone eines Bürgers geschmückt war.

Es war eine stille Herzensneigung, die der Dichter während seiner Zurückgezogenheit in Lucienne bei Versailles einer jungen blühenden Frau entgegentrug, die wahrscheinlich gar nichts erfuhr von den seligen Gefühlen, die sie in André Chénier erweckte. Ihr Name ist Laurence Lecoulteux. Sie lebte mit ihren zwei Kindern in Lucienne, und André sah sie täglich.

Digitized by Google

In seinen lyrischen Dichtungen nennt er sie Fanny. Für sie erheben sich seine Verse zum reinsten lyrischen Schwung, und die auf sie gedichteten Oden gereichen ihr nicht weniger zur Ehre als dem Dichter.

Unter seinen größeren Dichtungen sind besonders die Idyllen: Le Mendiant, L'Aveugle, Le Jeune Malade und das Fragment Hermes hervorzuheben. Alle haben ernsten Charakter und zeugen von großem Natursinn. Sein umfangreichstes und auch vollendetstes Werk ist L'Invention, gewissermaßen seine ars poetica.

Seine zahlreichen „Elegien" sind fast alle der Liebe geweiht. Auch in denjenigen, die er an seine Freunde richtet, verfällt er oft plötzlich in die Klage um die verlorene Geliebte, die ihm die Treue gebrochen. Manche Stellen sind sehr realistisch gehalten; alle aber sind von echtem poetischem Duft durchweht und mit jener süßen Melancholie getränkt, die ihren besonderen Reiz auszuüben nie verfehlt.

Eine der schönsten darunter ist die Elegie La Lampe. „O Nacht," ruft der Dichter, „ich schwor es, jene Treulose zu lieben; auch ihr Mund gelobte mir ewige Liebe! Du warst Zeugin unseres gemeinsamen Schwurs! Nun hat die Undankbare sich in die Arme eines anderen geworfen und verspricht auch ihm die Liebe, sagt und schwört es auch ihm, und du bist's wieder, o Nacht, die den Meineid bezeugen kann." Nun wendet er sich an die Lampe:

Du kleine Lampe, holder Stern der Liebe,
Der du am Marmorsims mit zartem Licht
Bis Tagesanbruch unserm Kuß geleuchtet:
Auch du warst Zeuge ihres süßen Worts.
Doch ach, wie sich dein Öl verzehrte, schwand
Auch ihre unbeständ'ge Liebe hin
Und löschte aus wie du; in leichten Rauch
Zerstob ein jeder Schwur von ihrem Mund.
Dein Glimmen hielt ich wach, damit du still
Dem holden Zaubertrieb der Liebe leuchtest!
Und du verglommst nicht, als sie treulos war,
Und dienest auch den Freuden des Rivalen.
Auch du kannst, falsch wie sie und ohne Treu,
Dem andern sein, was du einst mir gewesen,
Zeigst andern Augen, die auf sie du lenkest,
Wie ungetreu und, ach, wie schön sie ist!

Die Lampe aber erwidert:

Unsel'ger Dichter, was klagst du mich an?

und erzählt, wie sie zusehen mußte, ohne es hindern zu können, daß die Geliebte so schnell seiner vergessen:

Unsonst verlangte ich vom Gott der Liebe,
Von dem ich glaubte, er beschütze dich,
Die Stimme, deren heut ich mächtig bin:
Ich hätt von deinen Thränen ihr erzählt,
Und hätte falsch, verbrechrisch sie genannt.
Doch hab ich, um mit Furcht sie zu erfüllen,
Mit lautem Prasseln plötzlich mich bewegt,
Und meine Flamme sprühte tausend Funken.
Da ward sie bleich und sah mich zitternd an
Und sprach mit leiser Stimme: „Große Götter!
Muß ich noch immer jene Zeugin sehn,
Die die meineid'gen Thaten alle zählt?"
Rasch stand sie auf — doch er, er preßte sie
In seine Arme, hielt sie fest und sprach:
„O lösche doch die Lampe nicht!" ...
Nun hör ich auf zu leuchten. Folge mir,
Und glüh auch du nicht mehr! Verlösche, Freund,
Mit einem Hauche deine Liebe nun,
Wie sie auch mich mit einem Hauch verlöschte!

Von Chéniers „Episteln" sind nur vier vollständig erhalten. Trotz ihrer knappen und bündigen Form wirken sie durch die Kraft ihrer Gedanken, durch Abwechselung von Ernst, Scherz und Satire. Er spricht darin über die Freundschaft, über seine Zurückgezogenheit, warum er nicht öffentlich als Dichter auftritt, und preist den glücklich, der fern von der großen Stadt Paris lebt, einsam, nur sich und den Musen.

Das sind die Werke André Chéniers, die, seinen gründlichen Studien der Alten entsprungen, ihm den Namen des französischen Theokrit mit Recht eingetragen haben. Aber die schmachvolle Zeit seines Vaterlandes, die er mit ansehen mußte, hat ihn auch zu Klängen ernsten, heiligen Zornes und blutiger Ironie begeistert. Diese Dichtungen und die vorhin erwähnten politischen Schriften sind freilich für ihn verhängnisvoll geworden. Als er seine großartige Ode „An Charlotte Corday" veröffentlichte, worin er, von Abscheu gegen Marat erfüllt, der That Charlottes ein Ruhmeslied singt, ihr zurufend:

Du kannst dich opfern, Frankreichs Schmach zu rächen,
Erhaben, groß, wie eine Priesterin.
— — — Die Weltgeschichte,
Sie wägt fürwahr mit anderem Gewichte
Als jene Fremden auf der Richterbank.
Den spätsten Zeiten tündet sie die Märe:
Ein schwaches Mädchen griff beherzt zur Wehre,
Da Männerarmen feig das Schwert entsank.
Ein Scheusal wen'ger wälzt sich jetzt im Schlamme,
Der Tiger ward erlegt von einem Lamme ꝛc.,

Digitized by Google

und als er aufs neue seinem Groll gegen Robespierre in öffentlichen Artikeln Ausdruck verlieh, hatte man ihn auf die Proskriptionsliste gesetzt. Er hatte sich lange seinen Feinden zu entziehen gewußt, wagte sich aber doch einmal in eine für ihn gefährliche Gegend, nach Passy zu seinem Freunde Pastoret, dessen Frau sich durch die Flucht vor ihrer Verhaftung gerettet hatte. Es war am Abend des 8. März 1794, als ein Kommissär des Revolu-

des Hauses nicht aufgenommen und daher nach St. Lazare gebracht. Wer damals einmal gefangen saß, blieb es in der Regel für immer; nur das Schafott war der herkömmliche Befreier. Zwar ein direkter Befehl des allgemeinen Sicherheitsausschusses oder ein freisprechendes Urteil konnte allerdings auch die Freiheit bringen. Aber der eine war ebenso schwer zu erlangen, als das andere fast thöricht zu hoffen war, und die Klugheit gebot,

André Chénier.

tionskomitees ins Haus des Herrn Pastoret kam, um dessen Frau zu verhaften. Chénier, der dem Kommissär gar nicht bekannt war, protestierte, und da man die Frau nirgends fand, brachte man seine Anwesenheit mit der Annahme in Verbindung, er habe bei der Flucht derselben mitgewirkt, und da er überdies noch seinem Zorn in scharfen ironischen Worten Luft machte, wurde er sofort arretiert, obgleich er auf seinen Bürgerbrief sich berief, und des anderen Morgens nach Paris gebracht ins Gefängnis des Luxembourg. Hier wurde er wegen Überfüllung

lieber im Gefängnisse zu bleiben, wo man sicherer verborgen war, als den Versuch einer Befreiung zu machen. Das mußte auch Chénier wissen und er konnte sein Schicksal voraussehen. Dennoch hoffte er auf seine Freunde, auf seinen Bruder! Allein seine Freunde waren größtenteils auch eingekerkert: traf er ja doch in St. Lazare die beiden Trudaine wieder, ferner den Marquis d'Ussou, seinen früheren Oberst im Regiment, die Herren v. Montalembert, v. Montmorency u. a. Sein Bruder konnte zur damaligen Zeit nichts mehr für ihn erreichen, weil er bei Robes-

Digitized by Google

pierre und bei einigen Machthabern nicht beliebt, ja selbst schon beinahe proskribiert war; man verlangte sogar direkt von ihm, daß er als ein guter Republikaner seinen Bruder André selbst dem Tribunal ausliefern sollte, anstatt um dessen Befreiung zu bitten. Auch sein jüngerer Bruder Sauveur saß bereits gefangen. Nur das Totschweigen seines Namens konnte ihn retten.

Vier Monate und zwanzig Tage hatte Chénier im Gefängnisse St. Lazare zugebracht. Seine besorgten Eltern, die zwei ihrer Söhne dem Tode preisgegeben sahen, konnten sich nicht beruhigen, und namentlich hat der greise Vater mit nutzlosen Klagen und Bitten die Mächtigen der Schreckenszeit bestürmt. Aber es war alles umsonst; es konnte auch keine Kunde mehr von dem Sohne ins Vaterhaus gelangen, es gab keinen Abschied mehr von den Eltern und den Brüdern. In den Zeitungen des 8. Thermidor las Marie Joseph unter der dort veröffentlichten Liste der Opfer den Namen seines Bruders André. Der alte Vater geriet bei dieser Nachricht in Verzweiflung, und nach zehn Monaten folgte er seinem Sohne gebrochenen Herzens ins Grab.

In jener Schreckenszeit wurden täglich zwischen fünfzig und hundert Schlachtopfer zur Guillotine geführt. Es konnte da natürlich nicht ausbleiben, daß oft ungeheuerliche Irrtümer bei der Auswahl der Gefangenen vorfielen. So hat der junge Saint-Pern sich für seinen mitgefangenen Vater geopfert, als letzterer zum Tode geholt werden sollte; so hat umgekehrt der Vater Jean Loiserolles seinem mitgefangenen Sohne François das Leben gerettet, als der Huissier bloß Loiserolles rief, ohne die Alte näher anzusehen, und hat sich für ihn zum Schafott führen lassen. Wenn man dann bei Gericht auch eine solche Verwechselung merkte, so genierte das die Ankläger wenig; man strich eben in dem Kollektivprotokolle aus, was nicht paßte, und veränderte, was verändert werden mußte. Einem solchen Irrtum fiel auch Chénier zum Opfer. Die Anklageakte und der Befehl zur Abführung in die Conciergerie paßten auf seinen Bruder Sauveur, denn er war darin als Exadjutant des Generals Dumouriez bezeichnet, und diese Stelle bekleidete ja Sauveur. Aber der edle André wollte sein Leben nicht retten, wenn er dadurch das eines Vergessenen in unausbleibliche Gefahr brachte. Und dieses Opfer war ja sein Bruder! Er beschränkte sich nur darauf, gegen die Ungenauigkeiten und Unregelmäßigkeiten der gerichtlichen Angaben zu protestieren, indem er bei seinen Aussagen alles vermied, was sie für seinen Bruder hätte gefährlich machen können.

André Chénier hat auch im Gefängnisse Trost bei der Muse gesucht. Nicht als ob er etwa schwächlich sein Los beklagt: er war standhaft und längst ohne jede Illusion auf sein Verhängnis gefaßt und fand Beruhigung in dem Gedanken, es keineswegs verdient zu haben. Es sind nur wenige lyrische Dichtungen, die aus dieser Zeit von ihm erhalten sind; aber dies letzte Vermächtnis enthält seine vollendetsten und wohllautendsten Verse, in denen er, wie in den Oden an Fanny, sich als echter Lyriker zeigt und die durch ihre melodischen Rhythmen noch immer entzücken. Das berühmteste Gedicht darunter ist La Jeune Captive, verfaßt auf jene Madame de Coigny, die mit ihm gefangen war, aber die Schreckenszeit glücklich überlebte. Chénier hat diese Frau durch dieses Gedicht geradezu verewigt; sie wäre kaum ihrer sonstigen Eigenschaften wegen unsterblich geworden. Das Gedicht ist weit über Frankreichs Grenzen hinaus bekannt, und auch in Deutschland durch Geibels treffliche Übersetzung populär geworden. G. Planche erwähnt, daß Chénier in keiner anderen Ode so viel Eleganz, Fülle und Reinheit gezeigt, und Villemain erklärt es als ein Meisterwerk französischer Poesie, als die reinste und göttlichste Elegie. Gleich tief ergreifend sind jene Verse, die er vom Gefängnisse aus an seine Eltern richtet. Doch hatte seine Leier auch Töne des Zornes gegen die Tyrannen, und sein Herz entlud seinen Haß noch einmal vor seinem Tode in den

Digitized by Google

wie Donnerschläge erdröhnenden Ausrufungen gegen die Despoten.

Sehr bekannt sind auch jene fünfzehn Verse geworden, die Chénier kurz vor seiner Hinrichtung geschrieben hat. Die Sage erzählt, er sei durch das Anfahren des Todeskarreus und durch die Nennung seines Namens im Vollenden des Gedichtes gestört und von dem Niederschreiben desselben weg zum letzten Gange geholt werden. Diese Verse lauten in Geibelscher Übersetzung:

So, wie ein letzter Hauch, ein letzter Strahl des Gottes
Den Tag verklärt an seinem Schluß,
Rühr ich die Leier noch am Fuße des Schafottes;
Wer weiß, wann ich's besteigen muß?
Wer weiß? Vielleicht, bevor der Zeiger dort im Kreise
Auf dem geblümten Zifferblatt
Den sechzigfachen Schritt der vorgeschriebnen Reise
Hellsön'gen Gangs vollendet hat,
Liegt schon der Schlaf der Gruft auf diesen bleichen Zügen;
Vielleicht, bevor es mir gelang,
Im angefangnen Vers den Reim zum Reim zu fügen,
Wird zu entsetzenheißerm Klang
Der Todverkündiger, der zum Gerüst der Schrecken
Uns schleppt mit seiner Söldnerbrut,
Das Echo dieses Saals mit meinem Namen wecken.

Am 7. Thermidor des Jahres 1794, abends zwischen fünf und sechs Uhr, fiel das Haupt des Dichters unter dem Fallbeil. Mit Chénier fuhr auf dem Todeskarren der um zwanzig Jahre ältere Dichter Jean Roucher, der Verfasser eines Gedichtes über die „Monate". Jeder beklagte des anderen Schicksal; aber die letzte Fahrt verschönten sie sich noch durch die Poesie, indem sie den Dialog des Orestes und Pylades aus Racines „Andromaque" recitierten, bis der Wagen an der verhängnisvollen Stätte hielt. Hätte ihr Geschick ihnen nur noch drei Tage zu leben vergönnt, so hätte der in dieser Zeit erfolgte Sturz Robespierres ihnen die Freiheit wiedergegeben.

Chéniers Verdienst um die französische Litteratur ist heute unbestritten anerkannt. Er hat der neuen romantischen Schule Frankreichs den Weg gebahnt, hat dem französischen Verse mehr Anmut und Freiheit gegeben und den Grund zu neuen Theorien und Problemen gelegt. „Er spricht dieselbe Sprache wie Racine," sagt Becq de Fouquières, „aber durchhaucht von byzantinischer Lieblichkeit, mit der sich griechische Feinheit und französischer Freimut glücklich vereinen." Sainte-Beuve nennt ihn „den größten Klassiker in Versen seit Racine und Boileau". Es ist sehr schwierig, seine Dichtungen ins Deutsche zu übertragen. Sie setzen viel philologische Kenntnisse voraus; er ist reich an Amplifikationen und mythologischen Bildern, und zu seiner blendenden Rhetorik eignet sich eben nur der Alexandriner. Seine Werke erfordern auch Zeit, Vorliebe und Ernst zu ihrem Genusse. Ein bloßer „Liebhaber der Poesie", sagt E. Rambert, „der nicht mindestens drei Monate Zeit zum Studium von drei Bänden aufzuwenden hat, kann André Chénier nicht lesen, außer er beschränkt sich nur auf ausgewählte Stücke." Dichter und Novellisten Frankreichs haben ihn oft zum Helden ihrer Dichtungen gemacht. Alfred de Vigny hat ihm in seinem Roman „Stello" ein Denkmal gesetzt; Méry schrieb einen Roman: André Chénier, und Justin Dallière ein Drama, dessen Held der Dichter ist; von Alfred Goy ist ein einaktiger Monologue en vers vorhanden: La dernière nuit d'André Chénier und auf dem berühmten Gemälde von Müller: L'appel des Condamnés nimmt seine Gestalt die hervorragendste Stelle ein.

Man erzählt und hat es lange geglaubt, daß Chénier am Schafott noch an seine Stirn gedeutet und zu seinem Todesgefährten Roucher gesagt habe: „Et pourtant il y avait quelque chose là!" Ob das nun Wahrheit oder Dichtung ist, daran liegt wenig. Wir wissen es jetzt, welch ein Schatz unter seiner jugendlichen Stirn schlummerte, und beklagen es, daß das Schicksal, das manchmal neidisch über dem Menschen wacht, ihm nicht mehr Zeit gelassen hat, schon bei Lebzeiten ein großer Mann zu werden.

Digitized by Google

Ausblick von der Ruine.

Aus den Umgebungen Wiens.

Von

Eduard Hetsche.

III

Es war in den dreißiger Jahren unseres wandlungsreichen Jahrhunderts, als die schöne alte Kaiserstadt an der Donau, das damals noch mauerumgürtete Wien, nach dem Zeugnisse ernsthafter Schriftsteller eben wieder „eine neue Epoche seiner Gestaltung begonnen hatte". „Die Linienwälle waren nicht mehr unüberschreitbare Grenzen der Residenz", denn das Institut der Omnibusse — diese „wahrhaft gesellige Einrichtung", wie sie begeistert der alte Adolf Schmidl nennt — war etwa zehn Jahre vorher gegründet worden. Erst schüchtern in einem einzigen Exemplar auftretend, das nur dreimal des Tages vom Petersplatz nach Hietzing fuhr, dann rasch sich vermehrend, so daß bald (1830) „nicht weniger als sechzig Gesellschaftswagen täglich in die verschiedenen Umgebungen Wiens abgingen". Da kurz darauf (1832) die „thätige oberste Hof-Postverwaltung" auch eine Stadtpost errichtete, so schien nun offenbar nichts mehr unmöglich, jedenfalls alles erreichbar. Aus dieser Stimmung heraus schrieb denn auch gewiß der eben erwähnte verdienstvolle Adolf Schmidl sein noch heute sehr schätzbares dreibändiges Werk über „Wiens Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreise" (1835 bis 1839), das nicht ohne Kühnheit schon ziemlich ferne Winkel des Waldviertels und der Voralpen mit heranzog.

Heute vermag man sich aus unseren Tagen des Eisenbahnreichtums und der Zonentarife kaum mehr hineinzudenken in jenes oben geschilderte beschränkte und beschränkende Verkehrsidyll. Ist einerseits so manches, was einst noch „Umgebung":

Digitized by Google

Dorf, Weingarten oder Au war, durch das rieſige Anwachſen der Metropole ſeitdem mit „Stadt“ geworden, ſo werden dafür durch ein fortwährend dichter werdendes Netz von Bahnen die ferneren „Umgebungen“ derſelben gleichſam immer näher gebracht. Dies gilt namentlich von den Gegenden des oberen Wienerwaldes und der Voralpen. Der Sonntagswanderer, der nun am frühen Morgen auf der ausſichtsreichen Höhe des Eiſernen Thores oder des Schöpfels ſteht, braucht jetzt nicht mehr in das wundervolle Gewoge der Bergwelt draußen wie in ein unerreichbares Land der Sehnſucht hinauszublicken, ſondern kann ſorglos ihrer Lockung folgen — dank den Eiſenbahn-

„Klausbaum'l“ im Schopfelwalde.

ſchienen drüben im Trieſtingthal, die ihn abends rechtzeitig wieder ſtadtwärts führen. Gerade dieſe voralpine Region aber darf man wohl als das Ideal eines Wandergebietes bezeichnen, das neben der vollen Anmut des Wienerwaldes ſchon nicht wenig von der Größe des nahen Hochgebirges zu bieten vermag. Die Waldgründe ſind üppiger, die Waſſer lebendiger, die Blütenpracht der Wieſen iſt leuchtender geworden, und an den Bergen dieſer Landſchaften, wie dem Hocheck, dem Unterberg, dem Hohenſtein, folgt das Auge immer wieder entzückt dem zugleich weichen, kecken und edlen Aufſchwung ihrer Linien und Formen. Noch reichlich mit Waldesgrün überdeckt, erheben ſie ſich in der Hoch- und Reisalpe bis 1400 Meter, und um die grauen Felsklippen ihrer Gipfel blühen ſchon die alpinen goldgelben Aurikeln, das duftende glutrote „Kohlröſerl“ und die berühmten Alpenroſen. Weit gegen das hohe Gebirg vorgeſchobene Ausſichtswarten, vermögen dieſe Höhen den Ehrgeiz, ſie zu gewinnen, wohl zu belohnen, wenn man auch zugeben muß, daß es nicht ganz leicht iſt, auf ihnen zu — verunglücken. Und wenn überhaupt dieſem ganzen Gebiete die Erhabenheit der Hochalpen mangelt, ſo fehlen ihm dafür auch deren Unwirtlichkeit und Unbelebtheit; anheimelnde Dörfer und rührige Märkte, altehrwürdige Kirchen und Burgen, ſie weiſen uns hier

Digitized by Google

immer wieder auch aufs liebe Menschenleben hin, und eben dieses unaufhörliche sich Ineinanderschlingen von Natur und Leben, von Natur, Kunst und Geschichte, es verleiht mit seinen ewig wirksamen Gegensätzen der Wanderfreude doch erst ihre eigentliche Vertiefung, ein dafür empfängliches und — natürlich auch etwas unterrichtetes Gemüt vorausgesetzt.

Im oberen Wienerwalde.

Von den beiden bedeutendsten Erhebungen des Wienerwaldes, dem Hohen Lindkogel (831 Meter) und dem Schöpfel (893 Meter), kann man den letzteren wohl als den richtigen Waldberg, den Berg der Wälder, bezeichnen, und es ist wohl eine Lust, an einem schönen Frühsommermorgen vom Gipfel aus wieder hinabzutauchen in die dämmerigkühle Pracht seiner nach allen Seiten hin fast endlos sich ausbreitenden Buchenforste. Über die Höhen und hinab in sechzehn Seitengräben mit ebensovielen Bächen führen zahllose Steige und schlechte Holzstraßen, etliche sorgsam farbig markiert; aber auch wenn man es leichtsinnig mit den anderen versucht — werden nicht etwaige Verirrung und einiger Zeitverlust reichlich aufgewogen durch den köstlich beruhigenden Waldesfrieden, den man sich dabei erwandert, und kann man nicht zuversichtlich annehmen, daß das uns stetig begleitende Murmelbächlein im tiefeingeschnittenen Graben unten — auch hier unentwegt bergab rinnend — uns schließlich doch in einen lichten Thalgrund führen wird? Und so geht es denn stundenlang weiter, mit Schritten, die, wir fühlen es, immer leichter und freier werden, bald thalab, bald eben aus; zuweilen gesellt sich von rechts oder links ein neues schmales Wässerlein als kleine Verstärkung zum ersten, neben dem Schlagen der Finken, dem Ruf des Kuckucks hallt zuweilen auch gedämpft der Hieb einer fernen Holzaxt herüber; das Bleibende aber ist ringsum der Wald und wieder der Wald, hohe, gleichmäßig schöne Buchenbestände, hier und da gemischt mit dunklen Nadelhölzern. Noch immer vermag die Sonne nicht bis herab zu uns zu dringen, nur wenn der leichte Frühsommerwind die dichten Baumwipfel hoch über uns auseinanderwühlt, dann leuchtet oben ein berückendes Gewirr auf von hellem Blattgrün, Sonnengold und feuchtem Ätherblau. Endlich aber giebt es auch vor uns, im Grunde unten, ein sonniges Aufglänzen, und erfreut begrüßen wir als reizendes Intermezzo die grasige Lichtung einer jener Schwemm-Klausen, wie deren ziemlich viele an den Bächen dieser großen Waldregion liegen. Die Anlage derselben, der Aggsbach-, Gredl-, Hanfbach-, Gaisruck-, Schöpfl-Klause und wie sie alle heißen, ist stets die gleiche: ein breiter, den Thalgrund sperrender Damm mit einer festen Schleuse, durch welche in den Tagen des Vorfrühlings die gestauten Wasser mit den angesammelten Holzmassen wieder hinabschießen, der großen Haupt-Klause bei Klausen-Leopoldsdorf entgegen. Die ganze übrige Zeit des Jahres hindurch kann sich das „Klaushäus'l" als solches gründlich von jenen anstrengenden Frühjahrswochen erholen und bietet denn auch den Anblick eines träumerischen Idylls. Im schönen Monat Mai zumal erschimmert der schmale Thalgrund vom Blütenweiß der Obstbäume, die das Haus der Holzknechtfamilie umdrängen, das gänzlich beschäftigungslose Bächlein windet sich behaglich durch den blumigen Wiesengrund, es regt sich kein Laut; die Erwachsenen sind alle im Walde bei der Holzarbeit, nur ein paar Kinder, hellblond und blauäugig, glotzen scheu-neugierig zu uns herüber.

Das weitausgedehnte Waldrevier der Schöpfelgegend, entlegen und offenbar spät erschlossen, enthält kaum ein einziges älteres Baudenkmal, sehr im Gegensatze zum Hohen Lindkogel, dessen Vorberge mit ihren schroff ansteigenden Kalkfelshöhen eine Zahl von Burgbauten tragen, wie die Ruinen des Helenenthales und voralpenwärts die beiden Burgen Merkenstein und Arnstein, während die längst besiedelten Thäler eine Reihe von uralten

Digitized by Google

Orten bergen. Auch diese haben ihre Schicksale, die so seltsam lamentabel über die Zeit ihrer Unbekanntheit oder ihrer Berühmtheit verfügten. Oft herzlich unbedeutend und Jahrhunderte hindurch kaum genannt, kam doch einmal ein Tag in ihrem Leben, der sie nun für immer mit einem tragischen Schimmer umgiebt. Da ist Alland, ein reizender Sommeraufenthalt, über den aber sonst kaum etwas zu sagen ist; wenn man jedoch weiß, daß es einst, im Jahre 1249, der Geburtsort jenes Herzogs Friedrich von Österreich ward, des letzten Babenbergers (von mütterlicher Seite), der mit seinem Freunde Konradin, dem letzten Hohenstaufen, am 29. Oktober 1268 zu Neapel enthauptet wurde — kaum zwanzigjährig — dann wird man doch auch heute noch diesen Ort nicht ohne tieferen Anteil betreten können. Und unfern von ihm liegt das kleine Mayerling, wohl schon 1136 als Murlingen in der Heiligenkreuzer Stiftungsurkunde erwähnt, das aber doch die langen Jahrhunderte hindurch seitab das stillste Privatleben führte, bis zu jenem 30. Januar des Jahres 1889, dem Tage der dunkel-tragischen Kronprinzenkatastrophe, von dem an es nun für immer der großen Weltgeschichte angehört. Im nahen hügelreichen Hochlande zwischen Schwechat und Triesting ist kein Mangel an halb ausgestorbenen Ortschaften, pensionierten Klöstern, toten Burgen und Kirchen. Von den waldüberragten wuchtigen Trümmern des Felsennestes Arnstein, das seit dem Türkeneinfalle von 1529 Ruine ist, sieht man schön hinüber auf den spitzen Föhrenkogel, der den edlen Bau der gotischen Pankratinskirche trägt oder vielmehr trug, denn er ist heute schon arg verstümmelt; die weltentlegenen Nester Schwarzensee und Nöstach waren jedenfalls lebendiger in jenen Tagen, da noch die mächtigen Dynasten von Schwarzenburg-Nöstach hier oben residierten und Anno 1134 das Kloster Klein-Mariazell gründeten, als „der von Swarzensê" zum Turnier mit dem Liechtensteiner ausritt, und auch noch zur Reformationszeit, in welcher dieser Ort zwei Pastoren hatte. Heute ist das Kloster längst durch Kaiser Joseph wieder aufgehoben, von den beiden Burgen ist kein Stein mehr zu finden und auf den Friedhöfen von Schwarzensee und Nöstach steht hier ein halbeingesunkenes graues Kirchlein inmitten eines blühenden Gewoges von hohen Gräsern, Schwertlilien, Pfingstrosen, Orchideen und Fliederbüschen, dort ein tiefbrauner gebrochener Turm, friedlich umblaut vom Rauche, der den an die Wallmauer angebauten niedrigen Bauernhütten entsteigt.

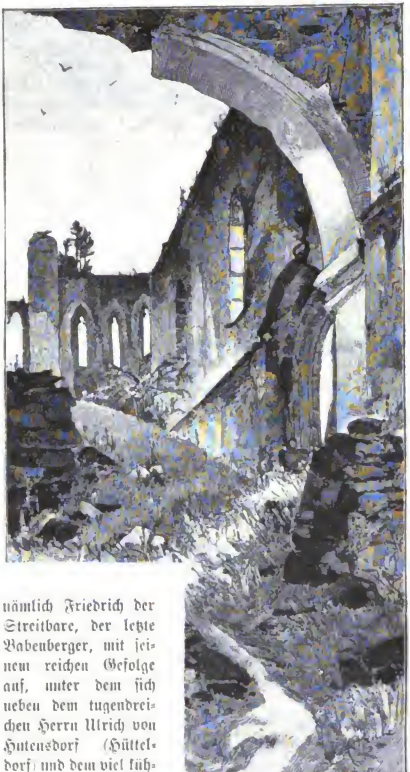
Von allerlei Schlössern und Burgen.

Es giebt ein mittelalterliches dichterisches Buch, das uns in umständlicher Breite, aber durchaus nicht ohne Farbigkeit und Leben, ein Bild der ritterlichen Gesellschaft des dreizehnten Jahrhunderts überliefert hat, ein Buch, reichlich geschmäht, aber auch warm verteidigt, oft genannt und vielfach geplündert, der „Frauendienst" des steirischen Ritters Ulrich von Liechtenstein, entstanden um 1255. Der sich selbst, seine Liebesaventiuren und Turnierfahrten schildernde Held ist und bleibt freilich eine selbstgefällige und thörichte Persönlichkeit, aber das Buch ist naiv und enthält eine solche Fülle von kulturgeschichtlich merkwürdigen Scenen und Dingen, daß es hierin, und zumal für Waffen-, Kostüm- und Turnierkunde, eine Quelle ersten Ranges zu nennen ist. Wir sind erfreut, es kennen gelernt zu haben — dank jener neuen schönen Ausgabe (F. A. Brockhaus, 1888, 2 Bde.), die ihm Professor Reinhold Bechstein in Rostock als ihr liebevoller und kenntnisreicher Kommentator angedeihen ließ. Er bezeichnet es geradezu als das „wichtigste Zeitgedicht", die „merkwürdigste und lehrreichste Erzählung aus den Tagen des Minnesangs"; für den mit Heimatsgefühl begabten Leser bietet es noch den besonderen Reiz, daß alle die längstverschollenen Rittergeschlechter unseres Wienerwaldes und der Voralpen in demselben noch lebendig sind und fro-

Digitized by Google

hen Mutes, „wonniglich gezieuniert“ von Turnier zu Turnier ziehen. Da reitet auch der „fürst uz Österlant“,

der hochgemute Friderich,
ich meine den von Österrich,



Kirchenruine St. Pantrat.

nämlich Friedrich der Streitbare, der letzte Babenberger, mit seinem reichen Gefolge auf, unter dem sich neben dem tugendreichen Herrn Ulrich von Hutendorf (Hüttelsdorf) und dem viel kühnen Prunrich von Tobelich (Döbling) auch unser Schwarzenseer befindet, mit seiner ritterlichen Sehnsucht nach Beute (im Turnier) und Ehre: „dem was nach guote, nach êren wê“. Und eines Morgens sehr früh (harte fruo) kommt auch her Segramurs („her Alber was siu rechter nam“) von Arnstein, seinem „hus“, nach Gloggnitz gezogen, um mit Ulrich, der, in Scharlachrot und Gold gekleidet, eben auf seiner großen Fahrt als König Artus dort weilt, drei Speere zu verstechen und in dessen Tafelrunde aufgenommen zu werden. Und so reiten denn auch sie einige jener unzähligen Tyoste, von denen das Buch des Liechtensteiners wimmelt, und in deren Schilderung er sich nie genug thun kann.

Wir namen zwei wol startiu iper,
ein schoen tyost was unser (be)ger:
diu örre (Rosse) mit iporn wir vaste triben.
diu iper auch da nit ganz beliben;
von den beiden wart da trach,
die drumzen (Splitter) man uf pliegen sach.
wir rusten beide: „iperâ, iper!
die sint dahin: zwei andriu her!“

und so verstachen sie „daz ist war — sechs sper wol sunder vaelen gar“. — Auch das stattliche Schloß Neulengbach, das drüben an der Grenze des großen Waldlandes von isolierter Berghöhe so weit hinaus ins flacher werdende Land sieht, heute als ein weit jüngerer, etwa dem siebzehnten Jahrhundert entstammender Bau, es verlebte wohl seine glänzendsten Tage unter den mächtigen Herren v. Lengenbach, von denen Herr Otto,

Digitized by Google

Neulengbach.

zugleich als „des turmes vogt von Regenspurc“ genannt, ebenfalls im „Frauendienst“ eine große Rolle spielt. Sein Werben ging „umb êre“ und „umb der minne sold“, als sehr reicher Mann und als „Frauenritter“ trat er stets mit besonderer Pracht auf; zuletzt, da der Liechtensteiner als Frau Venus durch das Land fuhr, gar als der Marschall derselben, und Ulrich fühlt sich denn auch immer wieder verpflichtet, jedes neue Kostüm des Lengenbachers und seines — Pferdes mit der liebevollen Genauigkeit eines Schneidermeisters zu beschreiben. Ganz besonders erwähnt wird stets „diu zimier“, das Helmkleinod, der stets individualisierte krönende Schmuck des Helmes, der oft die phantastischsten Formen annahm. Jener unseres biderben Neulengbachers und Domvogtes war ein „ellenhoher“ Buschen von Pfauenfedern.

Unter allen Burgen des Landes am höchsten (600 Meter) und schönsten gelegen ist die bereits auf voralpiner Höhe thronende Araburg; schon ihr Name deutet gleich jenem des benachbarten Arnsteins auf das hohe Felsen- und Adlernest hin, die Wappen ihrer ersten Herren enthalten denn auch beide den Aar; aus den verschiedenen Lilienfelder Klosterurkunden vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahrhundert läßt sich aber von den verschiedenen Herren Wolfger, Chunrad, Albers und Offo v. Areperich nicht wesentlich mehr sagen, als daß sie waren wie andere ihrer adeligen Zeitgenossen auch: halb fromm, halb habgierig; bald die schönsten Stiftungen machend, dann sie wieder anfechtend. Erst seit dem Jahre 1590, in welchem Helmhard Freiherr v. Jörger das Schloß erwarb, gehört es der größeren Geschichte an; die Jörger, mächtig und thatkräftig, waren eifrige Protestanten, einst mit Luther selbst im Briefwechsel stehend, und machten die Araburg zum Mittelpunkt des evangelischen Lebens in diesem Teil der Voralpen, wodurch das herkömmliche schlechte Verhältnis zu den geistlichen Herren im benachbarten Lilienfeld allerdings noch etwas schlechter wurde. Als aber Helmhard Jörgen 1621, nach der Schlacht am Weißen Berge, mit so vielen anderen seiner protestantischen Genossen als Rebell erklärt, verbannt und seiner Güter verlustig erkannt wurde, konnte das Stift dieselben um 75000 Gulden an sich brin-

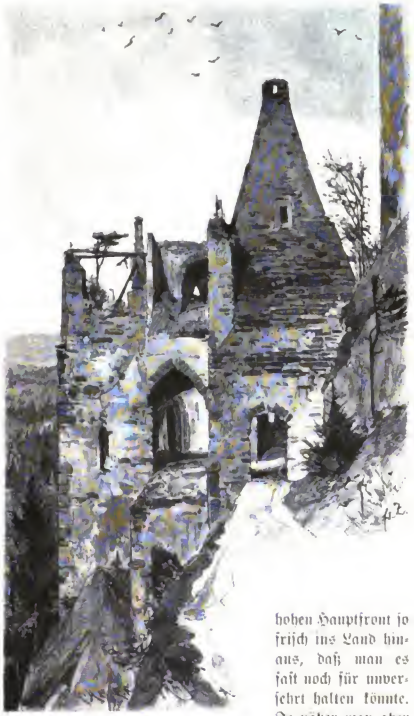
Digitized by Google

gen, und nicht ohne Genugthuung mögen wohl die neuen mönchischen Herren die stolze, Jahrhunderte hindurch von Widersachern ihres Hauses beherrschte Burg betreten haben — eine Genugthuung, der sie im Laufe der kommenden Decennien noch eine schöne Steigerung vergönnten, indem sie den prächtigen und starken Bau dem Verfall, ja der Verwüstung überließen, was übrigens auch weltliche Herren im Lande, die sich sonst ebenfalls gern „konservativ“ nennen, mit ihren Burgen zu stande brachten. Heute umrauscht hoher Buchenwald Felsgipfel und Burgmauern; das nach fast allen Seiten steil niedergehende Terrain, das sie einst uneinnehmbar machte, es läßt sie heute im Verein mit den immer höher werdenden Baumwipfeln für den Zeichner als unaufnehmbar erscheinen; ein volles Bild zugleich ihrer Größe wie ihrer reichen Gliederung gewährt nur ein ausgiebiges Um- und Durchklettern der Ruine. Und wie oft haben wir dies gethan, sorglos in vergangenen schönen Jugendjahren und vor kurzem wieder, weglos aus der waldigen Tiefe des senkrechten Absturzes von Fels und Hochburg emporstarrend zu der grauen Ungeheuerlichkeit derselben, die jeglichen Maßstabes für ihre Wiedergabe zu spotten schienen, dann oben jenem immer wieder neu wirkenden Reize nachgebend, den das forschende Durchstreifen solcher Räume, die gebrochene Kraft und Schönheit eines einst so stolzen Menschenwerkes auf Auge und Phantasie des Wanderers ausüben. Noch sieht man in der spätgotischen farbigen Kapelle die feinen Rippenansätze der Spitzbogengewölbe und den Fuß eines weggeschlagenen Sakramentshäuschens; an der Küche mit ihrem dunkelwuchtigen Rauchfang vorbei führen neuerlich angebrachte Holztreppen hoch empor über halb abgestürzte oder demolierte Wohnräume hinauf ins Hochschloß und auf den uralten Wartturm, und es giebt kaum einen zweiten Punkt, der einen vollkommeneren Blick in die zugleich üppige und edle Formenpracht der voralpinen Bergwelt gewährte. Weit öfter und lieber aber rasteten wir doch einst außerhalb der Burg am Fuße der hohen Zackenmauer in den duftschwülen Stunden schöner Frühsommermittage, und gerade in diesen offenbarte sich die Araburg so recht als eine jener Burgen für Jugendträume, von denen wir glauben, daß jeder von uns einmal eine solche besessen hat. Schattenspendende dunkle Fichten, das hohe Blütengras ringsum strömten einen Duft aus, den man empfand und einatmete wie heißestes Lebensgefühl, aus dem nahen Buchenwaldgrunde wieder rauschte es zeitweilig so kühl verlockend herauf wie in mancher Eichendorffschen Dichtung, und wenn die himmelhoch aufragende Burg bedeutungsvoll auf Vergangenheit und Vergänglichkeit hinwies, war nicht dafür die schöne Bergferne draußen, in die es das Auge immer wieder hinauszog, ein Bild der ahnungsreich hereindämmernden Zukunft, die zweifellos wunderschön, aber gewiß gleich ihr nicht ohne Wettergrauswerden sollte, denn wohlerkennbar hing eben drüben über den granen Schroffen des Schneebergs ein Mittagsgewitter, das schon sein gedämpftes erstes Grollen in unsere sonnigstille Einsamkeit herübersandte. Wer solche Mahnung selbst in der romantischen Zeit nicht ganz verachtet, den bringt eine nicht allzu lange Wanderung hinab nach den nicht minder alten Kultnrstätten des Trieftingthales, Kaumberg oder Hainfeld, die sich aber noch einer blühenden Gegenwart als vielbesuchte Sommerfrischen erfreuen. Auf dem Wege zu ihnen geht es abwechselnd durch lichten Bergwald, vorbei an stattlichen Bauernhöfen, die mit ihren hohen Linden echt altgermanisch „in der Einschicht“ liegen, und über Bergwiesen, die eben die volle Pracht der voralpinen Juni-Flora entfalten, mit den goldgelben Trollblumen (Butterröserln), Lichtnelken, besonders schönen und zahlreichen Orchideen (dank ihrer Unterlage von Wiener Sandstein), obenan die hohe, grünlich-weiße, duftende Platanthera, alle überragt von den dunkelvioletten Blüten der Akelei.

Die Reformations-, beziehungsweise die

Digitized by Google

Renaissancezeit hat zwei uralten Burgen dieser Gegend den Umbau in vornehme Schlösser gebracht, beide damals ebenfalls im Besitze von reichen, kunstsinnigen und opferfreudig für die protestantische Sache einstehenden Adelsfamilien, den Losensteinern, die auf der Schallaburg, den Enenkels, die auf Hoheneg und Albrechtsberg residierten. Die ersteren errichteten zu Loosdorf ein evangelisches Seminar zur Heranbildung guter Prediger und Schullehrer, das, mit einer trefflichen „Schulordnung" versehen, doch nur von 1579 bis 1583 wirken konnte, und ihr Schloß statteten sie in einem großen Zuban an die mittelalterliche Burg mit einem Arkadenhofe aus, der, aufs reichste und feinste mit Wappen, Figuren und Arabesken in roter Terrakotta geschmückt, sogar in Lübkes „Kunstgeschichte" abgebildet erscheint. Daß er wohlerhalten bis in unsere Tage gekommen ist, muß man als das erfreulichste Wunder bezeichnen, wenn man bedenkt, daß zwei keineswegs durch besonderen Kunstsinn ausgezeichnete Völkerschaften: die kaiserlichen Wallonen und die Türken, in den Jahren 1620 und 1683 die Schlösser dieser Gegend mit Sturm und Brand überzogen. Der wohlerhaltenen, hochmalerisch sich aufbauenden Schallaburg gegenüber erfuhr Hoheneg ein wesentlich unfreundlicheres Schicksal. Beherrschend auf einem freien Vorberge des Dunkelsteinerwaldes gelegen, glänzt es mit dem tadellosen Weiß seiner drei Stockwerke hohen Hauptfront so frisch ins Land hinaus, daß man es fast noch für unversehrt halten könnte. Je näher man aber demselben kommt, desto mehr erkennt man, daß es gewaltsam, wir möchten sagen bei lebendigem Leibe, einem vorzeitigen, nun nicht mehr aufhaltbaren Verfall überliefert ist, dank der Habgier und Pietätlosigkeit der Besitzer, die zu Anfang dieses Jahrhunderts damit begannen, Ziegel und



Auf der Araburg.

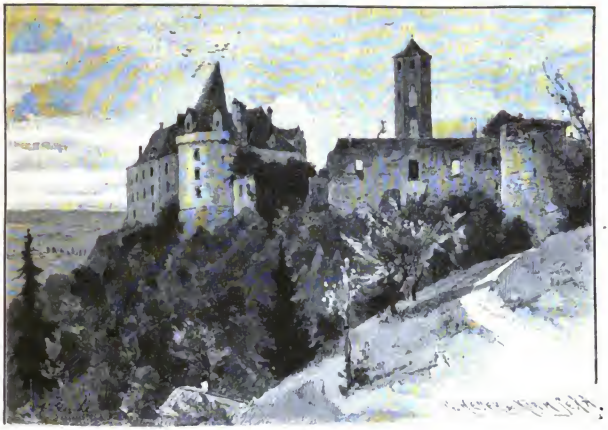
Digitized by Google

Gebälk der Dachstühle abzubrechen und zu verkaufen. Die Brücken, welche über die tiefen Gräben hinweg die drei Schloßhöfe miteinander verbanden, fehlen bereits, am Eingange warnt eine Tafel vor dem Betreten des Inneren. Der trotzdem weiter und weiter Vordringende sieht mit

Eckturm von Schloß Hoheneck.

wachsendem Staunen und Grauen auf das chaotische Durcheinander von ärgster Verwüstung und immer noch erhaltener Schönheit. Da sind wuchtige Quaderportale mit steinernen römischen Schildhaltern, Rundtürme mit schön gemauerten Mordgalerien und roten Marmorwappen geziert, im Inneren aber durch alle drei Stockwerke eingestürzt, so daß Gebälk und Latten des gebrochenen Dachstuhles von hoch oben feindselig auf den Besucher herabstarren; Steintreppen breit und klar, aber von offenbar fragwürdigster Tragsicherheit, lassen noch mit Unterbrechungen empor ins zweite Stockwerk gelangen, wo ein einfach edles Renaissanceportal in den großen Prunksaal führt, dessen Fußboden nur mehr die bloßgelegten Trambalken bilden. In langen Reihen von zerfetzten Gemächern entdeckt man noch mitten in Schutt und Graus Deckengemälde, umrahmt von wirklich reizenden Stuckornamenten. Der letzte Hof, aus dessen Hintergrunde die Schloßkapelle weiß hervorschimmert, ist ein dichtgrünender Hain, in dem ungestört die Amsel flötet und die Waldtaube nistet. Hier und da eine halbverwischte Inschrift, so über dem zweiten Thor eine längere Zeilenreihe, den Neubau von 1584 betreffend, mit der fragmentarischen Schlußformel: „... der allmechtige Gott verleihe disem Haus sambt ...“ — Worte, die man nicht lesen kann, ohne sich innerlich erschüttert zu fühlen, wenn man dabei ringsum blickt in die seltsame Wald- und Burgwildnis, die nun aus dem stolzen Bau des edlen Herrn Albrecht Enenkel geworden ist. Am glänzendsten ging es hier oben zu, als das Schloß 1629 in den Besitz der Montecucolis kam, zumal unter dem Fürsten Raimund, so berühmt als Türkenbesieger und fast mehr noch durch seinen oft wiederholten Ausspruch vom dreifachen: Geld,

Digitized by Google



Schloß Hoheneg.

Geld, Geld, das man zum Kriegführen brauche. Unter ihm gab es hier oben eine türkische Leibwache, Läufer und Diener aller Art, bei den zahlreichen glanzvollen Festen drang der Knall der großen Stücke, der Schall der Musik weit in die Thäler hinaus, und des Nachts erschimmerte die beleuchtete Burg auf ihrer Höhe gleich einem Feuerballe. Kostspielige Bauten und fromme Stiftungen halfen mit, um das fürstliche Haus bald fühlen zu lassen, daß auch für diese Art, das Leben im Frieden zu führen, mit dem einfachen Gelde nicht auszukommen sei; nicht lange und ein bescheidenerer Sitz in der Ebene ward bezogen und Hoheneg aufgeopfert.

Auf demselben Höhenzuge liegend wie dieses, aber intimer, reizvoll ein schmales Waldthal beherrschend, das in sanft aufglänzenden Windungen von der Pielach durchzogen wird, teilte die nahe Osterburg vielfach die Schicksale Hoheneggs, vor allem das eine, durch die Montecuculis (1766) großenteils abgebrochen und wirtschaftlichen Zwecken dienstbar gemacht zu werden. Von ihren früheren Besitzern geben zwei Inschriften Kunde, die uns erhalten geblieben sind, seltsamerweise je ein Geburts- und ein Totenschein. Der erste steht in arg verwitterten, ungeschlachten Lettern noch eingemeißelt über der schmalen Rundpforte der braunen Burgfront, und besagt, daß etwa „im jar vier zehenhundert nach chri. gepurd ruedolf von tierenstain das purck angefangen" habe; die andere prangte einst mit etlichen adeligen Wappen auf einem Metallschilde über dem Sarge der Wohlgeborenen Frau Salome Geyerin von und zu Osterburg, verstorben im Jahre 1638, und die Verse derselben sind so merkwürdig durch ihren naiven Ton und die gläubigste Zuversicht, daß wir sie mitteilen. Sie lauten:

Das walt Gott
Hier Ruh ich fein in meinem Schlafzimmerlein,
ach wie bin ich in Angst gewesen,
Nun aber hat mein Seel genesen,
Die lebt in Christo meinem Herren,
In allen Freuden, Wonn und Ehren.
Wann Gottes Posaun wird angehen,
Werd ich aus meinem Grab Aufstehen,
nicht krank, wiest und heßlich,
Sondern Schön, Clar und unverweslich.
Mein Gott und Herrn Ewig sehen.
Sein Wort lengt nit, es wird Geschehen.

Digitized by Google

In die Voralpen.

Mit den Thälern der drei Flüsse Traisen, Pielach und Erlaph, welche aus der Alpenregion frisch und windungsreich durch das voralpine Land zur Donau rinnen, öffnet sich dem Schilderer derselben ein Gebiet farbenreich und vielgestaltig, nicht leicht abzugrenzen und natürlicherweise auch nicht gleichmäßig ausgestattet. Von der ebengenannten Osterburg bis Rabenstein wieder an der Pielach braucht man den Wagen der Post, von Sankt Pölten bis Lilienfeld, beide an der Traisen, kann jenen der Eisenbahn zu verlassen, dann aber wäre es frevelhaft, nicht Fußwanderer zu werden. Die hier überall wachsende wilde Lilie des Helleborus niger soll dem Orte, und also auch dem altberühmten Cisterzienser-Kloster Lilienfeld, den Namen gegeben haben, das, eine Babenberger Stiftung Leopolds des Glorreichen (von 1202), auch heute noch ein herrliches und bewunderungswürdiges Werk des romanisch-gotischen Übergangsstiles zu nennen ist, obgleich Kirche und Kreuzgang von einem Turme überragt und durch Stiftsgebäude umrahmt sind, die in abscheulicher Nüchternheit wetteifern, und ungeachtet der verheerenden Brände, Restaurierungen und Umbauten, denen es im Laufe der Jahrhunderte wiederholt verfiel.

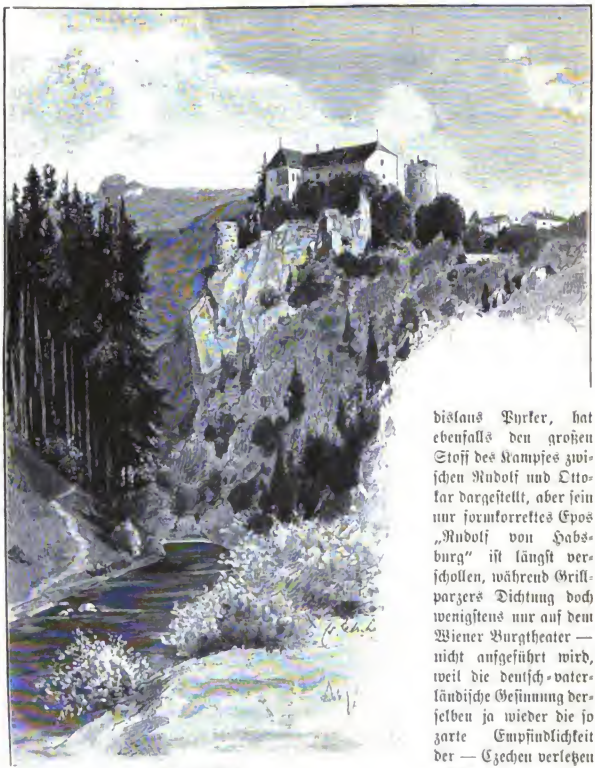
Das Bild der Geschichte des Klosters ist im ganzen ein nur mäßig erbauliches. Im Mittelalter mit den Rittergeschlechtern der Gegend, zur Reformationszeit mit den Unterthanen in beständigem Hader lebend, wurde 1529 Abt Wolfgang durch die Bauern, 1543 Abt Sebastian durch die Konventualen verjagt; Abt Mirl, der im Jahre 1560 resignierte, erhielt für sich und seine Frau fünfzig Thaler Pension. Der Litteratur standen die Cisterzienser auch in dieser lebendigsten Zeit „kühl gegenüber", wie Wiedemann sagt, — wohl auch als Genießende, denn die Kloster-„Liberey" umfaßte damals nur „bei 300 alte Bücher", dagegen hingen in den Zimmern des Abtes die Bildnisse Melanchthons und anderer Reformatoren. Unter Kaiser Joseph im Jahre 1789 aufgehoben, wurde es schon ein Jahr darauf durch Kaiser Leopold wiederhergestellt. Der bedeutendste wissenschaftliche Name Lilienfelds ist jener Hanthalers (gestorben 1754), dessen Redlichkeit als Geschichtschreiber aber leider (durch verschiedene Fälschungen) einige bedenkliche Fragezeichen anhängen. Sein Denkmal im Kreuzgange des Stiftes ist jedenfalls leichter zu finden als das jener anderen Persönlichkeit, die weitaus die merkwürdigste ist unter allen, die hier die ewige Ruhe gefunden haben. Nur eine kleine schwarze Marmortafel in der Nähe des Hochaltars beurkundet die Grabstätte der Tochter Leopolds des Glorreichen, Margarete, die in ihrer doppelten Würde, erst als römisch-deutsche und später als böhmisch-österreichische Königin auch doppelt unglücklich werden sollte. In erster Ehe vermählt mit König Heinrich VII., dem Sohne des großen Staufenkaisers Friedrich II., mußte sie erleben, daß ihr Gemahl als Empörer gegen den Vater in ein welfisches Gefängnis abgeführt wurde, in dem er 1242 starb, und daß man ihr gleichzeitig die beiden Kinder nahm, um sie „fern von schädlichen Einflüssen" am Hofe des Großvaters in Italien zu erziehen. Während sie zurückgezogen in einem Trierer Kloster lebte, fiel ihr Bruder Herzog Friedrich der Streitbare 1246 in der Schlacht an der Leitha gegen die Ungarn, die Ostmark herrenlos zurücklassend. Margarete, als „des Landes rechte Erbin" dorthin geeilt und in die wilden und häßlichen Intriguen der päpstlichen Partei hineingezogen, harrte zu Hainburg ihres Sohnes Friedrich, den der kaiserliche Großvater zum Herzog von Österreich bestimmt hatte. Schon auf dem Zuge dahin stirbt dieser 1250 „eines plötzlichen Todes", und Margarete, gewiß um ihrem schwer leidenden Lande den Frieden zu geben, entschloß sich nun, obgleich schon sechsundvierzig Jahre alt, dem zweiundzwanzigjährigen Könige Ottokar, dem kühnen

Digitized by Google

und begabten, aber völlig päpstlich gesinnten Streber, die Hand zu reichen, wobei die Dispensation von Rom aus „wegen zu naher Verwandtschaft“ natürlich nicht versagt wurde. Daß Ottokar, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, sie im Jahre 1261 wieder verstieß, wofür der Papst abermals einen Grund zu

Schloß Schallaburg.

Digitized by Google



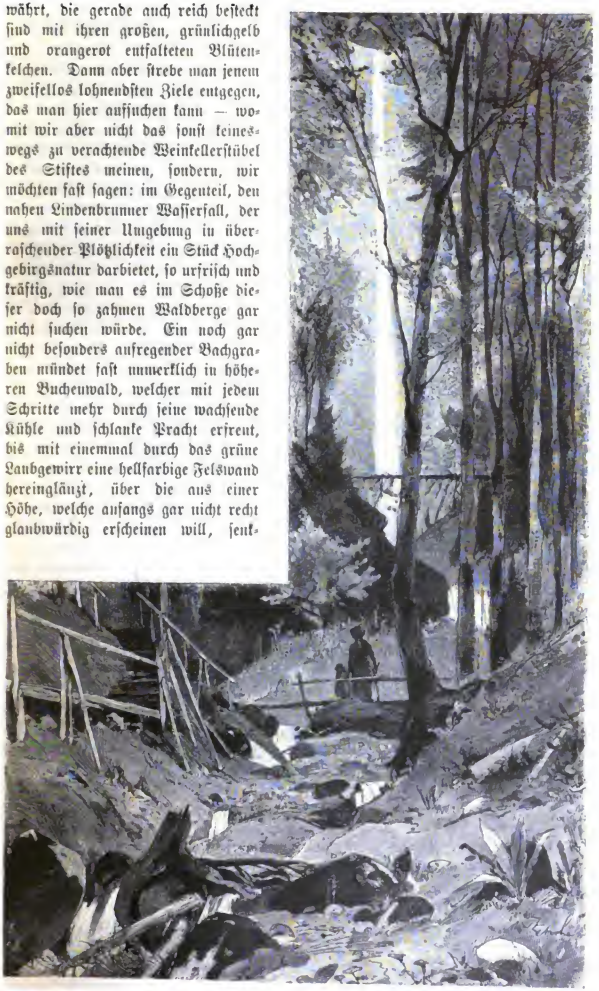
Die Osterburg.

finden wußte — die Welt hat das die langen Jahrhunderte hindurch nicht vergessen, und das Dichtergenie Franz Grillparzers hat in seiner Prachttragödie „König Ottokars Glück und Ende" die Gestalt der edlen Dulderin in der schönsten Weise für unser Mitgefühl wieder lebendig gemacht. Einer der Äbte von Lilienfeld, zugleich deutscher Dichter, Ladislaus Pyrker, hat ebenfalls den großen Stoff des Kampfes zwischen Rudolf und Ottokar dargestellt, aber sein nur formkorrektes Epos „Rudolf von Habsburg" ist längst verschollen, während Grillparzers Dichtung doch wenigstens nur auf dem Wiener Burgtheater — nicht aufgeführt wird, weil die deutsch-vaterländische Gesinnung derselben ja wieder die so zarte Empfindlichkeit der — Czechen verletzen würde.

Aus den grauen Tagen der Vorzeit wieder in die grüne Natur hinausstrebend, soll man wohl einen Blick in den botanischen Garten des Stiftes werfen, der, nur klein, aber hübsch angelegt, soeben durch den reizenden Gegensatz erfreut, den der Anblick von in vollster Blütenpracht stehenden Alpenrosenbüschen dicht neben der schönen Fremdartigkeit hoher Tulpenbäume ge-

Digitized by Google

währt, die gerade auch reich beſteckt ſind mit ihren großen, grünlichgelb und orangerot entfalteten Blütenkelchen. Dann aber ſtrebe man jenem zweifellos lohnendſten Ziele entgegen, das man hier aufſuchen kann — womit wir aber nicht das ſonſt keineswegs zu verachtende Weinkellerſtübel des Stiftes meinen, ſondern, wir möchten faſt ſagen: im Gegenteil, den nahen Lindenbrunner Waſſerfall, der uns mit ſeiner Umgebung in überraſchender Plötzlichkeit ein Stück Hochgebirgsnatur darbietet, ſo urfriſch und kräftig, wie man es im Schoße dieſer doch ſo zahmen Waldberge gar nicht ſuchen würde. Ein noch gar nicht beſonders aufregender Bachgraben mündet faſt unmerklich in höheren Buchenwald, welcher mit jedem Schritte mehr durch ſeine wachſende Kühle und ſchlanke Pracht erfreut, bis mit einemmal durch das grüne Laubgewirr eine hellfarbige Felswand hereinglänzt, über die aus einer Höhe, welche anfangs gar nicht recht glaubwürdig erſcheinen will, ſenk-

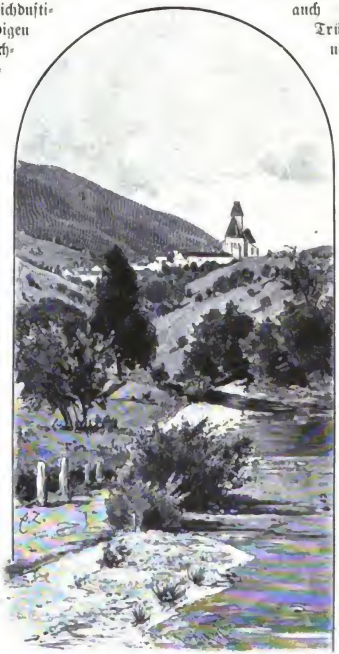


Waſſerfall bei Lilienfeld.

Digitized by Google

recht ein Schleierfall herabstürzt, oben schneeig weiß, im Grunde unten bläulich aufsprühend, schlank und graziös. Und durch den Thalboden rieseln und rauschen die weißen Wasser um übermoostes Gestein, über vermodernde Stämme und Wurzelstöcke; ein dichtes Gedränge von weichduftigen Spiräen, üppigen Farnen und Hirschzungen, Einbeeren und den dunkel glänzenden Blättern der beinahe unterirdisch blühenden Haselwurz entsprießt der tiefschwarzen Walderde. Zur Linken geht es nun auf die Höhe der Felswand, über einen abermals unglaublich steilen Waldabhang, auf einem Zickzack-Steige, der so vortrefflich geführt und geschützt ist, daß man fast mühelos Felsabsturz und Buchenwipfel übersteigt, um — sich oben wieder in einem Waldgrunde vor einer neuen Felswand zu finden, über die unser Bach in einem nochmaligen Wasserfalle — der also offenbar in mehreren Lieferungen erscheint — hinabsetzt. Den reizendsten Gegensatz zur Wirkung bringend, öffnet sich gerade hier aus dem heimlichen Dunkel des von stäubenden Wassern durchkühlten Bergwaldwinkels ein Ausblick in die sanft sonnige Thaltiefe, deren Abschluß wieder Markt und Stift Lilienfeld bilden.

Reicher noch mit Bildern ausgestattet zeigt sich das nächstfolgende Flußthal der Pielach. Da liegt Rabenstein mit den noch immer gewaltigen, wenn auch bereits formlosen Trümmern der gleichnamigen Bergfeste, Kirchberg mit seiner alten gotischen, beherrschend hochliegenden Kirche und einem Wasserschlosse im Thale, das neben und über tiefgrauen und schweren mittelalterlichen Mauern die wohlgehaltenen und wesentlich lustigeren Erker, Giebel und Schlote eines Neubaues von 1670 aufweist, und vor dem kleinen Frankenfels die Ruinen der arg zerfallenen großen Weißenburg. Die Pielach zeigt von dieser Stelle an, um den Fuß des hohen Felsens biegend, der die walddurchwachsene Burg trägt, das klare Tiefgrün eines echten Alpenwassers; die rechts und links sich öffnenden Gräben werden immer gebirgsmäßiger und einsamer; daß sie auch einst nicht viel belebter waren, beweist drastisch ein Bericht aus der Protestantenzeit, der vom Prädikanten der Pfarre Schwarzenbach-Weißen-

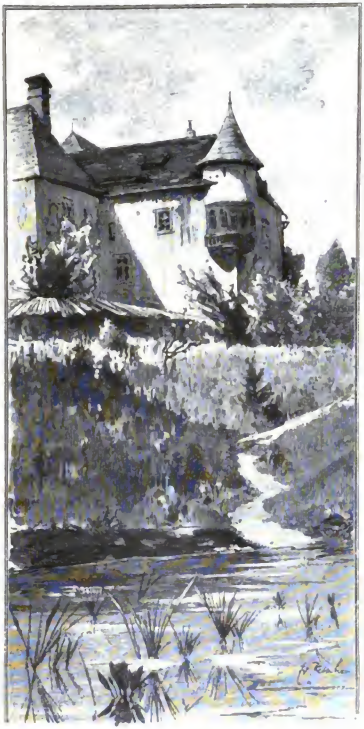


Kirchberg an der Pielach.

Digitized by Google

burg erzählt. Derſelbe hatte zugleich eine Weinſchenke mit der Begründung: „Wann i kein Wein hett, kam glei' 's ganz Jar Nymand zu mir in den Graben herein"; mit einem Dremel (Prügel) in der Hand machte er ſeinen Gäſten die Rechnung.

Der Verkehr und das Einkehren in dieſen Thälern ſind heute zweifellos gemütlicher geworden, und der lyriſch-maleriſche Wanderer, ſo gerne er ſich offenbar in der vornehmen Geſellſchaft von alten Königinnen, Rittern und Prälaten bewegt, findet doch auch ſeine herzliche Freude im Umgange mit dem lebendigen Volke von einfacheren Menſchen, wie ſie ihm hier auf ſeinem Wege entgegenkommen, mit faſt kindlichem Zutrauen, verſtändig und gaſtfrei, Waldarbeiter, Schmiede, Jäger, Hammerwerksbeſitzer. Als wir eines ſchönen Sommernachmittags einſam die ſteilen Waldſträßlein und Wege emporſtiegen, die nach dem hochgelegenen Buchenſtuben führen, holten wir einen alten Holzknecht ein, dem wir uns anſchloſſen, und da war es faſt rührend zu ſehen, mit welcher freundigen Demut er unterwegs alle die zahlreichen Holzgitter vor uns öffnete und ſich freiwillig zum Tragen unſeres Torniſters anbot; und nicht minder rührend war das Bild des mühevollen Lebens, das wir ihm abfragten. Schon ins achtzigſte Jahr gehend, arbeitete der alte Holzer, ſo hieß er, immer noch „im Schlag", und zwar im Sommer „ſo lang der Tag am Himmel ſcheint", das heißt: von zwei Uhr früh bis zehn Uhr abends, mit einer Unterbrechung von zwei Stunden des Mittags, alſo noch einigermaßen im Gegenſatz zu jener wohlbekannten internationalen Forderung der „achtſtündigen Arbeitszeit". Nur in Schlägen, von denen das Holz weit herabzubringen iſt, giebt es auch im Winter Arbeit, der gewöhnliche Lohn für die Sommerszeit aber be-



Schloß Kirchberg an der Pielach.

Digitized by Google

Buchenstuben.

trägt hundertzwanzig bis hundertfünfzig Gulden; ein bescheidenes Stück Grund und „ein paar Stückeln Vieh“ dazu gerechnet, und sie genügten, um nicht allein unseren Holzknecht, sondern auch dessen Weib und seine — dreizehn Kinder zu ernähren — eine Leistung, vor der man sich beugen, deren Möglichkeit aber für den modernen, bedürfnisreichen städtischen Kulturmenschen fast unbegreiflich bleiben muß.

Unsern von dem weit vorgeschobenen Buchenstuben mit seiner kleinen Schar von sturmfesten Häusern und den hohen dunklen Prachtlinden um die Barockkirche von 1727, vereinigt sich die schöne Frankenfelser Straße mit dem vom Erlaphthal heraufkommenden Straßenzuge. Unter allen bisher genannten Wasserläufen ist jener der Erlaph der kraftvollste; schon der alte Schilderer des Donauthales von 1500, Lad. Suntheim, nennt sie „ain pös wasser“, das unter Pechlarn „in Tunaw geflossen kümpt“. Auch hier wie an der Pielach bilden die Einleitung langgestreckte dunkelbewaldete Höhenzüge mit blauenden Hochbergen im Hintergrunde, deren Herrscher die breitfußende Pyramide des Ötschers (1892 Meter) ist. An fast allen Stationen erfreut das lebendige Bild des Flusses, wie er schäumend und brausend über die gewaltigen Wehre herabstürzt, Mühlen und Hammerwerke treibend, so in Purgstall mit seinem altersgrauen, winkelreichen Schlosse, in Merkenstetten und in Scheibbs, dem alten Mittelpunkte der Eisenindustrie in diesen Bergen, die sich vom zwölften bis ins siebzehnte Jahrhundert eines wohlrespektierten Rufes erfreute, nicht bloß draußen im heiligen römischen Reiche deutscher Nation, sondern auch noch bis weit hinein ins Polnische und Türkische. Als von letzterem Lande aus wieder einmal (1529) die arme Christenheit überzogen wurde, versäumten die morgenländischen „Renner und Brenner“ nicht, auch Scheibbs ihren allerdings wenig freundlich gemeinten Gegenbesuch zu machen, wobei sie sich aber wohlverdiente blutige Köpfe an den Mauern des schon seit 1352 gut befestigten Ortes holten. In dem hier wie allerwärts mit erbarmungsloser Härte niedergeschlagenen großen Aufstande der agrarisch und religiös bedrückten protestan-

Digitized by Google

tischen Bauern vom Jahre 1597 standen die Scheibbser auf der Seite der Rebellen, und der „Wirt von der Puechenstuben" war einer ihrer meistgenannten Aufführer. Unter ihm wurde auch das Kloster Lilienfeld gestürmt und geplündert, wonach sich die Bauern aus den erbeuteten Kirchenfahnen Feldzeichen machten. Die Truppen des Obersten Moratzky bereiteten den Aufständischen schließlich eine so vernichtende Niederlage, daß z. B. von den Bauern Hainfelds kein einziger zurückkam, und in den Voralpen wie im ganzen Lande vollzog sich nun — oftmals aufgehalten, aber immer wieder fortgesetzt — weit länger denn ein Jahrhundert hindurch jener folgenschwere Prozeß der Gegenreformation. Es kamen die Schwe-

der Beichtzettel — deren Verkauf übrigens für viele der Pfarrer eine ergiebige Einnahmequelle bildete —, die Beobachtung der Fasttage — es gab neben dem Freitag und Samstag jeder Woche noch ein großes vierzigtägiges Fasten — konnte fast nirgends ohne „sonderbare Assistenz sæcularis brachii" erreicht werden; die Geistlichen durften an Fasttagen mit bewaffneter Unterstützung von Soldaten oder Rumormeistern in die Häuser eindringen und nach Fleisch fahnden. Lutherische, welche (meist in ihren besten Kleidern) ins nahe Ungarn reisten, um dort evangelischen Gottesdienst zu hören, wurden, „wo sie anzutreffen, von Ihre Mayestät den Soldaten zum Plündern überlassen". Unter den zahllosen Feiertagen war vom

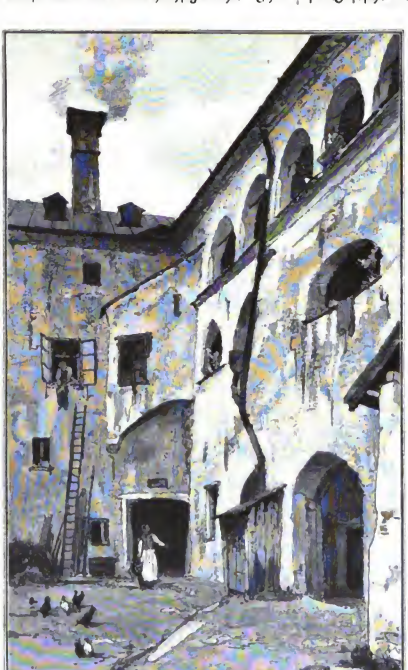
Scheibbs.

den, es kam (1679) die Pest, die wieder in unserem Hainfeld nur vier Ehepaare übrig ließ, es kamen 1683 die Türken, aber schon 1685 wurden wieder geistliche „Berichte" gefordert. Das Eintreiben

Jahre 1675 an jener des heiligen Joseph stets mit besonderem Gepränge zu feiern, der eben damals mittels feierlichen Erlasses zum „Universal-Schutzpatron" von Österreich ernannt worden war mit der

Digitized by Google

vielseitigen Aufgabe, „das Reich gegen den Einfall des laydigen Erbfeindts und aller anderen Feinde zu schirmen, ehvorderist aber die allerhöchstgedachte Ihre Mayestät, den Großmächtigsten und Unüberwindlichsten Kaiser Leopoldes selbsten mit einer unaufhörlichen Succession beglückseeligen, benedeyen und erfreuen zu wollen". Man weiß, welcher Lichtgestalt die Beendigung dieser heute fast unglaublich erscheinenden Zustände zu danken ist, und als das berühmte Toleranzedikt Kaiser Josephs II. erschien, waren es eben die Bewohner des schönen Ötschergebietes, vielfach arme Holzknechte in den einsamen Waldgräben bei Scheibbs und Gaming, die sich zumeist wieder als Protestanten bekannten. Heute erfreut sich unser schön gelegener Markt Scheibbs des Zuzuges zahlreicher wienerischer „Sommerparteien", und besitzt sogar schon in einer für seine Rangklasse sehr ungewöhnlichen Vorgeschrittenheit elektrische Beleuchtung, auf welche die Bürger jedenfalls stolzer sind denn auf die grauen Türme und Mauern, die altertümlichen Erker, Giebel, Bogengänge und Höfe, die überall noch an die kriegerische und malerische Vorzeit erinnern.



Alter Hof in Scheibbs.

Über St. Anton, Winterbach und Buchenstuben geht es auf der nach dem berühmten Wallfahrtsorte Mariazell führenden Straße ins Hochland hinauf — es ist einer der schönsten Gänge, die man in den Voralpen machen kann.

Wahrhaft mustergültig geführt, bringt uns die Straße in weiten Windungen höher und höher an den Abhängen empor; die schwülen Thalgründe senken sich immer tiefer, eben noch gar stattliche, einschichtige Bauernhöfe liegen

Digitized by Google

bald in artigster Kleinheit weit unter uns, dafür taucht ein Gewühl von voralpinen Wald- und Felsbergen, immer reicher werdend, draußen empor — die Welt, indem sie mehr und mehr hinabsinkt, wird zugleich immer größer. Unser Auge aber, über Höhen streifend, die wir nie betreten, in Gründe blickend, die wir nie ergründen werden, denn es sind ihrer doch etwas zu viele, es fliegt über sie alle hin, und dieses beherrschende Schauen verleiht der Seele ein ganz eigenes Hochgefühl. Wir durchschreiten Buchenstuben, und während das Ohr noch ganz erfüllt ist von allerlei dörperlichem Lärm: einigem Kleinkindergeschrei und Hundegebell, dem Rollen der Kugel auf der Kegelbahn, dem ärgerlichen Ausruf: „Der verfluchte Laden!“ und wieder dem Juhschrei des Jungen, der „Alle Neun!“ verkündet, dringen uns schon neue Stimmen entgegen: ferne Alpenglocken, Finkenrufe und das abendliche Lied der Amsel im tiefen Buchenforst; die freie Bergstraße ist, kaum weniger schön, zur intimen Waldstraße geworden, und indem wir erfrischt im gewonnenen kühlen Laubschatten dahinschreiten, freuen wir uns des Abblickes in die grünen Dämmerungen des Waldgrundes, der üppigen Farnkrautbüsche, die ihn umsäumen, und einer Fülle von neuen Blüten (so des feinen blaßvioletten Weidenröschens), mit denen bald der freiheitlich eingedrückte Filzhut geschmückt ist. Auch der hohe Wald endet schließlich wieder; auf weite abgeholzte Lichtungen hinaustretend, taucht nun endlich das lang erwartete Prachtstück dieser Straßenwanderung auf; in überraschender Plötzlichkeit steht die gigantische Felspyramide des Ötschers draußen vor uns, alle anderen Höhen ringsum gleich Maulwurfshügeln überragend, in seiner Isoliertheit so recht dem Dichterworte entsprechend: „einsam wie alles Große.“ Für eine Bilderreihe aus den Voralpen kann man keinen wirksameren Abschluß finden als den Blick auf die bei aller Wucht doch so schneidige und edle Form dieser sagenumschwebten und weithinsehenden Hochalpe.

Der Ötscher.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Schwager.

Novellette

von

Hans Phil.

Der Briefträger zu ungewohnter Stunde — ein Brief? Nein. Eine Verlobungsanzeige — ah!

Frau Edith verw. Meunier
Direktor Oskar Brundt

Januar 18.. Bern.

Unmöglich! Und doch steht es ganz deutlich da in gestochenen schwarzen Buchstaben auf dem glatten, harten, goldgesäumten Papier.

Frau Edith verw. Meunier
Direktor Oskar Brundt etc.

Also das ist das Ende vom Liede! Die beiden wollen sich heiraten. Mein Gott, sie haben recht, natürlich, selbstverständlich; es ist sogar außerordentlich vernünftig; ich glaube fast, sie passen wirklich besonders gut zusammen. Er wird ein Vierziger sein und sie ungefähr dreißig. Er so stark und groß, sie rundlich und doch zierlich gebaut, dabei so hübsch mit ihren braunen Haaren und ihren frischen Farben. Zudem ist es schon über anderthalb Jahre her, daß — Wie die Zeit verfliegt, wahrhaftig anderthalb Jahre.

Was für ein weicher, duftdurchwobener, sommerhafter Frühlingsnachmittag das war in B., als ich an der eleganten Villa, darin die Meuniers wohnten, vorbeikam und stehen blieb, weil sie sich zankten! Das heißt, er zankte eigentlich allein, vielmehr er nergelte und war unausstehlich, entschieden unhöflich sogar gegen seine Frau und seinen Schwager, eben den Direktor Brundt aus Bern, trotzdem diese beiden ehrlichst und in rührender Geduld bemüht waren, sich seinen Wünschen ganz und gar zu fügen.

Ich blieb vor ihnen stehen und sprach den Doktor Meunier an. Er stellte mich vor, und nun wurde ich gleich um Rat gefragt, welches der schönste Punkt wäre, den der Direktor Brundt, der nur auf einen Tag zu Besuch da sei, unbedingt sehen müsse, und dessen Erreichung für

Digitized by Google

Alfred nicht zu beschwerlich. Aber mit dem echten Eigensinn mancher Kranken wollte er durchaus zu Hause bleiben, das Vergnügen nicht stören; doch war so wundervolles Wetter, daß er damit sehr unrecht hatte. Und er trommelte wirklich sehr unhöflich nervös den Boden mit seinen Füßen, die in merkwürdig kleinen, sicherlich sehr unbequemen Lackschuhen staken. Ich schlug vor, Madame solle Herrn Brundt die schöne Bellevue zeigen und Herr Meunier mit mir in der großen Allee spazieren sitzen. Die große Allee war schön schattig, ihre Bänke windstill geschützt, und der Ausblick ging auf weite, sonnbestrahlte Wiesen. Allgemeine Zufriedenheit. Ich bot ihm den Arm.

„O, danke," sagte er, „Sie sind wirklich sehr liebenswürdig."

„Ich liebenswürdig? Nun müßte ich Ihnen wohl das Kompliment zurückgeben, aber ich thu's nicht!" rief ich aus. „Offen gestanden, Doktor, wie konnten Sie meine Gesellschaft der Ihres Schwagers vorziehen, der doch extra, um Sie zu sehen und mit Ihnen zusammen zu sein, hergekommen ist?"

„Bei allen Heiligen, ich ertrage ihn doch schon seit heute morgen neun Uhr!"

„Mögen Sie ihn denn nicht," lachte ich, „oder, Doktor, sind Sie eifersüchtig?"

„Ah nein!" sagte er müde und ziemlich gleichgültig, so daß ich das Gefühl hatte, indiskret gewesen zu sein. Schließlich was ging mich sein Schwager an, was er selber; unsere Bekanntschaft stammte aus einem Berliner medizinischen Verein und war eine äußerst flüchtige.

Wir gingen langsam noch ein Stückchen, und dann setzten wir uns auf eine Bank; ich breitete ihm seinen Plaid darüber und deckte ihn zu. „Sie sind wirklich hervorragend gut gegen mich," sagte er. Und nun saßen wir eine Weile still da und sahen alle beide in die Tiefe der Allee hinein, die so schön märchenhaft zusammenging, während vor uns die Leute hinausspazierten, lachend, plaudernd, mit sich selbst beschäftigt. Wir kritisierten ein paar Erscheinungen. Ich sagte dann etwas, ich weiß nicht mehr was, das ihn zu dem Ausruf veranlaßte:

„Sie sind doch ein echter Deutscher, nicht zu verkennen! Ist es wahr, daß alle Deutschen Philosophen sind?" Ich glaubte verneinen zu müssen. Er aber sagte: „Vielleicht doch. Ich bin zum Beispiel überzeugt, daß Sie es unbegreiflich finden würden —"

„Was?"

„Daß ich mich nicht erschieße!"

„Sind Sie toll?" fuhr ich in die Höhe.

„Nein, aber krank," antwortete er und nannte den lateinischen Namen seiner Krankheit. „Sehen Sie," fuhr er fort, „ich lebe thatsächlich mir selbst zur Last; ich leide entsetzlich, weiß, daß ich nicht genesen kann, ennäle meine Umgebung auf das unerträglichste und bin zu feige zum Selbstmord, positiv zu feige. Können Sie sich das vorstellen? Ich will das bißchen Leben zu Ende genießen, solange es möglich ist, Sonne sehen, Atem holen, essen, eine Gardenia im Knopfloch haben und den Wind fühlen, ab und zu einen Roman lesen, der glücklich endet."

„Nun und Ihre Frau?" fiel ich ein.

Da zuckte er die Achseln: „Die muß es eben noch ertragen. Sie müssen es doch auch wissen, Sterbende sind große Egoisten. Übrigens ich habe ihr mehrere Male vorgeschlagen, mich ins Krankenhaus gehen zu lassen. Sie hat immer geantwortet: ‚Was fällt dir ein? Es ist doch meine selbstverständliche Pflicht, dich gewissenhaft zu pflegen.' Also bleibe ich, wo ich's bequemer haben kann."

Ich wußte nicht recht, was ich darauf antworten sollte, und so kam es, daß wir wieder eine Weile stumm da saßen und uns von der weichen, blassen Frühlingssonne anscheinen ließen. Aber bald nahm er den abgerissenen Faden wieder auf.

„Das mit dem Selbstmord ist so eigentümlich," sagte er. „Jetzt der nutzloseste, elendeste Mensch der Erde, kann ich nicht, und früher einmal, als ich noch Nerven von Stahl gehabt haben muß, ein sehr

Digitized by Google

brauchbarer Mann und gut bezahlter Arzt in Paris war, hat es mich eine fast unmenschliche moralische Anstrengung gekostet, den Revolver, den ich in der Hand hatte, nicht abzudrücken."

„Und haben diese Anstrengung doch nicht bereut, nicht wahr?" fühlte ich mich verpflichtet einzuwenden. Es ging seltsam über sein Gesicht, wie er „nein" sagte, „obwohl das Leben an sich seitdem gewiß nicht erträglicher geworden ist."

„Das von damals ist aber doch wohl überwunden?" meinte ich.

„Beinahe," antwortete er, „wahrhaftig, überwunden," und er richtete sich aus seiner halbliegenden Stellung auf und zeichnete geometrische Figuren mit seinem Stocke in den Boden, sich sorgfältig hütend, daß — der Sand die feinen Lackschuhspitzen nicht beschädige. Da bemerkte ich erst, wie todeselend der Mann aussah, und ich fing an, ihn mit Interesse zu beobachten, viel, viel schärfer nun als höflich oder rücksichtsvoll. Er fühlte es und lächelte ein sehr liebenswürdiges Lächeln, das mich wieder zur Besinnung brachte. „Sechs Wochen hab ich wohl noch," meinte er und frug dann, wie lange ich noch im Ort zu bleiben gedächte. Ich zögerte einen Augenblick mit der Antwort und dann sagte ich: „Bis morgen."

„Mein Schwager reist noch heute abend."

„Es ist der Bruder Ihrer Frau?" wandte ich ein.

„Nein, ihr Schwager, der Mann ihrer verstorbenen Schwester."

„Ach, sie hatte eine Schwester?"

„Ja, sie hatte eine Schwester."

Inzwischen war es stiller um uns her geworden; die Leute hatten sich verlaufen, und in der stummen Schwüle drückte einem die Luft fast mit Gewalt die Augen zu. Er starrte auch ziemlich geistesabwesend auf die blaßgrünen Wiesen vor uns. Auf einmal atmete er tief auf und ganz unvermittelt erzählte er mir dann in sehr einfachen Worten, wie man eben etwas aus der Jugend erzählt, worauf man sich nichts einzubilden hat und dessen man sich, weil man jetzt erwachsen ist, auch nicht mehr schämt, wie er vor etwa acht Jahren die Bekanntschaft des Direktors zufällig gemacht hatte. Ganz zufällig in einem Kaffeehause. Die beiden Männer fanden bald Gefallen aneinander; und das war sehr begreiflich bei solcher Verschiedenheit. Meunier, der Assistent am Berner Stadtkrankenhaus, war ein geborener Pariser, blond, fein, schlank, elegant, geistreich; Brundt ein Hüne, ein echter Schweizer, mit großem struppigem Kopf und tiefer Stimme, grundehrlich in jedem einzigen Wort und Gedanken. Solchen Leuten steht es so gut, wenn sie fast zitternd vor Zärtlichkeit von ihrer kleinen Frau schwärmen. Das that er; Meunier wußte es zu würdigen und ließ sich mit Freuden eines Tages zum Abendessen mitbringen, um „sie" kennen zu lernen. Die angebetete kleine Frau hatte aber eine Göttinnengestalt und war von wirklicher Schönheit. Sie hatte ein paar Tropfen jüdischen Blutes in den Adern und daher vielleicht eine gewisse keusche, innerliche Glut in ihrem Wesen, mit der sie lebhaften Geist und die hinreißende Anmut, die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit einer echten Polin verband, all das gemäßigt und vertieft durch eine vortreffliche deutsche Erziehung. Frau Brundt war sehr glücklich in ihrer Ehe und ersehnte ein ähnliches Schicksal für ihre jüngere Schwester, die in engen und besonders ungeordneten Verhältnissen bei einer egoistischen und halb närrischen Mutter lebte. Meunier war bald Hausfreund geworden, galt als tüchtig, war vermögend und ein achtbarer, sympathischer Mensch. Was lag näher? Sie deutete an —

Er schwieg und lächelte. Sie ließ die Schwester kommen.

Edith war etwas kleiner als Marie, ihre Haare und ihre Augen etwas heller, sie war einfacher, minder gebildet, aber ein heiteres liebenswürdiges Geschöpf, und empfand es als ein großes Glück, daß Meunier um sie warb. Die Schwestern hatten sich sehr darauf gefreut, wie-

Digitized by Google

der in einer Stadt zu leben, aber daraus wurde nichts, denn der Doktor fand einen größeren Wirkungskreis in Paris. Dahin zog also das Paar. Die junge Frau gefiel sich außerordentlich in den neuen Verhältnissen, und als gar ein Kind geboren wurde, schien ihr Glück vollkommen. Das Kind starb aber sofort, und um seiner Frau Leben nicht zu gefährden, verheimlichte Meunier ihr den traurigen Fall, das Kind einer armen Frau unterschiebend. Als die junge Frau genesen, hatte sie sich bereits mit vollster Mutterliebe so innig an das fremde Kind gekettet, daß Alfred es für sie sowohl wie für das Kind am besten meinte, wenn sie den Glauben an ihr Glück behielte, wenigstens für jetzt, vielleicht für immer. Es traf sich nun um eben diese Zeit, daß mehrfach fast verstimmte Briefe aus Bern ankamen von Frau Marie, in denen sie schrieb von einer bedauerlichen und wahrscheinlich längeren Abwesenheit ihres Gemahls. Der Direktor war auf Geschäftsreisen. Und da fiel es denn Alfred plötzlich ein, auch Geschäfte zu haben, die ihn vielleicht sogar bis in die Schweiz führen würden. Er setzte sich auf die Bahn, fuhr nach Bern, ging zu seiner Schwägerin und machte ihr eine sehr glühende und zärtliche Liebeserklärung.

Wie er eingetreten, war sie auf ihn zugeeilt mit so herzlicher Freude, so ehrlich überrascht und hatte ihm beide Hände entgegengestreckt. Nun stand sie da mitten in dem behaglichen Zimmer mit den vielen grünen Pflanzen, die er alle kannte, aufgestützt auf einen schönen eingelegten Tisch, der neu war und auf dem die rosig beschattete Lampe stand, und schaute ihn an mit ihren großen schwarzen Augen, starr vor Entsetzen und maßlosem, maßlosem Staunen. In der anderen Zimmerecke knisterte das Kaminfeuer traulich und unheimlich zugleich, und er hatte das grauenhafte Gefühl, daß sie ihn für verrückt halte; deswegen bat er sie leise und eindringlich, ob sie sich nicht auf fünf Minuten wenigstens mit ihm ans Kamin setzen wollte. Sie nahm die Lampe mit, stellte sie vorsichtig auf einen Ständer und ließ sich stumm in einen Fauteuil sinken. „Verzeihen Sie mir, Marie, wenn ich Sie erschreckt habe," begann er so sanft und ruhig als möglich, „aber haben Sie denn wirklich keine Ahnung gehabt?" — „Nein, bei Gott nicht!" antwortete sie noch immer unterm Bann des Entsetzens. — „Marie, ich habe Sie geliebt vom ersten Augenblick ab! Sie sind meine einzige, wirkliche Liebe, die Liebe meines Lebens; das war mir klar und unendlich selbstverständlich an demselben Abend schon, wo ich Ihr Haus zum erstenmal betreten!" Nun erst begriff sie und sprang auf in wilder Empörung mit Worten voll bitterer Entrüstung, voll furchtbaren Ernstes und Zornes: „Und da haben Sie den wahnsinnigen Frevel begangen, die Schamlosigkeit besessen, meine Schwester, meine eigene Schwester zum Weib zu begehren?" Und darauf hatte er freilich keine Entschuldigung, als daß er eben ein Pariser war. Sie hatte ihm ja selbst die Schwester ans Herz gelegt, ihm zugeredet; er war beglückt gewesen, ein verwandtschaftliches, berechtigtes Vertrauensverhältnis zu ihr erlangt zu haben, und gewiß hatte er auch gehofft, Erinnerungen an sie, gewissermaßen ein Stück von ihr in ihrer Schwester zu finden. Diese Hoffnung hatte sich allerdings nicht erfüllt. — Marie war sehr tief verletzt und sagte mit einer unbeschreiblichen Stimme, in der es von eisiger Verachtung und heißem Zorn bebte: „Es ist selbstverständlich, Herr Meunier, daß ich keine Pariserin bin und daß mein Mann jedes Wort erfährt, was Sie hier gesagt haben." — „Selbstverständlich," antwortete er, und in dem Augenblick hatte er begriffen, daß es um das Leben ging. — „Wissen Sie denn, was Sie gethan haben?" fuhr sie auf. „Sie wissen es nicht einmal, o mein Gott! meine Schwester! Mein Mann wird Sie fordern —" — „Und erschießen, ich weiß es, und ich bin gern bereit." — „Meunier!" rief sie, sank in ihren Stuhl zurück und barg das Antlitz in den schönen weißen Hän-

Digitized by Google

den. „Wenn Sie das aber gewußt — und Sie haben das doch wissen müssen —, wie konnten Sie mir das alles sagen?" — „Ich bin doch dazu hergekommen, Marie." — „Warum?" sie schluchzte es fast, und er stand noch immer vor ihr, die Hand auf dem Kaminsims, traurig lächelnd. — „Einmal mußte ich es Ihnen doch sagen." — Sie schüttelte den Kopf: „Ich begreife das nicht, ich begreife das nicht! Was haben Sie denn gedacht, das darauf folgen könne?" — „Nichts als ein gutes Wort von Ihnen, Marie. Wahrhaftig, weiter nichts, wahrhaftig nicht!" — Da fing sie an zu weinen, ganz leise, aber herzbrechend, und er wartete und stand ganz still daneben, sah sie an und wagte nicht, den Saum ihres Kleides zu küssen oder irgend ein Wort zu sagen. Endlich zog er die Uhr: „Ich muß fort," sagte er, „es ist neun Uhr, ich darf nicht länger hier sein. Leben Sie wohl, verzeihen Sie mir, wenn Sie können, und ich glaube auch, Sie sagen ihm alles, selbstverständlich." — Er ging zur Thür, sogar ohne ihr die Hand gereicht zu haben. Er hatte es nicht gewagt. Da sprang sie auf, schlang ihre Arme um seinen Nacken, ließ sich fest an seine Brust ziehen und schluchzte: „Alfred." — „Das war ein Almosen, Marie — Marie, ein Almosen, ich danke Ihnen dafür mit jedem Blutstropfen!" Damit riß er sich los.

Den anderen Abend erhielt Frau Brundt ein Telegramm, das die nahe Ankunft ihres Mannes meldete, und zu gleicher Zeit einen etwas seltsam dunklen Brief von ihrem Schwager. Darin stand, sie möge, wenn sie dem Herrn Direktor die Geschichte jenes Unglücklichen erzähle, um der ewigen Barmherzigkeit willen verschweigen, daß er je Almosen empfangen hätte. Im übrigen gehe es ihm, dem Doktor Mennier, gut, und er freue sich darauf, bald von ihr und ihrem Mann zu hören.

Eine Viertelstunde später traf der Herr Direktor ein. Seine Frau begrüßte ihn auf das erfreuteste und teilte ihm gleich mit, daß der Schwager Mennier gestern dagewesen. Sie war ihrem Manne sogar besonders heiter und angeregt erschienen jenen Abend; sie trug ihm seine Reisesachen selbst hinauf, und wie sie wieder ins Zimmer trat, frug er sie, was das für eine Bettelei sei, deren der Schwager in seinem Brief erwähne. „Ach ja, richtig!" hatte sie geantwortet. „Nun, bis morgen hat das Zeit. Wir wollen heut an nichts Trauriges mehr denken." Und es war wirklich noch ganz besonders behaglich gewesen. Sie hatte ihm eigenhändig den Tisch so zierlich gedeckt, ihm selber seine Pfeife angezündet und war bis nach elf Uhr mit ihm aufgeblieben. Am anderen Morgen weckte ihn aus seinem festen, gesunden Schlafe ein leises Tiefaufseufzen, der letzte Atemzug seines Weibes. Als er sein Entsetzen bezwungen, sah er sie in einer Blutlache, und am Boden waren Glasscherben. Augenscheinlich hatte sie im Schlaf ein Glas heruntergeworfen und sich damit verletzt, war erwacht, hatte sich ein feines Batisttuch allzu leicht ums Handgelenk geschlungen und war wieder entschlummert, im Schlafe langsam zu verbluten.

Wie Mennier die Nachricht empfangen, wußte er selbst nicht mehr; nur das wußte er, daß er nicht in Ohnmacht gefallen war, daß er den Revolver nicht abgedrückt, sondern in fliegender Hast nach Bern zurückgekehrt war. Dort fand er den Direktor buchstäblich außer sich vor Schmerz und in hitzigem Fieber. Neun Tage und Nächte lang wachte er nun bei ihm, pflegte ihn, versuchte ihn zu trösten, bis ein Telegramm seiner Frau ihn nach Paris zurückrief. Das Kind, die kleine Barbette, war nämlich nicht ungefährlich erkrankt und starb auch trotz der aufopferndsten Sorgfalt binnen wenig Tagen. Frau Mennier war verhältnismäßig rasch getröstet über den Verlust dieses Kindes, als sie erfuhr, daß es ja nicht ihr eigenes war. Alfred aber blieb von jener Zeit ab ein gebrochener Mann. Zwar ging er noch vier Jahre lang seinem Berufe mit Unermüdlichkeit und wahrem wissenschaftlichem Interesse nach; jedoch die fürchter-

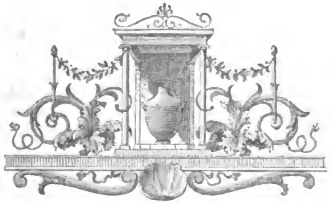
Digitized by Google

liche Krankheit nahm langsam, aber unaufhaltsam Besitz von seinem Körper und untergrub seine Kräfte systematisch. Seit anderthalbem Jahre war er jetzt gezwungen, alle wirkliche, nutzbringende Thätigkeit aufzugeben und sich von seiner Frau pflegen zu lassen; hier in Bern dachte er sein Leben zu beschließen. Er hatte nur noch den einen Wunsch, daß das Wetter günstig bliebe, um viel im Freien sein zu können.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich wieder zu mir selbst kam und im stande war, zu sagen, ich hoffe es, es sei wohl prophezeit; und dann erschrak ich, als ich bemerkte, wie kühl es inzwischen geworden, viel zu kühl für ihn; denn ich hatte über der seltsamen Geschichte seinen Zustand völlig vergessen. Nun bat ich ihn, nach Hause zu kommen, aber er wollte durchaus auf seine Frau warten. Ich wickelte ihn fest in seinen Plaid und führte ihn noch ein Weilchen auf und ab, bis Herr Brundt und Edith von der Bellevue zurückkamen. Es wäre sehr schön gewesen, sagten sie, und Madame bedankte sich bei mir, daß ich ihren Gatten so gut unterhalten. Als ich mich verabschieden wollte, forderte sie mich noch in liebenswürdigster Weise auf, doch den Abend vollends mit ihnen zu verbringen. Alfred pflichtete ihr lebhaft bei, um so mehr, als Herr Brundt sie schon morgen zu verlassen gedenke. Dies Beim-Wort-Nehmen bewegte mich sehr; ich nahm die Einladung an und ging auch nicht eher, als bis der Direktor Brundt sich verabschiedet hatte.

Armer Meunier! Wie er mir die Hand drückte jenen Abend mit einem leise zitternden „Gute Nacht!" da hat er mir in der Seele leid gethan. — „Gute Nacht!" erwiderte ich und hatte Mühe, ihn nicht merken zu lassen, wie nahe mir der Abschied ging.

Merkwürdig! Heute aber, wo er schon über achtzehn Monate im Grabe liegt, wo ihm doch wahrhaftig nichts mehr nützen und nichts mehr schaden kann — es ist kindisch einzugestehen, aber es ist so —, heute, da ich die Verlobungskarte von den beiden Übriggebliebenen erhalten habe, hat er mir beinahe noch mehr leid gethan.



Digitized by Google

Zur Entwickelungsgeſchichte des Genies.

Von

Max Deſſoir.

Ob das Genie gleich als ſolches geboren oder erſt langſam durch die Macht der Umſtände herangebildet werde, iſt eine Frage, die gegenwärtig auf die verſchiedenſte Weiſe beantwortet wird. In den nachgelaſſenen Schriften des unvergeßlichen Wilhelm Scherer findet ſich ein Aufſatz, in welchem er bei Gelegenheit des Hettnerſchen Ausſpruches, daß Winckelmann gleich einem Götterbilde vom Himmel herabgeſtiegen ſei, das Problem nach den biologiſchen und hiſtoriſchen Vorbedingungen des Genies feinſinnig erörtert; er benutzt den Einzelfall, um die grundſätzlichen Gegenauffaſſungen zu beleuchten. Darüber kann jedoch bei den Anhängern ſowohl dieſer wie jener Richtung kein Zweifel herrſchen, daß eine gewiſſe von vornherein gegebene Anlage exiſtieren muß, damit ein beſonders hoher Grad ſtaatsmänniſcher, künſtleriſcher, wiſſenſchaftlicher Einſicht ſich entwickele: nur über die Urſache und das Maß ſolcher Anlage gehen die Anſchauungen heute ebenſo auseinander, wie in den Tagen Descartes und Lockes die Meinungen über „angeborene" Ideen.

Eine Reihe von Männern, vornehmlich der Lombroſoſchen Schule angehörig, hat das Problem der Erblichkeit auf unſeren Gegenſtand übertragen. Da nach Lombroſos Lehre erſtens ſeeliſche Eigenſchaften vererbt werden können, zweitens Genies, Irrſinnige und Gewohnheitsverbrecher in dieſelbe Gruppe von Menſchen gehören, ſo würde der Nachweis abnormer Neigungen unter den Vorfahren eines Individuums genügen, um letzteres in ſeiner außergewöhnlichen Konſtitution zu erklären. Nun, ſo übertrieben ein derartig vorſchnelles Urteil der italieniſchen Fanatiker iſt, ſo ſicher enthält es auch einen richtigen Kern. Man hatte ſich in Pſychologie und Geſchichtswiſſenſchaft leider zu ſehr daran gewöhnt, das Individuum von ſeinem Mutterboden loszulöſen und als etwas ſchlechthin Gegebenes hinzunehmen, bis erſt Ribot eine Thatſache, die für die körperlichen Merkmale von Medizinern längſt anerkannt war, auf das geiſtige Gebiet übertrug, indem er die Vererbung ſeeliſcher Eigentümlichkeiten an paſſenden Beiſpielen* unterſuchte.

Da iſt z. B. George Sand. Ihr Stammbaum reicht auf den Grafen Königsmark zurück. Genie, Geiſt, Leidenſchaft, romantiſche Überſchwenglichkeit — große Herren und Komödiantinnen, die vornehme Welt und die Welt der Phantaſie, der Freiheit — Reichtum und Elend — Tugend und Laſter — das alles miſcht ſich gar ſeltſam in der Vorgeſchichte ihres

* Die geeignetſten Perſonen ſind ſolche, die früh verwaiſten, weil bei ihnen die bewußte Fortpflanzung durch die Erziehung ſeitens der Eltern und die unbewußte durch Nachahmung ſeitens des Kindes ausgeſchloſſen iſt. Über weitere Beſtimmungen wird der Text Auskunft geben.

Digitized by Google

Daseins. Kaum einer unter den Vorfahren männlichen und weiblichen Geschlechtes, welcher nicht die Grenzen des Gewöhnlichen überschritte. Sie selbst erklärt hieraus ihr sprunghaftes, unberechenbares Wesen. „In meinen Adern fließt das Blut von Königen zusammen mit dem Blut von Armen und Kleinen; und da, was man Bestimmung nennt, der Charakter des Individuums ist, der Charakter aber die Organisation, die Organisation endlich das Ergebnis einer Vermischung von Rassen und einer lange fortgesetzten Verkettung von Typen miteinander, so habe ich immer geschlossen, daß die natürliche Erbkraft des Körpers und der Seele eine wichtige Gemeinschaft zwischen jedem von uns und seinen Vorfahren bedinge." Gewiß: es fließen Bestandteile böser und guter Art aus der Natur der Erzeugenden in die der Nachkommen über; wir durchlaufen alle vor unserer Geburt eine Vorbereitungsschule für den Kampf ums Dasein. Und selbst die Charaktereigenschaften des Stammes verleugnen sich selten in dem solcherweise unbewußt präparierten Einzelwesen. In dem Genie aber konzentrieren sie sich geradezu. Der geistvolle Anonymus von „Rembrandt als Erzieher" vergleicht daher den großen Mann im Verhältnis zur Masse mit einer Eiche im Kleefeld und verweist auf den eigenen Zufall, daß der bisher größte niederdeutsche Mann und Staatsmann, Bismarck, eben dieses volkstümliche Doppelbild in seinem Wappen führt: drei Kleeblätter in drei Eichenblättern.

Zu den in Nationalität und Familie fixierten Voraussetzungen tritt ein drittes für die Entwickelung des Genies wichtiges Moment. Die Umgebung nämlich ist es, die dem Rohstoff erst die Form verleiht. Zum Überdruß oft ist in den letzten Jahren die Lehre vom milieu gepredigt worden; worauf es hauptsächlich ankommt, das ist, ihre Bedeutung in das richtige Verhältnis zum Wert der Vererbungstheorie zu setzen. Es scheint, daß beide Umstände sich in Wirklichkeit ziemlich die Wage halten, während für die wissenschaftliche Forschung freilich die Einflüsse der Umgebung durchsichtiger gemacht werden können als die der überkommenen Vorvergangenheit. Man vermag sich — darin behält James gegen Galton sicherlich recht — eine Biographie zu denken, welche die in der Organisation angelegten Merkmale als gegebene Größen hinnimmt und sich auf die Darlegung der Entfaltung beschränkt. Dagegen läßt sich keine wahrhafte Lebensbeschreibung denken, welche die durch Erziehung und Schicksal hervorgerufenen Veränderungen des ursprünglichen Charakters vernachlässigte.

Was nun die Einzelheiten dieser wichtigen Angelegenheit betrifft, so sei zunächst auf einige Punkte innerhalb des Erblichkeitsproblems hingewiesen. Man muß sich hüten, die natürliche Familie mit der engeren Namensfamilie zu verwechseln. Der leider oft begangene Fehler wird dadurch so bedenklich, weil die den Namen wechselnden Frauen eine große Rolle in der Abstammung genialer Personen spielen; Goethe verdankt seiner Mutter zweifellos mehr als seinem Vater. Es darf als Regel bezeichnet werden, daß in einer Familie niemals zwei bedeutende Männer aufeinander folgen — als Regel, sage ich, denn selbstverständlich kommen Ausnahmen vor. Aber daß eine hervorragende Frau einen Sohn hat, dessen Genie gemäß den veränderten Umständen deutlich in die Erscheinung tritt, gehört keineswegs zu den Seltenheiten. Damit hängt zugleich die Frage zusammen, ob die Erstgeborenen oder die Nachgeborenen mehr von den guten Eigenschaften der Eltern in sich zu vereinigen pflegen. Das volkstümliche Recht hat sich von Urzeiten an für das erstere entschieden, das Gesetz diese Ansicht bis auf den heutigen Tag bewahrt. Im täglichen Leben giebt man auch wohl dem Erstgeborenen eine besonders sorgfältige Erziehung; das ist jedoch bloß die Folge der herrschenden Einrichtungen, und andererseits werden gerade die Jüngsten gewöhnlich verwöhnt. Der

Digitized by Google

einzig kompetente Richter indessen, der Psychologe, muß schweigen, da er weder in biologischen Gesetzen noch in statistischen Erhebungen befriedigende Auskunft findet. Mozart war das siebente, Kant das vierte, Malebranche das zehnte, Boileau das fünfzehnte Kind; Leibnitz, Goethe, Corneille, Molière, Newton, Raphael, Columbus waren die ältesten oder die einzigen Söhne. Man sieht, es existieren Beispiele für und wider. Geht man nun weiter in der Ahnentafel zurück, so findet man entweder ein krauses Gemisch von Seltsamkeiten — wie in dem Falle George Sand — oder eine Summe von Nichtsen. Lange Dauer von trefflichen Eigenschaften in einer Familienreihe scheint sich eher mit Ehrsamkeit, Intelligenz, Talent als mit Genie zu vertragen.

Umgekehrt kann man fragen: Was wird aus der Nachkommenschaft eines großen Mannes? Was geschieht, wenn die Seele eines Geisteshelden sich in seine Sprossen teilt, gewissermaßen in Stücke bricht? Meistenteils geht durch diese Art Zerlegung der Glanz verloren, denn vornehmlich in der Vereinigung vieler und oft disparater Eigenschaften ruhte die Größe des Erzeugers. Auch treten jetzt die Schwächen des Charakters deutlicher hervor, nachdem die blendende Umhüllung gefallen ist. Der große Condé verbarg den Mangel natürlicher Herzensgüte unter der Fülle seiner übrigen hervorragenden Eigenschaften, aber seine Nachkommen zeigten diesen Fehler in unverkennbarer Weise. Der Enkel war ein ganz brutaler Kerl und der andere „M. le Duc" gab ihm an Wildheit nichts nach; der Graf von Charolais rühmte sich sogar noch seiner Grausamkeit und Gewaltthätigkeit. Den einzigen Lichtpunkt bietet die Fürstin du Maine. Sie hat auch etwas von den guten Seiten Condés geerbt, wie überhaupt die weibliche Nachfolge in dieser Beziehung bevorzugt erscheint. Oft freilich besitzt das Genie gar keine oder bloß schwächliche, gänzlich unbedeutende Kinder.

Vor- und Nachgeschichte des Genies bilden nur den Zugang zum Verständnis der Persönlichkeit als solcher. Der innerste Wesensgrund wird durch sie nicht offenbart. Wenn Kritiker und Biographen erfolgreich untersuchen, woher ein berühmter Mann seine Gewohnheiten, Sympathien und Antipathien ererbt hat, so sind sie im Recht; wenn sie aber seine Berufung und die schöpferische Macht seiner Genialität solchergestalt abzuleiten versuchen, dann vermessen sie sich des Unmöglichen. Bei jeder Individualität tritt zu dem Erbgut etwas Neues, Unauflösbares hinzu, vollends bei der genialen Individualität. Auch alle Einflüsse der Umgebung genügen nicht, zu erklären, weshalb der Betreffende gerade so und nicht anders auf sie reagiert hat. Im Gegenteil, man kann sagen, daß eine specifische Thätigkeit des Genies darin besteht, sich von bestimmten Einwirkungen zu befreien. So beginnt jeder große Mann mit der Nachahmung eines Vorbildes. Tacitus schloß sich anfangs an Cicero an, Aristoteles an Plato, Leibnitz war ursprünglich begeisterter Cartesianer, Kant ein Schüler Wolffs und Humes, Richard Wagner ahmte noch im „Rienzi" die große Oper Meyerbeers nach. Aber erst mit dem Augenblick, wo er sich von seinem Muster lossagt, wird der Schüler zum Meister, die Kopie zum Original. Die Vergangenheit versinkt, und aus der Gegenwart löst sich allmählich das ab, was künftige Geschlechter vereinen sollen. Der Blick in die Zukunft ist ein Kennzeichen des Genies. La Rochefoucauld drückt das so aus: Große Seelen sind nicht diejenigen, welche weniger Leidenschaften und mehr Tugenden besitzen als gemeine Seelen, sondern die, welche größere Pläne haben. (Ed. Duplessis S. 264.)

Das Herz des Jünglings ist von grandiosen Absichten erfüllt; Dinge, an die andere kaum zu denken wagen, malt er sich mit lebhafter Phantasie in voller Wirklichkeitstreue aus. Hinzu kommt nun aber der eiserne Fleiß in der Durchführung der Pläne und die vollendete, künstlerische Besonnenheit. Dem ersten Napoleon hat man sinnreich zwei Eigenschaften zuge-

Digitized by Google

schrieben: Einbildungskraft des Dichters und Zahlensinn des Geometers. In der That ist das zweite, als Bild genommen, ebenso unentbehrlich wie das erste. Eine fast mathematische Überlegung spricht sich aus in den Tonfolgen Beethovenscher Symphonien und in den Maßverhältnissen Raphaelischer Bilder, in den Gedankengängen Kants und in den Schlachtenplänen Moltkes. Alle großen Geister bedürfen der inneren Sammlung, denn an Konzentrationsfähigkeit ist alle schöpferische Macht gebunden. Das Genie mag zerstreut scheinen, eben weil es im tiefsten Grunde der Seele ganz in sich versunken ist. Aber wirklich unruhige Menschen leisten ebensowenig etwas Großes wie faule Menschen. Zum Höchsten gehört auch der höchste Fleiß, ein Fleiß, der wenige Stunden besser nutzt als die subalterne Arbeitsamkeit ganze Jahre. Wenn einerseits schöne Anlagen im Sumpf der Trägheit vermodern, so darf man andererseits nicht gutes Sitzfleisch mit wahrem Fleiß verwechseln: für diesen ist die Gabe der inneren Zusammenfassung von nöten, für jenes bloß ein bequemer Bureaustuhl. Man überschaue Goethes Leben: was alles hat dieser einzige Mann gearbeitet! Oder man lese Friedrichs des Zweiten Schriften, um zu erstaunen vor der Fülle solcher Thätigkeit.

Fleiß, Sammlung, Besonnenheit muß sich der Werdende erwerben, Natürlichkeit muß er sich erhalten. „Diejenigen Menschen, welche natürlich bleiben, nennt man Genies," hat die Rahel gemeint. Natürlichkeit deckt sich aber mit Aufrichtigkeit, und Aufrichtigkeit kann der wahre Künstler, Gelehrte, Staatsmann nimmer entbehren.

So stehen auf der einen Seite Eigenschaften, deren Entwickelung wir unschwer verfolgen und durchleuchten können. Auf der anderen Seite indessen bleiben Merkmale, deren Entstehung und Bedeutung keineswegs so klar zu Tage liegt. Die Erfassung einer gewaltigen und im besten Wortsinne zeitgemäßen Idee wird häufig durch den Ausdruck Inspiration umschrieben, ohne daß wir dadurch selbstverständlich einen tieferen Einblick in den geheimnisvollen psychischen Vorgang gewännen. Hier handelt es sich um jene unterirdische Seelenarbeit, in die kein Senkblei zu dringen vermag. Ausschließlich die unterstützenden Momente erweisen sich der Zergliederung zugänglich: die Anspannung im Erfassen des Neuen und die Ausdauer im Festhalten, die zur Vollendung eines genialen Lebenswerkes unentbehrlich sind. Wie jedoch das erste Aufflammen zu stande kommt, bleibt rätselhaft. Begeisterung ist dabei im Spiel, eine echowerdende Intensität höchster Gefühle; desgleichen eine intuitive, prophetische Phantasie selbst dort, wo man sie kaum vermuten sollte. Für eine exakte Naturwissenschaft, die Chemie, hat jüngst Viktor Meyer die Bedeutung dieser eigenartigen „Forschungsweise" nachgewiesen. „Da das Äthylenoxyd existierte, war kein logischer Grund vorhanden, das Bestehen eines Phenylenoxyds für unmöglich zu erklären; wer dies dennoch zu thun wagte und der Erfahrung gegenüber im Rechte blieb, mußte von einem Gefühl geleitet sein, welches der gegenwärtige Zustand der Chemie noch nicht durch eine Denkoperation zu ersetzen erlaubte." Und eines Mendelejeffs geniale Intuition lehrte die Existenz und die Eigenschaften noch unbekannter chemischer Grundstoffe mit einer Sicherheit voraussagen, welche an Le Verriers Prognose des noch ungesehenen Planeten Neptun erinnert.

Soweit psychologische Bestimmungen auf den Herzpunkt des Genies zielen, bleiben sie an der Oberfläche haften, weil unsere Wissenschaft bisher die Mittel nicht genugsam handhabt, die alleiu ein Hinausgehen über die oberste Schicht des Bewußtseins ermöglichen. Die wahren Schätze liegen aber außerhalb des Bewußtseinskreises. Nicht ohne Recht verwendet man daher die Vergleichung mit den Tieren, deren Bewußtsein geringer entwickelt, und mit den Geisteskranken, deren Bewußtsein gestört ist. Friedrich Hebbel schreibt einmal (1. Mai 1863)

Digitized by Google

an Sigmund Engländer: „Sie wollen an den Dichter glauben wie an die Gottheit — warum so hoch hinauf, in die Nebelregion hinein, wo alles aufhört, sogar die Analogie? Sollten Sie nicht weiter gelangen, wenn Sie zum Tier hinuntersteigen und dem künstlerischen Vermögen die Mittelstufe zwischen dem Instinkt des Tieres und dem Bewußtsein des Menschen anweisen? ... Sie werden aber auch überhaupt finden, um tiefer auszugreifen, daß die Lebensprozesse nichts mit dem Bewußtsein zu thun haben, und die künstlerische Zeugung ist die höchste von allen; sie unterscheiden sich ja eben dadurch von den logischen, daß man sie absolut nicht auf bestimmte Faktoren zurückführen kann. .. Denn Systeme werden nicht erträumt, Kunstwerke aber auch nicht errechnet oder, was auf das nämliche hinausläuft, da das Denken nur ein höheres Rechnen ist, erdacht. Die künstlerische Phantasie ist eben das Organ, welches diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Fakultäten unzugänglich sind."

Die Entwickelungsgeschichte des Genies zeigt endlich Verwandtschaft mit derjenigen eines seelisch überreizten Menschen. Das Thema ist so oft debattiert worden, daß ein paar Beweise genügen werden. Der unvergleichliche Percy Byssihe Shelley hat, nach Dowdens Biographie, Zeit seines Lebens zwischen Geistesgesundheit und Geisteskrankheit geschwankt; hereditär belastet, besaß er alle Anlagen des Neurasthenikers, einen auffallend kleinen Schädel, starke geschlechtliche Erregbarkeit und wurde von Hallucinationen schlimmster Art gequält. Auch Spinoza und Pascal litten an Hallucinationen; Tasso führte in Manfos Gegenwart ein langes Zwiegespräch mit seinem Schutzgeist, Goethe hatte die bekannte hechtgraue Selbstvision, Walter Scott glaubte seinen verstorbenen Freund Byron in den Falten eines Vorhanges zu erblicken; auch an Jean Pauls zum Fenster herabsehenden kindlichen Mädchenkopf und an Benvenuto Cellinis Sonnenvision sei erinnert.

Kurzum: Erblichkeit und Umgebung, Fleiß und konzentrierte Besonnenheit sind wohl Abteilungen im Vorhofe des inneren Menschen; sein Heiligtum aber bleibt dem Forscher verschlossen, wenngleich er es durch tastende Vergleichung dem Umkreis nach abzustecken vermag. Die innerlichste Entwickelung des Genies erschließt sich nur dem kongenialen Blick des Künstlers.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

Schwer und schwerer wird es von Tage zu Tage, aus der Überfülle von Erscheinungen auf dem Gebiete der Erzählungskunst das Gute noch herausfinden zu können. Das meiste, nur zur Ausfüllung der Langweile geschrieben, schwindet mit dem Tage, und nur weniges hat überhaupt ein Recht zum Erscheinen. Zu diesem wenigen, wenn auch nur den Anforderungen einer guten Unterhaltungslektüre entsprechend, gehört: **Kleine Geschichten** von A. Godin (Berlin, J. H. Schorer) und **Unter der Schellenkappe**, empfindsame Geschichten von F. Mamroth (Breslau, S. Schottlaender). Dem zukünftigen Leser würde die Freude des Genusses geraubt, sollte an dieser Stelle ein Inhalt irgend einer Geschichte, deren mehrere jeder dieser beiden Bände enthält, gegeben werden. Poesievolle Gemütlichkeit, liebenswürdiger Humor kennzeichnen die beiden Verfasser. Die „Kleinen Geschichten" würden auch ohne Beigabe des Porträts auf eine Frau als Verfasser schließen lassen.

Eigenartig ist, nicht dem Inhalt nach, sondern durch äußerliche Beigabe, der Roman von Hartl-Mitius: **Odysseus im Talon.** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) In gleichsam historischer Weise, nicht gerade ästhetisch empfehlenswert, werden uns die Lebens- und Liebesverhältnisse eines vornehmen Herrn geschildert, der zum Schlusse natürlich die Richtige findet. Das Eigentümliche und Neue besteht in der Beigabe von sechs Bildnissen, welche, mit ihren angeblichen Namensunterschriften, die sechs Herzenskönigin nen unseres Odysseus dem Leser noch näher bringen sollen — übrigens ein billiger Kunstgriff, der leicht zu einer Romangattung führen könnte, in der Worte überflüssig und Bilder aller Art die Hauptsache geworden sind.

Auf heimatlichem Boden. Erzählungen von Hans Grasberger. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Es dürfte schwer sein, unter den sieben in diesem Bande vereinigten „Dorf- und Stadtgeschichten" die schönste namhaft zu machen. Der Verfasser, anlehnend an die Darstellungsweise und Stoffwelt Anzengrubers sowie Roseggers, behandelt keine „psychologischen Probleme"; sondern in alter gesunder Weise, in schlicht kräftigem Realismus führt er uns Menschen aus dem Leben vor, mit dem, was sie glücklich oder unglücklich macht. Gleichsam als Kabinettstück feiner Seelenmalerei kann das kleine Genrebild „Der Seminardirektor" gelten.

Nicht in die Region der Probleme, sondern in die Flitterwelt der problematischen Naturen leitet uns E. Bely mit ihrem neuesten Werke, das nur der Vorläufer zu einem ganzen Cyklus ähnlicher zu sein scheint: **Wandelbilder aus der Berliner Gesellschaft.** I: Adams Söhne, Evas Töchter. (Breslau, S. Schottlaender.) Es sind eine Reihe rasch hingeworfener, skizzenhaft gehaltener Bilder nicht aus dem Berliner Leben überhaupt, sondern aus dem engeren Kreise der sogenannten „Gesellschaft". Wer durch Daudet oder Turgenjew, was die genaue und doch poetisch stimmungsvolle Wiedergabe des Lebens anlangt, verwöhnt ist, dem werden diese Bilder ein wenig ohne rechten Grund erscheinen. Aber die Verfasserin will wohl auch in erster Linie unterhalten, und das erreicht sie, trotz des hochtönenden und viel mehr verheißenden Titels: Adams Söhne — Evas Töchter.

Alles verstaatlicht. Socialpolitischer Roman von Edward Bellamy. Nach dem Englischen bearbeitet von Georg Malkowsky. (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.) — Hat man diese socialpolitische Zukunftsphantasie zu Ende gelesen, so glaubt man aus Haschischträumen jener Art erwacht zu sein, wie sie E. de Quincey in den „Bekenntnissen eines Opiumessers" und andere uns geschildert haben. Durch ein Wunder ist ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts erhalten geblieben, wie angeblich so manches noch lebensfähige Korn aus tausendjährigem Todesschlafe zu neuem Leben erwacht ist, und schaut nun sein Boston, seine Heimatstadt, im Jahre 2000 n. Chr. wieder.

Digitized by Google

Das ganze Land ist ein einziges, großartiges Kaufhaus mit einem äußerst komplizierten, aber nie stockenden Mechanismus geworden. Und die Menschen? Neid, Ehrsucht, Klatschsucht u. s. w. sind völlig unbekannte Größen; sie sind alle wirklich mehr oder minder alte wandelnde Blumen. Hier liegt der schwache Punkt des Werkes. Zwar sucht der Verfasser durch blendende Trugschlüsse nachzuweisen, wie diese neuen Menschen infolge dieser Mustereinrichtungen so selbstlos werden konnten — doch naturwissenschaftliche wie religiöse Betrachtung des bisherigen, vieltausendjährigen Weltlaufes lassen den richtigen Schluß zu, daß nach hundert, ja fünfhundert Jahren es immer noch neben den vielleicht zahllosen guten Menschen einige böse geben wird, die im stande sind, jene sich dienstbar zu machen und für sich zu herrschen. Immerhin enthält diese staatspolitische Phantasie eine Fülle anregender, erwägungswerter Gedanken, so daß die Dichtung gerade allen von Poesie abgewandten Männern besonders empfohlen werden kann; denn man darf nicht vergessen: das Gesetz von der langsamen historischen Entwickelung, vom Anlehnen an das Bestehende, ist, allgemein genommen, durch die Erfahrung widerlegt; immer sind es die einzelnen großen Geister, deren Gedanken freilich eine andere Form annehmen, dem Schmetterling gleich, welchen der Anblick einer Raupe noch nicht erraten läßt — immer sind jene es gewesen, welche am mächtigsten und mit bestimmendem Einfluß in das Rad der Weltgeschichte mit eingegriffen haben. Und vielleicht gehört Bellamys Werk zu jenen Dichtungen, das viele gerade im Jahre 2000 mit derselben Hoffnungsseligkeit wie manche heute lesen werden, und zugleich mit dem stolzen Gedanken, daß sie doch schon ein wenig weiter sind als ihre Ahnen.

Dunst aus der Tiefe. Berliner Roman von Hermann Heiberg. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Mit den Tendenzen der sogenannten Anklagelitteratur hat dieser Roman mit dem wenig geschmackvollen Titel nichts zu schaffen: er schildert ohne Übertreibung Gesindel höherer und niederer Gattung, wobei à la Daudet auch idyllische Lichtbilderchen nicht fehlen. Die Heldin, wenn bei der etwas wirren Kompositionsweise des Nebeneinander davon die Rede sein kann, ist ein verwahrlostes Mädchen mit noch teilweise gutem Herzen, das einem Geizhals 180 000 Mark in Papieren stiehlt. Unsere Frieda heiratet einen Verkommenen; und nachdem sie weiß, daß dem Geizhalse der größere Teil seines Vermögens wieder zugestellt wird, springt sie lebensmüde ins Wasser. Der Anfang ist ein wenig auf Sensation gearbeitet. Frieda vor dem geöffneten Geldschrank, dann Schluß des Kapitels und Beginn mit anderen Thaten und Personen — erst allmählich gewinnt der Verfasser die epische Ruhe. Den mangelnden Kunstwert muß die Wahrheit des Dargestellten ersetzen; übrigens dürften Heiberg auf diesem Gebiete keine Lorbeeren erblühen: der Dialekt allein macht es nicht; der echte Kenner der niederen Volksschichten merkt doch, daß Heiberg die Restaurants von Dressel, Uhl, die er schildert, besser kennt als das häusliche Leben in einer Keller- oder Hofwohnung, wo die Begriffe von Armut und Laster oft schon ineinander übergehen. Darf man übrigens sagen wie Heiberg: „Sie saß mit einem verlassenen Ausdruck da"? Doch wohl nicht!

Zwei Brüder. Roman von Sophie Junghans. (Leipzig, Carl Reißner.) — Wenn auch das neueste Werk der talentvollen Verfasserin zu den sogenannten Kriminalromanen gehört, so wartet sie doch nicht mit den in dieser Gattung beliebten Wirkungen auf. Die Hauptteilnahme erweckt ein Brüderpaar, ein schneidiger Jurist und ein bescheidener Chemiker; letzterer rettet gegenüber dem ersteren als vertretendem Staatsanwalt einen des Giftmordes Angeklagten. Der Erfolg bleibt nicht aus: er, und nicht der schneidige Bruder, heiratet das reiche Mädchen. Daneben bewegt sich noch eine Reihe lebenswahrer Figuren, so daß es an Handlung nicht fehlt. Die leicht verschleierte Tendenz des Romanes — ein Beitrag zu dem Kapitel unschuldig Verurteilter — muß rühmend anerkannt werden. Nicht so zu rühmen ist die oft nachlässige Schreibweise der Verfasserin. Wendungen, wie: „Felix fand sich stehen gelassen", „zum Beweise ihres überhaupt Vorhandenseins", „die Sitzungsberichte durch Lektüre sich einverleiben", sollten nicht vorkommen.

Zur leichteren, angenehm unterhaltenden Gattung unserer Erzählungskunst gehören die neuesten Novellen von Moritz v. Reichenbach: **Eva in allerlei Gestalten.** (Leipzig, Carl Reißner.) Insolge allzu eifrigen Gebrauches der Feder erscheint auch bei dieser Verfasserin ein Nachlassen der ursprünglichen Kraft. Von den sechs vereinigten Novellen hat sicherlich die eine: „Gebratene Nachtigallen", den verlockendsten Titel; nach Inhalt und Form aber am schönsten ist die Künstlergeschichte „Glück", eine neue Variation auf das alte Thema: la donna e mobile.

Auch der dreibändige Roman **Eheglück** von Adelheid Weller (Berlin, Otto Janke) erweckt eine günstige Meinung vom Talente der Verfasserin und darf als unterhaltendes Werk empfohlen werden.

Oft phantastisch, aber immer von großer Originalität sind die **Florentiner Novellen** von Isolde Kurz. (Stuttgart, G. J. Göschensche

Digitized by Google

Verlagshandlung.) Es sind kulturhistorische Geschichten, im hesperischen Lande spielend. Wunderbar fein ist das Kolorit getroffen, und die Sprache voll gesunder Frische, oft leidenschaftlich durchglüht. Die Verfasserin, deren Gedichte seinerzeit so großen Beifall gefunden haben, möge sich vor dem Langziehen ihrer Stoffe in mehrbändige Romane in acht nehmen!

Ovid. Historischer Roman von Wilhelm Walloth. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Der Roman behandelt die Liebesgeschichte des Ovid und der Kaisertochter Julia. Er wird mit Beifall und großer Teilnahme gelesen werden; er verdient es auch wegen seines künstlerischen Wertes; trotzdem trifft der Verfasser das historische Kolorit nicht. Wie ein moderner Kaiser empfand und stand Augustus Imperator nicht da; gäbe man Walloths Helden andere Namen, so könnte dieser Roman weit eher — nach seiner Sprache und dem Ausdruck der Empfindungen — im französischen Kaiserreiche des neunzehnten Jahrhunderts oder zu Madrid unter Isabellas Regierung spielen.

Ludwig Aurbachers gesammelte größere Erzählungen. Aus dem Nachlaß und den Schriften des Autors mit einem Vorwort herausgegeben von Joseph Sarreiter. Zweite neu durchgesehene Ausgabe. (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.) — Die Erzählungen des Verfassers — der 1847 als Professor am königl. Kadettencorps in München gestorben ist — gehören zwar einer vergangenen Stilrichtung an, aber sie sind auch noch heute anmutend durch humorvolle Wärme und oft sehr glücklich getroffene, an Hebel erinnernde, schlicht volkstümliche Schreibweise. Besonders verdient hervorgehoben zu werden die humoristische Erzählung „Der Dichterkreis", während die „Rittergeschichten" und „Märchen" nicht als gleich schön gelungen zu betrachten sind. Als Volksbuch sei das Werk empfohlen.

* *
*

So gering auch das Bedürfnis der Leserkreise nach neuen Erscheinungen auf lyrischem Gebiete ist, so lassen sich trotzdem jene unserer Dichter, deren Hauptstärke ein anderes Fach ist, nicht hindern, sich auch gelegentlich wieder als Künstler im Versbau zu zeigen und in einem Bändchen Gedichte oft mehr zu geben, von sich zu verraten als in einem Dutzend Prosabände. Mit einer dritten vermehrten Auflage seiner **Gedichte** erscheint zunächst Theodor Fontane. (Berlin, Wilhelm Hertz.) Ein gesunder Realismus und so zu sagen ein partikularistisch angehauchter Patriotismus spricht aus seinen Versen, von denen viele schon volkstümlich geworden sind, sei es von der Schulbank her, wie das Lied von „Ziethen aus dem Busch", oder durch Hilfe der Musik, wie der allbekannte „Archibald Douglas". Besonders eigenartig, vom echten Reize einer Individualität, die etwas sagt, umflossen, sind einige neue sogenannte Gelegenheitsgedichte. Von den Bearbeitungen englischer Balladen und Volksweisen hätte einiges fehlen können.

Einen ähnlichen Eindruck machen **Neue Gedichte** von Adolf Wilbrandt. (Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.) Der Dichter verleugnet seine niederdeutsche Herkunft nicht: Sehr viel Reflexion, sehr viel Freude am bald heiteren, noch öfter düsteren Stimmungsbilde, und das Gefühl der Trostlosigkeit immer wieder besiegt durch den Gedanken der Pflicht, zu wirken und menschlich zu schaffen, ohne zu fragen! Ein Gedicht wie „Vor dem Einschlafen" kennzeichnet diese Lyrik am besten.

Die gleiche romantische Stimmung, nur nebelhaft wallender und der Strömung des Tages weniger hold, waltet in Wilhelm Jensens neuester lyrischer Sammlung: **Im Vorherbst.** (Leipzig, B. Elischer Nachfolger.) Auch hier wiegt die düstere Reflexion vor, und das Endergebnis aller irdischen Weisheit ist für Jensen — kein „Freude, schöner Götterfunken". Wer den Erzähler Jensen liebt, sollte sich diese lyrische Beichte nicht entgehen lassen, die nicht flüchtigen Tand aus gelangweilten Nebenstunden, sondern des echten Goldes viel, sehr viel enthält.

Abt, Gumbert, Kücken und andere sind im weiten deutschen Vaterlande wohlbekannte Namen und haben sich mit ihren zwar nicht beethovenisch-genialen, aber echt volkstümlichen Weisen Tausende von Herzen erobert. In ähnlichem Sinne auf rein lyrischem Gebiete kann als Dichter Emil Rittershaus empfohlen werden. Bereits in vierter Auflage liegen seine beiden neuesten Gedichtsammlungen vor: **Buch der Leidenschaft — Aus den Sommerlagen.** (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung.) Für den Komponisten, dem ein Goethe mehr Schwierigkeiten macht als Uhland, Heine und Geibel, bieten sie eine Fülle sangbaren Stoffes, und auch der Leser erfreut sich an den nicht anspruchsvoll auftretenden Gaben dieser rheinischen Frohnatur.

Und neben den Alten, wo bleiben die Jungen? Hier sei genannt Richard Zoozmann: **In Alios und Eralos Banden.** Erste Gesamtausgabe älterer und neuerer Gedichte. (Norden, H. Fischer Nachfolger.) Neben vielem Nichtssagenden enthält das Buch, das überstark, doch sehr vieles, welches Zoozmann als lyrisches Original hinstellt; und dies bleibt stets das Wichtigste. Der Dichter, vom Geist der Zeit erfüllt, gehört zu jenen, die sehen, aber nicht anklagen, sondern hoffen.

Digitized by Google

Als letzter sei für dieses Mal Theobald Nöthig genannt. Seine **Lichter und Schatten** liegen bereits in vierter Auflage vor. (Breslau, M. Woywod.) Kraft und Männlichkeit, Sinn für Formenschöne, ebenso wie für das, was unserer Zeit not thut, spricht aus ihnen. Neben tiefsinnigen Reflexionspoesien fehlt es auch nicht an sangbaren Weisen, an jener leichten Art, welche seltsamerweise den Modernen gerade so unendlich schwer wird.

Nordlandsharfe. Ein Überblick über die neuere Lyrik des Nordens. Übersetzungen von P. J. Willatzen. (Bremen, M. Heinsius.) — Der sehr umfangreiche Band bietet in meist tadelloser Wiedergabe Poesien von norwegischen, schwedischen, finnischen und dänischen Dichtern, denen sich altisländische Volksballaden und finnische Volksweisen anschließen, sogenannte Suonie-Runen. Wenn gerade moderne Dichter wie Ibsen und Björnson mit nur wenigem und nicht gerade ihrem Besten vertreten sind, so gereicht das der fleißigen und empfehlenswerten Arbeit kaum zum Nachteil: liegt doch deren Hauptstärke auf anderem Gebiete, und ist doch ihre Lyrik uns schon durch anderweitige Übersetzungen bekannt. Wer die „Volksseele" dieser uns stammverwandten Völker durchforschen will — und diese offenbart sich nicht allein in den oft hilflos stammelnden und formlosen Erzeugnissen von namenlos Gebliebenen —, der findet hier ein reiches Material. Echt germanischer Geist in seiner Fülle mannigfaltigster Schattierungen liegt auch über dieser nordischen Lyrik ausgebreitet: die meisten dieser mehr oder weniger großen Lyriker könnten deutsch gesungen haben.

Ebenso lesenswert und als glänzende Übersetzungsleistung zu rühmen ist: J. L. Runbergs **König Fjalar.** Deutsch von G. von Leinburg. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) Das graufig schöne Thema ist eine Variation auf das Motiv der Brant von Messina über ungewußte Bruder- und Schwesterliebe, während im König Fjalar, dem Vater, sich der alte prometheische Göttertrotz zeigt, dessen Stolz gebrochen wird. Das Kolorit der schlichten nordischen Vorzeit ist wohl getroffen, und die Sprache wirkt durch ihren eigentümlichen Rhythmus wie das Rauschen der nordischen See selber.

* * *

Der Porträtmaler Johann Kupetzky, sein Leben und seine Werke. Von Alexander Nyári. Mit zwei Porträts. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — Die kleine Monographie bildet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Malerei im achtzehnten Jahrhundert. An der Hand zuverlässiger Daten schildert der Verfasser das Leben des seiner Zeit gefeierten Malers, der nach mannigfachen Lebensschicksalen und unglücklicher Ehe, wobei ein dänischer Legationsprediger eine traurige Rolle spielt, 1740 zu Nürnberg starb. So lobenswert die fleißige Arbeit ist, so wäre doch zu wünschen gewesen, daß der Verfasser auch die Bedeutung Kupetzkys in der Geschichte der Malerei mehr hervorgehoben und einen allgemeinen sittengeschichtlichen Überblick gegeben hätte über jene merkwürdige Zeit, die sich geistig gleichsam völlig ausgelebt hatte.

Goethe in Polen. Ein Beitrag zur allgemeinen Litteraturgeschichte von Gustav Karpeles. (Berlin, F. Fontane.) — Das Büchlein berichtet in unterhaltender und doch wissenschaftlich durchaus genügender Weise von Goethes Verkehr mit Polen und Polinnen, seinen Ansichten über Litteratur und Charakter des unglücklichen, stolzen Slavenstammes und ebenso umgekehrt über Aufnahme seiner Werke bei polnischer Kritik. Es ist selbstverständlich, daß dabei in hervorragender Weise des größten Nationaldichters Adam Mickiewicz gedacht wird, sowie der meist von Byron beeinflußten polnischen Romantiker Slowacki und des Grafen Krasinski, dessen Iridion auch in Deutschland noch wohlbekannt ist.

Fritz Reuter-Studien von K. Th. Gaedertz. (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung.) — Eine angenehme Gabe für alle Freunde der Reuterschen Muse! Neben dem Dichter wie edel und hilfreich erscheint der Mensch! Von den sechs Aufsätzen ist recht anziehend die Darstellung von Reuters Aufenthalt bei seinem Freunde Peters in Thalberg; ein wirkliches Denkmal wird den Gebrüdern Boll gesetzt; in „Annemariek Schult" lernen wir eine plattdeutsche Dichterin kennen, deren gemütvolle Dichtungen mehr als dilettantische Spielereien sind. Beim Lesen der ersten Abhandlung „Fritz Reuter als Burschenschafter" erlebt man mit Schauder ein Stückchen Zeitgeschichte nach russischem Muster, wobei ein Blick in die Gegenwart uns rasch belehrt, daß der inzwischen eingetretene Fortschritt denn doch kein leerer Wahn ist. Ganz frivol ist die manchmal gehörte Behauptung: „Ohne solche Erlebnisse wäre eben Reuter auch nicht der große Humorist geworden!"

Kaiser Josef II. Sein Wirken als Mensch. Von Adolf Kohut. (Dresden, Hönsch und Tiesler.) — Das Ganze ist lichtvoll und mit Begeisterung geschrieben und will natürlich keine kritisch-historische „Würdigung" sein, sondern das Andenken an den unvergeßlichen Monarchen, so wie sein Idealbild in der Volksseele bisher lebt, wieder auffrischen.

Digitized by Google

Namentlich Volks- und andere Bildungsbibliotheken werden die zeitgemäße Schrift willkommen heißen.

* *
*

Dramaturgie des Schauspiels. (Dramaturgie der Klassiker, dritter Band.) Von Heinrich Bulthaupt. (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung.) — Der vorliegende Schlußband beschäftigt sich mit den Hauptwerken unserer drei nachklassischen Dramatiker. Grillparzer, Hebbel und Ludwig, denen sich eine Analyse jener Theaterstücke von Gutzkow und Laube anschließt, die noch heute sogenannte Bühnenstücke heißen. Bulthaupts Urteil über die beiden letzteren als Dramatiker, zumal über Laubes vielgepriesene Technik, wird vielen zu hart und stark erscheinen, indessen ist es sehr wohl begründet und schon jetzt durch die Zeit bestätigt. Äußerst liebevoll und mit tiefstem Verständnis ist Grillparzer behandelt; auch bei den Charakteristiken von Hebbels und Ludwigs Dramen, deren Maria Magdalena und der Erbförster mit Recht geniale Leistungen genannt werden, in ihrer Art Vorläufer — jedoch poetische — des heutigen Realismus, bewahrt sich der Verfasser einen unparteiischen Standpunkt; so wird auch dieser Band als Lehrbuch gleichsam für angehende Dramatiker von förderndem Nutzen sein, während er den vielen Freunden jener Dichter sicherlich noch manche ihnen bisher verschlossen gewesene Schönheiten erschließt und die Lektüre ihrer Werke zu erneutem Genusse macht.

Sehr fesselnd, klar und anschaulich geschrieben ist das kleine Werkchen: **Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth.** Von J. G. Hagmann. (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.) Der Verfasser weist nach, wie das Aufblühen der englischen Bühne dieser Zeit in innigstem Zusammenhange steht mit dem Wiederverstehen der Antike in Gestalt der sogenannten Renaissance; und wie diese flüchtige Herrlichkeit, schon durch Intoleranz gewisser Zeloten von ihrer Geburt an verfolgt und mehr und mehr bedrängt, nur wenige Jahrzehnte dauerte, bis politische Verhältnisse das Ganze hinwegfegten und nach Herstellung friedlicher Ruhe der französische Formenkultus seinen Einzug auf der Bühne feierte, und Shakespearesche Kunst und Bühnentechnik mehr als hundert Jahre lang verschollen blieb. Die Seiten über die Stellung der Schauspieler jener Zeit sind interessant geschrieben; auch giebt der Verfasser davon ein klares Bild, wie man sich eine Bühnenvorstellung von damals mit ihrem Theaterpublikum in der Anschauung zu vergegenwärtigen hat.

Das deutsche Volkstheater. Eine Frage der Zeit. Von R. Prölß. (Dresden, F. Oehlmanns Verlag.) — Angeregt durch H. Herrigs in Worms nun zur Thatsache gewordene Theorien, weist der Verfasser das Gefährliche, Einseitige solcher Bestrebungen nach: „Das rechte Genie wird schon den rechten und neuen Weg finden", so ungefähr heißt es; „gemacht wird nichts, das Talent erreicht wenig." Die Frage „Volk" wird überzeugend behandelt; und was der Verfasser über Wagner im Verhältnis zur Gesellschaft als tonangebendem Modebeherrscher sagt, wird sicherlich Beifall finden. Gewiß, mögen nur erst die ganz neuen genialen Volksdramen da sein, dann ist nichts leichter, als die für sie passenden Bühnen zu zimmern!

* *
*

Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente von Johann Anton Leisewitz. (Heilbronn, Gebr. Henninger.) — Die treffliche Einleitung zu diesem Neudruck eines — ja, des einzigen Schülers Lessings auf dramatischem Gebiete entspricht den Forderungen neuester wissenschaftlicher Methode. Ist etwas auszusetzen, so wäre es dies, daß der Verfasser, welcher doch nicht bloß an die zwei oder drei kontrollierenden Leisewitz-Philologen sich wendet, die Fülle der verschiedenen Lesarten bisheriger Ausgaben nicht unter dem Texte, sondern am Schlusse hätte mitteilen sollen: so wird der ästhetische Genuß, auf den es bis jetzt noch in erster Reihe ankommt, empfindlich gestört. Übrigens wird aus dem Inhalte der mitgeteilten Fragmente klar, weshalb die reflektive Natur eines Leisewitz so rasch wieder verstummte: die echte dramatische Ader, der Sinn vor allem für dramatisch spannenden Aufbau der Handlung fehlte. Mit Recht sagt der Herausgeber im Schlusse seines Vorwortes: „Achtung — mit diesem Worte bezeichnet man wohl am besten den Eindruck, welchen Leisewitz hervorrief."

Im selben Verlage sind erschienen, in der gleichen Sammlung deutscher Litteraturdenkmale des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts: **Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur**, erste und zweite Sammlung. Das für die Gegenwart noch Merkwürdige dieser zuerst 1766 erschienenen Litteraturbriefe besteht darin, daß sie ganz im Banne der Lessingschen Schreibweise stehen, und ferner, daß auch sie das Verständnis für die Größe des britischen Genius Shakespeare zu verbreiten suchen. Einzelne Besprechungen von Zeitgrößen, frei für die Neuzeit umschrieben, führen zu recht erbaulichen Totengräbermonologen voll Salomonischer Trübseligkeit. Wer kennt noch des „Herrn Prof. Abbies Werk vom

Digitized by Google

Verdienste"? Und doch heißt es auf Seite 12: „eines von den Werken, die nicht eher, als mit unserer Sprache zugleich, untergehen werden ..." O nein, nur der leere Verfassername ist geblieben, und wie viele kennen auch nur diesen?

* * *

Unter drei Kaisern. Gesammelte Reden und Aufsätze von E. Curtius. (Berlin, Wilhelm Hertz.) — Diese neue Sammlung bildet den dritten Band von „Altertum und Gegenwart". Unter den sechzehn Abhandlungen können als rednerische Meisterwerke wegen Form und Inhalt genannt werden: die Gedächtnisreden auf Kaiser Wilhelm und Friedrich. Fesselnd geschrieben sind die Erinnerungen an Emanuel Geibel, den Landsmann und Jugendgenossen von Curtius; am meisten Interesse erregen indes die Aufsätze: Naxos, Athen und Eleusis, die Griechen als Meister der Kolonisation, und zumal: das Königtum bei den Alten. Ob der berühmte Gelehrte mit seiner Verherrlichung antiken Wesens, welche auch diesem Werke eine eigenartige, fast schon ein wenig fremd anmutende Färbung verleiht, recht hat oder nicht, kann hier nicht näher erörtert werden. Jedenfalls ist der Strom der Zeit — und welch einer gewaltigen! — ein anderer geworden; und ohne Zweifel wird in Bezug auf die Form, im Reiche der Kunst, die Antike uns stets Vorbild bleiben; was ihren Inhalt anlangt, so lehrt ein Blick in Platons Gastmahl, auf das Perikleische goldene Zeitalter, daß sie von modernem Gefühle durch eine nie auszufüllende Kluft getrennt ist: kurz für den Künstler allein — abgesehen von der Wissenschaft — lebt noch die antike Welt; nur er kann von ihr lernen und wird sie mit Vorsicht gebrauchen. Für den Streiter um die socialen Menschheitsideale von Gegenwart und Zukunft bietet sie nichts, ist sie tot wie die Reiche von Persien, Ägypten und Babel.

* * *

Über die bildende Nachahmung des Schönen. Von K. Ph. Moritz. (Heilbronn, Gebrüder Henninger.) — Das Schriftchen hat seiner Zeit im Weimarer Dichterkreis bedeutendes Aufsehen erregt; hat doch Goethe bekanntlich einen Teil daraus in seine Italienische Reise mit hinübergenommen; der vorliegende Neudruck mit seiner erschöpfenden Einleitung von S. Auerbach — als einunddreißigstes Heft der deutschen Litteraturdenkmale des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts erschienen — wird daher vielen willkommen sein. Moritz' Grundanschauungen sind auch heute noch nicht veraltet: nach ihm hat es die Kunst mit Nachahmung des Schönen zu thun; letzteres ist ein sinnlich wahrnehmbares, in sich vollendetes Ganze. Dieses kann nur das Genie; die Gabe des Genies ist Gnade, nicht durch allmähliche Geschmacksbildung erreichbar. Das Schöne ist um seiner selbst willen da u. s. w. Das Heft bietet gleichsam eine Ästhetik in nuce; und es ist leicht begreiflich, weshalb gerade Goethe auf der Höhe seiner klassischen Periode von ihr gefesselt wurde, von dem Grundgedanken der „l'art pour l'art", während eine neue, moderne, auf Geschichte und Naturwissenschaft, im Geiste Darwins, begründete Ästhetik dem Schönen und seinen Priestern wohl eine minder supranaturalistische Wolkenhöhe voll idealer Zwecklosigkeit anweisen dürfte. Mag das Genie in den Stunden des Schaffens für sich den höchsten, anderen nicht erreichbaren Genuß empfinden, schließlich ist und bleibt es mit seinen Werken doch immer für eben diese anderen da.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Einbanddecken

zu den vollendeten Bänden

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte

in dunkelgrüner englischer Leinwand mit Goldpressung
auf Rücken und Decke

sind durch alle Buchhandlungen zum Preise von — 1 Mk. 20 Pf. — zu beziehen; und zwar in zwei Ausgaben, nämlich

1) mit fortlaufender **Bandzahl.**

2) mit fortlaufender **Jahreszahl.**

Vollständiges

Inhalts-Verzeichniß

zu

Westermann's
Illustrirten Deutschen Monatsheften.

Enthaltend:

Autorenregister, Sachregister u. Illustrationsverzeichniß
des ersten bis fünfzigsten Bandes.

Format der Monatshefte. Preis geheftet 2 Mk. 40 Pf.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Abtheilung: Pelzwaaren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen u. umgetauscht.

Nr. 630.

Damen-Pelzhut.

Imitirt Sealskin (geschoren Kanin), dunkelbraun, mit eleganter Feder und Atlasband garnirt. Atlasfutter.

M. 11.50.

Nr. 650.

Mädchen-Barett.

Schwarz Kanin mit Feder und Atlasschleife. Zanellafutter.

M. 3.25.

Nr. 655.

Mädchen-Barett.

Imitirt Sealskin (geschoren Kanin), mit Feder und Atlasband garnirt. Zanellafutter.

M. 4.50.

Pelerinen.

Runde Boas.

Nr.		M
1	**Franz. schwarz Kanin**	9.75
3	**Schwarz gefärbtes austral. Opossum**	16.—
4	**Dunkelbraun gefärbter Fuchsschweif**	15.—
9	**Schwarz gefärbter Fehschweif. Qualität A**	35.25
15	**Dieselbe Boa. Qual. B**	27.25

Runde Boas.

Nr.		M
16	**Echt naturfarbiger Fehschweif** (bräunlich, im Grund grau). **Qual. A**	57.—
17	**Dieselbe Boa. Qual. B**	44.—
18	**Dunkelgrau gefärbter Schuppen** (Waschbär)	33.—
19	**Weiss Thibet**, hochelegant Ballboa	24.—

Muffe für Damen.

Nr	Mittelgross.	M.
103	**Russischer schwarzer Seidenhase** mit Zanellafutter und Pelzquasten. Sehr preiswerth	2.25
107	**Derselbe Muff** mit Atlasfutter und Pelzquasten	3.—
111	**Französ. schwarz. Kanin** mit Atlasfutter und Pelzquasten; nicht so langhaarig wie Seidenhase, aber bedeutend haltbarer im Tragen. Ein sehr beliebter Muff	4.25
113	**Schwarz gefärbt. austral. Opossum** m. Atlasfutter u. Pelzquasten	7.50
115	**Schwarz gefärbt. Silber-Opossum** mit Atlasfutter und Pelzquasten. **Qualität A**	8.50
116	**Derselbe Muff in Qualität B**	6.75
117	**Schwarz Castorett** (braun. Untergrund) mit Atlasfutter und Pelzquasten. Ein wirklich eleganter und guter Muff, namentlich für junge Damen passend	11.25

Nr. 211. **Franz. schwarz Kanin** mit Atlasfutter. **M. 14.25.**

Nr. 243. **Imitirt Sealskin** (geschoren Kanin), dunkelbraun, mit Atlasfutter. **M. 25.—.**

Nr. 247. **Imitirt Sealskin** (Sealbisam), dunkelbraun, mit Atlasfutter. **M. 46.—.**

Unseren ungemein reichhaltigen **Special-Katalog** über

Pelzwaaren

versenden wir unberechnet und portofrei.

Muffe für Damen.

Nr.	Mittelgross.	M
137	**Schwarz gefärbt. Skunks** mit Atlasfutter u. Pelzquasten. Höchst eleganter, beliebter Muff	12.—
139	**Echt Skunks** mit Atlasfutter und Pelzquasten. Sehr gute Qualität	34.—
143	**Imitirt Sealskin** (geschoren Kanin) mit Atlasfutter und Pelzquasten	7.—
147	**Imitirt Sealskin** (Sealbisam) mit Atlasfutter und Pelzquasten. Sehr eleganter, ausserordentlich beliebter Muff	12.—
149	**Dunkelbraun gefärbt. russisch. Murmel** mit Atlasfutter und Pelzquasten. Ein sehr feines, modernes Pelzwerk	10.—
151	**Echt Sealskin** mit Atlasfutter und Pelzquasten. Hocheleganter und sehr modern	45.—
159	**Naturell Iltis** mit Atlasfutter und eleganten Pelzquasten. Sehr feines, haltbares Pelzwerk	18.—

Digitized by Google

34. Jahrg. Dezember 1890. Heft 411.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig
Druck und Verlag von Georg Westermann.

Inhalt.

Seite

Ossip Schubin: Heil dir im Siegerkranz! Erzählung I. . . . 293

Ludwig Salomon: Pompeji. I. 332

Mit zehn Abbildungen: Hotel bei Sole, die Künstlerherberge b.i Pompeji. — Panorama von Pompeji. — Die Strada dell' Abbondanza. — Das Forum Civile mit dem Tempel des Jupiter im Hintergrunde. — Seitenansicht vom Forum Civile; links im Vordergrunde der Aufgang zur Basilika. — Der Apollotempel (früher Venustempel genannt). — Die Basilika. — Das Macellum. — Die Vorhalle des Forum Triangulare. — Das Forum Triangulare.

F. A. v. Winterfeld: Friedrichs des Großen Thronbesteigung 347

Mit drei Porträts: Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. — Elisabeth Christine, Königin von Preußen. — Friedrich der Große, König von Preußen.

Konrad Telmann: Noch einmal. Novellette 357

Adolf v. Bentivegni: Determinismus und Willensfreiheit. II. 369

Eduard Zetsche: Aus den Umgebungen Wiens. IV. 378

Mit sechzehn Abbildungen: Ruine Stahremberg. — Gutenstein. — Die Mirafälle. — Die „Hohe Wand". — Kapellenkirche zu Maierhöfen. — Emmerberg. — Die Semmering-Berge. — Burgkapelle von Pösteuhof. — Schloß Stepersberg. — Schloß Stixenstein. — Kirche von Göltz. — Pitten. — Burghof von Thomasberg. — Schloß Sebenstein. — Auf Schloß Sebenstein. — Schloß Thernberg.

E. Mentzel: Virzalt. Novellette 400

Richard Garbe: Ein dunkles Blatt aus der Kulturgeschichte Indiens 408

Karl Theodor Heigel: Antoine Barnave 415

Mit einem Porträt: Antoine Barnave.

Für den Weihnachtstisch 431

Brehms Tierleben. Von Pechuel-Loesche. — Geschichte des Römischen Kaiserreichs. Von Viktor Duruy. — Studienmappen deutscher Meister. Von Julius Lohmeyer. — Denkmäler der Kunst. Von W. v. Lübke und C. v. Lützow. — Hausbibel. Von Dr. Rudolf Pfleiderer. — Der König von Sion. Von Robert Hamerling. — Kulturhistorisches Bilderbuch. Von Georg Hirt. — Das malerische Schweden in Wort und Bild. — Kaiser Wilhelms II. Nord- und Südlandsfahrten. Von Adalbert v. Hanstein. — Dürers Marienleben. — Dürers Kleine Passion. — Frei-Konzert. — Glückwünsche. — Der Herrgottschnitzer von Ammergau. Von Ludwig Ganghofer. — Orientalische Novellen. Von C. Beyer. — Tagebuch, Blätter der Erinnerung. Von Hermine Stilke. — Allerlei aus A. Hendschels Skizzenmappen. — Auf der Wacht im Osten. Von Oskar Höcker. — Die Marienburg. Von Pederzani-Weber. — Zwillingsschwestern. Von Brigitte Augusti. — Leben und Abenteuer des Robinson Crusoe. Von Oskar Höcker. — Der Sturmvogel. Von Paul Moritz. — Goldelschen. Von Auguste Wachler. — Prinzenmärchen. Von Agnes Schöbel. — Von der Wasserkante. Von Ph. Kniest. — Wind und Wellen. Von Ph. Kniest. — Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Kaiser Wilhelms I. Von Ludwig Marquardt. — Musikalische Lebensbilder. — Von H. Waldemar. — Die Goldhöhle der Sonora. Von Oswald Hancke. — Wendelgard. Von Henriette Schmidt. — Daheim und draußen. Von Sophie Berena.

Litterarische Notizen 434

Die Achten-Lini. Von J. Dedekind. — Kapitän Marryats Romane. — Gedichte von Detlev v. Liliencron. — Homo sum! Von Julius Hart. — Jahresringe. Von Hermann Lingg. — Graf Moltke. Von Hermann Müller-Bohn. — Zeit- und Lebensbilder. Von Johannes Janssen. — Musikalisches und Litterarisches. Von Eduard Hanslick. — Ästhetik der Natur. Von Ernst Hallier. — Auf Urlaub im Orient. Von G. Schweitzer.

Litterarische Neuigkeiten I

Anzeigen III

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

DEC 18 1

Heil dir im Siegerkranz!

Erzählung

von

Ossip Schubin.

I.

Sie war eine alte Jungfer, das heißt eine überzählige Kreatur in der Schöpfung, ein Gegenstand des Mitleids für reife — ein Gegenstand des Gespöttes für unreife Männer, für viele von Familiensorgen überbürdete, sich zwischen unharmonischen ehelichen Zuständen hinschleppende Frauen ein Gegenstand des Neides und Anlaß zu dem Ausruf: „Ach, wer's nur auch so bequem haben könnte auf der Welt!"

Nebenbei war sie eine allgemein beliebte Persönlichkeit. Kaum ein Tag verging, an welchem, mochte sie sich auch wo immer befinden, die Post ihr nicht einen Brief gebracht hätte, in dem die Worte standen: „Wann können wir dich erwarten, wann kommst du zu uns?" — worauf sie fast jedesmal dieselbe Antwort zurückschrieb: „Ich freu mich sehr, daß ihr mich wollt, ich werde trachten es mir einzuteilen, aber vorläufig ..." und dann folgte ohne jedwede Prahlerei, nur als bescheidene Begründung ihres Ablehnens, eine lange Liste von Besuchsverpflichtungen, welche sie bereits auf sich genommen und welchen sie nachkommen mußte, ehe sie einer neuen Einladung folgen durfte.

Kritischere und gescheitere Menschen als sie zerbrachen sich bisweilen den Kopf über den Grund ihrer beständigen Umworbenheit und über das Wesen, welches man mit ihr trieb. Vermögen hatte sie nur gerade, was sie brauchte, um niemand zur Last fallen zu müssen — für eine österreichische Oberstentochter war das zwar sehr viel, aber um auch den mißtrauischesten unter ihren Bekannten auf den Gedanken zu bringen, die große Freundlichkeit, welche ihr allgemein bewiesen wurde, irgend einer Hab- oder Erbschaftsgier beizumessen, war es lange nicht genug. In der Wirtschaft war sie ein wenig umständlich, Whist spielte sie nicht besser als der Durchschnitt unverheirateter Damen. Eigentlich verstand sie sich nur auf zwei

Digitized by Google

Dinge wirklich gut, und zwar darauf: Kranke zu pflegen und Tanzmusik zu spielen; aber ersteres hatten die wenigsten Menschen zu erproben die Gelegenheit gehabt, und letzteres versteht sich eigentlich bei einer Persönlichkeit ihrer Art, die geboren ist eine Begleitung zu der Fröhlichkeit der anderen zu trommeln, von selbst.

Ihre allgemeine Beliebtheit hatte entschieden noch einen anderen Grund. Man hatte sie lieb, weil sie keinen Neid kannte, nicht den Schatten davon! Das sagten ihr alle ihre jungen Vertrauten, deren Glücksgeständnissen sie stets dieselbe gerührte Teilnahme entgegenbrachte, und küßten sie dafür.

Das sagten ihr ebensogut die älteren unter ihren Bekannten und bewunderten sie dafür. Sie lächelte abwehrend zu dieser Bewunderung und erwiderte immer dasselbe: „Ich begreife euch nicht, es ist ja so gar kein Verdienst dabei!"

Wenn man aber fragte: „Wieso kein Verdienst?" da behielt sie die Antwort für sich.

Sie kannte keinen Neid, weil ihr jedes echte große Menschenglück Mitleid einflößte, weil sie hinter jedem übermütig zum Himmel aufjauchzenden Menschenkind, hinter jedem, dessen irdische Seligkeit die von der Vorsehung gesetzten Mittelmäßigkeitsgrenzen überstieg, hinter jedem Glück, das des Beneidens wert gewesen wäre, das Unglück lauern sah, seine Zeit abwartend, kalt, ruhig und siegessicher!

Das Herz zog sich ihr jedesmal im Leibe zusammen, wenn sie einen Menschen es aussprechen hörte: „Ich bin glücklich!" Sie dachte dann sofort an alles mögliche, an allerhand knapp neben ihr zerschmetterte, für immer vernichtete Glückseligkeit, am häufigsten aber an das Schicksal ihrer kleinen Lieblingscousine Kitty.

Die Geschichte datierte schon ziemlich weit zurück, so weit, daß sie die meisten, die sie mit erlebt, gar nicht mehr genau wußten. Aber Anna Marie pflegte ihre Erinnerungen wie ihre Gräber, letztere vergrasten und erstere verblaßten bei ihr nie!

* * *

Im Frühling 1870 war's. Anna Marie trug gerade Trauer für einen alten Onkel, den sie fünf Jahre lang Tag und Nacht gepflegt und der ihr zum Lohn für ihre Aufopferung das schön eingelegte Tricktrackspiel vermacht hatte, über dessen grünes Tuch sie alle Abend geduldig mit ihm die Würfel hingerollt. Dieses schäbige Legat hatte alle Welt in Verwunderung gesetzt, nur nicht Anna Marie. Anna fand es rührend und weinte dem Onkel aufrichtige Thränen nach. Sie befand sich gerade in Pest, wo der geizige Tricktrackonkel — er hieß Graf Silvaschy und gehörte zur besten ungarischen Aristokratie — gestorben war, als sie einen Brief von einem anderen Onkel erhielt, von einem bürgerlichen diesmal, einem Bleistiftfabrikanten, der mit der bereits seit Jahren verstorbenen Tante Anna Maries verheiratet gewesen war und sich jetzt nach Abwickelung seiner ziemlich matten Geschäfte mit mittelmäßigem Wohlstand in das Privatleben zurückgezogen hatte, und zwar in ein Städtchen unweit von Hanau — Lindenbergen hieß es und stand mitten in der fetten, von ergiebigen Rübenfeldern und mächtigen Obstbaumalleen reich gesegneten Wetterau.

Herr Wißmuth, so hieß der Bleistiftonkel, brauchte, wie er es nunmwunden erklärte, Anna Marie notwendig. Seine älteste Tochter Bertha hatte sich bereits vor zwei Jahren verheiratet, und Kitty, die zweite, war aus der Pension heimgekehrt. Sie war noch zu jung, um ohne ältere weibliche Stütze im Hause zu bleiben. Herr Wißmuth ersuchte nun Anna Marie, für einige Zeit zu ihm zu ziehen. „Es wird ja vielleicht nicht allzu lang dauern, bis sich die Verhältnisse konsolidiert haben, dann kann ich dich freigeben," schloß er sein Schreiben. Er sprach von Anna Marie gerade, als ob sie ein nützliches Möbel gewesen wäre,

Digitized by Google

auf das er ein Recht hatte Beschlag zu legen. Das aber war Anna Marie gewohnt. Es fiel ihr nicht weiter auf; was ihr aber auffiel, das waren die Worte: „Es wird nicht lange dauern, eh sich die Verhältnisse konsolidiert haben.“ Was meinte er wohl damit? Wollte er ein zweites Mal heiraten, oder schwebte etwas in der Luft für Kitty?

Sie war noch nicht mit sich einig geworden darüber, und auch nicht darüber, ob sie der in einigermaßen zum Widerspruch reizendem, befehlendem Ton gehaltenen „Einmahnung“ des Herrn Wißmuth Folge leisten sollte, oder der viel liebenswürdiger ausgedrückten Einladung einer Cousine in Wien, als der Postbote ihr einen zweiten Brief brachte, einen Brief, den Anna Marie sofort als von ihrer Cousine Kitty herrührend erkannte und welcher lautete:

Liebe, liebe Anna Marie!

Bitte, bitte, bitte, komm. Ich freu mich so schrecklich auf dich und ich brauche dich so. Wenn du nicht kommst, so bin ich unglücklich, und ich habe gar keine Lust, unglücklich zu sein, gerade jetzt nicht. Das Leben ist so schön! Ich bitte dich, komm. Ich küsse dich zweitausendmal und bleibe, dich bestimmt erwartend,

deine Cousine Kitty.

„Arme kleine Kitty,“ murmelte Anna Marie, nachdem sie das Zettelchen durchgelesen, und plötzlich überkam sie jene mit Angst vermischte Rührung, welche sie immer beschlich, wenn ein Menschenkind das Leben besonders schön finden wollte. „Mir scheint in der That, daß da die Verhältnisse Lust haben sich zu konsolidieren, aber — vielleicht in anderer Richtung, als mein Onkel Wißmuth sich's denkt. Wenn mich nicht alles irrt, so braucht die Kleine einen Bundesgenossen. Nun, wir müssen doch erst sehen, um wen sich's handelt.“ Damit aber stand es in Anna Marie fest, daß Kitty momentan nicht sich selbst überlassen bleiben dürfe, weshalb sie sich entschloß, die Einladung Herrn Wißmuths anzunehmen, und sofort an die Cousine in Wien eine Absage sandte. Die Cousine in Wien hatte sie zwar aufgefordert, mit ihr eine Reise an die oberitalienischen Seen zu machen, welche kennen zu lernen schon lange zu Anna Maries Lieblingswunsch zählte. Aber das war Nebensache.

* * *

Kitty war immer Anna Maries besonderer Liebling gewesen, schon wie sie noch ein dickes, schwerversprechendes Baby war. Das Ziel, welches sie sich gesteckt, als sie sich zum erstenmal selbständig auf die zarten Füßchen aufgestellt und mit weit ausgestreckten Händchen und kleinen, so zu sagen stammelnden Tritten über das Zimmer gewankt, das war Anna Marie gewesen — an Annas Knie hatte sie ihre kleinen Ellenbogen aufgestützt, als sie endlich atemlos und triumphierend ihre Wanderung beschloß.

Anna sah sie noch genau vor sich in dem gehäkelten weißen Kleidchen, das sie ihr selber fabriziert, und das Hals und Ärmchen frei ließ — was für einen Hals und was für Ärmchen! und dazu ein Gesichtchen! das reizendste Gesichtchen, das man sich ausdenken konnte, weiß, zart wie eine frisch entfaltete Frühlingsblüte und mit großen leuchtenden Augen drin.

Seit jenem Tag, wo das dicke Baby seine winzigen Ellenbogen so vertrauensvoll auf das Knie seiner Cousine gestützt, hatte eine Art Schutz- und Trutzbündnis bestanden zwischen der großen Anna und der kleinen Kitty, ein Bündnis, das trotz vielfacher Trennung der Alliierten weiter geführt worden war bis auf den heutigen Tag.

„Wie sich die Kleine nur herausgewachsen haben mag?“ fragte sich Anna Marie, indem sie etwas vor Hanau ihr Handgepäck zusammenrückte und ihren Anzug zurechtschob. Sie war ohne Unterbrechung, außer mehrfachen Übersteigens, von Pest nach Hanau gefahren, dennoch sah sie weder besonders schmutzig noch beson-

Digitized by Google

ders müde aus. Sie hatte die gerade Haltung und frische Hautfarbe, das heißt die prachtvolle Gesundheit einer geborenen Krankenpflegerin. Sie war noch immer eine schöne Person, obgleich ihre grauen Schläfen und vollen Schultern die Vierzigerin verrieten. Ihre Züge waren regelmäßig, die Gestalt stattlich, wenn auch etwas zu stark, die Hände sehr zart. Sie trug einen grauen Staubmantel und einen glockenförmigen schwarzen Hut, den sie der Bequemlichkeit halber abgelegt hatte und jetzt aus dem Netz herunterlangte, um ihn auf ihr tadellos geglättetes Haar zu setzen.

„Wie sie sich nur herausgewachsen haben mag?“ fragte sie sich, indem sie an das Fenster des Coupés herantrat. Das letzte Mal, da sie Kitty gesehen, war diese nämlich ein hochaufgeschossenes, fünfzehnjähriges Mädchen gewesen in einer Pension in Dresden, sehr mager, mit sehr langen Armen und Beinen und fast ohne Körper, noch immer hübsch, aber offenbar in einem schwankenden Übergangsstadium, in dem man nicht recht wußte, welchen Weg ihre weitere Entwickelung einschlagen würde, den der Schönheit oder den der erträglichen Mittelmäßigkeit. Da hielt der Zug. Nicht ohne kleine Umständlichkeiten verließ Anna Marie von Hohleisen das Coupé.

Das kleine Häuflein Handgepäck neben sich, auf dem sandigen Bahndamm stehend, hielt sie ihr Lorgnon an die Augen und sah sich nach zwei Sachen um: nach einem Träger, und ob ihr jemand entgegengekommen war.

Ehe sie sich noch darüber klar geworden, rief ihr ein Stimmchen, das tief und weich wie das einer Amsel klang, entgegen: „Anna, Anna!“ und zwei warme, junge Arme schlangen sich um ihren Hals.

Das war Kitty!

Nachdem Anna sie recht herzlich abgeküßt, schob sie sie etwas weiter von sich, um sie genauer zu betrachten, und lächelte zufrieden. Kitty war keine Schönheit, aber noch weniger hätte man sie ihrem Äußeren nach unter die erträglichen Mittelmäßigkeiten zählen können. Sie war ganz einfach reizend, entzückend, unbeschreiblich. Weiß der liebe Himmel, wie sie's angefangen, aber sie hatte jetzt wieder ihr altes Babygesicht, nur etwas größer und mit schmäleren Bäckchen, aber sonst genau, die großen Augen, das Lächeln, die Grübchen, ja selbst die blumenfrische Hautfarbe, alles das war da; aber der Blick in den Augen war tiefer, und mitten zwischen die mutwilligen Grübchen hinein spielte ein Ausdruck gerührter Zärtlichkeit.

Kein Zweifel, die Zustände hatten eine Neigung sich zu konsolidieren, dachte Anna Marie.

Um weniges später war das Handgepäck zum drittenmal gezählt, die große Bagage ausgelöst und die beiden Damen saßen in dem Mietwagen, mit dem Kitty der Freundin entgegengekommen war, und fuhren an schönen, im ersten zartgrünen Frühlingsschimmer prangenden Gartenanlagen ihrem Ziel entgegen.

Der Weg von Hanau nach Lindenbergen ist reich an landschaftlichen Schönheiten. Man fährt an dem verlassenen Rokokoschloß eines längst verschollenen Duodez-Souveräns vorbei, an von schattigen Gärten umflossenen anderen weniger vornehmen, aber beinah ebenso stimmungsvollen Landhäusern, an glatten Teichen, in denen sich mächtige Bäume spiegeln, durch hochstämmige Lindenalleen, durch einen ernsten Fichtenwald — kurz durch allerhand was das Auge erfreut.

Die beiden Damen zeigten sich diesen Schönheiten gegenüber ungnädig — sie hatten keine Zeit, sich damit zu befassen.

Ein Weile saßen sie stumm nebeneinander und blickten sich nur ab und zu lächelnd an. Endlich begann Anna: „Und nun, du Schalk, erzähle mir doch, zu was du mich jetzt, gerade jetzt so notwendig brauchst?“

„Ich dich?“ Kitty machte große Augen, so große Augen, als ob sie nicht verstände, nein nicht im mindesten verstände.

„Du hast mir ja doch geschrieben,“ drang Anna in sie.

Digitized by Google

„Ach! ... ja richtig — das war nur so Gerede — ich wollte dich durchaus herbekommen," schwatzte Kitty, und als ihr Anna noch einmal, noch ernster in das entzückende Gesichtchen sah, da wurde sie plötzlich rot — dunkelrot. Aber anstatt eine deutliche Antwort zu geben, rieb sie ihre weiche Wange nur einschmeichelnd an der vollen Schulter der Freundin und murmelte einmal um das andere: „Du gute Anna, du liebe alte Anna, ich freue mich so, daß du da bist!" Und plötzlich sich weit über den Wagenschlag hinausbeugend, rief sie: „Ein Reh — dort — hast du's gesehen?"

Nein, es war nichts aus ihr herauszubringen. Sie wurde nur beständig rot und sah glücklich aus, und Anna Hohleisen seufzte.

* * *

Die landschaftlichen Schönheiten waren vorüber, zum wenigsten hatten sie ihren romantischen Charakter verloren. Was davon übrig blieb, war idyllischer Natur. Der Wagen fuhr jetzt durch eine Allee von krummstämmigen Apfelbäumen mit blütenbeladenen Ästen, die sich weit über die Straße hinstreckten. Die Sonne schien hell in die Blüten hinein, und zwischen den weißrosigen Zweigen sah man in den leuchtenden blauen Himmel hinauf, in dem sich ein paar Schwalben undeutlich wie rasch hinschwirrende schwarze Punkte tummelten; eine jede sah aus, als ob sie wenigstens sechs Flügel habe.

Rechts und links zogen sich saftig grüne Getreidefelder hin.

Der Frühlingsatem stieg wie ein berauschender Weihrauch zum Himmel, aus dem grünen Getreide rang er sich empor, aus den schwellenden Baumrinden, zwischen welchen da und dort ein großer, durchsichtiger Tropfen gelben Harzes hervorquoll, aus den noch unentwickelten grünen Blättchen, aus den Apfelblüten, aus der Erde, ja selbst aus dem gärenden Wasser in den Gräben.

Der Wagen bog in einen Flecken ein. Mit Vergnügen ruhten die Augen der Österreicherin auf diesem anheimelnden deutschen Nest — auf den hochgiebeligen Häusern mit vorspringendem Oberstockwerk, mit grauen Balken in den Wänden und Blumentöpfen in den Fenstern. Klip klap ... rollte der Wagen über das unebene, aus großen flachen, willkürlich aneinander gefügten Steinen bestehende Pflaster.

Am äußersten Rande des Fleckens, in seltsamem Widerspruch zu dem bescheidenen Kleinleben, erhob sich hinter einem rostigen Eisengitter mit allerhand wilden Fratzen in seinen Schnörkeln ein großes Gebäude mit einem Mansardendach und Barockverzierungen, das Anna Maries Aufmerksamkeit fesselte.

Der Kutscher verlangsamte das Tempo. Offenbar stimmte sein Geschmack mit dem Wohlgefallen der Österreicherin überein, auch in seinen Augen war das Haus ein ungemein interessantes, eingehender Betrachtung durchaus würdiges Objekt.

„Schloß Ulmenhof," bemerkte er mit Würde, indem er sich nach den beiden Damen umwendete.

„Wie heißt der Besitzer?" fragte Anna Marie.

„Förster," erwiderte Kitty.

„Ach so, Förster," murmelte Fräulein Anna.

„Du wunderst dich," meinte etwas boshaft lächelnd Kitty, „findest offenbar, daß der Name schlecht zu dem alten Herrensitz paßt. Das ist richtig. 's ist auch für keinen Namens Förster erbaut worden. 's ist ein trauriges Haus, es hat in den letzten fünfzehn Jahren beständig den Besitzer gewechselt, jedem neuen Besitzer ist was drin zugestoßen. Der eine hat aus Zufall seinen eigenen Sohn erschossen, der andere hat sich selbst den Hals gebrochen. 's ist wie ein Pferd, das keinen anderen Reiter auf sich duldet als seinen ersten Herrn, alle anderen wirft es ab!"

„Dann wundere ich mich eigentlich, daß dieser Herr Förster den Mut hatte, es zu erwerben," bemerkte Anna Marie nachdenklich.

Digitized by Google

„O, Herr Förster kennt keine Vorurteile — darüber ist er hinaus. Er gehört zu den Liberalen," sagte Kitty, indem sie ihre feinen Mundwinkel mißbilligend herabzog.

„Steht ihr im Verkehr?"

„Ja!"

„Und ist er nett?" fragte Fräulein Anna, indem sie versuchte, dem jungen Mädchen in die Augen zu sehen.

„Papa findet's," erwiderte Kitty, die Brauen zusammenschiebend, trotzig.

Anna Marie wußte jetzt genau die Hälfte von dem, was sie wissen wollte.

Das ominöse Haus, das sich mit seinen Besitzern nicht vertrug, war längst außer Sicht, wieder rechts und links nichts als grüne Saatfelder, die man zwischen den grauen Baumstämmen schimmern sah, die zarten Halme unermüdlich im leisen Atem des Frühlings erschauernd, zitternd, sonnendurchleuchtet und kleine winzige Schatten werfend, die ganzen Felder wie mit Goldsand bestreut, in den sich ein dunkler Staub hineinmischte, und über der Straße rosig weiße Blüten, zwischen denen man den Himmel sah.

Plötzlich war's Anna, als durchliefe das junge Mädchen neben ihr derselbe süße Schauer, der das junge Getreide durchbebte. Sie sah auf.

Ein Reiter trabte die Straße entlang, ein schöner, blonder, junger Offizier war's, dem die Uniform gut saß. Er legte die Hand an die Mütze. Kitty wurde unruhig, der Reiter parierte sein Pferd. „Halten Sie einen Augenblick," rief Kitty dem Kutscher zu.

„Erlaube, daß ich dir Herrn von Altenried vorstelle," rief Kitty verlegen und altklug zugleich. „Meine Cousine Fräulein von Hohleisen. Waren Sie bei uns, Herr von Altenried?"

„Ja, gnädiges Fräulein; da ich niemand getroffen, kehrte ich um. Ich habe mir erlaubt, Ihnen das Buch zu bringen, das Sie wünschten."

„O ich danke — und wie geht es Ihrer Tante?"

„Recht gut ..." Das inhaltreiche Gespräch kam ins Stocken. Der Kutscher sah sich um — sollte er zufahren? Baron von Altenried legte die Hand an die Mütze.

„Werden Sie ... werden ..." begann Kitty stotternd und hastig.

„Gnädiges Fräulein ...!"

„Werden Sie morgen in Ulmenhof sein?"

„Darf ich fragen, ob Sie dort sein werden, gnädiges Fräulein?" erkundigte sich der junge Offizier, und dabei spielte ein Lächeln um seine frischen Lippen.

„Ja — glauben Sie denn, daß mir's der Papa erspart?" erwiderte Kitty mit komischer Verzweiflungsmiene.

Der Kutscher pendelte indessen leise mit seiner Peitsche auf und nieder, man sah's seinem breiten Rücken, ja selbst seinen roten Ohren an, wie verständnisvoll er die beiden jungen Leute beobachtete.

„Ich wollte eigentlich nicht kommen," erwiderte Herr von Altenried, „aber ..." Das Lächeln um seinen Mund trat stärker hervor, der Ausdruck seiner Augen wurde ungewöhnlich innig, fast schwärmerisch.

„Fahren Sie zu, Kutscher," rief Kitty, indem sie plötzlich eine würdige Miene annahm und sich mit einem herablassenden Kopfnicken verabschiedete.

„Ein netter Bursch," bemerkte Fräulein von Hohleisen, indem sie ihm, sich aus dem zurückgeschlagenen Wagen herausbeugend, mit der Unbefangenheit ihrer grauen Haare, nachsah — „wie gut er zu Pferde sitzt — und er trägt doch die Infanteristenuniform."

„Ja," erwiderte Kitty, „es freut ihn nicht sehr, daß er bei der Infanterie dienen muß — aber er kann sich nicht helfen. Ich glaube, er ist sehr arm," und Kitty seufzte.

„Nun, weißt du, liebe Kitty, gar so tragisch ist es schließlich nicht, bei der Infanterie dienen zu müssen," entgegnete Fräulein von Hohleisen vernünftig. Ihr Vater war Oberst eines Ulanenregiments gewesen, infolgedessen hielt sie darauf, ihre Unparteilichkeit zu beweisen.

„Das sagt er selbst," erwiderte Kitty lebhaft, „er findet es eher komisch. Er

Digitized by Google

findet alles komisch, was ihm unangenehm ist. Er ist einer von denen, die immer über ihre Miseren lachen. Aber mag er darüber lachen oder nicht, es ist doch traurig, wenn man bedenkt, daß er eigentlich heute in Ulmenhof seine Heimat haben sollte. Vor fünfzehn Jahren war der Besitz noch in den Händen seines Vaters."

„Das ist wirklich traurig," gestand Anna Marie zu.

Kitty schwieg und sah bekümmert und zärtlich vor sich hin.

Nach einem Weilchen begann Anna Marie von neuem: „Findet den dein Vater auch nett?"

„Ob er Herrn von Altenried nett findet, meinst du?" fragte Kitty wie aus einem Traum heraus.

Anna Marie nickte.

„Ich weiß nicht, ich habe ihn nie danach gefragt," sagte Kitty und zuckte die Achseln.

„Und findest du ihn nett?" fragte Anna Marie humoristisch.

Kitty runzelte die Stirn, fast schien's, als ob sie Anna die Antwort schuldig bleiben wolle. Mit einemmal warf sie das Köpfchen zurück, und Anna Marie aus großen, von Entschlossenheit und Thränen glänzenden Augen anblickend, rief sie: „Nun ja ... ich finde ihn nett, sehr nett — und er ist's auch — da hast du's."

Anna Marie wußte jetzt genau, was sie wissen wollte.

Um weniges später hatte der Wagen Lindenbergen erreicht und hielt vor einem langen, schmalen Gebäude mit einem Mansardendach, wie das von Schloß Ulmenhof, aber ohne feudale Embleme und mit einem Kreuz über dem großen, ausgebröckelten Thorbogen, ein ernstes und stimmungsvolles Haus, das ehemals ein Kloster gewesen und dessen im übrigen sehr einfache Fassade nur leider durch eine Reihe von gotischen Spitzbogenfenstern, welche ein anspruchsvoller architektonischer Pfuscher in die Wand hatte einsetzen lassen, verunstaltet war. Solche Spitzbogen! Graugemalte Holzrahmen, ganz unorganisch in die alten Fensterlöcher hineingefügt und die leeren Ecken oben ein wenig ausgemauert.

Herr Wißmuth stand am Fuß der Treppe in der Einfahrt und hieß Anna Marie willkommen. „Seid ihr dem Altenried nicht begegnet?" wendete er sich an sein Töchterchen, nachdem er Anna Marie auf beide Wangen geküßt und sich galant ihres kleinsten Handgepäckstücks bemächtigte, um es selbst in ihr Logis hinaufzutragen.

„Ja," erwiderte Kitty mit anerkennenswerter Gleichgültigkeit, „er sagte, daß er sich bei uns aufgehalten, doch habe er niemand zu Hause getroffen."

„Niemand zu Hause getroffen?" rief Herr Wißmuth, die Brauen bis in die Mitte seiner übrigens ziemlich niedrigen Stirn hinaufschiebend, „der gute Mann muß etwas dämlich sein im Kopf. Er ist ja eine halbe Stunde mit mir im Garten spazieren gegangen, dort bei den Pfirsichspalieren."

„Wirklich, Papa?" bemerkte Kitty staunend und entsetzt — heimlich mutete sie die Sache eher humoristisch an, aber das brauchte der Papa nicht zu wissen.

„Ja, so wahr ich hier stehe!" versicherte Herr Wißmuth — „es ist offenbar nicht richtig mit ihm. In unseren alten Adelsfamilien kommt das häufig vor. Sehr alte Familie, die Altenrieds, ausgezeichnete Familie!" Diese Worte sprach Herr Wißmuth zu seiner Cousine, augenscheinlich in der Überzeugung, daß die Mitteilung sie besonders interessieren müsse, „aber sie haben nichts," setzte er schadenfroh grinsend hinzu.

Indem hatten sie einen mit roten Ziegeln gepflasterten Gang, der das Haus in zwei Hälften teilte, erreicht, und Herr Wißmuth stellte die kleine Reisetasche Annas auf einen Strohsessel hin, wobei er aufächzte, als habe er soeben ein großes Unternehmen zu Ende geführt. Bis in das Gemach, welches er seiner jungfräulichen Anverwandten als Wohnung bestimmt hatte, vorzudringen, erschien ihm nicht passend.

* * *

Digitized by Google

Herr Wißmuth ist holländischer Abstammung, was er mit prahlerischer Vorliebe immer wieder erzählt und was im übrigen sein Äußeres deutlich verrät. Er ist ein Mann von mittleren Jahren und mittlerer Größe, mit kurzen, dicken Gliedern, kurzen Händen, kurzen Fingern und einem kreisrunden Gesicht, das bis auf den unternehmend aufgesträubten kleinen Schnurrbart glatt rasiert ist und aus dem zwei schmale, auffallend kleine Augen lebenslustig in die Welt hineinfunkeln.

Sein stark gekrauftes rötliches Haar ist an der Seite gescheitelt und über der Stirn in ein mächtiges Toupet aufgekämmt. Man sieht es ihm sofort an, daß er zu denjenigen gehört, die mit sich selbst stets zufrieden sind und über die ihre Umgebung sich häufig ärgert.

Er ist nicht gerade dumm, sondern nur verwirrt im Kopfe, phlegmatisch, aber mit beständig aus seinem Phlegma aufsprühenden, fingerlangen Begeisterungen, von denen nie eine stark genug ist, seinen fetten und schweren Körper in die Höhe zu ziehen. Dazu noch gründlich faul, wo es sich um eine ernste und nutzbringende Thätigkeit handelt, dabei freilich von einer gemeinschädlichen Betriebsamkeit in allerhand nebensächlichen Dingen, wie Veranstaltung schlechter musikalischer Produktionen, Markensammeln, Altertümer aufstöbern, Inserate in Zeitungen einsenden behufs Abschaffung öffentlicher Übelstände, Verfassen von anonymen Briefen und massenhaftem Klavierspiel.

Nach all dem wird es niemand wunder nehmen, daß er es auf der Welt zu nichts gebracht als zum Bürgermeister von Lindenbergen, ein Ehrenamt, in dem er sich sehr wichtig vorkommt und das ihn Geld kostet.

Am allerschlechtesten ist's ihm mit der Bleistiftfabrikation geglückt, welche ihn auch genau bis an den Rand des finanziellen Abgrundes gebracht hat. Den verhältnismäßigen Wohlstand, in welchem er sich momentan befindet, hat er einer alten Anverwandten zu verdanken, welche ihm ein ansehnliches Vermögen unter der Bedingung vermacht hat, er möge sich für immer von seinem Geschäft zurückziehen.

Er ist ein unerquicklicher Familienvater und ein ermüdender Hausherr. Beides hat Anna Marie seit dem gestrigen Tage bereits genugsam zu konstatieren Gelegenheit gehabt. Seit gestern hat sie im ganzen ungefähr sechs Stunden vierhändig mit ihm spielen müssen, und selbst jetzt, wo — am Frühnachmittag nach ihrer Ankunft ist's — bereits alles so zu sagen mit einem Fuß in der Luft steht, um dem Fest entgegen zu eilen, welches Herr Förster behufs Einweihung von Ulmenhof veranstaltet, hat er die geduldige Österreicherin noch an seinen Lieblingsflügel, einen zugleich weich ansprechenden und sonoren Bechstein, festgenagelt, um „in aller Eile" ein letztes Mal die neunte Symphonie von Beethoven mit ihr zu spielen.

Da sie bereits Toilette gemacht hat und ihr kreppbesetztes schwarzes Paradekleid — sie trägt noch immer Trauer für den Tricktrackonkel — ihr etwas zu eng in den Ärmeln ist, so findet sie momentan diesen musikalischen Frondienst recht unbequem. Herrn Wißmuth ist das ganz gleichgültig.

Er spielt natürlich den Baß, weil er da mit großer Ungeniertheit falsch darauf lostrommeln kann. Wenn es irgendwie nicht klappt, so ist Anna Marie daran schuld, er rast darauf los, ob sie mitkommt oder nicht, und kräht, während sie verzweifelnd die Hände in den Schoß legt, mit beständig ins Falsett umschnappender dünner Tenorstimme den Violinpart zu seinem Accompagnement.

„Es wird schon gehen mit der Zeit, aber du findest dich noch nicht in meine Auffassung hinein," sagt er regelmäßig, wenn er endlich stehen bleibt, um sie mitzunehmen. „Eins, zwei, drei ..." und dabei wandern seine kurzen Finger, die Takte zählend, über die Noten hin.

Nachdem er vergeblich einen bequemen starting point gesucht, sagt er ruhig: „Das Beste ist, wir fangen von vorn an."

Arme Anna Marie!

Digitized by Google

Inmitten seines energischen Gehämmers zieht er die Hände vom Klavier und sagt: „War das nicht ein Wagen?" Damit springt er an das Fenster und lehnt seinen fetten, schwammigen Oberkörper spähend auf die weltvergessene Straße hinaus.

Er sieht allerhand Anheimelndes, was ihn nicht interessiert: eine Reihe altväterischer Giebelhäuser, eine braune Mauer, über die eine Wirrnis von blühenden Frühlingsbäumen hinüberragt, einen Ziehbrunnen gerade in dem Winkel zwischen der braunen Mauer und einem vorspringenden Haus, eine Magd mit breitem, rotem, stumpfem und gutmütigem Gesicht, barhaupt mit im Genick aufgestecktem dünnem Zopf, die, die nackten Arme auf den Eimer gelehnt, einem Burschen nachblickt, der, ein Veilchenbüschel hinterm Ohr, trotzig an ihr vorübergeht, ohne ihren Blick zu erwidern — alles das sieht er; das aber, wonach er ausspäht, das sieht er nicht.

Unzufrieden brummend kehrt er zu dem Flügel zurück.

Da tritt Kitty in das Klavierzimmer herein, sehr hübsch, mit sehr roten Wangen und der etwas feierlichen Befangenheit, welche einem ganz jungen Mädchen das Bewußtsein verleiht, ein neues Kleid anzuhaben, das ihm besonders gut steht. Es ist aber auch ein wunderschönes Kleid, weiß vom Saum bis zum Hals hinauf, auch die Schärpe ist weiß, und Kitty sieht entzückend darin aus. Sie ist davon überzeugt, kann es aber nicht erwarten, daß ihr's jemand bestätigt.

„Sind Hildegard Mühlhausen und Emma Becker noch nicht gekommen?" fragt sie so obenhin, nur um zu beweisen, daß sie gewiß nicht hereingekommen ist, um sich loben zu lassen.

„Nein, ich begreife nicht," sagt Herr Wißmuth, „und ich habe ihnen doch so streng eingeschärft, pünktlich zu sein. Anna Marie kann ihren Part der Jubelkantate zwar, aber eine Ensembleprobe ist doch nötig!"

Herr Wißmuth hat nämlich zu der festlichen Gelegenheit ein kleines Quartett komponiert, das er mit dem klangvollen Titel „Jubelkantate" bezeichnet.

„Ich begreife die beiden nicht!" sagt Herr Wißmuth, noch immer aus dem Fenster spähend. „Ach, endlich, da sind sie!" ruft er, „endlich!" und eilt ihnen entgegen.

Indes hebt Anna Marie ihr Lorgnon an ihre schönen, etwas hervorstehenden grauen Augen und betrachtet Kitty.

„Allerliebst siehst du aus," ruft sie, „charmant, zum Fressen herzig!"

Die Worte, welche bei der Österreicherin den höchsten Ausdruck der Bewunderung ausmachen, erfüllen Kitty mit Stolz. Sie eilt auf Anna zu, um sich abküssen und streicheln zu lassen, wozu sie eine große Neigung hat. Anna aber wehrt sie ab. „Um Gotteswillen bleib, wo du bist, ich mach dich ja ganz schwarz — so ein Trauerrab wie ich und ein Schneeglöckerl wie du, das paßt nicht zusammen" — dabei streichelt sie, sich behutsam von der weißen Pracht der Kleinen fernhaltend, Kittys Wangen und flüstert ihr ins Ohr: „Hast du dich für Herrn Förster so schön gemacht?"

Herr Wißmuth reißt die Thür auf, glückstrahlend und mit dem Ausruf: „Da bring ich meine jungen Damen!" woranf zwei weibliche Wesen mit ihm in das Musikzimmer treten.

Die Jugend der beiden ist von verschiedener Beschaffenheit. Emma Becker steht im selben Alter wie Kitty, und Hildegard von Mühlhausen in dem von Anna Marie.

Über Emma Becker giebt's nicht viel zu sagen, als daß sie eine Jugendfreundin Kittys ist, eine Frankfurterin, Waise, von rheinländischen Eltern abstammend, klug und gesetzt über ihr Alter hinaus, lebenslustig, etwas schwerfällig, etwas anspruchsvoll, mit beiden Augen nach einem reichen Freier anspähend, und ohne ein Fünkchen Poesie im Leib, nicht reich — aber mit allen Gewohnheiten einer reichen Person, weshalb sie beständig darauf angewiesen, von einem ihrer reichen Ver-

Digitized by Google

wandten zum anderen zu reisen und ihre ganze Rente auf die Begleichung ihrer Schneiderrechnung zu verwenden.

Hildegard von Mühlhausens Charakteristik ist weniger leicht abzufertigen. Sie ist der letzte verarmte und verkümmerte Sproß eines alten Adelsgeschlechts. Ihre Mutter war in ihrer Jugend Hofdame und ihr Vater in seinem hohen Alter General, ihr Bruder war ein Taugenichts, hat sein und ihr kleines Vermögen verschlemmt und ist in Amerika elend zu Grunde gegangen. Gegen Hildegard ist nie etwas einzuwenden gewesen, jeder, der je mit ihr in Verkehr gestanden, versichert, „sie sei ein durch und durch nobles Wesen". Keiner hat diesen Verkehr bis zu einem vertraulichen, freundschaftlichen Grad fortzusetzen gesucht, denn der Verkehr ist unerquicklich, wie der mit allen Menschen, die das Leben von einem zu erhabenen Standpunkt aus betrachten und den anderen beständig ihre hohe Vollkommenheit unter die Nase reiben.

Hildegard von Mühlhausen leidet im höchsten Maße an Erhabenheit; sie ist ebenso neidlos wie Anna Marie — ans Erhabenheit, weil ihr gar nichts zu beneiden würdig dünkt, seitdem ihr das Schicksal das höchste Glück versagt, das es zu vergeben hat — das nämlich, als Mann auf die Welt gekommen zu sein. Sie ist fest überzeugt davon, daß ihre Seele eigentlich bestimmt war, in einem männlichen Körper zu wohnen, und daß, wenn sie ein Mann gewesen wäre, sie es wenigstens bis zu einem Napoleon oder Bismarck gebracht hätte. Neben dem Unglück, durch ihre Weiblichkeit verhindert worden zu sein, dies hohe Ziel zu erreichen, erscheinen ihr alle die zahlreichen Misseren ihres Lebens geringfügig.

Unter allen Umständen liegt's ihr am Herzen, zu beweisen, daß sie sich aus nichts etwas macht. Sie ist immer erhaben. Sie unterzieht sich den langweiligen Pflichten ihres armseligen kleinen Hausstandes (sie wohnt in kümmerlichen Verhältnissen allein) mit demselben, jedes Interesse an ihrer Beschäftigung verleugnenden Märtyrergesicht, mit dem sie bei einem Diner ihr Champagnerglas leert oder bei einem Hausball eine Quadrille tanzt. Ihr ganzes Wesen ist immer durchdrungen von sittlicher Herablassung.

Sie ist groß und sehr dünn, sehr brünett, mit braunen Augen in einem verkümmerten, scharfkantigen Rassegesicht und trägt ein weißes Musselinkleid, das Kitty recht gut kleiden würde, in dem sie sich aber wie eine Fliege im Milchtopf ausnimmt.

„Wie spät!" ruft Kitty.

„Ich bin seit einer Stunde bereit; ich bin immer verläßlich," erklärt Hildegard von Mühlhausen, „aber Emma kam nicht."

„Die Frank ließ mich so lange warten mit meinem Kleid," erklärt Emma Becker, „ich war schon außer mir."

„Wie kann man außer sich geraten über die Unpünktlichkeit einer Schneiderin!" bemerkt sinnend Hildegard von Mühlhausen.

„Aber ich bitte dich, Hildegard, wenn ich auf ein so hübsches Kleid so lange hätte warten müssen, wär ich auch unruhig geworden," versichert Kitty, und Emma mit Andacht betrachtend, setzt sie hinzu: „Dein Kleid ist wunderschön!"

„Wenn's nicht einmal hübsch wäre," seufzt Emma Becker; „ich bitte dich" — wichtig auf das aus dem Atelier Albert Franks stammende Meisterwerk herabsehend — „ein einfaches Musselinkleid und kostet hundert Thaler! Geradezu unverschämt, nicht wahr!" Emma seufzt selbstgefällig in dem schönen Bewußtsein, daß es zum höchsten Frankfurter Chik gehört, unter der Unverschämtheit Albert Franks zu leiden.

„Hundert Thaler!" lacht Kitty, „meins kostet kaum so viele Groschen, aber ich bin eben darauf angewiesen, mich billig einzurichten. Bis zu einer sehr reichen Frau werd ich's in diesem Leben nicht bringen!" Bei diesem Ausspruch schließt sie die Augen halb und lacht leise vor sich hin.

„Warum solltest du nicht eine gute Partie machen?" sagt die phlegmatische

Digitized by Google

Emma (sie ist nämlich höchstens durch ihren Schneider in Harnisch zu bringen) protegierend.

„Warum?“ — ein etwas mutwilliges Lächeln kräuselt Kittys Lippen — „vielleicht, weil mir's nicht allzusehr darauf ankommt.“

Hildegard und Emma haben ihre alte Bekanntschaft mit Anna Marie erneut, Herr Wißmuth die verschiedenen sauber abgeschriebenen Stimmen seiner „Jubelkantate“ zusammengesucht (sie waren in die vierhändigen Noten geraten). „Ich bitte, meine Damen!“ ruft er jetzt, beide Arme hoch in die Luft hebend.

A—ach, wie freuen wir uns,
D—aaaß zum Feste hier
U—uhns so stoh vereint
Dieser Jubeltag!

Die Damen stellen sich in Positur. Emma Becker singt Sopran, Anna Marie Mezzosopran, Kitty den ersten, Hildegard den zweiten Alt.

„Ausgezeichnet!“ ruft Herr Wißmuth begeistert. „Vergessen Sie nicht, meine Damen, kaum daß Sie die Halle betreten haben, gruppieren Sie sich um Herrn Förster; plötzlich stampfe ich mit dem Fuß und Sie schmettern los: ‚A—aach, wie freuen wir uns‘, es wird großen Effekt machen!“

War das nicht ein Wagen?

„Ja, es ist Bertha!“ sagt Kitty, aus dem Fenster blickend, „sie versprach sich aufzuhalten, um jemand von uns mitzunehmen.“

„Wer fährt mit uns?“ ruft jetzt, etwas atemlos in das Musikzimmer hineinstürmend, ein kurzer breitschulteriger Mann mit einem stark gefärbten, selbstbewußt dreinschauenden Gesicht, sehr weißen Zähnen unter einem dicken, blonden Schnurrbart und einem herausfordernd funkelnden Brillantring an dem kleinen Finger seiner sorgfältig gepflegten linken Hand. Es ist Herr Walter Sadis, der Mann von Kittys älterer Schwester, ein wohlhabender Mensch, der sich eifrig bemüht, das Vermögen, welches bereits sein Vater auf der Börse gewonnen hat, zu vermehren.

„Wer fährt mit uns?“ ruft er, „zu viel Luft und Platz darf man meiner Frau natürlich nicht wegnehmen — bei ihrem Zustand, aber für eine Person ...“

Herr Sadis verbringt seine ganze freie Zeit damit, die heiligen Rechte seiner Frau auf Luft und Platz zu verteidigen.

Kitty lacht ihn aus; ihr Vater, dem, wie allen beinahe bankerotten Geschäftsleuten, fremdes Geld imponiert, erteilt ihr einen Verweis; Herr Sadis schneidet Gesichter, worauf man sich schließlich dahin vereinigt, daß die vier unverheirateten Damen in Emma Beckers Landauer, oder vielmehr in dem Landauer, den der Onkel, bei dem sie zu Gast ist, ihr geborgt hat, fahren sollen, und daß Herr Wißmuth, als der am wenigsten Luft und Platz Raubende, sich dem Ehepaar anschließt.

* * *

„Auf was warten wir denn eigentlich?“

Es ist Herr Wißmuth, der diese Frage stellt. Die Jubelkantate ist längst vorüber. Kitty hat inmitten ihres Parts plötzlich angefangen zu lachen, was der Erhabenheit des Eindrucks etwas Eintrag gethan. Der angejubelte Hausherr hat sich aber sofort bereit erklärt, den Lachkrampf Kittys als eine Nervosität zu bezeichnen, und war tief gerührt von der Aufmerksamkeit. Die Gäste sind alle versammelt und stehen in der mit alten Bildern und Waffen ausgeschmückten Vorhalle des Schlosses, die während der guten Jahreszeit als Empfangsraum benutzt wird, auf das Zeichen harrend, daß angerichtet ist.

Etwa zwanzig Personen sind's; ein paar Offiziere aus Hanau und Homburg, eine Gutsbesitzersfamilie aus der Umgebung, der Rest Frankfurter, lauter wohlerzogene, sehr gut gekleidete, etwas zur Korpulenz neigende, fabelhaft reiche Leute, die alle sehr stolz darauf scheinen, Frankfurter zu sein. Man ist etwas vor der angesagten Dinerstunde gekommen, um den neuen Besitz Herrn Försters genau in

Digitized by Google

Augenschein zu nehmen, sämtliche Räume mit ihm zu begehen und ihm Ratschläge betreffs der Ausschmückung derselben zu erteilen; jetzt hat man das Vergnügen ausgenossen. Man weiß nicht recht, was mit sich anzufangen.

Es ist sechs Uhr, man fängt an hungrig zu werden; am hungrigsten ist Herr Wißmuth, besonders deshalb, weil er ahnt, daß seinen Gaumen ein sehr großer Genuß erwartet. Herr Sadis steht neben dem Lehnstuhl, in dem sich seine hübsche, starke, rotblonde Frau ausgestreckt hat, und verteidigt wie gewöhnlich ihre Rechte auf Luft und Platz gegen jeden unbefugten Eingriff. Emma Becker sitzt zwischen zwei tadellos gekleideten Frankfurter Dandies und befleißigt sich, selbe eifersüchtig gegeneinander zu hetzen. Kitty sitzt mit einem ellenlangen Gesicht in einer Ecke allein und hat Lust zu weinen. Der Hausherr steht inmitten seiner Gäste und hält eine Abhandlung über moderne Kulturbedürfnisse und die Verbesserungen, welche er in Ulmenhof einzuführen gedenkt, wobei er beständig nach Kitty schielt.

„Sie können sich gar nicht denken, wie mir zu Mute ist!“ seufzt Hildegard Anna Marie von Hohleisen zu, an welche sie sich vielleicht nur aus dem Grunde geklettet hat, weil Anna Marie ihr als die einzige ebenbürtige Persönlichkeit unter den Anwesenden erscheint; denn, wenn Hildegard von Mühlhausen auch über alles mögliche erhaben ist, über Standesvorurteile ist sie's nicht. Sie spricht das Wort freilich „Standesüberzeugungen“ aus.

„Sie können sich nicht vorstellen, wie mir zu Mute ist!“ klagt sie. „Ich bin eine nahe Verwandte der Altenrieds, meine ganze Kindheit habe ich in Ulmenhof verbracht, denken Sie sich in meine Lage hinein!“

Fräulein von Hohleisen versucht teilnehmend auszusehen, sieht aber nur zerstreut aus, was daher rührt, daß sie, anstatt sich in Hildegard von Mühlhausens Lage zu versetzen, sich mit der Beobachtung des Hausherrn beschäftigt, welcher während der langen Schloßbesichtigung Kitty mit auffallenden Huldigungen überhäuft hat. Er ist ein Mann mit einem breiten Nacken und einem roten vollen Gesicht, dessen ziemlich regelmäßige Züge durch einen Ausdruck latenter Roheit verunstaltet sind, etwa sechsunddreißig Jahre alt, groß, mit einer schwerfälligen, aber nicht von Comptoirbeschäftigungen beeinflußten Erscheinung. Als ganz junger Mensch durch den Tod seines Vaters von jeglichem oberherrlichen Zwang befreit, hat er sich damals sofort vom Geschäft zurückgezogen, um das Leben zu genießen, und er hat es offenbar genossen bis auf die Neige. Dabei macht er einen sehr robusten, keineswegs abstrapazierten Eindruck, den Eindruck eines Menschen, der sich vieles gegönnt, nie etwas zum Fenster hinausgeworfen, der mit allem Haus gehalten hat, selbst mit seiner Gesundheit. Jetzt hat er das Leben hinter sich und scheint den Zeitpunkt günstig zu finden, eine Familie zu gründen und seine Junggesellenschiffe zu verbrennen.

Kitty gefällt ihm offenbar sehr, aber sein Gefühl für sie ist dasselbe, wie er es für so und so viele hübsche Tänzerinnen und Schauspielerinnen empfunden hat, nur ist er bereit, für ihren Besitz einen bedeutend höheren Preis zu zahlen. Summa Summarum ist er Anna Marie außerordentlich unsympathisch und dieselbe hat bereits längst entschieden, daß er nichts weniger als ein passender Lebensgefährte für ihren Liebling wäre.

„Aber auf was warten wir denn eigentlich,“ wimmert Herr Wißmuth mit immer kläglicherer Betonung.

Diesmal hat der Wirt seine Frage gehört. Er zieht seinen tadellosen Chronometer und stellt etwas mißliebig fest, daß es bereits ein Viertel nach sechs geworden ist.

„Wir warten auf Altenried,“ erklärt er hierauf in einer runden volltönenden Stimme, der Stimme eines Menschen, der sich sein lebenlang sehr wichtig vorgekommen ist. „Er hat mir keine Ab-

Digitized by Google

sage geschickt, infolgedessen kann ich nicht anders, als annehmen, daß er noch kommen wird."

„Habe Sie de — Alterieb eingelade?" fragt eine ziemlich umfangreiche Dame mit einem tiefen, herzförmigen Ausschnitt in einem burgunderroten Atlaskleid und mit sechs Reihen Perlen um den Hals. Sie heißt Frau von Manz, war einmal eine berühmte Schönheit und ist ebenso bekannt für ihren gemütlichen Frankfurter Dialekt, wie für ihre Bundestagsabenteuer und die unermüdliche Betriebsamkeit, mit der sie, jedem Widerstand Trotz bietend, auf der socialen Leiter eine Sprosse nach der anderen erklimmt. Sie modelt ihr Benehmen nach dem der Königin von Preußen, der sie ähnlich zu sehen glaubt. Ihre majestätische Haltung steht in ebenso komischem Widerspruch mit ihrem gemütlichen Dialekt, wie ihr Frankfurter Bürgerstolz mit ihrer Sehnsucht nach Hofluft.

„Ja, gnädige Frau, da ich mit Altenried im Verkehr stehe, ist das wohl selbstverständlich," versichert Herr Förster. Sein Mienenspiel drückt bei diesen Worten eine großartige Bescheidenheit aus, so beiläufig, als ob man ihn mit Gewalt gezwungen hätte, eine verdienstvolle Handlung einzugestehen.

„Wie kommt er denn eigentlich in die Gegend?" fragt Frau von Manz weiter, indem sie sich mit einem stark klapperuden Fächer Kühlung zuweht.

„Er ist bei seinem Vetter, dem Grafen Solingen in Ilmenau, zu Besuch," erklärt Herr Förster.

„Und warum habe Se de Solinge nicht auch eingelade?" fragt die ehemalige Bundestagskoryphäe ziemlich indiskret.

„Ich habe ihn aufgefordert zu kommen, er hat aber abgelehnt wegen eines Unwohlseins," erklärt Herr Förster.

„Sonderbar," meint Frau von Manz — man nennt sie gewöhnlich die Rheinweinkönigin, weil ihr verstorbener Mann den größten Teil seines Vermögens in Johannisberger und Rüdesheimer gemacht haben soll — „ich möcht schwöre, daß ich dem Solinge heut auf der Zeil begegnet bin."

„Solingen ist ein sehr armer Teufel, es demütigt ihn offenbar, mit wohlhabenden Leuten zusammenzukommen," erklärt Herr Förster mit nicht zu beunruhigendem Selbstbewußtsein.

Die Rheinweinkönigin zuckt die Achseln. Sie ist nicht dumm, trotz ihrer zahlreichen Schrullen. „Hm!" macht sie ruhig, „wenn mich nicht alles täuscht, läßt Sie der Alteried auch im Stich. 's ist ihm nicht übel zu nehme. 's muß ein sonderbares Gefühl sein, so in ei' Haus zu trete, das einem Fremde gehört und von dem man sich sagt, das Haus sollt eigentlich mei Haus sein! Es hat überhaupt Mut dazu gehört, Ulmehof zu kaufe."

„Wieso?" fragt etwas übellaunig Herr Förster.

Die Rheinweinkönigin klappert nur schläfrig mit ihrem Fächer, und einer der anwesenden Herren nimmt das Wort.

„Man behauptet, es spuke in Ulmenhof jedesmal, wenn ein neuer Besitzer darin auftaucht," erklärt der Herr. „Der letztverstorbene Altenried geht dann in dem Schloß um und zwar so lange, als bis der jeweilige Besitzer durch einen Unglücksfall vertrieben wird. Das Haus will, wie es scheint, keinem anderen gehören als einem Altenried."

„Thörichter Aberglaube!" brummt Herr Förster, dessen Stirn sich verfinstert hat. „Wenn Altenried sich übrigens nicht bald zeigt, werde ich servieren lassen."

„Das denk ich auch," versichert Herr Wißmuth mit Überzeugung.

„Ich kann nicht anders vermuten, als daß ihm etwas zugestoßen ist," meint Herr Förster. Die arme Kitty hat nur gerade Zeit gehabt, totenblaß zu werden, als die Thür aufgeht und Altenried erscheint.

„Sie haben sich etwas verspätet," bemerkt Herr Förster mit würdiger Zurechtweisung, und Herr Wißmuth setzt witzig hinzu: „Sind wahrscheinlich zu Fuß gegangen, Herr Baron."

Digitized by Google

Der junge Mensch errötet ein wenig. „Sie haben's erraten," sagt er ruhig.

„Nun, da müssen Sie ja todmüde sein!" bemitleidet ihn Herr Förster, „zwischen Ilmenau und Solingen liegt ja eine ganze Provinz."

„Ach, lumpige zwei Stunden, für einen Infanteristen ist das nichts," entgegnet Altenried; „wenn ich mich nur bald genug auf den Weg gemacht hätte, aber ich erfuhr erst im letzten Moment, daß das Reitpferd meines Vetters krumm sei, mit den Wagenpferden war er am Morgen nach Frankfurt gefahren. Ich bitte sehr, meine Unpünktlichkeit zu entschuldigen."

„Es ist Ihnen unter den Umständen als hohes Verdienst anzurechnen, daß Sie überhaupt gekommen sind," sagt Herr Förster in einem Ton, daß es Altenried in den Händen juckt. Da begegnen seine Augen dem Blick Kittys! Was für ein Blick! zärtlich, empört, begeistert, kindlich unbefangen! Es war doch der Mühe wert, zwei Stunden zu Fuß zu gehen für diesen Blick!

Indem meldet der Kammerdiener, daß angerichtet ist. Herr Förster führt die Rheinweinkönigin zu Tisch und fordert Herrn von Altenried auf, Fräulein von Hohleisen seinen Arm zu bieten. Arme Kitty! Sie beißt sich die Lippen. Ehe sie sich dessen versieht, hat sie sich am Arm eines der beiden Frankfurter Dandies, die soeben noch Emma Becker den Hof gemacht haben, dem Zuge angeschlossen. Man muß sich fügen! Der einzige, welcher das nicht einsieht, ist Herr Wißmuth, der triumphierend das allerjüngste und hübscheste der anwesenden Frankfurter Mädchen zu Tisch führt, was übrigens die ganze, sorgfältig kombinierte Tafelordnung Herrn Försters umstößt. Aber das ist Herrn Wißmuth trotz all seines Respekts für das Geld seines Wirtes gleichgültig.

* * *

Der Speisesaal war etwas kahl, wie vorläufig noch alle Räume des Schlosses, die Wände hell, in einer einzigen, längst verblaßten, kaum erkennbaren Farbe gemalt und oben längs der Zimmerdecke mit einer schmalen Weinlaubguirlande verziert, die auch an allen Ecken neben einem dunkelbraunen Streifen gerade herunterlief. Ein paar Empirebüffetts, lächerlich klein für das große Zimmer, machten außer dem Speisetisch, um den die Gäste saßen, die einzige Einrichtung aus. Dieser Tisch, reich und glänzend besetzt, stand im schreiendsten Widerspruch zu der puritanischen Einrichtung des übrigen. Wie viel Silber, Aufsätze, Kandelaber — alles ein wenig zu glänzend, überladen und geschmacklos verschnörkelt; die Blumen in den Jardinieren zu dicht aneinander gedrängt, aber reich und bunt und einen berauschenden Duft ausatmend, Rosen, Tazetten und Maiglöckchen mit leichtem, fortwährend zitterndem Farnkraut vermischt! Dazu eine ganze Batterie von Gläsern neben jedem Teller und das Speiseservice von buntgemaltem modernem Meißener Porzellan. Die Vorhänge waren zugezogen, um das lange Frühlingszwielicht hinauszusperren; die massenhaften Wachskerzen in den silbernen Armleuchtern, sowie in dem großen, mit geschliffenen Glaspendeloques behangenen venetianischen Luster, einem Luster, wie man ihn sonst nur in den Empfangsräumen alter Paläste sieht, strahlten hell.

Kitty sah wunderhübsch und etwas verdrießlich aus und gab ihrem jungen Nachbar — außer seinem Reichtum genoß er noch die Auszeichnung, mit den Abkömmlingen verschiedentlicher Frankfurter Berühmtheiten weitschichtig verwandt zu sein — einsilbige Antworten. Der Hausherr, welcher sie so nahe neben sich placiert hatte, als es die Etikette ihm gestattete, richtete von Zeit zu Zeit über die zwei Personen hinüber, die ihn von ihr trennten, an sie Bemerkungen. Fräulein von Hohleisen beobachtete indessen ihren jungen Nachbar. „Kein Wunder, daß sich die Kleine für ihn interessiert," dachte sie bei sich.

Als echte Österreicherin vermochte sie noch immer nicht sich darüber zu trösten,

Digitized by Google

daß dieser „charmante junge Mensch“ verurteilt war, bei der Infanterie zu dienen, doch mußte sie gestehen, daß man ihm den Infanteristen nicht anmerkte. Sie bedauerte ihn nur immer stärker für diesen Beweis seiner Armut.

Er war groß, eher größer als der Hausherr, von kräftigem Wuchs, aber sehr schlank, mit der Schlankheit seiner fünfundzwanzig Jahre und seiner vornehmen Herkunft. Das schmale Gesicht, bis auf den leichten Schnurrbart glatt rasiert, hatte das etwas zu lange Kinn, welches Fräulein von Hohleisen auf allen Ahnenbildern der Alteurieds bemerkt hatte, ein sehr feines Profil, und unter der breiten, nicht allzu hohen Stirn, die im Gegensatz zu dem Rest des Gesichts schneeweiß war, blickten, von dichten horizontalen Brauen beschattet, ein Paar tiefliegende, mandelförmige dunkelblaue Augen. Diese Augen blieben immer ernst, selbst wenn die etwas vollen Lippen lachten. Die Haltung des jungen Menschen war stramm und frei zugleich, was besonders auffiel in dieser abwechselnd zur Steifheit oder Schlaffheit neigenden Gesellschaft, seine Manieren bescheiden und verbindlich ohne aufdringliche Dienstfertigkeit.

Er hatte das Herz Annas erobert, ehe er noch ein Wort zu ihr gesprochen. Mit dem Reden war's übrigens heute schwach bei ihm bestellt. Sie begriff, warum es ihm schwer fiel. Und doch fühlte sie den Wunsch, in seinem Inneren etwas weiter vorzudringen, Kittys halber.

Nach einem Weilchen machte sie einen kühnen Angriff. „Wie alt waren Sie, als Sie Ulmenhof verließen?“ fragte sie rund heraus.

Er schrak ein wenig zusammen, sah zu ihr auf. Die Frage hätte leicht etwas Unzartes haben können. Aber aus Annas grauen Augen sprach so viel Teilnahme, daß der junge Mann sofort merkte, er habe eine Freundin an dem grauhaarigen Mädchen gewonnen.

„Zehn Jahre,“ sagte er.

„Und seit der Zeit haben Sie das Schloß nicht besucht?“

„Nein.“

„Dann muß es für Sie recht unangenehm sein, es das erste Mal unter so vielen Fremden wiederzusehen.“

Sie sprach in einem unbefangenen mütterlichen Tone zu ihm, als ob sie ihn sein lebenlang gekannt hätte. Ihre Stimme, ihr Blick, ihr ganzes Wesen that ihm wohl. Offenbar war die Sympathie zwischen ihm und ihr gegenseitig.

„Habe ich mir das so sehr anmerken lassen?“ sagte er, indem ein Lächeln seine Mundwinkel hinaufkrümmte, das Lächeln, hinter dem ein Mensch seines Schlages eine peinliche Gemütsbewegung versteckt. „Es ist sonst nicht meine Art, aber ich bin heute etwas zerstreut. Ich bitte Sie sehr, mich zu entschuldigen, gnädiges Fräulein.“

„Man müßte ein Unmensch sein, um Ihnen Ihre Verstimmung übel zu nehmen,“ erklärte Anna energisch; „ich hätte eigentlich gar nicht von diesem Thema anfangen sollen, aber ich kann Ihnen so gut nachempfinden. Ich habe etwas Ähnliches erlebt; auch unser Landgut, das, auf dem ich einen Teil meiner Mädchenjahre verbrachte, ist verkauft worden. Es war lange nicht so schön wie Ulmenhof, aber ich hatte es doch unbeschreiblich lieb. Zehn Jahre, nachdem ich Abschied davon genommen — unter wieviel Thränen! — schlich ich mich heimlich an den Gartenzaun heran, hinter dem ich fremde Kinder laufen hörte; die Frau des neuen Besitzers erblickte mich und forderte mich auf, einzutreten. Keine Möglichkeit, mich dem zu entziehen! Die neuen Menschen waren sehr nett gegen mich, selon leurs lumières“ — ohne ein bißchen Französisch kommt Anna nicht durch — „ich wurde gefeiert, bewirtet, dann schleppten sie mich zwei Stunden lang in Haus und Garten herum, um mir die von ihnen angebrachten Verbesserungen zu zeigen. Mein armer Garten! wie sah der aus! ich konnte ihn gar nicht finden zwischen all den neuen Teppichbeeten, Spring-

Digitized by Google

brünnlein und wohlgepflegten Bosketts. Das Haus erschien mir unter seiner neuen Tünche wie geschminkt. Als ich mich entfernte, hatte ich die Heimat verloren, selbst die Erinnerung daran war jetzt verzerrt und verzeichnet, ich konnte sie nicht mehr deutlich in mir wachrufen. Nun zum wenigsten war ich für immer von meinem Heimweh geheilt."

„Mich wird von meiner Liebe zu Ulmenhof nichts mehr heilen," erklärte der junge Alterried immer noch lachend. „Wenn ich tot bin, geh ich in Ulmenhof um," sich etwas zu Anna neigend. „Sie begreifen vielleicht, gnädiges Fräulein, daß es mir, alles Heimweh beiseite, eine unbeschreibliche Genugthuung wäre, den jetzigen Besitzer hinauszuquälen. Hm! im Leben dürfte mir's kaum beschieden sein!" Er schwieg einen Augenblick, dann hub er von neuem an: „Wissen Sie, woran ich dachte, als ich so stumm neben Ihnen saß, gnädiges Fräulein? Ich beschäftigte mich damit, die Möbel an ihre alten Plätze zu rücken. Hier fand ich mich anfänglich gar nicht zurecht. Die beiden Büffetts gehörten in unser altes Speisezimmer. Den Saal hier bewohnten wir eigentlich nicht, er war zu groß für unsere Verhältnisse, wie übrigens das ganze Schloß. Nur zu Weihnachten wurde er geheizt, der Christbaum wurde immer darin angezündet, dort unter dem Bild der Urgroßmutter — das ist meine Urgroßmutter, die Frau in dem weißen Kleide und mit dem Gürtel unter den Schultern. Mein Gott, an unserem ganzen Christbaum hing nicht ein Viertel von den Wachskerzen, die heute hier verbrannt werden. Er malte immer nur eine kleine Lichtinsel in den großen Raum hinein, alles übrige blieb dämmerig. Aber es war so schön, sich aus der Dämmerung heraus in diese Lichtinsel zu stürzen, man freute sich so an jedem bunten Bilderbuch, an jedem Spielzeug, jeder vergoldeten Nuß. Der Aufbau wurde alle Jahre ärmlicher, aber je ärmlicher er wurde, desto lauter freute man sich, schon um den Eltern ein Vergnügen zu machen. Es war doch schön," setzte er leiser, wie zu sich selbst sprechend, hinzu, „bis in die Sorgen hinein war's schön!"

„Leben Ihre Eltern noch?" fragte Anna.

„Sie befehlen, gnädiges Fräulein?" Alterried hatte nicht aufgehorcht.

„Ich fragte, ob Ihre Eltern noch leben."

„Mein Vater starb bald, nachdem Ulmenhof verkauft war. Die Sorgen hatten zwar aufgehört, aber er konnte sich in das Stadtleben nicht hineingewöhnen. Wir thaten, was in unserer Macht lag, um's ihm lustig zu machen, wir sagten immer, daß wir Ulmenhof gar nicht entbehrten, daß es viel amüsanter sei in der Stadt. Aber er glaubte uns nicht. Er sah uns immer so ängstlich von der Seite an, als ob er uns um etwas gebracht hätte, der Arme, gerade als hätte er etwas dafür gekonnt. Als er Ulmenhof übernahm, war es bis zum Wetterhahn des Schlosses hinauf verschuldet. Wie hätte er sich da heraushauen sollen! Das einzige, was man ihm allenfalls zum Vorwurf machen konnte, war, daß er ein Mädchen ohne Mitgift geheiratet ... aber ... wir hätten keiner eine andere Mutter haben wollen!"

„Ihre Mutter lebt noch?"

„Ja, Gott sei Dank!"

„Und Sie haben mehrere Geschwister?"

„Zehn Stück." Alterried lächelte, während er Anna von Hohleisen diese verblüffende Mitteilung machte, aber er zuckte mnuter die Achseln: „‚'s ist kein Krüppel, kein Trottel, kein schlechter Kerl darunter,' damit entschuldigt sich meine Mutter regelmäßig, wenn man ihr den allzu großen Kindersegen zur Last legt, mit dem sie meinen Vater beglückt hat."

„Sie sind der Älteste?"

„Nein, ich stecke mitten drin."

„Und Ihre Mutter ist noch wohlauf?"

„Ja, gottlob. Sie trägt ihr Schicksal rüstig und ist sogar sehr heiter, obgleich sie ihre Witwentrauer nie abgelegt hat. Meine Mutter ist eine wunderschöne alte Frau. Sie sieht Ihnen etwas ähnlich,

Digitized by Google

gnädiges Fräulein." Kaum waren die Worte gesprochen, so wurde er verlegen.

Anna lachte. „Ich hab's Ihnen nicht übel genommen," versicherte sie dem jungen Mann gutmütig, „im Gegenteil, in meinem Alter freut man sich über jedes Kompliment."

„Aber meine Mutter ist natürlich viel älter als Sie, gnädiges Fräulein," beeiferte sich Altenried zu versichern.

„Ach, ich bitt Sie, auf ein graues Haar mehr oder weniger kommt's nicht an," erwiderte die Österreicherin, „zu den jungen Hasen gehör ich ja auch schon längst nicht mehr. Wenn ich zur richtigen Zeit geheiratet hätte, könnte ich jetzt schon fast einen so großen Sohn haben, wie Sie sind, und unter uns gesagt, es wäre mir ganz recht."

Das war ein sehr komischer Ausspruch. Anna von Hohleisen sagte manchmal unmögliche Dinge — sie war bekannt dafür, aber immer so, daß es sie gut kleidete.

Während der junge Mensch sie etwas erstaunt ansah und noch keine Erwiderung auf ihre Worte gefunden hatte, fuhr sie lachend fort: „Es wäre gar nicht übel, sich für seine alten Tage eines solchen Verehrers zu versichern, wie ihn Ihre Mutter an Ihnen hat!" Dabei griff sie nach ihrem Champagnerglas und sagte mit ihrem lieben Lächeln: „Stoßen wir auf gute Freundschaft an, Herr von Altenried."

„Von Herzen gern, gnädiges Fräulein!" Während die Gläser der beiden aneinanderklangen, suchte Anna das Gesichtchen Kittys — sie merkte wohl, daß der Blick ihres Nachbarn denselben Weg genommen, doch blieb er nicht auf Kitty haften, sondern glitt sofort wieder ab.

„Gefällt sie ihm nicht, oder wagt er sich nicht an sie heran seiner Armut halber?" fragte sich Anna von Hohleisen. Und der Zweifel gab ihr einen Stich durchs Herz. Es war ihr sehr darum zu thun, daß Kitty diesem jungen Menschen gefallen solle.

Das Diner nahte seinem Ende. Die Diener trugen die Dessertaufsätze herum — Herr Wißmuth hatte ein sehr rotes Gesicht und wässerige Augen und riß unermüdlich Knallbonbons entzwei mit seiner jungen Nachbarin, der er jedesmal die Devisen vorlas.

Herr Förster hatte soeben einen Toast ausgebracht auf die „neuerblühte Rosenknospe in der Wetterau" und streckte dabei sein Champagnerglas Kitty entgegen.

„Herr Förster macht Fräulein Kitty den Hof," bemerkte Altenried in einem Tone, von dem Anna sich fragte, ob er wirklich gleichgültig war oder nur so klingen sollte.

„Darüber kann kein Zweifel herrschen," entgegnete ihm Anna.

„Er hat recht," sagte Altenried, mit den Bonbonhülsen auf seinem Dessertteller spielend, „es läßt sich nicht leugnen, daß Fräulein Wißmuth prächtig nach Ulmenhof passen möchte."

„Ja, sie gefällt ihm," dachte Anna; „aber liebt er sie?"

— — — — — — — — — —

Kitty hatte keinen Zweifel darüber, nein, nicht den geringsten Zweifel. Sie wußte, daß Altenried von ihr wegschaute, weil Herr Förster ihr Aufmerksamkeiten erwies, weil er ein armer Teufel war und Herr Förster eine gute Partie. Mit achtzehn Jahren fühlt man so etwas genau — später irrt man sich, quält sich mit mißtrauischen Zweifeln ab, oder macht sich lächerlich durch mühsam festgehaltene Illusionen — aber mit achtzehn Jahren irrt man sich nicht!

Kitty wußte ganz gut, wie es im Herzen Altenrieds aussah — der einzige dunkle Punkt in dieser Verwickelung war für sie, wie ihn dazu bekommen, ihr seine Liebe einzugestehen. Das Schlimmste war, daß er, wie er ihr selber mitgeteilt, noch dieselbe Woche abreisen sollte.

* * *

Jetzt war das Diner vorbei; man hatte sich von neuem in der Vorhalle versammelt. Die Stimmung war um ein bedeutendes gemütlicher geworden; alle Gäste sprachen lauter als vor dem Essen

Digitized by Google

und waren stärker gefärbt. Man merkte, daß man sich nicht weit vom Rhein befand.

Man hatte sich nach gut deutscher Sitte die Kreuz und Quere die Hände gegeben, hatte Kaffee und Chartreuse getrunken, die Damen hatten den Herren gnädigst die Erlaubnis erteilt, in ihrer Gegenwart eine Cigarette zu rauchen.

Aus Kittys großen Kinderaugen blitzte ein Gewitter von Ungeduld, Herr Förster hatte sie eine volle Viertelstunde mit schönen Redensarten festgenagelt — Altenried stand indes mit einem verdrießlichen Gesicht am anderen Ende der Halle, und Kitty klopfte das Herz vor Angst, er könnte sich auf französisch aus dem Staube machen, ehe sie noch Gelegenheit gefunden haben würde, ein Wort mit ihm zu reden. Der Gedanke war unerträglich. Indessen hatte eine der Damen gefragt, ob denn nicht einer der Anwesenden einen Walzer spielen könne. Anna Marie hatte sich bereitwillig an den Flügel gesetzt und hämmerte mit Macht und dem österreichischen Walzerrhythmus, der ihr im Blut steckte, „die Geschichten aus dem Wiener Wald" in die Tasten hinein.

Eine Minute später walzte alles. Herr Wißmuth sehr unternehmend und den Ellenbogen altmodisch zusammenknickend, natürlich mit dem blutjungen Mädchen, neben dem er bei Tisch gesessen und in das er augenscheinlich bis über die Ohren verliebt war, Hildegard von Mühlhausen mit einem Offizier, den sie um eine Kopflänge überragte und bei jedem Schritt vom Boden aufhob. Der Offizier tanzte offenbar aus Pflichtgefühl, und Hildegard gab sich den Anschein, ein Opfer zu bringen. Sie war nie erhabener, als wenn sie sich aus Gefälligkeit den kleinlichen Vergnügungen gewöhnlicher Menschen unterzog. Emma Becker tanzte — ja selbst die dicke Rheinweinkönigin schnaufte in den Armen eines höflichen Jünglings seelenvergnügt in der Halle herum. Herr Förster hatte natürlich sofort Kitty engagiert. Sie trachtete so schlecht zu tanzen als möglich, um ihn rasch los zu werden; da das keinen Eindruck auf ihn machte, schützte sie Atemlosigkeit vor. Ehe er sie widerwillig genug losließ, um sich als höflicher Hausherr einer anderen Dame zur Verfügung zu stellen, drückte er ihr zärtlich die Hand.

Kitty merkte es kaum und hatte keine Zeit, sich darüber zu ärgern. An seiner sich entfernenden Gestalt vorbei blickte sie zu Altenried hinüber, so einschmeichelnd, als sie es überhaupt zu stande brachte, und das war nicht wenig. Einen Moment that Altenried, als ob er nichts merkte, dann — nun, dann ging er ruhig auf sie zu.

„Herr von Altenried, was haben Sie heute eigentlich gegen mich?" fragte sie ihn mit einer wundervoll altklugen Miene streng.

„Ich gegen Sie, gnädiges Fräulein?" Er lächelte unwillkürlich, und sie fuhr, die Achseln in die Höhe ziehend, mit einem fast feierlichen Gesichtsausdruck fort: „Ich kann nichts dafür, daß mir Herr Förster den Hof macht."

„Können Sie wirklich nichts dafür?" sagte er etwas mutwillig. „Nun, da darf ich's Ihnen auch nicht weiter zur Last legen; ich dachte wirklich, Sie hätten plötzlich Ihre Meinung über ihn geändert."

„Es dürfte doch noch einige Zeit dauern, ehe das geschieht," entgegnete Kitty.

Anna Marie hämmerte noch immer gutmütig darauf los, die „Dorfschwalben" jetzt.

„Dürfte ich bitten," sagte Altenried.

Kitty nickte, und schon wirbelte sie im Arm des jungen Mannes fort, von der süß hinschmachtenden Musik getragen in einem Meer von warm pochender Jugendseligkeit.

Anna Marie blickte ihnen nach, mitten aus ihrer Thätigkeit am Klavier heraus. Sie sahen sehr hübsch aus miteinander, wie nur zwei junge Menschen mit sich instinktiv einander anschmiegenden Bewegungen.

„Wie gut er walzt für einen Preußen!" dachte Anna, die von österreichischem Lokalpatriotismus nicht ganz frei war.

Dann standen sie zusammen in einer

Digitized by Google

Fensternische. Das Fenster war offen, und man sah den Mond draußen am Himmel in einem Gewimmel von zahllosen Sternen. Die milde, von süßherbem Wohlgeruch geschwängerte Luft strich ihnen um die Wangen.

Einige der Gäste fuhren fort zu tanzen, einige andere gingen paarweise oder zu dreien in den Garten hinaus. Kitty sah ihnen sehnsüchtig nach. „Möchten Sie nicht auch mit mir hinaus?“ flüsterte sie, „es muß wunderschön sein jetzt.“ Altenried stockte einen Augenblick. Wie oft hatte er sich heute bereits vorgenommen, vernünftig zu sein, aber es wollte ihm nun einmal nicht recht glücken! Ehe er sich's versah, wandelte er draußen neben Kitty über die breiten, roten Sandwege, die vom langsam sinkenden Nachttau feucht waren und auf welche die Schatten der noch dünnbelaubten Fliederhecken zwischen das grelle Mondlicht fielen.

„Ich will Ihnen meinen Lieblingsplatz zeigen,“ sagte er leise. Er hatte ganz vergessen, daß Ulmenhof einem Fremden gehörte.

Er führte Kitty an einen runden Platz, um den hohe, in der Manier des Lenotre verstutzte Laubmauern emporragten. Gegen diese Laubmauern hoben sich abwechselnd Statuen und steinerne Bänke ab. Die Mitte des Platzes nahm ein derzeit versiegter Springbrunnen ein, dessen Becken zwei vermooste Delphine schmückten. Der Mond schien grell und verlieh den Statuen ein quälend unbestimmtes Halbleben. Sie sahen auf ihren Sockeln wie verzauberte Menschen aus, die plötzlich von einer wahnwitzigen Sehnsucht befallen worden wären, auf die Erde herunterzusteigen und noch einmal hinauszujubeln in den Frühling.

„Wenn wir uns ein wenig niedersetzten, ein ganz klein wenig,“ bettelte Kitty einschmeichelnd.

„Ist es nicht zu kalt?“ murmelte er. „Ich will Ihnen einen Umwurf holen.“

„Ach nein!“ bat sie, „allein fürchte ich mich,“ und sie blickte sich schaudernd nach den Delphinen um. „Es ist nicht kalt. Übrigens —“ und lachend schlug sie den Doppelrock ihres weißen Kleidchens über ihren bloßen Kopf, wie eine Wallfahrerin im Regen. Es ließ ihr entzückend, das zarte Blütengesicht sah doppelt verführerisch aus in der weißen Hülle, die sie mit einer Hand unter dem Kinn festhielt. Sie setzte sich auf eine Bank neben die Statue einer Flora mit einem leeren Füllhorn und tänzelnder Pose. Einen Augenblick blieb er stehen, dann setzte er sich auch. Das Blut pochte ihm in allen Fingerspitzen, sein Mund war trocken. Wie herrlich das alles war! Rings um ihn Mondschein und Frühling, und neben ihm Kitty so ruhig und unbefangen, offenbar ahnungslos von dem Gewitter, das ihm durch die Nerven schlich. „Man möchte immer hier bleiben,“ sagte sie aus einem längeren Schweigen heraus mit ihrem vollen, innigen Kinderstimmchen und blickte ihn aus großen, begeisterten Augen an.

Er sah mühsam von ihr weg. „Nach allem, was ich heute beobachten konnte, hängt es wohl von Ihnen ab, ob Sie für immer hier bleiben wollen oder nicht,“ murmelte er heiser.

„Ich hab's Ihnen schon einmal gesagt, ich kann nichts dafür, daß mir Herr Förster den Hof macht,“ wies sie ihn humoristisch zurecht. „Wenn Sie auf jemanden böse sein wollen, so müssen Sie auf Herrn Förster böse sein, nicht auf mich.“

„Wie soll ich auf Herrn Förster böse sein,“ murmelte Altenried, und plötzlich, fast auffahrend, setzte er hinzu: „Glauben Sie denn, ich würde Sie nicht auch neben mir festzuhalten trachten, wenn mir Ulmenhof gehörte?“ So, da hatte er's! Sein armseliges bißchen Selbstbeherrschung war ihm gänzlich abhanden gekommen.

Was nun? ... Ja was? ... Kitty legte ihm ganz einfach die weiche kleine Hand auf den Arm und sagte: „Und jetzt wollen Sie weiter nichts von mir wissen, nur weil Ihnen Ulmenhof nicht gehört?“

Das weiße Röckchen, das sie noch immer mit der Linken unter dem Kinn festgehalten, war ihr von dem krausen

Digitized by Google

Scheitel heruntergeglitten, der warme Duft ihres Haares streifte seine Wange, ihre großen Augen blickten zu ihm auf.

Was war da noch viel zu machen! Er nahm die kleine Hand, die sie auf seinen Arm gelegt, und küßte sie zwei-, dreimal. „Kitty, Kitty, mein Engel, mein Leben!“ rief er. Dann hatte er plötzlich wieder einen Anfall von Vernunft. Sein Atem stockte. „Ich bete Sie ja an,“ begann er, „Sie wissen's ja; wenn Sie es nicht gewußt hätten, so wären Sie nicht gegen mich gewesen, wie Sie gewesen sind ...“

„Wahrscheinlich,“ sagte Kitty sehr ruhig.

Er mußte unwillkürlich lächeln, mitten in seine Vernunft hinein, dann fuhr er fort: „Aber sehen Sie, Sie sind ja ein Kind, und ich müßte ein ganz schlechter Kerl sein, wenn ich Sie beim Wort halten wollte, da Sie gar nicht wissen, was Sie auf sich nehmen. Sie kennen das Leben nicht, Sie haben mich lieb, weil Sie Mitleid mit mir haben. So etwas gilt nicht, es könnte Sie später gereuen, und dann würden Sie an Ihrer Verlobung schleppen wie an einer schweren Kette, weil Sie doch zu ehrenhaft wären, Ihr Wort zurückzunehmen. Nein, bewahren Sie Ihre Freiheit ungeschmälert. Ich werde thun, was in meinen Kräften steht, um mir eine Existenz zu schaffen, die ich Sie auffordern dürfte mit mir zu teilen. Und sollten Sie dann wirklich noch frei sein und Ihre liebe Hand in die meine legen, dann will ich Ihnen auf den Knien danken dafür. Bis dahin ...“ er stockte außer Atem. Er hatte sich selbst reden gehört und gestaunt über seine eigene Beredsamkeit. Alles, was er sagte, kam ihm so überaus stichhaltig vor, daß er selbst nicht begriff, was man dagegen einzuwenden vermöchte. Ein kalter Schauer überlief ihn, eine Angst, es wäre ihm wirklich gelungen, sein schönes Glück wegzuvernünfteln.

Einen Augenblick zögerte Kitty, dann sagte sie: „Bis dahin können wir beide graue Haare haben. Nun, mir ist recht, was Ihnen recht ist, ich warte auf Sie, wenn's sein muß, meinetwegen hundert Jahre. Aber meinen Sie wirklich, daß es der Mühe wert ist, unser Glück hinauszuschieben, bis wir ein Paar trockene alte Mumien geworden sind, nur weil wir dann ein bißchen mehr Geld haben werden?“

„Kitty! — und Sie könnten sich entschließen, mich jetzt zu heiraten, auf meine Lieutenantsgage und meine zehn Thaler Monatszulage hin?“ rief Alteuried.

„Ich würde Sie heiraten, wenn ich zugleich Ihre Frau und Ihre Scheuermagd sein müßte,“ sagte Kitty, „das wär mir ganz gleich.“

„Kitty —!“ Er legte den Arm um sie, ein kleiner, weicher, zitternder Schrei kam von ihren Lippen, halb wie das triumphierende Auflichern eines Kindes, das seinen Willen durchgesetzt hat, halb wie das Schluchzen eines Weibes, das an der Grenze der höchsten Glückseligkeit steht. Sie schmiegte sich an seine Brust, er drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen, und der Frühling freute sich.

Unterdessen hatte man Anna Marie eine kurze Rast gegönnt, ein Leierkasten, den der Kammerdiener drehte, vertrat ihre Stelle. Fräulein von Mühlhausen forderte sie auf, mit ihr im Park spazieren zu gehen. Anna Marie zeigte sich immer bereit zu allem, was die anderen von ihr wollten, diesmal um so mehr, als ihr selbst darum zu thun war, ein bißchen nach Kitty zu sehen, was die scharfsinnige Hildegard sofort bemerkte. „Sie suchen Kitty?“ sagte sie, indem sie Anna Maries spähenden Blick beobachtete. „Die ist nicht weit, vor einem Augenblick habe ich sie mit meinem Vetter Alteuried in den Garten verschwinden sehen. Herr Förster hat sie auch gesehen, er war wütend. Es ist komisch, Herr Förster ist in Kitty verliebt, die ihn nicht mag, und Kitty ist in meinen Vetter verliebt, der nun — der jedenfalls durchaus nicht daran denkt, sie zu heiraten. Als gewissenhafter Mensch hat er ihr das auch deutlich gezeigt, aber sie hat nicht verstehen wollen. Ich bin fest überzeugt,

Digitized by Google

sie hat ihn aufgefordert, sie in den Garten zu begleiten."

Anna Marie sah Hildegard sehr betreten an. Sie wußte noch nicht, daß Hildegards hervorragendste Eigenschaft (außer der Erhabenheit) die Wahrheitsliebe war, das heißt das, was sie für Wahrheitsliebe hielt, nämlich eine drängende Sucht, jedem Menschen so viel Unangenehmes ins Gesicht zu sagen als möglich. Ehe Anna noch eine Antwort bei der Hand hatte, fuhr die Mühlhausen fort: „Mir ist es immer komisch, was einige Mädchen alles daran wenden, um die Männer an sich zu locken; ich hatte immer genug zu thun, die Männer von mir abzuwehren." Fräulein von Mühlhausen hatte eine schwarze Spitzenmantille um Kopf und Schultern geworfen und sah sehr malerisch und über die Maßen verlockend aus. „Mein Gott, hat sie vielleicht zu viel Champagner getrunken?" fragte sich Anna Marie. Aber der Champagner hatte nichts damit zu thun, Fräulein von Mühlhausen war einfach in jenem Zustand persönlicher Mitteilungswut, welcher jedesmal über sie kam, sobald sie sich mit einem halbwegs geduldigen Wesen im tête-à-tête befand. Sie leistete in solchen Fällen das Merkwürdigste an Anspielungen auf ihre geheimnisvollen Reize, auf ihre sehr hohe Begabung, ihre Verehrer und ihre Heiratsanträge. Welche Reihe von abgewiesenen Freiern! — ein Prinz von Geblüt, ein pensioniertes gekröntes Haupt — Fräulein von Hohleisen konnte nicht recht herausbringen, ob es der letzte Kaiser von Mexiko oder der vorletzte Prätendent des damals vakanten spanischen Königsthrons war — Berühmtheiten jeder Kategorie, deutsche Standesherren und feinste italienische Principi u. s. w. Anna Marie lauschte staunend, verblüfft, und sah zugleich etwas verwundert an der verkümmerten Gestalt des neben ihr herwandelnden alten Mädchens nieder. Erst allmählich dämmerte es in ihrer arglosen Seele auf, daß Hildegard von Mühlhausen im höchsten Maß von dem Verfolgungswahnsinn gewisser alter Jungfern geplagt war, die in jedem Mann einen Freier sehen und beständig Heiratsanträge abweisen, wo keine drohen. Sie war eine von den Persönlichkeiten, denen die Phantasie reichlich durch Illusionen ersetzt, was ihnen das Schicksal an wirklichen Glücksgütern vorenthalten hat. „Ja, ich hab mich von jeher tapfer halten müssen, um dem Ideal meines Lebens treu zu bleiben," versicherte Hildegard nach einer Weile selbstgefällig.

„Was ist das Ideal Ihres Lebens?" fragte Anna Marie.

„Die heilige Unabhängigkeit meines Herzens und meiner Person."

„Unter allen Umständen?" fragte Anna Marie etwas kopfschüttelnd und ungläubig.

„Unter allen Umständen," versicherte Hildegard mit Überzeugung. „Die Ehe ist etwas so Unästhetisches. Was ist Ihre Ansicht?"

„Ich weiß nicht," sagte Anna Marie gewissenhaft; „in meiner Jugend hatte ich keine Zeit, ans Heiraten zu denken, und es hat sich schließlich nie jemand viel um mich bekümmert. Als zum erstenmal die Frage ernstlich an mich herantrat, war ich zu alt."

„Das ist ja ganz thöricht, Sie sind jetzt noch nicht zu alt," versicherte Fräulein von Mühlhausen tröstend und höflich.

„Nun, vielleicht hätte es eine andere an meiner Stelle immerhin noch probiert," meinte Anna Marie lachend, „aber ich — mit einem Wort, ich hatte ein zu romantisches Temperament, um mich in eine Ehe hineinzufügen, die zu meinen Jahren gepaßt hätte." Kaum waren die Worte von ihren Lippen gefallen, so wurde sie dunkelrot, sie schämte sich, so viel von sich selbst gesprochen zu haben.

Auf Fräulein Hildegard hatte das naive Geständnis gar keinen Eindruck gemacht, die dachte immer nur an sich.

„Ich bin nicht im mindesten romantisch," versicherte sie, „mir ist alle Liebe entsetzlich, ein jeder Mann wurde mir widerwärtig in dem Augenblick, wo ich merkte, daß er Lust bekam, mir einen Kuß

Digitized by Google

zu geben. War das bei Ihnen nicht der Fall?“ Die erhabene Hildegard forderte diese Vergleiche mit ihrer Umgebung natürlich immer nur heraus, um ihre eigene sittliche Höhe an der Kleinheit der anderen zu bemessen. Diesmal wurde selbst die gutmütige Anna Marie etwas ungeduldig. „Ich muß aufrichtig gestehen,“ rief sie, „daß ich nicht oft —“ doch ohne den Satz zu Ende zu sprechen, schlug sie die Hände zusammen und rief halb freudig halb erschrocken: „Jesus Maria!“ worauf sie, ohne Hildegard weiter zu beachten, auf die beiden jungen Leute zueilte, die sie soeben neben der Flora sitzend erblickte, und ihren rätselhaften katholischen Ausruf in die Worte übersetzte: „Aber Kinder! was ist euch denn eingefallen?“

„Thue nur nicht so verzweifelt,“ rief Kitty trotzig, „es geht dir doch nicht vom Herzen. Ich hab dir's ja angesehen, ganz genau hab ich dir's angesehen, daß du dir nichts Besseres für mich wünschest. Wie solltest du auch!“ Und Kitty heftete ihre von Glück und Liebe strahlenden Kinderaugen auf Altenried.

„Ich hoffe, daß wir Ihrer Sympathien sicher sind, gnädiges Fräulein,“ sagte der junge Offizier, der, im Gegenteil zu Kitty, eher etwas verlegen war. „Mein Geständnis ist schneller gekommen, als ich gedacht hatte!“

„Daran bin ich allein schuld“, versicherte Kitty gelassen, „ich habe ihn gezwungen sich auszusprechen!“

Altenried sah erst Kitty, dann Anna Marie an, dann legte er den Arm um Kitty. „Gnädiges Fräulein, Sie haben keine Ahnung, wie lieb, wie —“ Die Stimme brach ihm, er küßte Kitty auf die Stirn.

„Und das nennen die Menschen Liebe!“ murmelte Fräulein von Mühlhausen, indem sie mit einem essigsauren Gesicht und vom Kopf bis zu den Füßen eingehüllt in Erhabenheit danebenstand und zusah. „Ich begreife wirklich nicht, wie das zwei vernünftigen Wesen Freude machen kann.“

— — — — — — — — — —

Um eine Stunde später war es still in Ulmenhof.

Am Rand der breiten Chaussee, die nach Ilmenau führte, ging ein junger Offizier, den Säbel unter dem Arm. Zwischen den blühenden Obstbäumen, die rechts und links die Straße umsäumen, zog sich hoch über seinem Haupt ein breiter blauer Streifen dicht mit Sternen besäet, und der junge Mensch wünschte sich die Sterne aus dem Himmel auf die Erde herunter, nur um sie seiner Braut als Spielzeug in den Schoß werfen zu können. Jeder Blick des Mädchens, jedes liebe, unschuldige, übereilte Wort tauchte aus seiner Seele auf, während er so dahinschritt durch die stille Nacht — rings um ihn die duftenden grünen Getreidefelder und die blühenden Bäume, über ihm der Himmel. Ein Wagen kam an ihm vorüber, rasch und leicht. Er trat in den Schatten, um nicht gesehen zu werden.

Er hatte sich bis dahin nicht viel aus seiner Armut gemacht und aller Neid war ihm fremd gewesen, aber heute gab's ihm einen Stich durchs Herz. Es demütigte ihn, daß er Kitty so gar nichts bieten konnte. Und plötzlich fing seine Phantasie an zu arbeiten. Auf welche Weise wäre es denn möglich, seine Zukunft etwas glänzender zu gestalten? Er hatte einen sehr reichen Onkel, den er allenfalls beerben konnte, aber der Onkel war noch jung, er gönnte ihm sein Leben — und dann — eine Erbschaft, die man unter elf Personen teilt! Er konnte dem Militärdienst entsagen, in ein Comptoir eintreten und Unsummen an der Börse gewinnen. Aber von diesem Gedanken wendete er sich unmutig ab, nein, das lag ihm nicht im Blut, es würde doch nichts Gutes dabei herauskommen.

Was blieb übrig — ruhig seine nüchterne Werkeltagspflicht zu thun, genügsam von zehn Jahren zu zehn Jahren ein kümmerliches Avancement abwarten. — Er ballte die Faust und stampfte mit dem Fuß auf den Boden. Noch eins war möglich, es konnte Krieg kommen! Sein Blut pochte stärker. Krieg! Krieg! Das größte, edelste Hazardspiel der Welt! Er dachte nicht an das Furchtbare, das mit

Digitized by Google

dem Krieg verbunden war, er dachte nur, daß der Krieg einen weiteren Spielraum bot für die Entwickelung seiner Fähigkeiten, eine Gelegenheit, seine Berufspflichten ernster, aufopfernder auszuüben, eine Möglichkeit, sich rascher emporzuschwingen, etwas zu erringen mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit. Eine tolle Begeisterung überkam ihn, ein gräßlicher, dringender Wunsch. In demselben Moment schwirrte eine Sternschnuppe aus dem blauen Himmel herunter.

Das Herz des jungen Menschen blieb stehen. Er kannte den Aberglauben, welcher behauptet, daß der Wunsch, auf den, kaum daß er aus unserem Herzen aufgestiegen ist, eine Sternschnuppe antwortet, vom Schicksal erfüllt werden soll. Und plötzlich wurde ihm kalt. Wie hatte er etwas so Entsetzliches wünschen können — entsetzlich nicht für ihn, aber für so viele andere.

Ihm war's, als bedeckten sich die Felder ringsum mit Leichen ... und doch! Er hatte echtes Soldatenblut in den Adern — das alte Raubritterblut der Altenrieds. Was bedeutete das denn eigentlich, unter den Fahnen zu stehen in nicht absehbarer Friedenszeit? Ein Offizier, der zu nichts anderem diente, als seiner Mannschaft den Ceremonien- und Tanzmeister zu machen — ein Offizier, dem nie Gelegenheit geboten worden war, sein Leben in die Schanze zu schlagen, war doch ein recht armseliger Wicht!

Zur selben Zeit lag Kitty, die Arme unter dem Kopf, in ihrem Bettchen und träumte ihrerseits in die Zukunft hinein, glücklich bis in jede Fingerspitze, aber bescheiden und still — eine Zukunft, in der sie Hand in Hand mit ihm denselben Weg gehen würde, einen ganz schmalen Weg, aber rechts und links mit Blumen besetzt, nach denen sie sich bücken mußten, um sie zu pflücken — ja, sich tief bücken. Aber je tiefer sie sich danach bückten, um so mehr freuten sie sich daran.

Hand in Hand — Hand in Hand — bis in den Sonnenuntergang hinein!

* * *

Anna Marie sitzt in ihrem Zimmer und schreibt Briefe. Es ist die Beschäftigung, die ihr im Leben infolge ihres großen Bekanntenkreises am meisten Zeit wegnimmt. Ihre masseuhafte Korrespondenz ist die Steuer, welche sie für ihre Beliebtheit zahlt.

Kitty kniet unten im Garten vor einem Gemüsebeet, in das sie abwechselnd mit einem spitzigen Stück Holz Löcher bohrt und aus einem blauen Papiersäckchen Samen streut. Sie trägt eine verwaschene, rot ausgenähte blaue Ärmelschürze, die noch von ihrer Pensionszeit herrührt und ihre biegsame, junge Gestalt völlig einhüllt, ein Paar hirschlederne Handschuhe, mit denen sie ungeniert in der Erde wühlen kann, und einen großmächtigen Strohhut. Ein dicker, brauner Dachshund, dem ihre kauernde Position befremdlich vorkommt, springt laut bellend um sie herum und setzt seine dicken Vorderpfoten abwechselnd auf ihre Schultern und auf ihren Rücken. Das ist ihm gnädigst gestattet. Wenn er sich aber unterfängt, seine Pfoten in das schön geglättete, wie geriebene Schokolade aussehende Gemüsebeet zu pflanzen, das seine Herrin bearbeitet, dann — wird ihm eine fürchterliche Strafpredigt zu teil.

Mit dem herrschaftlichen Schloßgarten von Ulmenhof hat der Garten, in dem Kitty arbeitet, nichts gemein. Hinter dem Haus ziehen sich großmächtige, rechtwinklige Beete, von Salbei, Lavendel und Erdbeeren eingefaßt und in kleinere, von winzigen Pfaden getrennte Felder abgeteilt, aus denen hohe, alte Obstbäume aufragen, wahre Patriarchen von Obstbäumen; Birnbäume, etwas schwerfällig, mit umfangreichem Stamm und ziemlich regelmäßig gebauten Kronen, ganz überfäet von dichten Blütenbüscheln, weiß wie Engelsflügel, aber einen widerlichen Hauch ausatmend; Apfelbäume von viel unregelmäßigerem Wuchs mit graugrünen, flaumigen Blättchen, zwischen roten Knospen und rosigen Blüten, Blüten mit dunkelgelben Staubfäden und feinem scharfem Geruch; Pflaumenbäume, in kleinwinzige,

Digitized by Google

betäubend süß duftende weiße Blüten eingehüllt; und zu Füßen der Obstbäume lustige Sonnenfünkchen mitten zwischen dem grauen Schattenteppich herumtanzend, und in ihren blühenden Kronen ein Heer von Finken, die lustig ein Loblied des Frühlings singen — so sieht es um Kitty herum aus.

Kitty singt mit den Finken um die Wette, nur viel weicher und süßer als sie. Mit einemmal verstummt sie — sieht auf. Ein langer Schatten zieht sich über den Kies bis zu ihren Füßen hin, und hinter dem Schatten steht ein junger Offizier, die Hand an der Mütze, lächelnd und von Glück und Lebenslust strahlend. Sie stößt einen kleinen Freudenschrei aus, dann ihren Blick in den seinen tauchend, murmelt sie nur: „Ach, wie lieb!“ Bei ihrer raschen Wendung ist ihr der Hut vom Kopf gefallen. Waldmann, der Dachshund, ergreift sofort die Gelegenheit, ihn zwischen die Zähne zu nehmen und mit ihm davon zu galoppieren — der junge Offizier will ihm nach, um ihm seine Beute zu entreißen, aber Kitty ruft: „Laß ihn, es ist ein alter Hut,“ und sie zuckt mit den Achseln.

„Verschwenderin!“ bemerkt Altenried, ihr mit dem Finger drohend, „so bereitest du dich darauf vor, die Frau eines armen Lieutenants zu werden!“

Noch immer auf der Erde kauernd, mit der einen Hand auf den roten Kies gestützt, sieht sie zu dem jungen Mann auf und lacht: „Ob ich mich darauf vorbereite! Sieh nur“ — sie deutet auf ein langes Stück Erde — „das habe ich alles mit Gemüse bepflanzt. Es ist reizend, sein eigenes Gemüse zu pflanzen, und es kommt so billig. Wenn wir verheiratet sind, werde ich den Gemüsegarten allein bestellen.“

Was für ein entzückendes Geschöpfchen! Ihr weiches, volles und doch durchdringendes Stimmchen allein könnte genügen, ihn um den Verstand zu bringen; jedes Wort, das sie spricht, thut ihm wie eine Liebkosung wohl und regt ihm zugleich alle Nerven auf. Am liebsten möchte er sie in die Arme schließen und mit ihr bis an das äußerste Ende der Welt fliehen — irgend wohin, wo ihn niemand mehr in der vollständigen, ungestörten Besitznahme ihrer bezaubernden kleinen Persönlichkeit stört. Und während ihm dieser wilde Traum in den Adern spukt, steht er ganz ruhig vor ihr und sagt: „Wenn wir verheiratet sind, werden wir wahrscheinlich gar keinen Garten haben.“

„So!“ meint Kitty, „das ist schade“; dann gleichmütig die Achseln zuckend, ruft sie: „aber wenigstens ein paar Blumentöpfe vor den Fenstern, das ist auch schön!“

„Hm! es scheint, daß nichts im stande ist, dir die Freude an unserer armseligen Zukunft zu verkümmern,“ sagt Altenried und lacht gerührt, ohne jedoch den Schatten wegzulachen, der seine Augen verdunkelt.

„Nichts!“ sagt sie. Sie ist jetzt aufgesprungen und sieht ihm forschend so zu sagen bis in die Seele hinein. „Nichts!“ wiederholt sie etwas leise, und dann setzt sie plötzlich hinzu: „nichts, als deine langen Gesichter.“

„Ich hab eben Sorgen für zwei, Kitty,“ murmelt er, „und wenn ich mir vorstelle, wie du für den Luxus geschaffen bist, drückt mich meine Armut, das ist wahr.“ Bei diesen Worten will er den Arm um sie legen, sie aber wehrt ihn heftig von sich ab.

„So sprich doch nicht immer von deiner Armut,“ ruft sie zornig; „glaubst du etwa, ich hätte mich dir genähert, wie ich's gethan hab, wenn du ein reicher Mann gewesen wärst? Nein! niemals hätt ich's gethan; das versteht sich von selbst. Reiche Menschen haben immer Freunde mehr als genug, aber du ... um dich war mir so leid; ich dachte, es würde dir ein Trost sein, jemand zu haben, der an dir teilnimmt, jemand, der sich auf dich freut, wenn du müde vom Dienst nach Hause kommst, jemand, der dir deine Existenz zurecht rückt und sie ausschmückt, so gut es geht. Aber wenn

Digitized by Google

du vor ein paar erbärmlichen Sorgen zurückschreckst, so ist ja das alles nicht nötig. Weiß Gott nicht. Es kann ganz gut beim alten bleiben. Ich werde mich nur in Grund und Boden schämen dafür, daß ich mich dir an den Kopf geworfen hab, aber — sterben werde ich daran nicht! Adieu!" Und damit wendet sie sich großartig ab und will von dem jungen Mann forteilen und bricht beim dritten Schritt in Thränen aus.

Als ob er sie gehen ließe!

„Kitty!" ruft er, sie trotz ihres heftigen Widerstandes in die Arme schließend, „Kitty, du hast recht, hundertmal recht; ich hätte dein Opfer ruhig und dankbar hinnehmen müssen, anstatt kleinlich an dessen Größe herumzumessen; aber begreifst du denn nicht, daß es traurig für mich ist, alles zu nehmen und nichts geben zu können, nichts als Plage und Entbehrungen! Das sind meine Brautgeschenke, Kitty!" Und dabei hält er ihren Kopf an seine Schulter und sieht sie an, sehr traurig und unendlich zärtlich.

Sie schließt die Augen und murmelt: „Entbehrungen giebt es für mich keine neben dir, und die Plage kann mich nur freuen!"

Indem veranlaßt das Rauschen eines weiblichen Gewandes die beiden sehr ineinander vertieften jungen Leute, aufzusehen.

Anna Marie ist's, die auf sie zukommt, wie gewöhnlich überquellend von Teilnahme und Wohlwollen, dennoch nehmen ihre Züge bei dem unerwarteten Anblick Altenrieds einen entschieden befremdeten Ausdruck an. Sie beantwortet die ehrerbietige Verbeugung des jungen Mannes nur flüchtig, und sich an Kitty wendend, sagt sie: „Kitty, ich begreif eigentlich nicht recht, wie du Baron Altenried empfangen konntest, ohne mich zu avisieren. Ich hab dir gestern bewiesen, daß ich dir keine unnützen Hindernisse in den Weg legen will, aber schließlich mußt du mir doch auch einiges Vertrauen entgegenbringen."

„Die Schuld würde in jedem Fall eher mich treffen als Kitty," wirft Altenried ein, „aber ich versichere Ihnen, daß es mir gar nicht eingefallen wäre, meinen Besuch zu verheimlichen, weder vor Ihnen noch vor irgend jemand, gnädiges Fräulein. Ich war eigentlich gekommen, um bei Herrn Wißmuth um die Hand Kittys anzuhalten. Man sagte mir, er sei heute nach Frankfurt gefahren."

„Und das ist er auch," murmelt Kitty ernsthaft. „Er geht alle Mittwoch nach Frankfurt, es kommt uns dies heute sehr gelegen."

„Warum?" fragt etwas befremdet Altenried.

„Weil dich infolgedessen Anna Marie auffordern kann, zum Essen zu bleiben."

„Und wenn dein Vater zu Hause gewesen wäre, so hätte sie das nicht können?" fragt Altenried trocken.

„Wer kann wissen? Mein Vater ist unberechenbar," sagt gleichmütig, die Achseln zuckend, Kitty.

„Du scheinst dich darauf gefaßt zu machen, daß dein Vater meine Werbung abweist," rief der junge Mann etwas empfindlich.

„Möglich ist's," gesteht Kitty kleinlaut.

„Ja, aber was dann?" fährt er auf.

„Dann wird es doch dazu kommen, was ich gestern umgehen wollte," sagt Kitty mit einem komischen Seufzer, „wir werden aufeinander warten müssen, bis wir ein Paar grauhaarige verschrumpfte Mumien sind."

„Aber Kitty!" ruft Altenried, „ich begreife nicht, wie du über so etwas lachen kannst."

„Wie soll ich nicht lachen," erwidert ihm Kitty, „wenn ich so fröhlich bin. Mein Gott, ich kann mir nichts Trauriges vorstellen, solange du neben mir bist, und rings um mich herum blühen die Bäume und die Vögel singen. — Das Leben ist so schön — selbst wenn wir ein bißchen aufeinander warten müssen, auch das wird noch schön sein. Nur zu wissen, daß du auf der Welt bist und an mich denkst, ist schön!" Und da er nicht sofort antwortet, legt sie ihm die Hand auf die

Digitized by Google

Schulter und sagt treuherzig und mutwillig: „Gar zu lang wird's übrigens auf keinen Fall währen. Der Papa hat in nichts Ausdauer, nicht einmal in der Unvernunft. Eines schönes Tages werd ich ihm unbequem geworden sein, und dann giebt er mich einem jeden, der mich will — selbst dir."

„Selbst mir!" murmelt Altenried mit einer Bitterkeit, die Kitty nicht begreift; nur daß sie ihn verletzt hat, bemerkt sie und möcht's ihm abbitten um jeden Preis.

„Hans!" flüstert sie leise.

„Ich begreife eigentlich nicht, auf welchen Grund hin mich dein Vater abweisen wollte," fährt er auf; „einzuwenden ist schließlich gegen mich nichts, als daß ich wenig Vermögen zu erwarten hab, und wenn dir das recht ist ...?"

„Ob mir's recht ist, Hans, mein lieber, böser Hans!"

„Nun dann ..." Er ballt die Faust. Die Tochter Herrn Wißmuths lieben, die Tochter Herrn Wißmuths heiraten — das war eine Sache für sich — Kitty war anbetungswürdig — aber sich von diesem erbärmlichen Herrn Wißmuth abweisen lassen, nur weil er nicht so viel Geld hatte wie der gemeine Protz, dem jetzt Ulmenhof gehörte, das war unerträglich!

Indem hörte man eine schrille Glocke, die zu Tisch rief.

„Fordere ihn auf, mit uns zu essen, Anna," bat Kitty, „was der Morgen uns bringt, wissen wir nicht; gönn uns zum wenigsten den einen Tag! Gönn uns den Tag!"

Und Anna gönnte ihnen den Tag!

* * *

Der Morgen brachte nichts Gutes. Herr Wißmuth war in sehr gereizter Stimmung heimgekehrt ans Frankfurt, und dies hauptsächlich deshalb, weil Herr Förster, dem er in der Einfahrt des „Englischen Hofs" begegnet, mit einem kurzen Gruß an ihm vorübergegangen war, ohne ihm Zeit zu gönnen, ihn anzusprechen. Frau von Manz, welcher er seinen Besuch abstattete, hatte ihn über den Grund der plötzlich mit Herrn Förster vor sich gegangenen Veränderung aufgeklärt.

„Der Förster wird doch nicht ein junges Mädche heirate, das mit einem fremde Offizier in de Mondschein hinauslauft. An und für sich ist nicht viel dabei, aber — es beweist nur, daß sie de Förster nit mag."

Dies war die Ansicht der Frau von Manz.

Herr Wißmuth fand, daß sehr viel dabei war, und das gab er seiner Tochter sofort bei seiner Rückkehr von Frankfurt zu verstehen. Als den nächsten Morgen Altenried bei ihm vorsprach und um Kitty anhielt, um sie anhielt mit der warmherzigen Innigkeit, die er seiner Natur, mit dem ritterlichen Ernst, den er seiner Erziehung verdankte, wies ihn Herr Wißmuth ab; ja, wies ihn ab, nicht ruhig, vernünftig, mit einer Vertröstung auf die Zukunft und der Aufforderung, sich ein wenig zu gedulden und indessen Beweise von seiner Tüchtigkeit und der Tiefe seiner Neigung für Kitty zu geben, das hätte der junge Mann allenfalls begriffen. Nein, seine Abweisung war schroff, roh und dumm.

„Ich bin ein bescheidener Mann," sagte Herr Wißmuth, indem er sich bemühte, den jungen Offizier, den er nicht aufgefordert hatte, sich niederzusetzen, von oben herab anzusehen, „ich habe keinen Ehrgeiz. Ein schlichter Bürgerlicher genügt mir zum Gatten meiner Tochter. Ich branche keinen adeligen Schwiegersohn, dessen Kinder es sich eines Tages in den Kopf setzen könnten, ihren Großvater zu verachten. Ich habe zwar selbst ein Mädchen aus adeliger Familie geheiratet, aus sehr guter adeliger Familie, aber das war etwas anderes. Sie hat sich in allem und jedem nach mir richten müssen, und nicht ich nach ihr. Im übrigen, Herr Baron, befinden Sie sich mir gegenüber in einer gelinden Täuschung, ich meine meinen Vermögensverhältnissen gegenüber. Ich bin kein reicher

Digitized by Google

Mann; die Repräsentation zwingt mich zu gewissen Opfern, welche ich bringe — Kitty zuliebe bringe — aber mir einen adeligen Schwiegersohn anzuschaffen, dazu bin ich nicht reich genug. Ich glaube, wir gehen jeder unsere Wege, und je weniger wir Worte verlieren über Ihren mich sehr ehrenden Antrag, desto besser!"

Auf so etwas hätte es eigentlich nur eine Antwort gegeben — einen Schlag ins Gesicht; da Altenried denselben dem Vater Kittys nicht erteilen konnte, blieb die wohlgesetzte Rede Herrn Wißmuths ohne jegliche Erwiderung.

Um einen Tag später verließ Altenried die Gegend.

Sein Zorn gegen den alten Wißmuth ging so weit, daß er sich vornahm, sich seine Liebe zu Kitty aus dem Herzen zu reißen. Er versuchte nicht einmal, sie noch zu sehen, teilte ihr nur brieflich die ihn geradezu beschimpfende Abweisung, welche seine Werbung erfahren, mit. Dann schrieb er vierzehn Tage nicht, und dann ...? Nun, dann kam eines schönen Morgens ein dicker Brief an Anna Marie, in dem sich ein acht Seiten langes Manuskript für Kitty befand. Nein, er konnte es nicht aushalten ohne Nachricht von seinem Sonnenstrahl, seiner süßen Frühlingsblüte! Er hatte ein ganzer Mann sein und nichts mehr von sich hören lassen wollen, bis er Kitty mit Fug und Recht aus dem Vaterhause hätte abholen können, aber es ging doch nicht. Nur eine Zeile von ihr alle acht Tage einmal, nur einen Gruß, mehr brauchte er nicht, um sich mit seiner momentan recht drückenden Existenz auszusöhnen — aber das brauchte er. Wie reizend er schrieb!

In jedem Verliebten steckt ein Dichter, das ist eine alte Geschichte; aber heutzutage sind so wenig Menschen wirklich verliebt!

Kitty schlief drei Tage nicht vor Freude über den wunderschönen Brief.

Herr Wißmuth war indessen überzeugt, daß alles aufs beste eingeleitet sei und daß Kitty schließlich doch die Frau des Herrn Förster werden würde. Er wühlte im vorhinein mit Wollust in der Goldgrube, als welche ihm das Vermögen seines Schwiegersohnes erschien.

„Die Welt geht ihren Weg, die Welt geht ihren Weg, wir erreichen schon noch unser Ziel!" versicherte er alle Tage schmunzelnd Anna Marie — und Anna Marie schwieg.

Herr Förster that indessen durchaus nichts dergleichen. Der Umstand, daß Kitty einen blutarmen Teufel seiner Herrlichkeit vorzuziehen wagte, hatte seine Eitelkeit ins Schwarze getroffen. Er that jetzt, was er konnte, um seine früher offen zur Schau getragene Neigung zu Kitty abzulengnen, äußerte sich wegwerfend und abfällig über sie gegen alle, die ihn anhören wollten, und zerwarf sich mit allen denjenigen, welche sich unterfingen, ihn an den Umstand zu erinnern, daß er sich einmal für Kitty interessiert habe. Kurz, er benahm sich genau so, wie ein nur mühsam kulturbeleckter Rüpel, dessen innere Roheit durch eine starke Gemütsbewegung aus der Tiefe an die Oberfläche seiner Natur heraufgewühlt worden ist, sich in dem gegebenen Falle benehmen mußte.

Um sich zu zerstreuen und von sich reden zu machen, ließ er das Schloß in Ulmenhof vom Flur bis zum Dachfirst durch einen künstlerischen Frankfurter Tapezierer renovieren, spendete große Summen zur Einrichtung eines Hospitals, bethätigte auch noch anderweitig eine höchst effektvolle Wohlthätigkeit, fuhr täglich mit einem recht vergnügten Gesicht und glänzender Equipage an Kittys Fenstern vorüber und machte Emma Becker den Hof, erweckte in ihr die lockendsten Hoffnungen, die sich leider nach einiger Zeit als unbegründet erwiesen.

Anna Marie blieb, ohne viel Worte zu machen oder Herrn Wißmuth mutwilligerweise zu erbittern, auf Kittys Seite. „Eine sympathische Umgebung ist der einzige Luxus, den zu entbehren mir in diesem Leben je schwer gefallen wäre," sagte sie oft achselzuckend zu sich selber. „Für Kitty würde es wohl ebenso sein!"

Digitized by Google

Und indessen geht die Welt ihren Weg, wie Herr Wißmuth richtig behauptet. Aber wohin dieser Weg führt, das ahnt er nicht, das ahnt wohl keiner im Deutschen Reich, während der Blütenzauber des Frühlings 1870 langsam von den Bäumen herunterweht.

— — — — — — — — — — —

Die Obstbäume haben längst ihr duftiges weißes Blütenkleid mit einem ernsten, eintönigen grünen Blättergewand vertauscht und hängen voll kleiner, harter und vorläufig noch sehr saurer Früchte, die Heckenrosen am Wegsaum sind verblüht, die Gartenrosen erheben ihre stolzen Häupter rot, weiß, blaßrosa, gelb mit rötlichem Schimmer. Welche Fülle von Rosen! — nirgends blühen sie schöner als an dem Fenster Kittys, das heißt dem einen ihrer zwei Fenster, das in den Garten sieht, denn die zwei anderen Fenster von Kittys Schlafzimmer — es ist ein Eckzimmer — sind kahl, die gehen auf die Straße hinaus.

Zwei wunderschöne weiße Rosen sind frisch erblüht über Nacht, zwei weiße und eine blutigrote. Kitty sieht von ihrem Schreibtisch hinweg, wo sie eben im Begriff steht, einen Brief zu schreiben, zu den Rosen hinüber, die im hellen Julisonnenschein wie Edelsteine glühen. „Wenn Hans die sehen könnte!“ denkt sie bei sich, wie sie immer an Hans denkt, sobald ihr irgend etwas Hübsches oder Liebes im Leben begegnet — da hört sie die Stimme ihres Schwagers. Was hat der hier zu thun so unerwartet? Wäre ihrer Schwester vielleicht ein Unglück zugestoßen? Ihr immer nur allzu leicht beunruhigtes Herz klopft hochauf. Nein, um die Schwester handelt es sich nicht. Jetzt hört sie den Schwager deutlich sagen: „Diesmal ist's Ernst! — ein Telegramm aus Berlin — die Armee mobilisiert.“ Kitty zittert am ganzen Leibe.

„Eine Deroute auf der Börse, wie ich sie seit sechsundsechzig nicht erlebt. Das bedeutet Krieg!“

„Ja, das bedeutet Krieg,“ erklärt Herr Wißmuth wichtig.

„Hab ich eine Nase,“ berühmt sich Herr Sadis, „seit vierzehn Tagen spekulier ich auf Baisse — famos!“

„Du imponierst mir,“ erklärt Herr Wißmuth.

Kitty steht inmitten des Zimmers, blaß und zitternd. Hat sie richtig gehört? Krieg ... Krieg ... ach, wer weiß, was für ein Krieg das sein mag — ein Krieg zwischen Rußland und Persien — ein Krieg zwischen Rußland und Österreich und der Türkei ... Da tritt Anna Marie zu ihr, sehr bekümmert. Drei Schritte macht ihr Kitty entgegen, dann bleibt sie stehen, macht eine kleine unbeholfene Bewegung mit den Armen wie ein angeschossener Vogel, der die Flügel regt und nicht mehr fliegen kann, und murmelt: „Die Armee mobilisiert — welche Armee?“

„Die preußische,“ sagt Anna Marie.

* * *

Sie hatte nichts davon geahnt, nein, nichts von dem, was seit mehreren Tagen in allen Zeitungen stand, daß ein hohenzollernscher Prinz sich die Krone von Spanien hatte aufs Haupt setzen wollen, die Krone, die, ein Angelhaken für unternehmende junge Fürsten mit Hang zum Regieren und ohne momentane Beschäftigung, damals fast so zudringlich feilgeboten wurde wie heute die Krone von Bulgarien — daß Frankreich eingeschritten war, hochmütig, schroff, aufreizend, und Deutschland ihm durch eine kriegerische Demonstration geantwortet hatte durch ein einschüchterndes Säbelrasseln. Wie hätte sie das wissen sollen, sie las ja keine Zeitung, sie kümmerte sich nicht um Politik. Wer sollte ihr davon reden? Die einzige, die es hätte thun können, war Anna Marie, aber die hütete sich wohl. „Es hat Zeit, es hat Zeit,“ sagte sie sich, „wer weiß, vielleicht ziehen die Wolken vorüber, sie sind schon oft vorübergegangen, wozu die Kleine beunruhigen!“

Aber die Wolken zogen nicht vorüber, das Wetter stieg empor finster und schnell,

Digitized by Google

ehe man sich's versah, war auch schon der ganze Himmel schwarz, am 19. Juli war der Krieg erklärt!

Ja, der Krieg war erklärt zwischen Frankreich und Preußen! So sagte man damals, denn an Deutschland hatte man längst zu glauben aufgehört.

Was war denn Deutschland? — ein theoretischer Begriff, der außer Kurs gekommen war, weil sich keine praktische Substanz dahinter verbarg; etwas, das Geographie studierenden Kindern viel Kopfzerbrechen verursachte und von dem die wenigsten vermochten, es deutlich zu erfassen. Deutschland — Deutschland! — früher war es allenfalls etwas gewesen, etwas Mächtiges, Großartiges, ja fast mystisch Poetisches; jetzt aber — jetzt war es eine Art politisches Aquarium mit größeren und kleineren Fischchen, von denen jedes nach seinem eigenen Kopfe mit dem Schwänzchen zappelte und von denen nie zwei Lust hatten, sich zu einer gemeinsamen Aktion zu vereinigen. Anno sechsundsechzig hatte der preußische Hecht zwar eine ganze Reihe der kleineren Fischchen verschlungen, aber die Fischchen hatten es ihm sehr übel genommen und zappelten in seinem Magen gewaltig weiter, ja setzten alles daran, ihn zu veranlassen, sie wieder auszuspeien.

Die Freiheitskriege hatte man vergessen, während in Frankreich Malakoff und Solferino die Siegeslegende der großen Armee von neuem belebte.

Keiner von den politischen Zuschauern, den neutralen Mächten hätte damals auf Deutschland gewettet; der einzige, der an dem Siege Frankreichs zweifelte, das war der Kaiser der Franzosen selbst und ein paar hellsehende Männer, die ihn gewarnt, ohne es vermocht zu haben, ihn vor seiner eigenen Schwäche zu retten.

— — — — — — — — — —

Kitty stellte keine Betrachtungen an über die politische Lage; ob Preußen mit Frankreich kämpfen sollte oder mit der Türkei oder mit Afghanistan, war ihr einfach gleichgültig. Es kämpfte, es rief seine Söhne unter die Fahnen, und das Leben seiner Söhne, das Leben Hans von Altenrieds war gefährdet. Das war alles, was sie von der politischen Situation verstand.

* * *

Fräulein von Mühlhausen saß in ihrem kleinen Stübchen, in dem es ziemlich wüst aussah, obgleich es längst elf Uhr geschlagen hatte; die Ilias in der Voßschen Übersetzung vor sich aufgeschlagen, eine Tasse Kaffee neben sich. Der Kaffee blieb ungetrunken und die Ilias wurde nicht umgeblättert; Fräulein von Mühlhausen war nicht in der Stimmung, sich ihrer physischen und geistigen Ernährung zu widmen. Ihr ganzes Sein ging wieder einmal auf in ihrer Verzweiflung darüber, daß sie, Hildegard von Mühlhausen, kein Mann war. Seit der Kriegserklärung grämte sie sich darüber mehr als je.

Ihr Zimmerchen war hauptsächlich mit Photographien nach Raphael und Michelangelo möbliert, die uneingerahmt und nur mit Reißbrettnägeln befestigt an der Wand hingen, im übrigen mit Disteln, für welche sie eine ausgesprochene Vorliebe hegte und von denen sie einen großen Vorrat aus der Campagna mitgebracht zur Erinnerung an eine italienische Reise, die den Glanzpunkt in ihrem Leben gebildet hatte. Mitten zwischen all dem Kehricht hing eine Photographie von ihr selbst und zwar im neapolitanischen Kostüm.

Da das kleine Gemach sonst reichlich mit Staub und Spinngeweben garniert war, so machte es im ganzen mehr den Eindruck eines Ställchens als den einer Wohnstube.

Fräulein von Mühlhausen seufzte allenfalls über diesen Umstand, wenn sie ihn bemerkte, was nur anläßlich eines Zusammenpralls mit der Außenwelt geschah, aber sie that nichts, um ihn zu ändern, dazu war sie viel zu erhaben und zu faul.

Was sie allenfalls geleistet hätte, wenn sie als Mann auf die Welt gekommen wäre, wird bis in die Ewigkeit hinein

Digitized by Google

eine offene Frage bleiben. Als Frau leistete sie nicht viel, sie war weichlich, stand spät auf, liebte das Wohlleben über alles und verausgabte alle ihre hervorragende Thatkraft im Konditional.

Draußen regnete es in Strömen.

„Ach, wenn ich nur ein Mann wäre!“ schrie Fräulein von Mühlhausen ins Leere und rang ihre kleinen Hände. Sie war fest überzeugt, daß sich in diesem Falle die sämtlichen Vorzüge Bismarcks, Moltkes und des Königs in ihr vereinigt hätten.

Da klingelte es sehr scharf. „Um Gottes willen, wer kann denn das sein?“ rief sie entsetzt und hielt die Falten ihres fleckigen, himmelblauen Morgenrocks über dem Magen zusammen. Es klingelte noch einmal, noch schärfer.

Hildegard erhob sich seufzend.

„Auguste!“ rief sie in ihre Schlafstube hinein, wo ihr dienstbarer Geist beschäftigt war, „haben Sie nicht klingeln gehört?“

Auguste hatte nichts gehört, sie stand, den Kehrbesen und einen Staubfetzen in der Hand, beim Fenster und las Wallensteins Tod.

Auguste war ein Erziehungsresultat Hildegards, die sich ihrer von Jugend auf angenommen, wofür sich Auguste dadurch erkenntlich zeigte, daß sie Fräulein von Mühlhausen jetzt umsonst, das heißt für Kost, Wohnung und Kleidung bediente. Leider war sie um einen halben Kopf kleiner als Hildegard, dabei aber schönheitswidrig breiter, weshalb ihr die abgelegte Garderobe Fräulein von Mühlhausens sonderbar saß. Sie wischte den Staub nie auf und machte das Bett häufig erst nachmittags, aber alle ihre Mängel deckte sie in den Augen ihrer Herrin durch eine schwärmerische Vorliebe für Schiller. Daß sie neben dieser Vorliebe für Schiller eine ausgesprochene Vorliebe für Unteroffiziere besaß, ahnte Hildegard nicht.

„Machen Sie doch auf, es klingelt zum drittenmal,“ rief Hildegard ärgerlich; „ich komme ja rein um die Ohren! Öffnen Sie doch!“ Selber zu öffnen, wäre Fräulein von Mühlhausen als eine Entwürdigung erschienen. Die Möglichkeit war ihr vielleicht einfach noch nicht eingefallen.

Auguste öffnete. Draußen in der Küche, die zugleich als Vorzimmer diente, hörte man Säbelgeklirr. Die kriegerische Mühlhausen fuhr auf. Indem legte sich eine Hand auf die Klinke ihrer Thür. „Darf ich herein, Hilde?“ fragte ziemlich schroff eine tiefe männliche Stimme. „Hans!“ rief Hildegard sehr aufgeregt und trat ihm entgegen.

Trotz ihrer großen Verachtung des männlichen Geschlechts, einer Verachtung, die etwas schwer zusammenzureimen war mit ihrer schreienden Verzweiflung darüber, nicht als Mann auf die Welt gekommen zu sein, hatte Hildegard eine Schwäche für ihren Vetter von Altenried. Keiner, der ihn an diesem verregneten Julitag zu ihr hätte hereinstürmen sehen, hätte ihr das verübelt. Die Augen glänzten ihm aus dem Gesicht heraus, seine Wangen waren brauner, seine Brust schien breiter als im Frühjahr. „Grüß Gott, Hilde!“ rief er munter, indem er seine vom Regen triefende Mütze auf den Tisch warf mitten zwischen ihren Homer und ihren kalten Kaffee. „Verzeih, daß ich dir so viel Wasser in die Wohnung mitbringe, mein Mantel richtet in der Küche draußen eine ganze Überschwemmung an. Na, wie geht's?“

„Wie's eben einem armen Geschöpf gehen kann, das verurteilt ist, hinter den Coulissen der Weltbühne einem glänzenden Schauspiel, bei dem ihm keine Rolle zugefallen ist, zusehen zu müssen!“

„Arme Hilde!“ rief er etwas humoristisch aus.

„Ja, arme Hilde, fürwahr!“ wiederholte die Mühlhausen tragisch. „Wie ich dich beneide, du spielst mit, du hast deine Rolle in dem Stück!“

„Eine kleinwinzige Rolle, aber endlich; auch die muß anständig durchgeführt werden!“ rief Altenried, „ein jeder thut, was er kann!“

„Wenn's nur jeder thäte,“ seufzte Hildegard elegisch, „an dir hatte ich keine

Digitized by Google

Zweifel, du bist ein echter Altenried, und ein Altenried thut seine Pflicht."

„Mach doch keine Phrasen über etwas, das sich von selbst versteht," schnitt ihr der junge Offizier unwillig in ihren Redefluß hinein.

„Aber du freust dich doch auf den Krieg?" rief Hildegard zudringlich.

„Natürlich freu ich mich," sagte er einfach, „das heißt" — er kraute sich hinter dem Ohr — „auf dem Gewissen möcht ich ihn nicht haben, den Krieg; aber ich freu mich, mitthun zu dürfen. Ein jeder freut sich, wenn er einmal die Gelegenheit findet zu zeigen, was allenfalls in ihm steckt. Und dann ist es ein großartiger, ein edler Krieg, man ist mit dem ganzen Herzen dabei. Nur um die arme Kitty ist mir leid!"

Er hatte sich in einen Lehnstuhl, ein spindelfüßiges Möbel, das noch aus der Zeit der französischen Invasion zu stammen schien, niedergelassen und legte die verschränkten Arme vor sich auf den Tisch.

„Wir haben Marschbefehl bekommen, vor drei Tagen — in Homburg hatten wir heute sechs Stunden Rast — ich hab mich frei gemacht, um herüberzukommen. Du weißt, wie ich mit dem alten Wißmuth stehe — hast du etwas dagegen, daß ich die Kleine hier erwarte, um Abschied zu nehmen?"

Fräulein von Mühlhausen zog die Mundwinkel herunter; sie hatte sich der Täuschung hingegeben, ihr Vetter sei gekommen, um von ihr Abschied zu nehmen — davon erwähnte sie natürlich nichts — sie warf nur ihren zerzausten, heute noch nicht frisierten Kopf zurück und meinte: „Du weißt, ich bin nicht wie die sentimentale Hohleisen, ich habe kein Interesse an Liebesaffairen, und deine Verlobung mit der kleinen Wißmuth ist nicht nach meinem Geschmack — im übrigen . . ."

Von neuem hörte man draußen klingeln. Ohne der Liebenswürdigkeit seiner Base weitere Aufmerksamkeit zu schenken, eilte Altenried hinaus. Kitty und Anna Marie standen in der kleinen, nach Seifenschaum, dumpfigem Holz und fettigen, ranzigen Überbleibseln riechenden Küche. Kitty war totenblaß, sie zitterte am ganzen Leibe. „Aber Kitty!" rief Altenried; anfänglich irrte sein Blick etwas unruhig an Hildegard und ihrem dienstbaren Geist herum, deren ihn aufmerksam beobachtende Gegenwart ihn einzuengen schien, dann sah er nichts mehr als Kitty. Er nahm sie in seine Arme und zog sie in das mit Disteln und Staub garnierte Wohnzimmer hinein. Hildegard wollte ihm folgen, Anna Marie aber packte sie beim Arm. „Haben Sie denn gar keine Barmherzigkeit in sich?" fuhr sie die kriegerische alte Jungfer an. Wenn es sich darum handelte, die Ruhe eines Kranken oder eines Unglücklichen zu hüten, zeigte sich Anna Marie energisch.

„Ist es denn passend?" rief Hildegard zimperlich.

Da aber maß sie Anna Marie vom Kopf bis zu den Füßen mit einem wahrhaft vernichtenden Blick, worauf Fräulein von Mühlhausen ein wenig errötete und ihre unanständige Prüderie momentan an den Nagel hing.

Sie blieben ungestört. Er hatte sie zu dem Sofa geführt, auf dem Hildegard gesessen — ein schmales, spindelbeiniges Ding, mit hartem Roßhaarstoff überzogen — offenbar in naher Verwandtschaft zu dem Lehnsessel stehend.

„Aber Kitty!" sprach er leise, fast vorwurfsvoll, „ist das eine Aufführung für eine Soldatenbraut?"

„O, ich weiß, es ist schlecht von mir," erwiderte sie, sich mühsam fassend, „erbärmlich, dir so den Mut zu nehmen!"

„Mir den Mut zu nehmen? . . . Aber Kitty, glaubst du, daß du das könntest?" rief er, die Stirne runzelnd, entschieden unzufrieden, fast streng.

Sie legte die Hand an die Stirn. „Mit mir darfst du nicht rechten," sagte sie matt, als ob ihr von vielem Weinen schwindelte, „ich bin nicht mehr bei mir, wahrscheinlich red ich Unsinn — ich weiß nicht mehr, was ich gesagt habe."

Die Luft in dem niedrigen Stübchen war dumpf und drückend. Altenried erhob

Digitized by Google

sich, riß eins der morschen Fenster auf, ein Fenster, aus dessen Rahmen es durch tausend Ritzen hereinzog und an dem er doch mit Berserkerkraft rütteln mußte, ehe es aufging. Über eine Palissade von Kaktussen hinüber, die stachelig und plump den Sims verzierten — es waren die Lieblingsblumen Hildegards —, strich die Regenluft in das Zimmer, feucht und kühl.

„Kitty! sei vernünftig, bedenke, wie viele Frauen und Mädchen sich in deinem Fall befinden," redete Altenried, sie enger an sich ziehend, in sie hinein.

Sie hob den Kopf. „Ja," murmelte sie, indem sie mit starren entsetzten Augen vor sich hinblickte, „wie viele Tausende — Hunderttausende — Hunderttausende — Hunderttausende!" Sie wiederholte mechanisch das eine Wort, obgleich es längst jeden Sinn für sie verloren hatte.

Es ging ihm kalt durch alle Glieder; zum erstenmal begriff er, was der Krieg eigentlich mit sich brachte.

„Es ist eine schwere Zeit, Kitty!" murmelte er etwas heiser, „gut, ich gesteh dir's zu — aber eben darum muß jeder seinen Teil tapfer tragen — du zu Haus so gut als wir anderen im Feld."

„Haus, da predigst du umsonst," rief sie, sich gerade aufrichtend, mit einer kurzen, abwehrenden Handbewegung, „laß es lieber bleiben. Die Tapferkeit, die darin besteht, hinter sicheren Mauern geborgen, die Hände in den Schoß zu legen und sich nicht zu fürchten um das Leben derer, die draußen im Kugelregen stehen, die wirst du mir nicht beibringen. Versuch's nicht!"

Da predigte er nicht mehr — aber er suchte sie hoffnungsvoll zu stimmen. Sie sollte sich freuen, daß ihm Gelegenheit geboten würde, sich auszuzeichnen — die Hindernisse, welche seiner Verbindung mit ihr im Wege standen, würden in sich zerfallen — er würde avancieren, man avanciert nur rasch im Krieg.

Wieder unterbrach sie ihn. „Dein Trost ist bitter, Haus, man avanciert, weil die Kugeln Platz machen," sagte sie. „Sprich nicht mehr davon!"

Und wie er sie hilflos und traurig ansah, da legte sie ihre beiden Arme um seinen Hals und flüsterte: „Sprich gar nichts mehr, es ist nichts mehr zu sagen, laß mich nur still neben dir bleiben und mich an dir freuen bis zum letzten Augenblick, das ist alles, was du für mich thun kannst. Wie viel Zeit hast du noch für mich?"

Er zog seine Uhr aus der Tasche und legte sie vor sich auf den Tisch, um die Zeit nicht zu versäumen, dann hielt er sie ruhig an sich und barg ihr Gesichtchen an seine Brust, wie eine zärtliche Mutter den Kopf ihres Kindes, das sich vor einem Gewitter fürchtet. Er sagte nichts Vernünftiges mehr, er flüsterte ihr nur mehr Liebesworte zu und küßte sie.

Es war schön, nichts als Liebe und Leid, sehr viele Thränen, und ein paar Küsse, aber schön, trotz allem, die schönste Stunde im Leben der beiden sollte es sein!

— — — — — — — — — — —

Draußen in der Küche saß Anna Marie mit Fräulein von Mühlhausen auf einer harten, steifbeinigen Küchenbank, Auguste stand daneben mit geballten Fäusten, verlegen teilnahmsvoll.

Hildegard versuchte mitunter etwas zu sagen, aber Anna Marie antwortete nicht. Sie hielt den Blick auf die grünlichen Scheiben des Küchenfensters geheftet, gegen das die Regentropfen laut klirrend anprallten, einer den anderen verwischend, und horchte auf das, was sich nebenan zutrug.

Erst hatte sie die beiden laut reden gehört, dann leiser, immer leiser — dann nur ein mühsam verhaltenes, röchelndes Schluchzen ...

Ein Säbel klirrte, ein Sessel wurde gerückt — die Abschiedsstunde hatte geschlagen. Einen Moment, einen kurzen Moment alles still, still, totenstill — ein leiser, süßer Laut — noch einer!

Es war vorüber. Altenried stand in der Küche und griff nach seinem Mantel. „Leb wohl, Hilde, ich danke dir für deine Gastfreundschaft," sagte er, dann Anna

Digitized by Google

bei beiden Händen fassend: „Anna, um Gottes willen, versprechen Sie mir, daß Sie bei ihr bleiben, bis alles ... vorüber ist, so oder so! Sie ist dieser Prüfung nicht gewachsen. Erzählen Sie ihr Märchen, pflegen Sie ihre Hoffnungen bis zum letzten Augenblick, wiegen Sie sie in den Schlaf, und wenn ich fallen sollte ..."

Aus dem anstoßenden Zimmer hörte man einen gräßlichen, halb unterdrückten Wehlaut. Der junge Offizier zuckte zusammen, zögerte, dann verschwand er noch einmal in dem Wohnstübchen. Einen Augenblick später schritt er durch die Küche kerzengerade, sich weder rechts noch links umsehend. Man hörte seinen Säbel laut gegen die Stufen rasseln, während er eilig die steile Treppe hinunterstürzte.

* *
*

Die ganze Menschheit hält den Atem an. Die Weltgeschichte hat ein neues Blatt umgewendet! Eine neue Epoche ist hereingebrochen — ein neues Deutschland ist erstanden!

Ein Sieg folgt dem anderen, man kann sich die Namen der Siege gar nicht mehr merken; auf Weißenburg folgt Wörth und Spichern und Saarbrücken; die ganze feindliche Armee ist auf dem Rückzug begriffen; dann bei Metz wie viel Siege! man zählt sie nicht mehr! Ja, Deutschland kann den Kopf hoch halten über allen.

Wie ein träger Riese, der Jahrhunderte verschlafen hat, reckt und dehnt sich's, richtet sich empor immer größer und größer, bis es dem tapferen, übereilten, halt- und sittenlosen Feind endlich in seiner ganzen Mächtigkeit gegenübersteht, ernst, männlich, unüberwindlich!

Die an dem Kriege nicht beteiligten Völker staunen atemlos — man glaubt nicht — es ist nicht zu glauben, so kann es nicht weiter gehen, irgend ein Hindernis muß kommen und den neuerstandenen nationalen Koloß in seiner vorwärts stürmenden Laufbahn aufhalten! Aber nein! Weiter — immer weiter!

Ein tammelnder Jubel bemächtigt sich des weiten Deutschen Reiches, des Reiches, das der Stolz auf den ersten gemeinsamen Sieg geeinigt hat; jeder Bettler, der einem anderen Bettler über die Schulter sieht, um an einer Straßenecke das neueste Extrablatt zu lesen, kommt sich um einen Zoll gewachsen vor, nimmt etwas von dem sich immer weiter und leuchtender ausbreitenden Nationalglanz in Anspruch für sich.

Herr Wißmuth hat's gänzlich vergessen, daß er eigentlich aus Holland stammt, es genügt ihm jetzt vollkommen, daß er ein Deutscher ist. Selbst Herr Sadis legt momentan weniger Wert darauf, ein „Frankfurter" zu sein! Er hat sich mit seiner jungen Gattin für ein paar Augustwochen unter dem Dache seines Schwiegervaters in Lindenbergen einquartiert, und während seine junge Gattin ihre Zeit hauptsächlich in immer loseren Gewändern auf einer Chaiselongue zubringt, belustigt Herr Sadis sich daran, mit Herrn Wißmuth um die Wette den Kriegsschauplatz zu studieren, und zwar auf einer umfangreichen Generalstabskarte, welche Herr Wißmuth sich zu dem Zweck angeschafft hat und die tagaus, tagein auf dem größten Tische, über den Herr Wißmuth in seiner Wohnung verfügt, aufgeschlagen liegt, und auf welcher Schwiegervater und Schwiegersohn mit bunten Papierfähnchen die Stellungen der verschiedentlichen Armeen markieren.

Ganz Lindenbergen steht auf dem Kopfe vor Siegesfreude, helle Kerzlein brennen in den Fenstern fast jede Nacht — Extrablätter fliegen von Frankfurt herüber, fast jeden Tag — und daß auch in diesem kleinen Städtchen schon mehr als eine Gestalt in tiefer Trauer durch die Straßen schleicht, thut der Stimmung keinen Eintrag. Derart hat bereits das Kriegsfieber alle Herzen ergriffen, daß selbst in den Augen derer, die den Tod ihrer nächsten Lieben betrauern, die Triumphfackel leuchtet.

Ja, es war eine großartige, wundervolle Zeit — eine grausige, entsetzliche Zeit!

Digitized by Google

Und Kitty! ... Die Siegeskrankheit, von der ganz Lindenbergen angesteckt war, hatte sie nicht berührt. Sie freute sich an keinem Sieg, sie dachte immer nur daran, wie viel Menschenleben er verschlungen haben mochte. Wenn draußen vor ihren Fenstern die Marktschreier aus Frankfurt mit ihren von neuem Ruhm berichtenden Extrablättern die Straßen durchplärrten, so steckte sie sich die Finger in die Ohren, und wenn des Abends auf höheren Befehl ihres Vaters, des würdigen Bürgermeisters von Lindenbergen, die hellen Kerzen in ihren Fenstern standen — da flüchtete sie in das Zimmer Anna Maries, das auf den Garten hinausblickte und von wo sie die hellen Kerzen nicht sah. O, diese beleuchteten Fenster! Sie hatte ein Grauen vor diesen beleuchteten Fenstern! Und Herr Wißmuth hatte die fixe Idee des Illuminierens — Lindenbergen kam aus dem Illuminieren nicht heraus. Kitty magerte ab bis zum Skelett, sie nahm an nichts mehr teil, schleppte sich durch ihre Existenz wie ein vom Leben losgetrenntes Gespenst. Sie aß nichts, sie schlief nicht. Einmal trat Anna Marie in ihr Stübchen hinein im ersten Morgengrauen; da sah sie das junge Mädchen in ihrem Bette aufrecht sitzend mit unheimlich horchenden Augen, den Kopf dem Fenster zugekehrt.

„Kitty, Kitty! schläfst du denn wieder nicht?" rief Anna Marie vorwurfsvoll und besorgt.

„Wie sollt ich," erwiderte Kitty, mit den Achseln zuckend, bitter.

„Aber mein Gott, Kind, was wird denn daraus werden? Wenn er eine Ahnung davon hätte!"

„Er!" Kittys Stimmchen klang hart und heiser. „Wie weißt du, daß er noch lebt. Vielleicht ist er längst tot, während ich mich hier noch um ihn ängstige — tot, und sie haben seinen Leichnam in die Erde hineingestampft mit Hunderten von anderen unter ein bißchen Kalk und Geröll, weil nicht Zeit war, ihn ordentlich zu begraben!"

„Aber Kitty, wie kannst du dich bei solch häßlichen Vorstellungen aufhalten! Wenn ihm etwas geschehen wäre, wüßtest du's längst. Es hat kein neues Gefecht gegeben seit dem letzten, von dem du Nachricht hast."

„Wer kann sagen, was morgen in der Zeitung stehen wird," entgegnete Kitty herb und trostlos.

„Kitty! Etwas mußt du auch dem Allmächtigen überlassen. Vertraue auf Gott!"

Da aber merkte Anna Marie, daß sie einen falschen Ton angeschlagen.

„Auf Gott vertrauen!" rief Kitty außer sich. „Ich möchte doch wissen, ob die Angehörigen der tausend und abertausend Toten, die jeder unserer Siege" — sie sprach das Wort mit unsagbarem Haß aus — „der Menschheit kostet, alle auf Gott vertraut haben!"

„Kitty! unser Erdenleben ist nicht das Höchste in der Welt," ermahnte Anna Marie sanft; sie war fromm, gläubig fromm, wenngleich ohne Frömmelei.

„Nicht," murmelte Kitty, „vielleicht nicht, aber es ist schön, es kann wenigstens schön sein — ich wünsche mir nichts Schöneres im Himmel als den Tag, den du uns gegönnt hast damals, gleich nach unserer Verlobung — weißt du noch, wie wir unter dem Apfelbaum gesessen haben, du und wir zwei — bis tief in den Abend hinein, bis die Sonne untergegangen war und die Sterne im Himmel funkelten und der Tau fiel — er hielt mich in seinem Arm und wir sprachen von der Zukunft." Mit einemmal verstummte Kitty. Sie wendete den Kopf dem Fenster zu, durch welches das erste Morgenlicht nüchtern und weißlich hereinschlich. „Hörst du!" rief sie, indem sie Anna Marie beim Handgelenk packte. Anna Marie horchte auf. Durch das ruhig ausatmende Schweigen des sich langsam entschleiernden Augustmorgens schlich etwas Seltsames, Beunruhigendes. Erst war's nur ein leises Zittern des Erdreichs, aus dem Zittern wurde ein Laut, es klang wie ferner Hagel, der noch in den Wolken steckt — stärker, immer stärker — es kam

Digitized by Google

an den Fenstern vorbei — die Schritte eines vorübermarschierenden Regiments waren's.

„Die gehen auch in den Krieg hinaus," murmelte Kitty, „ich hör sie oft im Morgengrauen — mehr, immer mehr, mir ist's jedesmal, als zöge ein Begräbnis an meinem Fenster vorbei. Wie viel Leichen — mein Gott — wie viele Leichen!"

— — — — — — — — — — —

Arme Kitty!

Ihre ganze Existenz war eine beständig gespannte, auf Nachricht harrende, sich vor Nachricht ängstigende Qual. Eine Stunde voraus stand sie am Fenster und lauschte dem Postboten entgegen, der die Zeitung und die Briefe brachte, und wenn sie ihn kommen sah, lief sie in ihr Zimmer hinauf, warf sich, an allen Gliedern zitternd, auf ihr Bett und versteckte den Kopf in ihr Kissen. Wenn Herr Wismuth mit leuchtenden Augen und erhobener Stimme den jüngsten Siegesbericht vorlas, so schlich sie sich aus der Stube; dann heimlich bemächtigte sie sich der Zeitung und schloß sich damit in ihr Zimmer ein und grübelte über jedes Wort. Bei den Siegen hielt sie sich nicht lange auf, um so länger bei der Beschreibung der Greuel, die auf die Siege folgten.

Das dauerte bis Ende August. Aber über einen gewissen Grad reicht unser Vermögen, den Schmerz zu empfinden, nicht aus. Als Altenried vier-, fünfmal im Feuer gestanden, ohne daß ihn eine Kugel gestreift, regte sich in Kitty der vermessene Gedanke, er trüge vielleicht ein gegen den Kugelregen gefeites Leben in sich wie so viele große Helden, die, nachdem sie ihre Zeit damit verbracht, die Gefahr in jeder Form herauszufordern, schließlich ruhig in ihrem Bett gestorben waren.

Sie hatte ein paar Briefe von ihm erhalten durch die Feldpost — Briefe voll junger, ungestümer Zärtlichkeit, voll junger, ungestümer Siegesbegeisterung, grenzenlosem Pflichteifer und unbefangenen, fast unbewußten Heldenmuts. Bescheiden erwähnte er der Anerkennung seiner Vorgesetzten. Nicht, daß er seinen kleinen Triumphen große Wichtigkeit beimaß — aber ... „Du freust dich doch immer, wenn man mich herausstreicht, Kitty," schrieb er, „und du bist ein so armer Narr jetzt, daß ich dich nicht um ein bißchen Vergnügen bringen darf aus feiger Angst, für einen Prahlhans zu gelten. So renommiere ich denn vor dir in Gottes Namen drauf los!"

Sein letzter Brief datierte vom einundzwanzigsten August. Er war avanciert und mit dem eisernen Kreuze ausgezeichnet worden, man hatte ihn dem Kronprinzen vorgestellt, der Kronprinz hatte ihm die Hand gereicht. Dann folgte eine Beschreibung des herrlichen Kronprinzen. Welche Zukunft breitete sich vor ihm aus!

Kittys Wangen hatten von neuem begonnen sich zu färben, ihr Gang gewann etwas von seiner alten, hüpfenden Elasticität.

In den ersten zwei Tagen des Septembers erfaßte die gräßliche Angst sie jedoch von neuem und in gesteigertem Maße. Sie konnte es nirgends aushalten, nicht da, nicht dort — Nahrung zu sich nehmen, war ein Ding der Unmöglichkeit, und jeder Atemzug that ihr weh.

Sie behauptete, daß sie den Kanonendonner höre — einen schrecklichen Donner, etwas wie Donner, in den sich Hagelschlag mischte. Sie begriff nicht, daß es die anderen nicht hörten.

* * *

Zur selben Zeit lag in einem Straßengraben mitten zwischen den grünen Triften zu Füßen der Hügel, auf denen das Fort von Sedan sich erhob, Hans von Altenried schwer verwundet, über ihm eine leuchtende Sonne in einem blauen Himmel — in der Ferne Hurrageschrei, rings um ihn Sterbende und Leichen.

Nicht einen Schluck Wasser, nicht einen Atemzug reiner Luft — alles verpestet von Pulverdampf, von dem faulen, süßlichen Geruch geronnenen Blutes, von dem scheußlichen Gestank der in der war-

Digitized by Google

men Sonne in Verwesung übergehenden zerrissenen Menschenleiber.

Sein ganzes bißchen rasch hinschwindendes Leben war nichts mehr als eine unaussprechliche Pein, die an jeder Fiber seines Körpers herumriß. Im Kopf stach's ihn wie mit glühenden Messern, Schwindel und Übelkeit lähmten ihm Leib und Seele und seine Wunden brannten.

Das Hurraschreien in der Ferne mehrte sich. Mitten aus seiner Qual heraus meldete sich die Neugier, er hätte gern gewußt, weshalb sie schrien; so laut hatte er sie noch nicht schreien gehört. So laut noch nie!

Mühsam hob er den schmerzenden Kopf und spähte und horchte — dann wurde ihm mit einemmal alles gleichgültig, alles zum Ekel. Er ließ den Kopf sinken.

Mit welcher Begeisterung war er heute ausgegangen — den Säbel in der Hand an der Spitze des kleinen Häufleins, das er befehligte. Er war sich wichtig vorgekommen, er hatte etwas leisten wollen. Und jetzt ... Kein Mensch kümmerte sich um ihn, kein Mensch vermißte ihn. Er brachte es nicht einmal mehr fertig, stolz zu sein darauf, daß er heute ein Atom gebildet hatte in dem großen, seine Ziele verfolgenden Ganzen. Mitten in seine Schmerzen hinein schlich sich ein demütigendes Gefühl seiner elenden Unwesentlichkeit.

Er dachte an Kitty — die Thränen traten ihm in die Augen.

Große Wolken von fetten blauen Fliegen schwirrten über die Leichen — ein paar setzten sich ihm aufs Gesicht, er wollte die rechte Hand heben, um sie zu verscheuchen — er konnte nicht — von seinem rechten Arm war nichts übrig als ein zerfetzter Stummel, an dem ein Klumpen schwarzen Blutes hing.

Knapp neben ihm hin flatterte mit schwerfällig humpligem Flügelschlag ein Rabe. Er schrie auf, der Rabe flog weiter, setzte sich einem toten Soldaten auf die Brust und fing an, ihm die Augen auszupicken. Ein maßloses Grauen überkam ihn, er schloß die Augen. So lag er da, sterbend — den fernen Siegesjubel in den Ohren, rings um ihn Leichen, über ihm der endlose blaue Himmel, aus dem die Sonne schien.

— — — — — — — — —

Einen Tag später hatte sich der Siegesjubel über ganz Deutschland ausgedehnt. Das französische Heer gefangen, und mit ihm der Kaiser der Franzosen! Das Wort Sedan flog von Mund zu Mund, und wieder standen Kerzen in allen Fenstern, viel größere und schönere als bisher — in der Kirche wurde ein Gottesdienst gehalten und ein Tedeum gesungen und ganz Lindenbergen war beflaggt. Anna Marie war es indessen, als würge sie eine eiskalte Hand an der Kehle. Mit Kitty hatte sich im Gegenteil eine merkwürdige Veränderung zugetragen. Nach der letzten gräßlichen Panik hatte sie sich vollständig beruhigt. Ihr Angstgefühl hatte sich abgestumpft, oder vielmehr hatten ihre bereits früher geschwächten Nerven nachgegeben und hatten es als eine zu schwere Last von sich abgeworfen. Sie gab sich einer kindischen, geschwätzigen Hoffnungsseligkeit hin. Sie wurde zornig, weil Anna es nicht über sich brachte, in ihre blinde Zuversichtlichkeit mit einzustimmen.

Und zwei, drei, vier Tage waren vergangen, sie hatte nichts gehört vom Schlachtfeld, es mußte alles gut sein!

* * *

„Nein, unter Paris thu ich's nicht!“ erklärt Herr Wißmuth großartig. Er will nichts vom Frieden wissen, den einzelne, weniger ausschweifend siegeslustige Gemüter als er in Vorschlag gebracht haben nach der Katastrophe von Sedan.

„Wir müssen einmarschieren unter dem arc de triomphe!“ Und dabei blähte er seine Brust auf, als habe er alle Schlachten mit durchgefochten oder vielmehr, als sei er an der Spitze der sämtlichen Truppen gestanden.

„Aber mein Gott, es sind doch schon Menschenleben genug zu Grunde gegan-

Digitized by Google

gen! Seid doch zufrieden mit dem, was ihr errungen habt!“ rief Anna Marie fast zornig.

„Du bist eine Österreicherin, du kannst dich in unsere Gefühle nicht hineinversetzen!“ entgegnete ihr Herr Wißmuth. „Als ob's auf ein Menschenleben mehr oder weniger ankäme, wenn sich's um das Vaterland handelt. Zu große Friedensliebe wirkt immer erschlaffend, erniedrigend — das point d'honneur der Nation muß gewahrt werden!“

Im Grunde genommen stand Herr Wißmuth zum point d'honneur in einem sehr platonischen Verhältnis — aber das nur nebenbei. Die Tapferkeit ging ihm über alles, und auf ein wenig Blutvergießen mehr oder weniger kam's ihm nicht an — was ja ganz natürlich war, da er vor so und so viel Jahren als zum Militärdienst untauglich erklärt worden war — wegen Plattfüßen.

Die heftigsten Chauvinisten sind immer die Männer, denen die Militärfähigkeit fehlt.

Herr Sadis legte ein gutes Wort ein für den Frieden. Er spekulierte letzterer Zeit auf die Hanse.

Die beiden Herren befanden sich mit Anna Marie und Frau Sadis in dem großen Wohnzimmer, in dem das Vesperbrot genommen zu werden pflegte — einem lustigen Raum mit tiefen Fensternischen in blaßblau gemalten Wänden und sehr wenigen altväterischen Möbeln. In einer Ecke vor einem schwarzen Roßhaarsofa stand ein freundlich gedeckter Tisch mit blau und weißen Porzellantassen, Gebäck und Obstschüsseln besetzt — man wartete nur auf den Kaffee, um sich niederzusetzen.

Herr Wißmuth studierte wie gewöhnlich den Kriegsschauplatz, Frau Sadis lag in einem großen Lehnstuhl und rang nach Atem. Anna Marie häkelte an irgend einem sehr kleinen Gegenstand, und Herr Sadis hielt einen freien Vortrag über die politische Situation. Durch das offene Fenster drang die regengekühlte Septemberluft mit einem Duft von Rosen und nasser Erde und mit dem Geruch der ersten, in den Sommer hineinbrechenden Herbstfäulnis. Zu gleicher Zeit tönte ein von einem süßen Waldvogelstimmchen gesummtes Lied bis hinauf. Es war Kitty. Sie sang zum erstenmal seit der Kriegserklärung und zum erstenmal beschäftigte sie sich wieder damit, ein paar Rosen abzuschneiden zur Ausschmückung der Zimmer.

„Ist der Postbote noch nicht gekommen?“ fragte Herr Sadis.

„Es ist noch nicht seine Zeit,“ sagte Anna Marie.

Noch immer klang das Liedchen herauf mit dem Duft der Rosen und der leise hereinbrechenden Verwesung — nur ferner, schwächer.

Da öffnete sich die Thür, das Mädchen brachte die mächtigen Kaffee- und Rahmkannen auf einem Plateau und zugleich die Ergebnisse der Nachmittagspost.

Ein Haufen von Zeitungen und ein einziger Brief — ein Feldpostbrief für Anna Marie — dick und in einer Schrift adressiert, die sie nicht kannte. Sie wurde leichenblaß. — — Aus dem Garten tönte noch immer das süße singende Stimmchen.

Schwiegervater und Schwiegersohn griffen eiligst jeder nach einer anderen Zeitung. Herr Wißmuth suchte begierig nach einem neuen Sieg, Herr Sadis sah nach dem Börsenbericht. Als er damit fertig geworden war, blätterte er die Zeitung durch. „Ach, die Verlustlisten!“ bemerkte er, „ich muß doch sehen, ob irgend ein Bekannter darunter ist — zum Glück haben wir niemand im Felde, der uns nahe steht.“

„Setzt euch doch zum Kaffee!“ ruft jetzt etwas ärgerlich mahnend Frau Sadis. „Ja, wo ist denn Anna Marie?“

„Sie ist den Augenblick verschwunden,“ erklärte Herr Sadis, noch immer in das Studium der Verlustlisten vertieft.

„Ich kann diese Unpünktlichkeit nicht leiden,“ beklagte sich Frau Sadis. „Und Kitty, wo ist Kitty?“

„Im Garten unten,“ sagte Herr Wißmuth, der bereits an dem Kaffeetisch saß und ein Stück Streuselkuchen in die um-

Digitized by Google

fangreiche Tasse — seine Privattasse — tauchte, die ihm seine älteste Tochter soeben mit Kaffee gefüllt. „Ich habe sie noch vor einem Augenblick unten zwitschern gehört."

„Ruf sie doch, Walter," bat Frau Sadis ihren Mann, da sie sich dieser Anstrengung nicht gewachsen fühlte.

Noch immer die Zeitung in der Hand, trat Herr Sadis ans Fenster und rief: „Kitty, Kitty, der Kaffee wird kalt."

Dann vertiefte er sich von neuem in sein Studium. „Schwerverwundete: von Erhardt, Max, Lieutenant beim x Füsilierregiment; Müller, Friedrich, Premierlieutenant — ich glaube, den haben wir gekannt — erinnerst du dich nicht, Bertha, in Bonn bei Frau von Lüdersheim."

„Ich erinnere mich nicht," erwidert Frau Sadis.

„Aber du mußt dich doch erinnern — ein kleiner, dicker mit einem roten Schnurrbart, seine Mutter war eine geborene von Rosterwitz."

„Aber was dir einfällt, der ist ja schon sechsundsechzig an der Cholera gestorben," erklärt Frau Sadis, indem sie nach dem dritten Stück Streuselkuchen langt.

„Ja richtig," giebt Herr Sadis zu und fährt fort, die Verlustlisten zu prüfen. Es hat fast den Anschein, als ob er es übel nähme, daß er keinen Bekannten darin entdecken kann. Plötzlich sieht er auf — „Alteuried?" bemerkt er fragend — „ob das wohl der ist, der in Ulmenhof mit uns diniert hat; dessen erinnerst du dich doch?"

„Ja, er war ein wenig in Kitty verliebt, glaub ich, ein bildschöner Mensch; 's wär mir leid, wenn dem was zugestoßen wäre!" sagt Frau Sadis und taucht ihre Lippen in ihre Kaffeetasse. „Vielleicht ist's ein anderer, es dienen so viele Altenrieds."

Ein leichter Schritt hat sich der Thür genähert — Kitty tritt ein, die Hände voll Rosen und in den Augen einen glücklichen Traum.

„Hans von Altenried," sagt Herr Sadis, seinen Kneifer aufsetzend. Kitty ist stehen geblieben, wie angewurzelt, niemand hat ihr Eintreten bemerkt.

„Tot oder verwundet?" fragt Frau Sadis.

„Tot!"

Ein gräßlicher Schrei tönt durch das Zimmer!

— — — — — — — — — — —

Wie Kitty die Zeit, die nun folgte, überstand! — Daß sie sie überstand, war Anna Marie ein Rätsel.

Ihre Verzweiflung war etwas, das keiner mitansehen konnte, von dem die Teilnehmendsten sich abwendeten. Nur Anna Marie hielt's neben ihr aus.

Die ersten zwei Tage blieb Kitty thränenlos, man fürchtete um ihren Verstand und Anna Marie gönnte ihr den Tod.

Aber der Tod kam nicht. Am dritten Tage zog eine Truppenabteilung durch die Stadt mit fliegender Fahne und klingendem Spiel. Es schmetterte laut durch die Straße „Heil dir im Siegerkranz", und ganz Lindenbergen war an den Fenstern, um den Helden, die dem Kriegsschauplatz zueilten, nachzuschauen.

Der schrille Ton der Trompeten weckte Kitty. Als Anna Marie an das offene Fenster eilte, um es zu schließen und hierdurch den Schall zu dämpfen, merkte sie plötzlich, daß Kitty, die bisher nicht zu bewegen gewesen war, aus der dunklen Ecke herauszukommen, in der sie Stunde für Stunde gekauert hatte, herausgeschlichen war. Ihre Starrheit wich — alles an ihr begann zu zittern, ihr blasses Gesicht verzerrte sich, die Thränen stürzten ihr aus den Augen und sie hielt sich mit beiden abgemagerten Händen die Ohren zu.

Ja, die Thränen waren gekommen, aber irgend eine Erleichterung noch lange nicht! ... Die Verzweiflung Kittys war nicht milder, geduldiger Natur, nein, es war eine entrüstete Auflehnung gegen das Schicksal, das ihr alles genommen. Es kamen Zeiten, wo sie sich die Kleider vom Leibe herunterriß und sich endlich auf ihr Bett warf und das Gesicht in die Polster versteckte, um nicht laut zu schreien. Manchmal gab ihr bißchen Selbstbeherr-

Digitized by Google

ſchung nach, und ſie ſchrie; wenn Anna Marie ſich ihr näherte, um ſie zu beruhigen, ſo ſchlug ſie nach ihr — dann löſte ſich dieſer Zuſtand in einen Strom von Thränen, und wenn ſie ſich müde geweint, dann kroch ſie an Anna Marie heran, zitternd und demütig, kniete neben ihr nieder, küßte ihr die Hände und legte ihr den Kopf auf die Knie. Eines Tages ſank ſie um, als ſie ihr Bett verlaſſen wollte.

Der Doktor wurde gerufen. Er konſtatierte ein Nervenfieber! Drei Monate war Kitty todkrank, drei Monate, während deren Anna Marie Tag und Nacht nicht von ihrem Lager wich. Plötzlich wendete ſich's zum Beſſern mit ihr, ſie genas.

Und ein Tag kam, wo Anna Marie ſie mit der Zartheit einer Mutter, die ihr Kind aus der Wiege hebt, ankleidete und an ihrem Arm langſam das erſte Mal aus ihrem Krankenzimmer in die anſtoßende Stube führte. Sie erholte ſich verhältnismäßig raſch, es kam die Zeit, wo ſie ihren täglichen Beſchäftigungen nachging wie früher. Sie war wieder hübſch, trotz der übergroßen Augen und der krankheitshalber kurz geſtutzten Haare noch ſehr hübſch; aber die alte Kitty war's nicht mehr. Das Haar war dunkler geworden, das tanzende Licht in den Augen war fort. Der Sonnenſtrahl, der ſich ehemals in das kleine Perſönchen verſteckt zu haben ſchien und aus allen Ecken und Enden ihres liebenswürdigen Weſens herauszuckte, war erloſchen. Das Beſte, Schönſte, Wärmſte in ihr war tot! Was in ihr übrig blieb, war das, was von einem Baum übrig bleibt, von dem der Hagel im Frühling die Blüten heruntergeſchlagen.

— — — — — — — — — —

Und die Tage reihten ſich an die Tage, die Monate an die Monate.

Ein Sieg folgte dem anderen — die alten Märchen wurden lebendig — die Einigung Deutſchlands war vollzogen, ein neuer Deutſcher Kaiſer war erſtanden! Barbaroſſa war erlöſt!

Der Feind war für immer hinter den Rhein zurückgedrängt, und die kriegsluſtigen Politiker, die bei einem Glaſe Bier und über ein Schachbrett hinüber die Geſchicke der Welt im Kaffeehaus zurechtſchnitten, gaben ſich mit den Errungenſchaften „ihrer Armee“ zufrieden.

Nur Herr Wißmuth war nicht einverſtanden mit dem von Deutſchland geſchloſſenen Frieden, ſeiner Anſicht nach hätte Deutſchland entſchieden das ganze franzöſiſche Reich annektieren müſſen.

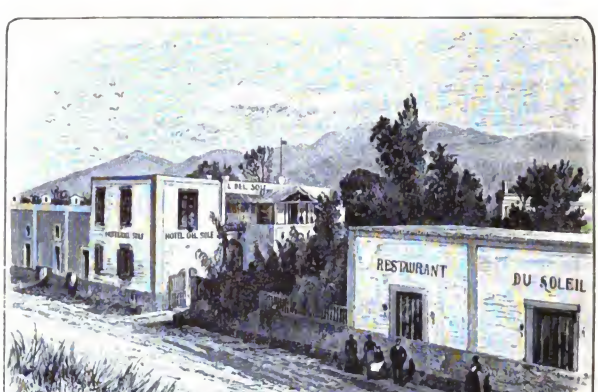
Und der Frühling kam, und die Truppen, was von ihnen übrig war, kehrten ins Vaterland zurück. Und ganz Lindenbergen war beflaggt, und die Häuſer waren grün von Blumengewinden und bunt von Teppichen, die Fenſter ſtanden voll Menſchen, welche den Siegern zujubelten.

Unter dieſen Menſchen waren viele in ſchwarzen Trauerkleidern, und auch dieſe jubelten, mit Thränen in den Augen jubelten ſie.

Nur Kitty, Kitty, die nicht einmal ein ſchwarzes Trauerkleid tragen durfte, die jubelte nicht! Während es durch die Straßen ſchallte, ein Hurraſchreien ohne Ende, und mit ſchmetternden Trompeten „Heil dir im Siegerkranz“ erklang, kniete Kitty hinter verſchloſſenen, verdunkelten Fenſtern im ſtillſten Winkelchen des Hauſes vor Anna Marie, den Kopf in ihrem Schoß.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google



Hotel del Sole, die Künstlerherberge bei Pompeji.

Pompeji.

Von

Ludwig Salomon.

I.

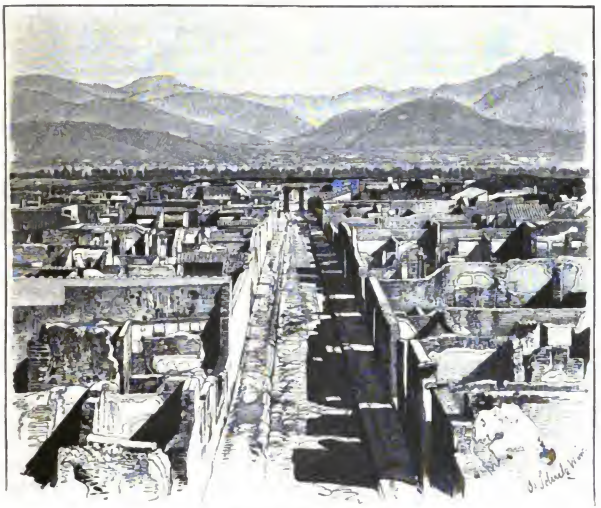
Jeder, der zum erstenmal dem Vesuv gegenübertritt, wird sich eines gewissen Grauens nicht erwehren können, ist doch der unheimliche Titan so oft schon der Schrecken der Menschen gewesen, hat er doch wiederholt Tod und Verderben über seine paradiesische Umgebung gebracht. Dennoch war er nicht immer einzig und allein Vernichter und Zerstörer, sondern auch wiederholt Bewahrer und Erhalter. Unter der Aschendecke, die er bei seinen Eruptionen rings um sich ausbreitete, barg er uns gar manches kostbare Erzeugnis früherer Kulturperioden, vor allem aber Pompeji. Ohne die schützende Aschenhülle würde Pompeji heute gewiß ein ganz ebenso bedeutungsloses italienisches Landstädtchen sein wie etwa Capua oder Nola, wo sich unter der Römerherrschaft in noch weit höherem Maße als in Pompeji eine reiche Kultur entwickelt hatte und trotzdem heute nur noch sehr unbedeutende Spuren von dem antiken Leben zu finden sind. Freilich verfuhr der Vesuv, als er Pompeji seinen Bewohnern entriß, ebenso grausam wie gewaltthätig.

Seit Menschengedenken, seit vielen Jahrhunderten war er ein stiller Gesell gewesen, so daß die Osker, welche beim Be-

Digitized by Google

ginn der historischen Zeit im Süden Italiens saßen, sich ohne jede Besorgnis an seinem Fuße angebaut hatten. Bei der großen Fruchtbarkeit des Landes und der günstigen Lage am Meere entfaltete sich darauf bald ein außerordentlich reiches Kulturleben, eine Reihe von Städten blühte empor, und Felder und Wiesen zogen sich am Vesuv bis zum Gipfel hinauf; nur die flache Kuppe mit dem erloschenen Krater blieb unbewachsen und verriet mit ihren „vom Feuer zerfressenen Steinen", daß hier einst Flammen eines unterirdischen Herdes emporgeschlagen hatten.

Pompeji war unter den Städten der



Panorama von Pompeji.

Küste ohne Zweifel die bedeutendste. Es lag nicht unmittelbar am Meere, sondern etwas landeinwärts auf einem uralten hier erstarrten Lavastrome, ziemlich dicht am Sarnus, der damals noch schiffbar war und die Stadt mit dem Meere verband. Bei dem lebhaften Verkehr und dem Wohlstande, der sich alsbald in Pompeji entwickelte, wurde die Stadt schon früh in das große politische Leben hineingezogen, hatte in den Samniterkriegen einen räuberischen Angriff des Publius Cornelius zurückzuschlagen, geriet weiterhin in die Wirbel des Punischen Krieges, wobei es auf die Seite Hannibals trat und infolgedessen von den Römern unterjocht und gezüchtigt wurde, machte dann in den achtziger Jahren vor Christi Geburt noch einmal einen Versuch, seine alte Selbständigkeit zurückzuerlangen, wurde aber schließlich von Sulla gezwungen, sich ganz in den römischen Staat einzureihen und eine römische Soldatenkolonie aufzunehmen, worauf es ziemlich schnell die alten Sitten ablegte, die oskische Sprache, die bisher noch die allgemein gebräuch-

Digitized by Google

liche gewesen, mit der römischen vertauschte und, wie es scheint, mit dem ganzen Behagen des genußfreudigen Südländers in das Luxusleben der Zeit, das sich mittlerweile, besonders am Golf von Bajä, entfaltet hatte, eintrat.

Schon während des Ausgangs der Republik war Pompeji eine Stadt, die alle Annehmlichkeiten des verfeinerten Lebensgenusses bot, weshalb sich denn Cicero auch hier, wie in verschiedenen anderen süditalienischen Städten, eine Villa, sein Pompejanum, kaufte, in der er sodann sein Buch über die Pflichten schrieb und die sorgenvollen Monate verbrachte, welche der Ermordung Cäsars folgten. Später hatte auch der Kaiser Claudius in Pompeji eine Villa und verlor hier seinen kleinen Sohn Drusus, der an einer Birne erstickte, die er — noch heute ein beliebtes Spiel der Kinder Süditaliens — emporgeworfen und mit dem Munde aufgefangen hatte.

Unter den Kaisern hob sich Pompeji immer mehr, es erhielt das römische Bürgerrecht und gestaltete infolgedessen auch seine Stadtverwaltung nach dem Muster der Hauptstadt um; bald dünkte es sich ein kleines Rom zu sein, das seine lärmhaften Magistratswahlen, seine Theater, seine Festspiele und selbst seine großen Skandalgeschichten hatte. Allein schon hing das Schwert des Damokles über seinem Haupte, schon regten sich die unheimlichen unterirdischen Kräfte, die es verderben sollten, und kündigten sich am 5. Februar des Jahres 63 n. Chr. durch ein heftiges Erdbeben an. Mehrere Tempel und die Säulenhallen des Forums stürzten ein, die Statuen fielen von ihren Postamenten und zerbrachen, und eine ganze Anzahl von Wohnhäusern wurde zu vollständigen Schutthaufen, was eine allgemeine Panik hervorrief. Viele Familien flohen, und es wurde sogar die Frage erörtert, ob man die Trümmer nicht ruhig liegen lassen und eine neue Stadt in einer sichereren Gegend errichten solle. Nach längeren Erwägungen entschloß man sich aber zum Wiederaufbau und bestimmte dabei, daß man, dem Muster Roms folgend, allerwärts den „neuen Stil“ zur Anwendung bringen möge. „Der alte Baustil wurde durch den modernen ersetzt,“ schreibt Overbeck in seinem Buch über Pompeji. „Das Forum erhielt einen nendorischen Säuleneingang, der korinthisch-römische Stil wurde als der durchgehende bei öffentlichen und Privatgebäuden in Anwendung gebracht, wenngleich nicht selten auf barbarische Manier, indem man die alten struktiven Glieder durch Tünche in die neue Ordnung brachte; an den meisten Orten wurde ein nicht unbeträchtlicher Luxus in den Materialien entfaltet, obwohl die leidige Tünche, diese Verderberin aller echten Kunst, nur zu häufig in Verwendung kam.“

Mitten in dieses rege Bestreben, die Stadt glanzvoll wieder aufzurichten — der Isistempel und das Heiligtum des Apollo prangten bereits im neuen modischen Schmuck, während man mit dem Aufbau der langen Säulenhallen des Forums noch beschäftigt war — und mitten in das bunte Treiben eines lauten Verkehrs, der sich wieder lebhaft entwickelt hatte, brach die Katastrophe herein, die die Stadt für immer vernichten sollte.

Es war am 24. August des Jahres 79. Die üppige Pracht des Sommers schmückte die Landschaft ringsum; schwerbeladene Lasttiere brachten die Gemüse und Früchte, die Melonen, Weintrauben und Feigen, mit Blumen geziert, in die Stadt; in den engen Gassen drängte sich das Volk, schwatzte, handelte und stritt; in den schattigen Vorhallen der Tempel stand man in Gruppen zusammen und besprach die bevorstehende Wahl der Ädilen, für die bereits an allen Straßenecken die Namen der Kandidaten mit roter Farbe angeschrieben worden waren, und in den Bädern, wo besonders die junge Welt sich täglich ein Stelldichein gab, plauderte man über die neue Gladiatorengesellschaft, die zur Zeit im Amphitheater Vorstellungen gab, über die kleine zier-

Digitized by Google

liche Augustiana, die sich soeben mit dem reichen Odilius verlobt, und über den Stutzer Herennius, der sich nun schon so lange vergeblich um die Gunst der schönen Julia beworben habe. Da plötzlich ertönt ein gewaltiger dumpfer Donner — alles Lachen, alles Geplauder in den Bädern verstummt; auf der Straße laufen die Leute ängstlich rufend dahin und dorthin — kündigt sich ein neues Erdbeben an, oder zieht nur ein schweres Gewitter herauf? Auf einmal schreien gleich drei, vier Menschen kreischend auf und zeigen sprachlos nach dem Vesuv: eine mächtige Wolke ist kerzengerade aus der Kuppe des Berges emporgestiegen und zerteilt sich nun oben. Wie ein Riesenbaum, wie eine gigantische Pinie ist sie anzuschauen. Teils zeigt sie eine schwarze, teils eine glänzende, teils eine schmutziggelbe Farbe. Mit der Gewalt eines ungeheuren Gebläses ist die Masse offenbar aus dem Berge emporgetrieben worden und fließt nun oben, wo die Kraft aufhört, auseinander. Aber das seltsame Bild erhält sich nicht lange, die Wolkenkrone wird immer breiter, der Wind fährt hinein und reißt sie auseinander. Ein schwefliger Geruch macht sich bemerkbar und feine heiße Asche beginnt zu fallen. Unterdessen wiederholt sich der Donner; rote Feuergarben schießen aus dem Schlund des Berges empor und die Erde erzittert. Eine allgemeine Verwirrung entsteht, jeder sucht nach Haus zu eilen, aber schon ist der ganze Himmel mit den Aschenwolken überzogen und eine tiefe Dunkelheit bricht herein. Wie ein glühender Ball blickt die Sonne noch kurze Zeit durch das schwarze Gewölk, dann verschwindet sie ganz. Es ist vollständige Nacht, eine undurchdringliche Finsternis. Von allen Seiten her ertönen Klagelaute und Hilferufe, aber nur wenige kümmern sich darum, eine namenlose Angst bemächtigt sich aller, jeder drängt vorwärts. Frauen und Kinder werden zu Boden gerissen, die Nachstürmenden treten sie unter die Füße. Wer kennt sie, die da jammernd auf dem Pflaster liegen! Mittlerweile wird der Aschenregen immer dichter, auch Steine fallen herab und verletzen verschiedene schwer; der heiße schweflige Dunst wird unerträglich, ohnmächtig brechen Frauen und ältere Männer zusammen. Viele flüchten sich in die Keller, andere bereiten die Flucht ins Freie vor, zünden Fackeln an, binden sich Kissen auf den Kopf, um sich vor den herabstürzenden Steinen zu schützen, raffen ihre hauptsächlichsten Wertsachen zusammen und eilen teils nach dem Seethore, teils nach dem Thor von Stabiä. Unterwegs sinken noch gar manche um und ersticken schnell in der heißen Asche, die schon mehrere Fuß hoch liegt, eine größere Anzahl aber erreicht glücklich den Hafen, wo sich nun in kurzer Zeit die Schiffe füllen. Zwar ist das Meer heftig erregt und ein ungünstiger Wind weht zum Lande, allein es werden alle Ruder eingesetzt, und mit dem Aufgebot aller Kräfte fahren die Schiffe rasch hinaus. Die Flüchtigen atmen etwas erleichtert auf in der frischeren Seeluft, aber noch immer zittern sie vor Angst und Entsetzen an allen Gliedern, denn ein neues grauenvolles Schauspiel bietet sich ihnen. Glühend rote Feuergarben schießen in kurzen Zwischenräumen aus dem Vesuv empor; Feuerbäche ergießen sich den Berg hinab, und dazu ertönt fortwährend ein Gebrüll, als wenn das ganze Geschlecht der Giganten miteinander im Kampfe liege.

Der Tag vergeht und auch die Nacht, und noch immer rast der Berg, erst am dritten Tage läßt der Aschenregen nach, und die Sonne bricht wieder durch das schwarze Gewölk — was für ein Landschaftsbild beleuchtet sie!

Verschwunden waren alle die blühenden Städte am Strande, Herkulanum, Pompeji und Stabiä, verschwunden alle die vielen kleinen Ortschaften und Villen, die noch vor wenigen Tagen allerwärts aus dem üppigen Grün hervorlugten! Eine zwölf Fuß dicke, heiße Decke lag auf der ganzen Gegend, und über Herkulanum hatte sich sogar ein hoher, glühender Lavastrom ergossen, so daß von der

Digitized by Google

Stadt auch nicht das Geringste mehr zu sehen war, während dort, wo Pompeji verschüttet lag, noch hier und da einige zertrümmerte Dächer und einige Säulenkapitäle aus der Aschenwüste hervorragten.

Viele Hundert Menschen hatten ihr Leben eingebüßt, darunter auch in Stabiä der römische Flottenkommandant Plinius der Ältere, und alle die übrigen, die sich das Leben gerettet hatten, waren zu Bettlern geworden. Ein Schrei des Entsetzens ging durch die ganze gebildete Welt Italiens; Kaiser Titus ernannte eine besondere Kommission, die sich zur Unglücksstätte begeben und untersuchen mußte, ob die verschütteten Städte wieder freigelegt und die Folgen der Verheerung in

zu ordnen suchte, indem man die Güter aller der Verunglückten, die keine Erben hatten, an diejenigen verteilte, die mit dem Leben davongekommen waren. So wurde von seiten des Staates die Angelegenheit schnell geregelt, aber in den Gemütern der Menschen zitterte die Erregung, welche die grausige Katastrophe hervorgerufen hatte, noch lange nach, und verschiedene bedeutende Schriftsteller versuchten das Ereignis ausführlich zu schildern. Tacitus gab in seinen Annalen einen umfangreichen Bericht, der auf Mitteilungen von Augenzeugen beruht, u. a. auf den Angaben, die der jüngere Plinius dem berühmten Historiker in zwei Briefen machte. Ein Naturforscher Seneca suchte den Vorgang des Ausbruchs vom

Die Strada dell' Abbondanza.

irgend einer Weise gemildert werden könnten. Allein die Verwüstungen wurden als so bedeutend erfunden, daß man von allen Aufräumungsarbeiten vollständig absah und nur die Vermögensverhältnisse etwas

wissenschaftlichen Standpunkte aus zu erklären, und nach etwa hundertundfünfzig Jahren faßte Dio Cassius noch einmal alle Nachrichten über das Ereignis zu einer umfangreichen Schilderung zusam-

Digitized by Google

men. Leider hat sich der Bericht des Tacitus nicht bis auf unsere Zeit erhalten, doch sind noch die beiden Briefe des Plinius vorhanden — Nachdem

gebung — kein Wunder, daß auch Pompeji vollständig in Vergessenheit geriet. Ein sprechendes Zeugnis dafür, daß man auch nicht einmal eine Ahnung mehr da-

Das Forum Civile mit dem Tempel des Jupiter im Hintergrunde.

der Krater des Vesuvs nun wieder geöffnet war, folgten auch bald neue Eruptionen, besonders heftige in den Jahren 203 und 472. Bei diesen wurden so große Aschenmengen ausgeworfen, daß sich die Decke über Pompeji allmählich bis auf fünfundzwanzig Fuß erhöhte, so daß nun von der verschütteten Stadt kaum noch eine Spur zu sehen war. Auch in dem Gedächtnis der Menschen verschwand nach und nach die Erinnerung an die begrabenen Städte; in den Stürmen der Völkerwanderung ging das gesamte Kulturleben der antiken Welt zu Grunde, und ein anderes Geschlecht rang sich langsam empor, das nicht die geringste Verbindung mehr mit dem versunkenen hatte. Alle Tradition erlosch; unter den Mühsalen und dem Jammer der Zeit erhob sich der Blick nicht über den engsten Kreis der nächsten Umvon besaß, was unter der Aschendecke verborgen sein könnte, liefert zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts der Architekt Domenico Fontana, der, um das Wasser des Sarno nach Torre dell' Annunziata zu leiten, einen unterirdischen Kanal mitten durch Pompeji führte, quer durch den Tempel der Venus, das Forum Civile und den Isistempel, dabei verschiedene Inschriften zu Tage förderte, in denen der Name Pompeji vorkam, und dennoch nicht auf den Gedanken verfiel, er könnte es hier mit Überbleibseln jener verschütteten Stadt Pompeji zu thun haben, deren Name bei dem Wiedererwachen der Wissenschaften hier und da von Schriftstellern von neuem genannt wurde. Auch weitere Funde von Inschriftentafeln, die etwa neunzig Jahr später gemacht wurden und ebenfalls den Namen Pompeji aufwiesen,

Digitized by Google

blieben unbeachtet, da man der Ansicht war, man müsse wohl auf die Trümmer einer Villa des Pompejus gestoßen sein. Erst als im Jahre 1748 Bauern bei Weinbergsarbeiten verschiedene wertvolle Gegenstände aus den Trümmern eines Hauses hervorgezogen hatten, wandte man, da auch mittlerweile in Portici beim Ausschachten eines Brunnens vortreffliche Statuen des Theaters von Herkulanum gefunden worden waren, der Gegend des Fundortes eine größere Aufmerksamkeit zu und gelangte schließlich zu der Erkenntnis, daß hier unter diesen Wein- und Gemüsefeldern das vor 1700 Jahren verschüttete Pompeji ruhe. Aber nicht etwa der Wunsch, unsere Kenntnis vom Leben der antiken Welt zu erweitern, veranlaßte nun die Regierung zu umfangreicheren Ausgrabungen, sondern nur der niedere Trieb, Geld und Geldeswert hervorzuholen. Es entwickelte sich, wie Overbeck in seinem Werke über Pompeji mit scharfem Tadel hervorhebt, eine Art Raubbau, bei dem vieles zerstört und verdorben wurde. Auch grub man ganz unsystematisch bald da bald dort nach, wo der Boden sich etwas hob, weil man unter diesen Hügeln Tempel und hohe Häuser von Reichen zu finden hoffte. Hatte man die Trümmer durchsucht, so schüttete man sie auch wohl wieder zu, so daß man sie später noch einmal freilegen mußte. Auch betrieb man die Ausgrabungen außerordentlich lässig, mehrere Jahre ließ man sie wieder ganz ruhen, dann stellte man von 1756 ab einen Korporal mit vier Kärrnern an, die natürlich ohne jede Sachkenntnis schalteten und walteten. Mit Recht war denn auch Kaiser Joseph II., als er am 7. April 1769 mit dem König Ferdinand von Neapel und der Königin Karoline, seiner Schwester, Pompeji besuchte, entrüstet über den Mangel an Ordnung, Umsicht und Verständnis, auf den er allerwärts stieß. Obgleich man für seinen Besuch die Zahl der Arbeiter wesentlich erhöht hatte, fand er sie doch noch viel zu gering. 3000 Arbeiter sollten angestellt werden, meinte er, denn ihm scheine, daß weder in Europa, noch in Asien, noch in Afrika oder Amerika etwas so Eigenartiges zu finden sei. Die rasche Freilegung der Stadt werde daher dem Königreiche zu ganz besonderem Ruhm gereichen. Der König entschuldigte sich denn auch sehr verlegen, aber trotzdem wurde eine wesentliche Besserung der Verhältnisse nicht herbeigeführt. Als Goethe am 11. März 1787 mit dem Maler Tischbein die Ruinen von Pompeji durchwanderte, sah er nicht viel mehr, als Joseph II. gesehen hatte, den Isistempel, die Gladiatorenkaserne, den sogenannten Äskulaptempel, das Forum Triangulare, das kleine Theater, einige Straßen, das Herkulaner Thor, eine Strecke der Gräberstraße und die Villa des M. Arrius Diomedes. Das Amphitheater und das größere Theater waren nur erst zum Teil vom Schutte befreit, alles übrige harrte noch der Aufdeckung. Während der Zeit um die Wende des Jahrhunderts ruhten die Arbeiten dann abermals mehrere Jahre ganz vollständig, weiterhin wurden sie von Sträflingen und tunesischen Sklaven besorgt. Eine wesentliche Förderung wurde der ganzen Ausgrabung erst zu teil, als 1808 Joachim Murat den Thron des Königreichs Neapel bestieg und neben verschiedenen anderen segensreichen Reformen, die er mit kräftiger Hand einführte, auch ein neues System der Ausgrabung Pompejis zur Anwendung brachte. Es wurde von Michael Arditi ein vollständiger Plan der Aufdeckung entworfen und nach diesem mit einem großen Heer von Arbeitern vorgegangen. In rascher Folge legte man das Quartier vom Herkulaner Thor bis zum Forum, den Rest der Gräberstraße, die Basilika und eine ganze Anzahl interessanter Privathäuser frei, außerdem das Forum an beiden Enden und den Rest des Amphitheaters. Nach der Rückkehr der Bourbonen zog leider auch die alte klägliche Saumseligkeit wieder ein; es wurden zwar jährlich 7000 Ducati (24 600 Mark) für die Ausgrabungen ausgeworfen, allein die Leistungen dafür waren außerordentlich gering. „Die Ausgrabun-

Digitized by Google

gen waren fast nur zu Festlichkeiten geworden," schreibt Overbeck, „mit denen man die Anwesenheit vornehmer Gäste zu feiern pflegte, so daß Reisende in den dreißiger und vierziger Jahren meistens nicht eine Hacke oder Schaufel in Thätigkeit fanden." Erst mit der Aufrichtung des geeinigten Königreichs Italien trat auch in Pompeji ein erfreulicher Wandel ein. Viktor Emanuel veranlaßte sofort, nachdem er 1861 die Regierung in Neapel übernommen, daß ein jährlicher Staatszuschuß von 60000 Lire (48000 Mark) für die Ausgrabungen bewilligt wurde, und berief zum Leiter für dieselben den in hohem Grade umsichtigen und sachkundigen Museumsdirektor Fiorelli. Unter der Direktion Fiorellis ist insofern in der Art der Ausgrabungen eine Änderung eingetreten, als man jetzt nicht mehr die langen Straßen verfolgt, sondern von einem Häuserkomplex zum anderen vorschreitet. Auch in der Ausräumung beobachtet man jetzt ein anderes Verfahren; man dringt nicht mehr in vertikalen Schächten ein, wobei die oberen Teile der Häuser stets zusammenstürzten, sondern man gräbt den Schutt in wagerechten Schichten ab und befördert ihn dann auf kleinen Eisenbahnen hinaus ins Freie. Diese Methode hat sich außerordentlich bewährt, verschiedene interessante obere Teile von Häusern sind dadurch erhalten worden. Allerdings geht es bei dieser vorsichtigen Aufdeckung nur sehr langsam vorwärts. Bis jetzt ist etwa ein Drittel Pompejis freigelegt worden, und zwar der wichtigste Teil der Stadt, der die bedeutendsten öffentlichen Gebäude und Plätze enthält.

Es gehört zu den eigenartigsten Genüssen, durch die Straßen und Säulenhallen dieser wiedererstandenen Stadt zu wandeln, durch die Tempel, Theater und Bäder zu schreiten, hier in das prächtige Atrium des Reichen, dort in die schlichte Wohnung des Armen zu blicken. Überall treten uns die Äußerungen des antiken Lebens in einer solchen Unmittelbarkeit entgegen, daß wir uns nicht wundern würden, wenn plötzlich ein Zauberer seinen Stab schwänge und sich nun im Umsehen die stillen Häuser, Gassen und Plätze wieder füllten mit all den bunten und heiteren Gestalten, die einst hier wohnten und nur auf kurze Zeit geflohen zu sein scheinen, da sich ja noch überall die frischen Spuren von ihrem Schalten und Walten zeigen. Das eben ist das Berückende in Pompeji, daß wir es nicht, wie z. B. in Rom, mit Ruinen zu thun haben, über die alle Fluten und Stürme, die in der langen Reihe der Jahrhunderte unsere Kulturentwickelung begleiteten, schonungslos hinweggegangen sind, sondern daß wir hier eine Kulturstätte vor uns haben, die, plötzlich den Händen der Menschen und den Einflüssen des Wetters und der Jahreszeiten entzogen, achtzehn Jahrhunderte unberührt blieb und uns nun alles darbietet, was das antike Leben in sich schloß, das Große und Schöne wie das Kleine und Mangelhafte, das Wichtige wie das Nebensächliche — bis hinab zu den an die Wand gekritzelten Liebesseufzern des schmachtenden Jünglings.

Es war natürlich, daß es uns, nachdem wir in dem herrlichen Museo Nationale zu Neapel alle die mannigfachen Funde aus Pompeji, die Statuen, die Bronzegeräte, die Wandmalereien und Mosaiken studiert, und dann allabendlich bei den Spaziergängen auf der Chiaja längs der Villa Nationale hinüber nach dem in violettem Dufte schimmernden jenseitigen Strande geschaut hatten, dorthin, wo etwa Pompeji lag, mehr und mehr mit fast magischer Gewalt nach der alten wiedererstandenen Römerstadt zog und wir schließlich früher, als es in unserem Reiseplan vorgesehen war, nach dem ersehnten Ziele hinüberfuhren.

Es ist heutzutage sehr leicht, von Neapel nach Pompeji zu kommen, denn die Eisenbahn nach Salerno geht dicht an der Schutthalde der alten Stadt vorüber und hat dort eine Haltestelle „Pompeji", was denjenigen, der ganz erfüllt mit Gedanken an das altrömische Kulturleben dahergefahren kommt, höchst seltsam berührt.

Digitized by Google

Dieser Kontrast wird aber bald wieder etwas verwischt, wenn man, die gleich am Bahnhof sich erhebenden modernen Hotels der halb und halb den Charakter eines Gartens trägt; als wir in den Hof eintraten, rupfte eben eine resolute Magd,

Seitenansicht vom Forum Cuite; links im Vordergrunde der Aufgang zur Basilika.

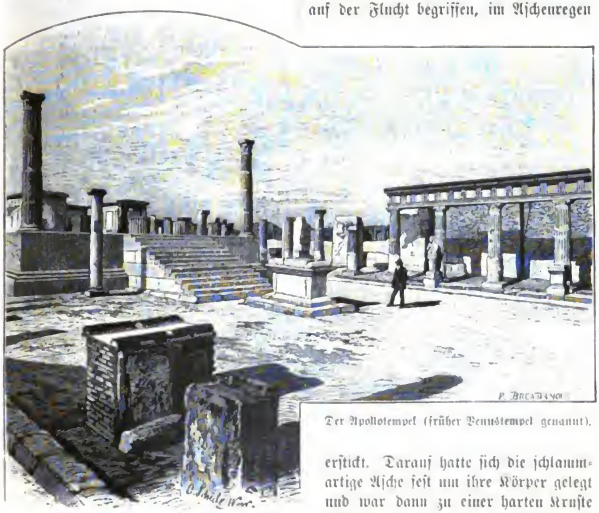
beiseite lassend, die Landstraße noch ein kleines Stück hinabgeht und in dem alten Albergo zur Sonne, der Herberge der Künstler und Gelehrten, Quartier nimmt.

Man wird unwillkürlich an einen altrömischen Landsitz erinnert, wenn man in den Hof des Gasthauses zur Sonne eintritt. Offenbar ist hier mancherlei von dem antiken Geiste, von der antiken Art zu leben und es sich wohl sein zu lassen, übrig geblieben. Das ist übrigens nichts Seltenes in Süditalien; findet man doch auch in den engen Gassen von Neapel noch manche Erinnerung an die alte römische Zeit, besonders in den kleinen Handwerker- und Gemüseläden, die sehr oft in ihrer inneren Einrichtung ganz auffallend den in Pompeji aufgedeckten gleichen. Die Gebäude des Albergo zur Sonne umschließen einen geräumigen Hof, auf einem umgestürzten Eimer kauernd, eine Partie Hähnchen, und drüben unter dem hohen Eukalyptusbaum saß in würdiger Grandezza der weißhaarige Wirt und ließ sich rasieren. Dieses zwanglose und behagliche Leben und Treiben auf dem Hofe der Sonne teilt sich auch sehr bald den Gästen mit, mögen sie sich in dem hochgewölbten Speisesaal zur Rechten des Thores an dem herb-kräftigen Rotwein erlaben, oder es sich in einem der Zimmer im Logierhause zur Linken des Thores bequem machen. Daß hier stets fröhliche Gesellschaft gehaust, bezeugen alle Wände und alle Tischplatten; überall finden sich Karikaturen, Porträts und drollige Darstellungen aus dem antiken und modernen italienischen Leben, meist überaus graziös, immer die Äußerungen eines fesselos übersprudelnden

Digitized by Google

echten Künstlerhumors. Das Porträt Bismarcks taucht wiederholt auf und präsentiert sich dann stets als eine groteske Huldigung. Mehrere dieser Bilder würde John Grand-Carteret, wenn er sie gekannt hätte, mit Entzücken in sein Buch Bismarck en caricatures aufgenommen haben.

Das antike Pompeji kann man nun von dem Albergo del Sole aus sehr schnell erreichen, wenn man, an dem Amphitheater vorüber, den kleinen Fußweg über das offene Feld beschreitet und dann den Eingang benutzt, welcher im Nordosten der Stadt dort, wo die Ausgrabungen zunächst ihr Ende erreicht haben, angebracht ist. Doch muß man hier einen



Der Apollotempel (früher Venustempel genannt).

Permesso (einen Schein zum freien Eintritt) haben, da Eintrittsgeld hier nicht erhoben wird. Einen solchen Permesso gewährt aber die italienische Regierung allen Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern mit großer Bereitwilligkeit. Wir wählten zu unserem ersten Besuche jedoch den Haupteingang durch die Porta della Marina, im Südwesten der Stadt, weil sich dort auch das kleine Museum mit allerlei interessanten Funden befindet. Besonders wertvolle Gegenstände sind hier zwar nicht aufgestellt worden, dagegen bietet sich eine Sehenswürdigkeit, die jeden Besucher aufs höchste interessiert. Es sind dies verschiedene Leichen, die man in geschickter Weise zu erhalten gewußt hat. Hauptsächlich fesseln drei derselben, die von einem großen Manne, einer Frau und einem etwa vierzehnjährigen Mädchen. Man fand sie im Februar 1863 in dem vicolo del tempio di Augusto; dort waren die drei Personen, offenbar auf der Flucht begriffen, im Aschenregen erstickt. Darauf hatte sich die schlammartige Asche fest um ihre Körper gelegt und war dann zu einer harten Kruste geworden. In dieser verwesten darauf die Körper bis auf das Knochengerüst, die Kruste aber blieb und bildete eine Hohlform. Als man nun 1863 bei der Ausgrabung auf diese Hohlformen stieß, kam der Direktor Fiorelli auf den glücklichen Gedanken, sie mit Gips auszugießen zu

Digitized by Google

lassen, „und so feierten," wie Overbeck schreibt, „die unglücklichen Pompejianer ihre Auferstehung im Gipsabguß, der freilich an Feinheit und Schärfe gegen einen aus künstlicher Hohlform gemachten weit zurücksteht, der aber dennoch hinlänglich genau ist, um nicht allein die Situation des Todes und die wesentlichen Formen der Körper, sondern selbst manche Einzelheiten dieser Formen: der Gewänder und des Schmuckes erkennen zu lassen." Besonders rührend ist der Anblick des jungen Mädchens, „welches sich, offenbar ermattet und in der sichtbaren Unmöglichkeit zu entkommen, in ihr hartes Schicksal ergeben und sich vorwärts und halb seitwärts mit unter dem Kopf gekreuzten Armen niedergelegt hat. So ist sie, die Ruhe ihrer Lage bezeugt es, verhältnismäßig sanft gestorben, und so liegt sie mehr wie schlafend als wie tot vor uns."

Von der Porta della Marina aus betritt man sofort eine der Hauptstraßen, die Strada della Marina, welche direkt auf das Forum führt.

Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.,
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Öffnet die Läden geschwind und die lange verschlossenen Thüren!
In die schaudrigte Nacht falle der lustige Tag!

Wohl jedem, der in seiner Jugend begeistert Schillers prächtiges Gedicht „Pompeji

Die Basilika.

und Herkulanum" gelesen, werden, während er so durch die stille Stadt dahinschreitet, diese Verse durch den Kopf klingen; aber der „lustige Tag", das heitere,

Digitized by Google

lebensfrohe Treiben von ehedem, iſt mit der Wiederaufdeckung der Stadt doch nicht in dieſe zurückgekehrt, nicht einmal ein

ten einer Treppe macht und bei der ſich unverſehens das Auge ſchließt, treten auch mit einemmal dort ſchöne Frauen, hier

Das Macellum.

Abglanz davon. Eine unheimliche Öde zeigt ſich überall; die Ruinen der Häuſer und Tempel ſind oft ſehr kümmerlich; die kahlen Zimmer, vollſtändig ausgeräumt und aller Kunſtwerke beraubt, machen einen höchſt unwohnlichen Eindruck. Selbſt Goethe empfand, trotz ſeiner großen Vorliebe für das Altertum, bei ſeinem erſten Beſuch in Pompeji einen gewiſſen Schauder beim Anblick dieſes großen Trümmerfeldes und ſpricht von einem „wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck", den er von dieſer „mumiſierten Stadt" empfangen habe. Erſt wenn man die Stadt öfter beſucht, vertrauter mit den ungewöhnlichen Bildern wird, die ſich einem hier darbieten, ſchwindet das Abſtoßende und Unheimliche. Die Phantaſie beginnt das Fehlende zu erſetzen, aus den Säulenſtümpfen wachſen vor dem geiſtigen Auge die prächtigen Hallen und ſtolzen Tempel empor, und bei einer kurzen Raſt, die man wohl einmal im Schatten

ernſte Männer aus den Portalen; ein Prätor in prächtigem Gewande ſchreitet daher, ihm voran die Liktoren mit den Beilen, neugieriges Volk läuft zuſammen, es wogt und drängt ſich in den Straßen:

Knaben, was ſäumt ihr? Herbei! da ſtehn noch die ſchönen Geſchirre.
Friſch, ihr Mädchen, und ſchöpft in den etruriſchen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf ſchön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geſchwind, Sklaven, beſtellet den Herd;
Kauft, hier geb ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget,
Auch noch die Wage liegt hier: ſehet, es fehlt kein Gewicht!

Es iſt ſehr zu bedauern, daß nicht eins der größeren Wohnhäuſer in ſeiner ganzen früheren Geſtalt wieder hergeſtellt und mit all den Möbeln und Luxusgegenſtänden, die es einſt barg, ausgeſtattet worden iſt. Die Einrichtung eines antiken römiſchen Hauſes würde dann jedem Beſucher auf die bequemſte und anziehendſte

Digitized by Google

Weise klar gemacht werden können, und das würde die ganze Art und Weise der Betrachtung der Stadt wesentlich fördern. Einen Fingerzeig, wie derartiges herzustellen wäre, gab bereits der König Ludwig I. von Bayern, als er in den vierziger Jahren das sogenannte Pompejanum in Aschaffenburg erbauen ließ, dem das Haus des Kastor und Pollux in Pompeji als Muster diente. Auch die Rekonstruktion einer altrömischen Schenke dürfte sich empfehlen, nicht allein, um ein Bild vom altrömischen Kleinhandel zu bieten, sondern auch um den Besuchern der Stadt einmal Gelegenheit zu geben, behaglich rasten und sich durch einen Trunk erquicken zu können. Denn in den schattenlosen Straßen herrscht fast immer eine tropische Hitze, die nur selten durch einen Luftzug gemildert wird, weil der Schutzwall, welcher die Stadt rings umgiebt, besonders den kühlen Seewind vollständig absperrt.

Die Strada della Marina, welche nur etwa 120 Meter lang ist, stößt rechtwinkelig auf das Südende des Forums, das sich in oblonger Form ziemlich genau von Süden nach Norden erstreckt. Das Forum ist die großartigste und vornehmste Anlage der Stadt. Die von den Säulenhallen umschlossene, mit mächtigen Travertinplatten belegte Fläche ist 38 Meter breit und 142 Meter lang. Die Breitseite des Nordens schließt ein hoher, imponierender Jupitertempel ab, während längs der übrigen Seiten sich eine große Anzahl der wichtigsten öffentlichen Gebäude hinzieht. Durch drei Thore und vier kleinere Eingänge konnte der Platz betreten werden. Für die Nacht wurden die Zugänge geschlossen. Eine besondere Weihe erhielt der Platz noch dadurch, daß man hier längs der Säulenhallen die Statuen derjenigen Männer aufstellte, die sich um die Stadt verdient gemacht hatten. Heute sind davon nur noch die Piedestale zu sehen; nicht weniger denn sechzehn derselben stehen längs der Westseite. Ebenso prächtig wie erhebend muß daher der Eindruck gewesen sein, den das Forum mit seiner Umgebung einst machte, ganz dem Charakter entsprechend, den es tragen sollte. „Denn hier wohnten ja die Ideale, hier lagen die letzten und höchsten Zwecke des antiken Menschen, hier erwarteten ihn seine Belohnungen, hier war er gefangen in allen seinen Gefühlen und Gedanken; hier verfügte die Gesamtheit über die Kräfte des einzelnen, hier rief der einzelne die Gesamtheit zum Schutze seines gekränkten Rechtes an."

Die Vorhalle des Forum Triangulare.

Von dem Jupitertempel ist nur sehr wenig übrig geblieben, doch ist aus der Anlage immerhin noch zu ersehen, daß das Gebäude in den edelsten Verhältnissen errichtet worden war. Sechs hohe

Digitized by Google

korinthiſche Säulen zierten die Front. In der Cella des Tempels iſt noch das Podium zu ſehen, auf dem ſich die Jupiterſtatue erhob; den Kopf dieſer Statue fand man in der Nähe des Tempels. Er iſt jetzt im Muſeum zu Neapel. Einige Schritte vor dem Tempel erhebt ſich noch der große maſſive Opferaltar.

Seitwärts von dem Tempel findet ſich auch in einer Niſche das Normalmaß der Stadt; die einzelnen Hohlmaße ſind in einen ſchweren Steintiſch (jetzt in einen nachgebildeten, das Original iſt in Neapel) eingemeißelt. Weiterhin bieten ſich Gefängnisanlagen dar; in einer der Zellen entdeckte man bei der Ausgrabung zwei Skelette, die eiſerne Feſſeln trugen. — Längs der Weſtſeite des Forums zieht ſich ein großer und prächtig angelegter Tempel hin, den man lange Zeit für ein Heiligtum der Venus hielt. Neuerdings jedoch hat man eine Inſchrift in oskiſcher Sprache entdeckt, aus welcher ſich ergiebt, daß man es hier mit einem Apollotempel zu thun hat. Auch einige andere Merkmale, ſo z. B. der in der Cella liegende Omphalos (ein einen halben Meter hoher Tuffſtein in Form eines halben Eies), das Symbol des Apollo, deuten darauf hin, daß dieſer Ort nur dem Apollo gewidmet ſein konnte. Ein herrlicher Portikus von achtundvierzig Säulen umgab den Tempel; fünf dieſer Säulen ſtehen noch und tragen auch noch ein Stück des Triglyphengebälkes, außerdem iſt noch eine der Hermen vorhanden, die vor verſchiedenen Säulen aufgeſtellt waren. Mehrere Archäologen halten die Statue wegen des weichen, etwas melancholiſchen Geſichtsausdruckes für die einer Frau, Overbeck dagegen erklärt ſie für eine Darſtellung des Hermes und beruft ſich dabei auf eine

Das Forum Triangulare.

Digitized by Google

Stelle des Pausanias, in welcher berichtet wird, daß im Gymnasium zu Phigalia Hermes dargestellt war „in ein Gewand gehüllt und unterwärts in einen viereckigen Pfeiler auslaufend“. Diese Beschreibung, meint Overbeck, passe auch genau auf die Herme von Pompeji. Der Tempel selbst zeichnet sich durch große Gediegenheit aus; sechs schlanke korinthische Säulen bildeten die Front. Der Fußboden der Cella bestand aus geschmackvoll gemustertem schwarz-weißem Mosaik und aus bunten Marmortafeln, plastische Stuckarbeiten schmückten die Wände. Das Götterbild des Tempels fand man nicht mehr, Overbeck vermutet, daß es bereits bei Nachgrabungen in der antiken Zeit ausgehoben worden ist. Hinter dem Tempel liegen verschiedene Zimmer, in denen sich interessante Wandgemälde befinden. Eins derselben zeigt Bacchus und einen Silen. Wie es scheint, haben diese Zimmer die Wohnung des Tempelwärters gebildet. Auch die Wände des Tempelhofes schmückten einst Bilder, architektonische Perspektiven, es ist jedoch heute kaum noch etwas zu sehen; in kurzer Zeit werden sie ganz verwittert sein.

An das Südende des Forums stößt rechtwinkelig die 1806 ausgegrabene Basilika, die große Markthalle der Stadt, 25 Meter breit und 67 Meter lang. Die Sitte, solche Markt- und Börsenhallen zu bauen, war von Griechenland aus nach Italien gekommen, daher denn auch der griechische Name basilike stoa, d. i. königliche Halle, wobei jedoch das Wort königlich nur in dem Sinne wie majestätisch, groß, weit gebraucht worden. Bekanntlich hat man dann in der christlichen Zeit die Basilikaform auch für die Grundform der Kirchen gewählt, so daß man heute unter einer Basilika im allgemeinen einen kirchlichen Bau versteht. Der Eingang in die Basilika zu Pompeji wurde von dem Forum aus durch fünf große Thore vermittelt; im Inneren bot sich ein durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe geteilter Raum, der wohl rechts und links von den Händlern besetzt wurde, während das Mittelschiff dem allgemeinen Verkehr diente. Die Säulen, achtundzwanzig an der Zahl, waren 11 Meter hoch und trugen offenbar ein Dach. Quer vor der Hinterwand der Halle erhebt sich ein Tribunal, wo ein Prätor mit seinem Personal saß, um in Handelssachen Recht zu sprechen. Dem Tribunal gegenüber erhebt sich ein Postament für eine Reiterstatue, die man jedoch nicht gefunden hat. An den Wänden der Halle entdeckte man beim Ausgraben eine große Menge jetzt leider kaum noch lesbarer, seinerzeit gelegentlich von Müßiggängern, Liebenden und Mißvergnügten eingekritzelter Inschriften, u. a. auch die: „Quod pretium legi?“ (Was kostet das Gesetz), mit der offenbar ein Schatten auf die Rechtsprechung auf dem Tribunal geworfen werden sollte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Friedrichs des Großen Thronbesteigung.

Von

F. A. v. Winterfeld.

Die Thronbesteigung Friedrichs des Großen im Jahre 1740 ist die wichtigste und folgenreichste für Preußen und Deutschland gewesen, welche jemals stattgefunden. Ihre politische Bedeutung hier des näheren zu erörtern, liegt nicht in unserer Absicht. Wir wollen uns vielmehr darauf beschränken, uns mit den äußeren Umständen und Vorgängen zu beschäftigen, von welchen dieser Thronwechsel begleitet war und welche nicht uninteressante Streiflichter auf Personen und Verhältnisse jener Zeit werfen.

In den letzten Lebensjahren des Königs Friedrich Wilhelm I. hatte sich das früher so getrübte Verhältnis zu seinem Sohne und Nachfolger sehr gebessert. Lebte auch der Kronprinz nach seiner Vermählung mit der ihm von seinem Vater aufgedrungenen Gemahlin, Elisabeth Christine von Braunschweig, in Rheinsberg vorwiegend den Wissenschaften und Künsten, so vernachlässigte er doch darüber seine militärischen und sonstigen Obliegenheiten keineswegs, war vielmehr eifrigst und nicht ohne Erfolg bemüht, sich durch strenge Pflichterfüllung seines königlichen Vaters Zufriedenheit zu erwerben. Fritz war nicht mehr „ein effeminierter Kerl, ein Poet und Querpfeifer, der mir meine ganze Arbeit verderben wird", sondern „mein lieber Sohn, der mir Freude macht".

Auch der König hatte sich geändert. Er sprach mit Achtung von den Wissenschaften, las sogar des Philosophen Wolff Werk „Von der natürlichen Theologie" und war mit großer Beharrlichkeit bemüht, den früher von ihm mit Härte verbannten Verfasser zur Rückkehr zu bewegen, was aber erst seinem Nachfolger gelingen sollte.

Rührend war Friedrichs Freude über diese Umwandlung. „Die größte Neuigkeit des Tages ist," schreibt er, „daß der König drei Stunden lang täglich Wolffs Philosophie liest. So sind wir endlich zum Triumph der Vernunft gelangt! Ich bin außer mir vor Freude über das, was ich gesehen und gehört habe, und fühle die Gesinnungen der kindlichen Liebe in mir sich verdoppeln."

Außerdem erkannte Friedrich immer mehr die großen landesväterlichen Eigenschaften seines Vaters, namentlich als er diesen in die verödet gewesene Provinz Preußen begleitet hatte. „Hier sind wir," schreibt er während dieser Reise an Voltaire, „in eine Provinz gekommen, die ich als eine neue Schöpfung meines Vaters betrachten muß. Sie war durch die Pest verheert und entvölkert, verfallene Städte, unbewohnte Dörfer und wüste Äcker boten ein trauriges Schauspiel. Jetzt sind die Städte aufgebaut, die Dörfer durch Tausende von Familien der vertriebenen Salzburger bevölkert, die Äcker angebaut,

Digitized by Google

der Handel blüht — und das alles ist allein das Werk des Königs, der weder Mühen und Sorgen noch Schätze sparte, um einer halben Million Menschen ein glückliches Dasein zu sichern."

War nun auch in der Hauptsache der Zwiespalt zwischen Vater und Sohn ausgeglichen, so blickte der König doch nicht ohne eine gewisse, leicht gereizte Eifersucht auf seinen Nachfolger, als die Leiden der Wassersucht ihm klar machten, daß es mit seiner irdischen Laufbahn zu Ende gehe, zumal mancherlei schmeichlerische Ergüsse, welche „die aufgehende Sonne" verherrlichten, ihm hinterbracht worden waren.

Friedrich Wilhelm wurde es nicht leicht, das Regiment aufzugeben und mitten aus ersprießlichem Schaffen und Wirken heraus vom Schauplatze des Lebens abzutreten. War er doch, kaum zweiundfünfzig Jahre alt, noch kein alter Mann. Allein er fügte sich mit christlicher Ergebung in sein Schicksal, wenn ihm auch der Gedanke an eine Ewigkeit, in der völlige Gleichheit herrschte und wo es keine Soldaten gäbe, nicht allzu tröstlich erscheinen wollte. Daher war seine Laune und Stimmung während des ganzen Winters 1739 bis 1740, in welchem er gegen den Tod kämpfte, nicht immer die angenehmste für seine Umgebung, und es bedurfte oft nur geringer Veranlassung, um grimmige Zornausbrüche hervorzurufen.

Einige Wochen vor seinem Tode, im April 1740, trat eine scheinbare Besserung im Befinden des Königs ein. Er fühlte sich wohler und gewann so viel neuen Lebensmut, daß er Lust verspürte, nach langer Zeit einmal wieder eine Sitzung des Tabakskollegiums abzuhalten, und die Berechtigten davon verständigen ließ. Die Überraschung war groß, und die Neugier, sich aus eigener Anschauung von dem Zustande des Königs zu überzeugen, hatte eine ungewöhnlich große Anzahl der Mitglieder des Kollegiums, Generale und Minister, Stabsoffiziere und hohe Beamte, herbeigeführt, und Friedrich Wilhelm war sichtlich erfreut über die vollzählige Versammlung, als er auf seinem Rollstuhl in den Saal gefahren wurde. Da sah man doch noch die Anhänglichkeit. Seine Stimmung heiterte sich zusehends mehr und mehr auf, und wenn er auch weder Tabak rauchte noch Bier trank, wie sonst, so nahm er doch lebhaft und aufgeräumt an der Unterhaltung teil.

Da begab sich plötzlich etwas Unerwartetes. Die Thür sprang auf, und ohne Anmeldung, wie es im Kollegium Vorschrift und Gebrauch, trat — der Kronprinz herein, den beunruhigende Gerüchte über des Vaters Befinden von Rheinsberg nach Berlin geführt, um sich von der Wahrheit oder Unwahrheit selbst zu überzeugen.

Die Überraschung war nicht gering, und unter dem Eindruck derselben machten sich die Gäste eines Verstoßes gegen die Regeln des Kollegiums schuldig, der den König heftig erzürnen mußte. Sie erhoben sich unwillkürlich sämtlich beim Anblick dessen, der bald ihr König sein sollte, und verneigten sich tief vor ihm, während die Statuten vorschrieben, daß selbst beim Erscheinen des Königs niemand aufstehen durfte.

Kein Wunder, daß die gute Stimmung Friedrich Wilhelms sofort in ihr Gegenteil umschlug und dem grimmigsten Zorn Platz machte, der sich vernichtend über den Kronprinzen und alle Anwesenden ergoß. Dem Sohne sagte er, er könne wohl die Zeit nicht abwarten, bis sein Vater unter die Erde käme, und den übrigen warf er — nicht ganz mit Unrecht — vor, daß sie „die aufgehende Sonne" anbeteten. Noch sei er aber nicht tot und der Herr, und als solcher befehle er dem Kronprinzen, nach Rheinsberg zurückzukehren, den anderen aber, sofort das Schloß zu verlassen, sonst werde er ihnen „Beine machen". Damit ließ er sich in sein Zimmer zurückfahren.

Nur schwer konnten die Betroffenen Verzeihung erhalten. Jeder einzelne wurde derb abgekanzelt, und dem Gene-

Digitized by Google

ral Herzog von Holstein-Beck sagte der König, er solle nicht etwa glauben, daß sein Kopf fester säße als der der anderen, weil er ein Fürst sei.

So wurde dem sterbenden König die letzte Sitzung seines geliebten Tabakskollegiums verbittert.

Bald darauf siedelte er nach Potsdam über, um bei dem eingetretenen schönen

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. Nach einem alten Stich.

Frühlingswetter möglichst viel im Freien sein zu können, was ihm jedoch keine Besserung brachte.

Am 26. Mai wurde dem Kronprinzen berichtet, der Zustand des Königs sei derartig, daß man jeden Augenblick seinem Ende entgegensehe.

Sofort eilte er nach Potsdam. Doch war eine augenblickliche kurze Besserung eingetreten und er fand den Vater in seinem Rollstuhl auf dem Platze vor dem Schlosse, wo er der Grundsteinlegung eines neuen Hauses zusah. Diesmal empfing er den Sohn besser. Als er ihn erblickte, streckte er ihm die Arme entgegen, in die dieser sich weinend stürzte. So verharrten sie eine Zeit lang, ohne zu sprechen. Dann begaben sie sich in das Schloß, wo Vater und Sohn eine lange geheime Unterredung miteinander hatten, in der von beiden Seiten manches tiefernste Wort der Reue und Vergebung ausgesprochen worden sein mag. In den nächsten Tagen wiederholten sich diese Unterredungen, in denen der König mit erstaunlicher Geistesstärke über die wichtigsten Staatsangelegenheiten sprach. Zu seiner Umgebung aber sagte der Sterbende: „Ist es nicht eine Gnade Gottes, daß er mir einen so würdigen Sohn gegeben, in dessen Hände ich ruhig die Herrschaft legen kann?“

In der That übergab er die Regie-

Digitized by Google

rung bereits zwei Tage vor seinem Ableben dem Kronprinzen.

Der Abschied von seiner Familie und seiner Umgebung war feierlich und rührend, und nachdem nun alles Irdische erledigt war, sah der königliche Dulder mit einer gewissen Neugier seiner Auflösung entgegen, welche am 31. Mai 1740 erfolgte.

Wie Friedrich Wilhelm als strenggläubiger Christ schon bei seinen Lebzeiten dafür Sorge getragen, daß seine Gebeine bis zum Tage der Auferstehung hübsch beisammenblieben, indem er sich aus einem großen Granitblock, dessen auseinandergesägte beide Hälften genau aufeinander paßten, einen unzerstörbaren Sarg hatte ausmeißeln lassen, so waren von ihm auch zwei Tage vor seinem Ableben eingehende Bestimmungen über seine Beerdigung getroffen worden, die charakteristisch genug sind, um hier mitgeteilt zu werden. Sie lauten:

Letzter Wille Friedrich Wilhelms I. Königs in Preußen, sein Begräbnis betreffend.

Mein lieber Sohn!

Ich habe Euch hierdurch nachstehende Instruktion erteilen wollen, wie ich will, daß Ihr es mit meinem Leibe halten sollet, wenn der Allerhöchste mich aus dieser Zeitlichkeit wird zu sich nehmen, und zwar will ich:

I. Daß, sobald ich tot sein werde, mein Körper abgewaschen, mit einem reinen Hemde angezogen, auf einen hölzernen Tisch gelegt werden soll, wonach man mich barbieren, alsdann rein machen, mich mit einem Laken zudecken und dergestalt eine bis vier Stunden liegen lassen soll.

II. Mein Leib in Gegenwart des Generallieutenant v. Buddenbrock, Obristen v. Derschau, Majors v. Bredow, Kapitäns v. Prinzen und v. Haake und Lieutenant v. Winterfeld, ingleichen aller hier befindlichen Doktores, auch deren Regimentsfeldschers, auch meinem Kammerdiener, so alle zugegen, geöffnet und gründlich examiniert werden soll, woran ich eigentlich gestorben und wie es in meinem Leibe aussieht. Ich verbiete aber aufs äußerste, daß bei Leib und Leben nichts von mir herausgenommen werden soll; nur soll das Wasser und der Schleim aus dem Körper geschafft werden, alsdann mein Leib überall recht sauber gewaschen und mir hierauf die beste Montierung, so ich habe, ordentlich angezogen werden soll, worauf man mich in den Sarg legen, fest zuschrauben und dergestalt die Nacht über stehen lassen soll.

III. Bei meinem Tode sollen die neue Montierung, neue Hüte und alles übrige an die Soldaten meines Regimentes ausgegeben werden.

IV. Den folgenden Tag soll mein Regiment zusammenkommen, die Bataillone sollen sich formieren; das erste Bataillon macht Front nach dem Schlosse, der rechte Flügel steht am Wasser, wo die Mauer anfängt, das zweite Bataillon steht daneben und das dritte hinter dem zweiten. Alles soll komplett sein und jeder Grenadier drei Patronen bekommen. An die Fahnen soll Flor gemacht und die Trommeln mit schwarzem Tuche überzogen werden, auch die Pfeifer und Hautboisten mit Flören. Jeder Offizier soll einen Flor am Hute und an dem Arme haben und das Feldzeichen mit Flor eingewickelt sein.

V. Der Leichenwagen, welcher aus dem Berlinischen Marstall genommen werden soll, muß an der grünen Treppe stehen, die Köpfe der Pferde nach dem Wasser zu. In den Leichenwagen sollen mich acht Kapitäns von meinem Regimente hineinbringen, mich auch hiernächst vom Leichenwagen in die Kirche tragen. So wie der Wagen herunterfährt, wird vom Regiment verkehrt das Gewehr unter den linken Arm genommen, darauf der Totenmarsch geschlagen. Die Hautboisten blasen das Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden"; alsdann der Leichenwagen das ganze Regiment vorbeifährt bis in die eiserne Thür: da bleibt der Wagen still halten, das ganze Regiment marschiert vorbei und alsdann folgt die Leiche.

Digitized by Google

Meine beiden Söhne Wilhelm und Heinrich bleiben beim Regiment; Ihr, als mein ältester Sohn, marschiert nebst dem kleinen Ferdinand in Eurer Montierung hinter dem Wagen, alsdann alles, was von Generals und Offiziers hier ist und mitgehen will. So sollen auch die beiden Feldprediger von meinem Regiment, Cochius und Ölsfeld, mitgehen.

VI. Hierauf soll meine Leiche von vorgedachten acht Kapitäns in die Kirche getragen werden und zwar in die Thür, in welche ich sonst gegangen bin. Auf dem Sarge soll liegen mein bester Montierungsdegen, mein bestes Feldzeichen, ein Paar vergüldete Sporen und ein vergüldeter Helm, dergleichen man auf der Rüstkammer finden kann. Dann wird der Sarg vor dem Gewölbe niedergesetzt, worauf dann von den Hautboisten und mit der Orgel eine Musik gemacht werden muß, indes die Kapitäns, so mich in die Kirche getragen, wieder nach ihren Divisions gehen. Von den Generals und übrigen Offiziers werden schon welche sein, welche mir die letzte Ehre erweisen und mich in meine Gruft tragen.

VII. Vierundzwanzig sechspfündige Kanonen, welche von Berlin gebracht und auf der Plantage stehen, sollen mit Geschwindschüssen zwölfmal feuern; alsdann giebt ein Bataillon nach dem anderen Feuer — daß mir die Kerls aber nicht plackern.

VIII. Ich verbiete hiermit, daß keine Parentation gehalten werden soll. Die Grenadiers bringen die Fahnen dahin, wo Ihr, mein lieber Sohn, befehlen werdet; jeder Grenadier soll das gewöhnliche Biergeld haben, wie in der Exerzierzeit.

IX. Sollen alle anwesenden Generals und Offiziers den Abend im großen Saale wohl traktiert und ihnen das beste Stückfaß Rheinwein zu trinken gegeben werden, wie überhaupt an diesem Abend nichts als guter Wein getrunken werden soll.

X. Soll vierzehn Tage darauf in allen Kirchen meines Landes meine Leichenpredigt gehalten werden, und zwar über den Text: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft“ und dabei das Lied gesungen: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Von meinem Leben und Wandel, auch Aktionen und Personalien, soll nicht ein Wort gedacht, dem Volke aber gesagt werden, daß ich solches expreß verboten habe, mit dem Beifug, daß ich als ein großer und armer Sünder stürbe, der bei Gott und bei seinem Heilande Gnade suchte. Überhaupt soll man mich in solchen Leichenpredigten zwar nicht verachten, aber auch nicht loben.

XI. Meinen Domestiken sollen keine Trauerröcke gemacht werden, sondern einen Flor auf die Hüte, sonst aber ihre ordinäre Montiernng tragen. Auch soll übrigens kein Façon mit mir vorgehen noch vorgenommen werden.

Ich zweifle also nicht, Ihr, als mein lieber und treuer Sohn, werdet diesen meinen letzten Willen in allen Stücken vollkommen erfüllen, und ich bin bis in den Tod

Euer treuer Vater
Friedrich Wilhelm.

Potsdam, den 29. Mai 1740.

Die charakteristischen Eigenschaften des heimgegangenen Königs, Sinn für Ordnung, Sparsamkeit, Reinlichkeit, Bescheidenheit, christliche Gläubigkeit treten überall in diesem wenig bekannten Dokument hervor, neben der Sorge, daß „beileibe nichts“ von seinen irdischen Resten verloren gehe, damit bei der Auferstehung des Fleisches nicht etwa etwas fehle.

Die Beerdigung in Potsdam erfolgte diesen Anordnungen gemäß in einfachster, rein militärischer Weise. Da jedoch das Volk Anstoß daran nahm und geneigt war, einen Mangel kindlicher Pietät darin zu erblicken und ihre Ursache in dem früheren Mißverhältnisse zwischen Vater und Sohn suchte, so ließ Friedrich noch eine besondere glänzende Leichenfeierlichkeit im Dome in Berlin abhalten, der er selbst in tiefer Trauer beiwohnte. Über die harten Kämpfe aber, welche er mit seinem Vater

Digitized by Google

zu erdulden gehabt, hat er sich später in der Geschichte desselben in einer Weise ausgesprochen, wie sie edler nicht gedacht werden kann, indem er dort sagte: „Die häuslichen Verdrießlichkeiten dieses großen Fürsten haben wir mit Stillschweigen übergangen. Man muß gegen die

bringen sollten. Niemand vermochte seine Ungeduld zu verbergen.

Nur die Kronprinzessin blieb ruhig und gefaßt. Und doch hatte sie mehr als alle anderen Ursache, in Unruhe und Sorge zu sein. Sie wußte wohl, daß sie von Friedrich nicht aus Neigung und eigenem

Elisabeth Christine, Königin von Preußen. Nach einem alten Stich.

Fehler der Kinder, in Betracht der Tugenden ihres Vaters, einige Nachsicht üben."

Versetzen wir uns nun zurück nach Rheinsberg. Man kann sich leicht vorstellen, in welch fieberhaftem Zustande der Erwartung sich die dort Zurückgebliebenen befanden, nachdem Friedrich an das Sterbebett seines Vaters geeilt war. Beständig stand man am Fenster und spähte nach Boten, die Nachrichten von Potsdam

Antriebe gewählt worden, sondern daß sie ihm eine aufgedrungene Gemahlin war. Hatte sich auch, dank ihren liebenswerten Eigenschaften, das Verhältnis zu ihrem Gemahl, den sie heimlich anbetete, wenn auch nicht innig, so doch freundlich und friedlich gestaltet, so konnte man trotzdem nicht wissen, ob er die ihm zufallende Macht nicht benutzen würde, um sie, die ungeliebte, kinderlose Gemahlin, zu verstoßen, wie es nicht wenige glaubten. Mit

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm starb Elisabeth Christines bester Freund, und es war ihr nur zu bekannt, eine wie wenig willkommene Schwiegertochter sie dessen Gemahlin, der Königin, war, die von Friedrich sehr geliebt und hochverehrt wurde. Ihre Stellung mußte also der jungen Prinzessin durch des Königs Tod als eine äußerst

schaulich und eingehend geschildert. Er schreibt:

„Jedermann in Rheinsberg erwartete mit der höchsten Ungeduld die nächsten Nachrichten von Potsdam, und jedesmal, wenn Pferde, Ochsen oder Maulesel die große Schloßbrücke passierten, stürzte alles ans Fenster. Die Kronprinzessin allein

Friedrich der Große, König von Preußen. Nach einem alten Stich.

gefährdete erscheinen. Trotzdem verbarg sie ihres Herzens Kummer und Not unter dem ihr eigenen gelassenen, höflichen und freundlichen Wesen und war die einzige Ruhige unter dem aufgeregten Schwarm der Hofleute.

Der bekannte Diplomat Baron von Bielefeld, welcher sich gerade als Gast in Rheinsberg befand, hat diesen Zustand hochgradiger Gespanntheit, welcher hier während einiger Tage herrschte, anbewahrte, wenigstens äußerlich, die geziemende Haltung und Würde.

Fünf Tage vergingen in diesem Zustande der Ungewißheit, die uns als eine unerträglich lange Zeit erschienen. Am 31. Mai abends saß die Kronprinzessin mit drei ihrer Damen beim Spiel, während zwei andere, Herr v. Brandt und ich, im Vorzimmer eine Partie Quadrille spielten, denn eine ernsthafte Beschäftigung vorzunehmen, war niemand im stande.

Digitized by Google

Da brachte gegen acht Uhr der Kammerdiener der Kronprinzessin einen schwarz gesiegelten Brief. Sofort nahmen wir es für ausgemacht an, daß er den Tod des Königs melde. Wir legten die Karten nieder, unbekümmert ob sie durcheinander kamen, und standen auf. Herr v. Braudt nahm seinen Hut und sagte: ‚Ich will der erste sein, der die Prinzessin als Königin begrüßt, und werde mich bemühen, das Wort Ew. Majestät recht majestätisch herauszubringen.‘ Leise schlichen wir uns an die offen gebliebene Thür zum Zimmer der Prinzessin, während sie den Brief las. Sie sah uns aber sogleich an, was in uns vorging, und fragte nicht ohne ein gewisses Erstaunen, weshalb wir unser Spiel unterbrochen hätten. Wir wußten nicht recht, was wir darauf erwidern sollten, und kamen in nicht geringe Verlegenheit, die ihr ein Lächeln abnötigte. Noch später beim Souper wurden wir damit geneckt, und ich konnte mich nicht enthalten zu sagen, daß, wenn der Kranke dies alles wüßte, es ihm wenig Vergnügen machen würde.

Die Nacht darauf lag ich im tiefsten Schlaf, als mich gegen zwei Uhr morgens das Getrappel eines Pferdes, das über die Schloßbrücke jagte, erweckte. Da aber im Schlosse alles still blieb, so zog ich es vor, ruhig unter meiner Bettdecke zu bleiben. Einige Minuten später aber hörte ich die Stimme des Barons v. Knobelsdorf, und im nächsten Augenblick trat er in meine Thür und rief: ‚Steh schnell auf, Bielefeld, der König ist tot! Willich ist soeben von Potsdam angekommen, um der Prinzessin die Nachricht zu überbringen.‘ Ich wollte nicht recht daran glauben, da wir schon so oft angeführt worden waren, aber er versicherte: ‚Diesmal ist die Sache richtig, er ist tot — mausetot. Der Medikus Jordan hat Befehl erhalten, den Körper zu öffnen und einzubalsamieren. Du weißt doch, wer in dessen Hände fällt, steht nicht wieder auf.‘ Ich mußte lachen, sprang aus dem Bette, wollte Licht machen und stieß dabei den Nachttisch um, auf welchen ich vor dem Zubettgehen einen ganzen Haufen kleines Geld gelegt hatte, welches nun herunterfiel und in alle Ecken des Zimmers rollte. Ich wollte es zusammenlesen, aber Knobelsdorf rief: ‚Ist es jetzt Zeit, an so etwas zu denken und sich um Groschen zu bücken, wenn es bald Dukaten regnen wird?‘ Trotzdem fuhr ich fort, mein Geld aufzulesen, warf mich dann eiligst in meine Kleider und wir gingen beide, um den Baron Willich aufzusuchen. Wir fanden ihn im Vorzimmer der Prinzessin, wo sich auch bereits die Oberhofmeisterin, Frau v. Katsch, und die erste Kammerfrau, Fräulein Bortefeld, eingefunden hatten. Willich sagte, wenn er sich nicht im Walde verirrt hätte, so würde er schon zwei Stunden früher angekommen sein. Der König sei um drei Uhr nachmittags gestorben und unmittelbar darauf habe ihn der neue König abgeschickt. Wir waren einigermaßen in Verlegenheit, wie wir die große Neuigkeit der jungen Königin mitteilen sollten, die noch im tiefsten Schlafe lag. Frau v. Katsch, welche nicht einen Augenblick Haltung und Geistesgegenwart verlor, beauftragte Fräulein Bortefeld mit dieser Aufgabe, indem sie ihr die nötigen Anweisungen erteilte.

Demgemäß ging Fräulein Bortefeld in das Schlafzimmer der Prinzessin und öffnete leise die Fensterläden. Die Prinzessin erwachte und fragte, was sie wolle. ‚Ich bitte um Verzeihung, Majestät, wenn ich Sie früher als gewöhnlich wecke . . .‘ — ‚Weshalb nennst du mich Majestät, träumst du?‘ — ‚Nein, aber Baron Willich hat von Potsdam die Nachricht vom Tode des Königs gebracht.‘ Hier trat Frau v. Katsch ein und begrüßte, nachdem sie die erschütterte Prinzessin ein beruhigendes Pulver hatte einnehmen lassen, dieselbe als Königin, und bereits nach einer halben Stunde erschien die reizende junge Königin in höchst geschmackvollem, weiß und schwarzem Negligé im Audienzzimmer und nahm den Brief, den Baron Willich überbracht, aus dessen Händen entgegen. Nie war sie mir so

Digitized by Google

schön erschienen. Sie gestattete uns, ihr unsere Huldigung darzubringen, nachdem sie sich mit dem Brief einige Zeit zurückgezogen. Als sie wieder erschien, sah man, daß sie geweint hatte. Die Beileidsbezeigungen waren kurz, die Glückwünsche desto länger und herzlicher.

Beim Frühstück, zugleich das Abschiedsmahl, brachte Frau v. Katsch die Gesundheit des neuen Königspaares aus, dem sie eine lange und gesegnete Regierung wünschte. Die Königin versicherte alle Anwesenden ihrer ferneren Huld und Gnade. Dann bot ihr Herr v. Brandt die Hand, um sie zum Wagen zu geleiten, der sie nach Berlin brachte, und bald war sie und ihr ganzes Gefolge unseren Blicken entschwunden."

Um den ganzen Hof nach Berlin überzuführen, waren nicht weniger als achtzig Relaispferde nötig, die in dem kleinen Orte mit Mühe aufgetrieben werden konnten.

So hatte das Rheinsberger Idyll, von welchem die junge Königin nicht leichten Herzens schied, ein jähes Ende genommen. Was würde ihr die Zukunft bringen?

Der von Baron Willich überbrachte Brief des Königs hatte folgendermaßen gelautet:

Madame!

Gott hat soeben, den 31. um halb vier Uhr, den König aus diesem Leben abberufen. Er hat auch Ihrer gedacht und uns allen Thränen des aufrichtigen Mitgefühls entlockt. Sie können sich nicht denken, mit welcher Standhaftigkeit er gestorben ist. — Sie wollen die Güte haben, sogleich nach Berlin zu kommen. Wir werden in unserem alten Hause wohnen. Sobald Sie angelangt sind, müssen Sie vor allen Dingen der Königin Ihre, womöglich noch größere Ehrerbietung als früher bezeigen. Und dann, bitte, kommen Sie nach Charlottenburg, falls ich bereits dort sein sollte. Ich habe keine Zeit, mehr zu schreiben. Adieu!

Friedrich.

Hatte dieser Brief die Hoffnungen der jungen Königin einigermaßen erhoben, so schlug ein zweiter, den sie bei ihrer Ankunft in Berlin vorfand, dieselben um so mehr nieder. Der König befahl ihr in demselben, ihm nicht nach Charlottenburg zu folgen, sondern in Berlin zu bleiben, und dies schien ihr ein böses, auf eine Trennung hindeutendes Vorzeichen. Bebenden Herzens erwartete sie das weitere.

Am Tage nach ihrer Ankunft in Berlin huldigte ihr in feierlicher Ceremonie der ganze Hof, wobei sie kaum ihre innere Unruhe zu verbergen vermochte. Hatte sie doch ihren Gemahl noch nicht einmal wiedergesehen.

Da sprangen plötzlich die Flügelthüren weit auf, der junge König trat schnell herein und schritt mitten durch die nach beiden Seiten zurückweichenden Höflinge auf Elisabeth Christine zu, die ihm, auf den Arm einer Hofdame gestützt, zitternd entgegentrat, um ihr Urteil zu vernehmen. Doch Friedrich umarmte sie, nahm sie bei der Hand und stellte sie dem versammelten Hofe mit den Worten vor: „Hier seht ihr eure Königin!"

Welch ein Umschwung von banger Furcht zu demütig-stolzer Freude in Elisabeth Christines bescheidenem Herzen! Sie wurde nicht verstoßen, sie blieb die Gattin, die Königin!

Von nun an wurde ihr mit all der Ehrerbietung und Huldigung begegnet, die der Königin von Preußen gebührten, und Friedrich selbst wachte streng darüber, daß in dieser Hinsicht nicht das Geringste versäumt oder vernachlässigt wurde. Aber ein Zusammenleben, wie in den glücklichen Rheinsberger Jahren, fand nicht mehr statt, wenn auch von Friedrich seiner Gemahlin stets alle Hochachtung und Rücksicht bezeigt wurde. Diese fand sich mit Klugheit und Takt in ihr Schicksal und duldete nie ein Wort des Tadels über den Mann, den sie bis an ihres Lebens Ende mehr bewunderte als irgend einen Sterblichen.

Friedrich aber ging fortan ganz in sei-

Digitized by Google

nem Herrſcherberufe auf, den er in der erhabenſten Weiſe auffaßte. Gleich ſeine erſten Regierungshandlungen bekundeten deutlich, was man von ihm zu erwarten hatte. Es gab bittere Enttäuſchungen und freudige Überraſchungen. Diejenigen, welche geglaubt hatten, es würde nun „Dukaten regnen“, und namentlich die zahlreichen Dichterlinge, deutſche und franzöſiſche, denen Friedrichs geniale Geiſtesrichtung Gunſt und Einfluß zu verbürgen ſchien, ſahen ihre thörichten Hoffnungen ſchnell zerflattern. Da hieß es: „Die Poſſen haben nun ein Ende.“ Wohl wurden die belohnt, welche für Friedrich gelitten, wie die Familie des hingerichteten Katte und der treue Duhan, allein nur diejenigen von ſeinen Freunden und Jugendgenoſſen ſahen ſich befördert, deren Verdienſte und Fähigkeiten hinreichend erprobt waren. Die Abſchaffung der Folter, die Duldung aller Kulte, die Gründung von Zeitungen zeigten, welchen Sinnes der junge König war, den die fremden Geſandten ihren Höfen als einen Mann ſchilderten, der mit feſter Hand das Steuer der Regierung ergriffen, der ſchlechterdings alles ſelbſt thue und wohl den Rat ſeiner Miniſter anhöre, aber nur nach eigenem Ermeſſen entſcheide. In ſeinen Reſolutionen rühmten ſie den bewundernswerten Scharfblick und lakoniſchen Ausdruck.

Ihre eigentliche Signatur aber ſollte Friedrichs Regierung erſt erhalten, als er wenige Monate nach ſeiner Thronbeſteigung, unmittelbar nach dem Tode Kaiſer Karls VI., ſich entſchloß, ſeine Anſprüche auf Schleſien mit Waffengewalt geltend zu machen. Der inhaltſchwerſte Entſchluß, welcher, wie Carlyle ſagt, in Preußen und in Europa während jenes Jahrhunderts gefaßt worden iſt und deſſen konſequente Durchführung die Hauptlebensaufgabe des jungen Königs blieb, eine Herkulesarbeit von höchſter Bedeutung für Millionen lebender, wie noch nicht geborener Menſchen.

Digitized by Google

Noch einmal.

Novellette

von

Konrad Telmann.

Ich fuhr mit ihm in der Eisenbahn von Florenz nach Perugia. Wir saßen im gleichen Coupé und waren die einzigen Passagiere darin. Ich hätte nach meiner Art wohl kaum viel Notiz von ihm genommen, wenn nicht äußere Dinge, wie sie auch die gleichgültigsten, zufälligen Reisegefährten in gewisse Beziehung zueinander bringen, uns zusammengeführt hätten. Wir wurden, kaum daß wir die Station Terontola verlassen hatten, wo die römische Linie abzweigt, von einem so ungeheuren, wolkenbruchartigen Gewitter überrascht, wie ich es noch nie erlebt; und da ohnedies durch den seit Wochen strömenden Regen das Land rings umher überschwemmt war und der Trasimenische See, der hier zur Rechten seinen weiten Wasserspiegel dehnt, seine Ufer längst übertreten hatte, lag die Gefahr einer Dammunterspülung nahe genug. Darüber war auch das Zugpersonal sicher im klaren, denn wir hielten alsbald mitten auf der Strecke still, zu beiden Seiten die ungeheuren Wasserflächen, von denen man nicht wußte, was davon See und was Überschwemmungsgebiet war, über uns den niederprasselnden Regensturz, gegen dessen wütendes Ungestüm das Dach des Wagens schließlich nicht mehr standhielt, und das unaufhörliche Knattern des Donners, das den niederzischenden Blitzen fast unmittelbar folgte. Die Situation war nicht eben behaglich, zumal es an Geschrei und Gekreisch der Insassen anderer Wagen nicht fehlte und die Beamten ziemlich ratlos auf den Schienen umherliefen.

In diesen Augenblicken fiel mir die stoische Ruhe meines Coupégenossen auf. Ich konnte in einiger Unruhe meine Bemerkungen über die Gefahren unserer Weiterfahrt nicht unterdrücken, er aber entgegnete völlig gleichmütig: „So oder so. Das ist ja völlig gleichgültig. Wir haben alle unseren Schicksalstag. Und was mich betrifft: mir ist er je früher desto willkommener."

Daraufhin sah ich ihn mir genauer an

Digitized by Google

als bisher. Er war ein starker, untersetzter Mann, der vielleicht seine vierzig Jahre zählen mochte, auch wohl noch etwas weniger, mit einem von mächtigem hellblondem Vollbart umrahmten Gesicht, aus dem eine düstere Traurigkeit zu mir redete. Die blauen Augen lagen tief in den Höhlen und stierten, schwer überschattet, ins Leere, um den Mund zuckte es hin und wieder bitter und die Züge hatten etwas so Starres, so Hoffnungsloses, daß es mich unwillkürlich ergriff. Dieser große, kraftvolle, gesundheitstrotzende Mann, der allem Anschein nach auch mit irdischen Glücksgütern reich gesegnet war, mußte unter einem tiefen seelischen Schmerze leiden. Oder — ich sagte mir das gewissermaßen zum Troste — er hatte eben nur seinen Spleen. Ich hielt ihn nämlich für einen Engländer. Nicht nur seinem ganzen Wesen und Aussehen nach, sondern auch weil er in seiner Aussprache des Französischen, in dem ich zu ihm geredet hatte, das englische Idiom stark hervorklingen ließ. Mit den allerverschiedenartigsten Schattierungen dieses sprichwörtlich gewordenen Spleens war ich während eines langen Reiselebens schon vertraut geworden, und es konnte kaum ausbleiben, daß ich von vornherein bei einem besonders gearteten Albionssohn immer annahm, daß er von irgend einer Abart dieser Nationalkrankheit befallen war. Und doch zog mich zu diesem Manne, so gern ich immer allen seinesgleichen ausgewichen war, ein wunderliches Interesse.

Ich konnte mir's nicht versagen, als der Zug sich nun langsam wieder in Bewegung setzte, so langsam, daß ein rüstiger Fußgänger ihn leicht überholt hätte, meiner Gewohnheit zuwider den Reisegefährten noch einmal anzureden. Ich knüpfte eines jener üblichen Fahrtgespräche an: „Gehen Sie auch nach Perugia?" und so weiter. Zu meiner Beruhigung war es ihm sichtlich nicht unangenehm, mit mir zu reden. Er antwortete mit ruhiger Höflichkeit, sein ganzes Wesen trug eine seltsame Ergebung und Resigniertheit zur Schau. Wenn der Zug, was noch mehrmals vorkam, stehen blieb und hüben und drüben die Wagenthüren aufgerissen wurden, aus denen die ängstlich erschrockenen Reisenden ins Freie stürzten, blieb er nicht nur ganz still sitzen, sondern unterbrach auch nicht einmal seinen Satz und blickte mit keinem Wimperzucken auf. Und das war nichts Gemachtes, sondern der Ausdruck seiner innersten Natur. Ich selber stärkte mich daran und schämte mich, irgendwie Unruhe zu verraten, die ihm sicherlich verächtlich vorgekommen wäre.

Im Laufe der Unterhaltung erfuhr ich übrigens, daß er ein Amerikaner und seit sechs Jahren unabläßig auf Reisen sei. Er kannte alle fünf Weltteile. Aber er sprach davon mit der nämlichen müden Gleichgültigkeit wie von allem übrigen; es war, als wollte er sagen, daß er nirgends das gefunden habe, was er gesucht. Plötzlich fragte er mich: „Waren Sie schon früher in Perugia?" Und als ich das bejahte, weiter: „Kennen Sie Peruginos ‚Anbetung des Kindes' im Collegio del Cambio dort?"

Auch das bejahte ich lächelnd. Und nun zog er plötzlich ein verschlissenes, perlengesticktes Taschenbuch heraus, entnahm ihm eine Photographie, reichte sie mir und fragte: „Sieht sie ihr ähnlich?" Ich verstand ihn im ersten Augenblick nicht. Das Bild war dasjenige eines jungen, schlanken, überzarten Weibes mit tiefen, dunklen, schwärmerischen Augen und einem feinen, idealisch verklärten Gesicht, wie man es am ehesten bei Engländerinnen antrifft. „Sie meinen, ob diese Dame der Peruginoschen Madonna ähnlich sieht?" fragte ich dann, und als er das hastig nickend bejahte und mit ungewöhnlich gespanntem Blick an dem meinen hing, versetzte ich kopfschüttelnd: „Ich denke: nein. Etwas Gleichartiges mag in den beiden Frauengestalten ja wohl liegen, ich meine: etwas Ätherisches, Schwärmerisches, Ideales, aber ähnlich sehen sie sich schwerlich."

Bei meinen ersten Worten schon war

Digitized by Google

ein unverkennbarer Zug bitterster Enttäuschung über sein Gesicht hingegangen. Nun ließ er auch noch einen leisen Seufzer hören, schloß die Augen und lehnte sich gegen das Polster zurück. Er sah noch todestraurig aus als vorher in dieser Haltung. Wieder hatte der Zug einen Stillstand, wieder goß der Regen unbarmherzig nieder, wieder jammerten und heulten, schimpften und fluchten die aufgeregten Passagiere durcheinander. Der Amerikaner regte sich gar nicht. Erst nach einer Weile sagte er: „Ich hatte so große Hoffnungen darauf gesetzt.“ Und dann wieder: „Ich reise nur wegen dieses Bildes nach Perugia.“

Ich murmelte zur Erwiderung etwas davon, daß Perugia ja unter allen Umständen einen Besuch reichlich verlohne, aber ich hatte dabei die Empfindung, daß ihm mit solcher Versicherung wenig gedient sei und daß er sie in seinem besonderen Fall als blutigen Hohn betrachten müsse; daher verstummte ich bald. Er hatte auch wohl kaum auf mich gehört, gab mir jedenfalls keine Antwort, sondern sagte erst nach einiger Zeit, wieder auf das Bild deutend, das ich ihm zurückgegeben hatte und das er einsteckte: „Das war meine Frau.“

Es klang unsäglich traurig in seiner Einfachheit, wie er es sagte, dies „war“. Er trat mir mit diesem einen Wort menschlich so nahe, daß ich ihn nun mit ganz anderen Augen betrachtete. Also kein Spleen! dachte ich, sondern ernste, ehrliche Trauer um das Liebste, was es einmal auf Erden gegeben, eine Trauer, die zu dumpfer Gleichgültigkeit gegen alles übrige geführt hat, was die Welt noch bietet. Und er ging nach Perugia, nur weil er hoffte, in einem Peruginoschen Bilde eine Erinnerung an die zu finden, die ihm sein Leben bedeutet hatte. Mir that es leid, daß ich ihm die trostreiche Hoffnung ahnungslos geraubt hatte. „Vielleicht finden Sie die Ähnlichkeit doch,“ sagte ich. „Wenn man das Original nicht kannte — die Photographie giebt eine so schwache Vorstellung —“

„O ja, ja,“ fiel er ein, „sie war weit schöner, weit — Und ich besaß sie fünf volle Jahre. Man begreift es jetzt kaum, daß man so viel Glück sein nannte und es trug wie etwas ganz Selbstverständliches, Einfaches und Natürliches. Man wußte es gar nicht einmal, was für ein Glück es war!“ Er verstummte, nickte vor sich hin und setzte endlich dumpfen Tones hinzu: „Und dann plötzlich alles vorbei, alles — auch, als wäre es nichts Außergewöhnliches. Und das soll man ertragen! Ich — Seit sechs Jahren ertrag ich es. Aber ich glaube, es führt zum Wahnsinn früher oder später.“

Ich blickte ihn mit tiefem Mitleid an, wie er, den mächtigen Kopf in die große, langfingerige Hand gestützt, dasaß und sein ganzer Körper unter der Wucht des Schmerzes erschüttert wurde, der ihm wieder voll vor die Seele getreten war. Um nur irgend etwas zu sagen, fing ich nach einer Weile an: „Wenn der Anblick eines Abbilds der Verstorbenen Ihnen Trost gewähren könnte, so würde ein größeres Ölgemälde, welches ein echter Künstler nach jener Photographie anfertigen könnte, dies gewiß in weit höherem Maße bewirken, als die doch im besten Falle immer nur flüchtige Ähnlichkeit, die Sie auf einem anderen Bilde finden.“

Er nickte. „Gewiß, gewiß,“ sagte er, „aber es ist ja auch nicht das. Ich denke mir vielmehr: wo solche Bilder gemalt werden, da müssen doch auch Modelle leben, nach denen sie gemalt sind. Nicht wahr? Und wenn das Bild meiner Milly ähnelte, würde das Modell ihr wohl auch ähneln — vielleicht sogar noch mehr. Und wenn das wäre, Herr, wenn das wäre —“

Er zitterte am ganzen Leibe vor Aufregung bei diesem Gedanken. Ich verstand ihn nicht und sah ihn groß an. „Die Modelle eines Perugino?“ fragte ich, „die sollten leben? Oder die heutigen Mädchen und Frauen von Perugia sollten ihnen gleichen?“

„Ist Perugino denn tot?“

Es lag eine so ungezwungene Harm-

Digitized by Google

losigkeit in seiner Frage, daß ich nicht lachen konnte. Seine Augen ruhten auch mit so rührend unschuldigem Ausdruck, so verwundert, so ahnungslos auf mir. „Seit dreihundertfünfzig Jahren," erwiderte ich ruhig.

Da seufzte er wieder tief. „Davon hat man mir nichts gesagt," erwiderte er kopfschüttelnd, kleinlaut. „Und gewußt hab ich's auch nicht. Wir in Amerika, wir fragen nicht nach alten Bildern. Was nicht neu ist und Sensation macht, kümmert uns nicht. Die alte Welt, die haben wir überhaupt überwunden, bei uns gilt bloß das Moderne. Und ich hätte auch zeitlebens keine Muße gehabt, mich über so etwas zu unterrichten, selbst wenn mir der Sinn danach gestanden hätte. So etwas, was man Erziehung und Bildung nennt, hab ich nie kennen gelernt. Als ich notdürftig lesen und schreiben gelernt hatte, mußt ich in die Welt, mir selber mein Brot zu suchen. Und dann lernte ich noch rechnen und meine Ellenbogen gebrauchen — das war alles. So hab ich's zu etwas gebracht — eine harte Schule war's, Herr, eine sehr harte. Und als ich endlich dann meine Milly fand" — etwas wie Verzückung lag in dem Blick, mit dem er dabei nach oben schaute — „dann hatte ich vollends nicht mehr Zeit, an anderes zu denken als an sie und daran, wie ich recht schnell reich werden könnte, so reich, um ihr jeden Wunsch auf Erden zu erfüllen. Und ich habe gearbeitet, Herr, wahrhaftig, ich habe gearbeitet, weil ich's wollte. Als ich's aber erreicht hatte, gerade, als ich's erreicht hatte, Herr, ist sie gestorben. Im Wochenbett. Die erste Entbindung war's. Und all die Jahre hatten wir vergeblich gehofft und es hatte unser Glück fast ein Weniges beschattet, daß wir vergeblich hofften. Nun sollt es doch noch geschehen, und nun war ich reich und nun konnten wir leben wie die Götter. Da starb sie und das Kind auch — gerade da."

Er ballte jetzt die riesigen Fäuste, wie in Wut gegen das Schicksal, das ihm so Ungeheuerliches angethan. Dann sank er wieder schmerzbewegt in sich zusammen, wie gebrochen. Und da ich nichts sagte, fuhr er fort, und seine Stimme klang wieder unsäglich müde und hoffnungslos: „Und dann bin ich auf Reisen gegangen. In die weite Welt, überallhin. Was sollt ich sonst? Zu Hause, in Louisville, hielt ich's nicht aus. Ich war ja überflüssig geworden, dort und überall. Ich hätte mir am liebsten das Leben genommen, hab's auch nicht aus Feigheit unterlassen, wahrhaftig nicht. Aber ich hab mir gedacht: das bleibt einem immer noch — Und ich hab eine Hoffnung gehabt, eine ganz wunderliche, seltsame Hoffnung. Die ist mir aufgegangen — ich weiß nicht wie? — und hat mich dann gar nicht mehr losgelassen, wie eine Manie, eine fixe Idee, wissen Sie. Und die hat mich umhergejagt und jagt mich noch, und ich hoffe noch immer — noch immer —"

Er hatte wieder das Bild seiner Frau hervorgerissen, starrte es an und grübelte vor sich hin. Und dann sprach er, wie zu sich selber, während seine Worte seltsam in dem niederrauschenden Gußregen, dem Spülen der Flut und dem eintönig knarrenden Geräusch der langsam fortschleichenden Räder schollen: „Ich habe mir gesagt, das da ist mein Glück, das da macht mein Leben aus. Aber es muß leben, es muß da sein. Vielleicht ist es irgendwo da. Nicht das Tote, das vergangen ist und zu Staub zerfällt, das ich selbst in die Erde gebettet habe, sondern ein Lebendes. Nicht das Gleiche, aber ein ihm völlig Ähnelndes. Es muß so etwas zum zweitenmal geben. Ob es nun das Nämliche ist, das in anderer Form, an anderem Ort wieder aufgelebt ist, oder ob die Natur sich darin wiederholt hat, darauf kommt ja nichts an. Dasein muß es. Und es ist da und ich werde es finden. Wo es ist, gilt ja gleich. Ich werde die ganze Welt durchreisen und ich werde es finden. Früher oder später, im Norden oder im Süden. Einmal muß ich es entdecken, und dann reiß ich es in meine Arme und behalt es und bin wie-

Digitized by Google

der glücklich. Und dann laß ich es nicht mehr, wahrhaftig nicht. Dann geh ich mit ihm zu Grunde, wenn man es mir wieder rauben will. Dann ist alles gut."

Er hatte das, immer über das Bild gebeugt, gesprochen, sah aber nun plötzlich auf und mich mit durchdringendem Blicke an. „Was sagen Sie dazu?"

Ich war von den widersprechendsten Empfindungen hin- und hergezerrt worden, während er wie ein Fanatiker von seinem Heiligen redete. Jetzt erwiderte ich: „Die Möglichkeit, daß Sie eine Ihrer Verstorbenen ähnelnde Frau finden, ist ja nicht ausgeschlossen. Möchte sie ihr dann nur nicht bloß äußerlich, sondern auch in allen den inneren Eigenschaften gleichen, die Sie einst so beglückt haben!"

Der Einwand gegen seine fixe Idee, der in meinen Worten lag, schien ihn nicht zu kümmern oder er überhörte ihn überhaupt. „Ich suche seit sechs Jahren," sagte er brütend. „Unabläßig, rastlos. Ich habe für nichts anderes Augen, ich weiß von der ganzen Welt, die ich durchreist habe, nichts weiter, als daß dort jene zweite, jene andere, jene Wiederaufgelebte nicht zu finden war. Ich habe es wahrlich nicht an mir fehlen lassen, keine Stunde habe ich mir Ruhe gegönnt für irgend etwas anderes. Das will freilich nicht viel heißen, denn welch anderes hätte daneben noch Interesse für mich gehabt? Aber ich habe nichts gefunden. Es war alles eitel und trügerisch. Erst dacht ich, sie müsse mir ganz nah sein, unter den Verwandten meiner Milly vielleicht — Schwestern hatte sie nicht — in ihrer Heimat Charlestown; — es war alles vergeblich. Lauter fremde Gesichter. Ganz Amerika hab ich durchsucht. Dann dacht ich mir, ich sei ein Narr gewesen, sie so nahe zu glauben. Ganz fern, in einem anderen Weltteil, unter einem anderen Himmel müßte sie leben. Ich ging nach England. Umsonst. Kein Gesicht, das dem meiner Milly nur im entferntesten geglichen hätte. Dann war ich in Deutschland, in Frankreich, in Skandinavien — überall. Von Europa ging ich nach Australien. Doch wozu soll ich Ihnen das alles im einzelnen erzählen? Ich fand sie nicht. Und doch lebt sie, muß sie irgendwo leben. Die Natur ist gar nicht so vielseitig, so verschwenderisch, daß sie nicht immer mehrere Wesen nach dem gleichen Bilde schüfe. Alle Welt sagt das, alle Erfahrungen bestätigen das. Was für überraschende Ähnlichkeiten hab ich schon erlebt, von wieviel überraschenden gehört! Denken Sie nur, daß ich einen eigenen Doppelgänger gefunden habe. In Japan, wahr und wirklich! Er ähnelte mir wie ein Ei dem anderen. Es war beinahe unheimlich. Sehen Sie, so spielt die Natur. Alles giebt sie in Doppelexemplaren aus, meist noch in viel mehreren, sonst reichte sie ja nicht aus mit ihrem Vorrat. Weshalb sollte also nicht eine zweite existieren wie meine Milly? Natürlich existiert sie. Und weil sie existiert, werde ich sie finden. Ich *werde* sie finden!"

Er sagte das letzte mit großer Energie, fast drohend. Und er sah mich dabei an, als hätte er nicht übel Lust, mir zu Leibe zu gehen, wenn ich ihm etwa widersprechen oder ihn auslachen sollte. Ich that aber keines von beiden, ich bemitleidete ihn nur mehr. „Und nun," sagte ich, „hoffen Sie in Perugia das Modell zu einem Bilde zu finden, das angeblich der Verstorbenen ähneln soll, und deshalb —"

„Ja," fiel er ein, „deshalb. Warum sonst? Was hätte ich in Perugia sonst zu thun? Was kümmert mich Perugia und die ganze Welt? Gar nichts. Irgendwo in Deutschland zeigte ich neulich einem Herrn das Bild der Verstorbenen. ‚Die sieht ja aus wie die Madonna des Perugino in der Anbetung des Kindes,' sagte er. ‚Wo hängt das Bild?' fragte ich ihn. Er sagte mir's, er war wohl ein Kunstgelehrter. Zwei Stunden später war ich auf der Reise. Durch Tag und Nacht bin ich gegangen. Aber wie langsam, wie langsam fahren wir!"

Der Zug kroch in der That. Ich

Digitized by Google

blickte zur Linken durchs Fenster hinaus in die regennasse Landschaft. Der Amerikaner seufzte ein paarmal auf und sagte dann: „Was nützt es mir freilich jetzt noch? Ich brauchte gar nicht mehr hinzugehen. Aber es wäre ja trotz allem denkbar, daß gerade dort — Wer weiß? Irgendwo lebt sie. Sie könnte also auch dort leben."

So versank er wieder in sein Grübeln, ohne weiter auf mich acht zu geben. Durch die grauen zerfließenden Nebelschleier gewahrte ich die malerisch hingelagerte Stadt droben auf ihrer ragenden Höhe. Der Regen floß noch immer, der Wind henlte in Stößen durch die Rebenguirlanden, die raschelnd zwischen den Ulmen an den Feldrändern schwankten. Alles sah trübe und schwermütig aus. Endlich hielt der Zug. Wir stiegen aus. Ich wollte mich von meinem seltsamen Reisegefährten verabschieden, er aber hielt sich an meiner Seite, bat mich, ihn in mein Hotel mitzunehmen — wo er wohne, sei ihm ganz gleich — und ihm mit meiner Sprachkenntnis weiter zu helfen, da er des Italienischen nicht mächtig sei. „Ich bin so allein," sagte er und sah mich mit seinen melancholischen Augen an, „so schrecklich allein." Wie zum Trost für mich fügte er noch bei: „Und in den nächsten Tagen geh ich ja doch wohl wieder fort, vielleicht morgen schon."

Wir bestiegen einen jener vierspännigen Omnibusse, welche den Verkehr zwischen dem Bahnhof und der hochgelegenen Stadt vermitteln, und fuhren im Trabe unter Schellenklingen und Peitschengeknall die Bergstraße hinauf, während der Regen gegen die Scheiben schlug und die aufgetürmten Koffer auf dem Omnibusverdeck gegeneinander schwankten und stießen. Der Amerikaner betrachtete während der Fahrt mit größter Aufmerksamkeit die weiblichen Insassen des Gefährts, sichtbar ängstlich bemüht, wenigstens irgend eine von den Ähnlichkeiten bei ihnen zu erkennen, nach denen er forschte. Obgleich ich nichts entdecken konnte, was ihm im geringsten als solche hätte auffallen sollen, schien ihn selbst die Prüfung, die er anstellte, doch zu befriedigen. Sein Gesicht wurde heiterer, seine Mienen entwölkten sich. Als wir vor dem Hotel Brufano ausstiegen, sagte er zu mir: „Ich bin doch vielleicht auf der richtigen Spur. Denken Sie sich: ich finde hier zum erstenmal einen Frauentypus, der mich an sie erinnert. Das war noch nie. Der ganze Typus des Geschlechts war bisher immer ein total anderer. Das mit dem alten Bilde war also doch vielleicht ein richtiger Fingerzeig. O mein Gott, wenn ich denke —! Und es wäre ja wohl Zeit — nach sechs Jahren!"

Er strich sich über die Augen hin, wie wenn er sich gewaltsam selber in die Wirklichkeit zurückrufen, sich vorzeitig von keinem Traumbild narren lassen wollte. Mir erregte er plötzlich den Eindruck eines, der unrettbar einem sich näher und immer näher an ihn heranschleichenden Wahnsinn verfallen ist. Ich konnte ein leises Grausen nicht unterdrücken. Mit seinen stier immer nur auf das eine gerichteten Blicken, das alle seine Gedanken ausfüllte, seine Lebensaufgabe allein ausmachte und ihn völlig beherrschte, mit seiner sinnlosen Hoffnung, hier plötzlich ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen, mit seiner tollhäuslerischen Einbildung, eine Frau, die äußerlich der Verstorbenen gleiche, werde auch innerlich dieselbe sein und ihm dasselbe Glück bringen, das er besessen und verloren, gleichviel, wer diese Frau sonst war, mit seiner mystischen Wahnidee endlich, die Verstorbene könne nicht ganz tot, sondern müsse noch in irgend einem Ebenbilde irgendwo auf der Welt erhalten geblieben sein, gewährte er mir das traurige Bild eines Monomanen, von dem man nicht wissen konnte, ob sein im Grunde harmloser Wahnsinn nicht eines Tages eine fürchterlichere und gefahrvollere Form annehmen werde. Mit solchen Gedanken ging ich in mein Zimmer hinauf.

Als ich mich dort häuslich eingerichtet und eine Erfrischung zu mir genommen hatte, klopfte ich an der Thür des Ameri-

Digitized by Google

kaners. Da der Regen aufgehört hatte und ich einen Gang durch die Stadt machen wollte, dachte ich daran, daß er mich gebeten, mich seiner anzunehmen. Verlangen trug ich freilich nach seiner Gesellschaft nicht, da ich vorher wußte, er würde mich nur von seiner fixen Idee unterhalten und für nichts anderes auf der Welt das geringste Interesse bezeigen. Ich fand sein Zimmer leer, der Kellner sagte mir, Mister Harrison sei schon längst ausgegangen. Der Bursche, obgleich sichtlich ein Italiener, sprach englisch mit mir und lachte mich in vertraulich-dummdreister Manier an. „Was giebt's? Was lachen Sie?" fragte ich stirnrunzelnd auf Italienisch. Er bekam einen kleinen Schreck, faßte sich aber rasch und erwiderte, mit der Stirn auf ein im Zimmer mit dem Aufräumen beschäftigtes Mädchen deutend: „Der Herr ist ein bißchen wunderlich, noch wunderlicher als sonst die Inglesi. Die Peppina hat er gefragt, ob sie aus Perugia sei, und als sie ‚ja' sagte, hat er gemeint, sie hätte aber den Typ nicht und sie dürfe nicht wieder in sein Zimmer kommen, wenn er da sei, sonst verwirre sie ihn bloß. Und damit ist er fortgerannt."

Ich murmelte etwas zwischen den Zähnen, daß den Burschen das alles ja im Grunde gar nichts angehe, und machte mich davon. Ich ging in die Stadt hinein, weidete mich wieder an ihren herrlichen Bauwerken in den bergigen, uralten Straßen und blickte weit hinein in das umbrische Land mit seinen weichen, schwellenden Hügellinien, seinen trotzigen Städten auf blau umdufteten Höhen, seinem eigenartigen Farbenreiz, das Land, in dem man Perugino und Raphael erst voll verstehen lernt. Es war wieder der alte Zauber, welcher mich hier umwob. Und doch konnte ich mir's nicht verhehlen, daß meine Gedanken mehr als einmal von dem abschweiften, was ich sah, und sich mit dem wunderlichen Manne beschäftigten, welchen der Reisezufall in meine Nähe geführt hatte. Wie war ihm zu helfen? Gab es eine Hilfe solcher Schicksalsbestimmung gegenüber?

Als ich auf dem Heimwege am Collegio del Cambio vorüberkam, trat Meister Harrison, wie der Kellner ihn genannt hatte, gerade heraus. Als er mich sah, kam er hastig auf mich zu und streckte mir die Hand entgegen. „O, ich suchte Sie überall," sagte er, „ich bin sehr glücklich." Seine Augen leuchteten in einem eigenartigen, mir unheimlichen Glanz auf. Ich sagte ihm, daß ich ihn hätte abholen wollen, ihn aber nicht mehr zu Hause getroffen hätte. „Ja, ja," fiel er ein, „ich hatte ja keine Ruhe. Wie hätte ich bleiben können? Ich mußte doch vor allem das Bild sehen. Nun, ich hab es gesehen vorher und jetzt zum zweitenmal. Es ist schon etwas daran mit der Ähnlichkeit. Er hat mich nicht angeführt, der es mir anpries. Der Typ ist's. Und es hat mir gleich Mut gemacht. Ich bin in der ganzen Stadt herumgelaufen. Ein verrücktes, altes Nest. Aber Frauen sind darin, Frauen — ich habe es ja gleich gesagt. Es war eine Ahnung in mir, eine von jenen Ahnungen, die nicht täuschen. Ich werde hier ans Ziel kommen. Es ist ganz und gar der Typ, der Peruginosche Madonnentyp. Daß Perugino schon so lange tot ist, hat gar nichts auf sich, der Typ hat sich doch erhalten und auf den kommt's an. Ja, welch ein Segen, daß ich hierher kam. Ich war schon völlig verzweifelt, dachte nur an Sterben oder Wahnsinnigwerden. Warum nicht gar? Glücklich will ich wieder werden und leben, leben! Meine Milly ist noch nicht tot, sie lebt in irgend einer anderen Gestalt noch und ich werde sie finden — hier, hier."

Er war wie verwandelt, mir aber in seiner Aufregung noch um vieles unheimlicher als in seiner grübelnden Schwermut. „Wenn ich denke," fuhr er mit wieder stier werdendem Blicke fort, „daß ich morgen schon, vielleicht morgen schon — Wie ich nur diese Nacht hinbringen soll! Und nicht wahr? Wenn ich sie finde, Sie dienen mir als Dolmetsch?

Digitized by Google

Und was es auch kosten mag, ich heirate sie, gleich auf der Stelle heirat ich sie, keinen Tag wart ich. Mit Geld kann man alles durchsetzen. Aber diese Nacht! Wollen wir diese Nacht zusammen verbringen, Herr? Irgendwo. Es gilt ja ganz gleich. Bei der Flasche, denk ich. Nur daß man die Zeit tot schlägt, daß man einen hat, mit dem man reden kann, daß man nicht so allein ist — so unselig allein." Diesen Vorschlag lehnte ich denn doch ab. So leid er mir that, ich konnte mich nicht dazu verstehen, ihm meine Nachtruhe zu opfern und mir mein Nervensystem vollends von ihm aufreizen zu lassen. Ich hätte eine solche Nacht bei den Flaschen und mit dem unabläßigen Gerede immer um dieselbe fixe Idee herum überhaupt nicht ertragen. Ich sagte ihm, daß ich zu müde und angegriffen sei, um länger als etwa eine Stunde oder zwei nach der Abendmahlzeit noch bei ihm zu sitzen. Das schmerzte ihn sichtlich, aber er sagte nichts weiter, und wir gingen zusammen zu Tische.

Während der Mahlzeit und nachher, als wir noch eine Zeit lang beim Chianti zusammenblieben, erzählte mir Mr. Harrison von seiner Frau, wie hold und gut sie gewesen, wie sie ihm den Himmel auf Erden bereitet habe. Er rührte mich mit seinem treuen Gedenken des Kleinsten, mit seiner innigen, hart an Abgötterei streifenden Verehrung tief; aber sobald ich die geringste Andeutung davon machte, daß er am besten thue, in diesem ergreifenden Kultus der Toten sein Genügen zu finden und jede Hoffnung auf ein Wiederaufleben, auf einen Ersatz derselben zu unterdrücken, kam der alte Wahn wieder zum Vorschein, und kopfschüttelnd, mit überlegenem, siegesgewissem Lächeln entgegnete er mir: „Ich werde sie finden und ich werde sie lieben — o, wie ich sie lieben werde! Es wird alles sein wie früher. Und morgen, vielleicht morgen schon!" Mit überirdisch glänzenden Augen stierte er wie ein Trunkener ins Leere. Da stand ich auf, bot ihm „Gute Nacht" und ging.

Anderen Tages fragte ich nicht nach ihm und sah ihn auch nicht. Ich zwang mich, nicht an ihn zu denken. Ich war wahrlich nicht nach Perugia gekommen, um der Entwickelung einer fixen Idee bei einem zufälligen Reisegenossen bis zu ihrem letzten, äußersten Stadium beizuwohnen. Und Rettung wußte ich nicht für ihn. Ich ging in die Akademie zu Peruginos und Pinturicchios Bildern und wollte Ruhe haben. Als Mr. Harrison auch beim Luncheon im Hotel nicht erschien, erfüllte mich das mit Befriedigung. Ich redete mir ein, daß ich nun von ihm befreit sei. Nachmittags war ich in S. Pietro de' Casinensi. Nachdem ich die Kirche wieder und wieder durchwandert hatte, strich ich draußen auf der Passeggiata umher. Der Tag war herrlich. Das ganze Thal von Foligno lag im Gold der sinkenden Sonne gebadet, der Appennin leuchtete in violettem Duft. In dem seligen Frieden, der ringsher gebreitet lag, störte mich das Rollen eines Wägelchens, welches in scharfem Trabe die Straße von der Stadt her heranrollte. Unwillkürlich wandte ich mich danach um, als der Wagen auch schon hielt und Mr. Harrison aus demselben heraussprang, um sofort auf mich zuzueilen.

Er sah viel ruhiger aus als gestern, auch seine Bewegungen hatten nicht mehr das Überhastete und Unstete; dafür lag aber in seinem Gesicht plötzlich ein Ausdruck stillen Wahnsinns, der mich erschreckte. Er kam auf mich zu, wie wenn es das Natürlichste von der Welt sei, mich hier zu finden. Wahrscheinlich hatte er mich schon überall sonst in der Stadt gesucht. Jetzt bot er mir die Hand und sagte: „Bitte, kommen Sie mit. Ich habe sie gefunden. Wir können es in Ordnung bringen."

Ich starrte ihn verblüfft an. Er aber hatte meinen Arm ergriffen und führte mich zu dem Wagen, in den ich zögernd einstieg. Als er dem Kutscher etwas zugerufen hatte, fuhren wir in raschem Trott nach der Stadt zurück. Jetzt end-

Digitized by Google

lich konnte ich fragen, was eigentlich geschehen sei und wohin er mich führe. Mr. Harrison aber verharrte bei seinem ruhigen, geistesirren Lächeln. „Ich habe sie gefunden," wiederholte er nur. „Ich wußte es ja, daß ich sie finden würde. Ich sagte es Ihnen ja gestern schon. Es war eine Ahnung in mir, die nicht täuschen konnte. Es war der richtige Weg."

„Sie haben — das Ebenbild der Verstorbenen gefunden?"

Er schüttelte den Kopf, sah mich an und flüsterte mir geheimnisvoll zu: „Sie selbst. Sie ist es selbst. Aber sagen Sie es ihr nicht. Sie versteht es nicht."

Mich überlief es. Der Irrsinn ist ausgebrochen! sagte ich mir. Und laut fragte ich: „Was soll nun also geschehen? Was wünschen Sie, daß ich dabei thun soll?"

„Ganz einfach: wir gehen nach Amerika und lassen uns dort trauen. Morgen gehen wir — meinetwegen noch diese Nacht. Aber sie versteht mich nicht, versteht nur Italienisch. Deshalb brauch ich Sie. Sie sollen ihr das alles sagen."

Ich wußte nicht, was ich von dem allem denken sollte. Aber er war nicht dazu zu bewegen, mir weitere Aufschlüsse zu geben, sondern blieb dabei, daß nichts weiter nötig sei, als dem Mädchen zu sagen, er wolle sie heiraten und zu diesem Zweck mit nach Amerika nehmen. Wir hatten auch keine Zeit mehr, weiter zu sprechen. Denn der Wagen hielt schon in einer der bergigen Straßen vor einem hochstöckigen, altertümlichen Hause der Innenstadt unweit des Arco di Augusto. Wir sprangen herab. Die Leute in den Nachbarhäusern standen vor den Thüren und an den Fenstern, um uns anzustarren. Überall wurde gelacht, getuschelt, gestikuliert, mit Fingern auf uns gewiesen. Im Untergeschoß des Hauses befand sich das Atelier eines Bildhauers, zwei große Schaufenster mit Gipsfiguren und marmornen Grabkreuzen, alles arg verstaubt und Ware von recht zweifelhaftem Wert, wie mich ein flüchtiger Überblick schon überzeugte. Drinnen in der Werkstatt sah es erst vollends muffig und armselig aus. Ein kleiner, kümmerlicher Mann mit mausgrauem Haar und struppigem, gesprenkeltem Bart erhob sich vom Modellierbock, als wir eintraten. Er hatte eine schiefe Schulter, sah unendlich herabgekommen aus und glotzte uns mit verschwommenen Augen in einem fahlen, gedunsenen Gesicht an. „Was will dieser Herr eigentlich?" schrie er mich mit heiserer Stimme an, als wenn er bei mir eher auf Verständnis hoffte, „ich werde nicht klug aus ihm. Wozu läuft er den halben Tag, wie ein Verrückter, hier auf und ab? Ich verstehe sein Kauderwelsch nicht. Will er modelliert werden? Will er mir von meinen Sachen etwas abkaufen? Es soll mich freuen. Alles Primaware. Aber meiner Frau den Hof machen, das soll er sich vergehen lassen. Madre di Dio, das soll er." Und der Sprecher fuchtelte mit seinem Meißel vor meinem Gesicht herum, daß es aussah, als wolle er mich in der nächsten Minute damit über den Haufen stechen.

Ich wußte nicht, was ich hieraus machen sollte. Mr. Harrison aber, der ganz ruhig geblieben war, raunte mir zu: „Sagen Sie ihm, daß ich seine Tochter heiraten will!"

„Es ist ja seine Frau," erwiderte ich. „Er sagt, es sei seine Frau."

Ich hatte geglaubt, daß diese Eröffnung einen furchtbaren Eindruck auf Mr. Harrison machen, ihn in wahnsinnige Wut versetzen, ihn zum Rückzug bewegen würde. Aber nichts von alledem geschah. Er blieb völlig ungerührt davon, als ob es ihn gar nichts angehe. „So sagen Sie ihm, daß ich seine Frau heiraten will — daß ich ihm seine Frau abkaufe. Zehntausend Dollars — dreißig-, fünfzigtausend — er soll nur sagen, wieviel er will. Ich zahle jeden Preis. Haben muß ich sie."

Ich machte Einwendungen, aber er blieb auf seinem Verlangen bestehen. Wenn ich seine Wünsche nicht verdolmetschen wolle, werde er sich nach einem anderen umsehen müssen, sagte er. So

Digitized by Google

brachte ich dem Italiener in aller Kürze vor, was der Amerikaner wollte, und that, als ob auch ich die ganze Sache weder befremdlich noch unnatürlich fände. Das mausgraue Männchen aber fuhr, wie von einer Schlange gebissen, in die Höhe und überschüttete uns mit einer solchen Fülle von Schimpfworten und Verwünschungen, daß ich Mr. Harrison den Vorschlag machte, das Feld — einstweilen wenigstens — zu räumen. Der aber blieb ganz kühl, obgleich ihm die Gemütsstimmung des Italieners, auch wenn er seine Worte nicht verstand, unmöglich unklar bleiben konnte. „Bieten Sie ihm hunderttausend Dollars," sagte er, „zahlbar in einer Stunde bis auf den letzten Cent."

Auch das that ich, ohne einen anderen Erfolg zu erzielen, als daß der Bildhauer von seinem Schimpfen zu Drohungen überging und die Fäuste vor dem Gesicht schüttelte. „Sagen Sie ihm," beharrte Mr. Harrison, „daß ich ihm hundertfünfzigtausend Dollars gebe und daß ich ihm seine Frau mit List oder Gewalt entführen werde, wenn er sie mir nicht gutwillig läßt, heute oder morgen, wann es auch ist, daß ich nicht eher ruhen werde, bis ich sie habe, und daß ich sie ganz gewiß haben werde, was er auch anstellen mag. Sagen Sie ihm das!"

Ich sagte es. Der Italiener schäumte vor Wut. Die Augen rollten ihm wild in den Höhlen, er bebte am ganzen Leibe. Dann riß er die Thür auf und schrie ins Nebenzimmer: „Biagia! Biagia!" Eine Frau trat ins Atelier. Ich sah Mr. Harrison an, er blickte wie ein Verrückter auf sie. Das also war sie. Ich fand in der That eine mehr als flüchtige Ähnlichkeit zwischen dem Bilde der verstorbenen Frau des Amerikaners und der jungen Gattin des verkommenen Bildhauers. Nur war alles bei der letzteren vergröbert, ich möchte sagen: ins Sinnliche und Gewöhnliche gezogen. Trotzdem war sie noch schön, in jedem Falle reizvoll zu nennen. Nur ihr Lächeln gefiel mir nicht, es hatte etwas, das mich verletzte. Sie war ziemlich armselig, aber nicht ohne Koketterie gekleidet. Ihre Augen ruhten herausfordernd auf dem Amerikaner, während der Bildhauer ihr in wilder Aufregung gestikulierend, sich im Sprechen überstürzend, mitteilte, was man ihm für ein Angebot gemacht habe. Ihm, Lionardo Ansaldi, dem ersten Bildhauer Perugias! Seine Frau abtreten, die ihm um ein Königreich nicht feil war! Es war zum Rasen. Und dieser Mensch wollte gar keine Vernunft annehmen, sich gar nicht fortjagen lassen. Hunderttfünfzigtausend Dollars! Und ein Dollar sollte gleich vier Lire sein. Es war himmelschreiend.

Daß sich bei aller Wut und aller Empörung zugleich doch etwas Berechnendes und Lüsternes mit den letzten Worten in seine Rede einschlich, konnte mir nicht entgehen und berührte mich widrig. Ich wünschte mich fort von hier sobald als möglich, zumal die Italienerin dauernd ihr kokett-frivoles Spiel mit dem Amerikaner betrieb, der sie in stummer Verzückung, wie ein Erdentrückter, betrachtete. Ich drängte Mr. Harrison dazu, wenigstens vorläufig hier ein Ende zu machen. Er ersuchte mich, sein Angebot dem Bildhauer noch einmal zu wiederholen, zog seine Karte heraus, auf die er Hotel und Zimmernummer schrieb, und wies ein Checkbuch vor, das ihm ermöglichte, die ausgesetzte Abstandssumme sofort anzuweisen, wenn der Italiener darauf einging, sie zu acceptieren. In zwei Stunden aber spätestens wollte er Bescheid haben. Blieb dieser aus oder lautete er ungünstig, so solle Lionardo Ansaldi sich versichert halten, daß er, Mr. Harrison, sich der Frau, die er haben müsse, dennoch bemächtigen werde, und daß der Bildhauer dann leer ausgehe, er könne ihm also nur raten, zuzugreifen. Das alles verdolmetschte ich, und daß nach Mr. Harrisons Überzeugung ein Amerikaner noch niemals etwas gewollt habe, was er nicht auch erreicht; dann drängte ich zum Aufbruch. Mr. Harrison folgte mir auch wirklich, nicht ohne vorher mit der Ita-

Digitized by Google

lienerin noch schmachtende Blicke und verliebte Händedrücke ausgetauscht zu haben, und das heisere Schimpfen und Toben des Bildhauers scholl uns bis auf die Straße nach, wo noch immer ein Schwarm von Gaffern stand, der uns mit wildem Hallo und aufgeregten Spottreden empfing.

Ich war froh, dem wüsten Haufen und dem ganzen widerwärtigen Auftritte endlich entronnen zu sein, froh auch, daß Mr. Harrison keine weiteren Ansprüche an mich stellte, sondern wie ein Traumwandler ruhig lächelnd mit mir dem Gasthause zuschritt. Als wir uns dort trennten, ich erleichtert aufatmend, weil mich das Zusammensein mit dem Irren in einen dauernd peinlichen Zustand versetzte, sagte er, meine Hand schüttelnd: „Ich danke Ihnen, Herr. Sie haben mir einen großen Dienst geleistet. Wollen Sie mit nach Amerika und meiner Hochzeit beiwohnen?“ Ich mußte nun doch lachen, wie er die Frage als etwas vorbrachte, das weder überraschend noch absonderlich für mich klingen sollte, sondern nur freundlich und natürlich. Er aber fuhr mit kühler Ruhe fort, als ob er meine Zweifel und Einwendungen von vornherein abschneiden wollte: „Auf eine lange Scheidungsgeschichte laß ich mich nicht ein. In Amerika machen wir das ein bißchen summarischer. Sind wir erst einmal drüben, so heirat ich sie sofort. Mit Geld kann man alles. Und Sie haben ja wohl gesehen, sie will, natürlich will sie. Und er wird endlich auch wollen. Wenn es gut geht, können wir diese Nacht noch fort. Ich werde für alle Fälle einen Wagen bereitstellen lassen. Und Ihnen sag ich lebewohl — aber lieber noch sagt ich Ihnen: auf Wiedersehen!“

Das klang alles ziemlich ruhig und vernünftig, und ich war mir klar darüber, daß er selber jetzt ganz befriedigt, ganz mit sich im reinen sei. Die nervöse Ungeduld und Unrast war von ihm abgefallen, aber es war der stille Wahnsinn, der aus seiner Zuversicht redete, der in seinen Augen lauerte. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, die Gedanken gingen wirbelnd in mir um. Wir trennten uns mit Handdruck. „Ich wünsche Ihnen alles Glück,“ murmelte ich. Es kam mir selber unsäglich banal vor, aber was konnte, was durfte ich ihm wünschen? Ich sehe ihn noch vor mir, wie er in der hübschen, geschmackvoll dekorierten Vorhalle unseres Gasthofes breitbeinig mit seiner selbstsicheren Haltung dastand, um dem Portier den Auftrag zu geben, einen Reisewagen die ganze Nacht hindurch für ihn bereit zu halten. Er lächelte mir noch zu, als ich mich umwandte. Dann habe ich ihn nie wiedergesehen.

Ich hatte den Abend auf meinem Zimmer verbracht, um notwendige Briefe zu schreiben, und war dann infolge meiner Müdigkeit trotz aller in mir jagenden Gedanken in Schlaf verfallen, aus dem ich erst beim Morgengrauen erwachte. Da freilich fiel mir das Schicksal meines wunderlichen Reisegenossen und das absonderliche Abenteuer, das ich durch ihn und mit ihm erlebte, wieder schwer auf die Seele. Ich hätte mir gern eingeredet, daß das alles nur ein verrückter Traum gewesen sei. Zu deutlich aber stand alles vor mir vom ersten Gespräch in dem wetterumtobten Eisenbahnzuge bis zum lächelnden Abschied von gestern abend. Ich sprang unruhig aus dem Bette und klingelte nach meinem Frühstück. Es währte lange, bis ein verschlafener Kellner in Schlappschuhen und Hemdärmeln die Treppen heraufgestürzt kam, um nach meinen Wünschen zu fragen. Ich bestellte meinen Thee und warf gleichzeitig hin: „Ist Mr. Harrison noch hier?“

Der Kellner war der gleiche, der mir neulich von dem „wunderlichen Englese“ gesprochen hatte. Jetzt lächelte er wieder, fuhr sich mit beiden Händen durch die wirren, flaumfederbedeckten Haare und sagte, seine blanken Zähne weisend: „Das war ein Spektakel heute nacht! Ein betrunkener Italiener ist gekommen und hat dem Amerikaner ein Frauenzimmer gebracht — oder auch nicht gebracht, denn man wurde nicht klug daraus, da er immerfort heulte und lamentierte, und

Digitized by Google

dann redete sie ihm wieder gut zu und dann gab ihm der Amerikaner Geld, ich glaube: viel Geld, und dann ging es wieder an mit dem Schreien und Winseln — kurz: es war ein Aufstand, Herr, und unser Padrone war in Verzweiflung, dachte, alle Gäste liefen ihm davon bei dem Handel. Es soll ein alter, vertrunkener Bildhauer sein und das Frauenzimmer seine zweite Frau, die er erst unlängst geheiratet hat, nachdem sie nicht im besten Rufe gestanden. Der Amerikaner soll sie ja mitnehmen wollen, weil sie in Amerika ihr Glück machen könnte. Nun, endlich sind sie fort. Der Wagen hatte ja schon bereit gestanden, die Koffer aufgeladen, alles war fertig. Nein, was man nicht alles erlebt! So was hätt ich mir im Leben nicht träumen lassen, trotzdem er ja wirklich ein verrücktes Haus war und die Inglesi überhaupt alle ihren Sparren haben!"

„Es ist gut," sagte ich, ihn in seinem Redestrom unterbrechend. „Und nun meinen Thee!"

Sie waren also fort, es war wirklich gelungen. Was aber würde jetzt weiter werden? Nun, was ging es mich an? Ich war im Grunde froh, dieser ganzen Sache los und ledig zu sein. Ich dachte zwar im Laufe dieses Tages und der nächsten noch viel an Mr. Harrison und sein Schicksal, um so mehr, als man im Hotel und in der ganzen Stadt von dem seltsamen Ereignis überall erzählte und die Erinnerung daran also immer wieder neu aufgefrischt wurde; aber als ich von Perugia nach Assisi und weiter ins umbrische Land zog, verblaßte das Erlebnis allmählich vor den andersartigen, mächtigen Eindrücken meines Reiselebens in diesem eigentümlichen Erdwinkel, und ich hatte zuletzt, da ich um etliche Wochen später nach Rom kam, alles Gesehenen voll, Mr. Harrison und seinen abenteuerlichen Frauenraub beinahe vergessen. Da wollte es der Zufall, daß ich einen Engländer in meinem Gasthof antraf, der damals gleichzeitig mit mir in Perugia und im Albergo Brufano gewesen, ohne mit mir sonst in Berührung gekommen zu sein. Er wandte sich eines Abends, als wir im Lesezimmer bei unseren Blättern zusammensaßen, plötzlich an mich, nahm ein Riesenblatt des „New-York Herald" auf und fragte: „Verzeihen Sie, Herr. Erinnern Sie sich noch an den amerikanischen Herrn in Perugia, der mit einer Dame von dort das Weite suchte? Es wirbelte damals viel Staub auf."

„Ich erinnere mich sehr gut," sagte ich.

„Dann lesen Sie, bitte, das. Ich finde es eben." Und er reichte mir die Zeitung, mit dem Finger auf die Stelle deutend. Ich las:

„Der durch seinen immensen Reichtum ebenso wie durch seine nach dem Tode seiner Frau hervorgetretene melancholisch-excentrische Gemütsstimmung bekannte Mr. James Harrison von Louisville hat sich heute an Bord des Bremer Lloyd-Steamers ‚Weser' in seiner Kabine erschossen, kurz vor der Einfahrt in unseren Hafen. Mr. Harrison befand sich mit einer hübschen Italienerin an Bord, welche er für seine Frau ausgab. Man sagt, daß dieselbe, vermutlich seine Maitresse, während der Überfahrt von Bremen mit einem italienischen Passagier an Bord ein Verhältnis anknüpfte, das schließlich zum allgemeinen Skandal wurde und Mr. Harrison nicht mehr verborgen bleiben konnte. Aus Gram hierüber — nach anderer Lesart war Mr. Harrison seit langem geisteskrank und sein Tiefsinn hat ihn endlich zum Selbstmord getrieben — schoß er sich eine Kugel durch den Kopf. Ein großer Teil seiner hinterlassenen Reichtümer fällt an die treulose Geliebte, die er angeblich heiraten wollte, weil er in ihr das Ebenbild seiner angebeteten verstorbenen Gattin erkannt hatte."

Digitized by Google

Determinismus und Willensfreiheit.

Von

Adolf v. Bentivegni.

II.

Wir haben im ersten Abschnitt behauptet und hoffentlich auch plausibel gemacht, daß die Kausalität ein Princip ist, dessen wir vom Standpunkt des menschlichen Intellekts aus nicht entraten können, wenn wir nicht auf das Verständnis der Einzelphänomene und ihres Zusammenhanges untereinander verzichten wollen. Ferner wird auch klar geworden sein, daß diese unsere Denkformel, die Kausalität, an sich keine Beschränkung auf ein bestimmtes Gebiet erheischt, daß sie vielmehr in universaler Weise alles Sondersein und Geschehen in der raumzeitlichen Welt (im Gegensatz zur Welt der absoluten Einheit und Unwandelbarkeit, zu Gott) zu ergreifen strebt. Demnach haben wir die Kausalität mit ihren unausbleiblichen Konsequenzen, der Notwendigkeit und Vorherbestimmtheit, auch auf das Geschehen im menschlichen Geiste anzuwenden, denn auch dieser ist ein unserer Welt angehöriges Einzelphänomen und nicht bloß ein abstraktes Gedankenbild, gleichviel, ob man ihn als unselbständiges und in jedem Augenblicke neu entstehendes Produkt von Schwingungen der Nervenmoleküle des Körpers auffaßt oder als selbständiges Element, welches seinerseits das Gehirn in Thätigkeit setzt, ob man ihn in seinem Bestande für dauernd hält oder der Zersetzung unterworfen, gleich anderen Kräftesystemen. Wir müssen daher zunächst annehmen, daß alle unsere Gedanken, Gefühle und Willensbestrebungen ihre Ursachen haben, aus denen sie mit Notwendigkeit hervorgegangen sind und durch welche sie durchaus vorherbestimmt, prädeterminiert waren, und wir dürfen diesen, als psychologischen Determinismus oder Prädeterminismus bezeichneten Standpunkt so lange festhalten, als er in seinen Konsequenzen sich nicht in Widerspruch mit anderweitig begründeten Thatsachen und Forderungen des Lebens setzt. Es wird sich aber zeigen, daß ein solcher Widerspruch nicht besteht.

Wenn wir von dem Charakter irgend eines Menschen sprechen, so wollen wir damit eine gewisse Art und Weise bezeichnen, wie dieser Mensch auf von außen herkommende Einflüsse geistig reagiert, d. h. denkt, fühlt und handelt. Einem ehrlichen Menschen trauen wir nicht zu, daß er stiehlt, von einem treuen Menschen erwarten wir, daß er seine Freunde nicht verrät u. s. w. Diesen Auffassungen liegt augenscheinlich die erfahrungsmäßige Thatsache zu Grunde, daß jeder Mensch einen bestimmt gearteten geistigen Boden hat, auf dem nur eine mehr oder minder begrenzte Klasse von Vorstellungen, Gefühlen und Willensbestrebungen gedeihen kann unter Ausschluß anderer Klassen. Hiermit ist die Bedingtheit aller geistigen Regungen im

Digitized by Google

allgemeinen bereits zugegeben, aber auch für den einzelnen Gedanken oder Willen bestätigt die Erfahrung zuweilen recht erkennbar das Beherrschtsein vom Kausalitätsgesetz, indem sie denselben im gegebenen Falle als einzig mögliche und notwendige Folge vorangegangener Ursachen anerkennen muß. Denken wir uns als Beobachter folgende Situation: In einem Zimmer liegt auf dem Tisch ein Brillantring, vom Eigentümer nicht beaufsichtigt. Gleichzeitig befinden sich in diesem Zimmer ein Reicher und drei Arme, von welchen letzteren der erste ehrlich, der zweite unehrlich aber furchtsam vor Strafe, der dritte ebenso unehrlich ist, aber keine Strafe fürchtet, weil ihm das Gefängnis als angenehme Abwechselung gegen seine Obdachlosigkeit gilt. Wenn dies alles der Beobachter weiß, wird er wohl im mindesten zweifelhaft sein, ob jemand und wer von den vier Anwesenden den Ring sich aneignen wird? Jedem leuchtet ein, daß der dritte Arme der Dieb sein wird, weil er aus den vorhandenen ursächlichen Momenten heraus gar nicht anders kann: weil er arm ist, sucht er Besitz; weil er unehrlich ist, nimmt er ihn auch eventuell auf unredliche Weise; weil er keine Strafe fürchtet, stiehlt er auch in Gegenwart anderer und läßt es darauf ankommen, ob er entdeckt wird. Armut, Unehrlichkeit, Frechheit und das Daliegen des Ringes sind die Ursachen, aus denen als unausbleibliche Wirkung der Diebstahl folgt. Wo liegt hier in dem konkreten Vorgange die Möglichkeit, anders zu denken und zu wollen, als geschehen ist? Wenn wir aber hier das strenge Verhältnis von Ursache zu Wirkung anerkennen, warum sollten wir es bei anderen geistigen Vorgängen ausschließen, wenn auch die Kausalität nicht so handgreiflich hervortritt? In dieser Beziehung muß berücksichtigt werden, daß wir zur Ermittelung der Ursachen einer eigenen individuellen geistigen Regung nur selten ein nachprüfendes Experiment anstellen können, wie vielfach beim Geschehen in der äußeren Welt, daß wir vielmehr vorzugsweise auf die innere Selbstbeobachtung angewiesen sind. Diese aber wird von den wenigsten geübt, sie ist trügerisch und schwierig, weil der Mensch für gewöhnlich nicht in der Lage ist, zwei bewußte Vorstellungsreihen: eine Beobachterin und eine Beobachtete, zu gleicher Zeit nebeneinander herlaufend und sich gegenseitig nicht beeinflussend zu etablieren. Daß aber diese — ich möchte sagen bloß technische — Schwierigkeit, die vereinzelte Nichterfahrung, kein Argument gegen die Herrschaft der Kausalität sein kann, liegt auf der Hand.

Ein solches Gegenargument soll nun aber das „Freiheitsgefühl" sein. Wenn man unter „Freiheit" die Abwesenheit jeder Schranke, jeder Vorbedingung versteht, so wird ein hierauf gerichtetes Gefühl wohl niemand für sich in Anspruch nehmen, vielmehr löst sich bei vielen das von ihnen behauptete Freiheitsgefühl vor der näheren Betrachtung einfach in ein Nichtfühlen der generellen Gebundenheit an Ursachen auf, welches sich jedoch mit der strengsten Kausalität durchaus verträgt. Wie nämlich alles Bewußtsein, so entzündet sich auch das bewußte Gefühl erst am Kontrast: das Gefühl der Gesundheit lernen wir erst kennen, wenn wir einmal krank gewesen sind; das Gefühl des guten Gewissens erwächst aus dem des schlechten Gewissens; die Farbe „blau" begreifen wir nur darum so, wie wir sie jetzt begreifen, weil wir auch rot und grün ꝛc. kennen; gäbe es diese Kontraste nicht, so würde uns das charakteristische Merkmal der „Blauheit" nicht zum Bewußtsein dringen und nur ein allgemeiner Begriff von Farbe bleiben, im Gegensatz zum Geruch ꝛc. — Angenommen nun, daß alle geistigen Regungen kausal bedingt und damit notwendig und vorherbestimmt sind, daß niemals eine Abweichung davon stattfindet, so kann zufolge dem Gesetz, daß alles specifische Bewußtwerden erst durch das Kontrastieren der Bewußtseinsobjekte entsteht, ein Allgemeingefühl der Kausalität mit ihren

Digitized by Google

Folgen niemals in das Bewußtsein treten;* es verbleibt vielmehr bei dem Indifferentismus des Gefühls für die Gebundenheit ebensogut wie beim gesunden Menschen für seine Gesundheit, solange er nicht krank geworden ist. Das vermeintliche Gegenargument ist daher untauglich.

Damit ist aber der Appell an die Freiheit als ein von der Kausalität und Notwendigkeit erlösendes Princip keineswegs erschöpft. Nach anderer, und zwar der häufigeren Lesart bedeutet sie nämlich die Abwesenheit des Zwanges, als speciell geistige Freiheit insbesondere die Abwesenheit des inneren psychischen Zwanges. Nun behaupten die Gegner der Kausalität, daß zwar bisweilen ein solcher Zwang bestehe und dann positiv empfunden werde, daß aber der Regel nach diese geistige Unfreiheit nicht vorliege und (nach dem Gesetze vom Kontrast) als bewußtes Freiheitsgefühl sich jedem dokumentiere, der den Zustand der Unfreiheit jemals an sich selbst kennen gelernt habe. Da aber — so führen sie weiter aus — Notwendigkeit gleichbedeutend mit psychischem Zwange sei, so folge aus dem unbestreitbaren Wechsel des Gefühls der Freiheit und Unfreiheit mit Überwiegen des ersteren, daß die Notwendigkeit und mithin die Kausalität zwar mitunter herrsche, für gewöhnlich aber keine Macht über unsere geistige Thätigkeit habe. — Davon ist folgendes zuzugeben: Wer jemals unter der Herrschaft eines einseitigen Interesses, der Furcht, einer Leidenschaft gestanden hat, kennt das unbehagliche Gefühl des Nichtanderskönnens, wo die betreffende Vorstellung mehr und mehr die Führerschaft über das Denken und Wollen übernahm und einseitig für sich ausbeutete, ohne eine Widerrede zu dulden. In schwächerer Dosis kann sich jeder dieses Gefühl geistiger Unfreiheit vergegenwärtigen, wenn er der ihn gelegentlich heimsuchenden Zwangsvorstellungen gedenkt, z. B. des Nachsummens einer Tanzmelodie nach einem Ball, der Erinnerung an ein häßliches Erlebnis, des Auftauchens einer in unserem Charakter scheinbar unmotivierten, vielleicht läppischen Idee u. s. w. Er wird sich ferner des positiven Gefühls der Entlastung entsinnen, welches ihn überkam, als es ihm gelungen war, die zudringlichen Phantasiebilder abzuschütteln; noch intensiver empfand derjenige den Wiedereintritt geistiger Freiheit, der, zeitweilig unter dem Banne einer Leidenschaft stehend, durch irgend welche Umstände von demselben befreit wurde. Das sind unbestreitbare Thatsachen, und es haben die Gegner der Kausalität also darin vollkommen recht, daß wir zwar hin und wieder, aber nicht beständig geistigem Zwange unterliegen. Falsch aber ist es, wenn sie hieraus etwas gegen die überall gegenwärtige Kausalität und die aus ihr resultierende Notwendigkeit und Prädetermination alles geistigen Geschehens folgern, denn jene „Notwendigkeit" ist überhaupt gar nicht mit „Zwang" identisch, ebensowenig sind „Notwendigkeit" und „Freiheit" im Sinne von Nichtzwang Gegensätze.

Wer frei von Drohungen, Zwangsvorstellungen, Hallucinationen ein gewisses geistiges Verhalten verfolgt, thut dies formell ebenso notwendig wie derjenige, welcher unter derartigen Einflüssen stehend zwangsweise geistig thätig wird; die verursachenden Momente sind in beiden Fällen nur inhaltlich verschieden. Beim Zwange nämlich machen sich solche Faktoren geltend, wie sie nach allgemeiner Auffassung mit Rücksicht auf den jeweiligen Kulturzustand, den Bildungsgrad, die sociale Stellung und das Alter oder den sonstigen geistigen Gleichgewichtszustand der betreffenden Person normalerweise nicht vorhanden sein sollten; beim Nichtzwange, d. h. im Zustande der Freiheit, beruht die Notwendigkeit auf

* Das zuweilen auftretende positive Gefühl des Nichtanderskönnens beruht — wie gleich gezeigt werden wird — auf einem ganz anderen Gegensatz als dem der Kausalität und „Freiheit" (im Sinne von Nichtkausalität) und beweist daher nichts für das Bestehen eines solchen Kontrastes im menschlichen Geist.

Digitized by Google

dem normalen psychologischen Motivationsprozeß, der sich als „freie Selbstbestimmung“ aus der von keiner Krankheit beeinflußten Charakteranlage und ihrer Reaktion auf normale äußere Einflüsse mit strengster Kausalität entwickelt.* Der Zwang erteilt den Befehl: „Du Mensch darfst, abgesehen von den mir gleichgültigen Gedanken, nur den von mir vorgeschriebenen haben, und wehe dir, wenn du davon abweichst!“ Die Notwendigkeit aber sagt: „Du Mensch wirst ausschließlich die und die Gedanken haben, denn sie sind die einzig möglichen Produkte der bestehenden Ursachen, deren eine deine eigene geistige Veranlagung ist.“ Unsere Notwendigkeit ist zwar unerbittlicher als der grimmigste Zwang, denn diesem kann bis zu einem gewissen Grade Widerstand geleistet werden, aber milder als die sanftmütigste Ermahnung, denn diese ist immer etwas außerhalb des zu Ermahnenden Stehendes, was auf ihn eindringt; sie wird daher als etwas Fremdes, mehr oder minder gegen die eigenen Wünsche Ankämpfendes empfunden, während die Notwendigkeit, welche gleich dem Äther alles durchdringt, eine unmittelbare Eigenschaft unseres Wollens selbst ist, so daß sie uns niemals feindlich oder auch nur fremdartig gegenübertritt. Zwang und Notwendigkeit haben gemeinsam das Müssen, bei dieser aber ist es das allgemeine Müssen schlechthin als Ausdruck für das konstante Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung, welches formell stets das gleiche, d. h. keiner Steigerung oder Abschwächung fähig ist, beim realisierten Zwange dagegen ein spezielles Müssen mit Rücksicht auf die relative Ungehörigkeit oder Ungewöhnlichkeit der verursachenden Momente, welches daher je nach der Bedeutsamkeit dieser Relativität an Dringlichkeit zu- oder abnimmt.

Es ist also diejenige „Freiheit“ des Willens, welche sich als das Nichtvorhandensein eines psychischen Zwanges charakterisiert und die sich unter Umständen dem bewußten Gefühle kundgiebt, zwar unleugbar normalerweise vorhanden, aber gänzlich ungeeignet, die aus der Kausalität resultierende Notwendigkeit zu bekämpfen.

Außer den Thatsachen, mit welchen man den deterministischen Standpunkt — wie wir sahen, erfolglos — zu erschüttern versucht, kommen noch gewisse Forderungen in Betracht, die als auf vorzugsweise sittlicher Grundlage ruhend allgemein anerkannt sind, denen aber der Determinismus angeblich nicht gerecht wird. Dahin gehört vornehmlich die Forderung der Gerechtigkeit, welche wir sowohl im Einzelleben als auch im Weltprozeß als vorhanden annehmen und im großen und ganzen wohl auch herauserkennen, auch wenn wir sie im einzelnen oft nicht zu verstehen vermögen. Wenn nun alles vorherbestimmt wäre, so könnte es — argumentieren manche — geschehen, daß z. B. ein Mensch nur darum der Verdammnis anheimfallen müßte, weil es ihm so vorherbestimmt sei, selbst wenn er noch so tugendhaft lebte, während ein Erzbalunke aus dem nämlichen Grunde ins Paradies kommen könnte. Wird dieser Einwurf auch nicht gerade von dem einsichtigeren Teile der Indeterministen gemacht, so wird er doch so häufig vernommen, daß wir ihn nicht unbeachtet lassen wollen, da diese Zeilen nicht nur zur Begründung des Determinismus, sondern auch, und zwar vorzugsweise, zur Verständigung mit allen Gegnern dienen möchten. Der Einwurf ist darum gänzlich verfehlt, weil er nur die Vorbestimmtheit schlechthin und einseitig ins Auge faßt, ohne zu beachten, daß dieselbe aus dem festen Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung resultiert. Es wird von der Kausalitätskette irrigerweise nur der Anfangspunkt, die erste Ursache, wie ein gegebener Befehl, und nur der Endpunkt, die Schlußwirkung, wie ein ausgeführter Befehl berücksich-

* Nur in diesem Sinne spricht z. B. der Jurist von einem „freien“ Willen im Gegensatz zu dem „unfreien“ Willen des Geisteskranken, Betrunkenen, von einem Affekt Beherrschten.

Digitized by Google

tigt und die Zwischenzeit nach Belieben mit willkürlichen Momenten ausgefüllt, während doch die richtige Auffassung des Determinismus lehrt, daß innerhalb der Kausalitätskette jedes Glied das notwendige und einzig mögliche Produkt seines Vorgängers ist und mit derselben Notwendigkeit das nächstfolgende Glied produziert und so fort bis zur Schlußwirkung — oder bis in alle Ewigkeit. Gesetzt also den Fall, Gott hätte jemanden zur Verdammnis bestimmt, so wird dieser Jemand dieser seiner Endbestimmung von Anfang an und durchweg kausal entgegenleben, so daß seine Verdammung als das gerechte Produkt seiner ganzen Lebensführung erscheint. Die Erörterung, ob eine so grausame Anordnung mit einem auch noch so antropomorphen Gottesbegriff überhaupt vereinbar sei, gehört nicht hierher; jedenfalls ist die obige Unterstellung, daß derselbe Mensch tugendhaft leben und doch verdammt werden könne, einfach unzulässig, weil mit dem logischen Begriff der Kausalität nicht vereinbar.

Wo aber bleiben die Begriffe „gut" und „böse", wo das sittliche Urteil, die Möglichkeit der Zurechnung und Verantwortlichkeit, die Berechtigung zu strafen und zu belohnen, wenn der Übelthäter so notwendig handelte wie der Gute und Edle, wenn beide nur wollten und dachten, was sie wollen und denken mußten? Zerschellt der deterministische Standpunkt an diesen Begriffen, die eine Forderung der innersten Menschennatur zum Ausdruck bringen, oder muß er sie in Anbetracht seiner überlegenen logischen Begründung für Illusionen erklären, oder endlich — kann er sie acceptieren, ohne sich selbst aufzugeben?

Wir betrachten einen Menschen als verantwortlich, wenn wir ihn als wirklichen Urheber seiner Willenshandlung ansehen dürfen, d. h. wenn er die Folgen seines Thuns gewußt und gewollt hat, und wir bezeichnen sein Verhalten als gut oder böse, je nachdem es sich dem ethischen Ideal bewußt nähert oder von ihm entfernt. Dieser Auffassung widerspricht der Determinismus keineswegs; gerade er erblickt im Menschen den Haupturheber seines Willens, sobald kein „Zwang" vorliegt. Ebensowenig leugnet er den Unterschied zwischen gut und böse, weil er als Gesamtbezeichnung für eine logische Kategorie nebst ihren Folgerungen mit jenen als ethischen Urteilen zunächst in gar keinem Zusammenhange steht, wenngleich sie in gewissem Umfange aufeinander Bezug nehmen können. Insofern wir nämlich das sittliche Urteil nicht auf das einzelne Wollen beschränken, sondern auf den Wollenden ausdehnen, stützt es sich bereits auf den logischen Kausalitätsbegriff: es betrachtet den einzelnen Willen als Symptom einer gewissen Charakter- und Gemütsverfassung, aus welcher er notwendig hervorgehen mußte. Mithin streitet der Determinismus nicht nur nicht gegen die Berechtigung des sittlichen Urteils, sondern giebt ihr im Gegenteil eine feste und breite Unterlage.

Eine ähnliche Stellung nimmt er zur Strafe ein. Ihrem Grunde nach ist die Strafe die naturgesetzlich angeordnete Reaktion des Verletzten gegen den Verletzer. Sie ist ein Übel für den Verbrecher und wird über ihn verhängt, nicht *obwohl* er nicht anders wollen konnte, wie er gewollt hat, sondern *weil* er nicht anders wollen konnte, weil er ein so fauler Baum ist, daß er notwendig so arge Früchte produzieren mußte. Hätte er ebensogut eine gute Frucht zeitigen können, so wäre er eben kein fauler Baum, und es läge gar keine Veranlassung vor, diesen — den Verbrecher — zur Rechenschaft zu ziehen; vielmehr müßten wir uns damit begnügen, nur die arge Frucht zu beseitigen, d. h. die objektive That durch Verwischung ihrer schädigenden Folgen möglichst aus der Welt zu schaffen. Von einer eigentlichen Übelszufügung gegen den Thäter könnte dabei kaum noch die Rede sein. Daß der Verbrecher mit Notwendigkeit ein solcher ist, fordert zwar unser Mitleid heraus, ent-

Digitized by Google

lastet ihn aber ebensowenig der äußeren Verantwortlichkeit, als es ihn des inneren Schuldgefühls entledigt. Und wenn der Missethäter darauf hinweist, daß seine geistige Persönlichkeit sich doch nicht selbst geschaffen, sondern ihre zurückliegenden Ursachen haben müsse, und daß wir diese zu bestrafen hätten, so wird ihm entgegengehalten werden, daß wir naturgemäß den Ursachenkomplex erst dann angreifen, wenn er schädlich zu werden beginnt, und zwar an der Stelle, wo er unserer Einwirkung zugänglich ist. Diese Bedingungen sind aber erst dann gegeben, wenn die Persönlichkeit des Verbrechers fertig vorliegt und als solche sich bethätigt hat; die einzelnen Ursachen, welche zur Bildung dieser Persönlichkeit zusammengewirkt haben und in ihr als aufgehobene Momente enthalten sind, entziehen sich sowohl unserer Kenntnis wie unserer Einwirkung. Selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so würde es noch immer fraglich sein, ob die einzelnen Ursachen für sich betrachtet eine Reaktion unsererseits herausforderten, ob sie nicht vielmehr erst in ihrer Verbindung zu dem einheitlichen Gebilde der Persönlichkeit einen schädlichen Charakter bekommen haben.

Außer ihrem Grunde hat die Strafe in ihrer im Staate ausgebildeten Form auch noch gewisse Zwecke, nämlich die Besserung oder die Abschreckung von künftigen Missethaten, sei es des Verbrechers selbst oder etwaiger gleichgestimmter Seelen. Diese Zwecke sind aber nur dann erreichbar, wenn wir kausal auf den Verbrecher einzuwirken vermögen; sowohl sie wie auch die Erziehung beruhen ja gerade auf der Voraussetzung, daß auch im geistigen Leben ein festes Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung besteht, und auf dem Zusammenbringen zweier Kausalitätsketten, von denen die eine der Charakter des zu Erziehenden, die andere das ihm angepaßte pädagogische Zuchtmittel ist, aus deren Verbindung die moralische Kräftigung hervorgehen soll.

* * *

Damit dürften die Haupteinwände gegen den Determinismus beendet und auch beseitigt sein; die Auflösung der einzelnen Bedenken hat ergeben, daß die auf der Universalität des Kausalitätsbegriffs beruhende Ausdehnung desselben auf den menschlichen Geist einerseits weder mit der Erfahrung, noch mit dem (richtig verstandenen) „Freiheitsgefühl" in Widerspruch gerät, andererseits den Forderungen der Gerechtigkeit und Sittlichkeit sogar direkt als Stütze dient.

Um nun aber auch die Gegenprobe zu machen, ist zu untersuchen, was denn der Indeterminismus leistet. In seiner reinsten Form leugnet er jeden notwendigen Kausalzusammenhang der geistigen Regungen im Menschen, weil er in der „Freiheit" ein positives Princip zu besitzen meint, welches dem Determinismus widerspricht und ihm selbst die nötige Unterlage für seinen Standpunkt liefert. Fragen wir nun einen Indeterministen, was denn seine „Freiheit" sei, so wird er sie nur als „Gegenteil der Notwendigkeit", „Nichtgebundenheit", d. h. immer nur als Negation eines Positiven zu definieren wissen,* und zwar hauptsächlich desjenigen Positiven, welches wir als das Resultat der logischen Ausdeutung des Kausalitätsbegriffs kennen gelernt haben. Wenn also der Indeterminist die Notwendigkeit leugnet, weil er die Freiheit behauptet, so heißt das: er leugnet die Notwendigkeit, weil er sie leugnet. Setzt man sich nun auch über diese mangelhafte Begründung hinweg, so darf dennoch nicht übersehen werden, daß die Freiheit des Indeterministen einen konkreten Inhalt weder an sich hat, noch dadurch gewinnt, daß sie die Notwendigkeit verneint, daß vielmehr ihr Begriff in der nackten Verneinung der Notwendigkeit völlig aufgeht, ohne irgend welchen positiven Rest zu lassen, der sich zum Bindemittel für alle unsere geistigen Thätigkeiten an Stelle der Kausalität verwen-

* Vergl. E. v. Hartmann: Das sittliche Bewußtsein, S. 300 ff. Berlin 1886.

Digitized by Google

den ließe. Damit aber ginge auch der Begriff des geistigen Organismus als des Produktes notwendiger Wechselbeziehungen zwischen Wollen, Fühlen und Denken verloren, und die Persönlichkeit wäre nur der Raum, in dem gewisse seelische Funktionen herumschwirren, ohne jedoch mit ihr oder miteinander etwas zu thun zu haben. Ihr gegenseitiges Verhältnis wäre höchstens ein solches, wie es zwischen einem Bierlokal und seinen Stammgästen besteht; diese werden zwar regelmäßig darin vorgefunden, aber sie sind keine Erzeugnisse des Lokals, ebensowenig als umgekehrt das Lokal seine Insassen aus sich heraus gebiert. Demnach könnte von Verantwortlichkeit, bessernder Einwirkung und Erziehung keine Rede sein; der einzig rationelle Standpunkt bei der Strafe wäre der der brutalen Nützlichkeit: man macht den Verbrecher einfach unschädlich, weil man ihn nicht zu bessern oder abzuschrecken vermag, und an die Stelle der Erziehung tritt die Zwangsjacke. Freilich werden diese Konsequenzen selten zugegeben, aber sie sind für den krassen Indeterministen unausbleiblich und er muß sie sich gefallen lassen, solange er seinem Freiheitsbegriff nichts anderes als die bloße Negation der Notwendigkeit zu substituieren weiß.

Zwischen diesem radikalen Indeterminismus und dem Determinismus existiert noch eine vielfach vertretene Richtung, welche — den Thatsachen und der Logik entsprechend — die Kausalität im Geistigen zwar in einem gewissen Grade gelten, dann aber die Freiheit namentlich in Bezug auf die Willenswahl beginnen läßt. Diese Richtung verkennt nicht, daß ein gesetzmäßiger, notwendiger Kausalzusammenhang zwischen der Persönlichkeit und ihrem Fühlen und Denken besteht, daß für jeden aus seiner Natur heraus und ihren Beziehungen zur Außenwelt eine kausal bedingte Anzahl von Wollensmöglichkeiten sich ergiebt, aber die Entscheidung des Willens für eine derselben, die Wahl unter den verschiedenen Motiven soll „frei" geschehen. Die Willensfähigkeit wird also gewissermaßen bis an den Start gebracht und dann ihrer Gebundenheit an Ursachen entlassen, damit sie „frei" loslaufen kann. Die Frage: warum der Wille sich zum konkreten Wollen aufschwingen soll und warum er denn unter den verschiedenen Motiven eins zu seinem Inhalt auserkoren hat, ist natürlich sinnlos, weil das ja alles ursachslos, ohne Notwendigkeit, mit einem Worte „frei" geschieht. Man weiß, warum Herkules an den Scheideweg gelangt ist, man weiß aber nicht, warum er den Weg des Guten betreten hat, oder vielmehr, man weiß, daß hierfür bestimmende Gründe nicht vorliegen — nicht eigentlich Herkules hat gewählt, denn die Kausalität seiner Persönlichkeit reißt ja im Augenblicke der Entscheidung ab, sondern „es hat in ihm gewählt", und er kann nicht von Verdienst sprechen, sondern nur von Glück sagen, daß die Sache für ihn so gut abgelaufen ist. Damit fiele natürlich sowohl jede Verantwortlichkeit wie auch die Möglichkeit fort, von dem Willen aus den Wollenden sittlich zu beurteilen, denn dazu gehört doch, daß wir fragen dürfen: „Warum ist dies oder jenes gewollt", und antworten: „Darum", indem wir mit diesem Wort auf die geistige Persönlichkeit des Wollenden als die Ursache hinzeigen. Ferner hätte die Erziehung nur noch einen sehr eingeschränkten Wert, insofern sie dem Menschen lediglich gewisse Wollensmöglichkeiten vorhalten, auf den Willen selbst aber nicht mehr einwirken könnte. Die Strafe endlich wäre dem Zwecke nach bloß unter dem Gesichtswinkel der Nützlichkeit zu betrachten.

Diesen Folgerungen sucht der Freiheitsschwärmer der gemäßigten Richtung in der Regel dadurch zu entgehen, daß er seinen Standpunkt etwas mehr nach der indeterministischen Seite hin verlegt. Entweder bekommen wir zu hören, daß zwar der Wille durch Ursachen (Motive) bedingt werde, daß aber diese Ursachen als solche „frei" gesetzt würden; hierbei wird übersehen, daß keine an uns heran-

Digitized by Google

tretende Vorstellung an sich Motiv ist, sondern ihre Motivationseigenschaft erst durch die Spiegelung im Individualcharakter erhält, also durch diesen bedingt wird. — Oder es wird gesagt, daß die Motive als solche zwar aus dem Charakter entspringen, daß sie aber einen bestimmten Willen nicht mit Notwendigkeit zur Folge haben, daß dieser vielmehr auch anders hätte ausfallen können. Es wird uns also zugemutet, an Motive zu glauben, welche die seltsame Eigenschaft haben, nicht zu motivieren! Gegen diese Begriffsverwirrung, welche darauf ausgeht, den klaren Begriff der Ursache zu verwischen, muß energisch protestiert werden: entweder ist ein Ding Ursache oder es ist nicht Ursache einer bestimmten Wirkung. Es kann zwar Teilursache dieser Wirkung sein, insofern außer ihm noch andere ursächliche Momente zur Hervorbringung des Resultats mitgewirkt haben, es kann aber nicht gewissermaßen „Halbursache" sein, d. h. ein Zwitterding, welches zwar wirkt, aber — trotz Gleichbleibens der sonstigen Verhältnisse — auch anders wirken könnte. — Alle Anstrengungen, welche gemacht werden, um das Freiheitsidol zu retten, sind Versuche, über den eigenen Schatten zu springen, der dem Leugner der Notwendigkeit in Gestalt der unabweisbaren Frage: „Warum" folgt. Wie auch die Ausflüchte dieser verschämten Indeterministen lauten mögen, sobald sie an irgend einem Punkte der geistigen Thätigkeit, insbesondere der Willensentstehung, die Freiheit im Sinne von Nichtnotwendigkeit behaupten und damit das einzig uns denkbare Band zwischen dem Wollenden und seinem Willen zerreißen, so müssen sie daraus zu der Folgerung gelangen, daß derjenige Wille der freieste ist, in welchem die Persönlichkeit des Wollenden am wenigsten ihren Ausdruck erhalten hat. Sie kommen mithin zu einem Resultate, das ungefähr entgegengesetzt ist demjenigen, welches sie von ihrer Theorie wohl erhofften und welches das praktische Leben fordert.

Die Leistungsunfähigkeit des radikalen wie des gemäßigten Indeterminismus, welche bei letzterem da beginnt, wo er den sicheren Boden der Kausalität verläßt, dürfte damit genügend dargethan sein, um zu erkennen, daß der Determinismus auch die Gegenprobe siegreich bestanden hat.

* * *

Das Resultat der bisherigen Betrachtung ist in kurzem folgendes: Sowohl in der sinnlich wahrnehmbaren wie in der geistigen Welt herrscht überall und durchweg die Kausalität, welche besagt, daß alles, was geschieht, aus Ursachen heraus notwendig geschieht und durch eben diese Ursachen vorherbestimmt ist. Ein absoluter Zufall existiert in der Sinneswelt ebensowenig als die absolute Freiheit auf geistigem Gebiete. Nur insofern kann der (relative) Zufall Anerkennung finden, als er die Unkenntnis der materiellen Ursachen im gegebenen Falle oder die Ablehnung einer bestimmten ursächlichen Verkettung bezeichnen soll. Unter Freiheit aber ist nur zu verstehen die Abwesenheit einer gewissen Art von Ursachen, nämlich des Zwanges, nicht aber der Ursachen überhaupt. Insbesondere bedeutet die Wahlfreiheit des Willens nichts weiter als den zu einem definitiven Abschluß führenden Ausgleich zwischen mehreren Wollensmöglichkeiten, die durch innere oder äußere Ursachen gegeben sind, ein Ausgleich, der sich zwar ohne Zwang, aber dennoch notwendig vollzieht mit Rücksicht auf die uns bewegenden Triebe, Neigungen und Eigenschaften und deren Verhältnis zur Außenwelt.

Der praktische Wert der Anerkennung des Kausalitätsgesetzes zeigt sich vornehmlich darin, daß sie uns zur Erforschung der materiellen Ursachen und ihrer Wirkungen auffordert und dann die Möglichkeit verschafft, das räumlich und zeitlich Getrennte unter einheitlichen Gesichtspunkten logisch, nicht bloß willkürlich, zu-

Digitized by Google

sammenzufassen und an die Stelle des bloßen Wissens von Einzelphänomenen die Wissenschaft, das System, zu setzen. Speciell auf geistigem Gebiete gewährleistet nur der Determinismus den inneren Zusammenhang zwischen dem Menschen und seinen Willenshandlungen und liefert damit die Basis für die moralische und strafrechtliche Zurechnung. Er lehrt, daß die Erkenntnis der geistigen Gebundenheit an Ursachen und der specifischen Wirkungsweise gewisser Faktoren zwar nichts an der Gebundenheit ändert, wohl aber an den Ursachen, indem sie — die Erkenntnis — selbst als Ursache zu dem schon vorhandenen Komplex hinzutritt und dadurch zu dem beabsichtigten Zweck der Erziehung und Besserung beisteuert. Bei solcher Auffassung kann auch niemand einem thatenlosen Quietismus verfallen, sobald er sich vergegenwärtigt, daß jede seiner Handlungen, jeder sittliche Aufschwung, jede vernünftige Sorge um die Zukunft zwar aus Ursachen notwendig hervorgeht, aber selbst wiederum zur Ursache wird, welche die Zukunft gestalten hilft. In diesem Sinne ist jedermann wirklich „seines Glückes Schmied".

Diese Ergebnisse sind bedeutend im Vergleich zu der Unfruchtbarkeit des indeterministischen Standpunktes, aber sie sind zu gering, um auf ihnen allein eine Weltanschauung zu erbauen. Die einseitige Betrachtung des Kausalitätsgesetzes führt nämlich zu einer leblosen, mechanistischen Auffassung des Weltprozesses, wenn nicht die Zweckbeziehung alles Geschehens, die Finalität, hinzukommt. Der Nachweis ihrer Berechtigung ist nicht die Aufgabe dieser Arbeit; es mag in dieser Beziehung der Hinweis genügen, daß das „Warum", von welchem wir ausgingen, nicht nur ein rückwärtsgewandtes „Woher", sondern auch ein vorwärtsschauendes „Wozu" enthält. Sobald wir aber den Zweckbegriff mit der Kausalität in Verbindung bringen und aus seiner weiteren Kombination mit dem Gottesbegriff erschließen, daß dem Weltprozeß ein einheitlicher Plan mit einheitlichem Ziel zu Grunde liegt, so erscheint die Kausalität in ihrer formellen Beziehung als das ausführende Organ des Planenden und ihrem materiellen Inhalt nach als der lebendige Ausdruck seines Willens, als Entwickelungsprozeß auf jenes Ziel hin. Von diesem Standpunkt aus kann vieles begreiflich werden, worüber die Kausalität allein keine Auskunft giebt. Unter anderem eröffnet er uns eine versöhnende Perspektive, insofern als Krankheit, Elend und Sünde nicht mehr bloß als Wirkungen bestimmter Ursachen erscheinen, sondern zugleich als die notwendigen Entwickelungsstadien für den Fortschritt. Diesem aber wird sich niemand und nichts entziehen können, wenn er im Weltplan beschlossen liegt.

Digitized by Google

Ruine Stahremberg.

Aus den Umgebungen Wiens.

Von

Eduard Zetſche.

IV.

Je weiter man auf dem Streifzuge durch die voralpinen Regionen Niederöſterreichs nach den ſüdöſtlichen Grenzlandſchaften vordringt, deſto auffallender wird wieder der große Reichtum des Landes an alten Burgen, ſo ſehr, daß oft genug die Wanderung von Berg zu Berg von ſelbſt auch zu einer ſolchen von Burg zu Burg wird. Einſt gegen ſiebenhundert an der Zahl, fällt der Ausbau der allermeiſten dieſer Feſten in jene wundervollſte Zeit unſeres deutſchen Mittelalters, das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert, die zugleich die beiden herrlichen Dynaſtien der Hohenſtaufen und der Babenberger, die ideale Blüte des Rittertums, und jene Minnepoeſie umfaßt, an der unſer Stamm einen ſo überwiegenden Anteil hat, daß man wohl ſagen darf, die bajuvariſch-öſterreichiſche Litteratur ſei damals die deutſche Litteratur geweſen. Und der „wonnigliche Hof zu Wien“ wetteiferte in ihrer Pflege mit der thüringiſchen Wartburg, unſere deutſche Oſtmark aber hatte damals keinen anderen als den klaren Beruf: eine „Vormauer des Reiches“ zu ſein.

So deckte denn auch eine doppelte Burgenreihe die Landesgrenzen nach Nord, Oſt und Süd gegen Böhmen und Ungarn (ſpäter auch gegen die Türken), der „große Nordwald“ oben, das Hochgebirge im Süden halfen verſtärkend und

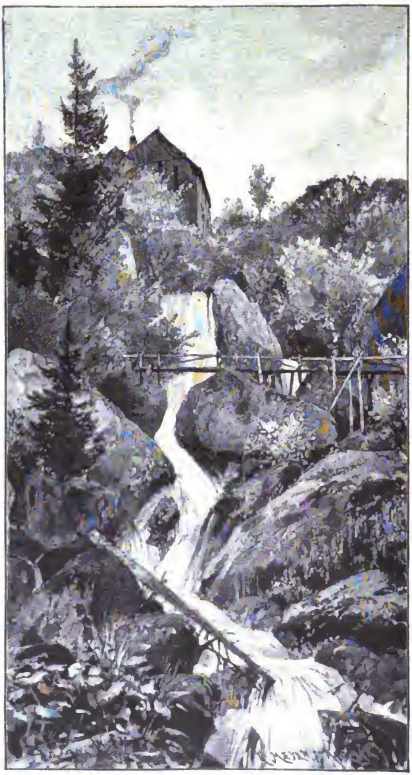
Digitized by Google

ergänzend mit. Das Ausſehen dieſer Burgen, freilich nicht mehr in ihrer frühmittelalterlichen Geſtalt, aber doch noch in der Zeit der Türkenkriege, iſt uns glücklicherweiſe durch ein Bilderwerk überliefert, das eben noch vor dem zweiten großen Türkenſturm von 1683 entſtand, der ja nicht wenigen dieſer Bauten das Leben koſtete. Es iſt das zweibändige: „Controfee und Beſchreibung aller Stätt, Klöſter und Schlöſſer, wie ſie anjetzo ſtehen in dem Erzherzogthum Unter-Oeſterreich. Hervorgebracht im Jahr 1672 durch G. M. Viſcher, nied. oeſterr. ſtändiſcher Chorographus und Topographus." Die einleitende Widmung an ſeine Gönner iſt eine jener heute weſentlich erheiternd wirkenden Prachtblüten des barocken Schwulſtes, in welchem damals unſere gute deutſche Mutterſprache zu prunken hatte: Sie hebt an mit dem Lobe der „Frau Geographia" und „ihrer erzeigten Tochter, die annehmblichſte Topographiam": „Unter denen edelſten Wiſſenſchaften, mit welchen die Gelehrte Welt gleichſamb als einer hellleuchtenden Cron umgeben pranget und dardurch den ſterblichen Menſchen die Porten zur Unſterblichkeit ihres Nahmens preißwürdigſt öffnet, hat noch jeder Zeit ihren darunter verliehenen Sitz herrlich gezieret, mächtig erweitert und allen andern den Sieg

Gutenſtein.

Digitized by Google

zweifflich gemacht die alleredelste Geographia mit dero unterhabenden Speciebus und berühmtesten Nachhang. Diese ists, welcher die vornehmbsten Philosophen und Scribenten ihre Namen und ingenia unterwürffig gemacht und umb



Die Mirafälle.

diſe Königin zu freyen ſich hauffenweiß angeſtellet."

Dieſer niederöſterreichiſche Stiliſt und Geograph ſchreibt aber noch ſehr wohl aus einem großdeutſchen Gefühl heraus, wenn er weiterhin „Teutſchland" rühmt, das noch „allezeit Meiſter und trewe Patrioten gefunden habe, welche ſowol das gantze Syſtema Teutonicum, als alle Glieder desſelben ihrer Feder und Penſel gewürdigt, und damit in dem Europäiſchen Götter-Chor die Teutſche Huldgöttin recht annemblich und liebreitzend gemacht". Und in der ſchönſten Bildersteigerung kommt er dann auf ſein Land zu ſprechen, indem er ſchließt: „Wie man das edelſte Teutſchland für die hohe Königstochter erkennen und verehren muß, die mit dem römiſchen Adler gleichſam beſtändig vermählt und zum Zeichen dieſer hohen Trauung den oeſterreichiſchen Diamant an ihren herrlichen Fingern ſchimmern ſieht, ſo mögen wir unter den geſchmückten Gliedmaßen diſer teutſchen Königin den edelſten und lebhafftiſten Sitz und die gezierteſte Wohnung des Hertzens zueignen dem geliebten und gelobten Erzherzogthum Oeſterreich." In dieſer bildlichen Darſtellung des Austriæ modernæ nun ſehen wir die Burgen desſelben noch in ihrer vollen wuchtigen Wehrhaftigkeit, hoch ummauert, turmreich, mit Graben und Zugbrücken, den „Mordgalerien" und „Pech-

Digitized by Google

Die „Hohe Wand".

nasen" — Bezeichnungen, die so anschaulich und bei aller Ungemütlichkeit doch nicht humorlos klingen — aufragend über den sturmfreien, d. h. völlig baumlosen Abhängen. Und doch wird man sich beim Betrachten dieser offenbar pedantisch getreu wiedergegebenen, vielfach nüchtern-starren Architekturen nicht selten bei dem Geständnisse überraschen, daß die heutigen — Ruinen derselben für den malerischen und poetischen Sinn wenigstens reizvoller erscheinen. Der schöne Bergwald, der nun zumeist Fuß und Mauern der letzteren umrauscht, ihre hundertfach gebrochenen Linien und Formen, das Durcheinander von Verfall und Erhaltung, das Bild des Kampfes zwischen der siegreich vordringenden Natur mit dem einst so trotzigen Menschenwerk — das versetzt eben die Phantasie in Schwingungen, die manches ebenso alte, wohlerhaltene und dabei — glatt übertünchte Schloß nicht hervorzurufen vermag. Man wandelt eben geteilten Herzens durch solche Räume, denn alle die schönen dichterischen und malerischen Anregungen verdankt man ja demselben Verfall, den man gleichzeitig so sehr beklagt. Da man aber andererseits nichts weniger wünschen kann als sogenannte Restaurierungen oder Wiederherstellungen dieser alten Bauten — die doch stets nur zu kalten Architekturexempeln werden —, so bleibt um so lebhafter das Verlangen nach Erhaltung wenigstens des gegenwärtigen Bestandes derselben. Und zwar gewiß nicht nur aus lyrischen Gründen, sondern auch der Förderung eines eben in unseren Tagen wieder häufig angerufenen Sinnes wegen, der ohnedies schwer genug gedeihen will auf einem Boden, der einen so häufigen Wechsel in den leitenden „Missionen" an sich zu erleben hatte: des historischen Sinnes. Und für denjenigen vollends, der eine Schilderung dieses Bodens versucht, bieten diese immer wieder eigenartig individualisierten Stätten und ihre Erlebnisse einen Stoff, der neben den landschaftlichen Eindrücken ebenso dankbar und gewiß noch wirkungsvoller erscheint. Denn das Bild einer schönen Ferne oder eines kühlen Waldgrundes, die Gespräche mit einem Bächlein oder der Fund einer seltenen Orchidee — alle

Digitized by Google

diese sanften und tiefen Freuden der Natur, die wir doch so lieben — was wollen sie bedeuten gegenüber weltgeschichtlichen Erschütterungen, den Thaten oder Schicksalen großer Menschen! Und die Erinnerung an solche knüpft sich oft genug auch an die vielumstrittenen Burgenreihen unserer Ostmark.

Im Pielingthal.

Die Landschaften an der oberen Pielsting (ihr Unterlauf gehört der Ebene an) zeigen ganz den Charakter der Kalkzone: dunkle Nadelwälder, zackige Felshöhen und steile Wände, enge von Wassern durchbrauste Schluchten (Klammen), in die hoch herein die Mauern gebrochener Burgen sehen, hier Gutenstein, weiter drüben Scheuchenstein und Schrattenstein; es sind Bilder voll Ernst und Größe, oft düster und phantastisch. Was natürlich nicht hindert, daß entlang dem Laufe des Flusses so moderne Dinge wie Eisenbahnzüge, Fabrikindustrien und Sommerfrischen den Thalboden beleben. Den Eingang zu demselben beherrscht, oder vielmehr beherrschte einst die Burg Stahremberg, die größte des ganzen Landes, das gewaltigste Beispiel einer jener Burgen, die wir eben allgemein zu schildern versuchten: Schicksalsreich, erst Grenzburg des Reiches gegen Osten, dann Lieblingssitz der Babenberger, angefüllt mit Quadertürmen, Kapellen und Prunkgemächern im romanischen, gotischen und Renaissancestil, Architekturen, deren Festigkeit und edle Schönheit noch immer nicht ganz zerstört ist — ungeachtet erst der habgierigen Verwüstung, dann der Verwahrlosung, denen sie seit langen Decennien anheimgefallen sind. Die mächtigen und reichen Herren von der Traisen, altbayerische Adelige, sind die ersten Besitzer der Gegend, als der stattlichste und zugleich letzte derselben ragt die Gestalt Adalrams v. Waldeck auf, den Schuld und Unglück, die Ermordung seines Onkels, die Untreue seiner Ehefrau Richinza bestimmten, seinen ganzen reichen Besitz der Kirche zu widmen und schließlich selbst als Laienbruder in die von ihm gestiftete Propstei Seckau einzutreten. Nach ihm errichtete Markgraf Ottokar v. Steiermark Stahremberg „vom grünen Wasen auf", und die bald folgenden Babenberger Herzoge schmückten die Burg mit jener Zahl von vornehmen romanischen Bauten, deren Reste noch heute bewunderungswürdig sind, so den Palas und die Rundkapelle mit dem Prachtgefüge ihrer Quadern, die J. v. Zahn (in seinem wertvollen Buche über die drei Burgen Hernstein, Stahremberg und Emerberg, dem wir mehrfach folgen) einen Bau „von geradezu klassischer Einfachheit und Schöne" nennt. Friedrich II., der Streitbare und Letzte der Babenberger, weilte am häufigsten hier oben, teils aus Vorliebe, teils gezwungen während seiner zahlreichen Zwistigkeiten bald mit den Bürgern Wiens, bald mit seinen Adeligen, endlich mit Kaiser Friedrich II., der 1237 den Herzog ächtete, selbst ins Land kam und Wien „auf ewige Zeiten und unwiderruflich" in des Reiches Herrschaft aufnahm. Die Bürger der nahen „allzeit getreuen" Wiener-Neustadt jedoch lehnten die angebotene gleiche Ehre für ihre Stadt ab, und mit ihnen vereint schlug der Herzog sogar das deutsche Reichsheer unter Konrad von Nürnberg; erst 1239 kam durch Vermittelung der Friede zu stande.

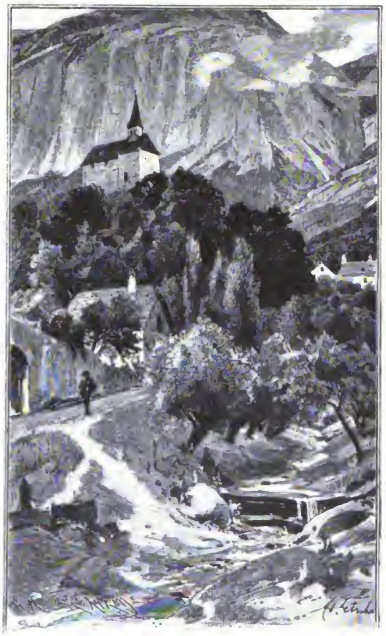
Von der Höhe des gewaltigen, ringsum mit Pechnasen bewehrten Streitturmes sieht man über dunkelnde Waldrücken hinaus in die dämmernde Ebene, damals so oft überbraust vom Ansturm der Magyaren, der „Pest des Reiches"; gegen sie fiel Friedrich der Streitbare, noch im Tode siegreich, 1246 in der Schlacht an der Leitha. Die an so viele Burgen geknüpfte Sage von großen in ihnen verborgenen Schätzen, sie wird bei Stahremberg zur wohlbeglaubigten Thatsache — ebenso allerdings auch deren bereits erfolgte Wiederbehebung. Denn eben das fest wie für die Ewigkeit gefügte Quadergewölbe der Kapelle barg einstmals den

Digitized by Google

Hausschatz und das Familienarchiv der Babenberger, und wesentlich ihretwegen hatte Friedrich noch vor seinem Tode die Burg der Obhut des vertrauenswürdigen Deutschen Ordens übergeben. Stahremberg erfreute sich denn auch alsbald des lebhaftesten Interesses weiterer Kreise, vom Papste zu Rom bis zum gesamten Adel des Landes, den der Streit um die babenbergische Erbfolge in zwei Parteien, eine deutsch-kaiserliche und eine böhmisch-päpstliche, geteilt hatte. Die sogenannte Reimchronik des steirischen Ritters Ottokar (v. Horneck), diese so lebendig sprudelnde und nur selten getrübte Quelle für die Geschichte jener wildbewegten Zeiten, giebt kein übles Bild von dem Treiben um die so wünschenswerte Burg. Die Herren Adeligen, sagt er: „erczürnt daz, daz der munich so lange saz ze Starchenberch auf der veſt" und des Schatzes „phlag mit besicht und mit hut", und ob sie gleich mit Drohungen, „mit listen und mit craft an dem guten house lagen", so war es doch nutzlos, der pruder (Rasco) blieb dabei: „ez war zu fru" zur Übergabe. Schließlich ward es jedoch durch päpstliche Vermittelung „getaidingt also, daß der dewtsch Herr gab das hous und das gut", welches letztere nun unter die drei Babenbergerinnen: Margarete, Gertrud und Konstanze geteilt wurde. Wieder folgten zwei große Dynastien rasch in der Herrschaft über Stahremberg, Ottokar von Böhmen, unter welchem treue böhmische, und Rudolf von Habsburg, unter dem gut deutsche Ritter auf die Burg gesetzt wurden, so die „schwäbischen Herren" Eglolf v. Schellenberg und Burghardt v. Ellerbach. Aber die große Zeit für Stahremberg war dahin. Nur ab und zu weilte ein junger Herzog (Albrecht V.) auf dem Schlosse oder „ain Fürstin von Oesterreich ritt nach Stahremberg und Gutenstein an das gejaid". Erst 1577 gelangte nach einer langen Reihe von Pflegern und Pfandinhabern das aus dem Odenwalde stammende Geschlecht der protestantischen Herren v. Heußenstein für fast zweihundertvierzig Jahre zur Herrschaft über die Burg. In jener Zeit (1574) spielte sich auf Stahremberg eine nicht allzu tragisch verlaufene Teufelsbeschwörung ab, deren „kurtze, wahrhafftige und summarischer weiß beschriebene Historia" drei Auflagen erlebte. Die leidende Heldin, eine Dienstmagd, war zu Graz, durch den Widerstreit des alten und des neuen Glaubens in ihr, verwirrten Sinnes geworden „oder sie that so", wie ein skeptischer Berichterstatter einfügt, und führte sich nun bald christlich, bald unchristlich auf, hatte zweierlei Wesen und Stimme, eine männlich grobe, „schnoflete und haiserе", mit der sie fluchte, Kneiplieder und Gassenhauer sang und über die katholische Religion schimpfte, und eine „kleine", weiblich-sanfte, mit der sie tugendhaft sprach, betete und über den Grazer Prädikanten klagte. Auch Krämpfe, die Gabe zu weissagen und mehrere Sprachen zu verstehen, stellten sich zur rechten Zeit ein. Der Kunst des leitenden Operateurs, eines Wiener Jesuiten, gelang es natürlich bald, vier Teufel zu vertreiben, die mit ausgiebigem Gestank von Pech und Schwefel abgingen — das Titelbild des Büchleins zeigt deutlich, wie Rauch und vier geschwänzte und geflügelte Drachen dem Munde der Besessenen entfliegen — allein es waren natürlich noch mehr drinnen, die denn auch durch Verstärkung der Beschwörungsdosis, dreißig an der Zahl, binnen zehn Stunden zum Entweichen gebracht wurden. Der Ort, wo solches „in beysein vieler vom Adel und anderer ehrlicher Leut" geschah, war die Annenkapelle des Schlosses, die zweite, gotische. Sie steckt heute bis an den Hals in Schutt und Trümmern, über denen sich nur — ein feiner und betrübender Anblick — die bloßgelegten Steinrippen des Gewölbes noch fest zusammenschließend, gleich einer Krone, erheben. Die Klagen über den Bauzustand des Schlosses werden aber schon von 1526 an, wo das „Stoss ganz paufellig" genannt wird, zu einer regelmäßig wiederkehrenden Post in der Wirtschaftsgeschichte desselben. Bald heißt es

Digitized by Google

nur: „In der Schloßkapellen macht der Wind dem geschmelzten Glas täglich mehr Schaden“, bald (1594) etwas radikaler: „Man sei im Schlosse seines Lebens nicht mehr sicher, es müsse über Kurzem zur Halbscheid, wenn nicht ganz einfallen.“ Ein Erdbeben, Kriegszeiten, ein zündender Blitz — das „Wildfeuer“, wie ihn ein sinnvoller alter Ausdruck nennt — kamen weiterhelfend dazu. Endlich verließ die Herrschaft das Schloß, und nun erst machten die geldgierigen Pächter dasselbe (um 1800) vollends zur Ruine. Aber auch mit ihr wird der betrachtende, studierende und sinnende Wanderer von heute nicht so bald fertig, so mannigfach fesselnd ist noch immer ein Entdeckungsgang durch diese gigantische Trümmerwelt. Da birgt ein Hofraum mit hoher Zackenmauer den farbigen Riesenschlot der Küche, über dicht grünendem Schlinggewächs aufragend; schöne Rundbogenfenster und eine ungemein zierliche Säule im Palas, das geheimnisvolle Dunkel der vielumworbenen romanischen Schatzkapelle erinnern wieder an die Babenberger — dazu heult eben der Sturm um die alten Mauern und Türme, abwechselnd fliegen tiefe Wolkenschatten und helle Sonnenlichter über Schloß und Landschaft, und man sieht das alles mit Gedanken, die weit ab liegen vom Leben des Alltags und mit dem Wunsche, wie schön es wäre, wenn der Ehrgeiz bestände, von dieser denkwürdigen Stätte zu erhalten, was eben noch zu halten ist.



Kastellkirche zu Maiersdorf.

Wir sind etwas lange an den Mauern Stahrembergs hängen geblieben, aber erstens haben dieselben wirklich vielerlei erlebt, wovon wiederzuerzählen uns nicht unberechtigt erschien, und dann ist so manches in ihren Schicksalen typisch für eine ganze Reihe von Schlössern im Lande, mit denen sie so oft dieselben Herrengeschlechter als Besitzer und schließlich dieselbe Art der Verödung gemeinsam haben. Vieles von dem Gesagten gilt so auch von der Ruine des Schlosses Gutenstein, die einige Stunden flußaufwärts inmitten der schönsten Berglandschaft liegt. Es hat aber doch wieder einen Namen besonders für sich, als Lieblingsaufenthalt des deutschen Königs (oder wenn

Digitized by Google

Emmerberg.

man will: des Gegenkönigs) Friedrichs des Schönen, des ritterlichen Besiegten in der Mühldorfschlacht und Gefangenen auf der Trausnitzburg, der 1330 zu Gutenstein starb, bald gefolgt von seiner durch Krankheit und Schmerz erblindeten Gemahlin Elisabeth von Arragonien. Das Schönste an der Burg selbst ist heute die wilde Poesie ihrer Lage und die Verwegenheit des Baues inmitten hoher, jäh abstürzender Felsklippen und dunkler Föhren über der engen Klamm der Steinapiesting. An das wohnliche Thal von Gutenstein, an den villenreichen Ort selbst, ist aber für gewiß lange Zeiten ein Name aus unserem guten neunzehnten Jahrhundert geknüpft, der des genialen und unglücklichen Dichters Ferdinand Raimund. Im nahen Pottenstein, in dessen Nähe er sich auch ein Landhaus gekauft hatte, endete er bekanntlich auf tragische Weise und gewaltsam ein Leben, das er nur allzu getreu nach seinem Lieblingsworte: „Ein tief Gemüt bestimmt sich selbst zum Leid" geführt hatte. Über seine dramatischen Dichtungen, wie „Der Verschwender", „Der Alpenkönig und der Menschenfeind", so erschütternd durch ihren Tiefsinn und wieder von so beglückender Heiterkeit, über seine volksmäßigen Lieder, die überall gesungen werden, hat beinahe die schönsten Worte des Lobes ein so fremder Mann wie Heinrich v. Treitschke geschrieben. Das Denkmal Raimunds, errichtet „von seiner Freundin A. W." (Antonie Wagner), steht, von zwei Linden überschattet, im kleinen Friedhofe des Ortes am Fuße jenes schönen Klosterberges, der landschaftlich wohl den köstlichsten Schmuck des ganzen Thales bildet.

Schon unterwegs und mehr noch auf der Höhe desselben, um Servitenkloster und Wirtshaus, erfreut das helle Grün der prachtvollsten Linden und Buchen, doppelt erquicklich inmitten der weithin alle Höhen dieser Kalkregion bedeckenden ernsten Nadelwälder. Freundlich ge-

Digitized by Google

bahnte Wege führen nach allen Seiten der Berghochfläche hin zu schönen Ausblicken; der schönste derselben ist wohl der „Kreuzweg", dessen Stationen aber für den ihnen Folgenden keineswegs solche der Buße, sondern des reizvollsten Naturgenusses werden; denn über die Fichtenwipfel und durch die überschlanken Stammreihen der Rotföhren sieht mächtig groß und ganz nahe gerückt der Schneeberg, seine volle Breitseite darbietend, herein, noch in den Maitagen leuchtend und gleißend im Silber seines winterlichen Kleides. Im Hochsommer, als wir ihn zuletzt sahen, ist die Wirkung seiner Größe mit dem rötlichen Grau der Wände und dem warmen Weiß der Geröllfelder eine ruhigere, aber nicht minder sichere. Friedlich hinwandelnd erreicht man den freien Felsvorsprung mit der letzten der Kapellen, und die Inschrift derselben: „O Mensch, bete und arbeite!" liest gewiß auch der momentan nur spazierengehende Mensch schon in einer Stimmung, die man wohl auch eine gute und andächtige nennen darf. Am Wege stehen aber bereits die ersten Cyklamen neben den letzten Orchideen, jenen hochständigen, dunkelvioletten und köstlich duftenden, die denn auch odoratissima heißen; die Wälder sind schon schweigsamer geworden, noch aber ist hier oben die Zeit der Lindenblüte. Zurückzukehren in ihren Duftbereich, in der Schattenkühle eines dieser Baumpatriarchen beim Frühschoppen zu sitzen, zeitweilig aufzublicken in das goldbiggrüne, hochgewölbte Laubdach über unseren Häupten und dem summenden Getön der unzähligen honigsammelnden Bienen zu lauschen — man kann den Besuch des Klosterberges nicht richtiger beschließen.

Doch auch an weitergesteckten lohnenden Zielen ist für den Wanderehrgeiz kein Mangel vom Piestingthale aus. Die Felsengen der Steinwandklamm, die Wasserfälle der Mira, in zweiundzwanzig Absätzen herabkommend, bieten, zumal im wasserreicheren Frühjahr, ganz prächtige Bilder kampfesfreudigen, tosenden und schäumenden Lebens, und die trefflich angelegten Stiegen und Brücken des Wiener Touristenklubs führen uns so recht keck und sicher mitten durch dasselbe hindurch. Mancher einsam schöne Waldgraben endlich leitet empor zu den fernhinblickenden voralpinen Höhen des Unterberges (1341 Meter) und der Hohen Wand (1045 Meter), beide unschwer bezwingbar; zwei Bergindividualitäten, die sich in ihrer gründlichen Verschiedenheit auf das interessanteste ergänzen; der erste einen Rundblick fast ausschließlich über Wäldermassen und Hochgipfel bietend, die weit vorgeschobene „Wand" dagegen von ihrer Höhe aus das Bild der reich belebten, endlos hinausziehenden Ebene entrollend.

„Hohe Wand" und „Neue Welt".

Das Nebenthal des Miesenbaches, das uns ins Gebiet der „Hohen Wand" führt, ist mit seinen schönen Bäumen, Felswänden und blumigen Abhängen, den lustigen Mühlrädern und stürzenden Wassern reizend genug für die Heimat eines Landschaftsmalers, der denn auch hier in dem trefflichen Meister Friedrich Gauermann geboren wurde, seine besten Studien malte und wieder zur ewigen Ruhe ging; eine Bergstufe höher neben dem alten Kirchlein von Scheuchenstein liegt sein Grab. Hier oben ist es noch viel schöner. Auf das idyllische Bergnest, das so weich gebettet inmitten von Linden- und Obstbäumen, von üppig wogenden Getreidefeldern und Wiesen liegt, sieht der wuchtige, dunkelbewaldete Felskörper der Hohen Wand fast drohend herab. Auf einer isolierten grauen Kalkklippe steht, gerade noch sichtbar, ein schmaler Mauerrest, das letzte Stück der Burg Scheuchenstein. Die Zeit, da auch sie eine und zwar wirkliche Drohung bildete, ist aber schon lange vorbei. Bereits 1524 wird sie als „ödes Schloß" genannt, das wahrscheinlich schon im fünfzehnten Jahrhundert gebrochen wurde, als eine jener Festen, in welchen sich während der heillos verworrenen Regierungsjahre Kaiser

Digitized by Google

Friedrichs III. (IV.) die „Brüder" eingenistet hatten, eine Raubrittervereinigung unter dem Herrn Hans Kling. Auch wer heute den Schenchenstein zu erklimmen versucht, erkennt bald, daß er durch Lage und Bau einst geradezu das Ideal eines uneinnehmbaren Raubnestes dargestellt haben muß. Ringsum düsterstarrende Kalkwände und Nadelwälder; ein abenteuerlich aufragender Felskopf, auf drei Seiten geschützt durch eine tiefeingeschnittene Klamm, trug die teilweise in den Stein gemeißelte Burg. Wie sie gebaut und geschützt war, wie sie belagert und genommen wurde, das erzählt ein Abschnitt in Michel Beheims kulturgeschichtlich wertvollem „Buch von den Wienern" (1462 bis 1465) in einem Deutsch, das in der allgemeinen Verschlechterung der Zeiten just auch nicht besser geworden ist, sehr redselig, aber doch lehrreich und anschaulich. Auch er schildert den „schenchenstain" als äußerst ungemütlich, als „ein vest, daz weder zu schiessen noch zu sturmen waz", es lag viel zu hoch:

Für angst, arbeit und grause
Was es gleichwol ein hauze.

Das Thor schützte ein tiefer Graben mit einem „Schreckzann", „hart danach ein teich — mit quellendigem Wasser reich". Darüber erhoben sich nun ein erstes, zweites und „das dritt gesloss" mit starken Türmen „für große schuß und harten sturm, gefaßt in den stain, zehen und zwainzig klafftern hoch und wol zwaier klafter dicke", zu oberst aber:

Hinter dem thurm im Fels zuleczt
Was die vierdt und erst die recht vest.

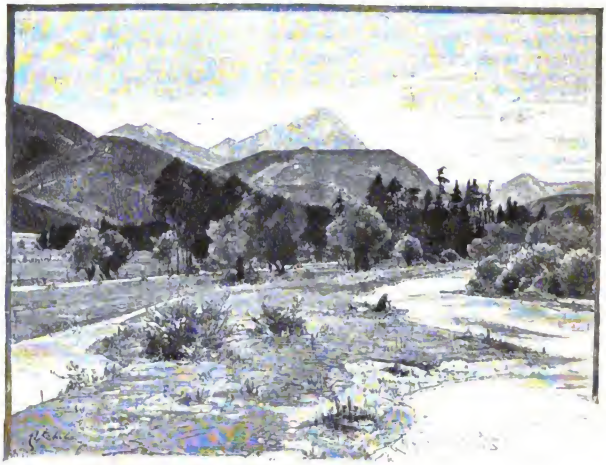
„An püchsen und gezeug" hatten sie vor der Burg: „ain halb zentnerin, ein viertail puchs, zwuo hauffnicze, höcken, hantpuchsen, armbrusten". Mancher Sturm, der „wol vir stund het gewert", ward vergebens versucht; „große wurffstain, klocz und pfeil — sah man fliegen an einer zeil — als wenn der schaur von himmel felt", ebenso manche List, indem die Belagerer des Nachts große Feuer mit dickem Rauch anzündeten und an denselben hin und her marschierten, wobei:

sie erhuben ein lauez geschrai,
mit juchiczen und mancherlai,
es durcheinander brauset,
als weren ir vir tausez.

Endlich gelang es, einige der Vorwerke (taber) zu stürmen, worauf die eigentlich führerlosen Raubgesellen — denn Hans Kling war fern — die Burg gegen freien Abzug „bis über die tunaw" übergaben.

Die breite Hochfläche der „Wand" deckt schöner Wald; seine Durchquerung erst führt an jene Seite des Berges, die mit der stundenlang hinziehenden Flucht ihrer steil abfallenden Felswände das Bild desselben zu einem so auffallenden macht. Schon die alt überlieferte Meinung des Volkes sieht in dieser „hohen" oder auch „langen Wand" das Ufer eines einstigen Sees, nach dessen Durchbruch und Ablauf eben der Boden einer „neuen Welt" bloßgelegt wurde; ja, sie spricht sogar von Stellen in jenen Wänden, an welchen — auch sehr: einst — Eisenringe zum Festlegen der Kähne eingerammt waren. Seltsamerweise knüpfen sich gerade an diese sogenannte „neue" Welt eine Fülle von Denkzeichen aus den allerältesten, ja den vorgeschichtlichen Zeiten. Abgesehen von den Fischen und Schnecken jenes Ursees, die sich heute auf allen Steigen zur „Wand" in schönen Abdrücken und Versteinerungen finden lassen, weisen die wahrhaft kaiserlichen Sammlungen des Wiener Hofmuseums eine Zahl von gebuckelten Goldscheiben, von Armspangen, Nadeln und Figuren aus Bronze keltischen Ursprungs auf, die diesem Boden entstammen. In den Steinbrüchen der Gegend wurde schon unter den Römern im zweiten Jahrhundert gearbeitet, und in der Chormauer der schönen alten Kirche zu Muthmannsdorf findet man einen Grabstein aus derselben Zeit eingemauert mit einer einfachen „Familiennachricht", der nun die nachdenkliche Anteilnahme von Lesern so viel späterer Zeiten gesichert ist und bleibt, auf welche die Urheber derselben schwerlich mehr rechneten. Der Stadtrat M.

Digitized by Google



Die Semmering-Berge.

Ulpius Verus von Carnuntum und seine Gattin Lucilla setzten ihn ihrem fünfjährigen Söhnchen Ulpianus. Der hochgelegene Ort Maiersdorf endlich, der sich mit seinem üppiggrünen Baumschmuck so angenehm lebhaft gegen die grauen Felsmauern der hohen Wand abhebt, besitzt in seiner weithinblickenden Kirche eine ganz besondere Seltenheit. Sie stellt sich dar als der in ein Gotteshaus umgewandelte Bau eines frühmittelalterlichen Kastells, das schon 1128 im Besitz eines adeligen Geschlechts erscheint und auf dem um 1365 Seibot v. Meiersdorf, „Burggraf auf dem Stain“ („Stein“ bekanntlich gleichbedeutend mit Burg) saß. Nach ihm erfolgte etwa 1379 die Umbildung, an der man noch heute wohl den Streitturm, die wenigen und kleinen Fenster und insbesondere die hoch über dem Erdboden angebrachte steinerne Rundbogenpforte mit dem Ansatze der einstigen (abwerfbaren) Holztreppe erkennt. Der einfache Bau prangt noch im verwetterten Gelbgrau der riesigen Quadern, aus denen er gefügt ist, er darf (erfreulicherweise) nicht überstrichen werden, zum nicht geringen Leidwesen der Maiersdorfer, die gleich den meisten Landleuten und nicht wenigen ihrer guten Pfarrherren keine größere Freude kennen, als ihre altehrwürdigen Kirchen durch immer wieder erneute Auflagen von Kalktünche zu „verschönern“.

Am jenseitigen Bergrande der „neuen Welt“, Maiersdorf gegenüber, erhebt sich das alte Schloß Emmerberg, einmal der starke Hüter der Thalpforte (durch die einst auch der sagenhafte See abfloß) — heute natürlich eine Ruine seit den Tagen der schlecht wirtschaftenden Henßensteins, welche die Burg zugleich mit Stahremberg besaßen. Es heißt schon im Jahre 1682, als vor dem nahenden zweiten großen Türkeneinfalle die „Zuflucht-sstätten“ für das Landvolk gemustert wurden, wenig tröstlich von unserer Burg, sie habe „drei Thor, deren Kheines ver-

Digitized by Google

wahrt" und sei „übrigens ein altes baufelliges gemeur, ohne Dach und Gang, wurde grossen Kosten bederffen alles zu repariren, wehre dannoch einiger gewald zu wiederstehen nicht Bestandt". Der Ruhm des Schlosses ist gebunden an den seiner ersten Besitzer, der Truchsesse von Emerberg, gewaltigen Recken, sämtlich Berthold geheißen. Sie fochten im Gelobten Lande, in Preußen, Friaul und Ungarn, und Berthold IV., der Berühmteste, reitet natürlich auch — wie fast der ganze Adel des Landes jener Tage — durch das Buch des Liechtensteiners, den „Frauendienst". Ulrich schildert dabei dessen Wappen: „diu banir die was silberwiz — darin ein ember vol mit fliz — was gesniten, der was plâ" — und der Buneiz, den die zwei Herren gegeneinander bestanden, war schön und lang, „das feuer aus beiden helmen sprang" — nie wurde ein besserer Tyost geritten — wie der Dichter wieder einmal hinzufügt. Am bekanntesten jedoch war der Name des vierten Berthold geworden und lange im übelsten Sinne geblieben durch seine angebliche Teilnahme am Morde König Ottokars in der vielentscheidenden Schlacht am Marchfelde (26. August 1278). Diese Blutschuld, ihm wesentlich zugeschrieben durch eine falsch gedeutete Stelle in der Schilderung des steirischen Reimchronisten, hat die neuere Forschung von unserem ja sonst so tadellosen Ritter weggewälzt und dafür auf einen steirischen Neffen desselben, den Uffo von Emerberg, übertragen.

Noch wäre eine Reihe von uralten Orten am Saume dieses erinnerungsreichen Thalbodens zu nennen, bald mannigfach, bald, wenn durch nichts anderes, so doch durch ihre Namen — bekanntlich vielgedeuteten Dingern — interessant, deren allmähliche Wandlungen und deren alter Sinn, durch vertrauenswür-

Burgkapelle von Vöslenhof.

dige Wissende dargelegt, auch dem weniger gelehrten Freunde der Heimat manchen ungeahnten, naturvollen Reiz ent-

Digitized by Google

hüllen.* Wie hübsch ist doch bei der heute in waldüberrauschten Trümmern liegenden Burg Schrattenstein der Anklang an die Schratte, die altgermanischen Waldgeister, oder wieder die Ableitung Würflachs, das am Ausgang der Klamm „zu unserer lieben Frau Tritt" liegt, von dem alten „wirbilaha", das ein Wirbelwasser bedeutet, sowie die Schwechat des Wienerwaldes drüben die (aus dem Waldgebiete) „Hervorströmende", „suehhäntä" ist. Und nicht ohne einiges Erstaunen wird man die heutigen Ortsnamen dieser Gegend: Dreistätten, Enzersfeld, Hernstein auf die etwas länglichen alten: Tragebotinsteten, Engilshalkesvelde und Herrandstein mit ihren drei guten männlichen Taufnamen zurückgeführt sehen.

* * *

Von der Ruine Schrattenstein führt ein wieder durch die Hand des Touristenklubs rot markierter Waldweg aus dem Bannkreise der „Neuen Welt" hinaus, neuen Bergen und Burgen der südöstlichen Voralpen entgegen. Immer noch herrschen Kalkstein und Nadelwälder, und auf einer Wanderung, die man etwa über Stixenstein, Vöstenhof und Pottschach nach Steyersberg unternimmt, sehen in die bescheidenereu Landschaften dieser Übergangsregion von drei Seiten grüßend und lockend herein die gewaltigen Bergkörper der Hochalpen, der Rax und des Schneeberges, die reizvoll gegliederte und sich emporgipfelnde Gruppe der Semmeringberge mit der beherrschenden Aussichtswarte des Sonnwendsteins, und von drüben die Höhen der sogenannten „Buckligen Welt". Die vier eingangs genannten Namen bedeuten ebensoviele Burgen, die man diesmal ausnahmsweise nicht Ruinen nennen darf. Ohne etwas Besonderes erlebt zu haben, sind sie doch durch das Malerische ihrer Bauten oder ihrer Lage so anziehend, daß man sie wohl besuchen soll. Ein intimer behaglich stiller Föhrenwaldgraben führt nach Vöstenhof, einem verwetterten tiefgrauen Renaissancebau über mittelalterlichen Vorwerken, auf denen hohes Blütengras und Obstbäume stehen. Im Inneren erfreuen und — betrüben zugleich ein feines Portal und eine edelgeformte Kapelle, denn alles verfällt, ja ist bereits aufgegeben; doch wohnt noch ein Förster in der Burg, und der Besitzer, Graf Hoyos, hält in rühmenswerter Weise hier (wie auf Gutenstein) noch die Dachungen aufrecht. Die Hoyos sind auch, und zwar schon seit dreihundert Jahren, die Herren des nahen Stixenstein, dessen erste Erbauer die Stüchse von Trautmannsdorf im dreizehnten Jahrhundert waren.

Nach Steyersberg hin geht es erst über das rasch strömende Alpenwasser der Schwarza, die später als Leitha zur Grenze wird zwischen den beiden nach ihr so geschmackvoll benannten Staatshälften „Cis"- und „Transleithanien", dann hinauf und hinab durch trockene Nadelwälder; etwas eintönig, aber mit rasch wieder tröstenden Rückblicken auf das immer mächtiger emportauchende Halbrund des Gebirges, dem sich nun auch das Prachtriff der „hohen Wand" angeschlossen hat. Steyersberg überrascht gleich sehr durch Umfang, Vielgestaltigkeit, treffliche Erhaltung und die herrliche Baumnatur, aus der es aufragt. Seiner Abgelegenheit verdankt es neben seiner Unversehrtheit wohl auch den nahezu vollkommenen Mangel an größeren — bekanntlich oft sehr aufregenden und schädlichen — Erlebnissen. Die Welthistorie weiß nichts von solchen zu erzählen, und über seine Privatgeschichte hat das angeblich sehr reiche Schloßarchiv noch nicht zu sprechen angefangen. Es ist aber bereits jahrhundertelang im Besitze einer sehr interessanten Adelsfamilie, die seit dem frühen Mittelalter in der Gegend ansässig ist, der Grafen von Wurmbrand-Stuppach. Das Wappen derselben belehrt auch über den Ursprung ihres

* So durch Richard Müller in den trefflich geleiteten „Blättern des Vereins für Landeskunde von Nieder-Österreich".

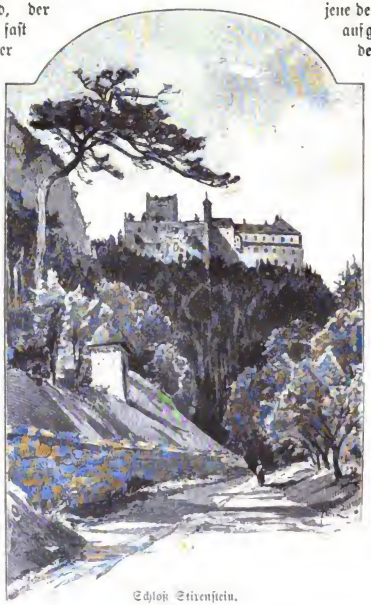
Digitized by Google

Schloß Liechtenberg.

Namens, es zeigt im silbernen Felde einen schwarzen, stachelschwänzigen, gekrönten Lindwurm, dessen Rachen von einem brennenden Pfahle durchstochen ist, anknüpfend an die That eines namenlosen Ahnherrn, der, sagen wir im Jahre 1000, die Schnee-

Digitized by Google

berggegend im allgemeinen — in welcher es noch heute einen „Lindwurmgraben“ giebt — und eine schöne Gertrude von Traisheim im besonderen von jenem Untier befreite. Die Devise des Wappens aber lautet: „Ich mein's!“ und ward eingefügt nach jener schon einmal erwähnten Schlacht bei Mühldorf (des Jahres 1322), in welcher die Blüte des österreichischen Adels neben Friedrich dem Schönen focht: so zweiundzwanzig Trautmannsdorfe, die Herren von Traun, Wallsee, Pillichsdorf, und auch ein Wurmbrand, der sich löwenkühn fast bis über die Dauer der Schlacht hinaus verteidigte, bis man ihm endlich zurief, er habe nun genug für seine Ehre gethan, worauf er stolz — und offenbar auch einsichtsvoll — erwiderte: „Ich mein's!“ und sich ergab. Noch so mancher Recke oder anderweitig begabte Männer gingen im Laufe der Jahrhunderte bis auf unsere Tage aus dem Geschlecht der Wurmbrande hervor: Hof- und Staatsmänner, Genealogen, Naturforscher und Feldherren. Einer der letzteren, Graf Melchior, focht in den ewig denkwürdigen Tagen des großen Religionskrieges mit Tausenden seiner adeligen, bürgerlichen und bäuerlichen* Landsleute unter den Fahnen Gustav Adolfs gegen die Kaiserlichen für die protestantische Sache, und sein Schloß Juleta stand sehr fern von Steyersberg hoch oben im schwedischen Norden.



Schloß Stixenstein.

In der „Buckligen Welt“.

Wieder eine Bezeichnung, die, wie leicht erkennbar, nicht in der Gelehrtenstube, sondern draußen im Volke entstanden ist, die aber ebenso wie jene der „Neuen Welt“ auf geologische Gründe zurückzuführen ist. Diese gegenwärtige „Welt“ stellt sich dar als ein Gewühl von mäßig hohen Bergbuckeln, deren runde Formen eben nicht mehr dem Kalkgebiet, sondern der Grauwacke und den krystallinischen Schiefern der Central-Alpenzone angehören. Mit ihrem endlosen Wechsel von Höhen und Tiefen vermag sie dem Wanderer schon einige Geduldproben aufzuerlegen, aber gerade dieser bringt auch wieder einen neuen Reiz

* Bekanntlich wiesen auch die Fahnen der „christlich-evangelischen“ Armee im oberösterreichischen Bauernaufstande von 1632 die schwedischen Farben: Blau-Gelb.

Digitized by Google

mit sich, der in dem Gegensatze liegt zwischen frei schweifenden Blicken über groß angelegte Fernen und dem intimen Behagen an heimlichen Thalgründen. Soeben noch hat es oben das Auge hinübergezogen nach den Gestalten des hohen Gebirges oder nach dem tiefblau, fast wie das Meer des Südens heraufschimmernden Bande der steirisch-ungarischen Ebene, und schon geht es wieder hinab in einen Waldgraben, in dem ein Bächlein murmelt und die Amsel flötet. Feste Burgen und feste Kirchen wie Edlitz und Bromberg aber giebt es hier noch mehr denn bisher; alles in der Gegend jedoch, Berge, Burgen und Menschen, setzt sich in demselben Charakter noch weit über die bald erreichte magyarische Staatsgrenze fort. Denn diese „bucklige" Bergwelt sinkt nur sehr allmählich zum ungarischen Tieflande herab, ihre Bewohner sind auch drüben immer noch Bajuvaren, und deutsche Eisenritter erbauten die riesenstarken ungarischen Grenzburgen, so Schlaining, auf dem der berühmte Andreas Baumkircher saß, und Landsee, von dem ein Erzherzog von Landesêre auch zu den Rittern von des Liechtensteiners Tafelrunde gehört. Das Land weit in der Runde ist eben uraltes, das heißt tausendjähriges deutsches Kulturgebiet, und es sind nicht gerade heitere Gedanken, in welchen man den Blick auch nach jenen „Komitaten" hinaussendet, die einst als „fränkisches Pannonien" dem Reiche angegliedert waren.

Mit einigen schön und kühn geformten Berghöhen, auf welchen die beiden Nachbarburgen Pitten und Sebenstein thronen, hebt die „Bucklige Welt" in der prächtigsten Weise an, von der man aber doch zugleich sagen muß, sie schmücke sich dabei noch mit fremden — Steinen, denn diese kecken Felshöhen bedeuten den letzten Aufschwung, den die Region des Kalksteines

Kirche von Edlitz.

hier, schon jenseit des Pittenflusses, nimmt. Pitten, der Ort und die Burg über ihm, können ein paar geschichtliche und dichterische Worte von imponierendem Alter für sich anführen. Der erstere wurde einst, großartig genug, „mater civitatum Noriei", die „Mutter der Städte", allerdings nur für Noricum, genannt, und für die Burg giebt es eine Stelle im Nibelungenliede, wo es vom „künen Sintram" heißt:

er hatt bei Ötterlant
ein hus an Ungarmarke stat,
Pütten noch den namen hat.

Digitized by Google

Mit jenem „Hus“ haben wohl die Mauern, die heute auf dem Pittner Berge stehen, nicht einen Stein mehr gemeinsam

geb. v. Weißpriach, ein zweites besagt, daß — wie schön bezeichnend — das Herz der Elisabeth von Sachsen hier bestattet

Pitten.

und gewiß nicht allzuviele mit der Burg der karantanischen Markgrafen, vor der sich die Ungarn so manchesmal, am ausgiebigsten im Jahre 1042, blutige Köpfe holten. Die bereits arg zerfallenen Türme und Bastionen rühren von Werken aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert her, die sich rühmlich gegen die Türken bewährten. Damals war die Burg, ebenso wie Landsee, im Besitz der evangelischen Freiherren von Tenfl, die drüben in dem kleinen Winzendorf, am Saume der Neustädter Ebene, ihre Familiengruft hatten. Das Innere des Kirchleins dort (von außen abscheulich „verschönert“) erfüllt noch heute gut protestantische Luft, wenn man die zahlreichen, vielfach künstlerisch wertvollen Marmordenkmale betrachtet, welche die Wände bedecken. Eines derselben zeigt das wahrhaft lieblich individualisierte Bildnis der Frau Susanne ist, der Gemahlin des in Neustadt als Gefangener weilenden Herzogs Johann Friedrich II. Ihr Leib, sie starb 1594, liegt in Koburg. Einige andere der Steine gelten den Herren von Tenfl, einer auch jenem Erasmus, der 1552 in türkische Gefangenschaft geriet und, weil er nicht Mohammedaner werden wollte, zu Konstantinopel „erpamblich niedergehauen“ wurde. Er war auch „hungarischer obrister Feldhauptmann der geringen Pferdt“ — ein Ausdruck, der sich anfangs wie eine gröbliche Nichtbeachtung der Herren Reiter liest, ehe man bedenkt, daß die damit offenbar gemeinte „leichte Reiterei“ ja auch heute noch in deutschen Landen als „Chevauxlegers“ bezeichnet wird — was aber natürlich in der artig verschleiernden französischen Sprache etwas ganz anderes ist.

Unter den zahlreichen Ruinen dieses

Digitized by Google

Gebietes, von welchen wir noch im hiſtoriſchen oder im lyriſchen Tone berichten könnten, iſt wohl Thomasberg die formenreichſte, von den wohlerhaltenen Schlöſſern: Krumbach, Feiſtritz, Sebenſtein, zweifellos die letztgenannte baulich die ſchönſte von allen. Vom älteſten, nun von üppigem Epheu umwachſenen Burgteile ſteht ungebrochen nur noch der gigantiſche Bergfried aufrecht, der den ziervollen Renaiſſancebau des Neuſchloſſes von 1604, ein Werk der Königsberge, beherrſchend hoch überragt. Sein Inneres birgt eine Sammlung von Waffen und Harniſchen mit Stücken von wohl zu reſpektierendem Werte, ſchöne Tartſchen, Prachtrüſtungen von mailändiſcher und deutſcher Arbeit, ungariſche und türkiſche Waffen. Jetzt fürſtlich Liechtenſteiniſch, war Sebenſtein zu Anfang unſeres Jahrhunderts im Beſitz eines Herrn von Steiger, unter welchem hier die „Ritter von der blauen Erde“ zuſammen kamen, ein Bund von vollendeter Harmloſigkeit, der ſich begeiſtert der Pflege mittelalterlich-vaterländiſchen Weſens ergab. Die einſt noch reichere Sammlung des nahen Schloſſes Feiſtritz kann der wißbegierige deutſche Reichsbürger nun in ihrem beſten Teile weſentlich näher im — Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg bewundern, das denſelben etwa vor Jahresfriſt um eine ſchöne Summe Geldes erwarb. Mehr noch denn früher verlegt ſich der Feiſtritzer Schloßkaſtellan jetzt dem verehrlichen Reiſepublikum gegenüber auf die Erklärung der reichlich vorhandenen „Raritäten“ mit

Burghof von Thomasberg.

Digitized by Google

Schloß Sebenstein.

jener wohleingefahrenen Beredsamkeit, die vorwitzige oder gar zweifelnde Zwischenfragen ruhig zu überhören versteht. So giebt es denn hier einen Dante aus Baumrinde neben einer Flucht nach Ägypten aus carrarischem Marmor, versenkbare Altäre aus der Zeit der Christenverfolgung, und Ritterbetten mit Rokokoschnörkeln, Bildnisse der zweiten Frau von Julius Cäsar und von Martin Luthers „Nonne und vermeinter Ehefrau Katharina Bohra". Auch eine „eiserne Jungfrau" wird gezeigt mit dem ganzen unterirdischen Apparat der heiligen Feme und ihrer schreckhaften Gerichtsbarkeit — und wer etwa das Gruseln vor diesen zu ihrer Zeit gewiß nicht ganz gemütlichen Dingen gründlich verlernen will, der braucht nur in Feistritz die Naivetät anzusehen, mit welcher man sich dort in den zwanziger Jahren deren Einrichtung dachte und herstellte.

Ungeachtet dieser Romantik von Feistritz und der Schönheit Sebensteins bekennen wir doch unsere Vorliebe für das eigenartig düstere und eigenartig belebte Thernberg im nahen Schlattenthale. Auf steiler Bergeshöhe entsteigt sein Doppelschloß dem dunklen Nadelwald, ein blitzendweißer neuerer Bau überragt von einer tief altersgrauen wuchtigen Ruine. Die letztere, mit ihrem Thurmungetüm, den steinernen Rundpförtlein, schmal und niedrig selbst für den Modernen, geschweige denn für den einst Geharnischten und Geziemierten, den nicht nur eisengrauen, sondern auch eisenfesten Zinnen und Mauern, alles eng auf steiler Felshöhe konzentriert und streng für die Verteidigung gedacht, ist eine der ältesten Burgen im Lande; ihr Bau, von seltener Unberührtheit, wird für das elfte Jahrhundert angesetzt. Es ist hübsch, daß die Gelehrten den Namen Thernbergs von tarni, terni, dunkel, ableiten, denn dunkel wie seine Mauern und die Wälder ringsum, sind — wenigstens

Digitized by Google

Auf Schloß Tonradl.

für uns — auch seine Schicksale in jenen frühmittelalterlichen Tagen; die Geschichte schweigt fast völlig von ihnen. Erst im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert erscheint die Burg im Besitze einer nicht unberühmten Familie, der reichen und leidenschaftlich den Protestantismus fördernden Herren von Tonradl, deren Burgen denn auch im Dreißigjährigen Kriege als die eines Glaubensgenossen von den

Digitized by Google

Schweden geschont wurden. Und wieder etwas wesentlich Neues erlebte sie, als die große Kaiserin Maria Theresia zu ihren Füßen das nüchtern vornehme Neuschloß erbauen ließ, das sie dem Baron Meußhengen als Geschenk übergab. Im Jahre 1807 erwarb der vielgeliebte, volksfreundliche Erzherzog Johann, der spätere Reichsverweser, die Herrschaft Thernberg, die ihm mehr und mehr zu einem Lieblingssitze wurde, für eine Reihe von Jahren, die er freilich lieber inmitten einer großen fruchtbringenden Thätigkeit verlebt hätte denn hier in diesem stillen Bergwaldwinkel. In einem vor kurzem erschienenen interessanten Buche des Professors Franz v. Krones: „Tirol 1812 bis 1816 und Erzherzog Johann von Österreich“ (Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchhdlg.) kehrt der Name Thernberg unzählige Male wieder, als der des Ortes, von welchem ebensoviele Briefe, Tagebuchblätter und Denkschriften des Erzherzogs datiert sind, und nach dem er sich immer wieder zurückzog oder zurückziehen mußte, wenn er sich in Wien Ärger oder neue Enttäuschungen geholt hatte. Der Prinz, keine staatsmännische Größe, aber eine gefühlswarme, optimistische Natur, erfüllt von dem lebhaften Wunsche, Großes und Gutes zu wirken, wollte damals namentlich sein heißgeliebtes Tirol der napoleonisch-bayerischen Fremdherrschaft durch einen neuerlichen, von ihm zu leitenden Aufstand entreißen — ein Wunsch, dem die kalte Staatsraison Metternichs, das unbesiegbare Mißtrauen und die Eifersucht des Kaisers Franz so andauernd widerstrebten, daß der immer wieder hingehaltene Erzherzog das Land seiner Sehnsucht erst nach achtundzwanzig Jahren wieder betreten durfte. Und in diesen Kämpfen und Intrigen, die neuerlich die so tiefe Unersprießlichkeit jener „patriarchalischen“ Zeit darlegen, ist Jahre hindurch unser Thernberg der Mittelpunkt, nach dem die Mitglieder des „Alpenbundes“ und so viel Napoleonhaß und Tirolerbegeisterung gravitieren.

Schloß Thernberg.

Digitized by Google

Seit dem Jahre 1828 gehört Schloß Thernberg dem Fürsten Liechtenstein, dem Besitzer so vieler Schlösser, daß er unmöglich alle bewohnen kann. Von da an blieb Thernberg nicht dem Verfall, wohl aber der Verödung überlassen, nur mehr bewohnt von Dohlen, Fledermäusen und einigen Molchen im Steinbecken des Brunnens, dessen Plätschern in der großen Stille des Schloßhofes mehr wie ein melancholisches Schluchzen klingt. Seit ein paar Jahren jedoch unterbricht wenigstens für die Monate der Sommerszeit das regste Leben die träumerische Verlassenheit des Schlosses. Der Verein für Ferien-Kolonien, dem der edle Sinn des Fürsten Thernberg für dessen Zwecke überlassen hat, bringt dann einige Scharen von blassen Stadtkindern herauf, die hier wieder Frische und Gesundheit erlangen sollen und auch erlangen. Die Predigten und theologischen Streitbüchlein der evangelischen Prädikanten, die unter den Tonradls, die Staatsschriften und Instruktionen, die zur Zeit des Erzherzogs Johann auf Thernberg gediehen, sie haben nun recht harmlose Nachfolger gefunden in den „Diktandoheften", Bilderbogen und „Strnwelpetern", die in diesen Ferienwochen hier auf allen Tischen umherliegen; und die gute Burg oben ist richtig in ihren alten Tagen zur Kinderwärterin (oder „Graueltante"?) geworden. Gewiß aber ist es ein reizvoller Anblick, das junge Volk zu sehen, wie es sich, umgeben von köstlichem Harzduft, von Laubschatten und Sonnenschein, jubelnd der glücklichen Gegenwart erfreut, und wieder hoch oben die schweigsamen altersgrauen Mauern, ein Gegensatz, der doch auch tiefer bedeutsam ist, denn es ist der von Zeiten, die bei aller Verschiedenheit doch ein Gemeinsames haben: dort in eine Vergangenheit weisend, von der wir nichts mehr — hier in eine Zukunft, von der wir noch nichts wissen. Und so gelangt man denn auch von diesem bald umschriebenen Bilde an jene geheimnisvollen Grenzen, über die ja schließlich auch der gewaltigste Stoff, der größte Geist nicht mehr mit Sicherheit hinwegkömmen.

Digitized by Google

Virzalt.

Novellette

von

E. Mentzel.

Der Morgenwind weht über die Höhen des Maines und spielt im Wandern mit jeder Blume, jedem Blättchen, jedem Halme. Majestätisch und schön wie das Auge Gottes glänzt die Sonne über uralten Eichen, während im ersten Grün der Wiesen tausend und abertausend Tautropfen blitzen. Es ist ein herrlicher Maimorgen heute, im Jahre des Heils 1442. Wohin man blickt, duftet und blüht es, wohin man horcht, zwitschert und flüstert es von wonnigem Glück. Alle Geschöpfe atmen Freude; nur ein junges schönes Weib scheint ausgeschlossen zu sein. Auf einsamer Höhe unweit Seligenstadt am Maine steht sie und schaut voll heißer Sehnsucht nach der Richtung hin, wo hinter dem blauen Dufte des Morgens die Turmspitzen der alten Wahl- und Krönungsstadt Frankfurt zum Äther emporragen.

Die Frau war in tiefes Sinnen versunken. Sie schien es gar nicht zu merken, daß immerfort heiße Thränen aus ihren sanften blauen Augen über die blassen Wangen rannen. Erst als dicht neben ihr eine Lerche sich aus grüner Furche laut schmetternd zum blauen Himmel erhob, fuhr sie zusammen und langte nach einem kleinen Bündel, das neben ihr im Grase gelegen hatte. Sie löste dessen verknotete Zipfel, nahm ein weißes Tüchlein, das sie bisher geschont hatte, heraus und knüpfte es über das eng anliegende miederartige Leibchen. Obgleich es ihr eine Wohlthat war, die schweren dunkelblonden Zöpfe frei den Rücken hinabhängen zu lassen, schlang sie dieselben doch jetzt kranzartig um den fein geformten Kopf. Dann zog sie die gelockerten Bänder der groben Arbeitsschürze fester und kühlte sich das schöne, aber verhärmte Antlitz in einer nahen Quelle, die unter blühenden Büschen zwischen zusammengefügten Steinen hervorsprudelte.

Anmerkung: Virzalt = verurteilt, verdammt.

Digitized by Google

Vollkommen harmlos geschah dies alles. Hatte doch die junge Frau keine Ahnung davon, daß seit einer Weile nur ein Stückchen von ihr am Waldesrande ein blonder Geselle hinter einer mächtigen Eiche jede ihrer Bewegungen mit trunkenen Blicken verfolgte.

Dieser junge Mensch, der ziemlich keck dreinschaute, war von absonderlichem Aussehen. Er trug ein verschabtes ledernes Wams, hohe Stulpenstiefel, sein kleiner mit einer Feder geschmückter Hut saß schief auf dem struppigen Blondhaar. War er ein lustiger Abenteurer, wie deren viele auf den Höhen des Freigerichts umherschweiften? war er ein Ritter, der in der Fehde die Waffen verlor und auf einsamen Wegen die Heimat wieder zu erreichen suchte? Man hätte den hübschen Gesellen seiner geschmeidigen Gestalt und seines feinen Gesichts wegen schon recht gut für einen Abkömmling aus edlem Geschlechte halten können, wäre nicht ein eigener lauernder Zug, der seinen von einem blonden Bärtchen bedeckten Mund umspielte, der Zeuge eines unstäten Lebens gewesen.

* * *

Als die Frau ihren Anzug geordnet hatte, sah sie noch einmal sehnsüchtig nach Frankfurt hinüber. Dann wandte sie sich schnell um und bog in den absteigenden Weg ein, der an der alten Abtei vorüber nach dem kleinen Städtchen führte. Kaum hatte sie ein paar Schritte gethan, als der Geselle hinter der Eiche hervortrat und ihr zurief: „Frau Agnes, eilt nit so! Verzieht eine Weile, ich hab Euch frohe Botschaft zu melden."

Heftig fuhr die Angeredete zusammen, als habe sie plötzlich eine Viper gestochen. Dennoch blieb sie wie gebannt stehen, während in ihre blassen Wangen das Blut schoß und ihre Brust ungestüm auf und ab wogte. Langsam schaute sie sich um und fragte bitter und drohenden Blikkes: „Was habt Ihr? Wollt Ihr mich selbst im Unglück noch verfolgen?"

Der Gesell schüttelte lachend seine blonde Mähne und trat näher an sie heran. „Nein," sagte er, „nein, Frau Agnes, das will ich nit. Ich weiß ja am besten, daß Ihr Meister Kochs ehrsame Hausfrau bleibt, auch wenn sie Euch hundert Meilen weit von Frankfurt verbannen. Da kann kein Ritterbürtiger anlanden, geschweige denn ein arm Gesindlein wie ich bin."

„Laßt Eure dreisten Reden, Henne Konze!" versetzte die Frau herb. „Sagt kurz, was Ihr von mir wollt!"

„Nix, gar nix!" gab der Angeredete heiter zurück. „Ich hab Euch ja schon gesagt, daß ich Euch frohe Botschaft bringen will."

„Ihr mir?" rief Frau Agnes bitter, wobei es um ihre schöngeschwungenen Lippen zuckte; „wie könnt Ihr mir Frohes melden, Ihr, der so viel schweres Leid in mein Leben gebracht und mir alles geraubt hat: Liebe und Freiheit, Glück und Heimat!"

Alle Schelmerei floh bei diesem Ausbruch bodenlosen Wehs aus dem lustigen Gesicht des Burschen. Statt dessen trat wehmütiger Ernst in seine Züge. Er neigte den Kopf und sah beschämt zu Boden wie ein Schuldiger. „Es ist wahr, das hab ich alles gethan," gestand er mit der Offenheit eines Kindes; „aber es reut mich jetzt, Frau Agnes, es reut mich wahrlich von Herzen, und ich will's auch wieder gut machen!"

„Das ist nit wieder gut zu machen, nie mehr! Ihr wißt das so bestimmt wie ich. Auf Euer falsches Gerede hin, das Ihr mit Eurer verleumderischen Zunge gar klüglich in den Schenken und Bürgerhäusern aus Haß gegen mich ausgebreitet habt, bin ich nun einmal als Zauberin von einem hohen ehrsamen Rat aus Frankfurt verbannt worden — ach, und keine Macht der Erde bringt mich zu meinem Mann und zu meinem lieben Kinde zurück! Es ist ein furchtbar Schicksal, und furchtbar ist's auch, daß ich Euch, den Unheilstifter, in meinem Unglück noch einmal von Angesicht zu Angesicht sehen

Digitized by Google

muß!" Heiße Thränen stürzten der Verbannten aus den Augen, ihr Atem flog wie der einer Fiebernden. Am ganzen Körper bebend, lehnte sie sich erschöpft an einen nahen Baumstamm, um nicht umzusinken.

Voll Mitleid sah Henne sie eine Weile an, dann entgegnete er: „Ja, ja, Ihr habt recht, Frau Agnes, ich bin ein elender schlechter Mensch und nit wert, daß Gottes Sonne noch so hell auf mich herabscheint. Was damals in mich gefahren ist, als Ihr an jenem Samstag Abend auf meinen kecklichen Ansturm den Hammer in der Schmiede gegen mich erhoben habt, das weiß ich nit, aber ein guter Geist ist's sicher nit gewesen. Schnell hatt ich vergessen, daß Eure Mutter meinen alten Vater und mir gar manche Wohlthat erwiesen hat, als wir zwei noch zusammen auf der Frankfurter Messe die Laute schlugen. Wahrlich, nit eher vermocht ich in meiner Rachlust Ruhe zu finden, bis ich den dummen Weibern aufgebunden hatte, daß Ihr das Mannsvolk durch einen Zauber an Euch binden und mit Teufels Hilfe noch manche gefährliche Kunst ausführen könntet."

Frau Agnes richtete sich stolz auf, sah den jetzt wieder begehrlich zu ihr aufschauenden Gesellen verächtlich an und rief gereizt: „Warum soll ich in Euren Worten all die Schmach noch einmal erleben? Es ist eine Lüge, Ihr habt mir keine frohe Botschaft zu bringen, wollt Euch aber an meinem Jammer noch weiden! O, ich kenne Euer boshaft Gemüt! Von wahrhafter Reue wißt Ihr nix, was Ihr redet, ist eitel Trug! Der Böse regiert ja allzeit Euren Sinn!"

Henne zuckte die Achsel und lächelte verschmitzt, daß seine weißen Zähne blitzten. „Freilich, unrecht habt Ihr nit, schöne Frau," gestand er freimütig. „Einen Teil von meiner armen Seel hat der Teufel immer ganz gewiß; aber das soll ja bei allen Musikanten so sein! Mit gutem Vorsatz hab ich hier oben auf Euch gewartet, weil ich nach langem Forschen endlich erfahren hab, daß Ihr in jeder Früh aus dem Dorfe dort über die Höhe wandert, um drunten in Seligenstadt tags über bei den Bauern zu schaffen. Das Beste lag mir auch noch im Sinn, wie ich mit Euch zu reden begann, aber als mir vorhin das Zusammentreffen in der Schmiede im Gedächtnis aufstieg, da ist die böse Lust wieder kommen und hab ich unwillkürlich denken müssen, warum mir's damals nit geglückt ist, Euch nur ein einzigmal recht fest an mein Herz zu drücken! Auch alleweil spür ich's wieder, daß Ihr eine gar mächtige Hex seid, wenn auch Eure Zaubergewalt einen ganz anderen Grund hat, als die hochweisen Frankfurter Ratsherren, Euer ehrsamer Ehemann und die dummen Weiber glauben!"

Frau Agnes hatte bis dahin in steigender Erregung an den Baum gelehnt dagestanden, jetzt nahm sie alle Kraft zusammen, warf dem dreisten Gesellen einen verächtlichen Blick zu und ging ihres Weges weiter, ohne ihn noch eines Wortes zu würdigen.

Henne aber sprang ihr schnell nach und trat gerade vor sie hin, so daß sie ihm in dem schmalen Wege kaum ausweichen konnte. Der dämonische Zug war plötzlich aus seinem Antlitz verschwunden, er machte einen treuherzigen, ja fast unschuldigen Eindruck, als er jetzt zu ihr emporsah und mit bebender Stimme sagte: „Ganz so schlecht bin ich doch nit, wie Ihr glaubt, Frau Agnes! Am wenigsten aber bin ich's in diesem Augenblick, in dem der gute Geist schon wieder Meister über meine arme Seel worden ist. Bei dem allmächtigen Gott, es ist mein heiliger Ernst, ich will mein Unrecht sühnen, will meine schwere Schuld wieder gut machen!"

Der Ton dieser Worte traf die unglückliche Frau im tiefsten Herzen. Auch Hennes Blick bahnte sich Weg zu demselben. So sehr sie ihm grollte, sie konnte ihn doch nicht mehr hart ansehen und erwiderte ruhig: „Was hilft der beste Wille, wenn ihm die That nit folgen kann!"

„Sie soll es!" rief Henne so laut, daß

Digitized by Google

es durch den stillen Wald hallte. „So gewiß meine Reue aufrichtig ist, so gewiß sollt Ihr in zwei Tagen bei Eurem Mann und dem lieben Kleinen sein. Nur zweifelt nit fort und fort an mir und reizt mich nit dadurch, daß Ihr mich so verächtlich anschaut! Sonst, wahrlich, könnte der Böse gar leicht die Herrschaft über mich gewinnen und meinen Entschluß zu nichte machen!"

Frau Agnes dachte an ihren Mann, an ihren Erstgeborenen, der die Mutter so sehr entbehrte. Alles, was zu ihrem stillen häuslichen Glücke gehört hatte, trat vor ihr geistiges Auge. Die heißeste Sehnsucht überkam sie aufs neue, das so jählings Verlorene nach vier qualvollen Wochen endlich wieder zu gewinnen. Der schwache Hoffnungsstrahl, der jetzt in ihr grambeladenes Herz fiel, zauberte ein Lächeln in ihr Antlitz und gab den blauen Augen einen milden gewinnenden Ausdruck. „Wenn Ihr mir aus meiner Not helfen könnt, so thut es, Henne, und säumt nit. Dann will ich auch alles vergeben und Eure Arglist zu vergessen suchen. Doch wie wollt Ihr solch ein Wunder vollbringen?"

„Wunder thun nur die Heiligen allein, und Ihr wißt, Frau Agnes, daß ich leider nit in ihrer Gnade stehe. Ich aber will auf ganz einfache natürliche Art Euch helfen! Könnt Ihr Euch denn gar nit denken, wie Ihr wieder frei werden sollt?"

Sie schüttelte heftig den Kopf, er aber fuhr staunend fort: „So habt Ihr noch nit gehört, daß König Friedrich heute mit großem Gefolge an Seligenstadt vorbei zur Wahl nach Frankfurt zieht?"

Die junge Frau entgegnete hastig: „Nein, Henne, nein! Ich arbeite den ganzen Tag, rede kaum mit einem Menschen, woher soll mir solche Kunde werden? Doch was hat des Königs Einzug mit mir gemein? Wenn Ihr wähnt, mich mit dem Gefolge einschmuggeln zu können, dann irrt Ihr sehr! Meine selige Mutter hat mir immer erzählt, wie stark die Thore und Wälle besetzt waren, wenn ein König in Frankfurt seinen Einzug hielt."

„O, ich will Euch auch nit durch die Wachtrotten der Stadtthore schmuggeln, Frau Agnes! Am hellen Tage sollt Ihr frank und frei in Eure Vaterstadt und Euer Heim zurückkehren! Habt Ihr denn vergessen, daß der König bei seinem Einzug allen denen die Rückkehr nach Frankfurt erwirken kann, die um eines Frevels willen vom Rate aus der Stadt verwiesen wurden? Und, was der König wünscht, das ist ein Befehl, dem die hochweisen Stadtväter nicht widerstreben können."

Diese Mitteilung wirkte überwältigend auf die Verbannte. Sie faltete die Hände und sagte bewegt: „O mein Gott, daran hab ich nicht gedacht!"

„Hört weiter!" fuhr Henne fort. „Ich bin gestern zur Nachtzeit beim Meister Heinz gewesen, hab ihm meine Schuld gestanden und ihn in meinen Plan eingeweiht."

„Ihr wart bei meinem Mann?" rief das junge Weib, am ganzen Körper bebend. „Wie geht es ihm, was macht mein liebes Kind?"

„O, sie sind alle beide gesund und jetzt auch wieder froh! Der Meister ist mit meinem Plan einverstanden und zählt die Stunden, bis er Euch wieder in seine Arme schließen kann."

Frau Agnes war so ergriffen, daß sie sich auf einen moosigen Hügel niederlassen mußte, der die hohe Wurzel eines alten Eichbaums überdeckte. Eine kleine Weile trat der Gedanke an die heiß ersehnte Freiheit in den Hintergrund ihrer Seele, und sie fragte staunend: „Mein Mann hat Euch verziehen, Henne? Das hätt ich nimmer von ihm geglaubt!"

„So leicht ist's ihm auch nit worden, so leicht nit!" erklärte der Angeredete spöttisch. „Erst hat's ausgesehen, als ob er mir meinen armen Schädel mit dem großen Hammer zertrümmern wollt; aber, wie Ihr seht, ist's zum Glück doch so weit nit kommen! Ich hab nämlich Euren ehrsamen Herrn gerad noch zur rechten Zeit darüber aufgeklärt, daß er

Digitized by Google

eigentlich ein noch schwerer Unrecht an Euch beging als ich. Warum hat er denn dem dummen Gered Glauben geschenkt? Bei Gott, ich an seiner Stell —"

„Schweigt hiervon, Henne!" rief die Frau herb. Obwohl sie ihm im Inneren recht gab und den wundesten Punkt in ihrem Herzen berührt fühlte, wollte sie doch bei diesem Menschen auf den geliebten Mann nichts kommen lassen. Sie wußte ja, daß er mit ganzer Seele an ihr hing und sich nur in rasender Eifersucht den klaren Sinn hatte verblenden lassen. Einen Augenblick schwieg Frau Agnes, weil sie ihre heftige Erregung erst bekämpfen wollte, dann begann sie wieder: „Doch sprecht endlich, wie wollt Ihr mir zur Freiheit verhelfen, Henne? Kennt Ihr vielleicht einen von des Königs Gefolge, der bei der Majestät für mich bitten kann, daß mein Name auf das Pergament der Virzalten gesetzt wird?"

„Ihr habt's erraten!" bestätigte Henne freudig. „Ja, ich kenne einen von den wichtigen Federfuchsern des Königs! In Nürnberg hat der Schreiber ein Liebchen, dem hab ich oft in seinem Namen auf der Laute eine Abendmusik gebracht und seine Gunst dadurch gewonnen. Für Euch, Frau Agnes, hab ich sie ausgenutzt und den Schreiber dahin gebracht, daß er den König bat, Euren Namen noch unten in eine Ecke auf das bereits volle Pergament setzen zu dürfen. Der Mann steht bei seinem jungen Herrn in hohem Ansehen und hat mir heute früh gesagt, daß meiner Bitte Erfüllung wurde. Seid also fröhlich und wohlgemut!"

Die Verbannte faltete die Hände und sah zum Himmel, der blau und klar durch die hohen Bäume schimmerte. „Also Gnade soll mir zu teil werden, Gnade," sagte sie überwältigt. „Obwohl ich schuldlos bin, dank ich dir doch dafür, heilige Marie, Mutter Gottes!"

Frau Agnes schöpfte ein paarmal tief Atem, als ob ihr der Gedanke an ein unaussprechliches Glück das Herz zu zersprengen drohe, und kreuzte die Arme über der Brust. Eine Weile war es so stille, daß man nur das leise Rauschen der Wipfel und den jubelnden Gesang der Vögel hörte, der die klare Luft rings umher erfüllte. Dann strich sich das junge Weib über die Augen, als ob sie sich bis eben in ein schönes Traumbild versenkt und eine heilige Pflicht darüber vergessen habe. Dem blonden Gesellen die Rechte bietend, sprach sie bewegt: „Was Ihr mir in blindem Wahn auch angethan habt, Henne, Ihr seid wohl doch kein ganz schlechter Mensch, den unser Herrgott aufgegeben hat."

Seit die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen mit Mann und Kind ihr Herz schwellte, schien Frau Agnes nur noch der Milde zugänglich zu sein. Sie sah den Menschen, den sie eben noch gehaßt hatte, jetzt mit ganz anderen Augen an. „Henne, ich will die heilige Jungfrau täglich bitten, daß der Böse in Eurer Brust bald ganz dem guten Geist unterliegen und Euch zu keiner Unthat mehr reizen soll," sagte sie.

Der Spielmann stieß ein lautes Hohngelächter aus, das Frau Agnes einen kalten Schauder über den Rücken jagte. „Spart Euer andächtig Flehen für einen besseren Zweck!" versetzte er mit einem Anflug von Spott. „Was nun einmal von Anfang an in mir steckt, dagegen hilft kein Gebet. Unser Vater im Himmel begnadigt den Teufel in der Menschenbrust nit so leicht wie der Kaiser einen armen Sünder!"

„Lästert Euch nit selbst, Henne," bat die Frau, der seine begehrlichen Augen plötzlich wieder heimliche Angst einzuflößen begannen. „Dem Herrn ist Macht gegeben über jeden Feind — ich erkenne es an meinem eigenen Geschick!"

„An mir, schön Agnes, merk ich halt etwas ganz anderes!" gab er lustigen Tones zurück. „Mit der Zauberkunst Eurer Schönheit und dem Diabolus der Begierde in meiner Brust ist nit zu spaßen! Das ist mir erst recht klar geworden, seit ich den dummen alten Weibern den Zauber Eurer Reize als Teufelsspuk und Hexenwerk geschildert, während doch der

Digitized by Google

Teufel nur in mir sein Wesen trieb, wie eben wieder. Darum wollen wir auch eilen, daß wir aus dem stillen Wald hinaus und auf die Landstraße hinab unter die Leut kommen, wo der Böse seine Macht über mich wohl schneller verlieren wird."

Frau Agnes erschrak. Schnell erhob sie sich und schritt eilend den Waldpfad hinab. Henne folgte ihr und summte eine lustige Melodie vor sich hin.

Schweigend erreichten die beiden Menschen den Ausgang des Waldpfades, der sich nahe bei der am Maine herlaufenden Landstraße lichtete. Dort, wo etwa hundert Schritte entfernt das alte Gemäuer der Abtei Seligenstadt aus blühenden Bäumen emporragte, blieb Frau Agnes stehen und sagte: „Wie es auch in Euch aussehen mag, Henne, ich kann nit anders, ich muß Euch nochmals danken."

„Laßt's lieber sein, ich kann es nit hören und verdien auch keinen Dank," gab der Spielmann zurück. „Weiß ich denn, ob mir morgen nit leid ist, was ich gestern und heut für Euch gethan hab? Ich glaub es sogar, weil der Teufel mich nach jeder Gutthat nur desto fester wieder gepackt hat. Darum muß auch alles schnell gehen, damit der Vorsatz mich nit reut, eh er glücklich vollführt ist. Morgen früh erwart ich Euch hier, damit ich Euch die ersehnte Rückkehr verkünden kann."

„Behüt Euch Gott, Henne!" erwiderte Frau Agnes. „Morgen früh gegen zehn Uhr sollt Ihr mich pünktlich hier finden. Doch das will ich Euch schon heute versprechen: wenn wir später in Frankfurt einander in den Weg kommen, sollt Ihr keinen Groll ob des schweren Leids mehr an mir merken, in das Ihr mich gestürzt habt."

„Dazu wird sich keine Gelegenheit mehr bieten," erklärte Henne bestimmt. „Wenn ich heut meine Schuld gesühnt hab, sieht man mich nie mehr in Frankfurt wieder."

„Nie mehr, wirklich nie mehr?"

„Ihr könnt dessen sicher sein und Euch im stillen einstweilen darüber freuen, Frau Agnes. Ungern scheid ich zwar von der schönen Stadt, darinnen ich von frühester Jugend an so manche fröhliche Stunde verlebt hab, aber ich spür, daß es sein muß. Nur noch eins! Mit Eurem ehrsamen Herrn und Meister, dem ich Euch vergönnen werd, solang mir das Herz in der Brust schlägt, bring ich dies Opfer! Nein, ich thu's, weil Eure Mutter selig und Ihr selbst gar oft gut gegen meinen armen Vater gewesen seid."

„Henne!" rief die Frau bewegt, „Henne, Ihr dauert mich in tiefster Seele! Zieht nit fort auf Nimmerwiedersehen, ich — ich will wie eine Schwester —"

„Zwingt Euch aus Mitleid nit zu einem Gelöbnis, das Ihr nimmer halten könnt!" unterbrach er sie hastig. „Wenn der Diabolus in mir rege wird, ist's mit der Schwesterliebe ein übel Ding."

„Kann denn gar kein treu gemeint Wort Eingang bei Euch finden?"

„O, ich hör Euch gern reden, schön Agnes!" gab er scherzhaft und doch mit einem Anflug von Wehmut zurück. „Mit Lust lauscht ich auf den Vogelgesang in Wald und Flur, doch den Klang Eurer Stimme vernehm ich noch tausendmal lieber! Allein Trost braucht mir kein Mensch zu spenden! Ich bin ein Spielmann wie weiland König David und kann den finsteren Saul in meiner Brust schon auf eigene Art fröhlich stimmen!" Henne lüftete sein Hütlein vor Frau Agnes, sah sie heiter an, als ob ihr Gespräch eben eitel Lust und Freude durchklungen hätte, und schritt den kurzen Pfad neben grünen Wiesen zur Landstraße hinunter.

Lange sah ihm die junge Frau nach, bis seine schlanke Gestalt hinter den Bäumen der Landstraße verschwunden war. Er jammerte sie, aber in Wahrheit hatte Henne doch recht. Eine Weile beschäftigte sie sich noch in Gedanken mit dem leichtgesinnten Schelm, dann verschlang das beseligende Bewußtsein, den geliebten Mann und das teure Kind bald wiederzusehen, wie ein Strom alle anderen Vorstellungen und Gefühle. Zum erstenmal nach Wochen ging Frau Agnes glückselig an ihr schweres Tagewerk.

* * *

Digitized by Google

Am anderen Morgen zog der junge König Friedrich mit seltenem Gepränge und großem Gefolge unter dem Geläute aller Glocken in die alte Wahlstadt ein. Eine halbe Meile vor Frankfurt hatten den Herrscher nach altem Brauch ein Bürgermeister und zwei Ratsmitglieder begrüßt und eine Anzahl berittener junger Patricier, die im blinkenden Harnisch und mit Federn geschmückten Helmen gar stattlich aussahen, ihm die erste Huldigung im Namen der Stadt dargebracht. Dieser Begrüßung im freien Felde folgte der Empfang am Affenthore in Sachsenhausen, wo etliche Ratsmitglieder und die vier ältesten Schöffen nach einer Huldigungsrede die Schlüssel der Stadt überreichten.

Vom Affenthore bewegte sich dann der prächtige Zug altem Herkommen gemäß zu der St. Bartholomäuskirche, in welcher der junge König dem feierlichen Hochamt beiwohnen wollte. Es war ein wunderschöner Maitag. Die vier ältesten Schöffen, ehrwürdige ergraute Gestalten, trugen den goldgestickten Himmel über dem Herrscher, der von seinem edlen Rosse die jauchzende Menge in den Straßen freundlich grüßte und in seiner jugendlichen, durch die prächtige Kleidung gehobenen Schönheit einen wirksamen Gegensatz zu den ernsten Frankfurter Ratsherren bot. Hinter dem Könige gingen zwischen zwölf starken gewappneten Leuten zwei niedere Stadtbeamte mit langen roten Stangen, an denen oben zwei Pergamente angeheftet waren. Auf diesen standen die Namen der „Virzalten", die um eines Verbrechens oder Vergehens willen aus der Stadt gewiesen waren und durch die Gnade des Königs wieder dahin zurückzukehren hofften. Es waren elf Verbannte, die 1442 beim Einzug Friedrichs III. das alte Königsrecht für sich ausnutzen wollten. Darunter befanden sich sieben Totschläger, ein Dieb, einer der im Verdachte des Ehebruchs stand, ferner einer, der um eines unbenannten Vergehens willen aus der Stadt gepeitscht worden war, und endlich Agnes Koch, des Schmieds Heinze Koch zwanzigjährige Hausfrau, deren seltene Schönheit ihr als arge Zaubergewalt zur Schuld angerechnet worden. Die Ursache ihrer Verbannung hatte wegen Raummangels nicht mehr aufs Pergament gesetzt werden können, war aber trotzdem allen Frankfurtern bekannt.

Als der junge König nach der Feierlichkeit im Dome in seiner Herberge „Zum Braunfels" auf dem Liebfrauenberge zum drittenmal durch eine Gesandtschaft des Rates begrüßt worden war, die ihm kostbare Geschenke überreicht hatte, genehmigte er in huldvoller Stimmung alle Freiheiten der Stadt und auch einige besondere Anliegen, welche die schlauen Ratsherren wohlweislich in diesem günstigen Augenblick vorgebracht hatten. Nach altem Brauche bat dann der König die Väter der Stadt für die „Virzalten" um Gnade. Ganz abgesehen davon, daß des Königs Wunsch in diesem Falle ein Befehl war, gewährten die Ratsmitglieder heute besonders gern Vergebung, weil der junge Herrscher allen ihren Wünschen ein williges Ohr geliehen hatte.

Am Abend nach dem Einzuge, als die Lautenschläger, Posaunenbläser und Trompeter dem Könige vor seiner Herberge im Namen der Stadt eine Musik brachten, beleuchtete das Feuer der Esse in Meister Heinze Kochs Schmiede einen rührenden Vorgang. Lange hielt der schöne stattliche Mann seine junge Frau, die er so sehr verkannt hatte, mit beiden Armen fest umschlungen, bis sie sich selbst gewaltsam frei machte, um zu dem schlafenden Söhnchen nebenan in die Wohnstube zu eilen.

Dann kniete sie am Bettchen des Kleinen und blickte glückselig in sein rosiges Gesicht. Heiße Thränen tropften während dessen auf des Kindes Händchen, die es im Schlummer dann und wann behaglich ausstreckte. Frau Agnes wollte ihren Erstgeborenen schlafen lassen, aber sie konnte dem heißen Bedürfnis nicht widerstehen, ihn nur ein einziges Mal ans Herz zu drücken. Nachdem sie ihn eine

Digitized by Google

Weile glückselig betrachtet hatte, hob sie ihn plötzlich in die Höhe und preßte ihn so ungestüm an sich, daß der Kleine laut aufschrie und die Mutter mit seinen schönen blauen Augen ganz verwundert ansah.

Um dieselbe Zeit, als hier in einfacher Stube zwei überglückliche Menschen vor dem Bette des Kindes innig umschlungen standen, machte Henne Konze vor der Herberge des Königs auf dem Liebfrauenberge allem Groll und allem Weh seines Herzens in kräftigen Posaunenstößen Luft. Weil er ein großer Künstler auf der Laute war, wollten es seine Genossen durchaus nicht zugeben, daß er jenes Instrument blasen sollte, allein er ging nicht auf ihre Wünsche ein, denn der Teufel hatte seine arme Seele einmal wieder ganz und war leichter mit einem festen Brustton als mit spielender Bewegung der Hand zu besänftigen.

Spät in der Nacht wanderte der Spielmann dann zur Stadt hinaus die Landstraße entlang, über die der Zug des Königs heute gekommen war. Als er auf einem hohen Punkte anlangte, wo er das vieltürmige, vom Monde hell beleuchtete Frankfurt sehen konnte, schwenkte er sein Hütlein durch die Luft und rief lustig: „Fahr wohl, schön Agnes, fahr wohl auf immerdar! Du bist wieder frei, bist glücklich, ich aber bin virzalt, virzalt fürs ganze Leben! Juchhe — juchhe!“

Die Gnade des Königs hatte nicht nur das Glück der jungen Ehegatten, sondern auch das Ansehen von Frau Agnes bei allen Freunden und Bekannten schnell wieder hergestellt. Zudem war es ja auch bekannt geworden, daß der listige Lautenschläger, dessen Zudringlichkeiten das treue Weib so strenge zurückwies, nur aus verhaltener Leidenschaft und heftigem Groll das arge Gerede aufgebracht hatte. Wie wenig sicher sich der falsche Gesell in Frankfurt fühlte, das bewies den Leuten die Thatsache, daß er aus Furcht vor der Strafe bei Nebel und Nacht aus der Stadt entflohen war.

Henne, der die Menschen kannte, hatte richtig gerechnet, als er nach der Abendmusik vor der Herberge des Königs im lustigen Kreise seiner Genossen über die schuldlos virzalte Frau Agnes und die unauslöschliche teuflische Begierde in seiner eigenen Brust Aussprüche that, die alle Musikanten oft ängstlich nach den beiden anwesenden Ratsdienern blicken ließen. Alle atmeten deshalb erleichtert auf, als Henne sich nach dem Bekenntnis seiner Schuld glücklich hinweggestohlen hatte, ohne daß die bereits weinseligen Aufseher etwas davon merkten.

Obgleich Frau Agnes vollständig gerechtfertigt war, hielten sie die neidischen Weiber doch manchmal im stillen für eine Zauberin, wenn es ihr gelang, den jäh aufbrausenden Zorn ihres Mannes durch einen milden Blick zu sänftigen oder bei einem reichen, fast geizigen Herrn, wie deren ja viele der Pferde wegen in die Schmiede kamen, für einen Armen etwas zu erbitten. Nur einer zweifelte nie mehr an ihr, der ehrsame Meister Heinze Koch selbst, der mittlerweile ganz genau wußte, daß alle Zauberkraft seiner Frau in dem Blick ihrer schönen Augen und in ihrem herzgewinnenden Wesen lag.

Frau Agnes vergaß den lustigen Henne nicht. Sie betete sogar manchmal für seine arme Seele, über die der Teufel nun einmal so leicht Macht hatte. Lange Jahre hatten die Ehegatten nichts von dem Spielmann gehört, da brachte endlich ein anderer Lautenschläger, der auf der Messe spielen wollte, dem Paare einen Gruß von dem Verschollenen. Der fahrende Musikant erzählte, daß Henne weit in der Welt herumgekommen sei und durch seine vollkommene Kunst in Städten und auf Burgen überall freundlichen Einlaß gefunden habe. Jetzt stehe er in Diensten und in hoher Gunst bei einem Herzog, der, wie Henne selbst, manchmal vom Diabolus besessen sei und mit Hilfe der edlen Musika Herr über den Einfluß des Bösen zu werden suche.

Digitized by Google

Ein dunkles Blatt aus der Kulturgeschichte Indiens.

Von

Richard Garbe.

Diejenigen Gelehrten, welche sich der Erforschung eines fremden Kulturlebens widmen, sind nicht selten von der Neigung beherrscht, den Gegenstand ihres Studiums in einem möglichst günstigen Lichte darzustellen, aus Litteratur und Geschichte das Große und Schöne herauszuheben und das Abstoßende zu unterdrücken oder wenigstens abzumildern. Wer z. B. aus dem Werke Leopold v. Schröders „Indiens Litteratur und Kultur" (Leipzig 1887) seine Kenntnisse über Indien schöpft, bekommt ein zu günstiges Bild von dem Volke und seinen Sitten im Altertum und Mittelalter. Dem Fachmann, der solch einem in Rosenfarben entworfenen Gemälde eine etwas düstere Stimmung zu verleihen bemüht ist und zu dem Zwecke die Schäden des Volkes darstellt, wie sie sind, wird leicht ein Mangel an Enthusiasmus für das von ihm erwählte Forschungsgebiet vorgeworfen; aber sehr mit Unrecht. Ein socialer Organismus wird dadurch nicht uninteressanter oder des Studiums unwerter, daß seine Seele seit den Zeiten der Kindheit unheilbar erkrankt ist. Ich glaube deshalb keiner Rechtfertigung zu bedürfen, wenn ich mir erlaube, die Aufmerksamkeit meiner Leser auf eine abschreckende Erscheinung der indischen Kulturgeschichte hinzulenken, die nur wenigen anders als aus novellistischen Darstellungen bekannt sein dürfte: auf die zu einem religiösen System gestaltete Raubmörderei der indischen Thugs (Thugi, englisch Thuggee).

Das authentische Quellenmaterial über diesen Gegenstand findet sich in einem Werke, das folgenden Titel führt: Ramaseeana or a vocabulary of the peculiar language used by the Thugs, with an introduction descriptive of the system pursued by that fraternity and of the measures which have been adopted by the Supreme Government of India for its suppression, Calcutta, E. H. Huttmann, Military Orphan Press, 1836. Der Verfasser, der die Vorrede unterzeichnet hat, ist der hochverdiente W. H. Sleeman, dem es mehr als irgend einem anderen zu danken ist, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit ganz Indien von den Mordbanden der Thugs gesäubert wurde. Dieses Buch, auf welches meine nachfolgende Darstellung durchweg gegründet ist, muß außerordentlich selten sein; denn alle meine Bemühungen, desselben auf buchhändlerischem Wege habhaft zu werden, sind selbst in den indischen Hauptstädten vergeblich gewesen. Doch habe ich das interessante Werk während meines Aufenthalts in Benares im Jahre 1886 aus der Bibliothek des Herrn Dr. Thibaut benutzen können. Es ist ein starker Oktavband und enthält zunächst auf 270 Seiten eine Einleitung, ein Glossar der eigentümlichen Gaunersprache der Thugs,

Digitized by Google

Ramasee (sprich Ramaßi) genannt,* und Protokolle über die Verhöre, welche Sleeman mit geständigen Thugs nicht nur über die einzelnen Fälle, sondern auch über ihre Gebräuche und religiösen Lehren abgehalten hat. Darauf folgen 515 neu paginierte Seiten Appendices: amtliche Korrespondenzen, Aktenstücke statistischen und sonstigen Inhalts, Protokolle über Verhöre, die von anderen Beamten geleitet worden sind, und Berichte über einzelne besonders sensationelle Vorgänge. Kurz, das Werk — eine offizielle Publikation — ist eine Fundgrube für alles Wissenswerte, was die Thugs betrifft, mit aktenmäßigen Belegen.

Wann das religiöse Raubmordsystem, das den Namen Thugi führt, entstanden ist, wird schwerlich mit Sicherheit zu ermitteln sein. Sleeman meint, daß die Thugi von mohammedanischen Stämmen ausgegangen sei; als jedoch die englische Regierung zu ihrer Unterdrückung schritt, gehörten sowohl Hindus wie Mohammedaner den Banden an, und die religiösen Anschauungen und Gebräuche der ersteren sind entschieden bei der eigentümlichen Gestaltung der Brüderschaft maßgebend gewesen. Die älteste Erwähnung der Thugs findet sich, wie ich aus Dr. R. Rosts gelehrtem Artikel „Thugs" in der Encyclopædia Britannica ersehe, in Ziāu-d din Baruis um 1356 geschriebener Geschichte des mohammedanischen Kaisers Firōz Shāh. Dort wird erzählt, daß gegen 1290 einige Thugs in Dehli ergriffen seien und daß der Verrat eines derselben zur Verhaftung von ungefähr tausend geführt habe. Der Kaiser habe aber keinen derselben zum Tode verurteilt, sondern sie — echt indisch! — dadurch unschädlich gemacht, daß er sie sämtlich auf Boten in die Gegend von Lakhnauti in Bengalen schaffen und dort aussetzen ließ.

Der erste Europäer, der die Thugs erwähnt, ist der französische Reisende Thevenot, welcher von 1665 bis 1667 Indien bereiste und dessen Reisebeschreibungen 1687 veröffentlicht wurden. Dieser sagt über die Gefährlichkeit der Straße von Dehli nach Agra folgendes — nach dem Wortlaut der mir vorliegenden, in Frankfurt am Main 1693 erschienenen, deutschen Übersetzung, III. 80, 81 —: „Die Räuber in diesem Lande sind die geschicktesten von der Welt; sie brauchen eine gewisse Schlinge, die sie einem Menschen, wann sie auf seinen Schlage sind, so subtil umb den Halß werffen können, daß sie ihn niemals verfehlen, und also in einem Augenblick erwürgen. Sie bedienen sich noch einer andern List, die Reysenden zu betriegen, schicken auf die Strasse eine schöne Weibsperson, welche mit ihren zerstreueten Haaren gantz abgeweinet scheinet, seufftzet und sich über zugestossenes Unglück beklaget. Gleichwie nun dieselbe an der Seite des Reysenden einhergehet, also geräth er mit ihr leichtlichen in Gesellschaften, und verspricht ihr als einer schönen Person seine Hülffe, die sie auch annimmt. Allein er hat ihr nicht sobald das Auffsitzen auf sein Pferd verstattet, als sie ihme einen Strick umb den Halß wirfft und ihn damit erwürget, oder zum wenigsten verwirrt machet, biß die versteckte Räuber hervor lauffen, ihr zu helffen, und dasjenige, was sie angefangen, zu vollbringen."

Es ist aus mancherlei Gründen höchst wahrscheinlich, daß nicht nur zu Thevenots Zeiten, sondern bereits früher die Thugi denselben Charakter getragen hat, den sie nach Sleemans Erhebungen in dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts aufweist. In dieser Zeit war keine größere Landstraße in Nordindien, der mutmaßlichen Heimat der Thugi, für einen mit barem Gelde oder mit Waren versehenen indischen Reisenden sicher. Auch im Dekkhan trieben Thugbanden ihr Unwesen; doch scheinen sie dort nicht so zahlreich gewesen zu sein als im Norden der Halbinsel. Hier übten kleinere oder grö-

* Nur verhältnismäßig wenige Worte entstammen bekannten Sprachen; doch weisen die Zeitwörter die Endungen und Hilfsverben des Hindustani auf. Verschiedene Banden hatten oft für dasselbe Ding besondere Benennungen.

Digitized by Google

ßere Banden, zuweilen Hunderte von Köpfen umfassend, ihr grausiges Gewerbe in der ganzen Gegend vom Himalaya bis zur Nerbudda, vom Indus bis zum Ganges, auf Landwegen und Flüssen — und zwar in dem sicheren Bewußtsein absoluter Straflosigkeit. Diese Sicherheit war den Mördern sowohl durch ihre außerordentliche Vorsicht, als auch besonders durch die gleich näher zu beleuchtenden trostlosen Zustände des Landes garantiert.

Untereinander waren die Thugs zu Stillschweigen durch die furchtbarsten Eide verpflichtet, und den Verräter traf der Tod nach den Gesetzen der Brüderschaft. Die Thugs vernichteten grundsätzlich alle solche Wertsachen, die bei der nachherigen Veräußerung zur Entdeckung führen konnten, und ließen keinen Zeugen ihrer Verbrechen am Leben, höchstens einmal ein unmündiges Kind, das von einem Thug adoptiert wurde. Deshalb versuchten sie auch niemals die Ermordung einer reisenden Gesellschaft, wenn sie nicht sicher waren, alle Mitglieder derselben in ihrer Gewalt zu haben. Sie schlossen sich, selbst als Kaufleute gekleidet, den arglosen Reisenden auf der Landstraße an, lebten Tage und Wochen mit ihnen zusammen, aßen, schliefen und übten gemeinsam gottesdienstliche Gebräuche an den Altären am Wege, bis Zeit und Ort für die Ermordung aller gekommen schien. Gewöhnlich wurden die Reisenden bald nach Mitternacht geweckt, und unter dem Vorgeben, daß der Morgen nahe sei, zum Aufbruch aufgefordert. Die Mörder verteilten sich die Karawane entlang, so daß jedes ahnungslose Opfer einen zur Seite hatte; und sobald der nach vorangegangenen Untersuchungen als geeignet erachtete Platz erreicht war, wurde auf ein gegebenes Zeichen den Unglücklichen die bereitgehaltene Schlinge (româl) um den Hals geworfen. In einer Minute war das Werk vollbracht, oft an mehr als hundert gänzlich arglosen Menschen. Beispiele von überflüssiger Grausamkeit sollen außerordentlich selten gewesen sein. Sobald den Ermordeten Geld und Geldeswert abgenommen war, wurden gewöhnlich in großer Eile tiefe Löcher gegraben und die Leichen verscharrt. Wo die Thugs sich vor allen Nachforschungen und Verfolgungen völlig gesichert glaubten, ließen sie auch wohl ihre Opfer einfach unbeerdigt auf der Landstraße liegen. Daß dies in früheren Jahrhunderten die Regel war, scheint aus folgender Legende hervorzugehen, die unter den Thugs zu Sleemans Zeiten lebendig war: ihre Schutzgöttin habe in alten Zeiten die Körper der Erschlagenen selbst verschlungen und so den Mördern die Mühe erspart, dieselben zu begraben. In ähnlicher Weise wie auf dem Lande gingen die Thugs auf den Wasserstraßen zu Werke. Sie boten auf den Flüssen den Reisenden ihre Fahrzeuge an, in denen diese bei passender Gelegenheit erdrosselt wurden, um dann über Bord geworfen zu werden. In der Regel wurde dies mit raffinierter Schlauheit vorbereitet. Die Thugs pflegten sich in zwei Abteilungen zu sondern, und die eine derselben, welche den Reisenden, auf die es abgesehen war, zuerst begegnete, gab sich mit diesen oder jenen Mitteln ein verdächtiges Aussehen. Die Reisenden wurden mißtrauisch, lehnten die Anknüpfungsversuche ab, um bald von der zweiten sehr respektabel aussehenden Abteilung freundlich begrüßt und mit Hindeutungen auf jene verdächtig erscheinenden Leute empfangen zu werden. Glücklich, ihren Verdacht bestätigt zu sehen und einer großen Gefahr entronnen zu sein, vertrauten sich nunmehr die Opfer mit doppelter Arglosigkeit ihren Mördern an.

Europäische Reisende waren aller Wahrscheinlichkeit nach vor diesen Banden völlig gesichert. Es ist durchaus irrig, der Thugi, wie zuweilen geschehen ist, einen patriotischen und gegen die europäischen Eroberer gerichteten Charakter zuzuschreiben. Thatsächlich ist kein einziger Fall ermittelt, in welchem ein Europäer den Thugs zum Opfer gefallen. Da die Gesetze der Räuber, welche von diesen im

Digitized by Google

allgemeinen mit abergläubischer Peinlichkeit beobachtet wurden, über den Punkt schweigen, so meint Sleeman, die persönliche Sicherheit des Europäers sei durch folgende zwei Gründe bedingt gewesen: erstens weil es allgemein bekannt war, daß Europäer auf Reisen nie nennenswerte Beträge an Geld oder Geldeswert bei sich führen; und zweitens weil das Verschwinden von Europäern viel emsigere und umfassendere Nachforschungen im Gefolge gehabt haben würde als das von einheimischen Reisenden. Die Thugs sind durchaus nur die Geißeln ihres eigenen Volkes gewesen.

Fragt man nun, wie es möglich gewesen ist, daß diese Mörderbanden von Jahrhundert zu Jahrhundert ihrem gräßlichen Gewerbe ungestraft nachgehen konnten, so ist dafür die unglückselige nationale Zerfahrenheit der indischen Völker und Stämme verantwortlich zu machen. Die Mordbanden fanden allerorts Schutz und thatsächliche Unterstützung bei den einheimischen Fürsten und sonstigen Machthabern. Die letzteren ließen sich überall bereit finden, die Thugs zu beschützen und zu verbergen, aus Begierde einen Anteil an den Erträgen ihrer Expeditionen zu erhalten, trotzdem sie alle wußten, daß diese Erträge nur durch Raubmord gewonnen wurden. Die einzige Bedingung, welche die Machthaber stellten, war das bindende Versprechen seitens der Thugs, innerhalb *ihres eigenen* Grund und Bodens keinen Mord zu begehen. So wurde der Raubmord geradezu ein anerkanntes bürgerliches Gewerbe, und die Thugs zahlten Steuern als solche. Dadurch erklärt es sich auch hauptsächlich, daß die einheimischen Fürsten sich nur mit dem größten Widerstreben dem Verlangen der englischen Regierung gefügt haben, bei der Vernichtung der Thugi mitzuwirken. Mit Recht sagt Sleeman (Vorrede, S. II) — was auch in vollem Umfange noch von dem heutigen Indien gilt —: „Der Mangel an Sympathie für Leute anderer Kasten und Wohnorte ist leider das Hauptcharakteristikum des gesellschaftlichen Lebens in Indien.“ Zu dieser Bereitwilligkeit der maßgebenden Personen, den Mordbanden ein Asyl zu gewähren, trat nun nicht selten die abergläubische Vorstellung der Bevölkerung, daß die Thugs unter übernatürlichem Schutze ständen, und daß derjenige, welcher in irgend einer Weise zur Verhaftung und Bestrafung der Mörder behilflich wäre, die göttliche Rache zu fürchten hätte. So hatten die Thugs keine Schwierigkeiten, die Einwohner der Gegend, in der sie sich aufhielten, zu Interessenten an ihrer persönlichen Sicherheit und an ihren Erfolgen zu machen, ja selbst in dem Kreise derselben neue Rekruten anzuwerben. Waren sie aber einmal aus einem Distrikt um irgend welcher Ursachen willen verscheucht, so konnten sie stets sicher sein, die Unterstützung anderer Machthaber in nächster Nähe zu finden, und nicht nur das, sondern auch in dem neuen Kreise vermöge ihrer außerordentlichen Freigebigkeit und Liebenswürdigkeit des Wesens zu großer Beliebtheit zu gelangen. Niemand soll strenger im häuslichen Leben die Gebote der Priester und die Kastengesetze beobachtet haben, niemand sich eifriger um die Gunst der Behörden und der Nachbarn bemüht haben als die Thugs. Wer nicht ihr wahres Gewerbe kannte, soll die Führer der Banden für die fähigsten, achtungswertesten und liebenswürdigsten Mitglieder der eingeborenen Gesellschaft gehalten haben. Thugführer haben eine große Reihe von Jahren, zum Schein irgend ein bürgerliches Geschäft betreibend, unmittelbar unter den Augen der englischen Beamten gelebt und mit ihnen öfter einen so intimen Verkehr unterhalten, wie dies zwischen einem britischen Civilbeamten und einem Eingeborenen nur möglich ist. Die Beamten haben ihre Waren jahraus jahrein von den Mördern bezogen und sind stets überzeugt gewesen, daß diese Geschäftsreisen unternahmen, wenn sie in der That auf ihre Raubzüge ausgingen.

Alles, was ich bisher angeführt habe und was angeführt werden mußte, um

Digitized by Google

eine deutliche Vorstellung von den äußeren Thatsachen zu gewähren, wird meinen Lesern kaum besonders charakteristisch erschienen sein. Die beschriebenen Zustände haben selbst in den Einzelheiten Analoga bei anderen Völkern und zu anderen Zeiten. Wenn ich mir die Aufgabe gestellt, den Hauptinhalt des fast vergessenen und unbekannten Sleemanschen Urkundenwerkes zum Gegenstand einer Abhandlung zu machen, so wird man mit Recht erwarten, etwas in seiner Art einzig Dastehendes zu erfahren. Was die Thugi von allem sonstigen Briganten-tum auf Erden unterscheidet, was ihr den specifisch-indischen Charakter verleiht, ist das psychologische Element. Der Thug mordete und raubte nicht nur ohne das Bewußtsein des Unrechts, sondern in der unerschütterlichen Überzeugung, damit ein frommes Werk zu thun. Unter den Tausenden von gefangenen und abgeurteilten oder begnadigten Thugs ist nicht einer gewesen, der den göttlichen Ursprung und das göttliche Wesen der Thugi bezweifelt hätte. Solange sie ihre vorgeschriebenen Gebräuche beobachteten, handelten sie ihrer Meinung nach auf unmittelbaren Befehl und unter den Auspicien der Göttin Durgâ (Devi, Kâli, Bhavâni); und deshalb hat niemals ein als Kronzeuge begnadigter Thug, selbst nach noch so vielen Jahren geordneter Lebensweise oder in der Todesstunde, auch nur einen Anflug von Reue über die von ihm begangenen Morde empfunden. Dem entsprechend sind die Vorbereitungen zum Morde stets mit absoluter Ruhe und Kaltblütigkeit getroffen; dieser selbst ohne jedes Gefühl von Mitleid ausgeführt. Der Thug betrachtete sich als einen Priester der Göttin, die diese blutigen Opfer verlangt und ihn dafür mit dem Besitz derselben belohnt. Diese Auffassung kehrt stets in den mit geständigen Thugs angestellten Verhören wieder. „Nicht wir haben die Menschen getötet, sondern die Göttin durch unsere Hand; wir sind nichts als willenlose Werkzeuge der Devi. — Fühlt ein Mensch Reue über die Ausübung seines Berufes? Sind nicht alle Berufsarten uns von der Vorsehung angewiesen? — Wir haben in der letzten Zeit die Gebote der Göttin nicht mehr streng befolgt; deshalb beschützt sie die Thugi nicht mehr und hat uns in eure Hand gegeben. Solange wir ihren Satzungen treu waren, hat kein weltliches Gesetz etwas gegen uns vermocht; und wären wir es immer geblieben, so blühte die Thugi noch heute wie je.“ Darin stimmen sämtliche Aussagen überein.

Obwohl die einzelnen Banden selbständig ihr Unwesen trieben, fühlten sich doch alle Thugs als zu einer großen Genossenschaft gehörig und erkannten sich an bestimmten Zeichen als solche. Sitten, Gebräuche und abergläubische Vorstellungen waren gleichfalls gemeinsam; und die letzteren spielten, wie bei allen Indern, eine große Rolle. Auf die Omina wurde ein solches Gewicht gelegt, daß die geplante Ermordung einer reisenden Gesellschaft unterblieb, wenn diese nicht günstig waren.

Als heiliges Symbol führte jede Bande eine Spitzaxt bei sich, die in geheimnisvoller Weise angefertigt und durch eine umständliche Weihe konsekriert wurde. Diese Ceremonie mußte vor dem Beginn jeder Expedition wiederholt werden. Zum Träger der Spitzaxt, der dem Range nach unmittelbar auf den Anführer folgte, wurde der achtsamste, schlaueste und nüchternste Mann der Bande erwählt. Derselbe trug auf dem Marsche die Axt im Gürtel und vergrub sie im Lager an einem gesicherten Orte, der von keinem Fuß berührt werden durfte, und zwar mit der Spitze nach der Richtung, in welcher die Bande zu wandern beabsichtigte. Die Thugs waren überzeugt, daß die Axt sich wende, wenn eine andere Richtung des Weges ihrem Unternehmen förderlicher sei. In früherer Zeit, behaupteten verhörte Thugs, sei die Spitzaxt in einen Brunnen geworfen, aus dem sie von selbst infolge bestimmter Ceremonien in den Schoß ihres Trägers emporgestiegen sei. Verschiedene Thugs erklärten vor Gericht,

Digitized by Google

diese Erscheinung selbst gesehen zu haben, und sprachen sich mit großer Entschiedenheit gegen die Möglichkeit eines Taschenspielerkunststücks aus! Seit aber die Thugs thun, was verboten, und vernachlässigen, was vorgeschrieben ist, habe die Axt diese Kraft verloren; sie besäße dieselbe jedoch noch bei einigen Thugbanden im Dekkhan, welche streng ihre Gesetze befolgen.

Der Eid bei der Spitzaxt galt den Thugs für viel heiliger als der auf das Gangeswasser oder auf den Koran geleistete; wer ihn brach, hatte ihrer Meinung nach innerhalb sechs Tagen den Tod zu gewärtigen. Das schlimmste Omen war es, wenn die Axt der Hand ihres Trägers entfiel, und viele Geschichten wurden von den Thugs über die grausigen Ereignisse erzählt, die dieses Omen vorher anzeigte. — Andere Wahrzeichen nahmen die Thugs vom Regen und Gewitter, sowie von den verschiedensten Tieren her, von Wölfen, Hasen, Schakalen, Eulen, Eseln, Hunden und Krähen. Ein böses Omen war es, wenn einem Thug der Turban abfiel oder in Brand geriet, und dergleichen mehr.

Bestimmte Personen galten den Thugs als unverletzlich, ohne daß bei den meisten Kategorien ein einleuchtender Grund zur Schonung zu finden wäre: Wäscher, Kehrer, Sänger, Tänzer, Musiker, Ölhändler, Aussätzige, Schmiede und Zimmerleute — die letzteren beiden aber nur, wenn Vertreter der zwei Gewerke beieinander waren — und noch folgende drei Klassen, die ihre Unantastbarkeit den das ganze Brahmanentum beherrschenden Anschauungen verdankten: Männer, welche eine Kuh führten, Brahmanenschüler und Träger von Gangeswasser, solange deren Gefäße mit dem heiligen Naß gefüllt waren.

Interessant ist die Art, wie die Thugs allmählich ihre Söhne an das in ihren Familien erbliche Gewerbe gewöhnten. Während der ersten Expedition, auf welche die Knaben, meist im Alter von zwölf Jahren, mitgenommen wurden, sahen und hörten sie nichts von den gräßlichen Vorgängen, erhielten aber Geschenke aus ihren Anteilen am Raube — die beiläufig ebenso groß waren als die der Erwachsenen — und lernten auf dem Rücken ihrer Ponies Gefallen an dem Wanderleben finden. Vor dem Ende dieses Zuges erfuhren sie, daß ihre Väter raubten. Auf der zweiten Expedition vermuteten einige, daß gemordet wurde, und andere wußten es bereits; auf der dritten sahen sie alles, wie es oben geschildert worden ist. Als ein Ausnahmefall wird aus einem Verhör berichtet, daß ein Knabe von vierzehn Jahren, der auf das Gräßliche nicht genügend vorbereitet war, bei dem Anblick der Erdrosselung einer reisenden Gesellschaft vor Entsetzen wahnsinnig wurde. Die Weihe zum wirklichen Thug und die Verleihung der tödlichen Schlinge wurde mit feierlichem Ernste betrieben und war von Ceremonien begleitet.

Innerhalb dieser Finsternis moralischer Verkommenheit und menschlicher Verirrung sucht man mit Mühe nach einem Lichtblick. Durch alle die Greuel schimmert nur ein Zug hindurch, der uns sympathisch anmutet, um so mehr, als sein Auftreten uns in diesem Zusammenhange überrascht: die Achtung vor dem Weibe, insbesondere vor den älteren Frauen der Genossenschaft. Ein geständiger Thug erklärte mit Stolz vor Gericht, daß die Treue der Thugfrauen sprichwörtlich in ganz Indien sei. Der Mord von Frauen war den alten Gesetzen der Thugs zufolge verboten. Erst später sind sie von dieser Vorschrift abgewichen* und haben nachher einen großen Teil des Erfolges des gesetzlichen Vorgehens von seiten der Engländer darauf zurückgeführt, daß dieses Gebot in den Satzungen der „Göttin" von ihnen verletzt worden ist. — Übrigens haben nach den Ergebnissen

* „But no Thug was ever known to offer insult either in act or in speech to the woman they were to murder. No gang would ever dare to murder a woman with whom one of its members should be suspected of having had criminal intercourse." Ramaseeana, p. 8.

Digitized by Google

der Verhöre Thugfrauen nicht selten thätige Beihilfe bei den Mordthaten geleistet, wodurch der oben herausgehobene Bericht Thevenots seine Bestätigung findet.

Die planmäßige Verfolgung der Thugs begann im Jahre 1830. Alle vereinzelten Maßregeln, welche britische Beamte in früherer Zeit ergriffen, sind von keinem nachhaltigen Einfluß gewesen. In dem genannten Jahre wurde von dem damaligen, in mehr als einer Hinsicht um Indien hochverdienten General-Gouverneur Lord William Bentinck der Operationsplan entworfen, dessen kräftige und energische Durchführung in sieben Jahren die indischen Länder von jener schrecklichen Plage fast völlig befreite. 1836 sollen nur noch in den westlichen Teilen der Rajputana und in Gujerat einzelne Banden von Thugs ihr Unwesen getrieben haben.

Die englische Regierung würde ihren Zweck in dem Umfange und in so kurzer Zeit schwerlich erreicht haben, wenn sie nicht eine große Zahl der ergriffenen Thugs — etwa hundertfünfzig — als Kronzeugen zugelassen hätte. Unter der Bedingung, daß diese alle früheren Verbrechen zu Protokoll gaben und zur Verhaftung ihrer Genossen behilflich waren, wurde ihnen zugesichert, daß sie weder zum Tode noch zur Deportation nach den Andaman-Inseln — was von den indischen Verbrechern gewöhnlich für schlimmer als Tod erachtet wird — verurteilt würden. Nur auf diese Weise konnte das große und segensreiche Werk gelingen.

Von Zeit zu Zeit werden bei uns noch immer Stimmen laut, welche die englische Herrschaft in Ostindien als lediglich von selbstsüchtigen Interessen geleitet darstellen und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Land bezweifeln. Solchen Äußerungen gegenüber erscheint es mir lehrreich, sich die vordem in Indien herrschenden Zustände zu vergegenwärtigen, und die Kenntnis der Thugs dürfte zu diesem Zwecke besonders geeignet sein.

Digitized by Google

Antoine Barnave.

Von

Karl Theodor Heigel.

Antoine Barnave wird von Jules Janin „Der Abadonna der Revolution“ genannt. Abadonna ist ein Engel aus dem „Abgrund“. Plauderer, auch geistvolle Plauderer wie Janin legen ihre Worte nicht auf die Wagschale. Jener Ausdruck ist mindestens nicht klar. Wenn Janin sagen wollte, Barnave sei der böse Engel der Revolution gewesen, sagte er zu viel, oder wenn er ihn damit nur als „auch einen“, der nur seiner rennütigen Gesinnung wegen Beachtung verdiene, bezeichnen wollte, sagte er zu wenig. Wir drücken uns schlichter aus: Unter den Männern, welche auf die Entwickelung und den Gang der französischen Revolution von Einfluß waren, nimmt Antoine Barnave eine hervorragende Stellung ein.

An einen merkwürdigen Menschen zu erinnern, seine Vorzüge und Fehler abzuwägen, wird immer schicklich sein. Dennoch verhehle ich mir die Schwierigkeit dieser Aufgabe nicht. Lebendig stehen im Andenken der Nachwelt wenigstens bei uns Deutschen nur noch die Schrecken der französischen Revolution, und es dünkt uns jeder einzelne der Beteiligten verantwortlich für alle. Die Revolution! Wer erinnert sich nicht der furchtbaren Anklagen, welche einerseits der autoritätsgläubige de Maistre, andererseits der unabhängige Burke wider sie erhoben haben! Wie spricht in unseren Tagen einer der besten Söhne Frankreichs, Taine, von ihr! Vom Kultus der Revolution in Frankreich sagt er, daß er sich erst zwischen 1825 und 1830, nach dem Verschwinden oder dem Tode der Augenzeugen gebildet habe. „Einmal ihrer entledigt, konnte man dem guten Publikum beweisen, daß die Krokodile Philanthropen waren, daß mehrere derselben Genie besaßen, daß sie nur Schuldige fraßen, und daß, wenn sie manchmal zu viel verschlangen, es von ungefähr gegen ihre Absicht oder aus Hingebung, aus Aufopferung ihrer selbst für die Gesamtheit geschehen ist.“ Das ist ungleich tiefer und doch verständlicher, schön gesagt und doch verständiger als alles, was Jules Janin über die Revolution und ihre Helden geplaudert hat. Aber sagt nicht auch Taine zu viel? Krokodile! Man wird in der Regel ungerecht, wenn man in Bildern spricht. Was können Krokodile denken, wollen, schaffen! Die Hand aufs Herz: Wer glaubt, daß wir ohne jene fürchterlichen, krampfhaften Umwälzungen heute eine so hehre Souveränetät und eine persönliche Freiheit haben würden, wie wir sie thatsächlich besitzen! War in Europa nach der Revolution der Schwache nicht mutiger, der Starke nicht gerechter als vor ihr? Und wenn auch durch Toquevilles Forschung klar gelegt ist, daß Frankreich in jener Epoche im wesentlichen nur reproduktiv war, daß die meisten früher als Kinder der Revolution

Digitized by Google

gepriesenen Ideen aus England und Amerika stammen, so war doch Frankreich für diese Keime der fruchtbare Boden und die Revolution das wohlthätige Gewitter!

Es ist auch nicht gerecht, zwischen den Grundsätzen von 1789 und 1792 die Grenzlinie allzu scharf zu ziehen, die Wortführer der konstituierenden Versammlung dem Kapitol, diejenigen des Konvents dem tarpejischen Felsen zu überweisen; im allgemeinen steht aber fest, daß unter jenen Vertretern des dritten Standes, welche im Ballhaus zu Versailles gelobten, nicht auseinander zu gehen, bevor sie ihrem Vaterland eine neue Verfassung gegeben hätten, weit mehr Männer sich befanden, deren Charakter dem Dämon in der eigenen Brust wie der allgemeinen Verdorbenheit widerstand.

Zu ihnen gehörte Antoine Barnave. Er wurde Opfer, ohne Verfolger gewesen zu sein. Freilich war sein kurzes Leben nicht frei von Irrtum, er selbst hat dies offen bekannt und bitter bereut, aber auch der leidenschaftlichste Gegner kann ihn keiner Niedrigkeit bezichtigen. Ein junger Mann von gefälligem Äußeren, eleganten Lebensformen, gediegenem Wissen, tadellosen Sitten wird in seinem Lernen und Trachten überrascht von einer Revolution. Im Vollgefühl seiner Jugendkraft stürzt er sich mitten in den Kampf, er hofft seinem Volke die Freiheit, sich selbst unsterblichen Ruhm zu gewinnen, aber binnen kurzem erkennt er, daß nicht die Kraft, sondern die Wut Losung und Feldgeschrei erteilt, daß nicht mehr der tiers état, sondern der Pöbel von Paris das Kommando führt. Und diesem Pöbel fällt er selbst zum Opfer.

Erst im Jahre 1843 wurden seine Schriften veröffentlicht, Schriftwerke, die zum größten Teil während der Kerkerhaft entstanden sind. Nun wissen wir, daß das Fallbeil am 30. November 1793 Frankreich um einen seiner scharfsinnigsten, dabei formgewandtesten Schriftsteller beraubte. Als bedeutenden Redner erkannten und bewunderten ihn schon die Zeitgenossen. Zwar nennt ihn Madame Roland „kalt", und Mirabeau meinte einmal, Barnaves Rednergabe fehlte der „göttliche Funke", aber gerade Mirabeau hat in seinen letzten Lebenstagen den jungen Nebenbuhler, der ihn so heftig auf der Rednertribüne bekämpfte, als den Erben seiner Willensmeinung und seines Ruhmes bezeichnet. Von Aulard, der in jüngster Zeit von den Rednern der Konstituante und der Legislative eine glänzende Charakteristik entwarf, wird Barnave zu den ersten Meistern des Worts in jener klassischen Ära der Beredsamkeit gerechnet.

Barnave sprach immer ganz frei, in den meisten Fällen auch ohne besondere Vorbereitung. In dieser Leichtigkeit des Ausdrucks hatte er nur einen Rivalen, den Royalisten Cazalès; alle übrigen Abgeordneten, auch Mirabeau, pflegten — wenigstens im ersten Jahre der Konstituante — ihre Reden abzulesen. Nur an Gespräch in kleinem Kreis und mit halber Stimme gewöhnt, fürchteten sie mit schlichter Darlegung ihrer Gedanken aus dem Stegreif von einem Publikum von zwölfhundert Personen in einem Saal von riesigen Dimensionen nicht verstanden zu werden; deshalb wurden die Reden vorher ausgearbeitet und in der Versammlung mit mächtigem Stimmaufwand vorgelesen. Bei vielen Rednern mochte noch ein anderer Grund mitgewirkt haben. Es war ein öffentliches Geheimnis, daß der und jener nichts anderes zum Vortrag brachte, als was er einem ungenannten, geübten Mitarbeiter verdankte! Ist es doch sogar zweifelhaft, ob Mirabeau wirklich der Verfasser aller Reden war, welche er auf die Tribüne brachte! In royalistischen Blättern, in den Actes des Apôtres z. B. wurden ihm tagtäglich Plagiate nachgewiesen, und auch seine Parteigenossen standen nicht an, Duroveray und Dumont als Mirabeaus faiseurs zu bezeichnen, von denen er nicht selten fertige Reden empfange, um sie fast wörtlich, nur mit einigen beson-

Digitized by Google

ders wirksamen Stellen ausgestattet, in der Versammlung vorzulesen. Daran nahm niemand Anstoß, wußte man doch, daß „Graf Gracchus“, wenn es ihm nötig erschien, auch durch improvisierte Rede unwiderstehlich auf sein Publikum zu wirken verstand. Immerhin mußte es günstigen Eindruck machen, daß Barnave alle Reden aus dem Stegreif hielt und dabei doch immer einen gewählten, immer den richtigsten Ausdruck fand.

Fast jeder Redner hat einen bestimmten Lieblingsgedanken, auf den er immer wieder zurückkommt, den er häufig in wenig veränderten Formen wiederholt. Diesen Satz auffinden, heißt in vielen Fällen die Beredsamkeit und den Charakter eines Mannes kennzeichnen. Barnaves Steckenpferd ist das Lob der Erfahrung, die Verspottung der Theorie. Dieses rednerische Mittel, dessen er sich fast allzu häufig bediente, war in der Konstituante sehr beliebt; gerade weil man fühlte, daß zu viel und zu bunt durcheinander beraten und beschlossen werde, wollte man um alles in der Welt nicht unbesonnen, aufgeregt, überspannt erscheinen! Deshalb war es eine zarte Schmeichelei, vor dieser Versammlung die Fehler der Jugend zu verspotten. Mit Rücksicht darauf, daß Barnave immer nüchtern, immer streng sachlich bleiben wollte und sich trotzdem von Leidenschaften auf falsche Wege verleiten ließ, nennt ihn St. Beuve den Hauptvertreter der Ideen von 1789. „Wenn man aus den Mitgliedern jener großen Versammlung denjenigen Redner bezeichnen wollte, der sie vom ersten bis zum letzten Tag ihres Beisammenseins am getreuesten repräsentiert, in ihrer geistigen Einheit, ihrer Haltung, ihren Fähigkeiten, Vorzügen und Fehlern, in ihrer Selbstlosigkeit und in dem von ihrer gesunden Mehrheit geschaffenen Werk, so wäre nicht Mirabeau der rechte Mann; der ist zu groß, zu verderbt, trat auch zu früh vom Schauplatz ab, nicht Lafayette, der zu wenig Beredsamkeit besaß, nicht irgend ein anderer; die Qualitäten der konstituierenden Versammlung sind am besten verkörpert in dem jungen Deputierten des Dauphiné, in Barnave.“ Mochte er auch nicht die unwiderstehliche Überredungskraft Mirabeaus, nicht das vulkanische Temperament Dantons, nicht die düstere Besonnenheit Robespierres besitzen, in ihm waren Talent und Ehrlichkeit, Geist und Überzeugungstreue vereinigt — dadurch tritt er, während er zu den volkstümlichsten, berühmtesten Männern der Revolution nicht zu zählen ist, an die Spitze jener zahlreichen redlichen Männer in der Konstituante, welche nicht in der Rache der unterdrückten Persönlichkeit, sondern im Wohl des Vaterlandes das Ziel ihrer Wünsche und Kämpfe sahen.

Die sittliche Bedeutung Barnaves bestimmt seinen geschichtlichen Wert.

Auch seine Erscheinung muß dem edlen Kern entsprochen haben. Wir besitzen den Stich nach einem Porträt Barnaves; auch auf Couders großem Gemälde, das die Eröffnung des Ständetages in der Salle des menus darstellt, fällt Barnave, der neben Robespierre auf der Bank der Gemeinen dem König gegenüber sitzt, sofort in die Augen. Ein junger Mann von schlanker Gestalt, mit regelmäßigen, feinen Gesichtszügen, aber entschlossen blickenden Augen — Miene wie Haltung offenbaren Ernst und Selbstbewußtsein.

Um ihn uns vor Augen zu rufen, um von seinem Leben und Wirken ein anschauliches Bild zu geben, müssen wir uns auch die Schauplätze vergegenwärtigen, auf denen Anfang und Ende dieses tragischen Schicksals sich abspielten.

Zunächst das Versailles von ehedem, die Stadt des Königs, das Schloß mit seinem Glanz, der nicht nur eitel Schein war, mit seinem Gewimmel farbiger Trachten — hat ja doch Taine berechnet, daß des Königs civiler Hofstaat fast viertausend, sein militärischer zehntausend Personen umfaßte — und im Schloß die Salle des menus. Da ist der König mit den Würdenträgern seines Hofes, da sind die nicht minder prächtigen Edelleute mit goldgestickten Kleidern und feder-

Digitized by Google

umwallten Hüten, die Prälaten in seidenen Soutanen, während weit entfernt von diesen Bevorzugten die Vertreter des Volks in schlichten schwarzen Gewändern sich eng zusammendrängen — dann den Theatersaal, wo diese Bürgerlichen als Sieger das Todesurteil über alle Vorrechte der Geburt und des Standes sprechen, unter zügellosem Jubel der gefüllten Tribünen — die Straße zwischen Versailles und Paris, wo die endlosen Reihen vergoldeter Karossen und Sänften verschwunden sind, und dafür in langem Zug kreischende, trunkene, wahnsinnige Weiber sich dahinwälzen, die ihren König wie einen Gefangenen in die Stadt bringen — jene Place de la concorde, wo Tausende und aber Tausende johlend die Karren umdrängen, die der Guillotine neue Opfer zuführen, ehrwürdige Greise, in Thränen aufgelöste Mädchen, ernstblickende Männer — —

Sicherlich kommt es dem Historiker zu statten, wenn er wie Regisseur und Maschinist zum Schauspiel, die Scene aufbauen kann, auf welcher der Held seiner Erzählung sich bewegte. Das ist in einem kurzen Lebensbild nicht möglich. Aber in der Phantasie der Leser stehen ja bereits jene Örtlichkeiten in hellem Licht und lebendigen Farben da, so daß ich selbst mich auf die Person und bei den Ereignissen auf die wichtigsten und entscheidenden beschränken kann.

Antoine Barnave ist geboren zu Grenoble am 21. September 1761. Sein Vater, aus Vercheny im Kanton Saillant, Departement de la Drome, stammend, war Konsistorialadvokat, mit welcher Stellung der persönliche Adel verbunden war; ein Mann von geradem Sinn und strengen Sitten, der hohe Achtung in Grenoble genoß. Gleich dem Vater gehörte der Sohn dem reformierten Bekenntnis an, ein Umstand, der zur Erklärung der Vorliebe für England und englische Einrichtungen sicherlich nicht ohne Bedeutung ist. In einer unlängst erschienenen Biographie Barnaves aus der Feder von Javier Roux, die im übrigen nicht viel Neues enthält, ist nachgewiesen, daß Antoine Barnave nach dem famosen Ukas Ludwigs XIV. vom 13. Dezember 1698 katholisch getauft werden mußte; er wurde aber als Protestant erzogen und deshalb nicht in einer Schule, sondern im väterlichen Hause unterrichtet. Er lernte Latein und etwas Mathematik, später Englisch und Italienisch. Auch der Malerei widmete er sich als Knabe und Jüngling mit großem Eifer. Später wandte er sich dem ernsteren Studium des Rechts, der Philosophie und Geschichte zu. Die Unterhaltungen mit dem Vater, der im Schoß seiner Familie gern und beredt von den wichtigsten Zeitereignissen und Persönlichkeiten sprach, machten tiefen Eindruck auf ihn.

Nicht nur das Vaterhaus, die Heimat, oder sagen wir, der genius loci war für die geistige und gemütliche Entwickelung Barnaves von Bedeutung. Die Bevölkerung von Grenoble und dem Delphinat hütete ängstlich ihre aus dem Mittelalter in die neue Zeit herübergereteten Rechte und legte bei vielen Gelegenheiten Beweise ihrer Freiheitsliebe an den Tag.

Eines Tages besuchte Madame Barnave mit ihrem Sohne Antoine das Theater. Alle Logen waren besetzt, nur eine war noch leer, allein der Herzog de Tonnerre, der unbeliebte Statthalter der Provinz, hatte Befehl gegeben, sie für ihn frei zu halten. Als Madame Barnave trotzdem dort Platz nahm, wurde sie zuerst vom Theaterdirektor und dem Offizier der Wache ersucht, und da dies nichts fruchtete, von Füsilieren gezwungen, die Loge zu räumen. Der Protest ihres Gatten, der, von einem Freunde gerufen, ins Theater geeilt war, blieb erfolglos, die Familie mußte das Theater verlassen. Zugleich aber räumten alle Anwesenden mit Ausnahme weniger Adeligen den Saal und gaben Herrn Barnave das Geleit nach Hause. Die gesamte Bevölkerung von Grenoble fühlte sich in ihrem Mitbürger beleidigt und vermied fortan das Theater; erst als Frau Barnave, von den Mitgliedern der Bühne bestürmt,

Digitized by Google

wieder eine Vorstellung besuchte, stellte sich das bürgerliche Publikum wieder ein.

Der an sich unbedeutende Vorgang kennzeichnet immerhin — der Fall ereignete sich im Jahre 1770 — die Stimmung, welche schon zwei Jahrzehnte vor der Revolution in französischen Volkskreisen um sich gegriffen hatte.

Auf den neunjährigen Antoine machten jene Scenen unverlöschlichen Eindruck. „In der Erinnerung an jenes Erlebnis," sagt er, „gelobte ich mir später, die Kaste, der ich angehöre, aus der Erniedrigung, zu welcher sie verurteilt schien, zu erheben."

Weit entfernt, den Vorwurf der Kälte zu verdienen, den Madame Roland gegen den späteren Parlamentsredner richtete, war Antoine vielmehr eine empfindsame, weiche Natur. Nur wenn er sich verletzt fühlte, schlug diese Grundstimmung in feurige Entschlossenheit und Beherztheit um. In seinen Tagebuchblättern finden wir auf jeder Seite Zeugnisse für seine Beobachtungsgabe wie für sein starkes Empfinden. Man lese die Schilderung vom Tod seines Bruders und der Krankheit seiner Mutter und wie er dabei im tiefsten Leid immer dem Winde lauschen muß, der jetzt nur leise im welken Laub des Gartens raschelt, jetzt wachsend die letzten Blätter davonträgt.

An seinen Geschwistern hing Antoine mit zärtlicher Liebe. Mit siebzehn Jahren schlug er sich mit einem Manne, der den jüngeren Bruder beleidigt hatte; Antoine erhielt einen Degenstich gefährlich nahe dem Herzen in die Brust.

Seinem Vater erstattete er Jahr für Jahr Bericht über die Fortschritte, die er gemacht, die Fehler, die er begangen zu haben glaubte. Außerdem brachte er in einem Dictionnaire des pensées alle seine Pläne, Hoffnungen und Selbstanklagen zu Papier, fuhr er unermüdlich fort, über sein Innerstes sich Rechenschaft zu geben. Solcher Sinn für die Erfahrung und ihr Gesetz, solches Pflichtgefühl waren bei Jünglingen, zumal in Frankreich, eine seltene Erscheinung.

Sein protestantisches Bekenntnis verwehrte ihm den Eintritt in die Beamtenlaufbahn, er wurde also Rechtsanwalt. Er zählte erst zweiundzwanzig Jahre, als ihn die Anwaltskammer von Grenoble einlud, vor versammeltem Parlament den üblichen discours de cloture zu halten. Er sprach „über die Teilung der Macht im Staat" im Sinne der Grundsätze Montesquieus, die im Axiom gipfeln: Das höchste Gesetz ist des Volkes Wohlfahrt!

Im Sommer 1787 kam es im Dauphiné zu einer Volkserhebung, die als Beispiel und Vorbild von großer Wichtigkeit für die allgemeine Umwälzung der staatlichen Verhältnisse Frankreichs wurde. Gallia Delphino surgente emergit ab undis! sagt die Inschrift auf einem zu Ehren des Aufstandes veröffentlichten Bilde.

Die von Brienne im Mai 1787 erlassenen Verordnungen, die eine Menge Neuerungen rückschrittlichen Geistes im öffentlichen Leben Frankreichs schufen, riefen große Erbitterung hervor, ihre gewaltthätige Durchführung weckte stürmische Proteste. In Grenoble wurde der allgemeine Unwille geschürt durch eine anonyme Flugschrift Esprit des édits enregistrés militairement, die zwar der unwandelbaren Liebe und Verehrung des Volkes für den Monarchen Ausdruck gab, aber um so heftiger seine Diener und seine Reformen angriff und ernsten Widerstand in Aussicht stellte. Die Flugschrift war vom jungen Barnave verfaßt. Auch das Parlament von Grenoble erhob bescheidenen, dennoch eindringlichen Widerspruch gegen die mit den Sonderrechten des Dauphiné unvereinbaren Neuerungen. Als sich die Mitglieder wieder versammeln wollten, fanden sie das Haus auf Befehl des Königs geschlossen und wurden von königlichen Beamten ermahnt, in ihre Heimat zurückzukehren. Allein das Volk wehrte ihnen die Abreise. Als die Soldaten der Garnison (6. Juni 1788) einschritten — als Sergeant diente bei ihr ein junger Mann, Bernadotte, später Marschall von Frankreich und noch

Digitized by Google

später König von Schweden! — wurden sie von den Dächern herab mit Ziegeln beworfen — daher der Tag la journée des tuiles genannt wird — es kam zum Handgemenge, es floß das erste Blut, die Revolution hatte begonnen!

Eine Volksversammlung in Grenoble beschloß die Einberufung der Ständeversammlung zur Zurückeroberung der alten Rechte. In diesen conseil général de Grenoble wurde auch der junge Barnave als Vertreter des Fleckens Saillans gewählt, ebenso sein Vater. Das eigentliche Haupt der Versammlung war der königliche Richter J. J. Mounier. Er erstattete dem König über die stürmischen Ereignisse jenen Bericht, der mit den berühmten Worten schloß: „Sire, Ihre Unterthanen haben auch Rechte, welche die Grundlage und das Band ihrer Pflichten sind!"

Bald sollten Mounier und sein junger Freund und Gesinnungsgenosse von wichtigerem Platze aus ihre Grundsätze verteidigen.

Der Druck der Besteuerung — erst durch Taine kennen wir genauer das entsetzliche System, wodurch der Bürger- und Bauernstand von den herrschenden Koterien ausgesogen wurde —, Furcht vor neuen absolutistischen Gewaltakten, wilde, zügellose Hoffnungen, unbegründete Gerüchte, das dunkle Gefühl von kommenden ungewöhnlichen Ereignissen — alles dies trug dazu bei, den Volksgeist in unerhörte Aufregung zu versetzen.

Es gab für die Krone nur noch die Wahl zwischen Bürgerkrieg und Nachgiebigkeit. Die Regierung hatte nicht den Mut, die Losung zum Blutvergießen zu geben, und andererseits nicht die Größe, um alles auf einmal zu gewähren. Halbe Wohlthaten wirken wie halbe Maßregeln.

Das Wort Verfassung war in aller Munde, es galt als das Wundermittel, das alle Krankheiten des Staates heilen würde, von dem man sich wie von allen Wundermitteln um so mehr versprach, je weniger man von seiner Beschaffenheit und seinem wahren Werte wußte.

Um der wachsenden Empörung zu steuern, griff endlich auch die Regierung auf Neckers Anregung zu diesem Heilmittel. Schon die Zusammensetzung, das Zahlenverhältnis der neuen Volksvertretung sicherte dem dritten Stand den Sieg. Als Marquis Bouillé aufmerksam machte, welche Gefahren die Neuerung mit sich bringe, erwiderte Necker, man müsse auf die Tugenden des menschlichen Herzens vertrauen. Er vergaß, daß der Volkswille immer von einzelnen gelenkt wird, bei einer Volksherrschaft aber nur von denjenigen, von welchen sich das Volk die Befriedigung seiner Wünsche verspricht. Und wo ist die Grenze dieser Wünsche!

Außer den gefährlichen „Volksfreunden" gab es aber in der Versammlung, welche der König im Frühling 1789 nach Versailles berief, unbestreitbar sehr viele Männer von gesunder Urteilskraft, unantastbarer Rechtschaffenheit und aufrichtigem Patriotismus. Mehr oder minder freilich waren alle geneigter zu Umsturz als zu Erhaltung und bereit, bis zum Siege der Volksherrschaft die Ordnung preiszugeben.

Barnave, der, wie Mounier, durch das Vertrauen der Landsleute zum Abgeordneten berufen wurde, charakterisiert selbst das Ziel seines Strebens folgendermaßen: „Seit der Einberufung der Notabeln beschäftigte ich mich nur noch mit politischen Dingen. Nur der eine Gedanke erfüllte meine Seele: mein Vaterland befreit und den Stand, dem ich angehöre, emporgehoben zu sehen aus einer Erniedrigung, zu welcher ihn eine wahnsinnige Regierung mit beispielloser Härte verurteilt hatte!"

Schon in den ersten Sitzungen lenkte Barnave durch die logische Schärfe seines Geistes, wodurch sich seine auch des künstlerischen Maßes nie entbehrenden Reden auszeichneten, unter den Hunderten von trefflichen Rednern die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Seine Stärke beruhte in der klaren Darlegung des Wesentlichen in strittigen Fragen. Gewöhnlich erhob er sich vor Schluß einer Debatte,

Digitized by Google

um noch einmal alle Gründe für und wider einen Beſchluß auseinanderzuſetzen und die Verſammlung, wenn ſie ruhigen Blutes hören und entſcheiden wollte, für ſeine Anſchauung zu gewinnen. Das war nun freilich in der Konſtituante in Verſailles nicht immer möglich. Frau v. Stael macht die ohne Zweifel richtige Bemerkung, Barnave ſei durch ſein angeborenes Talent eigentlich mehr zu einem engliſchen

Antoine Barnave.

als zu einem franzöſiſchen Parlamentsredner geeignet geweſen.

Was nun die Tendenz ſeiner Reden und Abſtimmungen betrifft, ſo könnte man im Hinblick auf heutige Parlamentsverhältniſſe ſagen: er gehörte zur äußerſten Linken der großen Mittelpartei. Er war Mitglied des Jakobinerklubs, ja er gehörte ſogar mit Sieyes und Malouet zu den Gründern der Geſellſchaft der Freunde der Konſtitution, aus welcher jener Klub hervorwuchs; in den ſtürmiſchen Sitzungen im Jakobinerkloſter war er aber faſt immer, wie Camille Desmoulins einmal klagt, der Anwalt loyaler Mäßigung. In der Nationalverſammlung widerſtrebte er ebenſo energiſch jenen Rednern, welche, wie Hauptmann Cazalès und Abbé Maury, jedes Zugeſtändnis an die Volksherrſchaft bekämpften, wie den Habitués des Palais Royal, welche principiell darauf hinarbeiteten, den Thron Ludwigs XVI. zu untergraben. Aber auch an jene Moderés, die im Sinne Neckers friedliche Anbahnung einer volksfreundlichen Verfaſſung anſtrebten, wie Lally Tollendal und Malouet, wollte Barnave ſich nicht unbedingt anſchließen. „Ich gehörte," ſagte er, „zu jenen, welche unter allen Umſtänden den Thron und den gegenwärtigen Inhaber des Thrones erhalten und alle anderen Parteien erneuert wiſſen wollten, indem dieſelben insgeſamt jenem Hauptgrundgeſetz dienſtbar gemacht werden ſollten." Seine nächſten Freunde waren Duport und Alexander Lameth, der erſte ein jun-

Digitized by Google

ger Parlamentsrat, der zweite Offizier. Es ist bezeichnend für die gewaltige Umkehr aller Verhältnisse, daß ein Advokat, ein Parlamentsrat und ein Offizier im Streben nach Volkswohlfahrt und Volksgunst sich zusammenfanden. Man pflegte von dem jugendlichen Triumvirat — Brissot nannte es spöttisch „Trimgueusat“ — zu sagen: Duport denkt, was zu thun ist, Barnave sagt es, Lameth führt es aus. Bald schwang sich aber der beste Redner zu einem der einflußreichsten Männer der Volkspartei auf, der ebenso häufig mit dem furcht- und tadellosen Vorkämpfer des Königstums, Cazalès, wie mit dem genialsten Liebling des Volkes, Mirabeau, in feurigem Wortstreit sich maß. Die Gegner Mirabeaus wollten ihn sogar diesem als ebenbürtigen Nebenbuhler gegenüberstellen, erreichten aber damit nur, daß Barnave, da er im Vergleich mit dem unvergleichlichen Mann der Nation doch nur der hochbegabte Mann des Barreau war, insbesondere vor der Veröffentlichung seiner Schriften von vielen ungerecht unterschätzt wurde.

Cazalès und Barnave traten sich auch einmal mit den Waffen in der Hand gegenüber. „Es würde mir leid thun, wenn ich Sie tötete,“ sagte der ritterliche Offizier, ehe sie zum drittenmal Kugeln wechselten, „denn ich würde damit das Vergnügen verlieren, Ihre Reden hören zu können.“ — „Noch mehr wäre zu bedauern,“ erwiderte der Advokat, „wenn das widrige Schicksal Sie träfe, denn in diesem Fall würde Ihre Partei über gar keinen Redner mehr verfügen, den man anhören möchte!“ Der Waffengang endete mit leichter Verletzung Cazalès'.

Immer mächtiger erhob sich die Partei der Enragés, immer leidenschaftlicher wurde der Kampf für eine völlig neue Ordnung der Dinge, und der Jubel und der Ruhm, welche die Verteidiger der allgemeinen Menschenrechte lohnten, wirkten so berauschend, daß auch Barnave Klarheit und Besonnenheit verlor.

Man vergegenwärtige sich das Chaos von Versailles und Paris! Ein gutherziger, aber kraftloser Monarch, — eine in glücklichen Tagen kleine, erst im Unglück große Königin, — Prinzen von königlichem Geblüt, die zum Pöbel herabstiegen, — Träger stolzer Namen, die um kleinlicher Intriguen willen ihre erhabene Aufgabe vernachlässigten, — Günstlinge des Volks mit fürstlichen Passionen, — verkommene Reiche, — ehrgeizige Streber, — verkannte Talente, — verlorene Existenzen, — geistreiche, aber leichtfertige Frauen, — weibische Männer, — unverbesserliche Ideologen, — ränkespinnende Realisten, und alle, alle buhlend um die Gunst der Menge, die, gestern noch im Staub, heute auf dem Thron, sofort die Launenhaftigkeit, Eitelkeit und Grausamkeit eines asiatischen Despoten hatte.

Da kann nicht wunder nehmen, wenn auch Barnave dem Volkswillen gefälliger diente, als es seiner im Grunde loyalen Überzeugung angemessen war. Er selbst gesteht aufrichtig, daß ihm eine Zeit lang der Beifall der Menge als höchstes Ziel erschien. Deshalb trat er — ein Zweikampf, der das größte Aufsehen erregte — Mirabeau entgegen, als dieser, erschreckt durch den wachsenden Einfluß des Pöbels und bestochen durch Freunde des Königs, das Entscheidungsrecht der Krone über Krieg und Frieden und andere wichtige Fragen verteidigte. Dagegen wies Barnave darauf hin, daß, solange der Krone solche Machtvollkommenheit eingeräumt bleibe, nicht der König, wohl aber der Adel in Frankreich regieren, daß man nicht eine Monarchie, sondern eine höfische Aristokratie haben werde. Begeisterter Zuruf folgte dieser volkstümlichen Rede, schon murmelte man im Saal und auf den Tribünen vom „Verrat“ Mirabeaus, da riß dieser durch eine zweite Rede mit elementarer Gewalt die Versammlung so mit sich fort, daß seine Vorschläge Annahme fanden.

Noch beklagenswerter irrte Barnave vom rechten Wege ab, als die verhaßten königlichen Beamten Foulon und Berthier vom rasenden Pöbel auf unmenschliche Weise ermordet worden waren. Lally

Digitized by Google

Tollendal brandmarkte in der Nationalversammlung die barbarische Volksjustiz und machte dafür die von den Jakobinern geplante Revolution verantwortlich. „War denn das hier geflossene Blut so rein?“ rief ihm Barnave entgegen. Wegen solcher Unglücksfälle könne nimmermehr auf die Revolution verzichtet werden.

Barnave bereute jene Worte, kaum er sie gesprochen hatte; sie waren ihm bis zum Tode eine schmerzliche Erinnerung. „Wenn ich den Zustand analysiere,“ schrieb er später im Gefängnis, „in dem ich mich befand, als ich jene Worte aussprach, so kann ich nur sagen: ich war dadurch aufs äußerste gereizt, daß Lally Tollendal die Menschlichkeit und das Erbarmen als oratorische Mittel benutzen wollte. Da gerieten alle meine Nerven in Aufregung, und wenn sonst Freimut und Mäßigung die Grundelemente meines Verhaltens bildeten: damals habe ich aufgehört, ich selbst zu sein!“

Dagegen muß Barnave gegen die Überlieferung, er habe der am 6. Oktober 1789 nach der blutigen Orgie von Versailles heimkehrenden Pöbelrotte zugerufen: „Mut, brave Pariser! Es lebe die Freiheit! Fürchtet nichts! Wir sind für euch!“ aufs entschiedenste in Schutz genommen werden. Auf welches Zeugnis läßt sich die Anekdote zurückführen? Einzig auf die Memoiren des Grafen Ferrières-Sauveboeuf. Wer glaubt diesem Manne, der zuerst seine Standesgenossen und dann seine Kollegen vom Berg verriet, wie Judas um Geld verriet?

Schon nach jenen greuelvollen Oktobertagen erklärte Barnaves Landsmann und Freund, Mounier, eine der reinsten Persönlichkeiten jener Zeit, der nicht nur von Ausschreitung, sondern auch von Irrtum sich fernhielt, er wolle es aufgeben, an einem Glücksspiel teilzunehmen, bei dem nur jene Frechen gewinnen, die ohne Einsatz sich ins Spiel mischen. Mounier ging in die Heimat zurück, Barnave blieb. Er gehörte in jenen Tagen, da jedes Glied und Gelenk der alten Verfassung in den Zauberkessel Medeens geworfen wurde, um in verjüngter Form daraus hervorzugehen, zu den thätigsten Mitgliedern der Versammlung.

Eine neue Verfassung auf Grundlage der allgemeinen Menschenrechte, an der Spitze des Staates Ludwig XVI., der nur noch durch Gnade zu beglücken, nicht mehr zu schaden die Macht haben sollte — für dieses Ideal focht Barnave bei der langwierigen Beratung der neuen Justiz- und Verwaltungsgesetze.

Der 25. Oktober 1790 brachte als Lohn eine Auszeichnung: der noch nicht dreißigjährige Barnave wurde zum Präsidenten der Nationalversammlung erhoben.

Allein die Besonnenheit hatte nur noch den Vorsitz, nicht mehr die Leitung der Versammlung. Die Abstimmungen standen unter dem Bann der öffentlichen Meinung, und in ganz Frankreich war bereits der Aufruhr an der Tagesordnung.

Die Redlichkeit der Gesinnung Barnaves tritt am erfreulichsten darin zu Tage, daß er gerade in dem Augenblick, da durch den Tod des großen Nebenbuhlers der erste Platz frei geworden war, seinen Ehrgeiz opferte und die Gunst des Volkes preisgab.

Da diese „Umkehr nach Damaskus“ so ziemlich in dieselbe Zeit fällt wie die Flucht der königlichen Familie nach Varennes, bei welcher Episode Barnave eine bedeutsame Rolle beschieden war, so hat man in diesem Ereignis und jener Umwandlung Ursache und Wirkung erblicken wollen. Nicht bloß Jules Janin läßt Barnave im gleichnamigen geschichtlichen Roman von heißer Liebe zu Marie Antoinette entbrannt sein, auch Lamartine giebt in seiner Histoire des Girondins der Vermutung Raum, daß während der Fahrt von Epernay nach Paris die schönen, in Thränen schwimmenden Augen der Königin den jungen Plebejer zum Königtum bekehrt hätten.

Allein aus den Memoiren Pethions, der mit Barnave und Latour-Maubourg die Flüchtigen zurückbrachte, läßt sich entnehmen, mit welchem Mißtrauen Barnave

Digitized by Google

schon damals von den Enragés des Bergs betrachtet wurde. Desgleichen läßt eine zeitgenössische, von Lüge und Gemeinheit strotzende Biographie Pethions wenigstens so viel erkennen, daß „ce petit Barnave“ in jenen Tagen bereits von den Jakobinern als ein Abtrünniger angesehen war. Sybel weist darauf hin, daß Barnave, durch die immer stärker auftretende Pöbelhaftigkeit der Bewegung angewidert, schon einige Monate vorher sich dem liberalen Minister Montmorin genähert habe, hält also ebenfalls die Version, daß der grollende Jakobiner plötzlich im königlichen Reisewagen bekehrt worden sei, nur für einen „kleinen biographischen Effekt“.

Auch schon in der Sitzung am 21. Juni 1791, als eben die Abreise des Königs bekannt geworden war und die Linke den General Lafayette der Mithilfe bei dem verräterischen Werk bezichtigte, verteidigte Barnave seinen Gegner mit Wärme und forderte energisches Einschreiten der Volksvertretung gegen das eigenmächtige Gebaren der Pikenmänner, die ganz Paris in Aufregung und Furcht versetzten. „Herr von Lafayette hat sich im ganzen Verlauf der Bewegung als guter Bürger bewährt; es ist von Wichtigkeit, daß er seinen Ruf und seinen Einfluß auf die Nation nicht verliere. Paris muß stark, aber es muß auch ruhig sein, und ihr dürft die Leitung nicht aus den Händen lassen!“ Lafayette behauptet sogar in seinen Denkwürdigkeiten, Barnave habe schon vor der Flucht geheimes Einverständnis mit dem Hofe unterhalten, doch ist diese durch kein anderes Zeugnis bekräftigte Angabe nicht wahrscheinlich.

Durch Pethions und Alexandre Davy Dumas' Memoiren, sowie die von Pimpenet mitgeteilten offiziellen Aktenstücke sind wir über alle Einzelheiten der Leidensgeschichte der königlichen Familie vom 20. bis zum 25. Juni 1791 genau unterrichtet. Die Abreise war zu spät ins Werk gesetzt worden. Noch wenige Monate früher wäre der König außerhalb Paris mit Ehrfurcht und Jubel aufgenommen worden; jetzt stand auch schon die Bevölkerung der Landstädte unter dem Bann des Jakobinerregiments, auch in Varennes wurde wie in Paris die Flucht des Königs als Landesverrat betrachtet; die Sturmglocken erschollen, die Bürgerschaft trat unter die Waffen, der Reisewagen wurde angehalten, der König war ein Gefangener.

Mit der schwierigen Aufgabe, den Monarchen mit der seiner Stellung angemessenen Ehrerbietung, aber auch mit der bei einer so kostbaren Geisel der Nation gebotenen Wachsamkeit nach Paris zurückzugeleiten, wurde von der Nationalversammlung Barnave betraut. Allein auch bei diesem Anlaß wurde ihm vor Augen gebracht, in welche Genossenschaft er sich durch die Vertretung der sogenannten „einfachen Grundsätze“ verstrickt hatte. Auf Andringen der Radikalen wurde ihm und dem gesinnungsverwandten Maubourg gewissermaßen zur Beaufsichtigung Pethion beigegeben, Pethion, der widerliche Kaliban der Revolution, dessen Possen in so großer Zeit zum Lachen hätten reizen müssen, wenn nicht dadurch über Tausende von Familien unsägliches Elend verhängt worden wäre.

Bei Epernay stießen die Vertrauensmänner des souveränen Volkes auf den von betrunkenen Gardisten eskortierten, von wild aufgeregtem Pöbel umschwirrten Wagen des Königs. Barnave verlas das Dekret der konstituierenden Versammlung. Der gänzlich gebrochene König stammelte, er habe nicht beabsichtigt, ins Ausland zu entfliehen. „Wenn er diese Erklärung wiederholt, können wir ihn noch retten!“ sagte Barnave leise zu Oberst Dumas, dem Führer der militärischen Eskorte.

Dann stiegen die Kommissäre in die Berline, Barnave nahm zwischen König und Königin Platz. Der Zug bewegte sich in der Richtung nach Paris, viele tausend johlende Blousenmänner und Weiber gaben ihm das Geleite. Da war keine Schmähung so roh, daß sie nicht der verhaßten „Autrichienne“ ins Antlitz geschleudert worden, keine Drohung so ra-

Digitized by Google

send, daß sie dem in stumpfer Ergebenheit vor sich hinbrütenden König erspart geblieben wäre! Wer Mitleid bekundete, wurde mißhandelt; ein alter Edelmann, der sich mit ehrerbietiger Verbeugung nahte, wurde vom wütenden Pöbel trotz aller Abwehr der Soldaten vor den Augen der Gefangenen ermordet. Diese selbst waren nicht einen Augenblick sicher, das gleiche Schicksal zu erleiden, und nicht geringere Gefahr drohte den Kommissären, die ihre Schutzbefohlenen mehr denn einmal mit ihren Leibern decken mußten. Als der Pöbel einen greisen Priester, der sich des Mitleids verdächtig gemacht hatte, vor die Füße der Pferde niederriß und erwürgen wollte, rettete Barnave den Armen durch Zuruf an die Rasenden: „Pfui! Ihr heißt das Volk der Tapferen, wollt ihr fortan das Volk der Mörder heißen?“

Wenn sich die Königin durch so mutige Haltung des jungen Abgeordneten, in dem sie bisher nur einen harten, brutalen Feind erblickt hatte, zur Achtung genötigt sah, so gewann er durch sein bescheidenes Auftreten, durch seine rücksichtsvollen Bemühungen, den Augen der Gefangenen die Gefahren und Demütigungen der Fahrt zu entziehen, durch sein liebreiches Eingehen auf die kindlichen Wünsche des Dauphin, der auf Barnaves Knien Zerstreuung und Unterhaltung suchte, das Vertrauen der hohen Frau. Sie richtete wiederholt an den sanft blickenden Jakobiner, der offenbar nur gegen die Mächtigen verwegen, dagegen wehrlos gegen die Schwachheit, die Anmut und das Unglück war, leutselige Worte, doch wurde nicht über Politik gesprochen; auch blieben die Kommissäre immer beisammen, so daß sogar Pethion später im Klub die Möglichkeit bestritt, daß Marie Antoinette und Barnave während jener Fahrt geheime Abmachungen getroffen hätten. Die Königin bewahrte aber, wie wir Frau v. Campan gern glauben wollen, dem Manne, der ihr und den Ihrigen in den schwersten Stunden mit Zartgefühl und Mitleid begegnet war, ein freundliches Andenken. Noch im Temple kehrte in ihren Gesprächen der Name Barnave nicht selten wieder; sie entschuldigte den jungen Mann, der sich nur durch Ehrgeiz auf falsche Bahnen verlocken ließ, sie grollte nicht dem Tribun, der mitgeholfen hatte, die Stützen des Thrones zu zerschlagen, sie sah nur den Mutigen, der, von Madame Elisabeth ängstlich an den Rockschößen zurückgehalten, den unglücklichen Priester vom Tode errettete. „Wenn ich je wieder Königin von Frankreich würde, die Verzeihung für Barnave steht im voraus in meinem Herzen geschrieben!“

Frau v. Campan erzählt nun aber auch, Marie Antoinette sei wiederholt in einem kleinen Gelaß im Zwischengeschoß der Tuilerien mit dem Reisegefährten heimlich zusammengetroffen, um dessen Vorstellungen und Ratschläge entgegenzunehmen.

Die Scene wäre effektvoll. Der junge Mann aus dem Volke, der als Feind des Königtums sich Ruhm erworben hatte, kniet der majestätischen Tochter der Cäsaren, der stolzen Königin, zu: „Ich will dein Retter sein, aber gieb die unnatürliche Vergötterung preis, nimm statt der kalten Pracht und der verhaßten Macht unsere Liebe!“

Allein die Gerüchte von den Zusammenkünften Barnaves mit der Königin sind unzweifelhaft in den Bereich der Erfindung zu verweisen.

Barnave erklärte ein Jahr später vor dem Tribunal: „Ich bezeuge auf meinen Kopf, daß ich niemals, schlechterdings niemals den Fuß in die Tuilerien gesetzt, daß ich niemals, schlechterdings niemals mit dem Schloß in schriftlichem Verkehr gestanden habe!“

Marquis Jaucourt will diese Erklärung dahin eingeschränkt wissen, daß Barnave freilich niemals unmittelbar an die Königin geschrieben habe und diese nicht an ihn, daß aber zwischen beiden anonyme, in der dritten Person gehaltene Briefe gewechselt worden seien, wobei die Tasche des Herrn von Jarjayes als Briefschal-

Digitized by Google

ter gedient habe. „Wie das Gericht," bemerkt dazu Jancourt, „so auch die Aussage!"

Barnave hat aber sicherlich eine so entehrende Rechtfertigung nicht nötig. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, aus dem Gefängnis zu entkommen, ein demütiger Brief an die ehemaligen Kollegen hätte ihm Befreiung gebracht — er wollte nicht! Ein Mann, der so denkt, sucht sich nicht durch eine Lüge zu retten. Sein Wort gilt uns mehr als das nachlässige Geplauder des Marquis Jancourt.

Allerdings blieb eine gewisse Verbindung mit dem Hofe aufrecht erhalten. Barnave unterhandelte mit königstreuen Ministern und Deputierten, diese teilten, was sie von ihm vernommen, der Königin mit. Gewiß bezieht sich nur darauf die Äußerung, welche Marie Antoinette gegenüber dem Grafen Mercy bezüglich ihrer geheimen Verbindung mit dem Führer der Konstitutionellen machte.

Barnave kämpfte aber auch im hellen Tageslicht für seine Überzeugung. Er hatte in seinen Plänen für die Wiedergeburt Frankreichs die Sache der Nation niemals vom Königtum getrennt: jetzt, da die Dynastie Gefahr lief, dem träumerischen Schleicher Robespierre und dem unflätigen Pethion zum Opfer zu fallen, erblickte er seine nächste und höchste Aufgabe darin, die Monarchie und die Freiheit zu versöhnen und dadurch beide zu retten. Denn eine falsche Freiheit war in Frankreich eingezogen. Liberté! Égalité! war die Losung des Tages, aber wer etwa verdächtig war, eine andere Meinung zu hegen als die Träger der Volksgunst, genoß nur Vogelfreiheit, daß er ins Gefängnis geworfen oder am nächsten Laternenpfahl aufgeknüpft wurde.

Nun wollte Barnave der Lotse werden, der das Staatsschiff durch die drohenden Klippen in Sicherheit brächte!

Als Robespierre und seine Freunde die Aufregung und den Unmut über das „Verbrechen" des Fluchtversuchs ausnutzen wollten, um den Weg zur Republik zu bahnen, und deshalb den Antrag stellten, die ausübende königliche Macht durch eine Regentschaft zu ersetzen, hielt Barnave seine berühmteste Rede über die Unverletzlichkeit des Königstums und die Vorzüge der monarchischen Staatsform vor der Republik.

„In Amerika," führte er aus, „wo eine spärliche Bevölkerung ein unermeßliches, nur von Wäldern begrenztes, von keinem Nachbar beunruhigtes Gebiet einnimmt, sich erst zu einer Nation heranbildet, da mag die republikanische Form am Platze sein — uns kann sie nicht zusagen. Uns ist im Mittelpunkt des Staates eine unerschütterliche Gewalt vonnöten, die dem Ehrgeiz Schranken setzt, den Haß der Parteien unschädlich macht, die Leidenschaften, welche die alte Gesellschaft groß gezogen hat, im Zaume hält.

Diejenigen, welche die bestehende Verfassung ihrer Erbitterung gegen *einen* Menschen opfern wollen, scheinen mir nur allzusehr der Gefahr ausgesetzt zu sein, daß die Freiheit einem anderen Mann zuliebe in überschwenglicher Begeisterung geopfert werde; dieselbe Unbeständigkeit des Volkes, die sich heute in ungemessenem Haß kundgiebt, kann sich ein anderes Mal in verehrungsvoller Unterordnung unter einen Günstling des Volkes kundgeben. Ihr wißt ja selbst: die Nation der Franzosen versteht sich besser darauf, zu lieben, als zu hassen — —

Ich fürchte weder den Angriff fremder Völker, noch die Umtriebe der Ausgewanderten, aber ich fürchte die Fortdauer der Aufregung, der Unruhen, der Verwirrung, welche sich nicht eher legen werden, bis die Revolution endgültig und friedlich ihren Abschluß gefunden haben wird. Sie kann und sie muß heute abgeschlossen werden, heute, da die Nation frei geworden ist, da die Gleichheit aller Franzosen vollendete Thatsache ist. Wenn die Revolution aber fortfährt, alle bestehenden Verhältnisse zu unterwühlen, ist sie entehrt, entehrt sie uns! — Ihr seid bisher mutvoll und mächtig gewesen — seid von heute an maßvoll und weise!"

Diese Rede verhalf dem Antrag auf

Digitized by Google

Unverletzlichkeit Ludwigs XVI. zum Sieg. In der großen Mehrheit der konstituierenden Versammlung war ja noch monarchisches Gefühl lebendig, viele haßten und fürchteten den Despotismus der Radikalen. Fühlte sich doch sogar Robespierre nach der Rede Barnaves gedrungen, im Jakobinerklub zu erklären, er wolle die Freiheit, doch sei ihm gleichgültig, ob ein König an der Spitze stehe oder nicht. Die Anhänger des konstitutionellen Königstums konnten sich — zumal seit Lafayette am 17. Juli durch schonungsloses Einschreiten gegen die republikanischen Schreier auf dem Marsfeld dem Gesetz wieder einige Achtung verschafft hatte — der Hoffnung hingeben, daß die königliche Gewalt durch ehrlichen Anschluß an die Verfassung noch zu retten sei. Barnave und seine Freunde, die sich zu einem neuen Klub im Kloster der Feuillants vereinigt hatten und danach benannt wurden, suchten auch Verständigung mit den älteren königstreuen Elementen der Nationalversammlung. Barnave selbst ging zu Malouet. „Ich bin Ihnen wohl bisher sehr jung vorgekommen," sagte er, „doch ich versichere Sie, daß ich in den letzten Monaten stark gealtert bin!" Wenn die Rechte zu gemeinsamem Handeln sich verstehen, das Geschehene beruhen lassen und die Verfassung ehrlich anerkennen wolle, so seien er und seine Freunde zur Versöhnung mit den Royalisten, zur Rettung des Königstums bereit.

Die Königin selbst giebt ihrem Mentor, dem kaiserlichen Gesandten Grafen Mercy-Argenteau, von der überraschenden Wendung Nachricht. Sie sei, schreibt sie am 31. Juli 1791, mit den bekehrten Brauseköpfen der Nationalversammlung in Verhandlungen eingetreten. Vertrauen habe sie aber nur zu Barnave und Lameth; mit diesen Männern unterhalte sie geheime Verbindung, von der nicht einmal ihre vertrauten Freunde Kenntnis hätten. „Ich muß ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie halten zwar fest an ihren Grundsätzen, aber ich finde bei ihnen jederzeit Freimut, Entschlossenheit und aufrichtiges Verlangen, die Ordnung und damit die königliche Autorität wieder herzustellen."

„Wenigstens eine Zeit lang," fährt sie fort, „müssen die Leute im Glauben gelassen werden, daß ich ihren Ratschlägen folgen will."

Das blutdürstige Geschrei der Vadauds de Paris unter den Fenstern der Tuilerien, die seit dem vereitelten Fluchtversuch das Gefängnis der königlichen Familie waren, hatte auch den stolzen Sinn der Königin so eingeschüchtert, daß sie das einzige Mittel zur Rettung, Annahme der Verfassung, nicht auszuschlagen wagte. Von aufrichtigem Anschluß an das Werk der Revolution war jedoch, wie die Schlußworte ihres Briefes beweisen, nicht die Rede. Sie machte einen Versuch, jene revolutionäre Gewalt, die sie nicht zu brechen vermocht hatte und die ihr jetzt in einem begabten, ehrerbietigen jungen Mann in minder abschreckender Form entgegentrat, sich dienstbar zu machen; sie gab sich den Anschein, als wolle sie den Ratschlägen und Versprechungen der neuen Königsfreunde Gehör schenken, setzte aber nach wie vor ihre geheime Korrespondenz mit dem Ausland, von dessen Einschreiten allein sie ausreichende Hilfe erwartete, fort.

Ebensowenig war trotz aller Bemühungen des vorurteilsfreieren Malouet ein festes Bündnis zwischen der Rechten und den bekehrten Jakobinern zu stande zu bringen. Sich mit den Aufwieglern verbinden — so wurde ihm von seinen Parteigenossen erwidert —, heiße selbst zum Aufwiegler werden; das Königstum durch einen Barnave — Barnave Neronét! — wieder herstellen, heiße das Königstum erniedrigen. Wenn auch die königliche Familie selbst das Bündnis billige: das Königstum befinde sich zur Zeit nicht in den Tuilerien, sondern in Koblenz und auf den freien Thronen Europas. Von den Königen Europas werde der Thron Frankreichs wieder aufgerichtet werden, die Mitwirkung derer, die ihn umstürzten, würde das Rettungswerk schänden.

Digitized by Google

Diesen Worten entsprach die Handlungsweise der Rechten; sie wollte sich allenfalls die Hilfe der „erschrockenen Revolutionäre" gefallen lassen, aber keine Gemeinschaft mit ihnen pflegen.

Aufrichtig dachten und handelten in diesen Tagen nur Barnave und seine Freunde. Sie hielten gerade den Augenblick, da die binnen dreißig Monaten in buntem Wechsel geschaffenen Verfassungsgesetze zu einem abgeschlossenen Ganzen, zu einer Verfassung vereinigt werden sollten, für besonders günstig, um der Krone jene Vorrechte, welche ihr in der ersten Aufwallung des Zornes und des Freiheitsdranges wider Recht und Billigkeit entrissen worden waren, zurückzugeben. Sie waren dabei von unseliger Täuschung befangen.

Als im August 1791 mit Wiederdurchsicht der Verfassung begonnen wurde, griff Barnave die ehemaligen Genossen vom Jakobinerklub aufs heftigste an. „Sie nennen sich Freunde der Republik, sie sind aber in Wahrheit Feinde jeder gesetzmäßigen Regierung! Alles, was Ordnung heißt, alles, was den Redlichen und den Unredlichen, den ehrbaren Bürger und den räuberischen Wicht, jeden an den ihm zukommenden Platz stellt, ist diesen Nichtswürdigen, die das ganze Triebwerk des Staates zum Stillstand bringen wollen, ein Greuel. Ihr verruchtes Werk wird aber nur gelingen, wenn sie in dieser Versammlung, die durch ihr ebenso vorsichtiges wie kühnes Auftreten seit der Reise des Königs jedermann zur Bewunderung nötigte, Spaltungen erregen könnten, wenn sich Mißtrauen in unsere Reihen einschliche, während doch jeder von uns über die Reinheit seiner Absichten sich ausweisen kann! Haben wir doch seit zwei Jahren Arbeitseifer, Mut und Opferwillen bewährt, wofür uns kein anderer Lohn zu teil wird als das Gefühl der Genugthuung in der eigenen Brust!"

Die Botschaft, wodurch der König die Annahme der Verfassung erklärte und strengen Vollzug zusicherte, war gemeinschaftlich von Lafayette und Barnave ausgearbeitet. Als dem König der Jubelruf der Versammlung und der Tribünen für das großmütige Geschenk dankte, da mochten sich wieder die Gutgesinnten dem Glauben hingeben, daß es gelungen sei, den Sturm zu beschwören, daß die Vollendung der Konstitution auch das Ende der Revolution bedeute. Allein die Kehrseite der Münze sollte bald sich zeigen. Als die Deputierten die königliche Reitschule verließen, drängte sich das Volk an sie heran, Robespierre und Pethion wurden mit Eichenlaub bekränzt und im Triumph nach Hause geleitet, Barnave wurde mit Zischen und Hohngelächter empfangen! Die allmächtig gewordene Volksgunst lächelte jenen, die in der Konstitution nur die erste Stufe zur Republik sahen, und wandte sich von denjenigen ab, denen Frankreich jenes ehedem ersehnte Werk zu verdanken hatte.

Vielleicht wäre trotzdem der Zusammenbruch nicht so rasch erfolgt, wenn nicht gegen den Willen Barnaves, der alle schädlichen Folgen richtig voraussagte, ein Dekret erlassen worden wäre, welches die Mitglieder der konstituierenden Versammlung für unfähig erklärte, in die neu zu berufende gesetzgebende Versammlung gewählt zu werden. So kam die Regierung gerade in dem Augenblick, da der Angriff der Deutschen die Grenze bedrohte und in den französischen Städten die Zügellosigkeit der Gassenhelden immer wilder aufwucherte, in die Hände von unerfahrenen, von der Leidenschaft der Massen angesteckten Männern. Die neuen Gesetzgeber suchten durch Übereilung zu ersetzen, was ihnen an Erfahrung abging, bis endlich das Schreckensregiment auch diese Übergangsperiode in Blut und Greuelthat erstickte.

Barnave blieb nach Auflösung der Konstituante noch einige Wochen in Paris. Als er einmal eine Sitzung der neuen Volksvertreter besuchte, empfingen Pfeifen und Zischen „den Mann, der Frankreich um das Lächeln einer buhlerischen Königin verkauft habe!"

Mit welch trüben Gefühlen mochte Barnave die Heimkehr antreten!

Digitized by Google

Zu Hause empfing ihn die Liebe seiner Mutter, seiner Schwestern. Er widmete sich ganz und gar den Studien; er wollte wenigstens der Nachwelt die Früchte überliefern, welche nur ihn die genaue Kenntnis der Ereignisse der drei letzten Sturmesjahre gewinnen ließ. Aus der Geschichte suchte er die Ursache der Bewegung zu ergründen, aus der eigenen Erfahrung zeichnete er die Charakterbilder der Protagonisten — so entstanden die Réflexions politiques sur la révolution, ein durch Freimut und Gedankenreichtum ausgezeichnetes Werk, in welchem die Gegenwart gerecht beurteilt, die Ernte der Zukunft richtig vorausberechnet wird.

„Welch ungeheuren Raum haben wir in diesen drei Jahren durchmessen, ohne daß wir uns rühmen könnten, unser Ziel erreicht zu haben. Wir haben die Erde tief aufgefurcht, wir glaubten auf fruchtbaren Boden gestoßen zu sein, aber welch verderbliche Dünste sind daraus emporgestiegen! Wie viel Geist ist aufgetaucht in einzelnen, wie viel Mut in der Menge, aber wie dürftig ist die Ausbeute an Charakter, Besonnenheit und Tugend! Und ich frage mich jetzt am häuslichen Herd, ob es nicht besser gewesen wäre, ihn nie zu verlassen?“ Doch welche Verwirrung auch eingerissen sei, wie viel Unglück noch kommen möge, ein köstliches Gut sei aus dem Schoß der Konstituante hervorgegangen, ein Gut, das niemals mehr aufhören werde, die Welt zu beglücken: die Freiheit könne nicht mehr untergehen!

Barnave hat richtig prophezeit, aber er gleicht jenen Propheten, die den Völkern große Wahrheiten kündeten, doch den eigenen Untergang nicht ahnten!

Die Freuden eines zärtlichen Familienlebens und stiller litterarischer Arbeit fanden ein rasches Ende.

Als der Konvent sich anschickte, über „Louis Capet“ zu Gericht zu sitzen, wurden Kommissäre in die Tuilerien abgeordnet, um unter den königlichen Papieren nach Beweisen der Schuld des Hochverräters zu fahnden. Da stieß man im Schreibtisch des Königs auf ein Blatt, auf welchem von der Hand des Ministers Lessart ein Project du comité des ministres concerté avec Mss. Alexandre Lameth et Barnave niedergeschrieben war. Der Entwurf enthielt Ratschläge, wie sich der König gegenüber den Fürsten des Auslandes, den Emigranten und der Nationalversammlung verhalten sollte; der Kern aller Vorstellungen war: der König soll nirgend Zweifel bestehen lassen, daß er ernst und aufrichtig an der Konstitution festhalten wolle. Nichts konnte konstitutioneller, nichts patriotischer sein als diese Mahnworte!

Allein bereits war jenes Regiment am Ruder, das Talleyrand zum Witzwort anregte, er werde, wenn ihm vorgeworfen werden sollte, die Türme von Notre Dame in seine Rocktasche gesteckt zu haben, schleunigst der gerichtlichen Untersuchung zu entkommen trachten. Der Konvent erblickte in jenem Blatt das Zeugnis einer Verschwörung; am 29. August 1792 wurde die Anklageakte angenommen, wonach Barnave und die übrigen beteiligten Minister und Deputierten bezichtigt waren, „gegen die Konstitution, die allgemeine Sicherheit des Staates, die Freiheit und Unabhängigkeit der französischen Nation sich vergangen zu haben“.

Barnave wurde in seinem Landhaus in Saint Robert verhaftet, nächtlicherweile, da man besorgte, die Nationalgarde des Fleckens möchte ihren Kommandanten zu befreien suchen.

Während seiner langen Gefangenschaft in der Festung Barraux wurde ihm wiederholt nahe gelegt, er möge entfliehen und die nahe Grenze zu gewinnen suchen, doch er weigerte sich, ein Beispiel zu geben, das er in früheren Tagen selbst verurteilt habe. Als ihm Danton eröffnen ließ, die Führer des Konvents seien bereit, ihm die Freiheit zu schenken, wenn er ein Gnadengesuch einreichen würde, lehnte Barnave ab. „Von diesen Menschen Gerechtigkeit erbitten,“ schrieb er an einen Freund, „hieße die Gerechtigkeit ihrer übrigen Handlungen anerkennen, und sie haben doch den König getötet! Nein,

Digitized by Google

lieber will ich leiden und sterben, als diese Makel auf meinen unmoralischen und politischen Charakter laden!" Erst nach Jahresfrist wurde er nach Paris geschleppt, um vor das Revolutionstribunal gestellt zu werden. Nun wußte er, welches Schicksal ihm bevorstehe. „Ich habe lange Zeit an eitle Wahngebilde geglaubt," schrieb er an seine Schwestern, „aber ich bin furchtbar enttäuscht worden, und jetzt, da ich aus dem Leben scheiden muß, beklage ich nichts, als daß ich das Gut der Freundschaft verliere! Der Tod ist nichts! Ich betrachte ihn auch heute so ruhig und heiter, wie wenn ich ihn gleich anderen Menschen nur in unbekannter Ferne vor mir sähe!"

Am 28. November 1793 erschien Barnave vor den Schranken des Blutgerichts.

Er verteidigte sich selbst. Er legte seine Gedanken und Thaten dar mit dem Stolz eines Mannes, der sich unschuldig weiß. Seine Jugend, sein Mut, seine Beredsamkeit machten tiefen Eindruck auf die Zuhörer, sogar die Geschworenen schienen erschüttert zu sein. Allein der Präsident wußte in einer Schlußrede, die der Anklageschrift an Heftigkeit und Gehässigkeit nicht nachstand, diesen Eindruck zu tilgen, er nannte die Rührung der Geschworenen Schwäche und appellierte an ihren Patriotismus. So gaben diese die gewünschte Erklärung. Barnave nahm das Todesurteil unbefangen und gelassen auf. Die Bitte, seine Schwester noch einmal sehen zu dürfen, wurde ihm abgeschlagen.

Als am 30. November der Morgen graute, wurde Barnave mit drei anderen Opfern nach dem Revolutionsplatz geführt. In allen Straßen und auf dem Richtplatz wogte die Menge. Das Schauspiel war längst kein neues mehr, doch diesmal drängte sich alles, Barnave, den Präsidenten der Nationalversammlung, den „Geliebten der Königin", den Rivalen des großen Mirabeau auf dem Gang zur Richtstätte zu sehen. Wenn er auf dieser Fahrt noch Auge und Ohr für die Erde hatte, sah er die Bestürzung in den Mienen vieler, hörte er hundert Rufe des Mitgefühls.

Barnave bewahrte seine Festigkeit bis zum Ende. Vom Schafott aus hielt er noch eine Ansprache an das Volk, dessen Götze er einst, das sein Götze einst gewesen war. Noch einmal überkam ihn die Begeisterung wie in seinen besten Tagen, doch die Henker zerrten ihn fort, da sie den Eindruck seiner Rede auf die Menge fürchteten. Noch einmal rief Barnave mit erhobener Stimme: „Es lebe die Freiheit meines Vaterlandes!" Wenige Augenblicke darauf war dieser Mund für immer verstummt.

„Ich hoffe nicht auf Gerechtigkeit meiner Richter," hatte Barnave im Gefängnis geschrieben, „ich hoffe nur noch auf die Zukunft. Eines Tages wird mein Andenken wieder erneut und ihm zur gebührenden Achtung verholfen werden."

Ein Jahrhundert ist seitdem vergangen und im Andenken der Nachwelt steht er lebendig und, wie er gehofft hatte, geachtet da. Lamartine sagt von den Männern jener Tage, daß sie uns wie unmittelbare Personifikationen der Dinge anmuten, die gedacht, gesagt, gethan werden mußten; da ist Mirabeau der zündende Blitz, Vergniaud der begeisterte Aufschwung, Danton die Kühnheit, Marat die Wut, Robespierre der utopische Traum, St. Just der Fanatismus, Condorcet die Berechnung, Barnave die Ehrlichkeit!

Barnave besaß, was den meisten anderen fehlte: das Gewissen. In den Augen derjenigen, welche vom Staatsmann nur Stärke verlangen, ist dieser sein Vorzug vielleicht eine Schwäche. Aber die Lehren Machiavells werden niemals volkstümlich werden. Es giebt Empfindungen, welche, solange die Welt steht, einer großen That gleich geachtet werden müssen. Barnave irrte, denn er war ein Mensch. Doch indem er dafür büßt, zeigt er die stille, echte Größe, die wir bei allen seinen flammensprühenden Genossen vergeblich suchen; er allein sagt: Ich büße, weil ich irrte!

Digitized by Google

Für den Weihnachtstisch.

Der deutsche Buchhandel hat auch in diesem Jahre eine ganze Auswahl schöner und wertvoller Gaben für den Weihnachtstisch fertiggestellt, und wenn die Auswahl auch vorläufig nicht so groß ist wie in manchen früheren Jahren, können wir doch unseren Lesern von der Fertigstellung einzelner Lieferungswerke und dem Erscheinen hübsch ausgestatteter und interessanter Geschenkbücher Meldung machen. Wir müssen uns natürlich an dasjenige halten, was uns vorgelegt wurde, und werden vielleicht in die Lage kommen, später noch einen Nachtrag zu liefern. — Von einem illustrierten Werke, welches seines wissenschaftlichen und künstlerischen Wertes wegen bereits große Popularität besitzt, von **Brehms Tierleben**, hat das Bibliographische Institut in Leipzig die dritte, von Professor Pechuel-Loesche gänzlich neu bearbeitete Auflage vorbereitet, und der erste Band, in welchem die Säugetiere behandelt werden, liegt in der nach jeder Richtung hin vortrefflichen Ausstattung vor. Bei den immerwährenden Fortschritten in der wissenschaftlichen Entwickelung war es notwendig, nach dem Tode Brehms einen Bearbeiter für die neue Auflage zu gewinnen, und die Verlagshandlung hat auch darin ihre Umsicht bewährt. Wir kommen später auf diese neue Auflage des hochbedeutenden Werkes, das bereits in hunderttausend Exemplaren verbreitet und nebenbei in sieben Sprachen übersetzt ist, eingehender zurück, einstweilen soll es für die Weihnachtszeit empfohlen sein, da es durch Inhalt und Ausstattung dieser Empfehlung besonders wert ist. — Einem anderen wissenschaftlichen Gebiete entstammt die **Geschichte des Römischen Kaiserreichs** von Victor Duruy, welche von Professor Hertzberg ins Deutsche übersetzt wurde und mit den Illustrationen der Original-Ausgabe im Verlage von Schmidt u. Günther in Leipzig nun vollständig in fünf stattlichen Bänden erschienen ist. Duruy war bekanntlich unter Napoleon III. Minister des Unterrichts und zugleich Mitarbeiter bei den römischen Studien des Kaisers. Sein Werk ist eine glänzende Leistung und der Stoff in anziehender und fesselnder Weise verarbeitet. Dazu kommen die ungemein zahlreichen Illustrationen — es sind deren ungefähr zweitausend —, und somit kann dieses Werk als ein imposantes Festgeschenk bezeichnet werden. — Bei früheren Gelegenheiten haben wir bereits auf die **Studienmappen Deutscher Meister**, herausgegeben von Julius Lohmeyer, die im Verlage von E. T. Wiskott erschienen, hingewiesen. Bisher sind Adolf Menzel, Ludwig Knaus, Defregger, Geselschap, Grützner und Werner Schuch in dieser Sammlung von Originalstudien durch besondere Mappen vertreten. Denselben reihen sich nun in diesem Jahre Paul Meyerheim und Anton v. Werner an. In der Meyerheim-Mappe ist die Vielseitigkeit des Meisters durch Landschaftsstudien, Genrebilder und Löwengruppen in Lichtdruck vertreten, außerdem sind drei der eigenartigen Scenen aus dem industriellen Leben, welche Meyerheim im Auftrag des Geheimrat Borsig in Berlin für eine Gartenhalle ausgeführt hat, darin enthalten. Selbstverständlich ist die Richtung der Studienmappe, welche Anton v. Werner gewidmet ist, eine durchaus andere. Je weiter sich diese interessante Publikation ausdehnt, um so wertvoller erscheint das ganze Unternehmen. — Auch auf das verdienstvolle kunstgeschichtliche Illustrationswerk, welches unter dem Titel **Denkmäler der Kunst** im Verlage von Paul Neff in Stuttgart erschienen ist, haben wir bereits früher hingewiesen. Es ist jetzt eine neue, die sechste Auflage zu bedeutend ermäßigtem Preise erschienen. Das Werk, welches unter der Ägide der beiden berühmten Kunstforscher W. v. Lübke und C. v. Lützow erscheint, bringt auf 203 Tafeln (darunter sieben Farbentafeln) cirka 2400 Abbildungen aller hervorragenden Werke der bildenden Kunst von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Ein erklärender Textband vermittelt das Verständnis, und

Digitized by Google

man kann in der That zur Einführung in das Studium der drei bildenden Künste und als Anregung zur Übung in denselben kaum eine bessere Grundlage sich denken. In jedem gebildeten Hause kann dies unvergleichliche Werk die Quelle der mannigfaltigsten Unterhaltung bilden. — In erfreulicher Weise ist inzwischen auch die illustrierte **Hausbibel** von Dr. Rudolf Pfleiderer vorgeschritten. (Süddeutsches Verlags-Institut in Stuttgart.) Die Illustrationen sind größtenteils nach den Meisterwerken der berühmtesten Künstler aller Zeiten reproduziert. Format, Druck und Papier verdienen volles Lob, so daß man die Anschaffung dieses illustrierten Bibelwerkes dringend empfehlen kann. — Ein großartiges Prachtwerk verspricht die illustrierte Ausgabe von Robert Hamerlings epischer Dichtung **Der König von Sion**, illustriert von Adalbert v. Rößler und Hermann Dietrichs (Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. vorm. J. F. Richter, Hamburg) zu werden. In gleicher Weise ist bereits früher desselben Dichters „Ahasver in Rom" herausgegeben worden. Eine Menge von Initialen, größeren und kleineren Illustrationen, teils naturgetreu den Schauplatz der Begebenheiten und die handelnden Personen darstellend, teils in phantastischer Erfindung das Werk des Dichters begleitend, sind von den beiden Künstlern dem Texte eingefügt, und die ganze Ausstattung des in großem Format ausgeführten Werkes darf als ebenso glänzend wie geschmackvoll gerühmt werden. — Aus dem rühmlichst bekannten Kunstverlage von G. Hirt in Leipzig und München, dem wir bereits so manches kostbare Bildwerk verdanken, ist nun der sechste Band des **Kulturhistorischen Bilderbuchs** von Georg Hirt herausgegeben worden, worin sich namentlich Studien von Watteau, Chodowiecki und ihrer berühmtesten Zeitgenossen, wie Graff, Boucher, Carmontel, Grenze, Seekatz u. a. befinden. Die Verlagshandlung hat in diesem Werke der deutschen Nation eine Gabe von kunst- und naturgeschichtlicher Bedeutung und geradezu unschätzbarem Werte geboten. Die Ausführung der einzelnen Schnitte, Druck und Ausstattung sind gleich vortrefflich. — Aus der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender ist uns die erste Lieferung eines reich illustrierten und gefällig ausgestatteten Werkes unter dem Titel **Das malerische Schweden in Wort und Bild** zugegangen. Dieses illustrierte Prachtwerk schließt sich bekannten ähnlichen Schilderungen über Italien, Spanien, die Schweiz u. s. w. an. Die Illustrationen sind charakteristisch und trefflich ausgeführt und die Schilderungen möglichst knapp und doch erschöpfend genug gehalten. Da die skandinavischen Länder neuerdings vielfach zum Reiseziel gewählt werden, wird dieses Werk allgemein willkommen sein. — Speciell an die Reisen des deutschen Kaisers nach den nördlichen Gegenden anknüpfend, erscheint im Verlage von Ferd. Lange in Berlin ein reich illustriertes Lieferungswerk: **Kaiser Wilhelms II. Nord- und Südlandsfahrten** mit Text von Adalbert v. Hanstein. Die Bilder sind großenteils von C. Saltzmann gezeichnet, dem Begleiter des Kaisers auf seinen nordischen Reisen. — Für Kunstfreunde, besonders für solche, welche Dürers Eigenart und seinen gewaltigen Einfluß auf die Entwickelung deutscher Kunst verfolgen wollen, hat die Zehlsche Verlagshandlung (E. Haberland) in Leipzig zwei Mappen herausgegeben, wovon die größere Dürers **Marienleben**, phototypisch nachgebildet, in der Größe der Originale, und die kleinere Dürers **Kleine Passion** enthält. Es ist eine wahre Freude, sich in die naive und innige Natur des Meisters zu versenken und dabei die Empfindung zu haben, daß seine Vorzüge und Eigentümlichkeiten ganz aus dem deutschen Gemüte erwachsen sind. Jede der Mappen hat einen sachverständigen einführenden Text, und die Ausstattung in ihrer schlichten Solidität entspricht dem Charakter des Ganzen. — Als kleinere Geschenke, die allerliebst mit farbigen Bildern ausgestattet sind, empfehlen sich zwei Heftchen aus dem Verlage von Herm. J. Meidinger, Berlin, von denen das eine unter dem Titel **Frei-Konzert** eine Liederauswahl mit reizenden Vogeltypen bietet, während das andere Heftchen eine Anzahl **Glückwünsche** enthält, die beliebig losgelöst und einzeln verwendet werden können. — Auch eine neue, ganz allerliebst ausgestattete Ausgabe der beliebten Ludwig Ganghoferschen Hochlandsgeschichte **Der Herrgottschnitzer von Ammergau** mit sechzig ungemein ansprechenden kleinen Illustrationen ist im Verlage von Adolf Bonz u. Co. in Stuttgart herausgekommen. — Ferner können wir die neue Auflage der von C. Beyer (C. Byr) nacherzählten **Orientalischen Novellen**, in schönem Einband und mit acht Bildern von Hurschenreuter geschmückt (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag), als ein willkommenes Geschenk für alt und jung bezeichnen. — Ein Buch, dessen Inhalt erst von denjenigen geschrieben werden soll, die es zum Geschenke erhalten, betitelt sich **Tagebuch, Blätter der Erinnerung**, und ist in diesem Jahre bereits in sechster Auflage in E. Zehls Verlag in Leipzig herausgekommen. Rühmend können wir in diesem Falle nur die außerordentlich geschmackvolle Ausstattung hervorheben, wobei die künstlerisch vortrefflichen Aquarellillustrationen von Hermine Stilke und das Titelbild von J. Kostka dem Buche einen ebenso geschmackvollen wie vornehmen

Digitized by Google

Anstrich verleihen. Hermine Stilke hat für jeden Monat ein ebenso feinsinnig erdachtes wie effektvoll ausgeführtes Bild geliefert. Die leeren Blätter für die einzelnen Tage sind hübsch verziert und man muß wünschen, daß darauf nur angenehme und erfreuliche Dinge für die Erinnerung eingeschrieben werden. — Zu den bereits vorhandenen, längst rühmlich bekannten und beliebten Skizzenbüchern Albert Hendschels ist auch in diesem Jahre ein Zuwachs erschienen, ein sehr geschmackvoll ausgestatteter Band, der unter dem Titel **Allerlei aus A. Hendschels Skizzenmappen** eine reiche Auswahl der mannigfaltigsten Entwürfe ernster und humoristischer Gattung enthält. Die Ausführung in Lichtdruck stammt aus dem Atelier von Martin Rommel u. Co. in Stuttgart und erschienen ist das schöne Buch gleich früheren Ausgaben von Werken des Künstlers bei M. Hendschel in Frankfurt a. M.

Um nun auch derjenigen litterarischen Festgeschenke, welche für die Jugend bestimmt sind, zu gedenken, erinnern wir an die reiche Auswahl, welche die Verlagshandlung von Ferd. Hirt und Sohn in Leipzig seit Jahren auf den Weihnachtsmarkt bringt. Außer verschiedenen neuen Auflagen sind diesmal als Novitäten erschienen: von Oskar Höcker eine geschichtliche Erzählung **Auf der Wacht im Osten**, worin die Kämpfe mit den Polen im vierzehnten Jahrhundert der reiferen Jugend erzählt werden. Anschließend hieran nennen wir **Die Marienburg**, eine deutsche Kulturstätte im Osten, von Pederzani-Weber. Für junge Mädchen eignet sich die Reiseerzählung, welche die Erlebnisse zweier deutschen Mädchen in Skandinavien und England unter dem Titel **Zwillingsschwestern** erzählt und von Brigitte Augusti verfaßt ist. Alle diese Jugendschriften sind in der bei der Verlagshandlung bekannten gediegenen und geschmackvollen Weise ausgestattet und gebunden. — In ganz ähnlicher Weise versieht die Verlagshandlung von Herm. J. Meidinger in Berlin den Weihnachtstisch mit gut ausgewählten, reich illustrierten Büchern für die Jugend. Es liegen uns verschiedene neue Auflagen vor; u. a. die einer Bearbeitung von **Leben und Abenteuer des Robinson Crusoe**, welche Oskar Höcker nach dem englischen Original besorgt hat. Gleichfalls aus dem Englischen hat Paul Moritz unter dem Titel **Der Sturmvogel** die Abenteuer einer Kriegsbrigg an der afrikanischen Oststüste für die deutsche Jugend bearbeitet. Für zarte Mädchengemüter von zwölf bis fünfzehn Jahren hat Auguste Wachler die Marlittsche Erzählung Goldelse bearbeitet, und ihr **Goldelschen** scheint die Anziehungskraft des Originals mitbekommen zu haben, da es bereits in der sechsten Auflage vorliegt.

Sehr reich und künstlerisch schön ausgestattet zeigt sich ein neues Prachtwerk für die Jugend, das **Prinzenmärchen** betitelt und von Agnes Schöbel verfaßt ist, während Georg Schöbel dasselbe illustriert hat. Die Verlagshandlung von Adolf Titze in Leipzig hat das Buch in ihrer bekannten Weise glänzend ausgestattet, aber offenbar ist es doch nur für bestimmte Kreise berechnet, was schon sowohl durch den textlichen Inhalt, wie auch durch die Illustrationen angedeutet wird. Namentlich solche Familien, die sich für militärische Verhältnisse und für die preußischen diesbezüglichen Institutionen interessieren, werden an dem Buche große Freude haben. — Sehr empfehlenswert sind zwei Bücher, welche im Verlage von Gerhard Stalling in Oldenburg erschienen sind und mit ungemeiner Frische und Sachkenntnis das Leben der See und bei der Marine schildern. Der Verfasser Ph. Kniest ließ vor einigen Jahren ein Bändchen Bilder aus dem Seeleben unter dem Titel **Von der Wasserkante** in Bremen erscheinen; dieses Buch ist nun in den Verlag von Stalling übergegangen und dazu ein zweites unter dem Titel **Wind und Wellen** von Ph. Kniest erschienen. Es sind lauter einzelne Novellen in den beiden Bänden enthalten, die in kerniger Frische und urwüchsigem Humor auf alt und jung wohlthuend und erheiternd wirken werden. — Auch aus dem Verlage von Richard Richter in Leipzig liegt eine Jugendschrift vor, welche **Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Kaiser Wilhelms I.**, gesammelt, bearbeitet und übersichtlich geordnet von Ludwig Marquardt enthält. Dem Buche ist ein gutes Porträt des unvergeßlichen greisen Kaisers beigegeben und es präsentiert sich in festlichem Einbande. — Aus dem Süddeutschen Verlagsinstitut in Stuttgart liegen gleichfalls einige Novitäten vor, welche für die Jugend bestimmt und vortrefflich ausgestattet sind: unter dem Titel **Musikalische Lebensbilder** von H. Waldemar mit Illustrationen von G. Franz finden sich eine große Anzahl von Erzählungen aus dem Leben unserer größten Komponisten und Virtuosen zusammengestellt. **Die Goldhöhle der Sonora** ist nach John Retcliffs Roman Puebla von Oswald Hancke für die reifere Jugend erzählt und sehr ansprechend von E. R. Sohn illustriert. **Wendelgard**, eine Erzählung für junge Mädchen von Henriette Schmidt, ist eine lebhaft erzählte Geschichte aus den ersten Zeiten des Christentums unter Konrad dem Fränken. — Noch wollen wir ein hübsch ausgestattetes neues Buch für junge Mädchen von der beliebten Erzählerin Sophie Verena erwähnen; es heißt **Daheim und draußen** und ist in Berlin bei H. W. Müller erschienen.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

Die Achlen-Kini. Eine Novelle nach Motiven aus dem Künstlerleben von J. Debefind. (Braunschweig, Benno Göritz.) — Ein anspruchsloses, aber um so ansprechenderes Lebensbild aus der Künstlerwelt jener um ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Vergangenheit, da Theater und Litteratur noch den Mittelpunkt der geistigen Interessen Deutschlands bildeten. Der Jugendroman einer Sängerin, deren Bühnenname Frau Fischer-Achten in der Erinnerung der älteren Generationen manchen Abend reinsten Kunstgenusses wieder wachrufen wird, ist hier von Frauenhand aus Wahrheit und Dichtung zusammengewoben, sicher und geschickt in den Grundzügen, sauber und feinsinnig im Detail der Ausführung. Namentlich ist die seelische Entwickelung der Heldin trefflich wiedergegeben, die nach der herben Enttäuschung einer ersten schnöde verratenen Liebe in sich selber und ihrer Kunst erstarkt und dann in einem ernsten Freunde und Berufsgenossen einen würdigen Gatten findet. Ob es nötig und wohlgethan war, gegen die Thatsachen die Heldin gar so früh ins Witwenkleid zu stecken, ist mir allerdings zweifelhaft: warum in Moll ausklingen lassen, was in dem fröhlichen Dur der Wirklichkeit meines Erachtens ebenso poetisch gewesen wäre? Allerdings gewinnt die Geschichte so eine gewisse Abrundung und dazu jenen elegischen Hauch, den wir in Künstlernovellen und musikalischen Märchen gewöhnt sind und der namentlich auf Frauengemüter nie seines Eindrucks verfehlt. Den Frauen sei denn auch das geschmackvoll ausgestattete und mit einem Bilde der Künstlerin in Lichtdruck geschmückte Büchlein ganz besonders empfohlen.

Kapitän Marryats Romane sind in einer sehr sorgfältig durchgesehenen neuen Ausgabe, in trefflicher Übersetzung, sehr gut ausgestattet, im Verlage von Carl Zieger Nachf. in Berlin nun vollständig in dreiundzwanzig Bänden erschienen. Etwas Neues über diese lebensfrischen, von liebenswürdigem Humor und wohlthuender Weltanschauung durchdrungenen Romane läßt sich nicht gut sagen, aber hervorheben darf man doch, daß alle diese Vorzüge auch heute noch wie bei ihrem ersten Erscheinen vor mehr als einem halben Jahrhundert ihre unfehlbare Wirkung ausüben. In Deutschland ist gerade in den letzten Jahren das Interesse für alles, was mit der Marine zusammenhängt, derart gewachsen, daß man wohl behaupten kann, diese neueste Ausgabe von Kapitän Marryats Romanen ist ein sehr zeitgemäßes Unternehmen. Daß dieser Ausgabe eine kurze Biographie und das Porträt des Dichters beigegeben sind, verdient lobende Erwähnung. Wem es darum zu thun ist, zur Hauslektüre lebhaft anregende, immer unterhaltende und dabei innerlich gesunde geistige Nahrung zu erwerben, dem kann man diese neueste Marryat-Ausgabe sehr empfehlen. Nicht alle seine Geschichten spielen auf der See, eine der besten derselben, „Japhet, der einen Vater sucht", ist ein Volks- und Gesellschaftsroman, der auch heute noch als Muster dieser Gattung gelten kann.

* * *

Gerade auf dem Gebiete der lyrischen Produktion findet der alte Spruch vielfach Bewährung: Das Neueste ist nicht das Schönste, und das Alte bleibt immer neu. Trotz aller Abhandlungen hat die Lyrik ihre bestimmten Schranken, und alle noch so schön klingenden Theorien können den Mangel eindrucksvoller Eigenart niemals ersetzen. Daher der geringe Erfolg unserer jüngeren und jüngsten Lyriker; und die, welche von ihnen mehr Aufmerksamkeit erringen und verdienen, verdanken es nicht ihren neuen Stoffen, sondern eben einer Originalität, die sich in altbewährten schönen Formen kundgiebt. Als solche seien hier in erster Linie genannt Detlev v. Liliencron: **Gedichte** (Leipzig, Wilhelm Friedrich) und Julius Hart: **Homo sum!** Ein neues Gedichtbuch (Großenhain und Leipzig, Baumert u. Ronge). Nach althergebrachtem Sinne kann man letzteren getrost als den Idealisten bezeichnen im Gegensatz zu dem Realisten Liliencron; bei diesem herrscht die Freude vor an dem bunten Wechsel der Erscheinungen, jener schwelgt am liebsten in gewissen Situationsbildern, deren Stimmungsgrund an persische Mystik und hellenische Anakreontik erinnert. Doch beide sind völlig eigenartig und bieten eine Reihe von schönen Gedichten, welche die Lektüre des Buches zu einem Genusse machen.

Daß der Unterschied zwischen alter und neuer Lyrik, wenn eben nur das kunstmäßig Gediegene in Anschlag gebracht wird, gar nicht so himmelweit verschieden ist, beweist am besten ein Blick in Hermann Linggs lyrische Sammlung: **Jahresringe.** Neue Gedichte. (Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.) Wohl wird keinem Einsichtigen entgehen, daß der gefeierte Siebzigjährige hier und da schon die sogenannten Schwächen des Alters aufweist, daß sich die unpoetisch nüchternen Wendungen mehr als nötig hervordrängen —

Digitized by Google

allein das dürfte auch jenen in diesem Alter widerfahren. Ein wenig seltsam muten die Überschriften der einzelnen Abteilungen in ihrer Reihenfolge an: Um Weihnacht, Karneval, Um Ostern, Um Sonnwendzeit, Um Allerheiligen, Städte des Altertums, Burgen und Paläste, Meergebiet, Bahnen, Zwischengeschichten, Chöre, Fahrten u. s. w. Die Hauptstärke dieses neuesten Bandes beruht nicht auf den historischen Gedichten, mit welcher Gattung sich Lingg einst seinen Ruf begründete; im Gegenteil, das meiste Interesse erwecken die stimmungsvollen, eigentlich lyrischen Gedichte, von denen manche in gleichsam Rembrandtsches Halbdunkel gehüllt sind; in anderen wieder erweckt ein Wort, eine Zeile, eine Schlußstrophe eine ganze Welt neuer Gedanken und Vorstellungen. Das beigegebene Porträt nach Lenbach zeigt einen äußerst charakteristischen Kopf und ist in der Ausführung wohlgelungen. Sicherlich wird diesen „Jahresringen" sich noch mancher neue anschließen.

* * *

Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit von Hermann Müller-Bohn. (Berlin, Paul Kittel.) — Das mit zahlreichen Bildern geschmückte Werk ist in erster Reihe für die größeren Kreise des Volkes bestimmt und dürfte namentlich in Volks- und Schülerbibliotheken sowie als Geschenk für die reifere Jugend passende Verwendung finden. Mit Recht beschäftigt sich der größere Teil dieser Lebensgeschichte mit den Ereignissen vor 1864; die drei großen Kriege werden kürzer behandelt, da es mehr für Fachleute die Aufgabe wäre, auf diesem Gebiete die Verdienste des genialen Strategen klar zu machen und zu würdigen. Besonders anziehend sind die beiden Schlußkapitel: „Unser Moltke daheim" und „Im Abendfrieden": der große Feldherr, dessen Namen die Nachwelt neben den eines Alexander, Cäsar, Napoleon und Friedrich des Großen stellen wird, zeigt sich als ein ebenso großer Mensch, edel und hilfreich im Goetheschen Sinne, ein Hüter der echten Humanität.

Zeit- und Lebensbilder von Johannes Janssen. Vierte, vermehrte Auflage in zwei Bänden. (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.) — Hat man erst den unangenehmen, manchmal peinlich wirkenden Eindruck überwunden, daß der berühmte Verfasser mit seinen Lebensbildern noch einen anderen, dem harmlosen Laien leicht entgehenden Zweck verfolgt — dieser Zweck tritt z. B. sehr klar zu Tage in der Aneinanderreihung der beiden Aufsätze „Der protestantische Theologe Richard Rothe" und „Erinnerungen an einen deutschen Kapuziner" —, so wird man aus dem Werke trotzdem viel Belehrendes und Anregendes für sich empfangen. Was der Verfasser nach durchaus unanfechtbaren Dokumenten über Humboldt und Bunsen mitteilt, ist nicht schmeichelhaft für diese, aber wahr. Auch die Studie über eine „Kulturdame und ihre Freunde" wirft ein bedeutungsvolles Licht auf ein Stück moralischer Verkommenheit, das heute noch hier und da als Freiheit u. s. w. gepriesen wird. Nicht ganz gerecht wird Janssen dem ja persönlich unleidlichen Arthur Schopenhauer, dessen Werke, wenn man von der pessimistischen Konsequenz absieht — und man kann es —, durch Form und Gedankenfülle ihn doch zu einem unserer ersten Schriftsteller erheben. Mit warmer Hingebung behandelt der Verfasser Adalbert Stifter, den russischen Dichter Schukofski, ebenso Huber und Ritter. In dem Schlußaufsatz „Gervinus über Deutschland und seine Zukunft" sagt der Verfasser gleichsam durch die Blume, was ihm an dem geschichtlich gewordenen neuen Deutschen Reiche mit dem Hohenzollerngeschlechte als erblichem Kaisertume eigentlich nicht gefällt; hier tritt der engbeschränkte Gesichtspunkt des Gelehrten zu Tage, dessen Kopf immer noch zu sehr von geheimen, nun einmal ohne Blutvergießen nicht erfüllbaren Herzenswünschen erfüllt wird. Die Schreibweise des Autors ist bekannt, und auch die Art, wie er Licht und Schatten, stets einem geheimen Nebenzwecke entsprechend, meisterhaft, fast künstlerisch zu verteilen weiß.

* * *

Musikalisches und Litterarisches. Kritiken und Schilderungen von Eduard Hanslick. (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.) — Es ist sehr zu bedauern, daß der Band zu viel Tagesartikel enthält, die für den Augenblick in einer Zeitungsnummer angenehm, für ein Buch aber wertlos sind. Ebenso unangenehm berührt, daß der Verfasser durch Wagner noch immer — beirrt wird. Wozu das? Wagners Größe, mit ihren riesigen Einseitigkeiten nach vielen Richtungen, steht heute fest und wird erkannt trotz vieler Thorheiten und Überschwenglichkeiten seiner Freunde. Was Hanslick selber über die erste Aufnahme von Mozarts „Don Juan", von Grillparzers Seltsamkeiten über dessen musikalischen Zeitgenossen Weber, den Tondichter des „Freischütz", mitteilt, sollte ihn selbst vorsichtig machen. Im übrigen bietet das Buch für Musikfreunde des Unterhaltenden viel: so über Brahms, Joachim, Möhnl u. s. w. In den „Begegnungen mit Bischer" ist ein sehr geistvoller Brief von Strauß mitgeteilt. Die „Reisebriefe aus Skandinavien" zeigen den großen Musikgelehrten, der auch einmal von Gedanken in der Musik spricht, die er ja

Digitized by Google

theoretisch wohl bisher leugnete, als angenehmen Plauderer, der aber selbst in Stockholm vor einem Könige seine Schicksalsfrage thun muß: Was denken Sie von Wagner?

* * *

Ästhetik der Natur. Von Ernst Hallier. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) — Der vielseitige und feinfühlige Verfasser, über dessen „Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts ꝛc." wir jüngst berichtet haben, will in seinem neuen, trefflich ausgestatteten und namentlich durch charakteristische Abbildungen ausgezeichneten Werke „Künstlern, Naturkundigen, Lehrern, Gärtnern, Land- und Forstwirten, Reisenden, Geistlichen, sowie überhaupt Freunden der Natur" beim „Naturgenuß" eine „Handreichung" bieten. Er geht dabei von der Ansicht aus, daß unser Verständnis für die Schönheit der Natur mit der Vergrößerung unserer Naturerkenntnis wächst, und sieht demgemäß zunächst seine Aufgabe darin, die Elemente, welche sich zum Natur-Schönen vereinen können, genauer zu betrachten, als dies sonst zu geschehen pflegt, und zwar sowohl in subjektiver Hinsicht (Empfindung und Gefühl als physische Elemente), als auch in objektiver Hinsicht (Naturgestalten des Anorganischen und Organischen). Während dieser Teil in erster Linie durch die enge Fühlung mit anerkannten wissenschaftlichen Leistungen ausgezeichnet ist, wirkt der folgende, welcher dem Leben in der Natur gewidmet ist, durch die Einfügung guter Reisebeschreibungen und den Hinweis auf stimmungsvolle Dichterstellen ebenso sehr wie durch die klare und empfindungsreiche Umrahmung der einzelnen Bilder (der nächtliche Himmel, die Sonne ꝛc.). Ein letzter Teil ist der Ästhetik, ihrem Wesen und ihrer Begründung, sowie im besonderen der Ästhetik des Menschenlebens gewidmet: auch dieser Teil zeigt von tieferem Nachdenken und der Fähigkeit feinsinniger Gestaltung. Wir wollen die Empfehlung der Bücher nicht durch diese oder jene Ausstellung abschwächen und nur bemerken, daß z. B. die Zusammenziehung Goethescher und Schillerscher Verse (S. 191) doch wohl allgemein nicht ohne weiteres als zulässig gelten dürfte — jedenfalls ist Halliers Werk ein verständiges Buch, das mit dem Herzen geschrieben ist, und solche Bücher sind in unserer Zeit selten.

* * *

Auf Urlaub im Orient. Von G. Schweizer. (Berlin, R. v. Deckers Verlag.) — Die Zeiten sind längst vorüber, in welchen eine Reise im Orient zu den kostspieligsten und gefährlichsten Unternehmungen gezählt wurde. Gegenwärtig benutzt man einen kurzen Urlaub zu einem Ausflug über Konstantinopel durch Kleinasien nach Jerusalem, um dann über Ägypten zurückzukehren. Und dabei versäumt man keineswegs, sich zuerst die unteren Donauländer anzusehen und später die Ruinenstätten von Assyrien und die Pyramiden von Ägypten zu besichtigen. Alles dieses leistet der Verfasser des vorliegenden Buches während seiner Urlaubsreise, und er weiß uns seine Erlebnisse in so frischem und fesselndem Plaudertone mitzuteilen, daß wir ihn gern als einen fröhlichen, in den wissenschaftlichen Vorstudien gut orientierten Führer liebgewinnen. Nicht die Erforschung schwieriger Probleme auf historischem oder ethnographischem Gebiete war der Zweck seiner Reise, obgleich er diesen Dingen durchaus nicht aus dem Wege geht, vielmehr sie mit kundigem Blicke und lebhaftem Interesse streift, aber das Leben der Gegenwart in seinen Höhen und Tiefen beschäftigt seinen vorurteilsfreien Sinn besonders und giebt ihm Gelegenheit zu bunten und lebhaften Schilderungen aus dem gegenwärtigen Thun und Treiben in jenen fernen Gegenden; so daß man das Buch als eine ergiebige Quelle belehrender und zugleich erheiternder Eindrücke bezeichnen darf.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Das beste naturgeschichtliche Hausbuch in neuer Auflage.

In dritter, neu bearbeiteter Auflage erscheint

Brehms Tierleben

von

Prof. Dr. **E. Pechuel-Loesche**, Dr. **W. Haacke**, Prof. **W. Marshall** und Prof. **E. L. Taschenberg**.

Mit über 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten, 80 Tafeln in Holzschnitt und 100 Tafeln in Chromodruck,

nach der Natur von **W. Camphausen. C. F. Deiker, C. Kröner, W. Kuhnert, G. Mützel, E. Schmidt, Fr. Specht, O. Winkler** u. a.

☛ *Der erste Band ist bereits erschienen.*

Der zweite Band wird am 18. Dezbr. 1890 ausgegeben.

In nahezu hunderttausend Exemplaren in den weitesten Kreisen unserer Nation, ja durch nicht weniger als sieben Übersetzungen in der ganzen Welt verbreitet, steht das berühmte Werk in der gesamten Litteratur so einzig und unübertroffen da und ist bei allen Gebildeten so bekannt, daß es keiner Empfehlung weiter bedarf.

Die soeben erscheinende dritte Auflage hat im textlichen wie im illustrativen Teil eine gänzliche Neugestaltung erfahren, die sich schon äußerlich in nicht weniger als 1000 neuen Abbildungen kundgibt. Berichtigt, verbessert, bereichert, vervollständigt und verschönt nach allen Richtungen hin, ist es ein neues Buch unter altem Titel. Sein Gepräge aber und seine Eigenschaften als volkstümliches Werk sind ihm dabei erhalten geblieben. Das Werk erscheint in vierteljährlichen Zwischenräumen in

= 10 Bänden, fein in Halbfranz gebunden zu je 15 Mark. =

Auf Wunsch legt jede Buchhandlung den ersten Band oder die erste Lieferung zur Ansicht vor und räumt bequeme Zahlungsbedingungen ein. Ausführliche Prospekte werden kostenfrei abgegeben.

Neue Urteile über „Brehms Tierleben".

Der Reisende **Karl von den Steinen**: „Mit wahrer und aufrichtiger Freude begrüße ich das litterarische Ereignis."

Prof. Dr. **J. Carus**, der Zoolog „Der neue Bearbeiter hat sich um das Werk ein wesentliches Verdienst erworben."

Generalkonsul **Gerh. Rohlfs**: „Keine Nation hat ein Gleiches an die Seite zu stellen."

Prof. Dr. **C. Vogt** in *Genf*: „Bin überzeugt, daß auch diese Auflage überall anzutreffen sein wird, wo man das Gute und Schöne anerkennt."

Prof. Dr. **Ratzel**: „Welch wohlthuender Gegensatz zu den ‚ausgestopften' Naturgeschichten, die statt des Lebens nur das Leder zeigen."

Dr. **Girtanner** in *St. Gallen*: „Brehm ist tot — es lebe Brehms Werk!"

Hofrat Prof. Dr. **W. Preyer** in *Berlin*: „Eine so wesentlich verbesserte Auflage, daß schwerlich bald noch Besseres auf dem Gebiet geleistet werden wird."

Prof. Dr. **Noack** in *Braunschweig*: „Eine vortreffliche Erweiterung und Verbesserung des schon früher so bedeutenden Werkes."

Prof. Dr. **Ant. Reichenow** in *Berlin*: „Brehms Tierleben steht unübertroffen, ja unerreicht da!"

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

Königl. Sächs. Hoflieferanten.

Alle Aufträge von 20 Mk. an werden portofrei ausgeführt.

Abtheilung: Uhren u. Schmuckgegenstände.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Gold-doublé-Reisekettchen. Ganze Länge ungef. 10 Cm.

Nr. 3034. **M. 6.50.**

Nr. 3036. **M. 7.—.**

Nr. 170. **Schreibtisch-Uhr,** in bronzirt. Metallgeh., 1-Tag-Gehwerk, ungef. 31 Cm. hoch. **M. 13.50.**

Nr. 152. **Stand-Uhr** in nussbaum-fournirtem Gehäuse, ungef. 24 Cm. hoch, mit Schlagwerk u. Wecker. **M. 16.50.**

Nr. 303. **Hänge-Uhr.** Gewichtes, nussbaumen Holzgehäuse, Schlagwerk, ungefähr 31 Cm. hoch. **M. 7.25.**

Gold-doublé-Châtelaines. Ganze Länge 13 Cm.

Nr. 3035. **M. 18.—.**

Nr. 3037. **M. 18.75.**

Nr. 517. **Cravattennadel, Gold-doublé.** **M. 2.25.**

Nr. 589. **Cravattennadel mit Granaten.** **M. 3.50.**

Nr. 3560. **333/1000 Gold-Herren-Ring.** Mit **Jaspis.** **M. 10.75.**

Nr. 245. **Damen-Remontoir-Cylinder.** Polirt. Weissmetall-Gehäuse (Silverine), Metallcuvette, vergoldete Zeiger, 4 Steine. **M. 18.—.**

Sämmtliche Uhren sind auf das sorgfältigste repassirt und regulirt (abgezogen).

Nr. 3561. **333/1000 Gold-Damen-Ring.** Mit 6 Türkisen. **M. 6.75.**

Nr. 247. **Damen-Remontoir-Cylinder.** Gravirt, 800/1000 Silbergehäuse mit Goldrand, deutscher Stempel, Metallcuvette, vergoldete Zeiger, 8 Steine. **M. 26.50.**

Nr. 250. **Damen-Remontoir-Cylinder.** Gravirt, 585/1000 Goldgehäuse, deutscher Stempel, Metallcuvette, vergold. Zeiger, 8 Steine. **M. 55.—.**

Nr. 2126. **Halbmassiver Damen-Ring.** Mit 1 Granate u. 4 Perlen, echt. **M. 5.—.**

Nr. 1837. **Halbmassiver Herrenring** m. Almandine. **M. 5.75.**

Nr. 203. **Remontoir-Cylinder.** Gravirtes 800/1000 Silbergehäuse, deutscher Stempel, Metallcuvette (innerer Deckel), vergoldete Zeiger, 4 Steine. **M. 23.—.**

Nr. 220. **Remontoir-Ancre.** Gravirtes 585/1000 Goldgehäuse, deutscher Stempel, Metallcuvette (innerer Deckel), vergoldete Zeiger, 15 Steine. **M. 78.50.**

Nr. 210. **Remontoir-Cylinder.** Gravirtes 800/1000 Silbergehäuse, mit Goldrand, deutscher Stempel, Metallcuvette, vergoldete Zeiger, 8 Steine. **M. 29.—.**

Unser reichhaltiges Preisverzeichniss über Uhren und Schmuck-Gegenstände versenden wir unberechnet und portofrei.

Wir haben weder Reisende, noch sonstige Vertreter, liefern auch nicht an Wiederverkäufer, sondern verkaufen nur unmittelbar an die Privatkundschaft.

Digitized by Google

34. Jahrg. Januar 1891. Heft 412.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig
Druck und Verlag von Georg Westermann.

Inhalt.

Seite

Ossip Schubin: Heil dir im Siegerkranz! Erzählung. II. (Schluß) 437

Otto Gumprecht: Auge und Ohr, Blindheit und Taubheit . . 459

Ludwig Salomon: Pompeji. II. (Schluß) 467
Mit zehn Abbildungen: Die Schmiede des Vulkan. Bronzerelief. — Das Amphitheater. — Der Ifistempel. — Doryphoros. — Silen. — Die Alexanderschlacht. Mosaikbild. — Pompejanische Wandgemälde. (Zwei Abbild.) — Tänzerinnen. Pompejanische Wandgemälde. (Zwei Abbild.)

Rudolf Elcho: Die schwarze Ruth. Novelle aus dem amerikanischen Bürgerkriege. I. 479

Julius v. Goerne: Die Beleuchtung der Meeresküsten . . . 509
Mit einer Abbildung (Roterzand-Leuchtturm), einer Karte (Die Beleuchtung der deutschen Küsten) und elf Figuren.

Karl Peters: Aus meinem afrikanischen Tagebuche 521
Mit einem Porträt und fünf Abbildungen: Karl Peters. — Hussein Farah, Chef der Somalis der Deutschen Emin-Pascha-Expedition. — Gruppen von römisch-katholischen Waganda (Zwei Abbild.) — Waganda arbeiten an einem Boot unter Aufsicht eines Missionars. — Nil-Übergang am 18. Februar 1890.

Arthur Kleinschmidt: Adolphe Thiers 545
Mit einem Porträt: Adolphe Thiers.

Anton Michalitschke: Aus dem Leben der Zahlen 558

Weihnachtslitteratur 565
Das Kätzchen von Heilbronn. Von Heinrich v. Kleist. — Vom Erdenthal ins Himmelreich. Von Martin Greif. — Lieder-Symphonien. Von Schulte vom Brühl. — Musikalische Märchen. Von Elise Polko. — Knigges Umgangslehre. Von Dr. Karl Munding. — Fürs Leben. Von Ellen Richards. — Mein Onkel Benjamin. Von Claude Tillier. — Der Kleinen Lieblingsbuch. Von Johanna v. Sydow. — Die Hausgymnastik für Gesunde und Kranke. Von Angerstein und Eckler. — Deutsche Volksbibliothek. — Gedenke mein. Von Clara Braun. — Mozart auf der Reise nach Prag. Von Eduard Mörike. — Die Overstolzin. Von Joseph Lauff. — Drei Märchen für alt und jung. Von Georg Ebers.

Litterarische Mitteilungen:
Karl Schulz: Die Rätsel der Sprache 566

Litterarische Notizen 569
Im dunkelsten Afrika. Von Henry M. Stanley. — Die Verbannten. Von Max Haushofer. — Die Welt der Slaven. Von Fr. v. Hellwald. — Johannes Mikisch, der größte deutsche Singemeister, und sein Gesangssystem. Von Adolf Kohut.

Litterarische Neuigkeiten I

Anzeigen IV

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält Beilagen von:

Albert Ahn in **Köln**, betr. J. Lauffs „Overstolzin".

F. Soennecken's Verlag in **Bonn**, betr. diverse Schreibmaterialien.

Hans Wasserkampf in **Hannover**, betr. J. Hirschs „Anna Pelzer".

George Westermann in **Braunschweig**, betr. F. Flügels „Allgemeines Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch".

Heil dir im Siegerkranz!

Erzählung

von

Ossip Schubin.

II.

Kurz nach der Heimkehr der Truppen hatte Anna Marie ihren blassen Liebling verlassen müssen. Ein anderer leidender Mensch hatte nach ihr gerufen, nach der lindernden Zartheit ihrer Hand, nach der innigen Teilnahme ihres Blicks.

Ein kranker Bruder war's. Sie pflegte ihn erst in Gleichenberg, dann in Kairo, blieb an seiner Seite, bis er sich die Seele aus dem Leibe herausgehustet hatte. Dann bestürmte die verheiratete Tochter ihres Tricktrackonkels sie, sich ihres Hausstandes anzunehmen — kurz, das und jenes kam; als sie wieder frei gewesen wäre, sich Kitty zu widmen, war ihr Platz im Hause des Herrn Wißmuth bereits ausgefüllt. Ein großer Jammer hatte die Familie heimgesucht, ein großer Jammer für alle anderen, für Kitty ein Trost.

Wie alle gebrochenen Menschen, in denen ein edler Kern steckt, vergaß sie ihren eigenen Schmerz erst, als sie den eines anderen auf sich lud.

Herr Sadis war seit dem Jahre 1870, wo er sich durch seine flink abwechselnde Hausse- und Baisse-Börsengymnastik ein Vermögen erspielt, ein so verwegener Spekulant geworden, daß er sich eines schönen Tages anläßlich einer besonders kühnen Unternehmung den Hals gebrochen hatte, das heißt, er hatte sich ihn abgeschnitten, um sich nicht bankerott erklären zu müssen.

Seine Witwe, die er völlig mittellos zurückließ, suchte mit ihren drei Kindern Schutz unter dem väterlichen Dach. Sie war wie erdrückt und verdummt von dem Schicksalsschlag, der sie, da sie von dem Stand der Geschäfte ihres Mannes nichts geahnt, wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen hatte. Ihr Mut war gebrochen, ihre Gesundheit bedroht, dabei war sie durch ihren jahrelangen Wohlstand dermaßen verwöhnt, daß sie die Hände kaum mehr zu rühren vermochte und, anstatt selbst irgendwo zuzugreifen, mehr Bedienung brauchte und

Digitized by Google

Umstände im Hauswesen verursachte, als ihre drei Kinder zusammen. Von früh bis abend that sie nichts, als sich über die Undankbarkeit ihrer Frankfurter Bekannten beklagen und Briefe an ein paar alte Schuldner ihres Mannes schreiben, welch letztere leider durchaus nicht gesonnen schienen, ihren Verpflichtungen nachzukommen, so daß Frau Sadis nie die Papier- und Postkosten dieser äußerst unfruchtbaren Korrespondenz herausschlug. Kitty sah das klar, aber sie ließ die Schwester gewähren. Mein Gott, dieses ewige Gekritzel war doch wenigstens eine kleine Zerstreuung, ein Sorgenableiter für die Tiefgebeugte. Wenn Bertha Sadis nicht Briefe schrieb, so weinte sie. In diesen beiden Beschäftigungen gipfelte ihre ganze Thätigkeit.

Entweder wird man von zu viel Weinen mager, oder man wird dick. Bertha Sadis gehörte zu denjenigen, welche dick wurden. Sie wurde unförmlich, was zu ihrer Unbeholfenheit noch beitrug. Die Mühe der Erziehung und Pflege der Kleinen lastete somit ausschließlich auf Kitty. Mit welchem Eifer sie sich derselben widmete! Die Kinder hingen bald an ihr wie die Kletten, und sie betete sie an. Sie waren übrigens reizend, alle drei. Merkwürdigerweise sahen sie weder Vater noch Mutter, sondern, und zwar recht auffallend, Kitty ähnlich. Zwei Jungen waren's und ein Mädchen. Das mittlere war ein Mädchen. Kitty zog die Knaben vor. Sie schrieb einmal anläßlich dessen an Anna Marie:

„Ja, du hast's erraten, ich hab die Jungen, oder wie du unverbesserliche Österreicherin sagen möchtest, die ‚Buben' lieber als das Mädchen — wegen der allgemeinen Wehrpflicht, und weil sie's überhaupt schwerer haben im Leben, wenigstens Knaben in den Verhältnissen, in welchen meine armen, kleinen Schützlinge aufwachsen werden.

Es ist dies nicht die landläufige Ansicht, ich weiß wohl, aber es ist meine Ansicht. Männer müssen das Leben tiefer, ernster auffassen als wir Frauen, sie dürfen sich ihm gegenüber nicht in tröstliche Täuschungen einspinnen, sondern müssen seiner ganzen Häßlichkeit unerschrocken in die Augen sehen, sie müssen arbeiten, oft ohne Lust, manchmal mit versagender Kraft, damit die schwachen Geschöpfe, die von ihnen abhängen und deren Glück ihr Glück ausmacht, sorglos zu feiern vermögen; solche Männer, wie ich sie aus den zwei reizenden Knirpsen heranerziehen möchte, die Gott unter meine Hut gestellt hat.

Der älteste heißt Fritz; er ist, dessen solltest du dich übrigens besser erinnern als ich, die damals nicht mehr wußte, was um sie herum vorging, mitten im Feldzug von Anno 1870 geboren worden, und darum hat man ihn nach unserem wundervollen Kronprinzen getauft.

Er ist prächtig, so aufgeweckt und schneidig, mit schrecklich viel Lust zum Soldatenspiel, obgleich er erst vier Jahre zählt. Zuweilen geht mir's quer durchs Herz, wenn ich ihn, seinen kleinen Blechhelm auf dem Kopf, einen Kinderjäbel in der Hand, Hurra schreiend eine Schanze nehmen seh, die manchmal aus einem alten Schiebkarren, am häufigsten bloß in seiner Einbildungskraft besteht. Aber ich möcht ihn doch nicht anders haben und will auch seinen kecken Mut nicht verstümmeln durch allzu ängstliche Zügelung und Überwachung, so schwer mir gerade das fällt.

Er soll so werden wie der, dessen Andenken für mich immer das Heiligste auf der Welt bleiben wird, genau so wie der, selbst wenn er so enden müßte — selbst dann!

Mein Liebling ist der jüngste, der kleine Hans. Es ist ein Zufall, daß er Hans heißt, aber mich freut's. Er ist auch der schönste von allen dreien, blond mit krausen Härchen, in die sich die Sonnenstrahlen verfangen, wenn ich mit ihm auf dem Arm durch den Garten geh, und mit so lieben, großen blauen Augen. Einmal hab ich mich mit ihm auf die alte Birkenbank gesetzt, unter dem Apfelbaum, du

Digitized by Google

weißt, die Bank, auf der wir damals zusammengesessen haben, du, er und ich, an dem Frühlingstag, den du uns gegönnt hast. Und da sind mir plötzlich Gedanken gekommen — allerlei Gedanken, wie das alles hätte so werden können, und daß der Kleine da auf meinem Knie eigentlich mein eigenes Söhnchen hätte sein dürfen — und plötzlich hat mich das Schluchzen geschüttelt, ach so ein Schluchzen! Da hat sich der Kleine mit einem Händchen an meinem Halskragen angeklammert, um sich auf meinem Schoß aufzustellen, und hat mir alle meine Thränen weggeküßt. Seit der Zeit wein ich nicht mehr.

Aber glaub du nur ja nicht, daß ich darum weniger an meinen lieben Toten denke. Nein, das wird dasselbe bleiben mein lebenlang. Seinem Andenken geschieht kein Eintrag durch die neuen Interessen, an denen ich mich aufrichte, und ich glaube, er selbst würde sich freuen, daß mir dieser Trost beschieden ward, daß der Schatz an Liebe in meinem Herzen, von dem ich gar nichts wußte, ehe er ihn gehoben — denn früher war ich ein vergnügungssüchtig, oberflächlich Ding wie nur eine —, dieser große Reichtum, mit dem ich nichts mehr anzufangen wußte, seit ich ihn ihm nicht mehr geben konnte, und der mir die ganzen leeren Jahre lang das Herz abgedrückt hat — endlich, endlich jemandem zugute kommt.

Ich soll wieder hübsch geworden sein, sagt man mir, und ich bin wohler und heiterer, das fühl ich selbst. Vorige Woche hatte ich einen Heiratsantrag. Du kannst dir denken, wie mir dabei zu Mute war, und gestern blieb Herr Förster, dem ich in Frankfurt, wohin ich gefahren war, um eine Trommel für Hänschens ersten Geburtstag zu kaufen, begegnete, stehen, um mir nachzustarren. Ach du lieber Herrgott!

Hans, neben dessen Bett ich dies schreibe, während er sein Vormittagsschläfchen hält, ist aufgewacht, durch einen kleinen, lieblichen Vogelschrei hat er mir's gemeldet. Soeben habe ich das Gitter seines Bettchens heruntergelassen. Er sitzt zwischen seinen Kissen, die goldenen Härchen zerzaust, die Wänglein rot vom Schlaf, und schaut mich aus runden, blauen Augen feierlich an. O dieser gerade, vertrauensvolle Kinderblick — der Blick, der in uns sein allmächtiges Schicksal sieht, seinen Gott, der ihm willkürlich Freud und Leid austeilt! Wenn man sich denkt, daß man seinem Flehen einmal nicht gerecht werden könnte, ihm antworten müßte, ich kann nicht, ich kann nicht!

Vorläufig kann ich noch alles, was er von mir will — lieber, dummer, hilfloser kleiner Hans! Er will, daß ich ihn ankleiden und ihm seine Suppe bringen soll. Ich freu mich schon darauf. Hätt's nicht geglaubt, daß ich's noch einmal lernen würde, mich an irgend etwas im Leben zu freuen!

Dein in alter, herzlicher Dankbarkeit
Kitty"

Als Anna Marie dieses Schreiben erhielt, war ihr's, als ob man ihr eine Last vom Herzen genommen hätte, und sie sagte: „Gott sei Dank!" Sie sagte „Gott sei Dank" auch, als Kittys früher regelmäßig zweimal des Monats eintreffende Briefe seltener und seltener wurden, denn für sie war es ein Beweis, daß Kitty zufrieden und beschäftigt war und ihrer Teilnahme entraten konnte.

Dann aber machte sie eine Entdeckung, die sie betrübte. Wie alle Menschen, deren sich nach jahrelangem, quälendem Herzenshunger ein neues Interesse bemächtigt, ging Kitty vollständig auf in dieser neuen Empfindung — sah und fühlte nichts mehr, was nicht damit zusammenhing. Die Kinder füllten ihre ganze Existenz aus, sie beugte ihren Geist zu deren physischen Bedürfnissen und sich kaum entfaltendem Seelenleben nieder, ohne auch nur einen Gedanken mehr übrig zu behalten an das, was darüber hinausging. Sie wurde, so schien es Anna Marie, hausbacken, kleinlich, eng, und in Bezug auf alles, was nicht mit ihrem neuen Liebesfanatismus zusammenhing, sogar peinlich nüchtern.

Des alten Freundes erwähnte sie gar

Digitized by Google

nicht mehr. Wenn sie von irgend etwas, das sich nicht auf ihre drei Schützlinge bezog, schrieb, so waren es allerhand häusliche Sorgen, die sie andeutete, ohne dieselben zu erklären. Wie hätte sie auch können, da es sich hauptsächlich um ihren Vater handelte.

Wie Anna Marie zwischen den Zeilen zu lesen glaubte, schien sich Herr Wißmuth auf seine alten Tage einem sehr unregelmäßigen Lebenswandel ergeben zu haben, das bißchen Vermögen, das ihm von seinem ehemaligen Wohlstand noch übrig geblieben, zerfloß dabei zwischen seinen Händen wie Wachs.

Dann kam die Nachricht von dem Tode Berthas, die nach qualvollen Leiden an der Wassersucht verschieden war, dann die Nachricht von Herrn Wißmuths Wiedervermählung und zwar mit einer untergeordneten Person, einer Kellnerin im Gasthaus zum Löwen in Lindenbergen, die bereits jahrelang seine Geliebte gewesen war. Dann folgte eine lange, lange Pause in dem einst so regelmäßigen Briefwechsel der beiden Freundinnen, und endlich eines Tages erhielt Anna ein paar Zeilen von Kitty, in welchen diese tief beschämt um ein kleines Darlehen bat.

Natürlich sandte ihr Anna äußerst bestürzt alles, worüber sie an barem Gelde augenblicklich verfügte.

Zu ihrem großen Erstaunen erhielt sie die Summe binnen wenigen Tagen zurück mit einem linkischen und sehr verlegenen Zettel Kittys. Dann schrieb Anna Marie mehrmal, ohne daß ihr eine Antwort zu teil wurde. Von jener Zeit ab stockte die Korrespondenz. Da, an einem leuchtenden Frühlingstag im Jahre 1880, erhielt Anna die gedruckte Anzeige der Vermählung Kittys mit Herrn Karl Förster. Das Blatt fiel Anna aus der Hand; als sie es wieder aufnahm, um den Tag der Vermählungsfeier festzustellen, bemerkte sie, daß diese um fast drei Wochen zurückdatierte. Die Anzeige zitterte in ihrer Hand. „Sie hat sich vor mir geschämt," murmelte sie. „Kein Wunder!"

Es verletzte sie bis ins Innerste, daß Kitty, sei's auch aus dem herbsten Elend heraus, sich zu dieser Verbindung hatte erniedrigen können.

Sie faßte die Gratulation, mit welcher sie die Nachricht beantwortete, so kurz als möglich. Das durch jahrelange Trennung kaum gelockerte Band, welches sie so lange innig mit Kitty verknüpft, war mit einemmal zerrissen.

* * *

Als Anna Marie die Anzeige von Kittys Vermählung erhalten hatte, war der Frühling noch kaum gekommen; jetzt ist der Sommer beinah vorbei. Damals waren die rosigen Knospen an den Apfelbäumen noch fest geschlossen, jetzt sind die Blüten dahin, die Blätter fangen an zu fallen, erst vereinzelt, bald da eins, bald dort, und die Äste hängen voll bauschiger runder Früchte, deren grüne Wangen sich rot zu färben beginnen. Es ist der letzte August — der letzte August 1880. Zehn Jahre sind verflossen, seitdem bei Sedan die zweite französische Kaiserkomödie ihren tragischen Abschluß gefunden hat — zehn Jahre, seitdem die alten Märchen lebendig geworden sind, seitdem das Deutsche Reich gewaltiger, weltbezwingender denn je, sein in langem Zauberschlaf versunkenes Haupt emporgehoben hat — zehn Jahre, seitdem der alte Barbarossa von Deutschlands Dichtern und Dichterlingen gnädig und etwas wehmütig zugleich aus dem Kyffhäuser entlassen worden ist.

Anna Maries Haar ist weiß, aber sie ist noch immer eine schöne alte Frau. Ihre Züge haben nichts von deren edlem Schnitt eingebüßt, ihre Haut ist noch immer frisch und ihr Blick ist teilnahmsvoller, ihr Lächeln sympathischer als je.

Sie sitzt in ihrem sehr kleinen, aber traulichen Absteigequartier in Wien beim Frühstück zwischen zwei gepackten Koffern, trinkt abwechselnd ihren Thee und schreibt in aller Eile einen letzten Brief vor ihrer Abreise; denn, wie es ja bereits die zwei gepackten Koffer verraten, soll sie abreisen und zwar, um ihre Cousine Gräfin Ruys-

Digitized by Google

bruck, geb. Nikoltschjany, nach England zu begleiten, auf die Insel Wight.

Da klingelte es draußen. „Der Briefträger," murmelte Anna Marie, kaum den Kopf hebend, vor sich hin und schrieb weiter. Die Jungfer präsentierte ihr den Posteinlauf — mager genug, ungewöhnlich mager für Anna Marie — ein einziger dünner Brief, einer aber, der für Anna Marie eine große Bedeutung haben mußte. Sie wechselte die Farbe, als sie ihn erblickte. Er rührte von Kitty her.

Eilig erbrach sie ihn und las:

Meine liebe teure Anna,
mein lieber unvergeßlicher Schutzengel, komm zu mir!

Du lächelst gewiß traurig zu dem Worte Schutzengel. Das grenzenlose Elend, welches mich in meiner Jugend zermalmt, hast du freilich nicht von mir abwenden können; stärker als das Schicksal bist du nicht gewesen, aber doch stärker als ich. Du hättest mich aufrecht erhalten vor mir selbst, und hättest mich davor bewahrt, der bethörendsten aller Versuchungen zum Opfer zu fallen, einer Versuchung, die sich hinter einem falschen Pflichtgefühl versteckt.

Ich breche zusammen unter der Last, die ich in hochmütiger Überschätzung meiner Kraft auf mich genommen. Vielleicht kannst du mir helfen, sie zu tragen, kannst sie mir zum wenigsten derart zurechtlegen, daß ich im stande sein werde, sie weiter zu schleppen. Jedenfalls wird es mir ein Trost sein, dich neben mir zu haben.

Liebe Anna! ich brauche dich so notwendig. Das Leben ist entsetzlich.

Dein in alter, dankbarer Liebe
Kitty.

Es überlief Anna Marie kalt, nicht kälter, als da sie die Anzeige von Kittys Vermählung erhalten. Das eine war die Folge des anderen — der Brief hatte kommen müssen nach der Anzeige.

Ein Weilchen saß sie still, am ganzen Körper vor Erregung zitternd, da. Dann öffnete sie ein Fach ihres Schreibtisches, in welchem sie ihre Reliquien aufzubewahren pflegte, und zog das Briefchen hervor, welches Kitty im Frühling 1870 an sie geschrieben.

Die Thränen traten ihr in die Augen, während sie dieselben auf den armen kleinen Zettel heftete, dessen Papier vergilbt, dessen Tinte verblaßt war. Sie las die noch in uncharakteristischer Kinderschrift geformten Worte halblaut vor sich hin:

Liebe, liebe Anna Marie!

Bitte, bitte, bitte, komm. Ich freu mich so schrecklich auf dich und ich brauche dich so. Wenn du nicht kommst, so bin ich unglücklich, und ich habe gar keine Lust, unglücklich zu sein, gerade jetzt nicht. Das Leben ist so schön! Ich bitte dich, komm. Ich küsse dich zweitausendmal und bleibe, dich bestimmt erwartend,

Kitty.

Anna Marie steckte die beiden Briefe, den alten und den neuen, zusammen in einen Umschlag, schrieb darauf „Kitty" und legte das Päckchen in ihren bescheidenen Reliquienschrein zurück.

Die Jungfer kam, um zu melden, daß sie einen Ausgang mache, und zu fragen, ob Anna keinen Brief zu bestellen habe.

Anna Marie hatte keinen Brief für die Post — derjenige, den sie zu schreiben im Begriff gewesen, galt nicht — aber zwei Telegramme wollte sie dem Mädchen mitgeben, eins an die Gräfin Ruysbruck, in dem sie sich ab-, und eins an Kitty, in dem sie sich anmeldete.

— — — — — — — — — — — —

Kitty war nicht entgegengekommen auf die Bahn, sondern hatte ihr nur einen Wagen und einen schriftlichen Willkommengruß geschickt.

Anna Marie war ein wenig enttäuscht, sie begriff nicht recht, und während sie in den Kissen des sehr eleganten Viktoria, der sie in Hanau abgeholt hatte, denselben hübschen Weg entlang fuhr, den sie damals mit Kitty gefahren war, überließ sie sich allerhand Betrachtungen. Damals vor zehn Jahren — und heute ... Wie verschieden war alles! Damals war Früh-

Digitized by Google

ling gewesen, jetzt war's Herbst, ein früher Herbst. Es hatte stark geregnet in der Nacht, ein süßer Duft von faulendem Holz und faulenden Blättern schwebte über die nasse Erde hin. Alles war still, nur ein leiser wehmütiger Hauch seufzte in den Kronen der alten Linden, aus weiter Ferne hörte man das eintönige Wimmern einer Dampfdreschmaschine. Mit einemmal schnitt ein scharfer, harter Laut in die Stille hinein. Anna Marie fuhr auf, eins der Pferde begann sich zu bäumen, der Kutscher hatte Mühe, es zu beruhigen. Der Lakai wendete sich indessen, den Hut ans Ohr haltend, nach Anna Marie und bemerkte: „Es sind die Manöver, gnädige Frau!" Der Frauenrang verstand sich für ihn einer so würdigen und stattlichen Dame gegenüber von selbst.

Indem biegt der Wagen aus der Lindenallee in die Heerstraße, über die sich die Apfelbäume neigen. Zwischen den krummen, grauen Stämmen erblickt Anna Marie auf den Stoppelfeldern endlose Reihen von Soldaten platt auf dem Bauch ausgestreckt mit ausgespreizten Beinen und das Gewehr an der Wange; Offiziere zu Fuß, Offiziere zu Pferde mit lautem Kommando hin und her galoppierend über Stoppeln und Schollen; kleine, rote Fähnchen in den Boden eingerammelt, gegen den flachen Horizont zu im Sonnendunst blinkend etwas wie einen breiten Streifen von weißlichem und gelbem Metallglanz, der sich langsam zu zerteilen und zu verdunkeln scheint — ein heranmarschierendes Regiment, von dem man anfangs nichts als das Geblitz der Waffen und blanken Knöpfe gesehen hat; auf dem hohen Feldrain zahllose Zuschauer, ein oder der andere Gutsbesitzer aus der Umgebung zu Pferd, ein paar schäbige Kareten mit abgeschundenen Rädern und altersgrauem Lederzeug, bespannt mit tief eingesattelten Schindmähren, die sich mit den dünnen Schwänzen, so gut es geht, gegen die fetten blauen Herbstfliegen wehren, und ganz angefüllt mit aufgeputzter, eroberungslustiger, kleinstädtischer weiblicher Schangier; ein junger Forstgehilfe zu Pferd, mit einem ziegelroten Gesicht, sehr dick und vom Kopf bis zu den Füßen grün angezogen, so daß er aussieht, als ob er im Begriff stünde, sich langsam in einen Laubfrosch zu verwandeln; ein Marketenderkarren, an den ein wahnsinnig wimmernder und bellender Hund angebunden ist; große Haufen neugieriger Zerlumptheit rings herum; und etwas weiter in dem Feld, knapp neben der Aktion, so nah, als es überhaupt zulässig ist, ein Break und ein Landauer, beide dicht mit Menschen besetzt — auf dem Bock des Breaks eine elegante, üppige weibliche Gestalt, einen Opernguckr in der Hand. „Ist das nicht Emma Becker?" fragt sich Anna Marie.

Da der Wagen, welcher sie von der Bahn geholt, einer ihm die Straße versperrenden Truppenbewegung halber halten muß, der Diener sich infolgedessen verpflichtet fühlt, Fräulein von Hohleisen zu unterhalten, wendet er sich nach ihr um und sagt, auf die beiden Equipagen im Manöverfeld deutend: „Das sind unsere Herrschaften, gnädige Frau."

„Ist Frau Förstec dabei?" fragt nicht ohne Aufregung Anna Marie.

Der Diener schüttelt den Kopf — „O nein!" sagt er betrübt, „die gnädige Frau hat keinen Sinn dafür, sie kann das Schießen nicht vertragen. Sie ist nicht so fürs Militär — aber die anderen Damen, du mein Gott! jeden Tag rücken sie aus mit der Truppe und bleiben draußen, solange noch ein Soldat auf dem Felde ist!"

Der Diener hat selbst noch bis vor einem halben Jahr und zwar bei den Zietheuhusaren gedient, daher seine ritterliche Besorgnis um Anna Maries Unterhaltung, sowie seine respektvolle Zutraulichkeit.

Während er noch spricht, bemerkt Anna Marie zwei kleine Jungen auf allerliebsten schottischen Ponies, der eine etwa zehn, der andere kaum sieben Jahre alt, beide, jeder seinem Alter gemäß, sehr elegant herausgeputzt, beide gerade im Sattel sitzend und offenbar mit Leib und Seele dabei.

Digitized by Google

„Das sind unsere jungen Herren," erzählt mit strahlendem Gesicht der Lakai; „wie aufmerksam die zusehen! Erst hatte nur der älteste ein Pferdchen, aber der kleinere gab keine Ruh, bis er sich auch eins ertrotzt hatte. Die gnädige Frau kann dem kleinen nichts abschlagen. Er sitzt übrigens besser als der ältere, 's wird mal ein schneidiger Offizier."

Anna Marie hört nur mit halbem Ohr. Ihre Augen hängen an den Kindern.

Eine neue Musketensalve!

Ein Aufblitzen von kleinen Flämmchen die Reihe der Gewehrmündungen entlang, das gräßliche hagelartige Gepolter, dicke Streifen Rauch sich erst an der Erde entlang ziehend und in ihren dicken Nebel die platt auf dem Bauch ausgestreckten Soldaten einhüllend, dann sich in große Fetzen zerteilend, die, ihrerseits in kranse Löckchen zerflatternd, langsam emporsteigend verschweben.

„Ich glaub, das war der Schluß," sagt nach einem Weilchen der militärkundige Lakai.

„Sollen wir zufahren?" fragt der Kutscher. „Wenn wir jetzt nicht fahren, kommen wir mitten unter die Soldaten hinein."

Anna Marie bittet ihn — sie bittet immer — zuzufahren.

Noch einmal blickt sie sich um. Das letzte, was ihr auf dem Manöverfeld in die Augen springt, ist der kleinere der beiden Jungen, der, mit seiner Reitgerte hoch zum Hieb ausholend, auf seinem ungeduldig die Mähne schüttelnden Shetland-Pony querfeldein einem höheren Offizier entgegensprengt, der ihn freundlich zu sich heranruft. Es läßt sich nicht leugnen, sie passen gut zusammen, der hübsche Junge und das mutige kleine Pferd.

* * *

Eine halbe Stunde später steht Anna Marie in der großen Halle Ulmenhofs, der Halle, die, quer durch den Mitteltrakt des Schlosses gehend, auf der einen Seite in das gegen die Straße zu gelegene schmale Vorgärtchen, auf der anderen in den endlosen Park mündet.

Anna Marie sieht sich um — sucht etwas. Ihr Auge gleitet über die seltenen Waffen und vielen alten Bilder, meist Familienporträts der Altenrieds, an der Wand hin, gleitet über einen sehr schönen, großen Kamin in roter Marmorverkleidung, der in die Mauer eingelassen ist und vor dem ein weißes Bärenfell liegt, über ein Klavier mit einer malerischen Decke aus altem Brokat, über allerhand schöne oder bequeme Möbel, schwere Tische und Stühle nach alten Renaissancemustern geschnitzt aus braungebeiztem Eichenholz, in freundlicher Gemeinschaft mit englischen Lehnstühlen aus Korbgeflecht und mit orientalischen Teppichen bedeckte niedrige Diwans. Überall erblickt Anna die Spuren einer geschmackvollen Hausfrau, die Hausfrau selber erblickt sie nicht. Ein Gefühl demütigender Enttäuschung und noch unklareren, aber um so drückenderen Mißbehagens bemächtigt sich ihrer. Daß Kitty es nicht über sich gebracht, quer durch das Manöver hindurch zu fahren, um sie auf der Bahn zu begrüßen, hat sie begriffen, daß aber Kitty nicht auf der Schwelle des Hauses steht, ungeduldig des Augenblicks harrend, wo sie sich ihr in die Arme stürzen kann, das begreift sie nicht. Die Thränen treten ihr in die Augen, sie nagt ungeduldig an ihrer Oberlippe, als eine Erscheinung, die ihr anfangs völlig fremd dünkt, eine schlanke, vornehme Erscheinung mit weich um sie hinfließendem, blaßgrauem Morgenkleid die Treppe herunterkommt; ein kleines Mädchen mit schwarzen Strümpfen und einem gestickten weißen Schürzchen hüpft neben ihr her.

„Anna! Du liebe alte Anna!" Mit den Worten schließt die junge Frau Fräulein von Hohleisen in die Arme.

Ja, das ist Kitty, noch immer schön, schöner denn je, aber nicht zum Erkennen! Um einen halben Kopf gewachsen, das Gesicht länger und schmäler, die Augen größer, die Züge fester herausgemeißelt, das Haar dunkler. Und wie sie sich in

Digitized by Google

den sie umgebenden Wohlstand hineingewachsen hat! Nicht nur in ihrem Äußeren, sondern in ihrem ganzen Wesen ist etwas Fremdes, Unbefriedigendes; sie erwidert Annas Küsse zerstreut, befangen, wehrt sie fast von sich ab. „Das ist Käthe," ruft sie, auf das kleine Mädchen zeigend, „meine kleine Nichte, mein Töchterchen auch, wie du's nimmst. Gieb doch der Tante einen Kuß, Käthchen, und dann spring hinunter zur Haushälterin, sag ihr, sie möge eine Tasse Bouillon zu Fräulein von Hohleisen hinaufschicken, sie weiß schon, welche Zimmer vorbereitet sind. Du nimmst doch eine Tasse Bouillon, Anna, vor dem Lunch. Das Lunch ist heute etwas später wegen des Manövers."

„Ach, ich habe keinen Hunger," erwidert Anna Marie gedrückt.

„L'appétit vient en mangeant," versichert Kitty; dann dem geschäftig davonhüpfenden kleinen Mädchen nachsehend, murmelt sie: „Wie die läuft, sie ist selig, wenn ich ihr einen Auftrag gebe. Findest du sie nicht hübsch?"

„Sehr hübsch," versichert Anna Marie, „sie sieht dir ähnlich ... so wie du warst."

„Das sagt man mir allgemein," ruft Kitty lebhaft aus, „alle drei sehen mir ähnlich. Hast du die beiden Jungen nicht gesehen bei dem Manöver?"

„Ja, der Diener hat mich auf die jungen Herren aufmerksam gemacht."

„Nicht wahr, sie sehen entzückend aus auf ihren Pferdchen, besonders der kleine? Ich freue mich schon so, dich näher mit ihm bekannt zu machen. Ach, was die drei Kinder hier vergnügt sind! 's ist, als ob sie in Ulmenhof geboren wären, so haben sie sich bereits hineingelebt! Sie waren schon recht matt und blaß, und jetzt ... drei frische Blumen, dafür kann ich nicht dankbar genug sein."

Damit sind sie die Treppe hinaufgestiegen, sind einen langen Korridor entlang gegangen. Jetzt öffnet Kitty eine Thür und sagt: „Das ist dein Logis; ich hoffe, es gefällt dir, damit du lange bei uns bleibst."

Wie hohl das alles klingt, wie eine auswendig gelernte Höflichkeitslektion, die man vor dem ersten besten hinplappert!

Die vorbereiteten Zimmer, ein Schlafzimmer und ein Salon, beide mit hellschattierter Crétonne tapeziert, sind so reizend und einladend als möglich, aber was liegt Anna Marie daran. Kaum ein Wort kann sie herausbringen als Erwiderung auf Kittys Phrasen — anders kann sie die Gemeinplätze der jungen Frau nicht bezeichnen.

Ein Diener in tadelloser Livree bringt den kleinen Imbiß herauf, den Kitty zur Stärkung der Freundin bestellt hat, aber Anna Marie kann nichts essen.

Kittys Augen werden glänzend, und dunkelrote Flecken treten auf ihre blassen Wangen heraus. Ihr Gesichtsausdruck ist nicht der einer wirklich vergnügten Person. „Sie überwindet sich offenbar," denkt Anna Marie bei sich, „aber zu was die Komödie vor mir?"

„Ich hab mich so gefreut auf dich," versichert die junge Frau, immer rascher und rascher sprechend; „daß du so bald kommen würdest, hab ich gar nicht erwartet."

„Wirklich nicht?" ruft Anna Marie mit nicht mehr zu unterdrückender Bitterkeit aus, „dann thut es mir sehr leid, überhaupt gekommen zu sein. Ich war dumm, auf deinen Brief hin bildete ich mir wirklich ein, du brauchtest mich."

Im nächsten Augenblick bereut sie ihre Heftigkeit. Kitty ist totenblaß geworden. Sie nimmt die Hand ihrer alten Freundin und drückt sie demütig an ihre Lippen. „Anna! ich bitte dich, sei nicht so böse," ruft sie flehend, „und ... fahr mich nicht so an, ich kann's nicht aushalten! Ich bin wie ein Kartenhaus, man braucht mich nur anzurühren, so fall ich in mich zusammen. Wenn du wüßtest, wie schwer mir's ist ...! Aber es ist undankbar von mir, und schließlich, es ist ja alles nicht so arg ... nur meine Gesundheit ist ein wenig angegriffen — das alte Herzleiden — du weißt! Der Brief an dich ist auch in solch üblem Augenblick entstanden; kaum war er fort, so wär ich

Digitized by Google

ihm am liebsten nachgelaufen. Was mußt du dir gedacht haben — und es ist alles nicht so, ich bin ganz zufrieden ..." Plötzlich bricht sie ab, ihr Gesicht nimmt einen horchenden Ausdruck an, der sich langsam in Abscheu und Schrecken verwandelt. Sie zittert an allen Gliedern.

Ein schwerer Schritt nähert sich dem Boudoir, dann klopft es an der Thür.

„Mein Mann!" sagt Kitty. Nie wird Anna den Ton ihrer Stimme vergessen!

Im nächsten Augenblick tritt er ein.

„Hoffentlich störe ich nicht," beginnt er, worauf er sich ziemlich steif vor Anna Marie verbeugt und sie, an seine alte Bekanntschaft mit ihr anknüpfend, willkommen heißt. Er ist sich ziemlich gleich geblieben, nur ist seine Figur noch schwerfälliger als früher und sein Gesicht stärker gerötet, auch tritt ein Ausdruck brutaler Sinnlichkeit deutlicher als früher darauf hervor.

Anna Marie reicht ihm die Hand und sagt etwas Höfliches; er achtet nicht darauf. Während sie spricht, blickt er auf Kitty.

„Ich hab's ja gewußt, du hast dich wieder aufgeregt," bemerkt er gereizt; „du weißt, was der Arzt dir anbefohlen hat — vor allem keine Aufregung!"

„Ja, ja, Karl," murmelt Kitty demütig, „aber ich versichere dir, die Aufregung hat mir nicht geschadet."

„Das kennt man," ereifert sich Herr Förster, „die Frauen sind alle so! Was ihnen angenehm ist, das schadet ihnen nie, wenn sie sich aber den geringsten Zwang anlegen sollen, dann schützen sie ihre Nerven vor und legen sich zu Bett."

„Ich versichere dir, daß ich mich morgen nicht zu Bett legen werde," erwidert Kitty hastig begütigend.

„Das hoff ich," repliziert Herr Förster, „und drum bitte ich dich, deine Kräfte zu schonen, damit du mich nicht vor meinen Gästen beschämst!"

„Ich werde mein möglichstes thun, ich versprech's dir," murmelt Kitty.

„Was ich noch sagen wollte — die Offiziere speisen heute bei dem General in Ilmenau, sie fallen also diesen Abend weg beim Diner; morgen ist ein Liebesmahl in Hanau, an dem sie teilnehmen, doch haben sie mir versprochen, bei uns zu soupieren. Für zehn Uhr kannst du das Abendessen bestellen, Kitty!"

Kitty ist leichenblaß geworden, die unheimlichen roten Flecken unter ihren Augen abgerechnet, aber sie lächelt und erwidert nichts.

Indem hört man von neuem Schritte draußen, polternde, kleine Schritte diesmal, dann greift eine Hand an die Klinke, und ein frisches, zwitscherndes Stimmchen ruft atemlos: „Dürfen wir herein?"

Alle drei Kinder stürzen herein, der kleine Hans, in dunkelblauem Matrosenkostüm und roten Strümpfen, an der Spitze. Kaum daß man sie bewogen hat, die neue Tante mit gebührendem Respekt zu begrüßen, so drängen sie sich um Kitty herum. Hans, der schon ein ziemlich großer Bengel ist, springt ihr auf die Knie, umhalst und küßt sie und erzählt, zwischen jedem Wort nach Atem schnappend — so sehr hat er sich getummelt, ihr seine Nachrichten zu bringen —: „Es war wunderschön, Tante Kitty, so schade, daß du nicht dabei warst. Herr von Delormes hat uns dem General vorgestellt und der General hat lange mit uns geplaudert und er sagt, wenn wir groß sind, müssen wir beide Offiziere werden."

Kittys Gesicht hat sich verändert, es strahlt vor Stolz und Freude, seitdem sich die kleine Schar um sie herum versammelt hat. Aber auch an Förster hat sich eine Wandlung vollzogen. Zum erstenmal erspäht Anna in seinem Blick eine Spur von Wohlwollen; offenbar teilt er bis zu einem gewissen Grad Kittys Gefallen an diesen lieblichen Kindern, betrachtet sie als sein Eigentum, ist stolz auf ihre Schönheit, auf ihren Freimut, auf ihre Zutraulichkeit im Verkehr mit großen Herren, die ihm sein lebenlang ein gewisses heiliges Grauen eingeflößt haben. Er streicht ihnen über das Haar und läßt sich von ihnen alle Einzelheiten ihrer Triumphe erzählen. Dann sich an Anna wendend, meint

Digitized by Google

er: „Ich lasse Ihnen die drei Schreihälse hier zu Ihrer Unterhaltung, gnädiges Fräulein, werfen Sie dieselben nur hinaus, sobald sie Ihnen lästig geworden sind. Dich, Kitty, muß ich bitten, ein wenig mit mir auf mein Zimmer zu kommen, ich habe noch allerhand mit dir zu besprechen wegen morgen abend."

„Ja, wegen des Festes," murmelt Kitty, von neuem den Kopf senkend.

„Was für ein Fest?" fragt Anna unruhig.

„Ich veranstalte alle Jahre eine kleine Privat-Sedanfeier," erklärt Herr Förster, „und da ich heuer das Glück habe, mehrere unserer Helden unter meinem Dach zu beherbergen — sieben Offiziere liegen bei uns im Quartier —, so möchte ich alles daran wenden, die Feier dieses Jahr recht glänzend zu gestalten."

Damit verschwinden er und Kitty. „Großer Gott!" ruft Anna Marie aus, wie sich die Thür hinter ihm geschlossen hat.

„Warum sagst du großer Gott?" fragt der kleine Hans, indem er altklug den blonden Kopf der linken Schulter zuneigt, „kannst du auch keine Offiziere leiden, wie Tante Kitty?"

„Kann Tante Kitty keine Offiziere leiden?" fragt Anna.

Der ältere Junge Fritz fällt seinem kleinen Bruder überlegen ins Wort: „Ach was, der versteht das ja noch nicht; gegen die Offiziere hat die Tante nichts, sie kann nur den Krieg nicht leiden, und die Offiziere regen sie auf, weil dieselben sie an den Krieg erinnern!"

„Aber was bist du wieder einmal gescheit," ereifert sich der kleine Hans, „der Krieg und die Offiziere, das gehört ja zusammen, die Offiziere sind doch nicht nur zum Anschauen. Wenn der Friede assekuriert wäre, da würde bald kein anständiger Mensch in der Armee dienen."

„Das ist ja selbstredend, du plapperst doch nur nach, was ich dir neulich gesagt habe, du Grasaffe," behauptet Fritz; „aber deswegen hab ich doch recht und die Tante hat nichts gegen Offiziere — nur gegen den Krieg. Aber der Krieg muß doch sein, wenn die Ehre des Vaterlandes ihn fordert."

Trotz ihrer großen Verstimmung verbeißt Anna Marie ein Lächeln.

Indessen hat sich die kleine Käthe an sie herangeschlichen. „Ach, ich weiß es besser als die Jungen," flüstert sie ihr ins Ohr, „die Tante hat einmal einen Offizier lieb gehabt und der ist bei Sedan gefallen — du weißt, die große Schlacht, wo wir die Franzosen geschlagen haben — und seitdem kann sie keine Uniformen sehen, das hat mir unsere alte Veronika erzählt; aber sag nichts davon, es kränkt die Tante, wenn man davon spricht, und den Onkel — o, vor dem dürftest du's schon gar nicht erzählen, den macht's wütend. Ich hab ihn einmal gefragt, ob's wahr ist, und da hat er mir eine Ohrfeige gegeben."

— — — — — — — — — —

„Dreizeh bei Tisch!"

Es ist Frau von Manz, welche diese mit einem abergläubischen Schauder verbundene Bemerkung macht, dieselbe korpulente Rheinweinkönigin, welche bei Anna Maries erstem Besuch Ulmenhofs den Hausherrn vor den dort umgehen sollenden Spukgespenstern gewarnt hat.

„Dreizehn bei Tisch!" Damit tritt sie von ihrer unbefugten Inspektion der Lunchtafel in die Halle, wo die sämtlichen vom Manöver zurückgekehrten Gäste versammelt sind.

Man wartet auf das Erscheinen der Hauswirte und Annas, um sich in den Speisesaal zu begeben, wartet nicht ohne eine gewisse Ungeduld, denn man hat einen tüchtigen Hunger vom Manöver mitgebracht. Frau von Manz zählt heute wie vor zehn Jahren zu den Löwinnen von Frankfurt, obgleich sie bereits einen erwachsenen Sohn hat. Sie ist noch stärker als früher, was sie nicht verhindert, rüstig bis in die höchsten Sprossen der socialen Leiter hinanzuklimmen. Das ihr zur Wohlthätigkeit im größten Maßstabe einen weiten Spielraum eröffnende Feldzugsjahr hat ihr in dieser Richtung gewaltigen Vorschub geleistet; der greise

Digitized by Google

Heldenkaiser hat sie seitdem bereits zweimal besucht, und sie ist mit dem Luisenorden ausgezeichnet worden.

„Dreizehn bei Tisch — mir ist das sehr unangenehm, es ist das eine Rücksichtslosigkeit der Hauswirte!“ wiederholt sie verdrießlich.

„Wer von uns ist zu viel?“ ruft gutmütig Frau Stutzmann, die Schwägerin der Rheinweinkönigin, eine noch immer sehr hübsche Witwe von einigen vierzig Jahren; „ich eß mit den Kindern am Katzentisch.“

„Ach, das nützt nichts,“ ereifert sich Frau von Manz, „wenn einmal die Tafel für dreizeh gedeckt war, giebt's a Unglück; 's ist ohnehin nicht geheuer in Ulmehof. Es spukt ja hier, daß alles wettert. Meine Jungfer ist heute im tiefste Negligé heruntergelaufe gekomme aus ihrem Stübche zu mir mitte in der Nacht, weil sie's rings um sich wie Gespenster hat rausche gehört. Noch ein Minutche länger, und der junge Herr von Alteried wär ihr erschiene, behauptete sie.“

„Ihre Jungfer ist eine Person mit krankhaft aufgeregten Nerven,“ bemerkt Fräulein von Mühlhausen. Wegen absoluter Unmöglichkeit, auf eigene Kosten allein weiter zu leben, und weil ihr dienstbarer Geist Auguste ihr mit einem Korporal untreu geworden ist, hat Hildegard im Laufe des Feldzugsjahres einen Gesellschafterinnenposten bei Frau von Manz angenommen. Das Wohlleben hat nichts dazu beigetragen, die noch immer latenten Keime ihrer Liebenswürdigkeit zu entwickeln. Sie ist unangenehm gegen jeden und reibt ihre erhabenen Weltanschauungen noch immer mit unverdrossener Energie allen ihren minder erhabenen Mitmenschen vor. Sie grämt sich auch noch immer darüber, kein Mann zu sein, was sie nicht verhindert, die geringen Vorteile ihrer weiblichen Position, wie z. B. das Recht, impertinente Bemerkungen zu machen, die niemand von einem Mann dulden würde, recht gründlich auszunützen.

„Wenn jemandem einer der verstorbenen Alteuriedś erscheinen würde, so wär's mir,“ erklärt sie jetzt großartig, „ich stehe ihnen unter allen hier Anwesenden am nächsten. Ich glaube nicht, daß einer meiner Vettern sich vergessen würde, in dem Zimmer einer Kammerjungfer umzugehen!“

Fräulein von Mühlhausen trägt ein himmelblaues Battistkleid und einen großen schwarzen Federhut, sie reckt das Kinn in die Höhe, während sie die soeben angeführten, inhaltsschweren Worte ausspricht, und sieht dabei außerordentlich erhaben und ein wenig unternehmend aus.

„Ich leg für keinen Mann die Hand ins Feuer, nicht einmal für sein Gespenst,“ sagt gelassen Frau Stutzmann.

Hieranf erklärt Hildegard spitz: „Den Männern im allgemeinen gegenüber mögen Sie ja mehr Erfahrungen haben als ich, beste Frau Stutzmann, aber meine Vettern von Altenried dürfte ich doch etwas genauer kennen als Sie.“

Frau Stutzmann erwidert nichts, sie sagt nur so halb vor sich hin, halb zu Herrn von Manz, dem Sohn der Rheinweinkönigin, einem sehr hübschen jungen Mann mit brannem sympathischem Gesicht und offenbar viel Johannisberger in den Adern, der ihr über die Schultern guckt, während sie in einem Haufen alter Photographien kramt:

„Warum sich das Monopol der Moral immer in den Händen von so ausgesucht unangenehmen Persönlichkeiten befindet! Es schadet dem Vertrieb ungeheuer!“

„Und bringt den Artikel in Mißkredit,“ flüstert Herr von Manz.

„Auf welche Art ware Sie denn eigentlich mit dem reizende Alteried verwandt, Fräulein von Mühlhause?“ fragt jetzt Frau von Manz.

„Sein Vater und meine Mutter waren Geschwister,“ erklärt Hildegard.

„So, wirklich, das ist höchst merkwürdig,“ bemerkt sinnend Frau von Manz, „Familienähnlichkeit zwische ihm und Ihne besteht keine!“

„O ja, für den Kenner, aber man muß sich von Jugend an geübt haben, die

Digitized by Google

übereinstimmenden Linien von Rassegesichtern zu beobachten, um es zu bemerken!" erklärt die Mühlhausen.

Solche Liebenswürdigkeiten wechseln die Rheinweinkönigin und das Fräulein von altem Adel alle Tage, dennoch ist die Mühlhausen die einzige Gesellschafterin, welche es längere Zeit bindurch bei Frau von Manz ausgehalten hat. Sie ist nämlich die einzige, welche es je gewagt, ihrer Prinzipalin deren Grobheiten zurückzugeben — das stellt das Gleichgewicht ihrer gegenseitigen Beziehungen her.

„Ich kann Ihnen übrigens versichern," fährt Hildegard zu Frau von Manz gewendet fort, „daß ich öfters gefragt worden bin, ob ich Hans von Altenrieds Schwester sei?"

„Seine Tante, meinen Sie vielleicht," sagt phlegmatisch Frau von Manz.

Fräulein von Mühlhausen wird feuerrot und reißt sich mit einer heroischen Gebärde den Hut vom Kopf — „Gnädige Frau!" hebt sie an.

„Ja, auf was warten wir denn eigentlich?" bemerkt Frau Stutzmann, einer Scene vorbeugend.

„Auf was warten wir?" fragt Emma Becker. Sie heißt noch immer Becker, und ist noch immer darauf angewiesen, von einem Bekannten zum anderen zu reisen, und ihre Einkünfte an das Begleichen ihrer Schneiderrechnung zu wenden. Sie ist auch noch immer hübsch, aber ihr inneres Gleichgewicht scheint durch ihre lange Einsamkeit einigermaßen gelitten zu haben. Wenn sie keine Courmacher hat, so studiert sie Schopenhauer, und stellt Betrachtungen an über die Nichtigkeit des Daseins.

„Ja, auf was warten wir?" fragt sehr hungrig und etwas unzufrieden eine junge Cousine des Hausherrn, die indessen begonnen hat, mit dem Hofmeister des kleinen Fritz Federball zu spielen.

„Kitty ist doch nicht wieder unwohl geworden? Sie sah beim Frühstück recht elend aus, so blaß und hohlwangig," bemerkt Emma und fährt sich mit Daumen und Zeigefinger über ihre eigenen runden, etwas zu stark gefärbten Backen. „Gar nicht mehr hübsch!"

„Hübsch wird sie bleiben bis zum letzten Augenblick," behauptet Frau Stutzmann, „aber zum Erbarmen hat sie ausgesehen."

„Zum Ins-Grab-Lege," bekräftigt Frau von Manz und schüttelt sich. „Ach was, ich hab's dem Förster immer gesagt, ich hätt de Ulmehof nie gekauft. Er wird nicht lang drin bleibe. Die Alteriedsbulde's einmal nit, daß der Ulmehof einem andre als ihne gehört. 's ist ein Unglückshaus, und den, den kei Gespenst heraustreibt, den treibt eine Leich hinaus!"

„Um Gottes willen, was meinst du?" ruft ganz entsetzt Frau Stutzmann.

„Wir habe deselbe Arzt," fährt Frau von Manz gelassen fort, „die Kitty Förster und ich. Und der hat mir gesagt . . ."

In dem Augenblick hört man das scharfe Klirren einer Glasvase, die zu Boden fällt. Frau von Manz hält inne, sieht auf . . . Ihr Sohn hat sich nicht anders helfen können! Das ist so seine Art: wenn er ihren Redefluß plötzlich zu hemmen für nötig findet, wirft er etwas um.

Die Treppe herunter kommt Anna Marie, umgeben von den drei Kindern, etwas hinter ihr zeigen sich Herr Förster und Kitty.

* * *

Jetzt ist es Abend nach dem Diner. Wieder hat man sich in der großen Halle versammelt. Auf einem geschnitzten Eichentisch stehen noch die zierlichen Kaffeetassen, geschliffene Liqueurgläschen und Flaschen mit verschiedenfarbigem Schnaps, dazwischen ein paar eilig abgerissene Briefumschläge, aus denen ein betriebsamer Markensammler eine Ecke herausgezupft hat, und Zeitungen. Die Abendpost ist bereits eingelaufen und abgefertigt worden, die Gesellschaft hat sich in dem großen Raum zerstreut. Die Damen scheinen die Abwesenheit der Offiziere schmerzlich zu empfinden; Herr von Manz

Digitized by Google

und der Hofmeister, ein strebsamer junger Gelehrter, der sich hauptsächlich Emma Becker widmet, thun ihr möglichstes, die abwesenden Krieger zu ersetzen, aber mit mäßigem Erfolg.

Am tiefsten scheint die erhabene Hildegard von der in den geselligen Kreis hineingerissenen Lücke ergriffen zu sein. Sie hat sich des Armes Anna Maries bemächtigt und durchwandelt jetzt mit ihr die verödeten unteren Empfangsräume des Schlosses.

„An diesem Tisch pflegen sie Whist zu spielen — hier trinken sie Cognak — hier saß ich gestern mit einem von ihnen beim Schach," seufzt sie elegisch. „Ach, Sie können sich nicht vorstellen, wie öde und leer mir heute die Halle erscheint, das alte Soldatenblut rumort mir in den Adern, seitdem ich wieder Uniformen sehe. Man ist nicht umsonst eine Generalstochter."

Anna Marie horcht zerstreut. Müde, innerlich wund von den peinlichen Eindrücken, wartet sie schon seit längerem eine Gelegenheit ab, sich unbemerkt zurückzuziehen. Wenn sie sich nur von der alten Schwätzerin losmachen könnte, denkt sie. Vorläufig ist keine Aussicht dazu. Hilfeflehend blickt sie über die Anwesenden hin. In den klugen, jungen Augen des Herrn von Manz scheint einiges Verständnis aufzudämmern.

Indes fährt Fräulein von Mühlhausen fort: „Sie haben doch die Liebesgeschichte Kittys mit erlebt, so gut wie ich. Sie erinnern sich, wie sie sich nach Eröffnung des Feldzuges gebärdet hat, wie eine Verrückte — und jetzt ... Begreifen Sie Ihre Heirat! ... Einen Herrn Förster heiraten, wenn man die Braut Hans von Altenrieds gewesen ist! Wenn ich mir nur um solchen Preis den Wohlstand hätte erkaufen können, wär ich mein Lebtag lang lieber arm geblieben wie ein Bettelmönch!"

Der Atem Anna Maries wird kurz, das Blut pocht ihr in den Schläfen, indessen fährt die Mühlhausen, sich immer noch an ihrem Arm festklammernd, fort: „Ich habe in dieser Hinsicht freilich eine geradezu legendäre Beständigkeit aufzuweisen. Ich war eines der unworbensten Mädchen, die es je gegeben hat — verstehen Sie mich recht — ich war unworben, gegen meinen Willen; bis zu einem direkten Heiratsantrag hab ich's nie kommen lassen, dazu braucht man es nicht kommen zu lassen, wenn es einem nicht darum zu thun ist, jedes Mädchen kann es sich so einrichten, ihren Verehrern die letzte Demütigung zu ersparen. Dies ist meine Ansicht — ich habe die Macht, die ich ohne mein Hinzuthun über die Männer ausübte, nie mißbraucht — aber ich habe mich auch nie darüber gefreut. Ich habe mich ein einziges Mal für einen Mann interessiert — ein junger Offizier war's, mit dem ich sechs Stunden lang in einer Postkutsche gefahren bin. Ich habe nie ein Wort mit ihm gesprochen, ich habe ihn seither nicht wiedergesehen, aber ..."

Immer hilfeflehender richten sich Anna Maries Augen auf den verständnisvollen Herrn von Manz. Er entschließt sich endlich, der Nächstenliebe ein großes Opfer zu bringen. Auf die beiden Damen zutretend, sagt er zu Hildegard: „Gnädiges Fräulein, ich hätte eine Bitte an Sie. Möchten Sie nicht eine Partie Bezique mit mir spielen? — bitte, bitte!"

„Vielleicht wird Fräulein von Hohleisen ..." wehrt sich die Mühlhausen sehr geschmeichelt.

Herr von Manz und Anna Marie wechseln Blicke. „Nein, nein, nein," entgegnet energisch der junge Mann, „mein Flehen richtet sich an Sie und nicht an Fräulein von Hohleisen. Bitte ..." Er faltet die Hände wie ein Kind, das um Bonbons bettelt.

Mit einem Seufzer entschließt sich Hildegard, Anna Marie freizugeben; dann, während sie am Arm ihres hübschen jungen Ritters dem Spieltische zuschreitet, sieht sie sich über ihre Schulter hinüber nach Anna Marie um mit einem Blick, der deutlicher als Worte spricht: „Da sehen Sie's! Noch immer!!!"

— — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Anna Marie seufzte auf, als sie sich endlich zurückziehen konnte. Mit großer Genugthuung schloß sie die Thür ihres kleinen Salons hinter sich zu. Eine Centnerlast lag ihr auf der Brust. Sie öffnete ein Fenster, die Nachtluft drang herein. Über dunklen Baumkronen sah sie ein großes Stück dicht mit Sternen besäeten Himmels, sonst nichts. Das erste Herbstseufzen rauschte durch die Blätter, die Flamme der Kerze, welche sie auf einen Tisch gestellt hatte, flackerte hin und her.

Da, hastig und heimlich näherte sich ein Schritt der Thür. Die Thür öffnete sich, Kitty trat ein.

„Ich bin nur heraufgekommen, um mich zu überzeugen, ob alles in Ordnung ist, ob du nicht etwas brauchst," murmelte sie.

„Nein, danke," erwiderte Anna ziemlich kühl, „es ist alles in schönster Ordnung. Ich bin einen derartigen Luxus gar nicht gewohnt."

„Ich hab mich bemüht, es dir recht hübsch zu machen," sagte Kitty, demütig das Köpfchen senkend, mit dümer, klangloser Stimme.

„Ich bin dir sehr dankbar dafür," erwiderte Anna förmlich. Die Knie zitterten unter ihr, sie setzte sich nieder, um ihre Aufregung besser zu beherrschen. Kitty schlug die Augen zu ihr auf. Was für Augen! so voll tiefer Beschämung und grenzenloser Seelenpein. Eine Minute verging; Kitty griff geistesabwesend nach einem Buch, das auf dem Tische lag — sie ließ das Buch fallen. Plötzlich wendete sie sich zur Thür, drehte den Schlüssel um, dann mit der Hast eines Verdurstenden, der auf eine Quelle losstürzt, eilte sie auf Anna Marie zu, und neben ihr zusammenbrechend, barg sie den Kopf in ihrem Schoß. Ein Weilchen schluchzte sie stumm, während Anna Marie tief erschüttert ihr weiches Haar streichelte. Endlich hob sie das Haupt, und noch immer am Boden kauernd, die Wange gegen das Knie der Freundin gestützt, stieß sie hervor: „Ich hab dir vorgelogen, den ganzen Tag, ich kann nicht mehr! Sieh mich nicht so an — ich kann's nicht aushalten. Immerfort ist mir's dabei, als ob du mich fragtest, wie ich das im stande war. Ja wie ... mein Gott!" Kitty grub sich beide Hände in ihr Haar und schrie es ganz schrill in die Nachtstille hinaus: „Wegen der Kinder hab ich's gethan! Das mußt du doch erraten haben — wenigstens das! Ich dachte an nichts mehr als an die Kinder. Eins von ihnen wurde krank. Du weißt nicht, was das ist, einen so zarten, hilflosen Wicht wimmern und sich krümmen und vor deinen Augen hinschwinden sehen, und weißt auch nicht, wie einem so ein Kind ans Herz wächst, wenn man es aus einer Todkrankheit herausgepflegt hat! Als der kleine Hans wieder gesund war, hatte ich vergessen, daß ein anderer so geheißen — ich dachte an nichts mehr als an die Kinder, und was nicht mit ihnen zusammenhing, fühlte ich nicht! Und als gar die abscheuliche Frau ins Haus kam und ich merkte, daß ... ach, ich konnt's nicht aushalten, die Kinder so verkümmern zu sehen — an Leib und Seele verkümmern! Ich verkaufte mich meinem Mann, ja ich verkaufte mich für eine Summe, die er auf mich schreiben ließ, um die Zukunft der Kinder zu decken, und dafür, daß er mir erlaubte, die Kinder unter sein Dach zu nehmen!"

Kitty schwieg. Anna Maries Herz klopfte stark und schnell. Sie heftete die Augen auf den blauen Himmel über den rauschenden schwarzen Baumkronen, auf den blauen Himmel, aus dem Milliarden von goldenen Sternen herausglitzerten — dieselben Sterne, die damals hernietergestrahlt hatten auf das Leichenfeld von Sedan. Wie unwesentlich erschien eine kleine Menschenexistenz gegen diese leuchtende Unendlichkeit, und doch, welche Fülle von Schmerz hatte Platz in so einem armseligen, der Fäulnis geweihten Menschenherzen!

„Ich hatte ihn geheiratet aus Verzweiflung," hub Kitty von neuem an; ihre Stimme klang matt und heiser, sie schleppte die Worte mühsam über ihre

Digitized by Google

vom Fieber heißen Lippen. „Alles in mir war starr — davon, was ich auf mich genommen, hatte ich mir keine rechte Vorstellung gemacht, ich war zu stumpf, zu elend dazu, und — die Erinnerung war tot, ich glaubte es zum wenigsten ... ach!"

Mit einemmal richtete sich Kitty auf. Ihr Haar mit beiden Händen aus dem Gesicht streichend, stand sie vor Anna Marie, mit weit aufgerissenen Augen, totenbleich. „Aber jetzt lebt die Erinnerung in mir — kannst du dir das vorstellen? — das Grauen hat sie lebendig gemacht, das Grauen vor meinem Mann! Du hast keine Ahnung, was das für ein Grauen ist — und zu gleicher Zeit ..." Kitty stützte sich mit einer Hand auf die Platte des Tisches, neben dem sie stand, und schloß die Augen — „jetzt wandelt er neben mir bei Tag und Nacht, er, den ich vergessen hatte; ich höre seine Stimme, ich fühle seinen Kuß, und mitten aus dem Grauen, mitten aus dem Grauen heraus, kommt mir ein Durst nach Glück! Ich denke mir, wie das so gewesen wäre! ... Wenn ich wenigstens ruhig träumen dürfte, ich hielte alles aus; aber so ... nicht eine Minute in den vierundzwanzig Stunden von einem Sonnenaufgang zum anderen frei sein, nicht eine Stunde allein sein dürfen, wenn's meinem Mann nicht beliebt! Es giebt keine Gefangenschaft wie die! Was soll ich thun — was soll ich thun! Anna, hilf mir!"

Eine lange Pause folgte; draußen seufzte der Nachtwind in den Bäumen, und die Sterne über ihnen funkelten aus dem Himmel heraus.

Nach einigem Nachdenken sagte Anna: „Eine Trennung von deinem Manne müßte zu erreichen sein; wenn du dich vor dem Aufruhr, den die Sache veranlassen würde, nicht scheust, so laß alles liegen und stehen und komm zu mir. Ich will dich mit Freuden bei mir behalten und dich vor deiner Qual schützen, so gut ich kann."

„Ach du Gute, du Liebe!" Mit einem jubelnden Ausruf stürzte Kitty auf Anna zu, die sich aufgerichtet hatte und die Arme nach ihr ausstreckte. Plötzlich blieb sie stehen, griff sich an die Stirn — „Aber die Kinder!" murmelte sie vor sich hin, ohne Anna anzuschauen.

„Nimm sie mit, wir beide zusammen werden es noch fertig bringen, sie zu ernähren, sie vor Kälte und Hunger zu schützen und zu anständigen Menschen zu erziehen."

„Ja, ja!" murmelte Kitty — „du bist engelsgut. — Ernähren, vor Kälte und Hunger schützen ... aber die Zukunft — die Summe, welche ich von ihm genommen hab für die Kinder, um ihre Zukunft zu sichern — die ... die ...!"

„Gieb sie zurück," sagte Anna Marie, ohne einen Augenblick zu zögern.

„Wie kann ich sie zurückgeben," ächzte Kitty, „ich hab mich ja verkauft um der Kinder willen! Ja, früher — früher wär ich wohl auf deinen Plan eingegangen; jetzt aber — ich kann nicht mehr! Verachte mich, Anna! aber die Kinder fühlen sich wohl in dem neuen Reichtum, sie freuen sich daran, ich könnte sie nicht mehr darben sehen; und wenn ich noch einmal zu wählen hätte, ich nähme die ganze Marter noch einmal auf mich um der Kinder willen!"

„Kitty!" rief Anna Marie entsetzt, ihr voll in die Augen sehend; aber Kitty wich ihrem Blick aus, und den Kopf abwendend, murmelte sie, mit den Achseln zuckend, fast trotzig: „Es ist so!"

Anna Marie maß sie vom Kopf bis zu den Füßen kalt und streng. „Und wenn es so ist," sagte sie, „wenn es so ist, so beklage dich nicht; unter den Umständen hast du kein Recht dazu."

„Anna!" rief Kitty flehentlich, die kleinen Hände ausstreckend. Aber Anna Marie wendete sich ab.

Da seufzte Kitty tief, senkte den Kopf und verließ das Zimmer.

* * *

Die Nacht, welche auf diese Auseinandersetzung folgte, verbrachte Anna Marie schlaflos. Anfänglich kochte noch die Em-

Digitized by Google

pörung über Kittys Schwäche in ihr. „Wie hat sie das über sich gewinnen können! Eher hätte sie sich umbringen sollen — es wäre alles besser gewesen als das!“ wiederholte sie sich unaufhörlich.

Für Anna Marie, so wie sie nun einmal beschaffen war und ihre vollen fünfzig Jahre lang in romantischer Überspanntheit neben dem Leben hinexistiert hatte, ohne sich auch nur ein einzigmal praktisch hineinzumischen, gab es nichts Demütigenderes, Beschämenderes auf der Welt als gerade das. „Das“ bedeutete eine Ehe wie die, in welche sich Kitty hineingefügt. Trotz ihrer unendlichen Güte war Anna Marie doch ein wenig erstarrt in der unbeirrten, schroffen Reinheit, die ihr Lebenselement ausgemacht hatte.

Nach einem Weilchen verflüchtigte sich ihr Zorn gegen Kitty. Das Mitleid gewann die Oberhand. Sie machte sich nun Vorwürfe darob, das blasse, zitternde Geschöpf so hart angelassen zu haben. Wie hatte sie, deren Edelmut stets frei und unbehindert seine geraden, vom Schicksal fein säuberlich geebneten Pfade entlang wandelte, sich erkühnen dürfen, ein armes Ding zu verurteilen, das sich in einer so verwickelten Lage befand wie Kitty!

Mein Gott, seinen geraden Weg gehen auf Kosten eigener Entbehrung, das war ja nichts — aber ihn gehen quer über die neu erblühte Freude von drei zarten Geschöpfchen, an denen man mit jeder Herzensfaser hängt, das war freilich ein ander Ding.

„Arme Kitty! arme süße, kleine Kitty!“ murmelte sie einmal um das andere, „sehr stark war sie ja nie, sie hatte immer mehr Herz als Verstand. Solche Geschöpfe begehen manchmal ein Verbrechen aus Liebe.“

Mit einemmal schlich sich ein neues Mißbehagen kalt und beklemmend um ihr Herz. Sie dachte an die von Herrn Förster geplante Sedanfeier.

Ein Feuerwerk, Lärm, Militärmusik — sie setzte sich im Bett auf, ein kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn. Wie sollte Kitty denn das überstehen. Sie hätte alles in der Welt geben mögen, um ihr die Qual zu ersparen, und fühlte doch, daß sie gegen Herrn Försters Eigensinn hilflos war. Seine Eifersucht war offenbar wach geworden, wie sollte man von ihm verlangen, daß er Rücksichten zeigen sollte gegen Kittys Liebeserinnerungen. Es hieße seine Grausamkeit reizen, nur daran zu rühren.

Anna Marie konnte nicht helfen — sie konnte nur die Hände ringen und schluchzen.

* * *

Die Tafel ist gedeckt. Mit einer Art Andacht blickt Bernhard, der alte Kammerdiener, auf die geschmackvolle Ausstattung derselben nieder; der lange Tisch ist in ein Blumenbeet verwandelt, aus dem die flachen, mit wundervollem Obst besetzten silbernen Schüsseln hervorglänzen. Es steht weniger Silber auf dem Tisch als zu Herrn Försters Junggesellenzeit, und das wenige ist anderer Art.

Rosa Wachskerzen in schweren silbernen Armleuchtern, jede Kerze mit einem kleinen Lichtschirm versehen, werfen ihr liebkosendes Geflimmer über die Blumen und Schüsseln, über die Reihen von scharf geschliffenen Kryſtallgläsern, über die goldverschnörkelten, mit Blumensträußen bemalten Teller. Kitty selbst hat das Decken der Tafel überwacht. Es ist seltsam genug, daß sie, für welche die ganze Welt momentan in Trümmern liegt, sie, die keinen Atemzug schöpfen kann, ohne Schmerz zu empfinden, noch darauf hält, daß der Tisch in ihrem Hause ordentlich aussehen möge.

Jetzt steht sie mit Anna Marie in der Halle und stellt ihr die soeben eingetretenen Offiziere vor — sieben an der Zahl — ein Oberst, ein Oberstlieutenant, zwei Majore, ein Hauptmann, zwei Lieutenants; der Oberst blond, schön, ritterlich (der Prinzessinnentänzer heißt er unter seinen Kameraden), französischer Abstammung, leichtblütig, gutmütig, nicht ohne Anlage zu phantastischen Übertreibungen, immer beflissen, sich populär zu machen,

Digitized by Google

unglücklich, wenn sich unter den Anwesenden ein einziges Geschöpf, und sei's auch nur ein Hund, befindet, dessen Gunst er sich noch nicht zu erwerben vermocht hat; — der Oberstlieutenant, ein Bürgerlicher im Gegensatz zu seinem aristokratischen Obersten, nicht ganz zufrieden damit und mit Vorliebe von den Familienpapieren erzählend, die vor drei Generationen bei der Belagerung von Danzig verloren gegangen sind, im übrigen von allem läppischen Strebertum frei, ungemein schneidig, sehr beliebt trotz seiner burschikosen Manieren, gutmütig wie ein Kind, lebenslustig, diensteifrig, ehrgeizig; — der erste Major, ein echter pommerscher Junker aus sehr gutem Hause, mit dem weißen Malteserkreuz um den Hals, starken markigen Zügen, kleinen, nüchtern und scharf in das Leben hineinblinzelnden Äuglein und vollen Lippen unter einem kurzgestutzten grauen Schnurrbart, äußerlich verbindlich gegen einen jeden, von einem Frankfurter bis zu einem Hottentotten, innerlich fest von der absoluten Superiorität des preußischen Junkertums dem Rest des Weltalls gegenüber überzeugt, aber unbeugsam, pflichttreu, verläßlich, ehrentüchtig durch Erziehung, Standeshochmut und ererbte Naturanlage, nicht unanregend in der Konversation, wenn man ihn nämlich auf sein Lieblingsthema zu bringen weiß, d. i. die langsame Entwickelung von Preußens Größe, und allezeit bereit, darüber einen kleinen historischen Vortrag zu halten; — der zweite Major, ein geborener Levantiner, der nur durch Zufall in die preußische Armee hineingeraten zu sein scheint und der mit seiner fatalistischen Gleichgültigkeit und seinen ironisch die Wichtigkeit des Lebens verspöttelnden großen, traurigen Augen in seltsamem Gegensatz zu der Strammheit der anderen drei Herren steht, die den Dienst und das Leben so ernst nehmen; — der Hauptmann gedrückt wegen zu langsamen Avancements, die Lieutenants jung, heiter und sehr mager.

Kitty hat für jeden von ihnen ein freundliches Wort; Förster, welcher unterdessen eingetreten ist, beobachtet sie genau.

Sie steht noch im Begriff, Anna Marie die Namen der Herren zu nennen, als es von dem ersten Treppenabsatz in die Halle heruntertönt:

A—ach, wie freuen wir uns,
Da—aß zum Feste hier
U—uns so froh vereint
Dieser Jubeltag!

Kitty hebt die Augen — es ist ein Stück achtzehntes Jahrhundert, das dort auf der Treppe steht. Man hat die Rumpelkammer ausgeplündert, um sich zu kostümieren, alle sind kostümiert, die Damen frisiert und gepudert, die Herren — Herr von Manz und der Hofmeister — in weißseidenen Strümpfen, in Atlaskniehosen und gestickten Röcken und Westen, Herr Wißmuth, der in Ulmenhof natürlich nur ohne seine Frau empfangen wird, hat seine gewöhnliche Tracht anbehalten und steht, energisch dirigierend, mitten unter dem phantastischen Häuflein. „Leise, sehr leise," hat er von ihnen verlangt —

Ach, wie freuen wir uns,
Daß zum Feste hier
Uns so froh vereint
Dieser Jubeltag!

Es ist wie ein Reigen von Gespenstern, die sich ungebeten an ein Menschenfest herandrängen.

Die Offiziere applaudieren frenetisch, da die Sänger jetzt die Treppe herabtänzeln.

Kitty hält die Hände auf eine Stuhllehne gestützt.

„Was hat unsere schöne Hausfrau nur heute?" fragt der Oberstlieutenant den türkischen Major. „Haben Sie je solche Augen gesehen?"

„Ja, einmal zum Schluß einer Parforcejagd bei einem Hirsch, als er, von den Hunden müdgehetzt, zusammenbrach. Ich habe seit der Zeit nie mehr eine Parforcejagd mitreiten wollen. Brr! Das Nachlaufen ist lustig genug — aber das Einholen ist ein gruseliges Vergnügen!" Der Major ist ein nervöser weichlicher Mensch, obgleich er sich tapfer geschlagen hat.

Digitized by Google

Der Kammerdiener meldet, daß angerichtet ist. Herr Förster hat Frau von Manz seinen Arm geboten, Kitty beschließt mit dem Obersten den Zug. Natürlich sitzen Kitty und der Hausherr einander gegenüber in der Mitte der beiden langen Seiten des Tisches.

„Welch wundervolle Blumen!" sagt der Oberst.

Frau von Manz bemerkt über den Tisch hinüber: „Ich laß meine Tafel immer kahl, mich erinnere diese Blumebeete unter Wachskerzeschimmer an eine Katafalk. Mir verdirbt's jedesmal de Appetit!"

„Ich habe, Gott sei Dank, keine so schwachen Nerven," wirft Fräulein von Mühlhausen ein, deren energische Unausstehlichkeit ihr immer einen guten Platz an der Tafel sichert, sie sitzt an der rechten Seite des Obersten.

Anna Marie neben dem Oberstlieutenant, dessen Platz links von Kitty ist.

Die Mühlhausen setzt alles daran, den Obersten gänzlich zu monopolisieren, sie hat so viel mehr Verständnis für das Militär als Kitty.

„Haben Sie die Schlacht von Sedan mitgemacht, Herr von Delormes?" fragt sie den Obersten.

„Ja, gnädiges Fräulein, alle vier waren wir mit dabei, der Oberstlieutenant, meine beiden Majore und ich."

„Ach, wie ich Sie beneide!" schwärmt das Fräulein.

„Schade, daß das Vaterland momentan für eine Jeanne d'Arc keine Verwendung hat!" bemerkt der an der rechten Seite der Mühlhausen sitzende türkische Major mit seiner schläfrigen Ironie, „da könnten Sie sofort einspringen, gnädiges Fräulein!"

„Die Trommel gerührt, das Pfeifchen gespielet," summt Fräulein von Mühlhausen unternehmend vor sich hin.

„O hätt ich ein Wämslein und Hosen und Hut!" flüstert leise der ironische Türk, und die Mühlhausen wiederholt, den Kopf hin und her wiegend, mit nur mühsam an sich gehaltener Begeisterung: „O hätt ich ein Wämslein und Hosen und Hut."

„Denken Sie sich Fräulein von Mühlhausen als Füsilier," flüstert Herr von Manz Frau Stutzmann zu. Beide lachen.

„Nun, vielleicht haben Sie noch binnen kurzem Gelegenheit, Ihrer Kriegslust Rechenschaft zu tragen, gnädiges Fräulein," sagt der Oberstlieutenant; „es türmen sich wieder sehr böse Wolken am politischen Horizont."

„Entsetzlich!" ruft Frau Stutzmann aus, „ich habe zwei Söhne bei den Husaren."

„Wie kann man so kleinlich sein!" entrüstet sich Fräulein von Mühlhausen.

„Sie erfreuen sich offenbar starker Nerven, gnädiges Fräulein," sagt der türkische Major, „allen Respekt!"

„Der Krieg ist immer eine Barbarei," bemerkt Emma Becker. Sie fängt an, sehr weise zu werden aus Desperation, wie die meisten Damen, wenn ihre Schönheit auf der Neige ist.

„Der Gedanke an die vielen geopferten Menschenleben ist gräßlich. Für die Angehörigen der Kämpfenden muß so ein Feldzug allerdings qualvoll sein. Doch stumpft sich auch die Angst ab mit der Zeit."

„Das ist sehr individuell," wirft der Oberst lebhaft ein. „Meine Frau versicherte mir, die Todesangst sei für sie, ein paar vorübergehende Fluktuationen abgerechnet, vom ersten bis zum letzten Augenblick dieselbe gewesen!"

„Die Arme!" ruft Kitty, sich zum erstenmal lebhaft in das Gespräch hineinmischend, aus, „ich würde mich sehr freuen, Frau von Delormes kennen zu lernen."

„Meine Frau ist tot," erwidert der Oberst.

„Tot!" wiederholt Kitty.

„Ja! vierzehn Tage nach meiner Rückkehr ist sie gestorben; ein akutes Nervenfieber hat sie dahingerafft. Der Arzt sagte mir, ihr Nervensystem sei einfach verbraucht gewesen von den Aufregungen des Kriegsjahres."

Bei diesen Worten heftet der Oberst die Augen auf Fräulein von Mühlhausen.

Digitized by Google

Diese aber wirft ihren gepuderten Kopf — sie ist als Werthers Lotte kostümiert — unternehmend in den Nacken und sagt: „Sie war eben keine echte Soldatenfrau!"

Der Oberst beugt sich über seinen Teller — kein Mensch findet auf diesen verblüffenden Ausspruch eine Erwiderung.

„Haben Sie je einen Angehörigen im Felde gehabt?" fragt der Oberst nach einem Weilchen.

„Zwei Vettern und drei Onkel auf einmal," versichert die Mühlhausen überlegen, „meine Familie hat immer massenhaft in der Armee gedient."

„Nun, dann müssen Ihre zwei Vettern und drei Onkel Ihrem Herzen nicht sehr nahe gestanden sein," entscheidet der Oberst trocken.

„Sie begreifen meinen Standpunkt nicht," erklärt die Mühlhausen und blickt auf den Obersten herunter wie von einem Turm. „Ich wüßte niemanden, der mir in meinem Leben näher gestanden wäre als Hans von Altenried; als das Vaterland jedoch das Opfer seines Lebens forderte, grollte ich nicht. Das muß man so mitnehmen!"

„Hm! ich hätte wirklich große Lust, einmal Gelegenheit zu haben, Sie im Kugelregen zu beobachten," bemerkt der türkische Major.

„Ich würde mich tapfer behaupten, davon können Sie überzeugt sein," renommiert die Mühlhausen. „Das immer mehr überhand nehmende empfindsame Entsetzen vor dem Krieg, welches die moderne Gesellschaft auszeichnet, kenne ich einfach nicht. Ich für mein Teil hätte lieber sieben Kugeln im Leib als die Sticheleien einer Freundin nach einem Cotillontriumph. Lieber einen Feldzug als eine Ballsaison! Ich kann mir nichts Schöneres denken, als so vorwärts zu stürmen mitten im Kugelregen und Siegesjubel!"

Die Blicke der sämtlichen anwesenden Männer richten sich jetzt auf die dürre verkümmerte Figur der kriegslustigen alten Jungfer. Um die kleinen, runden Augen des breitschulterigen Junker Majors (von Teufelsegg heißt er) zuckt es spöttisch, und seine starken Lippen nehmen einen strengen Ausdruck an, indem er sagt: „Nur gemach, gnädiges Fräulein! Gegen das Vorwärtsstürmen im Krieg hab ich nichts. Wenn einmal der erste Moment vorüber ist, hat's was für sich. 's ist das Umsehen, das mir unbehaglich ist. Es ist nicht der Tag der Schlacht, an den ich mich ungern erinnere, aber der Tag, der darauf folgt!"

„Da haben Sie recht, Teufelsegg," bekräftigt der Oberstlieutenant. „Wenn ich so an ein paar Episoden nach Sedan gedenke, so ... besonders die eine Geschichte ...!" Er schüttelt sich ein wenig.

„Welche Geschichte?" fragt plötzlich Kitty mit harter herrischer Stimme.

„Ich hatte einen Kameraden fallen sehen neben mir, meinen besten Freund. Gott! ist mir's damals quer durchs Herz gegangen, daß ich mich nicht einmal neben ihm habe aufhalten können, um ihm beizustehen!" Er hält inne, blickt sich verlegen um, macht sich offenbar Vorwürfe darüber, bei dieser festlichen Gelegenheit an einer so traurigen Erinnerung gerührt zu haben.

„Nun?" fragt Kitty über die Blumen hinüber.

Der Oberstlieutenant berichtet weiter: „Es ließ mir keine Ruhe, noch an demselben Abend erkundigte ich mich nach ihm, suchte ihn. Ich kam in eine erbärmliche Hütte, die mit Verwundeten vollgepfropft war. Ersparen Sie mir die Beschreibung, ich werde krank, wenn ich der Stickluft gedenke. Zu achten lagen sie da nebeneinander auf dem Stroh; zwei Leichen mitten unter den anderen. Ich trachtete natürlich unseren tapferen Märtyrern, so gut ich's vermochte, beizustehen. In einer Ecke lag einer, welcher meine besondere Teilnahme erweckte. Ein schöner blonder Mensch war's, groß, schlank, und mit einem sehr vornehmen Gesicht, kaum in der Mitte der zwanzig. Er war gräßlich zugerichtet, der rechte Arm knapp an der Schulter abgerissen, der Körper zerschossen. Es gewährte mir Trost, zu sehen, daß er bereits im Hin-

Digitized by Google

überziehen war. Zugleich merkte ich an der Art, wie er mit den Schultern arbeitete und den Kopf zu heben versuchte, daß ihn noch eine letzte Unruhe quälte. Dann riß er mit der Linken an sich herum, konnte aber nichts mehr fest anfassen. Ich beugte mich zu ihm und zog ein kleines Medaillon aus seiner Brust. Armer Narr! aufmachen konnte er's nicht mehr. Ich öffnete es für ihn und hielt's ihm unter die Augen. Ob er es noch deutlich hat sehen können, weiß ich nicht, aber den Blick hat er darauf geheftet. Dann hat er danach gegriffen, die Hand folgte nicht mehr, er tastete daneben. Endlich mühsam brachte er's bis an seine Lippen. Dann wendete er den Kopf von mir ab gegen die Wand, seufzte ein einziges Mal, aber so, wie ich's nie vergessen werde. Ein paar Minuten darauf war's mit ihm vorbei. Das Weiterleben war ihm unter den Umständen nicht zu wünschen. In die Heimat zurückkehren und seine Braut nicht einmal in die Arme schließen können, muß gräßlich sein!"

„War die Braut hübsch?" fragt Emma Becker neugierig.

„Entzückend!" versichert ihr der Oberstlieutenant mit Begeisterung. „Ich habe nie etwas Hübscheres gesehen. Ein Kindergesichtchen mit großen zärtlichen Augen, die Haare in langen Locken um die Schultern, mit einem breiten Band zurückgebunden, das oberhalb der Stirn in eine Schleife verknüpft war; allerliebst — und sehr jung, die Verlobung konnte auch nicht weit zurückdatieren, denn auf dem Medaillon waren die Worte eingraviert: Zur Erinnerung an den 5. Mai 1870."

„Der fünfte Mai — komisch, das ist ja der Tag deiner Hauseinweihung, Förster," bemerkt humoristisch und unbefangen Herr Wißmuth. „Erinnerst du dich nicht mehr an das erste Fest, das du uns in Ulmenhof gegeben hast?"

Aber Herr Förster thut nichts dergleichen, er erhebt sich und bringt einen Toast aus auf den Kaiser und die Armee.

Es werden sehr viele Toaste ausgebracht und sehr viele Champagnergläser geleert.

Immer schwüler wird der Duft der Blumen, die Gläser klingen hell durcheinander, hell und schrill.

Sobald die Tafel aufgehoben ist, sieht sich Anna Marie nach Kitty um. Wenn sie erwartet, etwas Vergrämtes, Blasses zu sehen, so irrt sie sich. Auf ihren Wangen sind die Röslein erblüht, und in ihren sonst so starren, dunklen Augen schimmert ein zärtlicher Glanz.

„Kitty!" flüstert Anna Marie, indem sie den Arm um sie legt. Recht zu finden, was Kitty gethan hat, dazu vermag sie sich auch heute nicht zu bringen, aber böse sein kann sie ihr nicht mehr. Kitty schmiegt sich an sie wie in der alten Zeit. „Meine Anna!" murmelt sie und drückt die Hand der Freundin an ihre Lippen.

„Sie wollen tanzen, ich soll ihnen aufspielen dazu," flüstert Anna Marie, „ist dir's nicht unangenehm?"

„Ach nein, spiel nur, die alten Walzer spiel, ich höre sie noch manchmal im Traum!" murmelt Kitty. „Spiel nur!" Dann küßt sie Anna Marie und flüstert: „Sei mir nicht bös!" und Anna Marie drückt sie an sich.

Jetzt tanzen sie alle zu schmachtend leichtsinnigen Walzern von Strauß, die Anna Marie ihnen spielt, unermüdlich mit dem verteufelten Rhythmus, der jedem richtigen Österreicher im Blute steckt. Kitty tanzt nicht, ihr Herzleiden enthebt sie dieser Verpflichtung.

Etwas vereinsamt sitzt sie in einem Winkel der großen Halle und hört zu. Es sind dieselben Walzer, die Anna Marie vor zehn Jahren gespielt hat, in dieser selben Halle, sie kann keine neuen, die „Geschichten aus dem Wiener Wald" sind's und die „Dorfschwalben", und andere altmodische Tanzweisen, bei denen sich eine selige Schwermut mitten in den wirbelnden Reigen der leichtsinnigen Walzermelodie mischt.

So sieht sie Anna Marie sitzen, wenn sie von ihrer gutmütigen und geräusch-

Digitized by Google

vollen Beschäftigung aufblickt. Sie fragt sich, was in ihr vorgeht.

Nach einer Weile steht Kitty auf und blickt hinaus. Am Himmel flimmert Stern an Stern über den schwarzen Bäumen, aus dem Boden dringt ein süßer, weicher Hauch, 's ist wie ein Frühlingshauch mit Veilchenduft geschwängert — der Atem der langsam hereinbrechenden Verwesung ist's. Kitty wird sich nicht klar darüber, der süße Hauch mischt sich in ihre Träume und ihre Träume tragen sie in den Frühling zurück. Wie das alles aus ihrer Seele auftaucht, jedes Wort, jeder Blick, jeder Kuß! Und heute ist es zehn Jahre her, daß er zum letztenmal an sie gedacht hat! Durch ihre Adern schleicht sich eine Sehnsucht nach dem Frühling ihres Lebens, nach ihm, nach dem, was hätte sein können. Immer neue Bilder tauchen in ihr auf, voll lockender Schönheit, ein wahnsinniges Verlangen rüttelt an ihrem Herzen. Ach, ihn noch einmal sehen, noch einmal in den Armen halten und dann sterben! Sie denkt an den thörichten Gespensterglauben, der mit Ulmenhof zusammenhängt. Es zittert ihr in allen Fibern. Wenn es möglich wäre!

Tiefer, immer tiefer geht sie in den Park hinein, der schwermütige Leichtsinn der Tanzmusik klingt schwächer in das Rauschen der großartigen, kantig verstutzten Lindenkronen.

— — — — — — — — — —

„Was sagen Sie denn zu der Episode während des Soupers?" fragt Frau Stutzmann ihren jungen Vetter Manz in den Pausen eines Walzers.

„Ich verstand nicht ganz, aber ich denke, es handelte sich um Altenried," meint Herr von Manz. „Zum Glück hat Frau Förster die Sache noch gut aufgenommen."

„Der Oberstlieutenant hat mich heut übertroffe; was, Willy?" meint Frau von Manz, an ihren Sohn herantretend. „Ihr sprecht doch von der Geschichte mit dem Medaillon?"

„Ja."

„Es war schauerlich," meint Frau Stutzmann, „besonders wenn man bedenkt, daß die arme Förster im höchsten Grade herzleidend ist, von einem Augenblick zum anderen kann's aus sein mit ihr."

„Ich hab meine Sterne gedankt, daß alles noch so gut abgelaufe ist," sagt Frau von Manz. „Nein, wenn etwas passiert wäre bei Tisch! Schrecklicher Gedanke! Ich hätt mich nie davon erholt!"

Mit einemmal zieht Anna Marie die Hände vom Klavier, wendet den Kopf und horcht ... Was ist das? ... Tramtam ... erst klingt's dumpf und unheimlich, wie ferner Hagel, der noch in den Wolken steckt, dann wird der Schall rhythmischer, deutlicher — tram — tam, tram — tam ... Wie oft hat Anna Marie diesen Laut gehört im Morgengrauen oder beim hellen Sonnenschein. Die Schritte eines heranmarschierenden Regiments.

Der alte Kammerdiener öffnet die auf den Park hinausmündenden Flügelthüren der Halle weit und teilt den Herrschaften mit, daß das Feuerwerk beginnen werde.

Sie eilen alle hinaus, die Damen und die Herren, in den Park, in dem bereits die ganze Einwohnerschaft der Umgebung des zu erhoffenden Schauspiels harrend versammelt steht. Man sieht sie, ein groteskes Gedränge von dummstarrenden, grobklotzigen Gesichtern, über das ein verzerrender, gelbroter Lichtschein zuckt. Ksch! ... eine Rakete schwirrt zum Himmel hinauf — noch eine.

Die Militärmusik schmettert einen grellen Marsch dazu. Eine Beängstigung, deren sie nicht Herr werden kann, hat sich Anna Maries bemächtigt. Wo ist Kitty? Sie eilt in Kittys Zimmer — nichts. In das Zimmer der Kinder eilt sie. Die Kinder sind alle aus ihren Betten herausgekrochen und starren, eilig von der Kinderfrau in warme Hüllen verpackt, aus dem Fenster, um das Feuerwerk zu sehen. Aber von der Tante Kitty wissen sie nichts, die Tante war den ganzen Abend nicht bei ihnen, „nicht einmal, um uns gute Nacht zu sagen und Bonbons zu bringen," beklagt sich der kleine Hans.

Digitized by Google

Kich ... Immer noch sprühen die Raketen, immer noch schmettert die Musik.

Anna Marie eilt hinunter. Es ist ja gräßlich — das kann Kitty nicht aushalten, sagt sie sich. Wenn sie ihrer nur habhaft werden könnte, um Kittys Kopf in ihren Schoß zu bergen, damit sie diesen schrecklichen Lärm nicht hört!

In der Halle begegnet sie Herrn Förster, ungeduldig herumstampfend mit einem sehr finsteren Gesicht. „Ist Kitty oben, versteckt sie sich?“ fährt er Anna Marie an.

„Sie ist nicht oben, ich suchte sie vergebens.“

„Aber sie muß doch erscheinen, um den Obersten zu beglückwünschen zum Schluß des Feuerwerks!“ ruft Förster. „Wo könnte sie sein?“

Plötzlich zuckt's auf in Anna Marie. Mein Gott! — Ja dort ... Tief eilt sie in den Schatten hinein, von Zeit zu Zeit durchflammt ihn das Licht einer aufstrebenden Feuergarbe.

Weiter ... weiter ...

Ein lauter Schrei, ein Schrei jubelnder Volksbewunderung tönt durch den Park, ein schrill durcheinander klingendes Ah — ah in allen Tonarten.

Da — was ist das ... Mitten in dem Lärm hört Anna Marie etwas wie das Aufrauschen einer geknickten Blüte, die zu Boden fällt. Noch ein paar Schritte macht sie — dann —

Dort neben der steinernen Gartenbank, wo sich die Delphine in dem versiegten Bassin herumkrümmen im Sand, halb an den Sitz der Bank gelehnt, liegt etwas Weißes.

Kitty!

Anna Marie beugt sich über sie.

„Großer Gott! Kitty, was ist dir?“ ruft sie. Aber Kitty antwortet nicht.

Anna Marie versucht sie aufzurichten; wie schwer und steif sie ist.

Immer lauter, schriller wird das Geschrei der Menge. Der ganze Park erschauert von Jubelrufen. Da hebt Kitty mühsam den Kopf — blickt auf —

Dort zwischen den Sternen steht es in Flammenschrift, ein kurzes, großmächtiges Wort:

Sedan!

„Sedan!“ murmelt Kitty kaum hörbar, zuckt zusammen, ringt nach Atem, ihr Kopf sinkt auf Anna Maries Knie, schwer, leblos.

„Sedan!“ schreit die Menge hundertstimmig. „Sedan, Sedan! Vivat hoch!“ und die Kapelle spielt:

Heil dir im Siegerkranz!

— — — — — — — — — — —

Die Wiederbelebungsversuche blieben vergeblich. Als der Arzt kam, sagte er, man möge sich nicht mehr mit der Leiche herumquälen, alle Mühe und Sorge sei umsonst.

Anna Marie wachte neben der Toten, die ihr altes liebes Kindergesicht zurückgewonnen hatte und mit kalten Lippen lächelte.

Der Arzt hatte dem Todesanlaß Kittys einen gelehrten, griechisch klingenden Namen gegeben; in der ganzen Umgebung aber hieß es, daß Hans von Altenried der jungen Frau erschienen war und ihr das Todesurteil verkündet.

Fräulein von Mühlhausen setzte ihre ganze Dialektik daran, dieses Gerücht zu widerlegen, Frau von Manz schenkte ihm jedoch unbedingten Glauben.

„Ich hab's Ihne ja immer gesagt,“ behauptete sie, „die Alteriedsch dulde's nit, daß ein Fremder ihre Besitz entweiht.“

Nach dem Begräbnis Kittys hatte Herr Förster mit Anna Marie eine lange Unterredung, von der er mit rotgeweinten Augen zurückkehrte.

Er bestand darauf, für die drei Lieblinge Kittys sorgen zu dürfen, als ob Kitty noch am Leben wäre.

Die beiden Jungen wurden in einer Kadettenschule untergebracht, das Mädchen nahm Anna Marie zu sich.

Der Ulmenhof steht leer. Man spricht davon, das schöne, alte Schloß einem wohlthätigen Zweck zu widmen.

Digitized by Google

Auge und Ohr, Blindheit und Taubheit.

Von

Otto Gumprecht.

Zu den geflügelten Worten der Philosophen gehört das „nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu“, oder zu deutsch: nichts ist in unserer Vorstellung und Erkenntnis, was nicht vorher durch die sinnliche Wahrnehmung gegangen wäre. Dieser also verdankt der Geist den ursprünglichen Erwerb des gesamten Stoffes, welchen er dann ordnet und sichtet, prüft und durchforscht, zerlegt und verbindet, erst solchergestalt ihn sich wirklich zu eigen machend, an ihm sein Herrenrecht übend. Von den Vermittlern zwischen der Welt und dem einzelnen Menschen, von den geöffneten Pforten, durch die ohne Unterlaß in einer Fülle der mannigfaltigsten Eindrücke Kunde und Botschaft von außen zuströmt, sind die bei weitem vornehmsten Auge und Ohr. Welchem der beiden wir die größere Bedeutung zuerkennen sollen, ist eine alte Streitfrage. Ihre endgültige Entscheidung wird durch die außerordentliche Verschiedenheit der dabei sich aufdrängenden Erwägungen sehr erschwert, vielleicht unmöglich gemacht. Das Auge wie das Ohr zählen gewiß zu den höchsten Meisterwerken der Natur. Keines von ihnen darf, was die staunenswerte Feinheit und Zweckmäßigkeit, die bewunderungswürdige — wenn gegenüber dem Allweisen, Allmächtigen das dem menschlichen Thun entlehnte Wort am Platze wäre — Genialität der Anlage, Bildung, Ausrüstung betrifft, des Vorzugs sich rühmen. Gebührt in der Stufenleiter der Erscheinungen dem Licht oder dem Schall die oberste Stelle? — Träger des einen ist der Äther, der des anderen die Luft, jenes zählt seine Schwingungen nach Millionen, dieser höchstens nach Tausenden; aber daraus allein ließe sich irgend welcher Anspruch auf einen Vorrang kaum herleiten. Der Gesichtssinn ist freilich ein siegreich in die Weiten des Universums dringender Eroberer, während das Hörorgan uns nur zuträgt, was es aus nächster Nähe empfangen. Der erstere gebietet den Dingen, weil er beliebig sich ihnen öffnen oder verschließen kann, das letztere ist ihnen unterthan, außer stande, ihrer Einwirkung sich gänzlich zu entziehen. Wir vermögen durch künstliche Hilfsmittel die Fähigkeit des einen viel höher zu steigern als die des anderen. An Umfang der uns geleisteten Dienste kann kein Schalltrichter, kein Resonator mit dem Fernrohr, mit dem Mikroskop sich messen. Aber auch das bewaffnete Auge ist außer stande, gewisse seiner Wahrnehmung gezogene Schranken zu verrücken. Irgend welche Eindrücke empfängt es nur innerhalb einer nach oben wie nach unten begrenzten Zahl von Lichtschwingungen. Es teilt also in diesem Betracht die Unvollkommenheit des Ohrs, dessen Empfindlichkeit von ganz ähnlichen Bedingungen abhängt. Dennoch wäre ohne weiteres der Rangstreit

Digitized by Google

zwischen den beiden Sinnen zu gunsten des ersteren zu entscheiden, stiege nicht dabei das folgende Bedenken auf. Gestalt und Farbe weisen uns bloß das äußere Antlitz der Dinge, wogegen der Ton einen Teil ihres eigensten innersten Wesens offenbart. Falsches Gold und Silber können den Blick täuschen, aber ihr Klang bringt die Unechtheit zu Tage.

Suchen wir der Sache dadurch etwas näher zu treten, daß wir Auge und Ohr nicht auf ihre physiologische Beschaffenheit hin, sondern nach dem Wert ihrer Verrichtungen, nach der Wichtigkeit des Einflusses prüfen, den sie auf Gestaltung und Inhalt unseres Lebens üben. In welcher Weise dienen sie unserem körperlichen und geistigen Wohl, der Gesundheit und dem Behagen, dem Wissensdrang, der Freude am Schönen? — Die Tiere des Waldes, die Vögel in der Luft wären dem Kampf ums Dasein ohne ihr scharfes Gehör nicht gewachsen. Es hilft ihnen zum Gewinn der Jagdbeute, verrät die Nähe eines Feindes, setzt sie in den Stand, den Lockton der Liebe, den vor Gefahr warnenden Ruf der Genossen zu vernehmen, und etwa dasselbe gilt vom Menschen auf den niedrigsten Stufen der Gesittung. Aber je weiter diese Platz greift, um so mehr verliert das Ohr an Bedeutung als Wehr und Waffe in des Lebens Not und Mühe, um so ausschließlicher beschränkt es sich darauf, die gegenseitige Verständigung zu vermitteln. Bei allem, was wir zur Nahrung, Kleidung, Wohnung bedürfen, in der ganzen Mannigfaltigkeit der für solche Zwecke aufgewandten Kunstfertigkeiten ist das Auge der eigentliche Führer und Werkmeister. Wie wir ihm bei unserer Auswahl des Notwendigen, Nützlichen, Angenehmen folgen, so hat es schon vorher den mit dessen Herstellung befaßten Händen Weg und Ziel gewiesen. In seine Obhut sind die tausenderlei kleinen Verrichtungen gegeben, die jede Stunde dem einzelnen abfordert, und nicht minder die gesamte Thätigkeit des mit unzähligen Riesenarmen rastlos die Natur bewältigenden menschlichen Gewerbfleißes, der ganze Handel und Verkehr.

Kaum anders verhält es sich mit der höheren Kulturarbeit, mit den idealen Regionen des Geistes. Der nach Erkenntnis der Wahrheit forschende Wissensdrang empfängt vom Auge unendlich reichere Belehrung als vom Ohr. Was dieses von den Geheimnissen der Schöpfung erlauscht, steht in gar keinem Verhältnis zu der überschwenglichen Fülle der durch jenes aus Licht gezogenen Ausbeute. Aber auch zum Verständnis des Menschen und seiner Thaten trägt es unvergleichlich mehr bei, zumal in einer Zeit, die bereits massenhafte Schätze der Bildung von einer nach Jahrtausenden zählenden Vergangenheit überkommen hat. Sammler und Bewahrer der ungeheuren Erbschaft sind die Bücher. Fast sie allein knüpfen das, wenn auch nicht einzig lebendige, so doch uns zu deutlichem Bewußtsein gekommene geistige Band zwischen dem heutigen Geschlecht und seinen Vorläufern, zwischen den fernsten Enkeln und den Ahnen.

Was wäre das Leben ohne die über dessen Not und Elend, Irr- und Wirrsal erhebende, ohne die befreiende und erlösende Macht der Schönheit! Wem spendet sie aus volleren Händen, dem Auge oder dem Ohr? — Ziehen wir zunächst die Wunder der Natur in Betracht, die der Kunst einstweilen beiseite lassend. Die Pracht und Herrlichkeit, die Anmut und Lieblichkeit der von jener bereiteten Schauspiele wiegen hundert- und tausendmal allen Reiz der Konzerte auf, welche sie uns giebt. Ein Sonnenauf- oder -untergang, der Zug der Wolken, der gestirnte Himmel, das Meer in seiner ruhigen Erhabenheit wie in seiner ruhelosen Bewegung, die Majestät des Hochgebirges, der blumendurchstickte Wiesenteppich, ein in grüner Einsamkeit schlummernder See, der freundliche Wechsel von Hügel und Thal, sie reden zum Gemüt noch eine ganz andere Sprache als sämtliche Stimmen der Lüfte und der Gewässer, der Flur und des Waldes. Was

Digitized by Google

bedeuten, verglichen mit der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit von Gestalten, Farben, Bildern, wohin sich der Blick wendet, das Rollen des Donners, das Brausen des Windes, das Plätschern der Wellen, das Rauschen des Laubes, das Schwirren der Insekten, der Gesang der Vögel! Dem Auge bietet allenthalben die Natur als unübertreffliche Malerin und Dichterin ein mehr oder minder sinn- und zusammenhangsvolles Ganzes, dem Ohr nur einzelne abgerissene Laute.

Drei Künste wenden sich an das Sehorgan, eine an das Hörorgan, die fünfte endlich teils an das eine oder das andere, teils an beide zugleich. Mit dieser, der auf den lichten Höhen des Geistes thronenden Poesie, hat es nämlich die folgende Bewandtnis. Träger aller epischen und lyrischen Dichtung war ursprünglich nicht das geschriebene, sondern das gesprochene oder vielmehr, vermöge des gesteigerten Gefühlsausdrucks, das gesungene Wort. Die Dichter nennen wir darum auch die Sänger, und in ihrer Redeweise ist singen und sagen gleichbedeutend. Den Griechen wurde ihr Homer durch manches Jahrhundert vor jeder schriftlichen Aufzeichnung aus dem Munde der wandernden Rhapsoden dargeboten, der immer und überall willkommenen Lieblinge des lebensfrohen Volkes. Fahrende Gesellen trugen die Heldensagen und Minnelieder des Mittelalters im Lande umher. Je gründlicher die fortschreitende Bildung die patriarchalische Stammesgemeinsamkeit zerstörte, je weiter die Künste des Lesens und Schreibens sich verbreiteten, um so mehr trat der stumme Buchstabe an die Stelle der lebendigen Rede. Aber das gedruckte Dichterwort ist und bleibt doch stets ein bloßer Notbehelf. Von berufenen Lippen verkündet, die zugleich dem in ihm schlummernden musikalischen Element die Zunge lösen, übt es erst die rechte und ganze Wirkung.

Zwischen der Dichtung und den im Raume schaffenden Künsten, der Architektur, Plastik, Malerei, steht ein holdes geheimnisvolles Rätsel, die Musik. Von der greifbaren Wirklichkeit, in deren Gestaltung ihre Schwestern leben und weben, die sie nachahmen, steigern, verklären, ist sie durch eine unendliche Kluft getrennt. Man darf, nur das richtige Verständnis vorausgesetzt, wohl behaupten: viel höher als die Raphaelsche Madonna über dem ersten besten Menschenantlitz, als die Odyssee über dem plumpsten Schiffermärchen, steht die einfältigste Lied- oder Tanzweise über dem süßen Gesang der Nachtigall. Der in Tönen denkenden und dichtenden Phantasie gewährt die Natur gar keine, auch nicht die unvollkommensten Vorbilder, jene empfängt von ihr einzig den sinnlichen Grundstoff, schöpft die Formen, in die sie ihn gießt, ganz aus ihrem eigensten Vermögen. Und was von der Ursache gilt, muß auch von der Wirkung behauptet werden. Weil es der Musik an jedem Urbild fehlt, diese ein ihr allein zugehöriges Reich des Schönen erschließt, sind die durch sie hervorgerufenen Eindrücke einzig in ihrer Art. Geistiger als die bildenden Künste, sinnlicher als die Poesie — welcher sie sich gern gesellt, deren rein idealen, aller Körperlichkeit baren Gestalten das warme Fleisch und Blut ihrer Töne leihend —, ergreift sie eben dank solcher Doppelnatur mit so unwiderstehlicher Macht das Gemüt, dringt sie geradeswegs durchs Ohr ins Herz. Aber übernimmt hier, könnte man fragen, nicht auch das Auge in ganz ähnlicher Weise die Vermittelung wie bei der epischen und lyrischen Dichtung? Das Notenheft und das Buch, leisten sie nicht ungefähr die nämlichen Dienste? — Es handelt sich dabei doch um zwei sehr verschiedene Dinge. Wenn das geschriebene, das gedruckte Wort das gesprochene ersetzt, so vertritt nur ein Zeichen die Stelle des anderen, denn beide sind lediglich Mittel der Verständigung, Gefäße des Gedankens, seine geprägte Münze. Der Ton dagegen ist nicht Träger irgend welcher in ihn gelegten Bedeutung, kein bloßer Ausdruck für die Sache, auf die es allein ankommt, sondern diese selbst. Vielzungig, in jedem Volke anders, lau-

Digitized by Google

tet darum auch die Rede der Menschen, aber es giebt nur eine einzige Tonsprache.

Fassen wir den Verlauf unserer ganzen bisherigen Betrachtung in zwei Worte zusammen, so hat sich herausgestellt: in der Sorge für die Forderungen und Bedürfnisse des täglichen Lebens, im Dienste der Wissenschaft, im Genuß der Natur ist dem Auge der Hauptanteil zugefallen. Weil es hier überall als das führende, maßgebende, als das in hervorragender Weise geschäftige Organ erscheint, sind auch ihm und seiner Thätigkeit weitaus die meisten jener abgeleiteten bildlichen Ausdrücke entlehnt, mit denen rein seelische Eigenschaften und Vorgänge bezeichnet werden. Man spricht von Vor- und Rücksicht, von An-, Ab- und Umsicht, von ein-, über-, versehen, von Ein- und Überblick, vom geistigen Auge, geistigen Gesichtskreis, von einem hell- und scharfblickenden Verstand, von religiöser, philosophischer Anschauung, von Anschaulichkeit der Darstellung und was dergleichen mehr ist. Das Ohr darf sich dagegen rühmen, den mündlichen, also den nächsten Verkehr der Menschen ausschließlich zu vermitteln, auch, was unser Verhältnis zum Kunstschönen betrifft, eine gewisse Bevorzugung in Anspruch nehmen. Die Dienste und Wohlthaten, welche wir beiden Sinnen verdanken, sind so verschiedenartig, daß jeder Versuch, sie ihrem eigensten Werte nach gegeneinander abzuschätzen, auf die größten Schwierigkeiten stößt. Vielleicht wäre es dem Verständnis förderlich, wenn wir jetzt die Sache einmal vom negativen Standpunkt aus erwägen, demnach die Frage stellen: Wer ist übler daran, der Blinde oder der Taube? Daß die Antwort auf keine bloße Wiederholung des bereits Gesagten hinausläuft, wird sich sogleich zeigen.

Körper und Seele stehen in so innigem Zusammenhang, bedingen sich gegenseitig in dem Maße, daß jede wesentliche Schädigung des einen feindseligen Einfluß auf die andere übt. Das biblische „welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er" widerspricht dem keineswegs. Wohl kann wie alles übrige Unheil unter ganz besonderer Voraussetzung auch schweres Siechtum uns doch zuletzt zum Segen gereichen. Schon mancher, der mit seinem Wollen und Thun auf Irrwege geraten, seine Zeit und Kraft in ziellosen Anläufen und Versuchen zersplittert, ist unter der harten Zucht der Krankheit zu innerer Ein- und Umkehr, zu geistiger Sammlung und Wiedergeburt gelangt. Diese Erfahrung, so bekannt, daß man kaum ihrer zu gedenken wagt, ändert aber nichts an der Gemeingültigkeit des mens sana in corpore sano.

Die Sinnesorgane und zumal die beiden vornehmsten regeln in doppelter Art die Wechselwirkung zwischen der Welt und uns, indem sie sowohl die von jener dargebotenen Eindrücke empfangen, wie dem nach außen sich bethätigenden Willen die Richtung zeigen. Fassen wir zunächst den ersteren Punkt etwas schärfer ins Auge. Blindheit und Taubheit verengen notwendig den Vorstellungskreis und vermindern somit die dem Geist zuströmende Nahrung, welche dieser in Saft und Blut umsetzt. Nicht bloß ihren Umfang, auch ihr eigenes Wesen trifft der Verlust. Ist wirklich der Mensch die höchste, edelste Blüte der Natur, so muß er gleichsam im feinsten Extrakt deren gesamte Eigenschaften und Kräfte vereinigen. Man darf dann den Mikrokosmus den gedrängten Inbegriff, das zu einiger, leibhafter Persönlichkeit zusammengefaßte Abbild des Makrokosmus nennen. Aus der bunten Fülle der Erscheinungen, von denen uns die Sinne berichten, tragen wir als eigensten geistigen Erwerb das Verständnis der in ihnen waltenden Gesetze heim, gewinnen wir allgemeine Denkformen, Begriffe. Wem die Quelle des Lichts verschlossen ist, der leidet auch Schaden an der Netzhaut seiner Seele. Daß ihm eine Menge in ihrer Art einziger Eindrücke und Bilder entgeht, beeinträchtigt notwendig seine ideale Habe, und kaum anders verhält es sich mit denen, für welche die Welt des Schalls nicht vorhanden ist. Können wir uns etwa einen

Digitized by Google

blinden Goethe, einen tauben Shakespeare denken? Beide mußten mit allen Werkzeugen sinnlicher Wahrnehmung ausgerüstet sein, um in ihren Dichtungen das innerste Wesen der Menschen und Dinge treu und klar wiederzuspiegeln, jeder Lust und jedem Schmerz die Zunge zu lösen.

Aber breitet sich nicht in der Ilias, in der Odyssee die gesamte Herrlichkeit der Schöpfung aus? Die Wunder der Natur, sind sie je beredter verkündet als aus dem Munde des blinden Sängers? Es verschlägt dabei gar nichts, ob Homer wirklich gelebt hat, oder bloß eine mythische Verkörperung der dichtenden Volksseele ist, denn auch der Sage liegt immer ein tiefer Sinn zu Grunde, und dieser würde in unserem Fall die eben geäußerte Behauptung Lügen strafen, daß die volle geistige Sehkraft den Besitz des leiblichen Auges voraussetzt. Allein der Widerspruch ist nur scheinbar, findet seine Lösung in dem gewaltigen Unterschied zwischen einem blindgeborenen und später erblindeten Dichter. Bloß von dem letzteren, der einst alles und jedes geschaut, nun aber, nachdem sein Blick umnachtet, aus den bis zum Rande gefüllten Schatzkammern der Erinnerung schöpft, erzählt die Überlieferung. Ein Meister im Tonreich, und zwar der größten einer, hat durch mehr als ein Jahrzehnt in völliger Abgeschiedenheit von der für ihn verstummten Welt gelebt und geschaffen. Neben dem blinden Seher steht der taube Musiker, neben Homer Beethoven. Dieser hatte die Klänge, die einst mit so holder, unwiderstehlicher Gewalt zu seinem feinhörigen Ohr gesprochen, treu in der Seele bewahrt. Immer mehr läuterten und verklärten sie sich, bis sie zuletzt, gleichsam alle Körperlichkeit abstreifend, nur noch mit leisen Geisterstimmen wie eine Offenbarung aus dem Jenseits zu ihm redeten.

Wir sind zu der Stelle gekommen, an der sich uns die Frage aufdrängt, ob der angeborene oder der erst später eingetretene Mangel eines Sinnes das größere Übel sei. Man sagt wohl, daß, wer nie gesehen oder gehört, den ganzen Umfang seines Unglücks gar nicht kenne und es deshalb leichter trage, daß ferner die frühere und darum geschicktere Anpassung an den Notstand dessen Härten vielfach mildere. Mit dem einen und dem anderen hat es ja auch seine Richtigkeit. Was namentlich den letzteren Punkt betrifft, so grenzt die Verfeinerung des Tastsinnes, zu der vor allem die Blindgeborenen gelangen, an das Wunderbare, und kaum minder staunenswert ist die Gelehrigkeit der Taubstummen. Dennoch darf man behaupten, daß beide für arm, für enterbt gelten müssen, verglichen mit denjenigen, deren Lebensbahn wenigstens nicht von Anfang her durch tiefe Finsternis, durch lautlose Stille geführt. Der vom Auge, vom Ohr in den täglichen Verrichtungen geleistete Beistand kann bis zu einem gewissen Maße durch künstliche Hilfsmittel ersetzt werden. Wie hoch aber auch dieselben die durch Menschenliebe und Mitleid geschärfte Findigkeit vervollkommnet hat, sie vermögen nimmermehr für das Licht, den Schall als solche irgendwelche Stellvertretung zu beschaffen. Wem zu keiner Zeit die Sonne geleuchtet oder ein Ton erklungen, dem entgeht eine volle Hälfte der Dinge und mit ihr ein unermeßlicher geistiger Inhalt. Zum Entbehren verurteilt sind freilich auch die anderen, um die sich erst im Verlauf der Jahre das Dunkel oder das Schweigen gelagert. Sie müssen aus dem Gedächtnis zehren, können weder durch neue Eindrücke sich bereichern, noch die Richtigkeit der gewonnenen Erfahrungen durch die immer wiederholte Vergleichung mit der Wirklichkeit erproben.

Wie aber jedes Ding seine Kehrseite hat, so entspricht der Enge, in welche die Vorstellungen des eines edelsten Sinnesorgans Beraubten gewiesen sind, die größere Vertiefung. Die Außenwelt gewährt ihm unendlich weniger als jedem anderen, aber dafür mit um so stärkerem Nachdruck, ihn gleichsam zwingend, jede Gabe mit beiden Händen zu umklammern, ihren gei-

Digitized by Google

stigen Wert ganz genau zu wägen und zu prüfen, ihn bis auf den letzten Rest auszunutzen. Er wird in dem ganzen ihm noch zugänglichen Gebiet der Wahrnehmung der schärfste, gewissenhafteste Beobachter sein. Je gesicherter er vor Störungen von außen ist, desto andächtiger und gesammelter darf er sich in die Betrachtung der einmal von ihm ergriffenen Gegenstände versenken.

Vom Genuß der Natur, den, wie wir gesehen, wesentlich das Auge vermittelt, ist den Blinden nicht gar viel übrig geblieben, von den Künsten die Musik und die Poesie. Die letztere gelangt zu ihm ausschließlich durch die Menschenstimme, an die er überhaupt immer und immer wieder sich gewiesen findet. Diese ist ihm darum auch Inbegriff und Ausdruck, der treue Spiegel der ganzen Persönlichkeit. Nach ihrem Klang gestaltet er sich mit nahezu divinatorischer Sicherheit und Untrüglichkeit ein Bild von der gesamten geistigen Eigenart des Sprechenden. Auch die Gesichtszüge tragen den Stempel der Seele, aber weit bedeutsamere und glaubwürdigere Kunde giebt von ihr die aus der tiefsten, elementarsten Innerlichkeit unseres Wesens kommende Stimme. Über jene hat der Wille ungleich größere Gewalt als über diese. Viel weniger als das vor dem Spiegel zurechtgelegte Antlitz kann er sie bewachen, modeln, zu falschem Zeugnis nötigen. Sie verrät darum dem immer gespannt aufhorchenden, durch die stete Übung unendlich geschärften, zur Aufnahme und zum Verständnis selbst der leisesten Eindrücke befähigten Ohre des Blinden, seinem jeden Laut mit tausend feinen Fühlfäden betastenden Spürsinn so manches, das der Sehende entweder gänzlich überhört, oder achtlos an sich vorbeigleiten läßt.

Die Organe des Leibes wie des Geistes können innerhalb gewisser Grenzen sich gegenseitige Stellvertreterdienste leisten. Die Schwäche oder der gänzliche Mangel des einen wird durch das gesteigerte Vermögen des anderen einigermaßen ersetzt und ausgeglichen. Der Blinde muß mit dem Ohre sehen, seinem entwickelten Tastsinn, seinem starken Gedächtnis vertrauen, der Taube mit dem Auge hören. Unter allen dem letzteren auferlegten Entbehrungen ist die schwerste, daß er des nächsten, unmittelbarsten Austausches unseres Denkens und Empfindens verlustig gegangen. Er vernimmt statt der mündlichen Rede, statt der lebenswarmen Botschaft von Seele zu Seele, eine bloße Zeichensprache, die der Gebärden oder der Buchstaben. Sind aber die Menschen für ihn verstummt, so berichten ihm die Dinge um so mehr. Sie zu belauschen, zu deuten, zu verstehen, gewinnt er eine erstaunliche Fertigkeit.

Es wurde schon daran erinnert, daß die Sinne in doppelter Art zwischen der Welt und uns vermitteln, indem sie sowohl über jeden von ihr empfangenen Eindruck Bericht erstatten, wie dem auf sie einwirkenden, die Absicht in die That umsetzenden Willen als Wegweiser dienen. Unter dem letzteren Gesichtspunkt betrachtet, erscheint die Lage des Blinden ungleich mißlicher als die des Tauben. Jener ist immer und überall an fremde Hilfe gewiesen, ohne solche dem Notstand wehrlos preisgegeben. Er bedarf ihrer bis hinab zum Kleinsten, in der Sorge für Nahrung, Kleidung, Wohnung, bei jeder Ortsveränderung, bei seiner Arbeit und seinen Freuden. An Händen und Füßen ist er gefesselt, die Welt ihm ein Gefängnis, in dessen engen, dunklen Gängen er nur durch lange Übung und Gewohnheit sich einigermaßen zurechtfindet. Des Raumes, welchen das Auge mit einem raschen Blick überfliegt und in Besitz nimmt, muß er sich, behutsam und geduldig umhertastend, Schritt für Schritt versichern. Während andere, rüstig schaffend oder froh genießend, hinausschweifen in die Weite, ist er an die Scholle gebunden. Je mehr er sich rührt, um so schwerer fühlt er das Gewicht seiner Ketten. Einzig in den wohlbekannten vier Wänden bleibt ihm ein Restchen Freiheit übrig. Statt die Menschen aufzusuchen, ist er gezwungen, auf sie zu warten, sich von

Digitized by Google

ihnen finden zu lassen. Das „keiner muß müssen", für ihn steht es nicht geschrieben. Die gewiß wohlwollende Fürsorge des Gesetzes nötigt ihm bei allen wichtigeren Rechtsgeschäften einen Beistand, eine Menge lästiger und weitläufiger Formalitäten auf. In der Wahl des Berufs sieht er sich aufs äußerste beschränkt. Er ist unfähig zu den meisten Handwerken, zu jedem Staatsamt, von zahlreichen Gebieten wissenschaftlicher und künstlerischer Bethätigung ganz ausgeschlossen, in den wenigen ihm überhaupt noch zugänglichen tausendfältig gehemmt. Schon die Vorbereitungen führen hier durch Mühsal und Umwege mannigfachster Art. Den mangelnden Sinn müssen Gedächtnis, Ohr, Finger ersetzen und, wo diese nicht ausreichen, fremde Augen. Vor allem scheint die Musik dem nicht Sehenden zur Lebensgenossin bestimmt. Und dennoch — nie darf er hoffen, sie sich völlig zu eigen zu gewinnen, des höchsten Glückes teilhaftig zu werden, das sie für ihre Auserwählten bereit hält. Wie weit er auch, dank der durch stete Übung unendlich gesteigerten Kraft seines Gedächtnisses, dank seinem scharfen Gehör, seiner feinfühligen Hand, als darstellender Künstler es bringen mag, um Eigenes zu schaffen, fehlt ihm das einzig durch gründliches Studium der Partituren gewährte notwendige Rüstzeug. Seine Kompositionsversuche werden kaum über ein dilettantisches Spiel mit den Tönen hinausreichen.

Von der Wiege bis zum Grabe ist unser Leben ein unausgesetztes Ringen. Verglichen mit dem Blinden, der, auf sich allein angewiesen, diesen Kampf nimmermehr bestehen würde, ist der Taube ein rüstiger Streiter. Keine Schranken engen seinen Willen ein, keine Hindernisse stellen sich seinen Thaten in den Weg. Hell, weit, offen liegt vor ihm die Welt, nach Belieben darf er sich einen Platz in ihr suchen. Die Erwerbsfähigkeit, die sichere Grundlage alles irdischen Wohls, ist ihm fast unverkümmert. Schließt ihn auch sein Gebrechen von manchem Beruf aus, so bleibt doch genug übrig, um der Wahl freien Raum zu lassen. Aufs förderlichste kommt ihm namentlich der Umstand zu statten, daß viel häufiger das Ohr durch das Auge vertreten werden kann, als umgekehrt.

Wir haben den Einfluß erwogen, den Blindheit und Taubheit auf die Vorstellung und den Willen üben. Ziehen wir nun noch rasch ihre Einwirkung auf das Gemüt und den Charakter in Betracht. Dieselbe ist notwendig eine sehr verschiedene, je nach der geistigen Beschaffenheit der Betroffenen. Einen fruchtbaren Nährboden bereitet allem Guten und allem Bösen im Menschen das Unglück. Es streift von edler gearteten Seelen den letzten Rest der Selbstsucht, verengt und verstockt gemeine Naturen immer mehr in der Beschränkung auf das liebe Ich, dessen Wohl und Wehe. Jenen lehrt das Mißgeschick, das ihnen einen der vornehmsten Sinne geraubt, heiteren Mutes zu entsagen, diese schöpfen aus der nämlichen Quelle nichts als Bitterkeit und Verzweiflung. Vor allem ist es das schnöde Unkraut des Mißtrauens, das in ihrem von der Heimsuchung verdüsterten Herzen üppig wuchert. Der nagende Argwohn, von der Umgebung getäuscht, verspottet, übervorteilt zu werden, bildet sich nicht selten zu wirklicher Geisteskrankheit aus.

Für uns kann es sich indessen nur um diejenigen Erscheinungen handeln, die, von der zufälligen Persönlichkeit gänzlich abgesehen, aus dem körperlichen Mangel entspringen. Sie stehen zueinander im schärfsten Gegensatz beim Blinden und beim Tauben. Der erstere bedarf stets der hilfreichen Nähe der Menschen, der letztere sieht sich von ihnen wie durch eine unübersteigliche Mauer geschieden. Jener ist zu wenig, dieser zu viel allein, beiden das richtige Verhältnis in der Beziehung auf sich und nach außen gestört, aber in umgekehrter Weise. Leicht wird dem einen die innere Selbständigkeit gemindert, dem anderen zu trotziger, unwirsch jeder Berührung sich verjagender Abgeschlossenheit

Digitized by Google

gesteigert und verzerrt. Dort ist die Seele der Verweichlichung, hier der Verhärtung ausgesetzt. Wir sollen gewiß immer und überall unsere Sonderart treu und tapfer bewahren, aber auch stets bemüht sein, ihre Ecken und Kanten abzuschleifen. Sie bildet gleichsam nur den Rohstoff, welchen das Leben formt. In dies erst mit dem letzten Atemzug endende Bildungs- und Erziehungswerk teilen sich der eigene Wille und die große Gemeinschaft, von der wir lediglich ein Glied ausmachen, der wir ebenso sehr angehören wie uns selbst. Das harmonische Zusammenwirken der beiden ist die Grundbedingung für die gedeihliche Entwickelung des Charakters. Oft genug wird der des Blinden an eine mit übergroßer Sorgfalt von Menschenhänden gepflegte, in der Stubenluft verzärtelte Pflanze gemahnen, der des Tauben an einen knorrigen Stamm der Wildnis.

Schon Jakob Grimm hat in seiner goldenen Rede über das Alter hervorgehoben, daß, solange noch in einem Volk patriarchalische Sitte und unangetastete Einfachheit walten, der Verlust des Gesichts, in den Zeiten fortgeschrittener Kultur die Gehörlosigkeit das geringere Übel ist. Je größere Ansprüche das moderne Leben mit seinem verwickelten Getriebe, seiner atemlosen Hast, mit seinen in ungeheuren Büchermassen aufgehäuften Schätzen des Wissens und der Bildung an den einzelnen stellt, um so weniger kann er der ihm vom Auge als emsigstem Kundschafter und Willensvollstrecker geleisteten Dienste entraten. Man hört häufig sagen, daß dennoch der Blinde vor dem Tauben bevorzugt sei wegen der wärmeren Teilnahme, die gemeinhin dem ersteren geschenkt werde. Allein der wohlgemeinte Trost schlägt, genau betrachtet, in sein Gegenteil um. Am meisten beklagen wir eben solche, die am schwersten zu tragen haben.

Am meisten sind, wie bereits erwähnt worden, diejenigen in ihrem geistigen Wuchse gehemmt, denen schon bei der Geburt die sinnliche Ausrüstung verkümmert gewesen. Kommt zu den körperlichen Gebrechen noch der Druck der Armut, so würden sie von allen Wohlthaten der Gesittung ausgeschlossen bleiben, wenn nicht die menschliche Gesellschaft den unglücklichen Stiefkindern der Natur zu Hilfe eilte. Die Gegenwart, die zu ihren vornehmsten Pflichten unermüdliche Übung werkthätiger Liebe zählt, sie widmet auch den Blinden und Taubstummen nachdrückliche Fürsorge. Diese sollen nicht nur vor Hunger und Not geschützt, sondern, was die Hauptsache ist, auch des Segens der Bildung wie der Fähigkeit zu gedeihlicher Arbeit teilhaftig werden. Um die durch den natürlichen Mangel der Erziehung bereiteten Hindernisse zu überwinden, mußten eine Menge künstlicher Hilfsmittel erfunden, eigenartige Lehrmethoden mit zäher Ausdauer befolgt werden. Man verfeinerte aufs höchste den Tastsinn der Blinden, richtete für ihre Finger Bücher, Landkarten, geometrische Tafeln und was nicht sonst alles her, machte sie geschickt zu den mannigfachsten Hantierungen. Das bewunderungswürdigste Instrument, das sich der Geist geschaffen, ist die Sprache, ihr Verständnis und ihr Gebrauch deshalb die bei weitem wertvollste Gabe, welche der Taubgeborene auf dem Umweg durch das Auge erhält. Daß er dahin gelangt, auf den Lippen der anderen zu lesen, ja sogar die nie mit dem Ohr vernommenen Laute nachzusprechen, gehört zu den schönsten Siegen, die geduldige Unterweisung zu erringen vermag. Aber nicht bloß das Notwendige, wie allerlei Nützliches wird in unseren Anstalten für Blinde und Taubstumme gelernt, in das Herz ihrer Zöglinge findet auch die Freude Eingang. Durch das Liebeswerk der Menschen empfangen sie auf solche Weise das unschätzbare Geschenk, das ihnen die Natur versagt: einen heiteren Lebensmorgen.

Digitized by Google

Die Schmiede des Vulkan. Bronzerelief.

Pompeji.

Von

Ludwig Salomon.

II.

Die Oſtſeite des Forums begrenzten nicht weniger denn vier öffentliche Gebäude: das Macellum, meiſt Pantheon genannt, die ſogenannte Curia oder das Senakulum, der Tempel des Genius des Auguſtus und das Gebäude der Enmachia. Das Macellum eröffnet die Reihe oben im Nordoſten; es iſt eine von den Anlagen, die den Archäologen großes Kopfzerbrechen gemacht haben. Da ſich in dem Hofe auf einem zwölfeckigen niedrigen Sockel zwölf viereckige Baſen befinden, ſo nahm man früher an, daß ſich auf dieſen Baſen die Statuen der zwölf großen Götter (Dii consentes) erhoben hätten, und glaubte daher in dem Bau ein Tempelchen ſehen zu müſſen; neuerdings hat nun aber Niſſen in ſeinen Pompejaniſchen Studien und auch Overbeck in ſeinem Werke über Pompeji überzeugend nachgewieſen, daß der Bau ganz anderen Zwecken diente. Er war ganz einfach eine Verkaufshalle für die feineren Lebensmittel, ein Macellum. Solche Macellis gab es in allen größeren römiſchen Städten und die Art ihrer Anlage war, wie uns antike Münzen zeigen, allerwärts ſo ziemlich dieſelbe. Der Name dafür iſt, wie bei der Baſilika, ebenfalls aus dem Griechiſchen genommen worden. Vom Forum aus konnte man durch eine ſtattliche Säulenhalle in das Macellum eintreten, doch gewährten auch noch zwei Pforten von zwei verſchiedenen Straßen her Einlaß. Betrat man vom Forum

Digitized by Google

aus die Verkaufshalle, so hatte man rechts eine ganze Reihe kleiner Läden, die sich als solche noch heute durch die vielen waren; bei der Ausgrabung, welche von 1818 bis 1822 erfolgte, fand man nur die Statue der Livia, der Gemahlin des

Das Amphitheater.

Zahlen, die in die Wände eingekritzelt sind, und die Wandmalereien, die Früchte, Enten, Gänse, Fische, Schinken, Amphoren für Wein, Eier, Brot, Kuchen ꝛc. darstellen, charakterisieren. Die zwölf Basen trugen wahrscheinlich einen leichten Kuppelbau aus Holz, unter dem sich ein marmorbekleidetes Brunnenbassin befand. Dieses Bassin ist heute nicht mehr vorhanden, doch steht es auf älteren Plänen von Pompeji verzeichnet. Im Hintergrunde der Verkaufshalle, dem großen Eingange gerade gegenüber, hatte man noch ein Heiligtum des Augustus angebracht, in welchem neben der Statue des Kaisers auch noch Standbilder von anderen Mitgliedern der gens Julia aufgestellt Augustus, und des jüngeren Drusus, des Sohnes des Tiberius. Die sonstigen Wände der Halle waren mit zum Teil sehr schönen Freskobildern geschmückt, die Scenen aus den griechischen Sagen darstellten, z. B. die Rückkehr des Odysseus zur Penelope, Medea, auf die Ermordung ihrer Kinder sinnend ꝛc; die meisten dieser Bilder sind jedoch bereits fast ganz durch die Einflüsse der Witterung vernichtet worden, obgleich man sie gegen dieselben durch Dächer, die man auf die Mauer setzte, zu schützen suchte.

Die sogenannte Curia, welche sich an das Macellum schließt, besteht in der Hauptsache aus einem großen achtzehn Meter breiten und zwanzig Meter tiefen

Digitized by Google

Saale, der von einigen als der Sitzungssaal der Dekurionen bezeichnet wird, während ihn Fiorelli für ein dem Kaiserkultus gewidmetes Atrium hält. Da der Bau von räuberischen Händen geplündert und seines Marmorschmuckes fast ganz beraubt wurde, so ist Genaueres über sein Wesen nicht mehr festzustellen.

Ähnlich wie der Curia ist es auch dem Tempel des Genius des Augustus ergangen; auch hier sind nur kümmerliche Trümmer übriggeblieben, aber dabei doch noch ein Stück von besonderem Werte, ein kunstvoll gearbeiteter Altar, der Augustus, einen Eichenkranz und zwei Lorbeerbäume, während auf der entgegengesetzten Seite sich die Darstellung der Opferung eines Stieres befindet. Wahrscheinlich ist der Tempel kurz vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung erbaut worden, da in dieser Zeit der Kultus des Genius des Augustus eingeführt wurde.

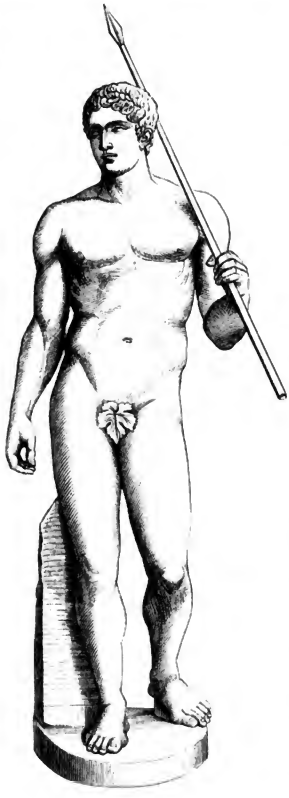
Das Gebäude der Eumachia ist besonders dadurch interessant, daß der gegebene Raum mit großem Geschick und vielem Scharfsinn verwendet wurde. Der Baumeister glich die schiefen Winkel durch doppelte

Der Isistempel.

auch die Handhabe zur Bestimmung des Gebäudes gegeben hat. Die eine Seite des Altars nämlich zeigt die Symbole des Mauern aus, und eine allzu große Länge des Gebäudes vermied er durch eine gefällig konstruierte Vorhalle. Durch diese gelangt

Digitized by Google

man, das Portal durchschreitend, in einen Portikus, der einen offenen Hof von 37 Metern Breite und 19 Metern Tiefe umgiebt. Von den achtundfünfzig Säulen, welche den Portikus einstmals bildeten, sind nur noch einige wenige Stümpfe vorhanden. Die Schmalseite dem Eingang gegenüber ist in eine große Nische ausgebaut, in der man eine prächtig bemalte weibliche Statue mit einem Füllhorn fand. Leider fehlte der Kopf. Zwei kleine Nischen rechts und links von der großen scheinen auch mit Statuen geziert gewesen zu sein, doch hat man bei der Aufdeckung, die von 1817 bis 1821 erfolgte, keine gefunden. Hinter dem Portikus an den beiden Längsseiten sowohl wie auch an der hinteren Querseite entlang zieht sich dann noch ein seiner Zeit bedeckt gewesener Gang, eine Krypta, hin, die ihr Licht durch Fenster empfing. In der Mitte des Ganges der Schmalseite, genau hinter der großen Nische des Portikus, ist noch eine kleine viereckige Nische angebracht, in der ein Standbild jener Frau steht, die das Gebäude aus ihren und ihres Sohnes Mitteln errichten ließ. Es war die Stadtpriesterin Eumachia. Eine Inschrift am Gebäude berichtet davon und giebt zugleich an, daß der schöne Bau der Pietas und Concordia Augusta geweiht war. Am Fußgestell der Statue der Eumachia ist außerdem zu lesen, daß die Tuchwalker der Stadt dieses Standbild errichteten. Mancherlei Angaben über das Gebäude liegen also vor, trotzdem kann man nicht mit Bestimmtheit angeben, welchen Zwecken es diente. Wahrscheinlich ist es eine Art Kaufhaus gewesen, besonders für wollene Stoffe.



Doryphoros.

Weit bescheidener als das Forum Civile ist der zweite öffentliche Platz der Stadt, das Forum Triangulare, ausgestattet, obgleich auch dieser in dem öffentlichen Leben Pompejis eine wichtige Rolle spielte. Denn nach dem Forum Triangulare bewegten sich vom Forum Civile aus bei festlichen Gelegenheiten die feierlichen Aufzüge, welche dann ihr Ziel in dem anstoßenden Theater fanden. Daher ist denn auch zu bemerken, daß der Weg vom Forum Civile zum Forum Triangulare sich in besonders gutem Zustande befindet. Die außergewöhnliche dreieckige

Digitized by Google

Form erhielt er offenbar erst nach und nach durch die Neubauten, die man auf seiner Ostseite errichtete. Overbeck ist der Meinung, daß dieses Forum von alters her ein einer Gottheit gewidmeter Platz, ein Temenos, gewesen sei. Den Eingang in das Forum bildet eine schöne Vorhalle mit sechs mächtigen, fast sechs Meter hohen jonischen Säulen und zwei an die Außenpfosten angebauten Dreiviertelsäulen. Aus der Vorhalle führt sodann rechts eine kleinere, links eine größere Thür auf das Forum selbst. Tritt man durch die größere Thür, so gelangt man in eine über 117 Meter lange Säulenhalle, welche die Hypotenuse des Dreiecks bildet; die Kathete, welche dann rechts dahinläuft und 65 Meter mißt, war ebenfalls als Säulenhalle ausgebaut, während die andere Kathete, welche von der Stadtmauer gebildet wird und die einen kleinen Knick nach außen erhalten hat, frei gelassen wurde, ganz wahrscheinlich damit man den schönen Blick in das Land hinein genießen konnte. Nicht weniger denn hundert dorische Säulen waren es, die diese beiden Wandelgänge bildeten. Heute steht nur noch eine kurze Reihe derselben. In der Mitte des Forums gewahrt man die kümmerlichen Reste eines altgriechischen Tempels, der vorn und hinten je sechs Säulen, an den Seiten je elf Säulen hatte. Wem er gewidmet war, ist nicht mehr zu sagen. Während die einen ihn für einen Herakles-tempel halten, erklären ihn die anderen für das Heiligtum der Schutzgöttin der Stadt, der Venus Pompejana.

Silen.

Unmittelbar vor dem Tempel zeigt sich eine kleine bauliche Anlage, über deren einstigen Zweck man völlig im unklaren ist. Die Vermutung, daß sie der Aufbewahrungsort für die Asche der geopferten Tiere gewesen sein könnte, besitzt gar keinen direkten Anhalt.

Unmittelbar an die große Säulenhalle der Ostseite des Forums stößt das große Theater und die Gladiatorenkaserne. Eine breite Treppe und verschiedene kleine Pforten stellen die Verbindung her. Die Gladiatorenkaserne bietet nur geringes Interesse. Sie bildet ein großes Hänservierect, das einen 47 Meter breiten und 35 Meter langen Hof umschloß, um den eine Säulenhalle mit vierundsiebzig dorischen Säulen lief. In den Gebäuden fand sich eine große Zahl von Zellen, eine Küche und auch ein Gefängnis. Bei der Aufdeckung der Kaserne fand man viele Gladiatorenwaffen und in dem Gefängnis ein Fußeisen, in dem noch die Beine dreier Skelette staken.

Weit mehr als die Kaserne fesselt uns

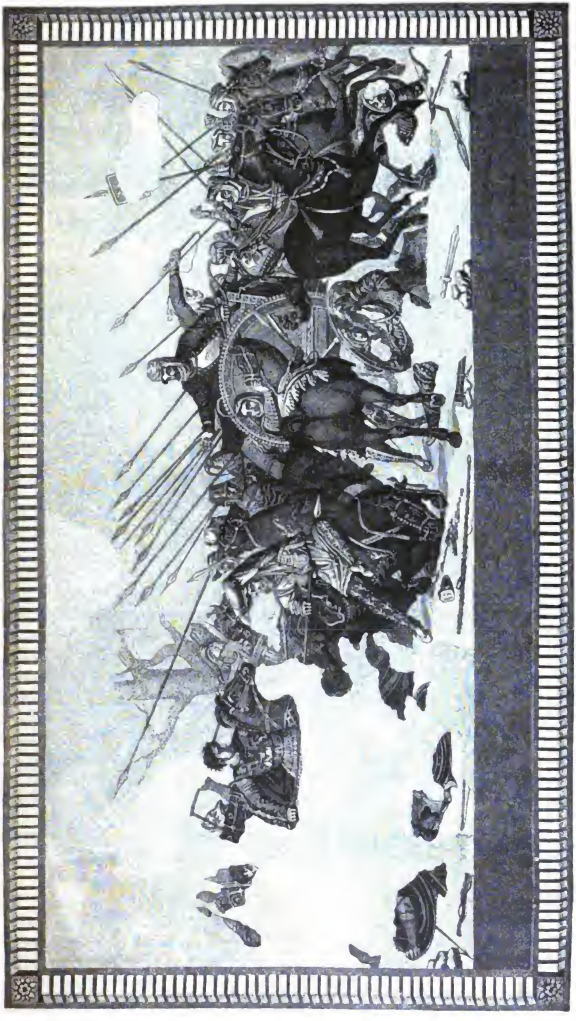
Digitized by Google

das Theater. Wie man an dem Mauerwerk sehen kann, stand hier früher ein Theater etwas anderer und vielleicht auch kleinerer Art; kurz vor Christi Geburt jedoch wurde das alte Haus umgebaut und erhielt so seine heutige Form. Die Kosten bestritten zwei Bürger der Stadt, die Brüder Holconius Rufus und Holconius Caler, die infolgedessen wiederholt in Inschriften gefeiert werden und von denen außerdem noch der ältere, Rufus, durch eine Statue, die in der Mitte der untersten Stufe des zweiten Ranges, der media cavea, stand, geehrt worden war. Viele Einzelheiten des Baues erinnern an das griechische Theater, so z. B. das Sichanlehnen der Sitzreihen an den Abhang eines Hügels. Die einzelnen Rangklassen der in Hufeisenform angelegten Sitzreihen sind noch deutlich zu sehen. Wie man berechnet hat, konnten 5000 Personen auf diesen Sitzreihen Platz finden. Die Bühne ist nach unseren heutigen Begriffen sehr schmal, sie hat nur eine Tiefe von 6,60 Metern, dagegen eine Länge von 33 Metern. Die Hinterwand der Bühne war architektonisch ausgeschmückt und besaß drei Thüren, zwischen denen in Nischen die Statuen Neros und der Agrippina standen. Von irgend welchen Apparaten oder Kulissen hat sich natürlich nichts erhalten, so daß den Vermutungen über die sonstige Einrichtung der Bühne ein sehr weites Feld gelassen ist. Daß man bereits zu Äschylus' Zeiten ein sehr ausgebreitetes Dekorations- und Maschinenwesen besaß, ist bekannt. Als wir uns bei unserer Besichtigung gerade auf dem obersten Range, der summa cavea, befanden, traten eben zwei Männer auf die Bühne, die miteinander sprachen, so daß sich uns unerwartet die erwünschte Gelegenheit bot, die vortreffliche Akustik des Hauses bewundern zu können; wir waren überrascht, wie deutlich wir alle Worte vernahmen, welche die beiden Personen wechselten. An die Ostseite des großen Theaters stößt noch ein kleines, das mit einem Dache versehen war und wohl zu kleineren Aufführungen, besonders musikalischen, diente.

Neben diesen beiden Theatern für die Tragödie und Komödie besaß dann Pompeji noch für die Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen das schon erwähnte Amphitheater. Dasselbe lag ganz im östlichen Winkel der Stadt unmittelbar an der Stadtmauer. Auch heute noch ist es ziemlich gut erhalten, so daß man seine Einrichtungen genau sehen kann. Doch gehört es zu den einfachen Bauten dieser Art; Substruktionen, wie sie das Amphitheater in Pozzuoli besitzt, hat es nicht aufzuweisen, dagegen ist es ziemlich umfangreich; es mißt 130 Meter in der Längsachse und 102 Meter in der Querachse, während die Arena 69 Meter lang und 37 Meter breit ist. Diesen Größenverhältnissen entsprechend faßte denn auch das Amphitheater nicht weniger denn 20000 Personen. Offenbar war es nicht bloß für die Einwohner von Pompeji, sondern auch für die benachbarten kleinen Städte bestimmt, und wir wissen auch, daß es von diesen besucht wurde, da der Bericht über eine große Schlägerei auf uns gekommen ist, die wenige Jahre vor dem Untergange der Stadt hier zwischen Pompejanern und Bürgern von Nucera ausgefochten wurde. Die Folge davon war, daß das Amphitheater längere Zeit darauf geschlossen blieb. An dem verhängnisvollen 24. August des Jahres 79 soll, wie Dio Cassius erzählt, gerade eine große Vorstellung in dem Amphitheater stattgefunden haben, doch haben sich dann so ziemlich alle Zuschauer zu retten vermocht, denn man fand bei der Ausgrabung, die von 1813 bis 1816 erfolgte, nur wenige menschliche Skelette, in den Tierkäfigen dagegen die Gerippe von acht Löwen.

Als das letzte der größeren öffentlichen Gebäude ist schließlich der Isistempel zu nennen. Er ist zugleich der jüngste der Tempel Pompejis, da der Isiskultus erst beim Ausgang der Republik aus Ägypten nach Italien herüberkam, dann sich aber schnell ausbreitete und zu einem sehr be-

Digitized by Google



Die Alexanderschlacht. Mosaikfeld.

Digitized by Google

liebten Modekultus wurde. Vor allem wandten sich die Frauen dem Isisdienst mit großer Inbrunst zu, da er mit seiner eine prächtig vergoldete und bemalte Isisstatue (ein Weihebild), waren zwischen den Säulen der Halle aufgestellt. Im

Pompejanisches Wandgemälde.

eigentümlichen Flötenmusik, dem seltsamen Klirren der Sistren (einem metallenen Instrument), dem Weihrauchduft und dem symbolischen Gebärdenspiel der Priester außerordentlich viel Anziehendes hatte. Palmen, Ibisse, Sphinxbilder und Hieroglyphentafeln vervollständigten den Eindruck des Außergewöhnlichen und Seltsamen. Der Isistempel Pompejis ist unmittelbar an die Nordseite des großen Theaters angebaut. Man gelangt von der Straße aus zunächst auf den Tempelhof, der von einer Säulenhalle, die aus zweiundzwanzig dorischen Säulen besteht, umgeben wird. In der Mitte des Hofes erhebt sich ein hohes Tempelhaus, dessen Vorhalle durch sechs korinthische Säulen gebildet wird und dessen Cella mehr breit als tief ist. Auf dem Postament fand man kein Götterbild, dagegen in dem Hohlraum, welcher in das Postament eingebaut war, zwei verkohlte Holzkisten mit Tempelgeräten, unter diesen eine goldene Schale und ein kleines bronzenes Götterbild. Hinter dem Tempel, an der Rückwand desselben, stand noch eine Bacchusstatue. Einige weitere Statuen, u. a. auch

Westen der Säulenhalle zeigen sich noch zwei große Säle, die offenbar ebenfalls zu Kultuszwecken benutzt wurden. Vielleicht nahmen hier die Priester ihre Heilungen von Krankheiten vor, mit denen sie sich ja viel beschäftigten, oder es standen hier die geweihten Betten, in denen Frauen, die ein ganz besonderes Anliegen an die Himmelskönigin hatten, sie um einen ganz besonderen Rat anflehten, die Nacht verbrachten, „um die Eingebung der Göttin zu erwarten". Mit welchem mystischen Zauber der Kultus umgeben wurde, bezeugten auch die Malereien an den Wänden, die phantastische Architekturen, seltsame ägyptische Landschaften u. a. aufwiesen. Heute ist davon nichts mehr zu sehen; einige der Wandgemälde sind in das Museum zu Neapel gebracht worden, die anderen sind der Vernichtung durch das Wetter anheimgefallen.

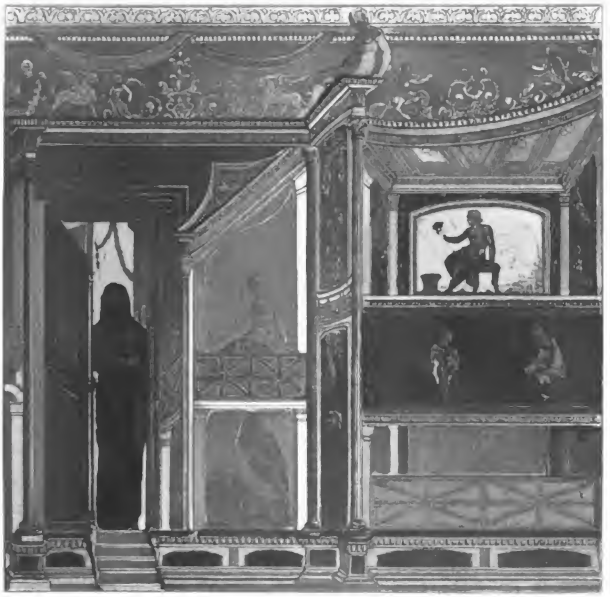
An die Westseite des Tempels stößt noch ein mit einer Säulenhalle ausgestatteter Hof, von dem man lange Zeit annahm, daß er ebenfalls zu dem Heiligtum der Isis zu rechnen sei, und den man deshalb die Curia Isiaca nannte; neuere

Digitized by Google

Nachforſchungen legen jedoch die Vermutung nahe, daß man es hier mit einer Paläſtra, einem Turnplatz der Jugend, zu thun habe, in der denn auch die Statue eines Athleten, des Doryphoros, die man hier fand, ihren richtigen Platz hatte.

Aus der übrigen großen Menge von Gebäuden Pompejis dürften dann noch die verſchiedenen Bäder hervorzuheben ſein. Man weiß, welchen Luxus die antike Welt in den Bädern entfaltete. Auch Pompeji ſtand mit ſeinen Bäderanlagen nicht zurück, wenn es auch natürlich die Pracht der Bäder Roms nicht im entfernteſten erreichen konnte. Am bedeutendſten waren die Fortunabäder, die eine ganze Gebäude-Inſel einnahmen. Am elegantеſten war hier das Tepidarium, das ſich auch jetzt noch in ziemlich gutem Zuſtande befindet. Es iſt ein ſaalartiger Raum, in dem man, in das Badetuch gehüllt, bei mäßiger Hitze behaglich ſaß, um langſam in Schweiß zu geraten. Die Wände des Saales ſchmücken hübſche Stuckreliefs, während die Decke geſchmackvoll ausgemalt iſt.

Von der großen Menge der Wohnhäuſer können natürlich nur wenige genannt werden. Sie ſind in ihrer Anlage



Pompejaniſches Wandgemälde.

ſich außerordentlich ähnlich; die ſchlichteren gleichen ſich oft wie ein Ei dem anderen, die größeren weiſen zwar hier und da einige Variationen auf, zeigen aber ebenfalls immer dieſelben Grundformen.

Digitized by Google

Für die Altertumswissenschaft war die Aufdeckung dieser Häuser außerordentlich wichtig, denn erst durch sie haben wir genauere Kunde über das häusliche und intime Leben der antiken Zeit erhalten. Gegenwärtig machen diese Häuser meist einen öden und selbst wüsten Eindruck. Jedes häuslichen Gerätes, jedes Schmuckes beraubt, sehen sie fast aus wie Brandstätten. Dazu kommt noch, daß sich überall ein rascher, allgemeiner Verfall bemerkbar macht. Die vornehmsten Häuser finden sich in der nordwestlichen Gegend der Stadt, in der Strada delle Terme, wo das Haus des Pausa und des tragischen Poeten, in der Strada Consolare, wo das Haus des Sallustius und des Polybius, in der Strada di Mercurio, wo das Haus des Apollo, des Meleager, des Castor und Pollux und des Kentauren, in dem Vico del Fauno, wo das Haus des Fauns liegt, ꝛc. In der Hauptsache bestanden diese vornehmen Häuser aus zwei Höfen, um die herum eine große Anzahl kleiner Räume lag, die zu Schlafzimmern, Vorratskammern, der Küche ꝛc. verwendet wurden. Der erste Hof, das Atrium, diente dem geschäftlichen Verkehr; in seiner Mitte befand sich stets ein Bassin, das Impluvium.

Tänzerin. Pompejanisches Wandgemälde.

Den Übergang vom ersten zum zweiten Hofe bildete ein Raum für den vertraulicheren Verkehr, das Tablinum, das meist mit besonderer Sorgfalt geschmückt war. Der zweite Hof, das Peristylium, diente dem Familienleben und war immer mit einer Säulenhalle umgeben. Die Einrichtung war hier so behaglich und freundlich wie möglich; in der Mitte des Hofes sprudelte meist in einem künstlerisch gestalteten Wasserbecken, der Piscina, ein Springbrunnen.

Digitized by Google

Alles, was die Häuſer, Tempel und ſonſtigen öffentlichen Gebäude an Kunſtwerken, kunſtgewerblichen Erzeugniſſen und ſonſt irgendwie intereſſanten Gegenſtänden enthielten, befindet ſich jetzt, wie wir ſchon bemerkten, im Muſeum zu Neapel und iſt dort teils in verhältnismäßig

Aus allen künſtleriſchen Erzeugniſſen Pompejis geht hervor, daß das ganze Kunſtleben der Römer auf dem Geſchmack und der Bildung Griechenlands beruhte, doch hatte ſich der hohe griechiſche Ernſt, die edle Begeiſterung für das Schöne und Erhabene in eine anmutige Genuß-

Tänzerin. Pompejaniſches Wandgemälde.

engen Räumen ſehr zuſammengedrängt, teils in verſchiedenen Sälen aufgeſtellt, wo ſich auch Kunſtwerke aus anderen Orten und Gegenden befinden. Dadurch wird die Überſicht ſehr erſchwert, außerdem wird die Bedeutung und der Wert, den verſchiedene Statuen und ſonſtige Kunſtwerke für Pompeji hatten, hier vom Beſchauer gar nicht mehr genügend erkannt.

freudigkeit verwandelt, und darum ſinkt das Kunſtwerk oft zum Dekorationsſtück hinab. Wie es bei einer Provinzialſtadt nicht anders zu erwarten war, iſt kein einziges Kunſtwerk ein Original, ſondern alle ſind Nachbildungen und Kopien, zum Teil aber ſehr wohl gelungene. Verſchiedene kommen wiederholt vor, beſonders bei den Bildern, von denen einzelne Vorwürfe, die wohl beſonders beliebt

Digitized by Google

waren, immer und immer wiederkehren, so z. B. das Urteil des Paris, Ariadne und Theseus, die kindermordende Medea ꝛc.

Unter den Marmorstatuen ist zunächst eine archaistische Artemisstatue und dann besonders der Doryphoros hervorzuheben, der in der Palästra gefunden wurde. Er ist eine Nachbildung des berühmten Doryphoros von Polyklet, mit großer Sorgfalt und mit echt künstlerischem Können gearbeitet. Recht tüchtige Arbeiten sind auch die beiden Porträtstatuen der Livia und des jüngeren Drusus aus dem Macellum, sowie einige Weihebilder und Brunnenfiguren. Unter den Bronzefiguren zeichnet sich ein Silen, der als Träger gedacht ist, durch große Lebenswahrheit aus, sodann der Apollo aus dem Apollotempel, die Apollostatue aus einem Hause der Strada Stabiana, eine Brunnenfigur aus der Casa del Centenario (ein trunkener Satyr) und ein tanzender Faun aus der Casa del Fauno. Daß man auch das Bronzerelief liebte, bezeugt „Die Schmiede des Vulkan", eine sehr geschickt gearbeitete Gruppe.

Von den Bildern ist das weitaus bedeutendste das Mosaikbild „Die Alexanderschlacht", das man im Jahre 1831 in der Casa del Fauno entdeckte. Es ist ein Kunstwerk ersten Ranges sowohl in Bezug auf die Anordnung der Scene, wie in Hinsicht auf die Charakterisierung der einzelnen Figuren. Wie man mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen kann, stellt es die Schlacht bei Issos dar, in der Alexander der Große den König Darius aufs Haupt schlug und beinahe gefangen nahm. Der König rettete sich nur dadurch, daß er von seinem hart bedrängten Kriegswagen auf ein Pferd sprang, das ihm ein Soldat zur Verfügung stellte. Daher das Pferd ohne Reiter in der Mitte des Vordergrundes, zugleich eine meisterhaft gezeichnete Verkürzung. „Mit- und Nachwelt werden nicht hinreichen," schreibt denn auch Goethe, der bald nach der Aufdeckung eine farbige Zeichnung erhielt, begeistert, „solches Wunder der Kunst richtig zu kommentieren, und wir genötigt sein, nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung, immer wieder zur einfachen, reinen Bewunderung zurückzukehren." Mit Recht hebt denn auch Overbeck hervor, daß das Bild eine neue Periode in unserer Erkenntnis der antiken Malerei eröffnet hat. Die vielen Wandgemälde, welche sich in Pompeji finden, gehören sämtlich der Dekorationsmalerei an, zeugen aber von einem echt künstlerischen Geschmack und einer reichen Phantasie. Mit Vorliebe sind die phantastischen Architekturen mit ihren eigentümlichen Perspektiven angebracht, doch kommen auch Scenen aus der Sagenwelt, Tierstücke, Landschaften, Stillleben ꝛc. vor. Eine besondere Anmut zeigen gewisse schwebende Figuren, die meist auf Nebenfeldern von größeren Wänden angebracht sind. Man hielt sie früher für Bacchantinnen, neuerdings neigt man der Ansicht F. G. Welckers zu, daß man es mit Tänzerinnen griechischen Genres zu thun habe. Alle diese Wandbilder sind al fresco gemalt und zwar auf einen mit großer Sorgfalt hergestellten Grund. Die Farben waren mineralische und haben sich daher bis heute frisch erhalten. Die Verfertiger der Bilder sind wohl, wie es in der Natur der damaligen Gesellschaftsverhältnisse lag, sämtlich Sklaven gewesen.

Als eine große Schatzkammer ist somit Pompeji zu betrachten, in der uns eine Fülle der verschiedensten Dokumente aufbewahrt wurde, mit Hilfe deren erst wir uns das volle Verständnis für das antike Leben erschließen konnten. Mit Recht sagte daher Goethe: Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hat, wie die Verschüttung von Pompeji.

Digitized by Google

Die ſchwarze Ruth.

Novelle aus dem amerikaniſchen Bürgerkriege

von

Rudolf Elcho.

I.

„Dort liegt Helena, die Königin von Arkanſas, die Roſenknoſpe am Buſen des Miſſiſſippi!“

„Kapitän, Sie ſind eine poetiſch angelegte Natur, allein Sie beachten in Ihrem Drang nach dithyrambiſchen Ausdrucksformen niemals die Gegenſätze, in denen ſich Ihre blühende Sprache bewegt. Eine Königin kann nicht gut Roſenknoſpe ſein — man iſt entweder das eine oder das andere. Indeſſen ſcheint es mir, als ob Helena zu den entthronten Königinnen oder entblätterten Roſen gehöre. Was ſich da auf dem niederen Stromufer aufbaut, ſieht mehr einem in Sumpflachen und Schmutz vergrabenen Barackenlager als einer Stadt ähnlich. Nur auf der Berglehne droben ſcheint mir eine Villa mit Gartenterraſſen zu liegen, welche ſich vorteilhaft von dem wirren Durcheinander in der Tiefe abhebt.“

„Und in dieſer Villa hat Papa General ſein Hauptquartier aufgeſchlagen! Dort iſt es gut ſein!“

Der Kapitän, welcher an Bord eines Miſſiſſippi-Dampfers mit verheißungsvoller Miene nach der bewaldeten Höhe hinüberdeutete, hätte durch ſeine hohen Reiterſtiefel, ſeinen mächtigen Schlapphut und den langen blonden Schnurrbart, durch die hoheitsvolle Art, wie er ſich bewegte, wie er mit dem Säbel raſſelte und mit den großen mexikaniſchen Sporen klirrte, einen imponierenden Eindruck auf ſeine Leute hervorgebracht, wenn das martialiſche Element in Erſcheinung und Gebaren nicht durch die fatalen Merkmale des Spießbürgertums erdrückt und bis zur komiſchen Wirkung verzerrt worden wäre. Über den hohen Reiterſtiefeln wölbte ſich nämlich ein Schmerbauch, der kühne Sombrero beſchattete feiſte Hängebacken und waſſerblaue Äuglein, und unter dem kühn aufgewirbelten Schnurrbart tönte eine dünne krähende Stimme hervor. Dieſer Reiter-

Digitized by Google

führer hatte sich im freien Amerika den Namen einer berühmten deutschen Freiherrenfamilie beigelegt — ein Scherz, der jenseit des großen Wassers nichts kostet und von den vorurteilsfreien Bewohnern des Landes auch nicht übel genommen wird. Er war Chef der Leibgarde des Gouverneurs von Helena. Der Kapitän wurde von seinen Lenten kurzweg als der Baron bezeichnet. Er hatte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einige Wochen im Norden verbracht, wo er das Nützliche mit dem Angenehmen verband und eine Rekrutierung zur Vervollständigung seiner Schwadron vornahm. Mit Hilfe von hohen Einstandsgeldern, welche während des amerikanischen Bürgerkrieges an Freiwillige gezahlt wurden, hatte er ein Fähnlein von Reitern aufgebracht und rückte damit in das Kriegslager von Helena ein.

Der junge Deutsche, welcher des Kapitäns Vergleiche kritisiert hatte, nannte sich Oskar Wild und war kein Neuling im Kriegs- und Lagerleben. Er gehörte, wie er bei lustigen Gelagen von sich sagte, zu den Entgleisten, allein Auskunft darüber, was ihn aus der Bahn gebracht, gab er nicht. Seine hohe schlanke Gestalt, seine freie Haltung und gebildete Sprache unterschieden ihn vorteilhaft von den übrigen Rekruten und ließen seine Herkunft aus einem guten Hause nicht verkennen. Blond war sein Haar, kühn geschnitten das Profil seines Gesichts, und etwas Sonniges erhielt seine Erscheinung durch zwei strahlende blaue Augen. Er mochte vierundzwanzig Jahre zählen und war schon weit in der Welt herumgekommen. Auf dem östlichen Kriegstheater hatte er als Artillerist gegen die Rebellen gekämpft, jetzt wollte er im Westen als Kavallerist der Union dienen. Anfang Dezember hatte Wild die eisstarrenden Ufer des Ontariosees verlassen, nun fand er im Süden warmen Sonnenschein. Hier war die Pflanzenwelt nicht unter Eis und Schnee vergraben, sie schien auch nicht abgestorben zu sein: sie träumte nur. Der Wald sah aus der Ferne tiefgrün aus, denn die Ranken, welche die Stämme der Eichen und Sykomoren umschlangen, hatten ihren grünen Blätterschmuck behalten, ebenso das Unterholz. Gleichwohl brachten die kahlen Baumriesen, welche sich vom blassen Firmament silhouettenhaft abhoben, die traumhafte Stille der Wälder und die goldige Beleuchtung eine seltsame, fast elegische Stimmung hervor. Diese schwand indessen aus der Seele des jungen Freiwilligen, sobald der schnaubende Dampfer in weitem Bogen die Landung vollzog.

Auf der Landungsbrücke hatten sich der erste Lieutenant der Schwadron, der Adjutant des Generals und etwa ein Dutzend Kavalleristen eingefunden, welche ihren zurückgekehrten Kapitän mit einem vierstimmig gesungenen und etwas spöttisch klingenden „Hoch soll er leben!“ empfingen.

Der Begrüßte nahm eine feierliche Pose an und rief in schlechtem Englisch hinüber: „Bin erfreut, euch wiederzusehen, Jungens!“

Die Rekruten schritten über die Landungsbrücke und stellten sich auf dem Quai auf. Als dies geschehen, meldete der Kapitän dem Generaladjutanten, daß er wieder fähig sei, die Führung der Leibgarde zu übernehmen, und daß er acht Rekruten aus der Heimat des Regiments mitgebracht habe. Der Adjutant tauschte mit dem Kapitän einen Händedruck aus, dann ließ er die Blicke mit sichtlichem Wohlgefallen über die rüstigen, frischen Burschen gleiten. Nur der letzte Mann in der Reihe rief den Ausdruck der Überraschung im Gesicht des Betrachtenden hervor, und er sagte nach einer Weile leise in englischer Sprache: „Welch eine Vogelscheuche haben Sie uns da mitgebracht, Kapitän?“

Dieser schielte nach dem Burschen hinüber und entgegnete lachend: „Das ist Simon Frosch, ein schnurriger Kanz, aber eine gute Haut. Im Norden sind die Leute, welche Pulverrauch vertragen können, rar geworden, darum durfte ich in

Digitized by Google

der Wahl des Kanonenfutters nicht allzu streng sein.“ Der Rekrut, von dem die Rede war, stierte mit einem blöden Ausdruck auf das ihm gegenüberliegende Warenhaus. Er war wie ein Strolch gekleidet und trug einen schmutzigen Quersack über der Schulter.

Eben wollte sich der Kapitän mit seinen Leuten vom Quai entfernen, als der Steward des Dampfers mit verlegener und bestürzter Miene über die Schiffsbrücke eilte und sich beklagte, daß ihm in letzter Stunde zwei Flaschen Cognak der teuersten Sorte aus der Schiffsküche entwendet worden seien. Der Mann hatte während der Fahrt den Kapitän mit solcher Auszeichnung behandelt, daß dieser die Anklage nicht barsch von der Hand weisen konnte. An Bord des Schiffes hatten sich außer ihm und seinen Leuten keine Passagiere befunden, der Bestohlene durfte daher annehmen, daß einer der Soldaten die beiden Flaschen an sich genommen. In zornigem Tone forderte der Kapitän die Rekruten auf, falls sie etwas über den Verbleib des Cognaks wüßten, dies zu bekennen. Da aber alle Leute stumm blieben, so gab er unter Flüchen den Befehl, jeder möge sein Gepäck vor dem Bestohlenen ausbreiten. Dies geschah und der Steward suchte sein gestohlenes Gut, aber er fand es nicht. Einen befremdlichen Inhalt barg Froschs Quersack. Als derselbe auf den Steinfliesen ausgebreitet lag, glaubte man das Warenlager eines Trödlers zu sehen. Zwischen schmutzigen Wäschestücken und Schinkenresten kamen ein Armband, zwei silberne Löffel und andere Dinge zum Vorschein.

„Das ist ja eine wunderbare Ausrüstung für einen Soldaten,“ bemerkte der Kapitän. „Wie kommen Sie zu dem Krimskrams, Frosch?“

„Die Sächelcher hon ich for mein Schatz in St. Louis eingekauft.“

„So! Wo steckt denn Ihr Schatz?“

„In Cincinnati.“

„Ei, zum Henker, da hätten Sie ihr doch den Kram von St. Louis aus zuschicken sollen, statt ihn bis hierher zu schleppen.“

Frosch schaute wie ein Blödsinniger in die Welt und murmelte etwas, das wie „Kä' Zeit“ klang.

Da die Untersuchung des Stewards fruchtlos ausgefallen war, so sagte Wild: „Herr Kapitän, der Bestohlene ist während der Fahrt so freundlich gegen uns gewesen, daß wir nicht unter dem Verdachte abziehen dürfen, es hätte sich einer der Unserigen an seiner Habe bereichert. Ich schlage vor, daß jeder von uns einen Dollar beisteuert, um dem Steward seinen Verlust zu ersetzen.“

Der Vorschlag fand die lebhafteste Zustimmung der Kameraden. Jeder der Rekruten steuerte einen Dollar bei, nur Frosch nahm eine klägliche Miene an, schüttelte den Kopf und murmelte: „Kä' Geld!“

An seiner Stelle überreichte der Adjutant Wild einen Dollar mit der freundlichen Bemerkung: „Sie handeln wie ein Gentleman!“

Nachdem der peinliche Vorfall erledigt war, verabschiedete sich der Adjutant vom Kapitän und dieser wanderte mit seinem Lieutenant durch die Stadt und das Lager der Anhöhe zu. Die zur Begrüßung ihres Kapitäns herabgekommenen älteren Kavalleristen bestiegen ihre Pferde und fragten die Rekruten, ob sie neues aus der Heimat wüßten. Die Fragesteller waren kräftig gebaute Bauernsöhne aus den deutschen Kolonien Nord-Wisconsins, nur ein junger Sergeant mit lichtblondem Haar und Schnurrbart, Nameus Felix, verriet durch seine anmutige Haltung und Sprache die städtische Herkunft. Er redete Oskar Wild freundlich an und bot ihm einen Platz in seiner Hütte an. „Papa General — diesen Kosenamen haben wir dem Gouverneur beigelegt — bewohnt die schöne Villa eines flüchtig gewordenen Plantagenbesitzers, allein seine Leibgarde ist weniger gut logiert. Ein Teil der Mannschaft muß in Zelten, ein anderer in Blockhäusern überwintern. Ich habe mir in Gemeinschaft mit Mathis, dem stämmigen Burschen da drüben, der den ruppig aus-

Digitized by Google

sehenden Braunen reitet, einen Kohlenschuppen zur Behausung eingerichtet. In unserer Hütte ist noch eine Lagerstätte frei. Wollen Sie mit mir und Mathis zusammenziehen, so heiße ich Sie als guten Kameraden willkommen. He, Mathis!"

Der Angerufene kam herbeigeritten und stimmte dem Vorschlag seines Sergeanten zu. Oskar Wild schüttelte den beiden dankend die Hand und freute sich, ein Unterkommen gefunden zu haben. Die neuen Kameraden gefielen ihm. Er bemerkte, daß Helena nur wenige Reihen Häuser besaß, welche zumeist von den Eigentümern verlassen und nunmehr in Magazine und Kaufläden verwandelt waren. Hinter dem Städtchen breitete sich das Barackenlager über die weite Niederung aus. Die Soldaten hatten aus Lehm und Baumstämmen Hunderte von Blockhäusern errichtet, und so glich das Lager einer neugegründeten Kolonie.

Oskar Wild, dessen Blicke mit Wohlgefallen über die weiten Häuserreihen glitten, meinte, die Regimenter zählten wohl auf einen dauernden Aufenthalt in Helena, sonst hätten sie nicht so viel Fleiß und Mühe auf den Bau von Wohnungen verwendet, von denen einige in Bezug auf gefällige Ausstattung und praktische Inneneinrichtung sich mit den Bauernhäusern Tirols vergleichen ließen.

„Ich bezweifle es, daß eines der Regimenter hier ungestört überwintern wird," entgegnete Felix. „Amerikanische Soldaten sind vom Schaffensdrang beseelt, und da sie sich langweilten, bauten sie diese Häuschen. Was konnten sie Besseres thun? Dies Mississippistädtchen bildet nur einen Stapelplatz für das Belagerungsheer von Vicksburg. Die Belagerung dieses letzten Prellsteins am Mississippi frißt Tausende von Menschenleben, von Zugtieren und ungeheure Vorräte von Schießbedarf und Lebensmitteln weg. Sobald nun unten vor Vicksburg die Geschosse der Belagerten und die schrecklichen Fieberkrankheiten arge Lücken in den Ring der Unserigen gerissen haben, erhalten diese von hier aus Ersatz. Zurück kommt von Vicksburg nur ein Heer vierbeiniger Invaliden. Sehen Sie den Zug, der dort heranbraust? Das sind die ausrangierten Pferde und Maultiere des Belagerungsheeres."

Inmitten einer ungeheuren Staubwolke tauchten eben die Gestalten von ausgemergelten Maultieren und Pferden auf. Schreiend und wiehernd liefen dieselben dem Flußufer entgegen. Zu beiden Seiten des Zuges ritten texanische Pferdehirten, welche, mit langen Peitschen knallend, die nach Wasser schmachtenden Scharen zusammenhielten und die lahmen Nachzügler vorwärts trieben.

Der Anblick der verschmachtenden Tiere brachte Wild in helle Entrüstung und er konnte einige bittere Bemerkungen über die barbarische Hetze nicht unterdrücken. Seine Gefährten erwiderten lächelnd, man gewöhne sich bald an derartige Brutalitäten.

Die Villa, in welcher der General sein Hauptquartier aufgeschlagen, war durch ein Eisengitter vom Lager der Leibgarde geschieden. Der Kapitän aber bewohnte ein geräumiges Zimmer in dem stattlichen Hause. Bei der ersten Hütte am Eingang des Lagers machten Felix und Mathis Halt und sprangen von ihren Pferden.

„Dies ist unser Quartier," sagten sie zu dem neuen Kameraden, „treten Sie ein und machen Sie sich's bequem."

Als Wild eben der Aufforderung Folge leisten wollte, rief ihn der Kapitän an. „Ich höre eben vom Herrn Lieutenant, daß einer unserer Invaliden morgen Helena verläßt. Dadurch wird ein Pferd frei. Übernehmen Sie dasselbe, Wild, Sie verstehen ja mit Pferden umzugehen."

„Ich danke Ihnen, Herr Kapitän."

Felix wünschte dem neuen Genossen zu dieser Anordnung Glück: „Der freigewordene Schimmel ist ein leistungsfähiger Gaul und sehr gut im Stande. Wir drei Hausgenossen besitzen jetzt die besten Dienstpferde in der Compagnie."

Wild beeilte sich, das ihm zugewiesene Tier an sich zu nehmen. An der Hütte

Digitized by Google

hatte Mathis, welcher als Sohn eines Farmers trefflich mit Axt und Säge umzugehen wußte, durch die Verlängerung des Daches und Aufstellung zweier Lehmwände einen Schalter für die Pferde geschaffen, der sie gegen Regen und Winterstürme schützte. Die Hütte war klein und dunkel, reichte aber als Herberge für drei Soldaten völlig aus. Vor derselben breitete sich das weite Stromthal aus und man konnte Stadt und Lager vollkommen übersehen. Im Rücken des Lagers fiel der Berg ziemlich steil ab und man schaute auf ein enges Kesselthal, dessen Innenfläche von den Armen eines Flüßchens umschlossen wurde.

„Die Insel da drunten bietet unseren Pferden eine gute Weide," erklärte Felix. „Wir aber wohnen hier oben in gesunder Luft. Als im Lager Hunderte von Soldaten am Sumpffieber zu Grunde gingen, hatten wir während der gefährlichen Herbstmonate keinen einzigen Patienten. Hören Sie den dumpfen Ton der Trommel? Eben wird ein Kamerad zu den Toten gelegt. Im Monat September schallte diese düstere Trauermusik unaufhörlich von der Niederung herauf, jetzt vernehmen wir sie seltener. Dem Sensenmann scheint allmählich der Arm lahm zu werden."

Wild ging an diesem Tage früh zur Ruhe und verfiel bald in einen tiefen Schlaf, der freilich nicht von allzu langer Dauer war. Donnerähnliche Töne weckten ihn auf, noch bevor der Tag graute. Mit leisem Erschrecken bemerkte er, daß sein Schlafgenosse Mathis ein großer Schnarcher vor dem Herrn sei, und da vor diesen Tubatönen mit dem Schlaf auch die Geduld Wilds Reißaus nahm, so sprang er vom Lager auf und trat durch die offene Thür ins Freie.

Noch lagerten draußen die Schatten der Nacht über der Erde, noch funkelten die Sterne am Firmament, aber im Osten verriet ein gelber Streifen, ein rosiger Anhauch des silbernen Gewölks, daß „der strahlenfrohe" Tag nicht mehr fern sei. In der Tiefe wälzte der ungeheure Strom seine Fluten lautlos dem Süden zu.

Bei der Betrachtung des weiten Stromthales mußte der Soldat der Zeit gedenken, da nur Falken und Adler über den unabsehbaren Urwäldern kreisten und Indianer im Schatten derselben hausten. Mit einemmal schlugen Töne an sein Ohr, die ganz dazu angethan waren, ihn in jene Zeit zurück zu versetzen. Wie das Kriegsgeheul kämpfender Wilden klang es zu ihm von einer südlich gelegenen Anhöhe herüber. Betroffen schaute er nach der Gegend, woher diese schauerlichen Töne kamen, und bemerkte beim Dämmerlicht des anbrechenden Morgens ein Gewimmel schattenhafter Tiergestalten. Er ahnte, daß das Plateau jenseit der Insel zu einem Rancho für die ausrangierten Pferde und Maultiere eingerichtet sei und daß diese Hungrigen der Fütterung entgegenbrüllten. Und nach einer Weile öffneten sich die Thüren des Pferches, um einen mit Welschkorn beladenen Wagen einzulassen. Dieser fuhr langsam weiter und ließ einen breiten Futterstreifen hinter sich, um welchen die dem Wagen folgenden Tiere in erbitterter Weise kämpften.

Während der Freiwillige sich in die Betrachtung des erbarmungswürdigen Schauspieles vertiefte, schritt mit schüchternem Gruß eine weibliche Gestalt an ihm vorüber. Dieselbe trug ein bauchiges Thongefäß auf der Schulter und wandte sich dem am Abhang gelegenen Röhrenbrunnen zu. Die Plastik ihrer Formen und die stolze Anmut ihrer Bewegung fesselten die Aufmerksamkeit des Soldaten. Es kam ihm plötzlich der Gedanke, daß es wohl an der Zeit sei, die Pferde zu tränken. Einen Eimer anraffend, folgte er der Fremden.

Als er zum Brunnen kam, trafen die ersten Strahlen der Morgensonne die weibliche Gestalt, und er bemerkte, daß es eine Farbige sei, die da auf der Felsplatte mit etwas geneigtem Kopf zu dem silbernen Wasserstrahl niederblickte. Sie trug ein braunes Wollkleid von einfach-

Digitized by Google

stem Zuschnitt, das den Hals und die Arme frei ließ und sich weich an ihre blühenden Formen schmiegte. In diesen zeigte sich eine seltene Verschmelzung von Jugend und Fülle. Ihr dunkelbraunes Gesicht hatte wenig oder gar nichts mit den Typen der Negerrasse gemein, offenbar war das afrikanische Blut in ihren Adern nicht mehr unvermischt. Ihr schöngerundetes Gesicht wurde nicht durch wulstige Lippen entstellt, ihre Stirn lag zur Hälfte unter dunklen Löckchen vergraben, die glänzend wie Seide und tiefschwarz unter der üppigen Haarmasse hervorquollen; diese war am Hinterkopf zu einem griechischen Knoten aufgesteckt. Ihre Nase war kurz aber schön geformt und ihre dunkle Haut erhielt durch die Reflexe der Morgensonne den tiefen goldbraunen Ton der Bronzebüsten.

Als Wild hinzutrat, richtete sie sich auf und wich einen Schritt zurück. Es lag mädchenhafte Scheu und doch eine erhabene Anmut in ihrer Bewegung, und der junge Mann sagte sich, so müsse eine jener poetischen Frauengestalten des Orients ausgesehen haben, von denen das Alte Testament berichtet. Er redete sie keck an: „Das ist ein wundervoller Morgen, Miß — ja, welchen Namen soll ich Ihnen denn geben, schöne Wasserträgerin? Mir ist so zu Mute, als müßten Sie Ruth oder Rahel heißen."

Die Farbige schlug die dunklen Augen zu ihm auf und es lag ein Ausdruck der Überraschung in ihrem Blick. Scheu und zögernd gab sie zur Antwort: „Wenn Sie ihn nicht wußten, so haben Sie meinen Namen erraten. Man nennt mich Ruth."

Der Soldat lachte. „So hat Ihr Pate zufällig das junge Menschenkind beim rechten Namen genannt."

„Ich hatte keinen Paten. Tom — mein Mann nannte mich so, als ich seine Frau wurde."

„Ah, Sie sind verheiratet?" Die Worte klangen wie ein Ausruf der Enttäuschung. Das Weib nickte und schob ihr Thongefäß auf den Brunnenrand.

„Darf ich Ihnen helfen?" Wild hob den gefüllten Krug zu ihrer Schulter empor. Sie erfaßte den Henkel mit ihrer Rechten und sagte leise ein Wort des Dankes. Der junge Deutsche blickte ihr in die Augen, deren Weiß sich mit der Reinheit eines Kinderauges gegen die braune glänzende Iris abhob. Es lag etwas wie dunkle Sehnsucht in diesen Augen. Ruth wollte an dem Soldaten vorüberschreiten, aber dieser stellte die Frage, ob die schreienden Maultiere und Pferde den ganzen Winter über im Pferch festgehalten würden.

„Nein, man verschickt sie, sobald Schiffe frei werden, nach dem Norden, wo sie bessere Weide finden als in den Südstaaten."

„Es thut weh, das Elend der Tiere mit ansehen zu müssen."

„Das Los jeder abhängigen Kreatur ist ein trauriges." Ruth sagte das im Weitergehen einfach und gelassen, aber der sonore Klang ihrer Stimme gab ihren Worten einen Anhauch von Trauer. Er blickte ihr lange nach, und als Felix in dem Augenblick aus der Hütte trat, da die Wasserträgerin in der Villa verschwand, fragte Wild diesen, wer die Vorübergehende wohl sei.

„Ei, das ist die schwarze Ruth. Famoses Weib! — Wie? — Leider hat sie schon ihren Boas gefunden. Die Weiberseele ist immer rätselhaft, gleichviel ob sie in einer schwarzen oder weißen Haut steckt. Dieses junge Weib ist mit einem alten grauhaarigen Nigger verheiratet, der beinahe ihr Großvater sein könnte. Sie ist eine Freie, er dagegen Sklave. Sie könnte den alten Mann, den wir um seines patriarchalischen Wesens willen Onkel Tom nennen, zu jeder Stunde verlassen und frei in die Welt gehen, aber sie bleibt ihm treu und erträgt um seinetwillen alle Belästigungen und Entbehrungen, die der Krieg ihr auferlegt. Und Onkel Tom hält wieder seinem Herrn die Treue, der ihn als Güterverwalter in der Villa zurückgelassen hat. Das ist ein seltsames Menschenpaar — vielleicht werden Sie

Digitized by Google

es noch näher kennen lernen. Doch nun zu unseren Pferden!"

Obgleich Felix den Rang eines Sergeanten besaß, sorgte er für sein Pferd wie jeder andere Kamerad und nahm nicht das geringste Vorrecht für sich in Anspruch. Die drei Bewohner der Hütte begegneten sich in der zärtlichen Fürsorge für ihre Pferde und in der Lust zu Abenteuern. Sie schlossen sich daher sehr rasch und innig aneinander an. Während die übrigen Mitglieder der Leibgarde auf der Bärenhaut lagen oder drunten am Stromufer im Laden ihres Landsmannes Isidor Meyer Punsch tranken und schwatzten, suchten die drei Bewohner der Hütte ihre militärischen Fähigkeiten auszubilden. Felix, der sich sehr wohl auf den Dienst verstand, machte die acht Rekruten mit den notwendigsten Praktiken des Kavalleristen bekannt, Wild nahm mit Eifer an diesen Übungen teil und setzte sie mit Felix und Mathis auf der Insel fort. Die Pferde der Compagnie fanden hier ein weites, durch Hürden abgesperrtes Gelände, auf dem sie sich in zügelloser Freiheit umhertummeln konnten. Wenn die Herde von achtzig Pferden, geführt von einem stolzen Schimmelhengst, im Galopp über die grüne Fläche hinjagte, so bot sie den auf der Anhöhe stehenden Soldaten ein verlockendes Bild. Mathis war jahrelang Cowboy in den Prairien des Westens gewesen und verstand sich trefflich auf die Handhabung des Lassos. Es reizte ihn und seine Freunde, diese Fähigkeit weiter auszubilden, und bald wurde den drei Burschen die Insel zum Tummelplatz für allerlei Reiterkünste. Wild war schon als Knabe ein ausgezeichneter Turner gewesen, und bald übertraf er die Kameraden als Reiter, Lassowerfer und Schütze.

Dem Adjutanten des Generals fielen bald die drei Genossen in der Hütte durch ihre Reiterkünste auf, und wenn es galt, eine Depesche durch weite Waldgebiete zu tragen, oder Proviant von entlegenen Farmen herbeizuschaffen, so wandte er sich an die flying Dutchmen, wie er sie scherzend nannte.

Hatte die Leibgarde des Gouverneurs von Helena in Wild den thatkräftigsten und kühnsten Soldaten erhalten, so war ihr in Simon Frosch der faulste, feigste und nichtsnutzigste zugetrieben. Die Natur schien den Burschen zum Lastträger bestimmt zu haben, denn er besaß einen Stiernacken, breite Schultern und die Fäuste eines Cyklopen, aber nichts war ihm verhaßter auf der Welt als die Arbeit. Wochenlang sträubte er sich gegen die Annahme eines Pferdes, und als man ihm endlich eines, das dem Rancho entnommen war, aufzwang, vernachlässigte er es in so grausamer Weise, daß es verhungert wäre, wenn sich Zeltgenossen des Tieres nicht erbarmt hätten. Der Gaul sah, da er nur in seltenen Fällen die Bekanntschaft von Bürste und Striegel machte, so verwahrlost aus, daß er einem Büffalostiere glich. Um dieser charakteristischen Erscheinung willen tauste man ihn auch Büffel. Da Frosch ihm niemals mit Liebe, aber sehr oft mit einem Knüppel entgegenkam, so bildeten Tücke und Rachsucht sehr bald die hervorstechendsten Eigenschaften in Büffels Charakter. Er war das einzige Pferd der Leibgarde, welches um sich biß und schlug. Begreiflicherweise wuchs die Entfremdung zwischen ihm und seinem Herrn in dem Maße, als seine Wehrhaftigkeit sich ausbildete. Wenn ein Vorgesetzter Frosch zwang, das Tier zu striegeln, zitterte dieser vor Aufregung, und wenn er den Büffel besteigen sollte, heulte er vor Angst, weigerte sich und schrie unter Thränen: „Ich kann nicht reiten und werde eher den Hals brechen, als es jemals erlernen."

„Der Mensch kann alles, was er will," donnerte ihn Felix einmal an, und Frosch erwiderte kreischend: „Aber ich will ja nicht, ich will ja nicht!"

Und in dieser tiefen unüberwindlichen Abneigung gegen die Reitkunst begegneten sich Herr und Gaul. Dies war das einzige Gefühl, in dem sie übereinstimmten. Kaum hatte Frosch den Büffel bestiegen, so gebärdete sich dieser, als würde er von der Tarantel gestochen. Noch bevor der

Digitized by Google

Reiter die Zügel fest in den Händen hielt, sah sich derselbe gegen die nächste Wand gedrückt, oder es wurde ihm durch starkes Anstreifen einer Baumrinde der ersehnte Anlaß zum Verlassen des Sattels gegeben. Büffel hatte die Regierungsunfähigkeit seines Herrn sehr bald durchschaut und machte ihn, sobald derselbe im Sattel saß, zum Spielball seiner niederen Leidenschaften. Nahm Frosch seinen Platz auf dem linken Flügel ein, so drängte Büffel mit solcher Vehemenz nach rechts, daß ganze Glieder umgeworfen wurden; sollte eine Schwenkung ausgeführt werden, so jagte der Büffel mit solcher Kühnheit voraus, daß er mit des Kapitäns festem Brauen karambolierte und daß beide Reiter als Opfer der Katastrophe in den Sand flogen. Sollte die ganze Compagnie in Zügen abbrechen, so stürzte sich der Büffel blindlings in den dichten Haufen und erregte ein wahres Schlachtgetümmel. Löste sich endlich der Knäuel, so fand man Simon Frosch in der Regel glatt auf des Gaules Rücken liegen, wobei er den Hals desselben zärtlich umklammert hielt.

Unter solchen Umständen gab der Kapitän bald die Hoffnung auf, aus Frosch einen tüchtigen Kavalleristen heranzubilden, und er schloß denselben ein für allemal von dem Exerzieren mit der Schwadron aus. Dafür sollte der Mann sich beim Fouragieren nützlich machen. Wurden Felix, Mathis und Wild mit dem Wagen ausgeschickt, um aus den Wäldern Holz, oder von den Farmen Futter zu holen, so gab man ihnen Frosch als Fuhrmann, Holzfäller und Lastträger mit. An diesen Ausflügen aber fand Frosch ebensowenig Geschmack wie am Exerzieren. In den Wäldern von Arkansas tauchten derzeit Guerillabanden auf, welche die Postenkette vor Helena beunruhigten, Piketts überfielen und namentlich die fouragierenden Unionstruppen abzufangen suchten. Die vier Mitglieder der Leibgarde begegneten daher auf ihren Streifzügen manchem erschreckenden Mene Tekel. Bald sahen sie am Wege die toten Pferde und Reiter niedergemetzelter Vorposten, bald erhängte oder gekreuzigte Unionssoldaten, zu deren Füßen sich ein Zettel mit der Aufschrift befand: „So bestrafen wir jeden Freibeuter.“

Während Felix, Mathis und Wild in der furchtbaren Gefahr einen Stachel zu ihren Wagnissen fanden, raubte dieselbe Frosch jede Besinnung. Beim Anblick der Ermordeten war er starr vor Entsetzen, und in der Regel brach er in ein wimmerndes Flehen aus, man möge ihn doch umkehren lassen. Die Kameraden aber verlachten seine Angst und zwangen ihn, die Fahrt fortzusetzen. In den unermeßlichen Wäldern von Arkansas sah er überall Schreckgespenster. Sollte er in der Nacht wachen, so genügte der dumpfe Schrei eines Ochsenfrosches, um ihm ein Angstgeheul zu erpressen; hörte er beim Holzfällen den Schuß eines Jägers, so schleuderte er die Axt weit von sich und verkroch sich in die Büsche. Als die Freibeuter einst in einem leerstehenden Hause übernachteten, wurden sie beim Anbruch des Morgens von einer aus etwa zwölf Reitern bestehenden Guerillabande überfallen. Die drei flying Dutchmen aber waren rechtzeitig vom Lager aufgesprungen und empfingen die heransprengenden Feinde mit so gutgezielten Schüssen, daß fünf der Angreifer zur Erde sanken, bevor die übrigen die Treppe erreicht hatten. Der Rest zog es vor, Kehrt zu machen, statt aus dem Sattel zu springen. Die Angegriffenen blieben somit Herren des Platzes. Als sie sich dann zum Aufbruch rüsteten und ihren Fuhrmann Frosch suchten, fanden sie denselben halberstickt im Keller liegen, wo er sich in einen Haufen Maiskolben eingegraben hatte. Der Rückzug konnte, wie das vorauszusehen war, nur unter der hartnäckigen Verfolgung der überlebenden Guerillas geschehen. Gleichwohl beschlossen die drei Kameraden den mit Futter und Geflügel beladenen Wagen nicht preiszugeben. In fliegender Hast brachen sie auf und schärften Frosch ein, er möge die Zügel der Zugpferde fest in der Hand halten und

Digitized by Google

sich nach der Gangart der Reitpferde richten. Eine Viertelstunde verging, bevor die versprengten Guerillas sich wieder zusammengefunden und die Fliehenden aufgespürt hatten. So gewannen diese einen beträchtlichen Vorsprung. Eben wollten sie einen gefährlichen Hohlweg passieren, wobei Felix und Wild die Vorsicht gebrauchten, über die Anhöhe zu reiten, als plötzlich aus dem nahen Walde Geschrei ertönte und eine Gewehrsalve knatterte. Gleich darauf brachen die Südländer aus dem Busch hervor und sprengten ihre Pferde im Galopp den Weg herunter.

„Vorwärts!“ schrie Felix Frosch zu. „Stelle den Wagen quer vor den Ausgang des Hohlwegs!“

Statt den Pferden die Peitsche zu geben und dem Kommando Folge zu leisten, ließ Frosch jedoch Peitsche und Zügel fallen und kroch zwischen die Futtersäcke. Zum Glück befand sich Mathis bei dem Wagen. Dieser faßte das Leitpferd beim Kopf und brachte den Wagen glücklich so aus dem Hohlweg heraus, daß derselbe eine Art von Barrikade bildete. Die drei Reiter fanden dadurch Deckung gegen den ersten Anprall und gaben auf die heranstürmenden Feinde drei wohlgezielte Schüsse ab, worauf sie ein Pferd mit seinem Reiter stürzen und einen Guerilla aus dem Sattel sinken sahen. Die anderen wagten es nicht, in dem Hohlweg weiter vorzudringen, und wendeten ihre Gäule der Anhöhe zu. Als sie aber die Höhe erreichten, surrten wieder drei Kugeln durch die Luft. Wieder vernahmen die Burschen in der Tiefe einen Aufschrei und wieder sah man die Gegner Kehrt machen und Deckung hinter dem Hügel suchen. Wild und Mathis ließen ihre Karabiner fallen, ergriffen die Kopfgestelle der Zugpferde und schrien Frosch zu, er möge doch die Zügel erfassen. Dieser antwortete mit einem Wimmern. So setzten denn die beiden Reiter fluchend und den feigen Kameraden verwünschend den Wagen in Bewegung. Als sie sich aber hundert Schritte vom Hügel entfernt hatten, gaben die Verfolger einige Schüsse ab und Mathis fühlte sein starkes Pferd unter dem Sattel zusammenbrechen. Von zwei Kugeln getroffen, verendete der Braune, der Reiter aber blieb unversehrt. Mit einem Satz sprang dieser auf den Wagen, ergriff Zügel und Peitsche und ließ einen Knall über die Köpfe der Zugtiere hinfahren, der einem Pistolenschuß glich.

Im Galopp stürmte nun das Gespann dahin und die beiden Reiter fanden an den Hürden desselben willkommene Deckung. Die wenigen Guerillas, welche noch die Verfolgung fortsetzten, konnten in der stürmischen Bewegung ihre Schüsse nur aufs Geratewohl abgeben und waren selber mehr exponiert als die im Schatten des Wagens reitenden Unionssoldaten — sie blieben daher in respektvoller Entfernung und gaben nach einer halben Stunde die Verfolgung ganz auf.

Mathis hatte, als endlich die Vorpostenkette der Besatzung von Helena in Sicht kam, die Kraft des Gespannes vollkommen erschöpft. Bug und Hals der Gäule war von Schaumflocken bedeckt und ihre Flanken befanden sich in heftigster Bewegung. „So!“ rief er jetzt und schnalzte mit der Zunge, „das wäre geglückt! Den braven Tieren da danken wir unsere Rettung. Was an ‚Mumm‘ in ihnen steckte, hab ich herausgeholt, nun wollen wir auch aus dir, verwünschter Frosch, herausklopfen, was an Feigheit in deinem sündhaften Kadaver steckt!“

Damit wandte er sich um und prügelte mit dem dicken Ende der Peitsche im Furioso auf Froschs Rücken los, bis dieser sich brüllend auf den Säcken herumwälzte und um Erbarmen flehte.

„Nie wieder soll diese Canaille uns begleiten, das schwöre ich!“ Mit diesen Worten ließ Mathis endlich die Peitsche fallen. Der Geprügelte hörte zu heulen auf, rieb sich den Rücken und erwiderte: „Gott walt's.“

* * *

Am Tage nach diesem denkwürdigen Ausflug durchlief die Nachricht das Lager, daß sich auf dem linken Stromufer eine

Digitized by Google

feindliche Heeresabteilung gezeigt habe, welche vom Süden des Staates Mississippi nach dem Norden heraufgekommen sei. Papa General beschloß sofort, den Feind aufzusuchen und ihn zu vernichten. Seine Leibgarde erhielt Befehl, sich zur Expedition zu rüsten, und die Mannschaft befand sich daher in freudiger Erregung. Als der Kapitän seine Befehle gab, wurden dieselben mit einem Hurra beantwortet, und als er den Rekruten verkündete, daß er ihre militärische Erziehung für abgeschlossen erachte und das feste Vertrauen hege, sie würden ihm bei der in Aussicht stehenden Expedition keine Schande machen, wiederholte die Minorität den freudigen Zuruf. Frosch allein blieb stumm, und als der Appell vorüber, trat er zum Kapitän und bemerkte stotternd, er könne nicht mitreiten. „Warum in des Teufels Namen?" schrie ihn der Kapitän an. Und Frosch gestand, Kamerad Mathis habe ihm so den Rücken gegerbt, daß er nicht im Sattel sitzen könne.

Der Kapitän war grausam genug, hell aufzulachen und ihn dann mit der barschen Bemerkung abzufertigen: „Jeder muß mit! Wenn Ihnen aber das Reiten schwer wird, so können Sie neben dem Pferde herlaufen."

Die übrigen Rekruten hatten unterdessen den Entschluß gefaßt, den Kameraden zur Feier ihrer Lossprechung ein Faß Bier und einen Imbiß zum Besten zu geben. Sie trugen reiche Einstandsgelder in der Tasche, während die im Lager befindlichen Mannschaften schon seit Monaten auf ihren Sold warteten und durchweg „abgebrannt" waren. So sammelte Oskar Wild denn freiwillige Beiträge, um bei Isidor Meyer ein Faß Bier, Schinken, Wurst und Brot erwerben zu können. Die Beiträge flossen so reichlich, daß auch noch einige Flaschen Whisky auf den Bestellzettel gesetzt werden konnten. Frosch allein sperrte sich gegen die Beisteuer. Als ihn die Kameraden aber bedeuteten, daß er von dem Gelage ausgeschlossen werde, brachte er als Spende eine Banknote, die sich als gefälscht erwies, und eine Flasche Cognak. Wild betrachtete die Aufschrift der Flasche und las: Cognac fine Champagne. Godard et fils.

„Ei, der Tausend, das ist ja eine feine Marke!"

Wilds Ausruf entlockte Frosch ein stolzes Lächeln.

„Wo ist denn die andere Flasche?" setzte Wild in gleichmütigem Tone hinzu.

„Die hab ich ausgetrunken."

Kaum war diese unbedachte Äußerung dem Gehege seiner Zähne entflohen, so packte ihn Wild bei der Kehle und schüttelte ihn, bis er blau im Gesicht wurde: „Du Schuft hast dem Steward des Dampfers Lancaster die zwei Flaschen Cognak gestohlen, für welche deine Kameraden eine Entschädigung zahlen mußten. Wenn du nicht sofort die von uns ausgelegten sieben Dollars herausgiebst, erwürge ich dich."

„Laß los, ich zahle!"

Nachdem Frosch sich von den Händen seines Gegners befreit fühlte, schnappte er eine Weile nach Luft, zog dann einen ledernen Beutel, der an einem Riemen um den Hals befestigt war, aus des Busens Tiefe und zahlte seufzend den Geldbetrag zurück, durch den sich die Kameraden vom Verdacht des Diebstahls gereinigt hatten.

Das Geld wurde für das Fest verwandt, und dies fiel am Abend glänzend aus. In des Kapitäns geräumigem Zimmer stand eine lange Tafel, welche durch ein halbes Dutzend in Flaschenhälsen steckende Kerzen festlich beleuchtet wurde. Der Lichterglanz aber fiel auf ganze Stöße belegter Butterbröte, auf eine ungeheure dampfende Punschterrine und zahlreiche Gläser und Zinnbecher. In der Fensternische stand das Faß kühlen Lagerbieres, aus dem Mathis die Krüge und Humpen der Zecher füllte. Diese hatten sich teils im Zimmer, teils auf den breiten Treppenstufen vor demselben niedergelassen, sie aßen, tranken, rauchten und kamen bald in die fröhlichste Stimmung.

Der Kapitän hieß seine Leute einen

Digitized by Google

tiefen Trunk auf das Wohl des Generals thun, der Lieutenant leerte sein Glas in der Hoffnung auf einen glorreichen Sieg, Felix ließ die schönen Frauen seiner Heimat leben, und das Fest erreichte den Glanz- und Höhepunkt, als der General selber, begleitet von seinem Adjutanten, inmitten der halbtrunkenen Schar erschien und ein Glas auf das Wohl seiner getreuen Leibgarde leerte. Der Kapitän glaubte darauf sein Ehrenwort als Baron und Offizier verpfänden zu müssen, daß jeder Mann in der Compagnie sich mit Vergnügen für seinen General in Stücke hauen lasse. Er wünschte sehnlichst eine große Gefahr herbei, damit die Treue und Opferbereitschaft seiner Leute sich durch Thaten erweisen könne.

Der General wehrte lächelnd ab und meinte, er bleibe lieber ungefährdet. Damit wollte er in seine Wohnung zurückkehren. Bevor er jedoch die Thür erreichte, trat ihm Frosch mit einem Punschglas in der Hand entgegen und lallte: „Brave General, here is luck!“

Der Mann war offenbar betrunken, und als er taumelnd die Arme wie zu einer zärtlichen Umarmung öffnete, glich er dem Esel in der Fabel, der sich bei seinem Herrn einschmeicheln wollte. Papa General trat zur Seite, ein Dutzend Hände streckten sich nach dem dreisten Burschen aus und dieser verschwand im Hintergrund. Bevor der General das Zimmer verließ, drehte er sich um und sagte in gebrochenem Deutsch: „Kapitän, lassen Sie Ihre Leute nicht trinken zu viel, damit sie morgen ohne Jammer de Katz in der Feld reuten.“

Der Kapitän wollte Frosch für sein ungebührliches Benehmen den Kopf waschen, Wild aber warf scherzend ein, daß Unzurechnungsfähigkeit unter Deutschen als Milderungsgrund gelte. Um auf die Kosten zu kommen, habe Frosch Bier und Punsch in erstaunlichen Quantitäten in sich hineingegossen.

„Das isicht mei gutes Recht!“ schrie Frosch dazwischen. „Ihr Halunke habt mir sieben Dollars abgenomme, dadervor kann ich saufe, so viel ich mag, zum Dunnerwetter noch emol!“

Zur Bekräftigung dieser Ansicht schlug der Betrunkene mit der geballten Faust so wuchtig auf den Tisch, daß Gläser und Becher rasselnd gegeneinander klirrten. Die Zecher standen starr vor Überraschung da. Frosch, der Feigling, war zum Wüterich geworden und forderte eine ganze Versammlung heraus; Frosch, der Duckmäuser, gebärdete sich wie ein himmelstürmender Titan! Was war in den Burschen gefahren? Hatten die Punsch- und Biergeister den schlummernden Löwen in ihm geweckt, oder war er durch die von Mathis empfangene Tracht Prügel zu Verzweiflungsthaten aufgerüttelt worden?

Bevor die Leibgarde darüber ins klare kam, rief der Kapitän mit heller Stimme: „Das Faß ist aus! Wer sein Glas noch nicht geleert hat, der leere es und gehe in sein Quartier.“

Die Mannschaft folgte dem Gebot, nur Frosch forderte noch Bier und mußte gewaltsam aus dem Zimmer geschoben werden. Als die Soldaten sich fast alle aus der Villa entfernt hatten, schritt die schwarze Ruth über den Hof; sie wandte sich einem Seitengebäude zu, in dem sie mit ihrem Gatten ein geräumiges Zimmer bewohnte. Bevor sie indessen ihr Ziel erreichte, torkelte ihr der betrunkene Frosch entgegen. Der konnte sich noch immer nicht von der Stätte trennen, wo die Bierquelle sprudelte. Die Erscheinung Ruths gab seinen Wünschen eine neue Richtung; er wollte das junge Weib in seine Arme schließen. Diese trat scheu zurück und versuchte es hastig auszubiegen, allein der Trunkene erhaschte ihr Kleid und zog sie an sich. Erschreckt stieß Ruth einen leisen Schrei aus und sah sich hilfesuchend um. In diesem Augenblick sprang Wild herzu und versetzte dem Angreifer einen Stoß, der das junge Weib befreite. Frosch war zurückgetaumelt, allein nicht besiegt. Mit einem Wutschrei stürzte er sich auf den Kameraden, dem er an roher Kraft überlegen war. Wild

Digitized by Google

aber besaß die Kaltblütigkeit und Gewandtheit eines Toreadors. Dem Anprall geschickt ausweichend, versetzte er Frosch einen zweiten Stoß in die Seite, der diesen niederwarf. Bevor der Betrunkene sich wieder erholen konnte, sprangen einige Kameraden herzu und schleiften ihn dem Lager zu. Wild folgte langsam, sah aber noch einmal zu Ruth hinüber; diese stand auf der Schwelle und lehnte sich zitternd gegen die Thür.

„Der Auftritt hat Sie erschreckt?“ frug er lächelnd. Sie nickte, und aus ihren dunklen Augen brach ein warmer Blick, dann trat sie mit einer leichten Neigung des Kopfes ins Haus.

* * *

Papa General führte ein Kavallerie- und zwei Infanterieregimenter über den Strom, und am ersten Marschtage ließ sich die Expedition völlig glückverheißend an. Das Corps begegnete nicht dem Feinde, wohl aber einem Zug von Proviantwagen, die mit Arzneimitteln, Konserven, Wein und Branntwein schwer beladen waren. Wahrscheinlich sollten diese kostbaren Dinge den Hospitälern Vicksburgs unter dem Schutz des feindlichen Streifcorps zugeführt werden. Nun stellte Papa General die erbeuteten Wagen unter den Schutz seiner Leibgarde und ließ am Abend seine Leute bei einer Plantage lagern, die auf einer mäßigen Anhöhe inmitten unabsehbarer Wälder gelegen war. Bald flackerten lustige Feuer auf, das Gehöft der Plantage wurde ausgeplündert und alles lebende Vieh dem Tode geweiht. Die Leibgarde labte sich an Hühnern, Gänsen, Ferkeln und süßen Kartoffeln, dazu trank man Claret, der den erbeuteten Wagen entnommen war. Zu den bei den Proviantwagen aufgestellten Nachtposten gehörte auch Frosch. Diese Dienstleistung sollte ihm zur Strafe dienen, denn er hatte sich auf dem Ritt durch das Waldland schmählich benommen. Zweimal war er vom Rücken des Büffels herabgepurzelt. Das erste Mal, nachdem er das Tier kaum bestiegen hatte, das zweite Mal, als die wenigen Südländer bei dem Proviantzug einige Schüsse mit der Leibgarde ausgetauscht hatten.

Das Corps blieb in der Nacht unbehelligt. Als Oskar Wild bei Tagesanbruch sich von dem niedergebrannten Lagerfeuer erhob, um am Waldsaume nach einem Brunnen zu suchen, bemerkte er, daß Frosch nach der Ablösung vom Nachtposten seinen Mantelsack zu einem Busch hintrug. Wild folgte dem Burschen leise und erreichte ihn gerade in dem Augenblick, da er vier Flaschen aus dem Futter seines Mantels hervornahm und diese in den geöffneten Sack legte. Bevor Frosch denselben schließen konnte, legte sich Wilds Hand auf seine Schulter: „Halbpart, Kamerad!“ versetzte dieser lachend und nahm dem erschrockenen Dieb zwei Flaschen ab. „Dein Büffel trägt zu schwer an dem ganzen Raube. Ich nehme die Hälfte und schweige darüber, daß man den Bock zum Gärtner gemacht hat.“ Während Frosch einige Flüche ausstieß, schritt Wild lachend dem Lagerfeuer der Freunde zu und erzählte ihnen heimlich den Vorfall.

Mit Sang und Klang setzten sich bald darauf die Regimenter in Bewegung und zogen durch den taufrischen Wald. Wieder war das Corps stundenlang in südöstlicher Richtung marschiert, ohne einem Feind begegnet zu sein. Bei der ersten Rast holte Wild seine beiden Flaschen hervor und verteilte den Wein unter die nächsten Freunde. Jeder erhielt einen Frühtrunk. Man leerte denselben scherzend auf Froschs Wohl. Dieser hatte sich den Blicken der Kameraden entzogen, und Wild vermutete, daß der selbstsüchtige Schlingel sich beeile, seine beiden Flaschen allein auszutrinken, damit kein Tropfen davon in die Kehlen gottloser Spötter gerate.

Der General hatte indessen Beratung mit seinem Adjutanten und den Regimentscommandeuren gehalten, und es war beschlossen worden, noch bis zum Mittag in der eingeschlagenen Richtung weiter zu

Digitized by Google

marschieren und dann, falls der Feind sich auch bis dahin nicht zeige, nach Helena zurückzukehren.

Kaum war indessen der Zug eine Viertelstunde Weges vorgerückt, so vernahmen der General und seine Leibgarde, die dem Corps vorausgeeilt waren, ein kurzes Rottenfeuer. Der Adjutant sah sich besorgt um und bemerkte, daß eine weite Strecke Weges zwischen dem General und seinem Corps liege, er riet daher, das Aufrücken der Truppen abzuwarten.

Papa General aber war durch den Umstand, daß er in Arkansas und Mississippi noch niemals eine Compagnie Rebellen beieinander gesehen, dreist geworden. Er murmelte die Vermutung, daß die Burschen der Vorhut leichtfertigerweise auf einen Flug Wildenten oder äsende Hirsche geschossen hätten, und ließ sorglos seine Fuchsstute weitertraben. Kaum aber hatte er mit seiner kleinen Schar eine Waldschlucht hinter sich und war auf eine breite Lichtung gekommen, so ertönte um ihn her ein Krachen und Heulen, als sei die Hölle losgelassen. Ein Corps der Texas-Rangers hatte den heranziehenden Gegnern eine Falle gestellt, und nun brach dasselbe schießend und jubelnd von allen Seiten aus dem Waldesdickicht hervor und suchte den General und seine Leibgarde so rasch niederzupfeffen, wie es bereits die Vorhut abgethan hatte. Noch waren die Überfallenen durch die Stämme einer Birkengruppe vor dem Kugelhagel dürftig geschützt, allein es schlugen doch so viele Geschosse ein, daß mehrere Pferde und Reiter im Feuer zusammenbrachen und eine wilde Panik in den Reihen der übrigen ausbrach. Der erste Mann, der von der günstigen Gelegenheit, dem General seine Treue zu bethätigen, einen ganz unerwarteten Gebrauch machte, war der Kapitän. „Rette sich, wer kann!“ schrie er den bestürzten Reitern entgegen, gab seinem Pferde die Sporen und suchte durch die Schlucht zu entkommen. Der General und sein Adjutant waren bald von Feinden umringt, die, den hohen Rang der Bedrängten erkennend, das Schießen einstellten und unter dem Geschrei: „Ergebt euch! Herunter vom Pferd!“ die Hände nach ihnen ausstreckten.

Diese hatten beim ersten Anprall die Hüte verloren, ihre Uniformen waren von Kugeln durchlöchert und der Adjutant blutete aus mehreren Wunden, allein sie wendeten rasch ihre Pferde, zogen die Revolver und suchten sich den Weg zur Flucht durch die Menge zu bahnen. Bevor sie jedoch ihre Revolver entladen hatten, hing ein Schwarm von Feinden an den Hälsen der Pferde und ihren Beinen und schrie: „Herunter, oder wir reißen euch und eure Gäule in Stücke!“

In diesem Augenblick geschah etwas so Überraschendes, daß man glauben konnte, die Wunderthaten des rasenden Rolands erneuerten sich. Heulend wie ein Sioux-Indianer und mit der Plembe um sich hauend wie ein Berserker, stürmte auf schnaubendem Pferde ein einziger Reiter mitten in den dichten Knäuel der Texas-Ranger hinein. Die Raserei dieses Mannes sprengte den Haufen auseinander. Der General und sein Adjutant bekamen die Pferde frei und die Arme, denn ihre Angreifer suchten zunächst den Wilden zu vernichten, der mit seinem schnaubenden Gaul alles vor sich niederwarf, dessen Säbel mit zerschmetternder Wucht auf die Köpfe der Texaner niedersauste. Während sich nun hundert Kolben und Flintenläufe gegen den tollköpfigen Reiter wendeten, sprengte mit schallendem Hurra unter Führung der flying Dutchmen etwa die Hälfte der Leibgarde zu des Generals Entsatz in die Scharen der Feinde hinein und knallte mit den Hinterladern flott und wirksam auf dieselben los. Diese wichen entsetzt zurück, und der Weg zur Waldschlucht wurde frei. Hier befanden sich jene Texaner, welche der Leibgarde den Rückzug abschneiden sollten, bereits im hitzigen Gefecht mit dem aufrückenden Corps der Unionisten, und es wurde dem General unter der Bedeckung seiner Leibgarde nicht allzu schwer, aus der gefährlichen Schlucht zu entkommen und Schutz hinter der Sturmkolonne zu

Digitized by Google

finden. Diese drang mit großem Elan durch den Wald bis zur Lichtung vor, wurde hier aber von den Texanern, die sich unterdessen zu einer kompakten Masse vereinigt hatten, mit einem so mörderischen Kugelhagel empfangen, daß sie langsam kämpfend zurückwich. Bei dieser Gelegenheit gelang es den Infanteristen, ihre verwundeten Kameraden von der Stelle wegzuschleppen, wo diese für des Generals Befreiung gekämpft hatten. Unter den Verwundeten befanden sich Frosch und Mathis, beide hatten im Kampf ihre Pferde verloren und lagen, aus vielen Wunden blutend und völlig bewußtlos, neben den Kadavern ihrer Reittiere. Wild und Felix waren gleichfalls verwundet, allein nicht gefährlich, sie konnten im Sattel bleiben und dafür sorgen, daß die am Boden liegenden Kameraden zum Lazarettwagen getragen und dort der Pflege des Chirurgen übergeben wurden.

Das Corps des Generals aber trat unter hitziger Verfolgung der Texaner einen schleunigen Rückzug an, verlor auf demselben fast ein Viertel seiner Mannschaften und konnte die mordlustigen Verfolger erst am Abend von sich abschütteln, als jene hochgelegene Plantage, bei der es in der Nacht zuvor biwouakiert hatte, erreicht wurde.

Als das Gewehrfeuer der am Waldsaum kämpfenden Nachhut endlich verstummte, verließen die Kavalleristen den Sattel, Lagerfeuer wurden entzündet und der General nahm mit seiner Leibgarde in dem stattlichen Wohnhaus der Plantage Quartier. Die Verwundeten wurden in einem Häuschen des Sklavendorfes untergebracht. Felix und Wild, die an diesem Tage durch ihr beherztes Vorgehen und unerschrockenes Verhalten beim Rückzug viel dazu beigetragen hatten, daß dieser nicht in eine wilde Flucht ausartete, sahen, sobald sie ihre Pferde versorgt hatten, nach den schwerverwundeten Kameraden. Bei Mathis war eine völlige Lethargie eingetreten, und der Chirurg gestand, daß der brave Bursche die Nacht nicht überleben werde. Simon Frosch dagegen, dessen Wunden sorgfältig verbunden waren, lag dem Anscheine nach im Wundfieber, denn er schrie, grunzte und schwatzte tolles Zeug. Sein Pfleger wies auf die merkwürdige Wahrnehmung hin, daß dem Munde des tapferen Simon Frosch ein starker Alkoholgeruch entströme.

Felix und Wild wurden von dem zerknirscht ausschauenden Kapitän abgerufen, der ihnen mitteilte, daß sie beide mit zwei anderen Kameraden die Nachtwache vor dem Schlafzimmer des Generals versehen sollten. Auf dem Wege von der Negerhütte zum Hauptquartier konnte Felix die Vermutung nicht unterdrücken, daß Simon Frosch im Rausch eine Heldenthat begangen habe. Er war der Reiter, der den General herausgehauen hatte, aber Felix behauptete, dies sei in der Betrunkenheit geschehen, denn kurz vor dem Überfall habe der Mann lallend und schwankend im Sattel gesessen, und erst als das Knattern der Gewehre, das Geheul der Angreifer und die Schreie der Getroffenen ihre Schrecken in die Schar der Leibgarde hineingeworfen, sei Frosch wie von der Tarantel gestochen auf dem Büffel an ihm vorübergesaust.

Diese Vermutung gewann auch bei Wild Raum, der sich jetzt der beiden Flaschen erinnerte, die Frosch dem erbeuteten Proviantwagen entnommen. „Eine derselben enthielt Cognak," bemerkte er. „Wenn der ‚Gierschlunk' diese am Morgen hinter die Binde gegossen hat, so ist der Rausch seiner martialischen Begeisterung leicht erklärt. Nun, wir werden ja demnächst erfahren, welches Wunder diesen Frosch in einen Löwen verwandelt hat."

Während der Nacht stellte sich auch bei Felix und Wild ein leichtes Wundfieber ein, sie litten heftigen Durst und hätten sehr der Ruhe bedurft, allein die Erregung der um das Herrenhaus lagernden Truppen ließ sie nicht dazu kommen. Der General und sein Adjutant dagegen waren zur Ruhe gegangen. Der glorreich Besiegte schlief bald den Schlaf des Gerechten.

Digitized by Google

Es mochte gegen elf Uhr in der Nacht geworden sein, da trat eine alte Dame mit allen Zeichen heftiger Erregung ins Vorgemach und erklärte dem vom Diwan aufspringenden Felix, sie müsse den General sprechen.

„Aus welchem Grunde?"

„Einer meiner Sklaven berichtet mir eben, daß die Soldaten unsere Baumwollenmühle in Brand stecken, damit sie sich bequemer wärmen können. Wenn dies geschieht, so geht unsere ganze Baumwollernte in Flammen auf und ich bin mit meiner Familie ruiniert. O, Ihr General kann und darf es nicht dulden, daß seine Leute aus frevelhaftem Übermut sich an einem Feuer wärmen, das uns fünfzehntausend Dollars kostet! Ich flehe Sie an, führen Sie mich zum Befehlshaber Ihres Corps, er muß das Entsetzliche verhindern!"

Die Augen der alten Frau füllten sich mit Thränen und sie erhob die Hände zu Felix. Dieser stand vor einem peinlichen Dilemma. Der General hatte streng verboten, ihn aus einem anderen Grunde zu wecken, als weil der Feind im Anzuge sei, und er wagte es nicht, die Bittstellerin über die Schwelle des Schlafgemaches zu führen.

Die Frau brach in ein so bitteres Schluchzen aus, daß Wild aufsprang und dem Sergeanten zurief: „Ich wag's!" Ehe Felix es hindern konnte, war der kecke Bursche an des Generals Bett getreten und hatte denselben aus dem Schlafe aufgestört.

„Der Feind? — Ist der Feind da?"

„Nein, mein General, keine Gefahr für uns ist im Anzuge," beruhigte Wild den Erschrockenen, „wohl aber für die Herrin dieses Hauses. Die Soldaten wollen die mit Baumwolle gefüllte Mühle in Brand stecken . . ."

„Nun, bei der Hölle, was geht das mich an?" unterbrach der General den Sprecher unwirsch. „Laßt mich schlafen."

„Die Frau kommt mit ihren Kindern an den Bettelstab," fuhr Wild beharrlich fort.

„Sie sind Rebellen und sollen büßen für den Krieg!"

„Wir sind unschuldig daran," rief die Frau von der Schwelle her. „Erbarmen Sie sich, General!"

„Ich will schlafen."

Des Generals ungroßmütiges Verhalten rief Wilds Zorn und Verachtung wach und er sagte in verhaltenem Tone: „Vielleicht würde Ihr Schlafbedürfnis geringer sein, wenn die Burschen Ihr eigenes Haus in Brand steckten und Sie wären zufällig nicht General."

Das schreckte den Schläfer auf. Jäh den Oberkörper emporwerfend, stützte er sich auf die Hände und starrte den Sprecher verdutzt an, dann schrie er zornig: „Sergeant, räumen Sie das Zimmer und notieren Sie den Namen dieses frechen Burschen. Ich mache Sie für jede fernere Störung verantwortlich." Als Wild jedoch das Zimmer verlassen hatte, setzte er in ärgerlichem Tone hinzu: „Laufen Sie zur Baumwollenmühle hinunter und sagen Sie den Leuten, sie sollen die Dummheiten unterlassen."

Felix stürmte, von Wild geleitet, aus dem Hause; als beide aber das Negerdorf durchliefen, sahen sie bereits einen hellen Schein am Himmel, die Boten kamen zu spät, die Baumwollenmühle mitsamt dem Lagerhaus stand bereits in hellen Flammen. Am Morgen war von all den kostbaren Vorräten nur noch ein glimmender schwelender Aschenhaufen übrig.

Der General verlor am Morgen kein Wort über den nächtlichen Vorfall. Mit mürrischem Gesicht schwang er sich in den Sattel, schielte, als er an der Front der Leibgarde hinabritt, zu Wild hinüber und schlug dann den Rückweg nach Helena ein. Die Texas-Ranger waren in der Nacht, wie Kundschafter berichteten, gen Vicksburg gezogen.

Als der General an der Brandstätte vorüberkam, winkte er Felix zu sich heran und fragte:

„Konnten Sie das da nicht mehr verhindern, Sergeant?"

„Ich kam zu spät, Herr General."

Digitized by Google

Dieser brummte einige unverständliche Worte in den Bart und ritt hastig weiter.

Als die Expedition am Nachmittag das Helena gegenüberliegende Stromufer erreichte, hatte Mathis im Lazarettwagen seinen letzten Seufzer ausgehaucht. Felix und Wild standen noch bewegt vor der Leiche des tapferen Genossen, als sie durch ein tiefes Stöhnen an die Anwesenheit des lebenden Frosch erinnert wurden, der die zweite Hälfte des Lazarettwagens einnahm.

„Ach, mei Kopp, mei Kopp!" stöhnte dieser im Dialekt seiner Heimat. „Und der Dorscht!"

„Der Cognak scheint dir gestern stark zugesetzt zu haben," erwiderte Felix und wandte sich, Wild mit den Augen listig zublinkend, dem verwundeten Frosch zu. „Du hättest die Flaschen nicht so hastig ausleeren dürfen."

„Ja, mir scheint, ich hon e kapitale Rausch g'habt. Ach, mei Kopp! Mir ischt so zu Mut, als müßt der platze! Und dann brenne die Finger und das Bein — ja, zum Henker, was ischt denn mit mir passiert? Der Wundarzt redt nix."

„Du hast den General aus dem dichten Haufen der Texas-Rangers herausgehauen, hast unerhörte Heldenthaten vollbracht, wackerer Frosch, und bist schwer verwundet worden."

Auf diese Erklärung hin starrte der Verwundete mit weit aufgerissenen Augen und bei offenem Munde den Sprecher an, dann grub er den mit Pflastern bedeckten Kopf vorsichtig in das Kissen und murrte: „Wann du en Mensche uze willscht, so such dir nen annern. Blödsinnig bin ich noch nit."

Felix lachte lustig auf und sagte: „Du scheinst dich der Vorgänge auf der Waldlichtung nicht mehr ganz klar zu erinnern. Weißt du denn nicht mehr, wie du zu den Wunden kamst?"

„Nix weiß ich mehr," brummte Frosch, „als daß ich nach der Rast neu Affen hatte, daß ich schieße und schreie gehört, und daß das Vieh, der Büffel uf ämol mit mer ausgerisse ischt. Was weiter passierte, wäß ich nit."

„Nun, so wird der General es dir sagen, da kommt er eben."

Der General ritt mit seinem Adjutanten dicht an den Lazarettwagen heran, betrachtete den vor sich hinstierenden Frosch aufmerksam und sagte: „Das ist der Mann, dessen Bravour uns gerettet hat. Adjutant, tragen Sie Sorge für seine Unterkunft und Pflege im Hospital und statten Sie mir Bericht über sein Ergehen ab. Gelingt es, ihn wiederherzustellen, so soll er seinen Lohn empfangen. Mr. Frosch ist der Tapferste unter den Tapferen."

Gegen den Kapitän der Leibgarde aber führte der General eine andere Sprache. Als er in Helena vor seiner Villa vom Pferde stieg, winkte er den Baron zu sich heran und sagte in barschem Tone: „Nach der Erfahrung des gestrigen Tages muß ich annehmen, daß der Knall der Gewehre Sie aus der Fassung bringt. Damit Sie nicht wieder in Gefahr kommen, wie ein Hase ausreißen zu müssen, werden Sie gut thun, um Ihren Abschied einzukommen. Ich enthebe Sie sofort Ihres Dienstes und werde den ersten Lieutenant mit der Führung der Leibgarde betrauen. Wollen Sie Helena bald verlassen, so steht Ihrer Abreise nichts im Wege."

* * *

Die Entlassung des Kapitäns hatte zur Folge, daß Felix von der Compagnie zum Lieutenant erwählt und daß diese Wahl vom General bestätigt wurde. Als der Adjutant dem jüngsten Lieutenant die Bestätigung überbrachte, sagte er zu Wild, der seinem Freunde neidlos Glück wünschte: „Der General würde Sie jetzt zum Sergeanten ernennen, wenn Ihr Benehmen gegen ihn respektvoller gewesen."

„Und ich würde diese Ernennung dankend abgelehnt haben," entgegnete Wild lachend. „Ich besitze nicht den Ehrgeiz, in der militärischen Hierarchie aufsteigen zu wollen, bleibe vielmehr ein Republikaner in der Uniform."

Digitized by Google

„Damit Sie die Fehler und Thorheiten Ihrer Vorgesetzten belächeln können," setzte der Adjutant hinzu und reichte ihm die Hand. „Unter uns gesagt, die Art, wie Sie mit dem General umgesprungen, hat mir ebensosehr imponiert wie Ihre Haltung vor dem Feinde."

Die Haltung des Generals vor dem Feinde hatte aber weder seinem Corps, noch den Südländern imponiert, und die Folgen machten sich sehr bald in der Stadt und Umgebung Helenas geltend. Die Besatzung verrichtete ihren Dienst lässig und mit Widerstreben, und in der Nähe der Stadt tauchten Guerillabanden auf, welche Überfälle wagten und die lebhafteste Beunruhigung hervorriefen. Zur Vernichtung dieser Banden wurden von Zeit zu Zeit Streifzüge unternommen, die aber völlig resultatlos verliefen.

In jenen Tagen traf noch, um das Maß der Verlegenheiten voll zu machen, Damenbesuch im Hauptquartier ein. Der General besaß eine Tochter und eine Nichte, die sich in der nordischen Heimat langweilten und denen es leicht wurde, die schwache Hausfrau zu einer Reise nach Helena zu überreden. Die Damen hatten sich vorgenommen, den General zu überraschen, und dies gelang ihnen so gut, daß ihre Ankunft wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel wirkte.

Als der General eines schönen Tages seine Angehörigen unter der Thür erscheinen sah, sank er wie vom Schlag getroffen auf den nächsten Stuhl und brachte nichts zur Begrüßung über die Lippen als den Stoßseufzer: „Ach Gott, das hat mir gerade noch gefehlt!"

Auch der Adjutant setzte eine strenge Miene auf, pflichtete den Bedenken des Generals bei, gab aber schließlich der Meinung Ausdruck, daß man das Unvermeidliche mit Würde tragen und sich, so gut es gehe, in die fatale Lage schicken müsse. Da galt es zunächst Raum zu schaffen. Der Adjutant wies darauf hin, daß ein geräumiges Zimmer durch die Abreise des Kapitäns gewonnen werde. Zweitens sei die Wachtstube auszuräumen und die Ordonnanzen in Onkel Toms Stube zu verweisen.

„Aber Onkel Tom haust in dem Zimmer mit seinem jungen Weibe; wir können ihm doch nicht gut die wilden Burschen auf den Hals laden," warf der General ein.

„A la guerre, comme à la guerre!" versetzte der Adjutant in leichtfertigem Tone. „Der Alte muß sich einige Wochen schon behelfen. Unsere Blaujacken sind gar so schlimm nicht. Ein passendes Logis für Ihre Damen wäre somit gefunden."

„Aber die Unsicherheit unserer Lage, die Überfälle ..."

„Wir werden die Außenposten durch die Infanterieregimenter noch verstärken, und Felix, auf dessen Eifer und Umsicht wir zählen können, soll den Sicherheitsdienst in der Leibgarde neu organisieren."

„Aber die Hauptsache fehlt uns," klagte der General. „Sie wissen doch, daß in dieser Villa Schmalhans Küchenmeister geworden. Die Zufuhr aus dem Norden bleibt aus, vermutlich wegen des Treibeises im Strom, die Vorräte der Krämer sind dürftig und schwer erreichbar für einen General, den man fast zwei Monate lang auf die Auszahlung seines Gehaltes warten lässt. Auf die umliegenden Plantagen aber wagt sich niemand mehr hinaus, und ich kann doch nicht um jedes Lammbraten willen einen Streifzug mit der ganzen Armee unternehmen."

„Wollen Sie mir freie Hand lassen, Herr General, so wird unsere Küche bald gefüllt sein mit Geflügel, jungen Lämmern, Schinken und Honig," versicherte der Adjutant. Als jener spöttisch bemerkte, er glaube an keine Wunder mehr, eilte der Adjutant ins Lager und holte Oskar Wild aus der Hütte.

Er ersuchte den jungen Soldaten, ihm zur Villa zu folgen, enthüllte ihm die Verlegenheit des Generals betreffs der zur Bewirtung seiner Gäste erforderlichen Lebensmittel und frug ihn, ob er sich getraue, aus dem ungeheuren Waldgebiet den nötigen Proviant herbeizuschaffen.

Digitized by Google

In diesem Falle habe er Vollmacht, ihn zum Sergeanten zu ernennen, eine beliebige Anzahl berittener, beherzter Burschen zu seiner Verfügung zu stellen und diese mit einem stets gültigen Passierschein zu versehen.

Wild lehnte das Avancement stolz ab und meinte, die Gefährten, welche er sich erwähle, würden ihn auch ohne jene Erhöhung als ihren Führer anerkennen. Die gestellte Aufgabe aber entspreche seiner Neigung, seiner Lust am Abentener, und er glaube die Wünsche des Generals erfüllen zu können.

Er wählte hierauf vier der beherztesten Burschen in der Leibgarde aus, diese wurden vom Dienst in der Compagnie entbunden und gut bewaffnet. Auf flott ausgreifenden Pferden wagte sich die kleine Bande in das Waldgebiet. Nun begann für Wild ein Leben voll kühner Unternehmungen, großer Erregungen und Gefahren, das seinen phantastischen Knabenträumen entsprach. Da die Plantagen in der Nähe der Stadt von Nahrungsmitteln fast ganz entblößt waren, so mußte er sich mit seinen Gefährten weit hinauswagen in unbekannte Gegenden. Dort waren die Sklavenbarone zuweilen auf Überfälle gerüstet und hätten den Requisitionen energische Abwehr entgegengesetzt, wenn die Freibeuter nicht so kühn und keck aufgeritten wären, als ob ein ganzes Heer hinter ihnen stände. Zuweilen aber erholten sich die Überrumpelten, noch bevor die Soldaten ihre Beute in Sicherheit bringen konnten, von der Überraschung und widersetzten sich der Fortführung ihres Eigentums mit Gewalt der Waffen. In der Regel gelang es dann Wilds unerschrockener Haltung, die Südländer einzuschüchtern, zuweilen aber kam es zu erbitterten Kämpfen, und unter heftiger Verfolgung nur konnte die Beute in Sicherheit gebracht werden.

Vollkommen entwaffnet aber wurden die wilden Burschen, wenn ihnen der Herr oder die Frau des Hauses freundlich entgegenkam und sie in liebenswürdigem Tone als Gäste begrüßte. In solchen Fällen hatte Wild nicht das Herz, ein Dutzend Maiskolben mit fortzunehmen, und jeden Gefährten, der es gewagt hätte, seinen Wirten ein unfreundliches Wort zu sagen oder gar einen wertvollen Gegenstand zu entwenden, würde er niedergeschlagen haben.

So fanden sie einst eine vollkommen unberührte Ansiedelung mitten im Urwald, deren Hof mit einer Herde von Welschhühnern und deren Ställe mit Schafen, Schweinen, Kühen und Pferden gefüllt war. Wilds Kameraden brachen in ein Jubelgeschrei aus beim Anblick dieser schier unerschöpflichen Vorräte, und eben wollten sie die Karabiner erheben, um ein Dutzend Truthühner niederzuknallen, da erschien ein älteres Ehepaar unter der Thür und grüßte mit freundlicher Miene die finsterblickenden Soldaten.

„Haben Sie der Union die Treue geschworen?“ frug Wild in strengem Tone.

„Noch nicht,“ entgegnete der Mann, ohne daß das Lächeln von seinem Gesicht verblaßte. „Mir fehlte bisher Zeit und Gelegenheit, ins Hauptquartier zu kommen, allein ich werde das Versäumnis bald nachholen. Sie müssen durstig und hungrig sein, meine Herren, ich bitte Sie einzutreten. Die Schwarzen werden für Ihre Pferde in bester Weise Sorge tragen, das Mittagsmahl soll in einer Stunde zu Ihrer Verfügung sein. Bitte, machen Sie meiner Frau und meinen Töchtern die Freude, Sie bewirten und den Tag mit Ihnen verplaudern zu können!“

Und die Beutelustigen sahen sich mit einemmal von dienstfertigen Negern umringt, die ihre Pferde in die Ställe leiteten, sahen sich von der Hausfrau und drei munteren, anmutigen Töchtern in den Salon geführt, wo man ihnen sofort einen erfrischenden Milchpunsch bereitete und sie in ein lebhaftes Gespräch verstrickte. Mit innerem Widerstreben waren die Soldaten den Damen gefolgt und ihre Gedanken weilten bei den Schätzen des Viehhofs, welche ausgereicht hätten, um die Küche des Generals und die Vorratskammern

Digitized by Google

der ganzen Leibgarde auf Wochen hinaus mit Fleisch zu versehen, aber nicht der leiseste Vorwand, um dem Bann der Gastfreundschaft zu entschlüpfen, war aufzufinden. Und als die Flügelthüren des Speisesaales weit geöffnet wurden und eine festlich geschmückte Tafel mit dampfenden Schüsseln und langhalsigen Weinflaschen sich den Blicken der Hungrigen bot, fühlten sie sich völlig dem rauhen Krieg entrückt. Die guten Instinkte des Kulturmenschen siegten in ihrem Inneren über die Raublust des Soldaten. Wild bot der Hausfrau galant den Arm und führte sie zur Tafel. Die Kameraden folgten seinem Beispiel und geleiteten die Töchter und deren Gouvernante, der Hausherr mit seinem Söhnchen beschloß den Zug. Und während des Diners plauderten, lachten und scherzten die Tischgenossen, als wäre nie ein Wort des Haders zwischen Nord und Süd gewechselt worden. Man saß stundenlang bei Tische und schritt dann in den Salon zurück, wo die Gouvernante den Flügel öffnete, um einige Lieder mit dünner Stimme und mißtöniger Begleitung vorzutragen. Auch zwei der Töchter ließen sich herbei, den Herren Soldaten einen musikalischen Genuß zu bereiten, und diese würdigten die gute Absicht nach Verdienst, obgleich die schülerhaften Leistungen selbst den Naturburschen aus Wisconsin als eine Verketzerung der Musik erschienen.

Wild sagte jeder der Damen ein Wort des Dankes und bemerkte zum Schluß, daß er eine völlige Sehnsucht nach den Tasten empfände, die er seit Monaten nicht mehr berührt habe. Ob man ihm gestatten wolle, ein wenig zu spielen, um seine total eingerosteten Fähigkeiten wieder zu beleben. Er rate der Gesellschaft aber dringend, unterdessen im Garten Ball oder Crockett zu spielen.

Die Kameraden gingen mit Freuden auf diesen Vorschlag ein, denn die Musik war ihnen gründlich verleidet worden. Auch die Töchter des Pflanzers zogen es vor, sich im Freien zu tummeln, da sie zu den musikalischen Fähigkeiten eines verwahrlost aussehenden Bandenführers nicht das geringste Vertrauen hegten. So konnte Wild denn allein im Zimmer zurückbleiben und durch die Musik sich zurechtfinden in den Zauberhain der Poesie, in die von holden Erinnerungen umwobene deutsche Heimat. Seiner Umgebung völlig entrückt, achtete er der Zeit nicht, und erst als die Dämmerung hereingebrochen, erhob er sich vom Flügel und schritt auf die Veranda hinaus. Dort sah er sich plötzlich von den Gastgebern und Kameraden umringt, welche, vom Spiel ermüdet, zum Hause zurückgekehrt waren und auf der Veranda mit wachsendem Erstaunen seinem Klavierspiel und seinen melancholischen Liedern gelauscht hatten. Man überschüttete ihn mit Lobsprüchen, und als Wild darauf erwiderte, daß es höchste Zeit sei, aufzubrechen, boten der Hausherr und dessen Gattin ihre ganze Beredsamkeit auf, um die Gäste zurückzuhalten. Die Soldaten fühlten es, daß diesmal das gastfreundliche Anerbieten ehrlich gemeint sei, und blieben bis zum Morgen auf der Plantage. Während des Frühstücks erzählte der Hausherr von dem Wildreichtum der umliegenden Wälder. Hier seien Hirsche, Waschbären und Wildenten keine Seltenheit, und eine Bärenfamilie richte seit einigen Wochen schlimme Verheerungen in seinem Viehstand an.

„Wollen wir Jagd auf sie machen?“ rief der lange Tetlaff, der ein großer Nimrod vor dem Herrn war. „Ich habe mit meinen Brüdern in den canadischen Wäldern manchen Bären zur Strecke gebracht, und es würde mir einen Heidenspaß machen, Meister Petz wieder einmal gegenüberzutreten.“

Der Hausherr ging auf den Vorschlag mit Freuden ein und verpfändete sein Wort, daß die Gäste unbesorgt ihre Pferde in den Ställen lassen und sich auf dem Jagdpfad seiner Führung anvertrauen könnten. Und so verweilten die fünf Mitglieder der Leibgarde noch zwei Tage auf der Plantage und schossen viele Wildenten und Truthühner, einen Hirsch

Digitized by Google

und einen jungen Bären. Der Hausherr stellte ihnen für den Transport der reichen Jagdbeute seinen Einspänner zur Verfügung, und am Morgen des dritten Tages erst verließen die Burschen das gastliche Haus.

Im Hauptquartier zu Helena hatte die lange Abwesenheit der Freibeuter die Meinung erweckt, dieselben seien ein Opfer ihrer Waghalsigkeit geworden, und der stellvertretende Kapitän, welcher sich viel auf sein prophetisches Gemüt zu gute that, sagte zu Felix: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Ich hab's vorausgesehen, daß der Damenbesuch des Generals uns die fünf besten Leute kosten würde.“ Auch der Adjutant blickte recht sorgenvoll von der Villa zur Waldung hinüber und hegte zuletzt die Überzeugung, daß die Guerillas seine Fouragenre abgeschlachtet hätten.

Wie erstaunte man aber im Lager, als endlich die Vermißten unter freudigem Hallo aus dem Walde auftauchten und einen Wagen voll Wildbret mitbrachten, der die Fleischtöpfe des Generals und der Leibgarde auf mindestens eine Woche hinaus füllte! Und die Überraschung wuchs noch, als die den Wagen Umdrängenden aus Wilds Munde erfuhren, er habe drei Tage lang mit seinen Kameraden die Gastfreundschaft eines Pflanzers genossen, mit dem sie gejagt und getrunken, mit dessen Töchtern sie musiziert, getanzt und gespielt hätten und der sie beim Abschied dringend gebeten habe, bald wieder vorzusprechen.

„Geh, du bindest mir einen Bären auf,“ erwiderte Felix mit ungläubigem Lächeln.

„Gewiß,“ entgegnete Tetzlaff, der die Ausräumung des Wagens bereits ins Werk setzte, „da unten liegt er, es ist noch ein junger, aber er wiegt doch rund sechzig Pfund. Seiner Mama haben wir eine Kugel auf den Pelz gebrannt, sie schlug sich jedoch zu rasch seitwärts in die Büsche, als daß wir durchs Unterholz ihr hätten folgen können.“

Der Anblick des Bären ließ jeden Zweifel an Wilds Bericht verstummen und man beneidete die kecken Burschen um ihre Erlebnisse. Freilich wußte man auch, daß dieser eine Ausflug in Bezug auf die glatte glückliche Abwickelung einen seltenen Ausnahmefall bildete. Wiederholt kam die Wildsche Bande auf schweißtriefenden erschöpften Pferden, mit zerrissenen und durchlöcherten Kleidern und leichten Wunden aus dem Waldgebiet zurück und gestand, daß sie nur knapp dem Tode entronnen sei. In der Regel war es allein Wilds glücklicher Orientierungsgabe, seiner Ausdauer und unerschütterlichen Kühnheit zu danken, wenn sie den feindlichen Umstellungen und Verfolgungen entschlüpften.

Die Streifzüge durch die Wildnis aber, wie die Erpressungen, welche die verwegenen Männer übten, hatten eine Verwilderung ihrer Sitten und Rechtsbegriffe zur Folge. Anfangs begnügten sie sich damit, nur die notwendigen Lebensbedürfnisse aus den Ansiedelungen fortzuführen, dann nahmen sie, als ihre Pferde infolge der Strapazen und Verletzungen zurückgingen, brauchbare Reittiere, wo sie dieselben fanden. Als einer der Sklavenbarone sie in eine Falle lockte, um sich ihrer mit Hilfe einer Guerillabande zu entledigen, fanden die Freibeuter im Negerdorfe Schutz und Hilfe. Die ihren Herrn glühend hassenden Neger machten unter Wilds Führung gegen die Guerillas Front, zwangen diese und ihre Peiniger zur Flucht und zeigten später ihren Verbündeten große Vorräte an Baumwolle. Wild führte zwei mit Maultieren bespannte und mit Baumwolle beladene Wagen nach Helena, wo er die ganze Beute an einen Kaufmann verhandelte, der ihn zu weiteren Beutezügen auf eigene Rechnung ermunterte. Nun besaßen die fünf Freibeuter Geld in Fülle, und da sie sich dafür nur materielle Genüsse verschaffen konnten, so hielten sie sich länger bei Zechgelagen auf, als ihnen zuträglich war.

In jenen Tagen moralischer Verwilderung genoß der Führer der Bande großes Ansehen im Lager. Man bewunderte

Digitized by Google

seine Tollkühnheit und liebte ihn um seiner Freigebigkeit willen. Seinen Anteil an der Beute verwandte er zum großen Teil dazu, um anderen eine Freude zu bereiten. Für sich begehrte er nur schöne Waffen und ein gutes Pferd. Er ritt einen Rapphengst, dessen Sehnen und Muskeln aus Stahl zu sein schienen.

Seltsamerweise aber konnte er sich selber die Thatsache nicht verhehlen, daß trotz der Anhänglichkeit und Bewunderung seiner Genossen, trotz der Freiheit und des Wohlbefindens, das er genoß, seine Heiterkeit des Gemüts allmählich dahinschwand. Schatten der Schwermut umdüsterten seine Seele und wurden dichter und dunkler von Tag zu Tag. Er wehrte sich dagegen durch neue Unternehmungen, neue Erregungen, aber die harmlose Jugendfröhlichkeit kam nicht wieder. Er ritt oft allein mit der Jagdflinte über dem Rücken zu den stillen Waldseen, um Wildenten und Prairiehühner zu schießen, und auf den einsamen Pfaden frug er sich vergeblich, was seine Freudigkeit und Lebenslust hinschwinden lasse, was ihn so tief verstimme und reizbar mache.

Da traten dann zwei dunkle, fragende Augen vor seine Seele — die Augen der schwarzen Ruth. Dies stille Weib hatte nur selten seinen Weg gekreuzt, aber so oft es geschah, wirkte ihr Erscheinen wie eine ernste Warnung. Ihre Augen besaßen eine wundersame Beredsamkeit. Er mußte eines Morgens gedenken, da sie am Wege gestanden, als er auf wieherndem Rappen, bestrahlt von der Morgensonne, zu einem Beutezug hinausgeritten war. Damals hatte sie seinen lustigen Gruß mit leisem Kopfschütteln erwidert. Dann, als er am Abend mit blutrünstigem Gesicht und zerfetztem Jackett auf dampfendem Pferd heimgekehrt war, hatte sie einen Schrei ausgestoßen und ihn starr und vorwurfsvoll angeschaut. Als er ihr bald darauf ein hübsches Medaillon als Geschenk anbot, wies sie dasselbe stolz mit der Bemerkung zurück, sie pflege Gaben nur von ihrem Gatten anzunehmen. Es hatte ein gar herber Ton aus dieser Abfertigung herausgeklungen und Wild war Ruth dann mit dem Gefühl der Beschämung aus dem Wege gegangen. Es peinigte ihn, wenn die Kameraden von ihr sprachen; dies geschah jedoch sehr oft, denn seitdem Onkel Toms Wohnung zur Wachtstube für die Ordonnanzen diente, verbrachte hier ein großer Teil der Leibgarde seine Abende beim Kartenspiel. Wild sah in der Einsamkeit oft Ruths ernstes Antlitz vor sich, und berauschende Träume gingen dann durch seine Seele, die aber stets der Gedanke an ihre Unnahbarkeit wieder verscheuchte. Er schalt sich einen Narren und sagte sich, daß die Töchter oder Nichte des Generals, welche, so oft sie durchs Lager ritten, die Neugierde und Bewunderung der Soldateska erregten, einen würdigeren Gegenstand der Bewerbung bildeten als jene Farbige, die das Weib eines alten Negers sei. Felix schwärmte schon für des Generals Töchterlein, die muntere Nelly, und wollte den Freund mit den jungen Damen bekannt machen, der aber zog sich scheu zurück.

Eines Tages ließ der General, auf die Bitten seiner Damen hin, Vorbereitungen zu einem Ballfest treffen. Es befanden sich wohl ein Dutzend Offiziersfrauen im Lager und eine ganze Schar tanzlustiger Offiziere. Als Befehlshaber der Truppen fühlte Papa General die Verpflichtung, die Villa zum Mittelpunkt des gesellschaftlichen Verkehrs zu erheben, und da die Dampfer wieder Vorräte an Wein und Liqueuren abgesetzt und die Fourageure Geflügel und mehrere Schafe erbeutet hatten, so ließ sich das Fest ja würdig in Scene setzen. Schon waren die Einladungen versandt, die Zurüstungen in vollem Gange, da erhob Nelly die Frage: „Wer spielt zum Tanze auf?“

Hilflos und verlegen starrten sich die Festgeber an: ja, wer spielt zum Tanze auf? Darauf hatte man ganz vergessen. Keines der Regimenter besaß eine Kapelle. Im Salon der Villa stand ein Flügel, aber wo sollte man einen gewandten Pianisten hernehmen? Unter den Damen

Digitized by Google

befanden sich mehrere, die zur Not eine Tanzmelodie hätten spielen können, die aber glühten vor Tanzlust und mochten nicht in einer Gesellschaft die schönen Stunden vor den Tasten verbringen, wo auf jede Dame drei Tänzer kamen. Während die Familie des Generals sich in Gemeinschaft mit dem Adjutanten noch den Kopf betreffs dieser Frage zerbrach, trat Felix in den Salon. Dieser wollte eine dienstliche Meldung machen, allein bevor er den Mund öffnen konnte, rief ihm Miß Nelly lachend zu: „Lebt ein Mann in Helena, der Tänze spielen kann, Herr Lieutenant?“

Felix sann einen Augenblick nach und nickte: „Oskar Wild.“

„Wie, der blonde Bandenführer?“ bemerkte Maud, die Nichte. „Dacht ich mir's doch! Trotzdem sein Äußeres sich wenig von dem eines halbwilden Pferdehirten unterscheidet, liegt etwas in seinem Wesen, das auf gute Erziehung schließen läßt. Bitte, werben Sie ihn an für unseren Ball. Wir zahlen einen Dollar für jeden Tanz, den er spielt.“

Felix lachte. „Für Geld ist dieser Pianist schwerlich zu haben. Wollen Sie mich jedoch bevollmächtigen, ihn als Gast einzuladen, so wird er hoffentlich galant genug sein, den Wunsch der Damen zu erfüllen.“

Die Gattin des Generals hatte Bedenken, ob es schicklich sei, einem gemeinen Soldaten durch diese Einladung gleiche Rechte einzuräumen mit den übrigen Gästen des Hauses, aber Miß Nelly antwortete ihr im Tone der Verzweiflung: „Wie soll das Ballfest zu stande kommen, wenn niemand zum Tanze aufspielt? Weißt du einen anderen Pianisten, Mama?“

So erhielt denn Felix den Auftrag, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln Oskar Wild ans Klavier zu schleppen. Der letztere aber wies das Ansinnen weit von sich, und nur der freundlichen Bitte des Adjutanten gelang es, den scheuen Burschen zu jener freiwilligen Dienstleistung zu bewegen. Wild ließ sich in den Kreis der Damen führen, um sich aus den vorhandenen Noten einige Tanzmelodien auszuwählen und auf dem Flügel jene zu spielen, die noch in seinem Gedächtnis hafteten. Die Frau des Generals erwiderte seinen Gruß durch ein kaum merkliches Neigen des Kopfes, die jungen Damen zeigten eine stolze Zurückhaltung, ließen sich aber doch herbei, mit ihm die Tanzkarte zu entwerfen.

Das Ballfest begann in der festlich geschmückten Villa früh am Abend, und während die älteren Staboffiziere im Arbeitszimmer des Generals eine Tasse Thee tranken, setzte das junge Volk gleich im Salon mit dem Tanze ein. Wild spielte eine Chopinsche Polonaise. Der Adjutant eröffnete mit der ältesten Tochter des Generals den Reigen und brachte die Gesellschaft durch die Ausführung einiger neckischen Tanzfiguren bald in die heiterste Stimmung. Der Flügel war in einen kleinen Raum neben dem Salon geschafft worden, und die Tanzenden bemerkten den Soldaten gar nicht, der demselben die rauschenden Accorde, die anmutigen Melodien entlockte. Im Westen Amerikas hatte derzeit die Musikpflege nur wenig Boden gewonnen, und unter den Männern wußte keiner Wilds Spiel zu schätzen. Von den Damen nur schielte zuweilen eine in das kleine Zimmer hinein und wunderte sich, daß der blonde Bursche in der vertragenen Uniform mit mehr Takt und Geläufigkeit spiele als irgend ein amerikanischer Musiklehrer. Im Trubel des Ballfestes vergaß man den Klavierspieler bald ganz, und als die Tanzenden um zehn Uhr zum Speisesaal schritten, wo ein Büffett und kleine Tische aufgestellt waren, rief niemand den Mann zum Souper, der die Füße durch seine Musik beschwingt hatte. Selbst Felix war so tief in die Unterhaltung mit der munteren Nelly verstrickt, daß er des Fremdes nicht gedachte. Wild blieb eine Weile vor dem Flügel sitzen und blickte den zum Speisezimmer eilenden Gästen nach. Später trat er in den entleerten Salon, und da niemand seiner achtete und der Anblick

Digitized by Google

von fröhlich speisenden Gruppen ihm zum Bewußtsein brachte, daß er rechtschaffen hungrig sei, so erwachte in ihm ein Gefühl des Ärgers über die ihm zu teil gewordene Vernachlässigung. Eben wollte er die Villa verlassen, um einen Imbiß in der Hütte zu nehmen, da eilte der Bursche des Generals durch den Saal. Derselbe schleppte zwei mit Weinflaschen gefüllte Körbe nach dem Speisezimmer. Als er Wilds ansichtig wurde, hielt er an, rief dessen Namen und setzte mit listigem Augenzwinkern hinzu: „Nimm dir zwei Flaschen Rotspohn und geh zur Küche hinunter. Wenn die Fütterung da oben zu Ende ist, komm ich hinunter, dann verspeisen wir in aller Gemütlichkeit das Beste."

Wild errötete bei diesem Vorschlag und sagte im Weitergehen: „Danke! Bin nicht gewöhnt, mich von den Abfällen des Herrentisches zu nähren."

In der Hütte war es kalt und der Nordwind blies so heftig durch die schlecht verstopften Fugen und Ritzen der Bretterwand, daß die Kerze, welche Wild anzündete, verlöscht wurde. Er entnahm der Vorratskiste einige Lebensmittel und stillte seinen Hunger im Dunklen. Der eisige Nachtwind ließ ihn erschaurern und er gedachte seines Pferdes. Eben hatte er demselben eine zweite Decke übergelegt und das Stroh hoch aufgeschüttet, da kam Felix über den Hof gelaufen und rief seinen Namen. „Du sollst aufspielen," bemerkte der jüngste Lieutenant, als Wild aus dem Dunkel hervortrat. „Wo steckteſt du denn während der Mahlzeit?"

„Ich war sehr leicht zu finden — allein niemand suchte mich."

Felix erkannte am Ton den Groll des Freundes. „Miß Nellys entzückende Munterkeit fesselte mich ... Setze du dich einmal so warmen Blicken aus, lausche du einmal solch allerliebstem Geplauder und du würdest, gleich mir, die Welt um dich her vergessen. Warum kamst du nicht auch ins Speisezimmer und schlossest dich unserer Gruppe an? Die Damen hätten dich sicher willkommen geheißen."

„Für die Gefälligkeit, die ich der Gesellschaft erwies, hätte man sich meiner wenigstens erinnern können."

„Ich weiß, daß ich gefehlt habe, und bitte dich um Verzeihung. Aber verdirb uns jetzt den heiteren Abend nicht — geh, sei gut! Du spielst wundervoll und die Damen lechzen nach einer Fortsetzung des Balles. Bitte, sei kein Spielverderber!"

Felix zog lachend den Freund in die Villa und dieser nahm wieder seinen Platz vor dem Flügel ein. Ein Walzer stand auf der Tanzkarte verzeichnet. Um die Gesellschaft aus dem Speisezimmer in den Salon zu rufen und den Paaren Zeit zu geben, sich zum Tanze zu rüsten, präludierte Wild und gelangte zur Paraphrase eines deutschen Volksliedes. Als er die Melodie eben in einigen leisen Accorden ausklingen ließ, steckte ein junger Offizier den Kopf ins Zimmer und rief mit allen Zeichen der Entrüstung: „Was ist denn das für ein Blödsinn? Nach dieser Klimperei kann doch kein Mensch tanzen. Sie sollen einen Walzer spielen, verstanden?"

Wild sprang auf, als habe er einen Schlag empfangen, sah den Offizier, welcher seine Tänzerin am Arme führte, mit blitzenden Augen an und entgegnete: „Ich soll? Ei, ich weiß jetzt, was ich soll: Ich soll mich hüten, weiterhin einer Gesellschaft aufzuspielen, die zum Teil aus musikalischen Idioten besteht. Verstanden?"

Das vom Wein erhitzte Gesicht des Lieutenants nahm eine dunkelrote Färbung an, und als Wild das Zimmer verlassen wollte, versperrte er ihm den Weg und rief: „Welche Sprache führen Sie gegen Ihren Vorgesetzten? Sie werden gehorchen und später —"

„Sie rasen!" Wild hatte seine Ruhe wiedergefunden, schob den Lieutenant mit einer kurzen Armbewegung zur Seite und trat in den Salon. Bevor er jedoch die gegenüberliegende Ausgangsthür gewonnen, trat ihm der General entgegen. Dieser, wie alle im Saal befindlichen Personen, waren durch das Abbrechen der Musik und die heftigen Worte auf Wild

Digitized by Google

aufmerksam geworden. Er rief dem Abgehenden ein Halt entgegen. „Was geht hier vor?“

Der Lieutenant berichtete in fliegender Hast, seine Aufforderung, einen Walzer zu spielen, habe der Kavallerist mit einer Beleidigung beantwortet.

„Warum leisteten Sie dem Befehl des Herrn Lieutenants nicht augenblicklich Folge?“ fragte der General in drohendem Tone, und Wild entgegnete mit unerschütterlicher Ruhe: „Weil der Herr Lieutenant im groben Tone befahl, wo er zu bitten hatte.“

„Sie werden jetzt sofort thun, was man Ihnen auftrug, das Weitere findet sich morgen.“

„Verzeihung, Herr General, ich werde das nicht thun! Das Klavierspielen gehört nicht zu den dienstlichen Verpflichtungen eines Unionssoldaten.“

„Sie gehorchen, oder ich lasse Sie in Eisen legen.“

„Weder durch dies, noch durch irgend ein anderes Mittel erreichen Sie Ihren Zweck,“ entgegnete Wild mit eisiger Ruhe. „Übrigens vergißt der Herr General, daß ich in diesem Augenblick nicht sein Untergebener, sondern sein Gast bin. Oder war Ihre Einladung zu diesem Fest nur eine Falle, Herr Adjutant, um mich hierher zu locken?“

Der Angeredete trat bleich und in sichtlicher Erregung aus dem Kreis, der sich im Nu um die Streitenden gebildet hatte, und sagte zu dem zornbebenden General: „Unter der Last gesellschaftlicher Pflichten, die mir dies Fest auferlegte, habe ich das zu thun versäumt, was die ärgerliche Störung hätte verhüten können, nämlich Herrn Wild unserer Gesellschaft als Gast vorzustellen. Ich bitte ihn für diese Unterlassungssünde um Verzeihung.“

„Haben Sie Dank für diese mannhafte Erklärung —“ Wild verbeugte sich kurz gegen den Adjutanten und die Gesellschaft, dann schritt er so ruhig und gleichmütig, als habe er eine Fliege von der Wange gescheucht, an dem General vorüber aus der Thür.

Kaum war er indessen verschwunden, so machte sich die Erregung, welche der Vorgang hervorgerufen, in heftigen Erörterungen Luft. Die ganze Gesellschaft kam in Bewegung. Der General schalt den Adjutanten, weil er mit der Einladung des halbwilden Burschen die ihm zustehenden Befugnisse überschritten habe. Die Generalin klagte mit der Miene einer Kassandra, daß sie die Dinge habe kommen sehen und daß man ihre Warnungen in den Wind geschlagen. Einen Cowboy hätte man nicht zu einem Ballfest respektabler Leute laden dürfen.

„Aber unter uns respektablen Leuten war kein einziger, der sich nur halb so gut auf Musik verstand wie dieser halbwilde Cowboy,“ warf der Adjutant ärgerlich ein.

„Und dem Umstand, daß Lieutenant Monk ein Präludium für einen korrumpierten Walzer hielt, danken wir die Vernichtung unseres Tanzvergnügens; dies endete da, wo es erst recht beginnen sollte.“ Felix hatte, durch des Adjutanten Verhalten angefeuert, dem Urheber des Streits diesen Vorwurf mit so viel Entrüstung ins Gesicht geschleudert, daß bei diesem der angesammelte Groll in heftigen Verwünschungen explodierte. Bald gingen die Wogen der Erregung so hoch, daß der Ballsaal aus der Ferne einem Kampfplatz glich. Die Offiziere kritisierten mit Heftigkeit das Verhalten der Streitenden, die Damen beklagten die ärgerliche Störung und erörterten die Etikettenfrage, ob ein gemeiner Soldat in Offizierskreisen als Gast gelten könne, mit so viel Leidenschaft, daß man auf ein tiefgehendes Interesse für Wilds Person schließen mußte. Zur Fortsetzung des Tanzes fand sich weder Luft noch Laune in der Gesellschaft, und so trennte man sich bald, um seiner Verstimmung im engeren Kreise Luft zu machen. Als Felix die Villa verließ, hatte er drei Kameraden beleidigt und war von diesen auf Pistolen gefordert worden.

Diese Ehrenhändel sollten gleich am nächsten Tage im Walde zum Austrag

kommen. Felix bat den ersten Lieutenant und Wild, ihn als Sekundanten zum Kampfplatz zu geleiten. Als der Freund, der den Anlaß zu dem ärgerlichen Streit gegeben, von demselben hörte, war er voll Reue und tiefer Besorgnis. Er schalt Felix bitter, daß dieser um seinetwillen ein Wort verloren, verwünschte die Unsitte des Zweikampfs, durch welche nicht das Recht, sondern die menschliche Thorheit bewiesen werde, und bat inständig, Felix möge zurücktreten und ihn als Stellvertreter vor die Mündung der Revolver senden. „Du hast eine Mutter, die um dich weint," sagte Wild in zitternder Erregung, „um mich trauert niemand, wenn ich falle. Laß mich an deine Stelle treten."

Felix aber lachte ihn aus. „Nimm die Sache nicht tragisch, Oskar. Wie oft sind wir um eines Hammels willen größeren Gefahren entgegengeritten. Meine Gegner werden mir heute so wenig grollen wie ich ihnen, und das Ganze wird auf eine Mutprobe hinauslaufen. Ich wenigstens knalle meine Schüsse in die Luft."

Auf dem Kampfplatz fanden die drei Mitglieder der Leibgarde zwei der Gegner von ähnlichen friedfertigen Gesinnungen beseelt wie Felix. Die im Streit gefallenen Worte hatten ihren Stachel verloren, man erinnerte sich derselben kaum mehr. Die beiden ersten Gegner hoben den Lauf ihrer Waffe zum sonnigen Himmel und schossen ins Blaue. Lieutenant Monk, der dritte Gegner, aber trat mit finsterer Miene auf seinen Platz. Als Beleidigter kam ihm der erste Schuß zu. Er zielte, und als der Schuß gefallen, brach Felix zusammen. Der anwesende Arzt sprang herzu, riß die Kleider des an der Erde Liegenden auf und fand an der linken Seite der Brust eine blutige Rinne.

„Was ist das?" bemerkte er überrascht. „Nur ein leichter Streifschuß? Davon kann Lieutenant Felix unmöglich die Besinnung verloren haben."

Um Monks Lippen spielte ein verächtliches Lächeln. „Vielleicht hat ihn der Schuß erschreckt," versetzte er höhnisch.

Niemand antwortete auf diese frivole Bemerkung, obgleich jeder der Anwesenden sie mißbilligte. Der Arzt war dem Schußkanal gefolgt und hatte in die Westentasche des Ohnmächtigen gegriffen. Er zog eine silberne Uhr aus derselben hervor, deren Schutzplatte tief eingedrückt war und an den Rändern offen klaffte. „Da haben wir des Rätsels Lösung," bemerkte er; „die Kugel traf die über dem Herzen liegende Uhr des Kombattanten, der so nur einen betäubenden Schlag empfing. Der Schuß hat die Uhr zerstört. Ohne diesen Ablenker würden Sie das Herz Ihres Gegners durchbohrt haben, Lieutenant Monk."

Der Angeredete blickte mit drohender Miene zu Wild hinüber, und sein Blick schien zu sagen: „Nimm dich in acht, ich spaße nicht."

Es vergingen einige Minuten, bevor Felix, unter Anwendung belebender Essenzen, wieder zum Bewußtsein kam. Er erhob sich, von seinen Freunden unterstützt, wie ein Betrunkener, dann schöpfte er einigemal tief Atem und streckte dem Gegner die Hand entgegen: „Ich verzichte auf meinen Schuß," sagte er mit dem liebenswürdigen Lächeln und dem gutherzigen Tone eines Kindes.

Bevor Monk die Hand ergreifen konnte, drückte Wild sie nieder. „Einem Unwürdigen bietet man die Hand nicht," sagte er mit starker Stimme und wandte sich energisch gegen den Mann, der ihn auf dem Ballfest so grob angefahren. „Sie, Lieutenant Monk, haben — im Gegensatz zu den beiden Gentlemen, welche vor Ihnen auf der Mensur gestanden — nach dem Herzen Ihres Gegners gezielt und dadurch bewiesen, daß Ihnen selber das Herz fehlt. Sie wollten um nichtiger Worte willen einen Kameraden töten, der gleich uns allen sein Leben der Union geweiht und seine Bravour bei mehr als einer Gelegenheit bewiesen hat. Das finde ich schändlich! Ich nenne Sie einen Schurken, Herr Lieutenant, und bin bereit, sofort mit Ihnen abzurechnen."

„Diese Beleidigung zahlen Sie mir mit

Digitized by Google

Ihrem Leben," zischte Monk und streckte die Hand nach dem Revolver aus.

Wild sah ihn mit seinen leuchtenden Augen durchdringend an und entgegnete: „Zielen Sie scharf, denn — Fanfare gegen Fanfare! — wenn Sie fehlen, werden Sie den Arm nicht wieder erheben."

Der Lieutenant entfärbte sich und trat in großer Erregung auf den ihm angewiesenen Platz. Wild reichte lächelnd dem besorgten Felix die Hand und ließ noch einmal von der Höhe die Blicke über das sonnenbeglänzte Stromthal schweifen. Beim Anblick der flimmernden Dächer der Villa trat Ruths Bild mit aller Schärfe vor seines Geistes Auge.

Seltsam, er hatte in diesem Moment die wunderliche Empfindung, als öffne das erträumte Frauenbild die Lippen und sagte leise: „Lebe für mich!"

Wie ein Träumender trat er an die von dem Sekundanten bezeichnete Stelle. Erst das Zählen des Unparteiischen weckte ihn auf. Er sah, daß sein Gegner zielte, und als der Zeigefinger desselben sich bewegte, wendete er impulsiv die breite Brust mit einem Ruck zur Seite. Er hatte, als der Knall erfolgte, das Gefühl, als spritze ihm heißes Wasser gegen die kurzen Rippen, und wußte aus Erfahrung, daß die Kugel ihn ungefährlich gestreift habe. Er sah den Gegner scharf an, erhob die Waffe und drückte los. Monks Gestalt wankte und sein Gesicht wurde totenblaß. Als die Sekundanten zu seiner Unterstützung herbeisprangen, sagte er knirschend: „In meiner rechten Schulter brennt's wie Feuer."

Der Arzt entblößte die Schulter und erkannte auf den ersten Blick, daß dieselbe von der Kugel fast durchbohrt war. „Ich fürchte, das Schlüsselbein wird zerschlagen sein," sagte er im Tone der Besorgnis. „Ich werde einen Notverband anlegen und Sie nach dem Hospital schaffen, wo sich der Schußkanal leichter untersuchen läßt. Besitzen Sie Willenskraft genug, um unter dem Beistand Ihrer Freunde zum Hospital zu reiten, oder soll ich den Lazarettwagen heraufsenden?"

„Will versuchen, ob ich auf den Gaul komme," stöhnte der Verwundete. Von den Kameraden gestützt, brachte er den Fuß in den Steigbügel, allein bevor er auf den Rücken des Pferdes kam, fiel er in Ohnmacht. So breitete man Decken auf dem Boden aus und Felix jagte auf seiner schnellfüßigen Fuchsstute ins Thal hinab, um einen Wagen herbeizuholen. Als der Arzt, welcher deutscher Abkunft war, unbeschäftigt neben Monk stand, sagte Wild: „Haben Sie vielleicht ein Heftpflaster für mich übrig, Doktor, die Kugel meines Gegners scheint mich ein wenig geritzt zu haben."

Der Doktor beeilte sich, sein Verbandzeug wieder hervorzuholen. „Warum sagen Sie erst jetzt, daß Sie verwundet sind?"

„Weil mein Gegner Ihrer Hilfe dringender bedurfte als ich," antwortete Wild und entblößte seinen Oberkörper.

„Alle Wetter!" Der Doktor stierte die muskelstrotzenden Schultern und Arme, sowie die wohlgeformte Büste an, die sich vor seinem Blicke enthüllte. „Das Modell zu einem Siegfried. Jammerschade, daß ich nicht Bildhauer bin. Dies Prachtexemplar der germanischen Rasse müßte der Nachwelt in einem Kunstwerk überliefert werden. Und wenn ich bedenke, daß dieser herrliche Korpus bei einem Haar zerstört worden wäre, dann sollte man's verschwören, jemals wieder dem Duellunfug Vorschub zu leisten. Die Kugel ist über eine kurze Rippe hingeglitten und hat glücklicherweise nur die Haut durchlöchert. Schwächt Sie der Blutverlust nicht?"

Wild schüttelte lächelnd den Kopf und leerte einen Becher Weins, den der erste Lieutenant ihm aus der Feldflasche gefüllt hatte. Der Doktor wusch die Wunde aus und verband dieselbe. Als der Wagen kam und Monk auf Maisstroh gebettet war, verabschiedete sich Wild von den fremden Offizieren, und diese reichten ihm mit allen Zeichen der Achtung die Hände. Felix schloß sich dem Freunde an. Als ein Cedernwald die beiden Reiter den

Digitized by Google

Blicken ihrer Zeugen entzog, ließ Felix den Zügel auf den Hals seines Pferdes fallen, beugte sich zu Wild hinüber und schloß denselben in seine Arme. „Du hast wie ein zürnender Gott auf dem Kampfplatz gestanden und diese Kröte Monk mit deinen Worten mehr zerschmettert als mit der Kugel. Dafür muß ich dich küssen!“ Und der enthusiasmierte Bursche preßte dem sich sträubenden Freunde einen Kuß auf die Wange.

Bei einer Biegung des Weges bemerkte er gleich darauf, daß die Töchter des Generals mit dem Adjutanten die Villa verließen und sich der Stadt zuwendeten. Sofort setzte er sein Pferd in Galopp, um sich den Spaziergängern anzuschließen.

Wild hielt seinen Rapphengst scharf im Zügel und schaute dem munteren Freunde, der eben die Zeltgasse des Lagers durchflog, lächelnd nach. Plötzlich hörte er am Wegrand einen Laut, der wie ein halbunterdrückter Aufschrei der Freude klang. Er blickte seitwärts und sah die schwarze Ruth am Wege stehen. Ihr dunkles Antlitz schien ihm seltsam verändert zu sein. Es lag ein Schein der Freude darüber, der es verschönte wie der Sonnenstrahl die Purpurrose. Mit glänzenden Augen sah sie ihn an und sagte: „Sie leben noch?“

„Wie Sie sehen,“ entgegnete er lachend und sprang aus dem Wagen. „Glaubten Sie, man habe mich umgebracht?“

Sie nickte. „Ich stand gestern bei der Thür des Saales, als Sie den argen Streit hatten — und da Ihre Kameraden heute von einem Duell sprachen, da außerdem Ihr Name genannt wurde und Lieutenant Felix wiederholt durchs Lager jagte, so fürchtete ich —“

„Sie fürchteten für mein Leben, Ruth?“ Er stellte die Frage in freudiger Erregung, sie aber schlug vor seinen heißen Blicken die Augen nieder, ihre Züge wurden starr, und in kühlem Tone kam die Antwort über ihre Lippen: „Man weiß es ja, wie leichtfertig Sie mit der Gefahr spielen. Als Christin aber müßte es mich traurig stimmen, wenn wieder ein blühendes Leben ins Grab sänke.“

„Nun, Ihrem christlichen Gemüt bleibt vorläufig jede Trauer erspart.“ Er grüßte spöttisch und leitete sein Pferd zum Stalle.

* * *

Das Duell mit seinem verhängnisvollen Ausgang konnte dem General nicht verheimlicht bleiben. Als derselbe durch den Adjutanten erfuhr, wer den Lieutenant Monk schwer verwundet habe, geriet er in Wut und erklärte, man müsse Wild sofort verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen. Der Adjutant entgegnete daraufhin, daß in diesem Falle ein halbes Dutzend Offiziere als Teilnehmer und Zeugen des Duells gleichfalls angeklagt und bestraft werden müßten. Papa General hatte das nicht bedacht, und nachdem er seinen Zorn in kräftigen Flüchen verpufft, trat er zögernd der Ansicht des Adjutanten bei, daß man aus dienstlichen Rücksichten sich mit einer strengen Verwarnung der Schuldigen begnügen müsse.

„Was aber den deutschen Skandalmacher betrifft, der mir hinterher noch einen Offizier zum Krüppel schießt, so wird demselben der Passierschein sofort entzogen. Die gewährte Freiheit hat den Burschen übermütig gemacht; er bildet sich wohl ein, wir müßten ohne ihn verhungern. Das soll anders werden! Von heute ab tritt er wieder in Reih und Glied und wird zu den schwierigsten und mühevollsten Dienstleistungen herangezogen. Sehen Sie mit aller Strenge darauf, daß dieser Wilde gezähmt wird. Zu den Fourage-Streifzügen erhalten wir in den nächsten Tagen einen geeigneten Leiter in dem tapferen Sergeanten Frosch, der ja übermorgen das Hospital wieder verläßt.“

Der Adjutant beeilte sich nach dieser Philippika seines Generals, Wild den Passierschein abzufordern und ihm den höchsten Zorn und die Erklärung des Generals zu vermelden, daß man fortan seiner Dienste als Fourageur entbehren könne. Der Gemaßregelte erwiderte, es schmerze ihn zwar, das Mißfallen des Generals erregt zu haben, allein er sehe

Digitized by Google

es eher für eine Belohnung als für eine Bestrafung an, daß er den Dienst in der Compagnie mit dem Leben eines Buschkleppers vertauschen könne. Als der Adjutant hinzufügte, der General werde den wieder hergestellten und in Ansehung seiner großen Verdienste zum Sergeanten ernannten Simon Frosch an die Spitze der Expeditionen stellen, konnte Wild nur mit Mühe einen Ausbruch toller Heiterkeit bemeistern und machte, so rasch es anging, Kehrt.

Am nächsten Tage stand Wild schon früh am Morgen als Ordonnanz im Vorzimmer des Generals und dieser ließ ihn um geringfügiger Anlässe willen weite Ritte ausführen. Die Schnelligkeit und Promptheit, mit welcher dies geschah, besänftigte allmählich den Groll des Generals, der den kühnen Burschen spät am Abend mit der Anweisung entließ, er möge mit den beiden anderen Ordonnanzen in der Wachtstube weiterer Befehle gewärtig sein. Wild betrat zum erstenmal Ruths Wohnung. Er fand darin etwa ein Dutzend Kameraden, die sich mit Kartenspielen, Rauchen und Punschtrinken die Zeit vertrieben. Das Zimmer war sehr geräumig, aber dicke, qualmige Wachtstubenluft erfüllte es ganz. Aus dem Brodem, der dem Eintretenden entgegenwehte, konnte Wild daraus schließen, daß die Faulenzer in der Compagnie aus dem Raume, ohne Rücksicht auf die Bewohner, eine Art von Klublokal gemacht hatten. Die Spieler saßen beim flackernden Kaminfeuer, und während sie die Karten hinwarfen, klopften sie auf den Tisch und fluchten, als ob sie in der Kneipe wären.

An der entgegengesetzten Seite saß der alte Tom mit Ruth vor einer dunklen Gardine, die sein kleines Schlafgemach von der Wohnstube abschied. Das Ehepaar hatte ein kleines Tischchen zwischen sich, über das eine Lampe ihr mildes Licht breitete. Ruth hatte Wilds Eintritt bei dem im Zimmer herrschenden Geräusch nicht bemerkt. Sie las ihrem andächtig lauschenden Gatten aus der Bibel vor. Leise schritt der Neuangekommene, der auch von den eifrig spielenden und streitenden Kameraden übersehen worden war, der Leserin näher und beobachtete sie vom Halbdunkel aus. Sie las Christi Bergpredigt, und ihre Stimme fesselte ihn sofort; diese war tief und harmonierte in der Klangfarbe ganz mit dem dunklen Goldbraun von Ruths Gesichtsfarbe; was ihr aber in diesem Augenblick einen besonderen Zauber verlieh, das war die schöne Modulation des Tones, das war die reine heilige Andachtsempfindung, welche die Worte der Liebe, des Trostes und der Vermahnung durchströmte. Zu seiner Verwunderung las Ruth mit jener richtigen Betonung, welche ein vollkommenes Verständnis des geistigen Inhalts zur Voraussetzung hat; dabei lag so viel kindlicher Glaube, so viel schwärmerische Hoffnung in ihrer Sprache, in den großen schwimmenden Augen und den bewegten Zügen, daß Wild die Verkündigung eines Cherubs zu hören vermeinte. Gefühle der Andacht überkamen ihn, und als plötzlich die Spieler beim Kamin unter dem Hallo der Gewinner und den Flüchen der Verlierer die Karten hinwarfen, war es ihm zu Mute, als werfe jemand eine Kröte in den krystallhellen Quell, aus dem er mit durstigem Munde getrunken. Leise trat er zu der Tafelrunde, wo eben einige Burschen lachend den Gewinn einstrichen und andere stürmisch Revanche forderten. In bittendem aber eindringlichem Tone sagte er: „Hört auf! Unser wüstes Lärmen muß dem alten Mann da drüben und seinem Weibe lästig fallen.“

„Ei, zum Henker, wir werden doch auf den Nigger keine Rücksicht nehmen,“ schrie einer der Spielwütigsten und mischte die Karten.

Mit einem raschen Griff entriß ihm Wild die Blätter und schleuderte sie in das flackernde Kaminfeuer. „So werdet ihr als gute Freunde auf mich Rücksicht nehmen, der ich heute zehn Stunden im Sattel gesessen. In dieser Stickluft kann ich nicht atmen, bei diesem Lärm nicht ruhen. Wer hier um des Dienstes wil-

Digitized by Google

len nicht verbleiben muß, dem wünsche ich eine gute Nacht." Er öffnete das breite Fenster des Zimmers und ließ die kalte Nachtluft hereinströmen. Die Spieler erhoben sich murrend, allein nur der lange Tetzlaff wagte ein Wort des Widerspruchs. „Du bist recht ungemütlich, Ost," sagte er und schnitt sich ein Primchen ab; „Spielen und Trinken kürzt uns die lange Nacht."

„Mir nicht und nicht den Bewohnern dieses Zimmers. Ist es schon schlimm, daß wir der jungen Frau am Tage lästig fallen, so wollen wir ihr und Tom wenigstens nicht das Beisammensein während der Abendstunden und die Nachtruhe verkümmern. Ihr glaubt einem Nigger keine Rücksicht schuldig zu sein, und doch kann der Schwarze vielleicht ein besserer Mensch sein als wir alle. Gute Nacht!"

Die Kameraden fanden, daß Wild heute in seltsamer Laune sei, allein niemand wagte es, sich seinem Willen zu widersetzen, und so traten alle, die in der Wachtstube nichts mehr zu suchen hatten, langsam den Rückzug an. Die beiden Ordonnanzen, welche in Wilds Gesellschaft zurückblieben, stierten verdrossen in die Flammen des Kamins und bedauerten den Verlust der Karten. „Wir hätten wenigstens ein Sechsundsechzig zu dreien spielen können," brummten sie.

„Laßt uns zur Abwechselung einmal bessere Unterhaltung suchen." — Der Störenfried wandte sich an das Ehepaar, welches bei dem unvermuteten Aufbruch der lärmenden Gäste die Vorlesung eingestellt und mit Verwunderung die letzten Worte Wilds vernommen hatte. In weichem, fast schüchternem Tone sagte dieser: „Wollen Sie uns die Freude machen, Ihre Vorlesung am Kamin fortzusetzen? Uns hat der rauhe Krieg den Geist der Menschenliebe verscheucht, vielleicht kehrt er nach den Worten Jesu wieder ein."

Ruth fühlte sich ganz verwirrt durch die freundliche Anrede und starrte den Soldaten so fragend an, als zweifle sie am Ernst seiner Worte. Der alte Tom aber ergriff die Lampe und sagte: „Einer solchen Einladung folgen wir gern." Er nahm den Sessel an, den Wild ihm zum Feuer rückte, und ermutigte die zögernde Frau durch den Zuspruch: „Komm nur getrost, dieser Gentleman meint es gut mit uns."

Ruth legte zögernd die Bibel auf den Tisch und zaghaft gab sie der erneuten Bitte Wilds nach und las Stellen aus der Bergpredigt vor. Ihre sonor klingende Stimme erweckte bald eine seltsam feierliche Stimmung in dem kleinen Kreise. Durch die erhabenen Worte des göttlichen Meisters fühlten sich die Soldaten der Wirklichkeit entrückt, und etwas wie die Schauer der Ewigkeit fielen in ihre Seelen. Als Ruth geendet, atmete Wild tief aus der breiten Brust und sagte im Ton ehrlicher Bewunderung: „Wer lehrte Sie lesen — so lesen?"

„Ich wurde mit den Kindern meines Herrn erzogen," antwortete Ruth mit gesenkten Blicken, „und lernte etwas mehr als die große Masse der Sklavinnen."

„Und etwas mehr, als Bildung geben kann, liegt in Ihrer Seele," fügte Wild hinzu, „das Feuer der Inspiration flammte darin auf, sobald der Geisteshauch des Nazareners aus diesen Blättern wehte. Wenn ich die Augen schloß, sah ich die Idealgestalt des Bergpredigers vor mir und fühlte mich im Innersten bewegt durch die Worte der Liebe und die Erhabenheit seiner Moral. Mir war es, als lägen nicht nahezu zwei Jahrtausende, sondern ein Tag zwischen uns und dem Opfer auf Golgatha, so lebendig berührten mich diese Worte."

„Zwei Jahrtausende hatte Christi Lehre Zeit sich auszubreiten," sagte Tom seufzend, „und noch sind wir Sklaven."

„Ja, der Kampf mit der Finsternis währt lange, und dies ehrwürdige Buch," hier legte Wild seine gebräunte Hand auf die Bibel, „teilt mit profanen den Fehler, daß es verschiedene Auffassungen zuläßt. Trotzdem Christus die Gleichheit aller Menschen vor Gott verkündete, beweisen auch die Sklavenhalter aus dem Neuen Testament, daß Christus das Ver-

Digitized by Google

hältnis zwischen Herren und Sklaven auf Erden als zu Recht bestehend anerkannte."

Tom suchte nun mit der Redseligkeit, aber auch mit der Leidenschaftlichkeit des alten Mannes darzulegen, daß Sklaverei mit den Moralgesetzen nicht in Einklang zu bringen sei, weil jeder Mensch ein Anrecht habe auf die Früchte seiner Arbeit. Man verdamme den Räuber, der seinen Nächsten plündere, gestatte aber dem Plantagenbesitzer, ein Gleiches zu thun an seinen schwarzen Menschenbrüdern.

„Und doch bleiben Sie hier und verwalten das Hab und Gut Ihres entflohenen Herrn?" bemerkte Wild. „Warum ziehen Sie nicht nach dem Norden, wo Sie frei leben können?"

„Ich rechne," so antwortete der schwarze Dorfphilosoph in seiner etwas wunderlichen Ausdrucksweise, „daß die Dankbarkeit ins Spiel kommt. Master war stets gut gegen uns, und als er fortging, bat er mich, hier auszuharren — und ich versprach's."

Ruth war indes ins Nebenzimmer getreten und kehrte jetzt mit Kamm und Bürste in der Hand zurück. Sie löste Toms graues Haar, das zu einem Zopf geflochten war, und kämmte es sorgfältig. Während dieser Hantierung moralisierte der Alte und stellte den Grundsatz auf, daß jeder Mensch Anspruch auf Freiheit habe, in dem das Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit vor Gott lebendig sei.

Wild antwortete nach einiger Überlegung: „Das Gefühl der Verantwortlichkeit vor Gott kann der Furcht vor der Vergeltung im Jenseits entspringen. Menschlich höher steht mir daher jener Hochherzige, der seine Thaten vor das eigene Gewissen stellt und der sie selber richtet. Aus Menschenliebe, aus Erbarmen und dem Glauben an die Macht des Guten muß das Gerechtigkeitsgefühl in uns emporwachsen, zugleich mit der Willensenergie, das Böse zu ertöten . . ."

Er schwieg eine Weile und starrte nachdenklich ins Feuer, dann wandte er sich zu Tom: „Bei dieser Einkehr in mein Inneres erkenne ich, daß da drinnen ein schwacher, bestechlicher Richter seines Amtes waltete. Ich verdanke euch beiden eine ernste Mahnung. Nur die reine Seele kann heiter sein. Ich werde dieses Abends lange eingedenk bleiben."

Er reichte dem Alten die Hand, die dieser in sichtbarer Bewegung schüttelte, worauf er sich stumm erhob. Ruth legte mit kindlicher Zärtlichkeit ihren Arm um Tom, und ein strahlendes Lächeln glitt über ihre Züge, als sie Wild gute Nacht sagte. Sobald das Paar hinter dem dunklen Vorhang verschwunden war, wandte dieser sich zu den beiden Kameraden mit der Frage: „Überkommt euch nicht ein gewaltiger Respekt vor dem alten Manne, der sich aus dem Dunkel und Elend der Sklaverei zu der klaren und gerechten Weltanschauung eines Weisen aufgeschwungen hat? Trotzdem er alle Merkmale des Loango-Negers in seinem Gesichte trägt, erschien er mir in dieser Stunde so ehrwürdig wie einer der biblischen Patriarchen. Der Schwarze verdient die Liebe eines solchen Weibes."

„Ja," bemerkte der kleine Schikaneder, ein Bursche mit saftigem Gesicht, dem der Schalk im Nacken saß, „sie passen zueinander wie das Neue und Alte Testament. Soviel mir aus der Schulzeit erinnerlich, enthält nur der Bibel zweiter Teil das Evangelium der Liebe."

„Du bist ein Spötter!"

„Und du ein Schwärmer."

„Mag sein, aber wenn ihr mich ein klein wenig lieb habt, dann stört mir nicht den Frieden dieses Ehepaares."

Die Kameraden schüttelten Wilds ausgestreckte Hand zum Zeichen des Einverständnisses und legten sich auf die in der Ecke befindliche Streu nieder, während Wild beim Kaminfeuer sinnend und träumend sitzen blieb, bis auch ihn im Sessel der Schlaf überwältigte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Roterſand-Leuchtturm.

Die Beleuchtung der Meeresküſten.

Von

Julius v. Goerne.

Die Beleuchtung der Meeresküſten ſteht in innigem Zuſammenhange mit der Entwickelung der Schiffahrt.

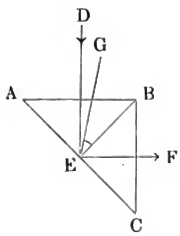
Überall da, wo dieſe einen lebhaften Aufſchwung nahm, findet ſich auch die Sorge dafür, die reich befrachteten Schiffe nach Möglichkeit ſicher von Ort zu Ort zu geleiten.

Schon früh kam dies darin zum teilweiſen Ausdruck, daß man den anſegelnden Schiffern die Erkennung der Orte, an welchen ſie landen wollten, durch weithin ſichtbare Zeichen erleichterte: ſo berichtet Strabo, daß beſonders an flachen Küſten Türme errichtet wurden, die das Auffinden der An- und Einfahrt wenigſtens bei Tage bequem ermöglichten. Freilich war dies nur ein Notbehelf; die beſten Erkennungszeichen blieben doch immer die, welche die Natur ſelbſt errichtet hatte: die felſigen, weit hinaus ſichtbaren Vorgebirge. Außer jenen, nur bei Tage als Erkennungszeichen dienenden Türmen kannte man aber, wie in der Odyſſee bereits erwähnt wird, auch nächtliche Zeichen: die Leuchtfeuer. Bei weiterer Entwickelung der Schiffahrt wird man wohl beide an einer Stelle vereint haben, wie uns das Beiſpiel des berühmten Leuchtturmes auf der kleinen Inſel Pharos bei Alexandrien lehrt. Derſelbe erhielt dann von der Inſel, auf welcher er erbaut war, allmählich ſelbſt ſeinen Namen, und dieſer

Digitized by Google

ging mit gleicher Bedeutung in die romanischen Sprachen über. Dieser „Pharos“ wurde nach den auf uns überkommenen Nachrichten im dritten Jahrhundert vor Christo unter Ptolemäus I. von Sostratos erbaut und ragte in acht Stockwerken bis zu 160 Metern Höhe empor. Seine Kosten sollen sich auf nahe an 30 Millionen Mark belaufen haben. Die auf der Spitze befindliche Leuchte, eine Art Fakkelfeuer, warf ihr Licht bis auf 300 Stadien (etwa 30 Seemeilen) weit über das Meer. Er hat sich bis etwa 1317 n. Chr. erhalten. Ein Zeitgenosse des Pharos war der einst nicht minder berühmte Koloß von Rhodus. Derselbe, als eins der sieben Weltwunder geltend, war eine dem Helios geweihte eherne Statue, welche in der Nähe des Hafens ihren Standort hatte. Dieselbe wurde von Chares um 290 v. Chr. gefertigt und kostete nicht viel unter anderthalb Millionen Mark. Die Figur besaß eine Höhe von 32 Metern, und erzählt man bekanntlich, es seien, da sie mit gespreizten Beinen über dem Eingang zum Hafen stand, die größten Schiffe mit vollen Segeln unter ihr hinweggefahren. Das Dasein dieses Kolosses war jedoch nicht von langer Dauer, da er schon bald (im Jahre 223 v. Chr.) durch ein Erdbeben gestürzt wurde. Zwar wurde die Figur von den Römern wieder hergestellt, doch haben wir schließlich keine andere Kunde von ihr, als daß ihre Trümmer im Jahre 672 n. Chr. von den Sarazenen an einen Juden verkauft wurden, welcher neunhundert Kamelladungen damit füllte.

Figur 1.

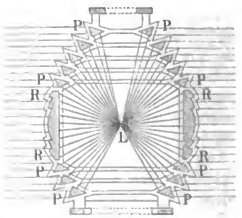


Von anderen Leuchttürmen des Altertums ist der von Ravenna, den Plinius ebenso wie den Pharos erwähnt, hervorzuheben; desgleichen der von Ostia.

So dürftig nun auch die uns überlieferten Nachrichten aus dem Altertum hinsichtlich der Küstenbeleuchtung sich erweisen, so darf man doch aus diesen wenigen, aber großartigen Beispielen den Schluß ziehen, daß auch an anderen Hafenorten durch minder berühmt gewordene Bauwerke für die Sicherheit der anlegenden Fahrzeuge gesorgt wurde und daß dem Schiffer in jenen frühen Zeiten nach Möglichkeit diejenigen Hilfsmittel geboten wurden, welche er zur möglichst sicheren Ausübung seines Berufes notwendig bedarf und wie sie ihm die Neuzeit in so ausgiebiger Weise darbietet. Auch in unserem Vaterlande reichen sichere Nachrichten über Seezeichen und Leuchttürme ziemlich weit zurück. So verlieh im zwölften Jahrhundert Heinrich V. der Stadt Bremen das Recht, Tonnen auszulegen und Baken (gerüstartige, in die Augen fallende Holzbauten) zur Bezeichnung des Fahrwassers zu errichten. Auf der Elbe scheint da-

Figur 2.

Figur 3.



A. Fresnels dioptrischer Apparat für feste Leuchtfeuer.

Digitized by Google

gegen der Turm auf dem „Neuen Werk" (Neuwerk) das erste Bauwerk gewesen zu sein, das den elbwärts segelnden Schiffen den rechten Weg angeben half. Dieser Turm soll schon im zwölften Jahrhundert von der Stadt Hamburg und den Bewohnern des Landes Hadeln mit erheblichen Kosten erbaut worden sein.

Auch im Fahrwasser der Elbe waren Tonnen ausgelegt und Baken vorhanden.

Ebenso ist aus Lösings „Geschichte der Stadt Emden" ersichtlich, daß derselben im Jahre 1539 die Erlaubnis zur Erhebung von Tonnen-, Baken-, Feuer- und Lastgeld erteilt wurde, mit der Verpflichtung, alle zur Sicherheit der Schiffahrt nötigen Einrichtungen von der Ems bis zur Mündung in stand zu halten, auch ein Feuer in der Nacht auf Borkum anzuzünden.

In gleicher Weise läßt sich das Vorhandensein ähnlicher Einrichtungen auch für die Ostsee bis in frühe Zeit hinauf verfolgen.

Mit der Errichtung des Hansabundes und dem damit verbundenen Aufblühen der Seestädte Hamburg, Bremen und Lübeck geschah natürlich erheblich mehr zur Sicherung der Schiffahrt; jedoch entstanden infolge der vielen ungleichartigen Interessen die verschiedensten Arten von Seezeichen; ein Teil derselben erhielt sich noch bis auf unsere Tage.

Obwohl auch noch nach dem Verfall der Hansa einiges für die Beleuchtung unserer Küsten gethan wurde, so blieb es doch erst der neueren Zeit vorbehalten, derselben eine solche Ausdehnung zu geben, wie das auf S. 513 abgedruckte Kärtchen unserer Küsten aufweist. Im ganzen werden daselbst allnächtlich siebenundneunzig Leuchtfeuer angezündet, wenn man sowohl die Seefeuer wie die Binnenfeuer rechnet, zu welch letzteren die kleineren auf Molenköpfen, Hafeneinfahrten, Leuchtschiffe auf Binnenwassern u. s. w. gehören.

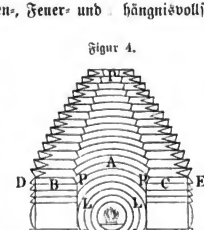
Indem wir nunmehr die durch verschiedenartige Bezeichnung angedeuteten Unterschiede zwischen den einzelnen Feuern näher betrachten, müssen wir uns notwendigerweise zunächst vergegenwärtigen, in welcher Art die Mannigfaltigkeit der Leuchtfeuer bewirkt wird.

Strahlten alle Feuer feste, punktgleiche Lichter aus, wären sie also untereinander nur durch größere oder geringere Lichtstärke unterschieden, so würden die verhängnisvollsten Irrtümer nur zu leicht möglich sein; denn es genügt dem aus See kommenden Schiffer keineswegs, daß er ein Leuchtfeuer, sondern welches er vor sich hat, und endlich kann der Seemann, auch wenn sein Auge ein Lichtpünktchen am Horizonte wahrnimmt, nicht immer vollkommen sicher sein, ob dasselbe auch wirklich einem Leuchtturm entstrahlt oder ob es nicht ein gerade im Horizont erscheinender Stern ist. Es ist daher die größtmögliche Verschiedenheit der Leuchtfeuer unabweisbar. Leider läßt sich diese nur in sehr geringem Maße durch verschiedene Färbung der Lichter erzielen. Zwar wird hier und da eine rote Färbung angewendet, doch reicht das damit erhaltene Licht für viele Fälle nicht weit genug, um häufig angewandt werden zu können. Man hat sich daher seit lange schon in anderer sinnreicher Weise zu helfen gewußt, indem man die Art der Lichtausstrahlung veränderlich machte. — An unseren Küsten unterscheidet man folgende verschiedene Arten von Feuern:

1) Feste Feuer. Diese zeigen ein einfarbiges Licht von gleichmäßiger Stärke: Borkum, Helgoland, Neuwerk, Arkona, Rixhöft u. s. w.

2) Feste Feuer mit Blinken. Bei die-

Figur 4.



A. Fresnels dioptrischer Apparat für feste Feuer mit Blinken.

Digitized by Google

sen zeigt das feste Feuer in regelmäßigen Zeitabschnitten von mindestens fünf Sekunden Dauer lichtstärkere Blinke, welche auch eine andere Farbe (Rot) als das mit ihnen verbundene feste Feuer haben können. Ein solches Feuer ist z. B. Wangeroog und Rote Kliff in der Nordsee. Ersteres zeigt außer dem festen Feuer innerhalb jeder Minute hellere Blinke von zwanzig Sekunden Dauer, letzteres helle Scheine von vier zu vier Minuten von je zwölf Sekunden Dauer mit vorangehender Verdunkelung von je achtundzwanzig Sekunden. In der Ostsee würde Brüsterort hierher zu zählen sein: ein festes Feuer mit hellen Blinken von vier zu vier Minuten, ebenfalls mit ähnlichen Verdunkelungen wie bei Rote Kliff.

3) Blinkfeuer. Hierbei erscheint bald Licht, bald Dunkelheit in bestimmten Pausen; die Lichtblinke nehmen allmählich an Stärke zu und ab. Diese Gattung ist an den deutschen Küsten ziemlich zahlreich vertreten. In der Nordsee: Norderney Blinke von vier Sekunden und Dunkelheit von sechs Sekunden Dauer; ähnlich das Feuer von Amrum. In der Ostsee: Marienleuchte auf Fehmarn, Darser Ort, Hiddensee, Groß-Horst, Hela und Nidden. Die Zeiten der Dunkelheit und der Helligkeit sind natürlich sehr verschieden.

4) Unterbrochenes Feuer, ein festes Feuer, dessen Licht in bestimmten Zeitabschnitten ein- oder mehreremal unterbrochen wird.

Außer den genannten unterscheidet man dann wohl noch die Funkelfeuer, bei denen die Blinke ohne Verdunkelung schnell aufeinander folgen, ferner Gruppen-Blinkfeuer und Wechselfeuer, welches verschiedene Farben zeigt.

Nach Aufzählung dieser verschiedenen, an den deutschen Küsten vorhandenen Feuer erscheint es von Interesse, zu erfahren, in welcher Weise die Beleuchtungsapparate eingerichtet sind und in welcher Weise die Wissenschaft hilfreich eingegriffen hat, um die noch im vorigen Jahrhundert höchst primitiven Leuchten bis zum heutigen Grade der Vollkommenheit zu bringen.

Zur Speisung der Lichtquelle benutzt man jetzt meist Mineralöl, vereinzelt noch Rüböl. Auf einigen Leuchttürmen, jedoch nicht an der deutschen Küste, findet auch das Drummondsche Kalklicht, dann Magnesiumlicht und elektrisches Licht Verwendung. Der allgemeineren Anwendung des letzteren stellt sich leider der Umstand entgegen, daß es nicht im stande ist, den Nebel so weit zu durchdringen wie das Lampenlicht. Wie bekannt, durchdringen die im letzteren enthaltenen roten Strahlen den Nebel am weitesten; da aber elektrisches Licht rote Strahlen nur in sehr geringem Maße enthält, so eignet es sich zu dem hier in Rede stehenden Zweck nur unvollkommen.

Die Lampen selbst haben Argandbrenner, deren Dochtzahl sich bis auf sechs steigern kann. Da beim Brennen derselben eine außerordentliche Hitze entsteht, so ist es erforderlich, um eine Verkohlung der Dochte zu verhüten, Moderatorenlampen zu verwenden, bei denen dem Docht bekanntlich ein Überschuß von Öl zugeführt wird.

Wie leicht verständlich, kommt es bei jedem Leuchtfeuer darauf an, einen möglichst großen Teil des Horizonts in Augenhöhe des Seemanns stark zu beleuchten. Die höchsten Anforderungen stellt man in dieser Beziehung an die festen Feuer, die entweder auf Inseln (wie Helgoland) oder auf einem vereinzelten Felsen im Meere (Eddystone, Skerryvore) errichtet sind. Von diesen verlangt man, daß sie ein helles und beständiges Licht über den ganzen Horizont werfen. Nun strahlt jede Lichtquelle die Gesamtheit ihrer Strahlen nach allen Richtungen aus; daher kommt es hier darauf an, dieses Licht durch geeignete Apparate auf den Teil des Horizonts, welcher erleuchtet werden soll, zu konzentrieren. Hierzu bedient man sich einesteils des katoptrischen oder Spiegelsystems, anderenteils des dioptrischen oder Linsensystems.

Welches von beiden ist für Leuchttürme vorzuziehen?

Die Beantwortung dieser Frage er-

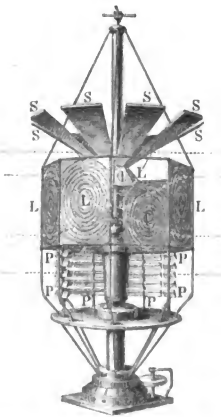
Digitized by Google

Die Beleuchtung der deutschen Küsten.

Digitized by Google

giebt sich zum Teil, wenn man sich die aus der Optik bekannten Gesetze der Reflexion an metallischen und Glasflächen vergegenwärtigt. Wenn Licht auf einen metallischen Spiegel fällt, so ist diejenige Lichtmenge, welche er zurückwerfen soll, abhängig einerseits von Unvollkommenheiten in der Form der Spiegel, andererseits von wirklicher Absorption der Lichtstrahlen, was sehr wesentlich von der Po-

Figur 5.



Leuchtfeuer-Apparat für feste Feuer mit Blinken.

litur abhängt. Wendet man aber, um den Lichtstrahlen eine bestimmte Richtung zu geben, Glasprismen an, und benutzt man die Erscheinung der totalen Reflexion, so dürfte, wenigstens der Theorie nach, gar kein Licht verloren gehen. Um das Gesagte durch den Ausspruch namhafter Physiker zu erhärten, die den Unterschied der Wirksamkeit metallischer und gläserner Spiegelflächen der genauesten Erforschung unterworfen haben, seien die Worte John Herschels angeführt:

„Die totale Reflexion (durch Glas) übertrifft an Glanz weit alles, was durch andere Mittel zu erreichen ist, z. B. durch Quecksilber oder durch vorzüglich polierte Metalle."

Noch ausführlicher spricht sich Brewster aus:

„Es ist bekannt, daß durch Hämmern poliertes Silber anders auf Licht wirkt als Silber, welches eine Spiegelpolitur erhalten hat, und ich habe an einem anderen Orte die Ansicht ausgesprochen, daß ein parabolischer Reflektor von versilbertem Kupfer, der durch Hämmern poliert ist, wegen der Dichtigkeitsdifferenz verschiedener Teile des reflektierenden Häutchens, in einer Entfernung von vielen Meilen eine merkliche Zerstreuung der reflektierten Strahlen hervorbringen wird, ähnlich derjenigen, welche in einem durchscheinenden festen, flüssigen oder gasförmigen Medium stattfindet."

Und an anderer Stelle sagt Brewster:

„Der große Wert eines solchen Spiegels" (nämlich der eines gläsernen, an dem einfallendes Licht total reflektiert wird) „besteht darin, daß, da die einfallenden Strahlen unter einem Winkel auf AC" (die reflektierende Spiegelfläche) „fallen, welcher größer ist als derjenige, bei dem die totale Reflexion beginnt, sie alle totale Reflexion erleiden werden, und kein einziger Strahl verloren gehen wird, wogegen bei dem besten metallischen Spiegel beinahe die Hälfte des Lichtes verloren geht."

Ist beispielsweise (Figur 1) ABC der Querschnitt eines rechtwinklig gleichschenkligen Prismas aus Crownglas, so werden alle Lichtstrahlen, welche die Fläche AC unter einem Winkel, der innerhalb AEG (also größer als GEB = 41° 49' für Crownglas) treffen, total reflektiert, d. h. keiner dieser Strahlen tritt an der Fläche AC aus dem Glase heraus, sondern alle verlassen das Prisma an der Seite BC.

Außer den genannten Vorzügen besitzt das Glas aber noch andere sehr wesentliche.

Das Schleifen des Glases gestattet ohne Zweifel, eine vorgeschriebene Krümmung bei weitem genauer zu fertigen als

Digitized by Google

diejenige eines Metallspiegels. Während im ersteren Falle das Schleifen von einer ohne Irrtum arbeitenden Maschine besorgt wird, muß im anderen die Politur schließlich durch einen relativ rohen Handprozeß bewirkt werden. Endlich wird dem Glase die Politur ein für allemal mitgegeben, während die des Metalls infolge atmosphärischer Einflüsse fortwährenden schädlichen Veränderungen unterliegt, die täglich, und meist wohl nur durch die immerhin nicht zarten Hände der Lampenwärter beseitigt werden können, wobei, auch bei pflichtgetreuester Bedienung, Schrammen und Veränderungen der Politur unausbleiblich sind.

Hiernach neigt sich die Meinung mehr zum dioptrischen System, und in der That, seitdem Fresnel seinen dioptrischen Leuchtfeuerapparat konstruierte, darf man wohl behaupten, daß ein solcher, was Lichtstärke durch sinnreiche Anordnung der Gläser angeht, nicht übertroffen werden kann. Im wesentlichen besteht er aus einem cylindrischen brechenden Glasring und total reflektierenden Glasprismen. Die Wirkungsweise der letzteren dürfte aus den beigegebenen Figuren 2 und 3 ohne weiteres klar werden: die von der Lichtquelle L ausgehenden Strahlen werden so gelenkt, daß sie den Apparat in einer Breite, die seiner Höhe gleichkommt, (bis über zwei Meter) parallel laufend verlassen. Während die Strahlen durch den mittleren Ring RR im allgemeinen gebrochen hindurchgehen, werden dieselben von den ober- und unterhalb befindlichen Prismen P total reflektiert.

Nach ähnlichem Princip baute Fresnel demnächst die dioptrischen Apparate für feste Feuer mit Blinken. Bei dieser Gattung hat man ein nahezu beständig sichtbares Feuer vor sich, welches in regelmäßigen Pausen durch hell erglänzende Blinke eine Änderung erleidet.

Dies beides wird dadurch erreicht, daß ein Teil des Apparats das Licht nur in der vertikalen Ebene vereint, ein anderer dagegen dasselbe in vertikaler und horizontaler Ebene zusammenfaßt.

Figur 4 zeigt die Vorderseite eines derartig wirkenden Apparates. Von den acht vorhandenen Seiten desselben ist eine (A) ganz sichtbar, zwei (B und C) verkürzt, ebenfalls zwei (D und E) nur im Querschnitt. Die Seitenteile B und C und deren im Bilde nicht sichtbare Analoga erzeugen bei der Drehung des Ganzen das im allgemeinen feste Feuer; die Blinke werden von den Seitenteilen A D E und dem analogen hinteren Teile erzeugt. Wie ersichtlich, besteht A in seinem mittleren Teile aus der Fresnelschen polyzonalen oder ringförmigen Linse (L), an welche sich oben und unten Prismen (P) anschließen, die den Ringen der Metall-Linse konform sind. Die Teile B u. s. w. entsprechen in ihrer Wirkung der des Apparates der Figur 1 und 2.

Figur 6.

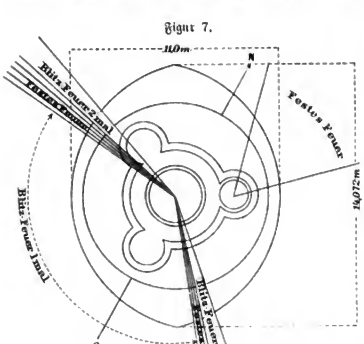
A. Fresnels dioptrischer Apparat für Drehfeuer.

Ganz ähnliche Lichtbildungen werden durch den in Figur 5 dargestellten Apparat erreicht; indessen ist er wegen der dabei angewendeten Spiegel (S) bei sonst gleichen Verhältnissen lichtschwächer, da bei der Reflexion bekanntlich ein Verlust von Licht stattfindet. Die einzelnen Teile des durch ein Räderwerk um seine senkrechte Achse drehbaren Apparats wirken wie folgt: die im unteren Teile des Ganzen befindlichen Glasprismen (P), die man auch feststehend anordnet, erleuchten den Horizont fortwährend und rufen daher den Eindruck des festen Feuers hervor. Die im mittleren Teile angebrachten Fresnelschen Linsen (L) erzeugen, da eine Umdrehung des Apparats in acht

Digitized by Google

Minuten erfolgt, in der Minute einen hellen Blitz von dreißig Seemeilen Sichtweite. Oberhalb der Lichtquelle (Q) sind ebenfalls Fresnelsche Linsen (l) lampenschirmartig angebracht. Diese werfen das Licht konzentriert auf die Spiegel (S) und erzeugen so in jeder Minute einen Blitz, jedoch von geringerer Intensität als die ersterwähnten. — Eine weitere Abart der Leuchtfeuer sind die sogenannten Drehfeuer, bei denen für kurze Zeit nur ein helles Licht mit darauf folgender Dunkelheit erscheint. Bei dieser Gattung, welche

Figur 7.



Grundriß von Roterjand-Leuchtturm.

in Figur 6 dargestellt ist, bemerkt man im mittleren Teile wieder die Fresnelschen Linsen (L) und ober- wie unterhalb derselben gekrümmte Prismen (P). Der Apparat besitzt acht gleichgebaute Seiten und kann daher acht helle Lichtbündel aussenden. Bei der Drehung trifft ein solches Bündel allmählich jeden Punkt des Horizontes. — Von besonderer Wichtigkeit sind noch die sogenannten Leitfeuer. Diese haben den Zweck, den aus See kommenden Schiffen an gefährlichen Küsten schon frühzeitig, d. h. möglichst weit ab vom Land, den Weg in den Hafen oder Flußmündungen zu zeigen. Ein Beispiel dieser Art ist der vor der Wesermündung seit Mitte der achtziger Jahre mitten in See stehende Roteſand-Leuchtturm, den wir als merkwürdiges Beispiel seiner Art und weil er einen Triumph deutscher Industrie darstellt, einer näheren Betrachtung unterziehen wollen.

Schon seit vielen Jahren hatten sich Preußen, Oldenburg und Bremen zu der Ansicht bekannt, die für die Schiffahrt erforderlichen Seezeichen auf und vor der Weser gemeinschaftlich zu ordnen.

Bei den Untersuchungen hierüber hatte sich herausgestellt, daß, um die Kennzeichen der Einfahrt in die Weser für die aus See kommenden, beziehungsweise für die in See gehenden Schiffe zu verbessern, es wünschenswert sei, ein Feuerschiff auf dem sogenannten „Roten Sand" auszulegen (nordnordwestlich von Wilhelmshaven und westlich von Cuxhaven). Bei Auslotung der verlangten Stelle erwies sich die Wassertiefe aber als zu groß, um daselbst ein Feuerschiff sturmsicher zu verankern, und so mußte man darauf Bedacht nehmen, auf anderem Wege zu dem erwünschten Ziele zu gelangen.

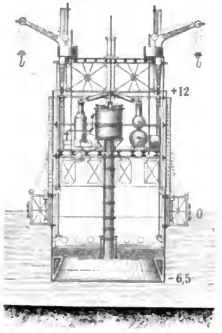
Man beschloß einen Leuchtturm zu errichten. Derselbe sollte seine Lage etwa fünfzig Kilometer von Bremerhaven, fast in gerader Richtung auf Helgoland zu, man kann wohl sagen, mitten in See, erhalten.

Das Meer gerät gerade an dieser Stelle leicht in Unruhe, da schon mäßige Winde, wenn sie von West über Nord bis Nordost wehen, eine hohe See zu erzeugen vermögen. Hierin und in der von den Hilfsquellen des Festlandes entfernten Lage des Turmes beruhte aber nicht allein die Schwierigkeit der Bauausführung. Sollte der Turm seinen Zweck recht erfüllen, so mußte er nahe dem hier 17 Meter tiefen Fahrwasser seinen Platz erhalten. Da aber das letztere, wie

Digitized by Google

man aus Erfahrung weiß, nicht immer konstant bleibt, sondern infolge der Ebbe und Flut Änderungen des Meeresbodens bewirkt werden, so war eine erhebliche Fundierungstiefe erforderlich. Unter diesen Umständen schien es am angemessensten, das Fundament, gleichsam fertig, in Gestalt eines mächtigen eisernen Caissons schwimmend an Ort und Stelle zu schaffen, daselbst zu versenken und demnächst mit Beton und Mauerwerk auszufüllen.

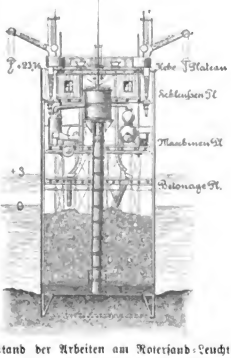
Figur 8.



Caisson des Roterſand-Leuchtturms, fertig zur Ausfahrt.

Hiernach wurde in den Jahren 1880 81 von seiten einer finanziell wohl nicht genügend fundiert gewesenen Gesellschaft ein Bauversuch gemacht. Derselbe endete indessen im Herbst 1881 damit, daß der bereits an Ort und Stelle versenkte, aber nicht genügend befestigte Caisson infolge der Oktoberstürme umgestürzt und unbrauchbar gemacht wurde.

Figur 9.



Stand der Arbeiten am Roterſand-Leuchtturm kurz nach der Einsenkung des Caissons.

Demnächst wurde der Bau der Gesellschaft „Harkort“ in Duisburg am Rhein, deren freundlichem Entgegenkommen wir die folgenden Notizen und die Erlaubnis zur Veröffentlichung der beigegebenen Skizzen verdanken, übertragen. Eingedenk der zu übernehmenden außerordentlich schwierigen Aufgabe, erklärte die Gesellschaft erst nach längeren Verhandlungen ihre Bereitwilligkeit zum Bau und schloß dieserhalb den Vertrag mit dem Bremer Tonnen- und Bakenamte, nachdem Preußen und Oldenburg bereits zugestimmt hatten, ab. Auch jetzt sollte wiederum ein eiserner Fundament-Caisson den Hauptbestandteil des eigentlichen Leuchtturmes bilden.

Die Form seines Querschnitts dürfte genügend aus Figur 7 ersichtlich sein: länglichrund mit mäßig scharfen Kanten nach zwei Seiten, welche sich nach Nordwest und Südost richten. Die Entfernung der Kanten beträgt 14 Meter, die Breite des Caissons 11 Meter. Bei der Ausfahrt betrug seine Höhe 18,5 Meter, die nach dem Einsenken auf 32,75 Meter erhöht wurde. Die Wandungen bestehen aus 1 Centimeter starkem Eisenblech.

2,5 Meter von der Unterkante des Caissons ist ein Blechboden eingebaut, der, auf hohen Druck berechnet, mit dem später auf dem Meeresboden stehenden unteren Rande des Caissons die Arbeitskammer bildete.

Hier fand später, um den Fundamentkörper zu untergraben und zum allmählichen Einsinken in den Boden zu veranlassen, das Ausschachten statt. Da bei dieser Arbeit größere Mengen von Wasser in die Arbeitskammer eindringen konnten, so war Vorsorge getroffen, daß in derselben fortwährend ein so hoher Luftdruck herrschte, daß dem

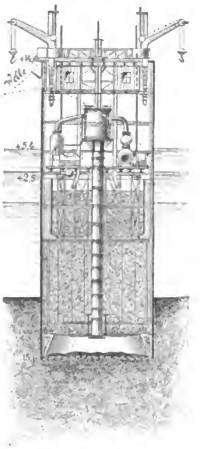
Digitized by Google

Druck des Wassers das Gleichgewicht gehalten wurde. Zur Fortschaffung des Bodenaushubes diente eine Dampfwinde und, falls die Beschaffenheit des Bodens das zulassen sollte, Sandgebläse, welche die Arbeit erheblich zu fördern im stande waren.

Von der Mitte der Arbeitskammer führte ein cylindrischer Schacht von einem Meter Durchmesser, mit Leitersprossen versehen, nach oben; er endigte in die sogenannte Luftschleuse. In diesen Raum traten die Caissonarbeiter ein, um nach ihrem Abschluß von der gewöhnlichen Luft in die komprimierte der Arbeitskammer zu gelangen. In der Luftschleuse befanden sich noch zwei Materialkammern für geförderte Bodenmassen.

Oberhalb des Bodens des Caissons waren vier übereinander liegende Arbeitsplateaus angeordnet: zu unterst das Betonageplateau, drei Meter höher das Maschinenplateau mit zwei Dampfkesseln, einem Luftkompressor, Oberflächen-Kondensator, Centrifugalpumpe, Dampfleitungen zum Kompressor, zu den beiden Dampfkränen und der Fördermaschine in der Luftschleuse. Wenn man berücksichtigt, daß die Höhenabstände zwischen Maschinenplateau, Luftschleuse und Dampfkränen infolge der allmählichen Einsenkung fortwährend wechselten, so ist ersichtlich, wie außerordentlich schwierig die praktische Anordnung der mannigfaltigen Röhrenleitungen zu lösen war. Als drittes Plateau folgten zwei Schlaf- und Magazinräume. Von diesem Plateau ging außerdem der schon erwähnte Luftschleusenbetrieb vor sich.

Figur 10.



Stand der Arbeiten am Rotersand-Leuchtturm zu Ende des Jahres 1883.

Der oberste Absatz endlich war das Hebeplateau, auf welchem sich die Dampfkräne zur Hinaufschaffung der erforderlich werdenden Eisenteile, des Betons und des Mauerwerks befanden.

Durch eine sinnreiche Technik war es ermöglicht, daß von dem obersten Plateau aus das Emporheben sämtlicher Plateaus mit allen darin befindlichen Maschinen und Einrichtungen bewirkt werden konnte, während gleichzeitig der Ausschachtungs-, Betonage-, Maschinen- und Luftschleusenbetrieb seinen stetigen Fortgang nehmen konnte. Das war von nicht hoch genug zu schätzender Wichtigkeit, weil die Zeit der sommerlichen Bauperiode nur eine kurze war und alles daran gesetzt werden mußte, das Fundament den Winterstürmen gegenüber rechtzeitig zu sichern.

Da die Lage aller Plateaus mit ihren gesamten Einrichtungen von vornherein, d. h. beim schwimmenden Transport des Caissons, nicht eine hohe, sondern im Gegenteil eine möglichst tiefe, der Lage des Schwerpunktes wegen, sein mußte, so war darauf Bedacht genommen, daß durch ein einfaches Verfahren die Querwände, auf denen das Maschinenplateau ruhte, rasch um drei Meter gehoben werden konnten. Das Gewicht des ganzen Caissons mit seinem Inhalt, aber ohne Ballast, betrug 300000 Kilogr. An Ballast wurden im ganzen für das Ungetüm 250000 Kilogr., teils Eisen, Mauerwerk oder Beton verwandt. Indessen ergab die Berechnung, daß die Stabilität, bei Zugrundelegung eines Winddrucks von 100 Kilogr. pro Quadratmeter (etwa 29 Metern Windgeschwindigkeit entsprechend),

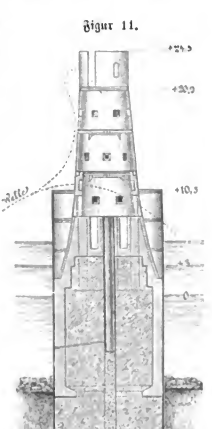
Digitized by Google

noch nicht genügend war, um ihn mit Sicherheit vor dem Kentern zu bewahren. Um also die Stabilität zu vergrößern, wurde an jeder Seite eine Schwimmblase in Gestalt eines eisernen Kastens von 8 Metern Länge, 2 Metern Breite und 3 Metern Höhe angebracht. Sie griffen mit eisernen Krampen in entsprechende Höhlungen des Caissons ein und konnten, sobald ihr Dienst beendet sein würde, voll Wasser gelassen werden: alsdann fielen sie einfach ab. (s. Figur 8.)

Nachdem man so alle Eventualitäten des mitten in See stattfindenden Baues und des Transportes des eisernen Kolosses in reiflichste Erwägung gezogen hatte, war man dem Vertrage gemäß am 1. April 1883 bereit, von Bremerhaven auszulaufen. Aber noch manche Woche mußte gewartet werden, da die Witterung dem Vorhaben nur wenig günstig war. Endlich, am 25. Mai, lief von der Seewarte in Hamburg, mit der man sich in Verbindung gesetzt hatte, günstige Nachricht betreffs der Witterung ein, und so ging der Caisson am 26. Mai morgens dreieinhalb Uhr bei Hochwasser und in Begleitung einer ansehnlichen Dampfer-Flottille in See. Als Schleppdampfer dienten die „Nordsee" und der „Simson". Im allgemeinen ging die Fahrt, nachdem die offene See erreicht war, glücklich von statten, obgleich am Nachmittage des kommenden Tages einige heftige Gewitter über die Flottille hin- und herzogen. Infolge hiervon verzögerte sich die Weiterfahrt, so daß man nicht mehr hoffen konnte, am selben Tage an Ort und Stelle zu gelangen. Die Flottille blieb daher an dem bereits mittags erwählten Ankerplatz für die Nacht und, da das Wetter sich nicht besserte, auch den folgenden Tag und eine zweite Nacht liegen. Endlich, am Morgen des 28. Mai, konnte der Schleppzug sich wieder in Bewegung setzen. Um elf Uhr langte derselbe an der durch eine schwarz-weiß-rote Tonne gekennzeichneten Stelle, an welcher der Turm seinen Platz finden sollte, an. Die Schleppdampfer ließen die Anker fallen, die Ventile zum Einlassen des Wassers in den Caisson wurden geöffnet und langsam und stetig senkte sich die kolossale Eisenmasse hinab auf den Meeresgrund; nach fünfzehn Minuten war der Boden erreicht. Alsbald wurden die Ventile der Schwimmblasen, von denen jede einen Auftrieb von 48000 Kilogr. ausübte, geöffnet; sie füllten sich und fielen ab. Die verstärkte Strömung, welche der nunmehr feststehende Eisenkörper in seiner Nähe hervorrief, hatte alsbald eine etwa 0,5 Meter betragende Abflachung bis auf 100 Meter Abstand von ihm zur Folge. Außerdem wurde in unmittelbarer Nähe an der Flutseite eine Vertiefung bis zu einem Meter konstatiert, wodurch eine Neigung des Caissons von vier Grad erzeugt wurde. Bei dem folgenden Ebbestrom geschah ein gleiches nach der entgegengesetzten Seite, so daß die Eisenmasse sich innerhalb vier Tagen durch dieses Hin- und Herpendeln über zwei Meter selbstthätig eingrub.

Es galt nunmehr den Blechmantel zu erhöhen, da wegen des raschen Einsinkens

Figur 11.



Stand der Arbeiten am Rotersand-Leuchtturm zu Ende des Jahres 1884.

Digitized by Google

Ersatz nach oben hin geschaffen werden mußte. Gleichzeitig mußten die Betonierungsarbeiten nach Möglichkeit gefördert werden, um das Gebäude vor allem gegen Sturm und Wellendrang zu sichern. Anfangs, im ersten Monat, ging dies alles nur langsam von statten, denn die Dampfkräne konnten nicht in Betrieb gesetzt werden, weil das Maschinenplatean noch zu tief lag, und dieses wiederum konnte noch nicht höher gehoben werden, weil dadurch die Stabilitätsverhältnisse ungünstig beeinflußt worden wären.

So mußten große Massen Beton vorläufig durch Handbetrieb an Ort und Stelle geschafft werden: indessen wurden im Juni doch noch 316 Kubikmeter Raum mit Beton angefüllt. (s. Figur 9.)

Nachdem aber der Dampfbetrieb eingerichtet worden war, schritt die Arbeit rascher vorwärts: im Juli wurden weitere 575 Kubikmeter Beton eingebracht, und bis Mitte August war man bis $12^1/_2$ Meter über den unteren Stand des Bauwerks gelangt, so daß dasselbe jetzt bereits das fünfeinhalbfache Gewicht desjenigen bei der Ausfahrt erreicht hatte, nämlich in runder Zahl 2980000 Kilogr. Um diese Zeit begann man auch durch Ausheben des Bodens mit weiterer Versenkung des Caissons. Im ganzen gelangte der untere Rand desselben im ersten Baujahre bis auf 15,6 Meter unter Niedrigwasser. An weiteren Arbeiten wurden fertig: ein Teil der inneren Ringmauer bis auf 18,1 Meter über den Unterrand, welche im Interesse der Solidität nunmehr zunächst den Eisenwänden aufgeführt wurde. Der obere Blechrand des ganzen Baues ragte 26,79 Meter über den untersten Rand empor.

Am 15. Oktober wurden die Arbeiten eingestellt, da der Verkehr mit dem Turm des schlechten Wetters wegen unmöglich wurde. Zwei Tage darauf bestand der Bau den ersten Wintersturm, der in seinem heftigsten Stadium eine schwere See über denselben hinwegtrieb. Auf diesen ersten Sturm folgten im Laufe des Winters natürlich noch mehrere von ähnlicher Stärke, so daß an eine erhebliche Förderung nicht mehr gedacht worden konnte. Ein Gasapparat mit See-Laternen, sechs bis sieben Seemeilen weit sichtbar, ward noch aufgestellt. Im Jahre 1884 begannen die Arbeiten schon im Februar. Ende Mai erreichte man die planmäßig vorgesehene Versenkungstiefe von 22 Metern unter Niedrigwasser, wobei die Betonierungs- und Mauerarbeiten gleichzeitig bis zu einem Meter über Niedrigwasser fertig gestellt, das eigentliche Fundament also vollendet war und demzufolge die eigentliche Aufrichtung des Turmes beginnen konnte. Die Arbeiten gediehen im gleichen Baujahre noch bis zur dritten Etage, einer Höhe von 20,9 Metern über Niedrigwasser. — Während des Baues war aber allmählich ein von niemand vorhergesehener Umstand eingetreten. Fast die gesamte Umgebung des Turmes hatte sich bis hunderte Meter von demselben von 8,25 bis auf 12 Meter vertieft. Hierdurch wurden außerordentliche Arbeiten erforderlich: 5000 Kubikmeter Senkfaschinen und 600 Kubikmeter Felsblöcke mußten versenkt werden, um diese Auswaschungen wieder auszufüllen. Nachdem endlich im April des Jahres 1885 die Arbeit abermals aufgenommen worden war, konnte Anfang August mit der Aufstellung des Leuchtapparats begonnen werden.

Das Feuer, welches derselbe ausstrahlt, ist so eingerichtet, daß es einerseits die aus See kommenden Schiffe zum Turm hinleitet und ihnen, dort angelangt, den Weg nach dem Hoheweg-Leuchtfeuer weist. Der Winkel Helgoland—Rote Sand—Neuwerk wird endlich durch ein festes Feuer bestrichen.

Nachdem dann der Turm noch mit dem Festlande in telegraphische Verbindung gesetzt worden war und Ende Oktober 1885 die Abnahme des fertigen Baues stattgefunden hatte, erstrahlte sein Licht am 1. November 1885 zum erstenmal als ein Denkmal deutscher Thatkraft, deutschen Geistes und Gewerbfleißes.

Digitized by Google

Aus meinem afrikaniſchen Tagebuche.

Von

Karl Peters.

Vom Nzoia zum Nil: Kavirondo — Uganda.

Mengo Rubabga, 28. Februar 1890.

In Kavirondo war es mir nicht möglich geweſen, Auskunft über Emin Paſcha zu erhalten. Der Vertreter der engliſchen Station, Ali Somal, wußte zwar, daß Stanley am weſtlichen Ufer des Viktoria Nyanza abgezogen ſei; indes teilte er ausdrücklich mit, Emin Paſcha ſei nicht mit Stanley marſchiert, ſondern in ſeiner Provinz zurückgeblieben. Er deutete ſogar an, daß er glaube, Mr. Jackſon werde uns nachfolgen, falls wir die Straße zu Emin offen fänden. Wie konnte ich anders als annehmen, daß die Äquatorialprovinz in der That noch nicht geräumt ſei?

Meine Aufgabe ſtand demnach ebenſo unerſchüttert feſt als je zuvor. Ich mußte weiter marſchieren, entweder bis ich Emin Paſcha erreichte, oder aber bis wir an den Grenzen des thatſächlich Unmöglichen angelangt waren.

Die Verhältniſſe in Uganda ſchienen nach den Berichten, welche ich in Kavirondo einſehen konnte, ſo verwirrt und zerfahren, daß ich an einen Durchmarſch durch dieſes Land zu Emin Paſcha nicht denken konnte. Ich war entſchloſſen, noch einmal va banque zu ſpielen, unſere Expedition und unſer Leben einzuſetzen, um die geſtellte Aufgabe zu löſen. Aber dieſes Riſiko mußte ich in Unjoro und eventuell gegenüber den Mahdiſten auf mich nehmen. Der Marſch durch Uganda hätte ein zweimaliges va banque bedeutet und die Chancen des Erfolges demnach um die Hälfte verringert. Es war fraglich, ob wir lebend durch Uganda kommen würden; gelang uns dies, ſo waren dadurch die Schwierigkeiten in Unjoro und der Äquatorialprovinz um nichts geringer geworden. Ich beſchloß demnach, Uganda

Anmerkung. Nachfolgende Darſtellung bietet eine Epiſode aus der deutſchen Emin Paſcha Expedition, welche, im Zuſammenhang erzählt, bei R. Oldenbourg in München als Reiſewerk, illuſtriert von R. Hellgrewe und anderen, erſcheinen wird.

Digitized by Google

im Nordwesten zu umgehen. Ich wollte von Kwa Sundu aus nicht auf den Viktoria Nyanza zu halten, wie ursprünglich meine Absicht gewesen war, sondern die Bergketten im Westen in mehr nördlicher Richtung durchschneiden und versuchen, den Nil etwa am Kodjasee zu erreichen. Wenn mir dies gelang, so hatte ich unmittelbare Fühlung mit Emin Pascha, dessen ehemalige Stationen Kodji und Fauvera nur einige Tagereisen stromabwärts lagen. Bei diesem Marsch mußte das eigentliche Usoga südlich von uns liegen bleiben, während ich vermutlich das auf den Karten eingezeichnete Akola zu durchqueren hatte.

Diese Entschließungen faßte ich am 3. Februar 1890 zu Kwa Sundu, und ich beschloß, mit ihrer Ausführung sofort am folgenden Morgen zu beginnen. Dies schien indes auf Schwierigkeiten stoßen zu wollen, welche ich am allerwenigsten erwartet hatte. Ich hatte mit meiner Kolonne alles niedergeworfen, was mir bei meinem Marsch bis nach Kavirondo im Wege gestanden hatte. Am 3. Februar schien es einen Augenblick, als ob diese Kolonne selbst versagen wolle. Meine Leute waren mit der englischen Expedition in Verbindung getreten und von all den philiströsen Bedenklichkeiten und der Angstmeierei angesteckt, welche bei dieser herrschten. Das Uganda-Unjoro-Gebiet, in welches sie nun hinein sollten, war ihnen als voll von Schrecken und Gefahren geschildert; die Engländer, welche vier Monate an seiner Schwelle gelegen hatten, galten als weise und besonnen; ich erschien als ein Tollkühner, der sie alle in den Untergang führen werde. Das Schicksal Hanningtons, dessen Gebeine bei Kwa Sundu eingegraben worden, stand als drohendes Gespenst vor ihnen da, und ihre Stimmung war um nichts freudiger geworden durch die Mitteilung, daß auch dessen sämtliche Träger durch die Waganda niedergemacht seien.

Ich hoffte dieser Stimmungen schnell Herr zu werden. Ich erklärte Hussein Farah, dem Chef meiner Somalis, daß ich bereit sei, jeden von seinen Leuten mit angemessener Löhnung zu entlassen, der mit den Engländern zurückzugehen wünsche. Aber der Versuch mißlang. Die Somalis antworteten, daß sie alle wünschten, zu gehen. Ein Schauri veranlaßte sie dann zwar zu der Zurücknahme dieser Erklärung und zu der emphatischen Versicherung, mit mir sterben zu wollen; indes konnte ich sehr wohl erkennen, daß die Stimmung gedrückt blieb, und ich war nicht allzu sehr überrascht, als einer von ihnen, Ismael Ali, am nächsten Morgen als ausgerissen gemeldet ward: „amekimbia“ — ich hatte dies lange nicht mehr vernommen. Meinen Leuten war durch die Engländer mit einemmal gewissermaßen die Binde abgenommen und sie sahen, am Rande welches Abgrundes sie wandelten. Daß sie schon monatelang einen zum wenigsten gleich gefährlichen Pfad mit mir emporgeklommen waren, das wußten sie nicht. Von meinen Trägern entwichen in den nächsten Tagen noch drei; den Rest gelang es durch längst aus dem Gebrauch gekommene Vorsichtsmaßregeln zusammenzuhalten und nach Uganda zu führen.

Mit Sonnenaufgang am 4. Februar brachen wir unter Trommelschlag von der englischen Station Kwa Sundu auf und nahmen die Richtung gegen Nordwesten. Von sieben bis neun Uhr überschritt ich mit ziemlicher Mühe den steinigen Fluß Nzoia, welcher die Wasser der Angata na Nyuki zum Viktoria Nyanza führt. Mit mir setzten zahlreiche Herden der Wakaviroudo über den Fluß, welche bis dahin sich vor den kriegerischen Stämmen im Westen gefürchtet hatten, nunmehr aber unter dem Schutz unserer Expedition die Weiden am rechten Ufer des Flusses aufzusuchen gingen. Allerdings machte die Landschaft an der anderen Seite, durch welche wir von neun Uhr ab marschierten, einen Eindruck, der für schreckhafte Gemüter düster genug sein mochte. Überall verbrannte und zerstörte Dörfer mit verwilderten Feldern. Eine Wildnis wirkt oft beklemmend auf das Herz; nichts aber

Digitized by Google

gleicht dem Marsch durch ein ehemals blühendes, nun aber verwüstetes Gebiet. So ging es über lang gestreckte Hügelrücken immer in nordwestlicher Richtung bis drei Uhr nachmittags. Die Bergzüge, welche Kavirondo im Westen abschließen, lagen dauernd in südwestlicher Richtung vor uns, und wir erreichten gegen drei Uhr eben ihre östlichsten Ausläufer. Das Lager bezog ich am kleinen Fluß Manieni, welcher zum Nyanza fließt, etwa drei Meilen westlich vom Nzoia. Dieser Fluß durchzieht die kleine Landschaft Kwa Tindi, welche den westlichen Teil von Kavirondo ausfüllt und deren Sultan Tindi etwa eine Stunde westlich von unserem Lager seine Residenz auf einem felsigen Hügel in einer mit roten Thonmauern geschützten Stadt hat. In Kwa Tindi, genau wie in Kwa Sakwa und Kwa Sundu, wohnen Wakuafi mit Bantu gemischt. Die Landschaft nach dem Marsch durch das zerstörte und niedergebrannte Land gewährte einen doppelt frischen Eindruck, da sie gut angebaut war. Die Leute boten auch sofort Brennholz und Essen verschiedenster Art in Menge zum Verkauf an. Der Sultan Tindi hatte nicht sobald von unserer Ankunft vernommen (der ersten in Weißen in seinem Lande), als er Boten schickte mit der vorwurfsvollen Anfrage, warum ich denn seine Gastfreundschaft verschmähe und so weit von seiner Residenz lagere. Ich wußte von Kwa Sundu aus, worauf es bei solchen Liebenswürdigkeiten abgesehen zu sein pflegt, und erwiderte, im Hinblick auf meine beschränkten Mittel, ziemlich trocken: meine Leute seien zu ermüdet gewesen, um weiter marschieren zu können; im übrigen würde ich wagen, durch sein Land zu ziehen, und es würde mir angenehm sein, heute schon zu erfahren, ob dies in Frieden geschehen könne oder ob der Sultan den Krieg vorziehe. Die Leute kamen zurück mit dem Ölzweige, wiederholten indes die Einladung, ich müsse wenigstens den morgigen Tag beim Sultan verbringen. Ich lehnte dies trotzdem ab, indem ich Tindi auf unsere Rückkehr vertröstete.

In der Nacht hatten wir ein Schauspiel, welches einem nicht häufig geboten wird. Ich hatte mich bereits gegen acht Uhr zu Bette gelegt, als ich im ersten Schlummer plötzlich durch ein lautes Getöse geweckt ward, welches von einem fünf Minuten östlich von uns liegenden, am Nachmittag passierten Kraal ausging: Hörner, Trommeln, Kreischen, wildes Geheul mischten sich zu einem Chaos von Tönen. Ich lag einige Augenblicke wach, als mein Diener in mein Zelt trat und mir meldete, daß Wa-Elgumi das Kraal angegriffen hätten und in der Gegend schwärmten. Da der Lärm eine Zeit lang sich gleich blieb, so blieb ich im Bette liegen und ließ nur hundert Patronen an die Askaris und einige gute Träger austeilen. Als indes der Hexensabbath auch an den anderen Seiten des Lagers anhub, stand ich auf, ließ mir meine Waffen zurechtlegen, setzte mich in meinen Sessel vor mein Zelt und ließ mir meine Pfeife bringen. Ich ließ Herrn v. Tiedemann kommen, und so hatten wir bei vollem Mondenschein von zehn bis zwölf Uhr den einigermaßen originellen Genuß, einen Kampf von Waschensi gegen Waschensi wenigstens in seinen Tönen verfolgen zu können. Auf der Seite der Watindi fochten insbesondere die Wakuafi, und ihnen war es zuzuschreiben, daß die Gegner gegen Mitternacht abgeschlagen waren und das Geheul sich im Norden verlor. Ich war sehr erfreut, zu sehen, daß meine Leute bei dem ganzen Lärm ruhig schliefen und schnarchten.

Am folgenden Morgen ließ ich das Trompetensignal zum Aufbruch schon vor Tagesanbruch geben, und so waren wir beim ersten Grauen bereits auf dem Marsch; um sechs Uhr überschritten wir den Sio, und etwa um sieben Uhr marschierten wir an der stattlichen Residenz Tindis vorbei, welche wir rechts neben uns ließen. Männer und Weiber eilten vor die Thore, als sie den Trommelschlag unserer Expedition vernahmen, und ich glaubte auch, in einem Haufen den Sultan mit seinem Gefolge zu erkennen.

Digitized by Google

Aber ich ließ mich auf Begrüßungen nicht ein, und bald war das ganze Bild wie eine Fata Morgana hinter uns verschwunden. Bald hinter Kwa Tindi begannen meine Führer die Nordwest-Richtung zu verlassen und nach Westen abzubiegen. Der Grund lag darin, daß im Nordwesten die Walundu saßen, mit denen sie in Krieg lagen. Ich mußte ihnen wohl nachgeben, als sie mich versicherten, mich auch auf diesem Wege nach Kwa Tunga und Kwa Telessa bringen zu wollen, wohin ich eilte, um Fühlung mit Unjoro zu gewinnen.

Wir zogen nunmehr über den Bergzug, welcher die westliche Grenze von Kavirondo ausmacht. Derselbe ist auf den Karten nicht richtig eingetragen. Thatsächlich sind es zwei Berggruppen, deren eine im Süden, Fukulu, ein ganzes Bergland darstellt und zum See hin das Land Samia gegen Norden abgrenzt. Die andere ist eine Bergkette, welche eine südwestliche Fortsetzung von Elgon zu sein scheint und von den Lenten Esche-Kulu genannt wird. Zwischen beiden ist eine Lücke von drei bis vier Meilen Breite, durch welche wir zogen. Ich habe, als erster Weißer, welcher dieses Land bereist hat, die Berge im Süden, welche als Pforten in die eigentlichen Länder an der Quelle des Weißen Nil gelten können, Emin-Pascha-Berge benannt. Stellten sie doch für uns die diesseitige Grenze des Gebietes dar, in welchem das Wirkungsfeld dieses Mannes lag. Die Berge im Norden der Lücke benannte ich nach Emins Freund und Genossen Juncker-Kette. Der Sio fließt im Osten dieser Berge, nicht westlich, wie es nach den Karten scheint. Die Lücke zwischen beiden stellt eine flache, gut angebaute Hochfläche dar. Die Emin-Pascha-Berge erstrecken sich länger in westöstlicher als in südöstlicher Richtung. Von Kavirondo aus nehmen Emin-Pascha-Berge und Juncker-Kette sich aus wie ein durchbrochenes Randgebirge gegen Westen. Zieht man hindurch, so findet man, daß sie ganz getrennte Bildungen sind. Die Juncker-Kette gehört zum Elgon, die Emin-Pascha-Berge zu den eigentlichen Nyanzabergen, beide ja freilich zu der gewaltigen Hochflächenbildung, der auch der Kenia und Subugu la Poron angehören. Die Niveau-Erhebung beträgt immer noch 1200 Meter.

Kwa Tunga, welches wir etwa um zwei Uhr erreichten, liegt gerade im Norden der Emin-Pascha-Berge, aber schon südwestlich der Juncker-Kette, westsüdwestlich von Kwa Tindi, in einer Entfernung von etwa drei Meilen. Es liegt etwa 40 Minuten nördl. Br. Meine Somalis riefen, als sie des Ortes ansichtig wurden, aus: Habesch, Habesch! Als ich sie befragte, sagten sie, genau so wie Kwa Tunga seien die Dörfer in Abessinien gebaut. Ich bezog mein Lager an der südlichen Umwallung des befestigten Ortes, und bald waren sehr freundschaftliche Beziehungen zwischen uns und der Bevölkerung angeknüpft.

Am 6. Februar marschierte ich drittehalb Meilen in westlicher Richtung nach Kwa Telessa. Das Land war immer reicher bebaut, immer dichter ward die Bevölkerung. Große Herden weideten an den flachgestreckten Hügelrücken, an denen sich Weiler an Weiler drängte. Interessant war das Verschwinden der Lehmumwallungen, an deren Stelle mächtige Bomas (Umzäunungen) von kolossalen Euphorbien traten — eine Schutzmauer, die ebenso sicher als dauerhaft ist. Die Bevölkerung begrüßte uns in geradezu demonstrativ freundschaftlicher Weise. Die Weiber brachten Wasser und dampfende Bataten, wenn wir an den Kraalen vorbeizogen. Die Begrüßungsform ist hier ein Knipsen mit Daumen und Zeigefinger, welches sich, zumal bei größeren Gruppen, ebenso munter wie gefällig ausnimmt.

Kwa Telessa ist ein großer Park mit gewaltigen Akazienbäumen und Bananenbestand und anmutig im Gebüsch versteckten Hütten. Hier beschloß ich den 7. Februar über zu lagern, um weitere Erkundigungen einzuziehen.

Wir hatten nunmehr Kavirondo hinter

Digitized by Google

uns und befanden uns im Lande der Walukuma. Die Baumrindenstoffe stellten bereits die gewöhnliche Bekleidungsart dar, und auch andere Anzeichen ließen darauf schließen, daß wir uns dem Machtbereich Ugandas und Unjoros nahe befanden. Der Nil sollte zwar noch fünf

daß diese Aussagen auf einer Verwechselung Unjoros mit Wachore oder Akola beruhen.

Am Nachmittag und Abend des 6. Februar hatte ich zwei große Schauris (Beratungen) mit dem Sultan Telessa und seinem Anhang, aus denen sich er-

Karl Peters.

Tagereisen entfernt sein; aber ich wußte, daß sowohl Uganda wie Unjoro ihre Hand über den Strom hin nach Osten ausgestreckt hatten. Es ward mir gesagt, daß die Wanjoro bis nach Kwa Telessa kämen, um dort Pulver und Gewehre gegen Rinder und Getreide von Kavirondo auszutauschen, und auf das allerbestimmteste ward ich versichert, daß Unjoro nur vier Tagereisen entfernt sei. Ich glaube heute,

gab, erstens: derselbe hatte Kenntnis von zwei Weißen, welche sich in Unjoro befinden sollten; zweitens: er war bereit, ein Schreiben dahin gelangen zu lassen, dessen Beantwortung ich bei ihm abwarten könne, um festzustellen, ob er die Wahrheit sage oder nicht; drittens: es befinde sich bei den Walukuma ein Mann, welcher früher im Dienste dieses „großen Mjungu" (Weißen) gewesen

Digitized by Google

sei. Er wolle denselben morgen kommen lassen.

Wenn diese Nachrichten wahr waren, was zu glauben ich nicht geneigt war, so konnte ich in diesen Mitteilungen möglicherweise eine erste Spur von Emin Pascha vor mir haben. Sollte derselbe seine Stationen so weit nach Osten vorgeschoben haben? Sollte er vielleicht einer Fühlung mit den Hilfsexpeditionen aus dem Osten entgegenarbeiten?

Ich schickte am 7. Februar, um Klarheit über diesen Punkt zu erhalten, mit Boten des Sultans Telessa folgende zwei Schreiben gegen Westen ab.

Kwa Telessa, Febr. 7th. 1890.

To any gentleman or any official of His Excellency Dr. Emin Pascha that may be in Unjoro.

On my march to His Excellency Dr. Emin Pascha I yesterday arrived at this place and got news that in Eastern Unjoro may be an European Station. If this be the case I shall feel very much obliged for a short line to tell me.

I send this letter on to-day and shall follow to-morrow with my small expedition the same route so that any answer will find me on the road the messengers have gone. A kind reply will much oblige Dr. Carl Peters.

En arrivant hiers à Kwa Telessa en route pour Son Excellence Dr. Emin Pacha j'ai reçu la nouvelle qu'un monsieur Européen est en Ounjoro oriental. En ce cas je serai bien obligé pour une courte information.

J'enverrai cette lettre aujourd'hui et je suivrai demain avec ma petite expedition la même route. Une réponse me trouvera dans la route que cette lettre a faite.

Cette reponse bien obligera
Dr. Carl Peters.

In der Nacht vom 7. bis zum 8. Februar mußte ich meinen Leuten die Flinten abnehmen lassen und einige von ihnen in Ketten legen, weil ich weitere Desertionen befürchtete. Das Land nordwestlich vor uns, Kalindi (die Einwohner Walundu) genannt, war im Kriege mit Kwa Telessa und mit Akola. Als wir am 8. Februar, südwestlich ausbiegend, einer scharf abgegrenzten Hügelkette im Westen zumarschierten, vernahmen wir das Kriegsgetöse im Norden. Nichtsdestoweniger erreichten wir unbehelligt die westliche Hügelkette. Dieselbe erstreckt sich vom See in nördlicher Richtung bis gegen einen Grad nördlicher Breite. Sie bildet die östliche Grenze von Usoga und Akola, und ich habe sie Wißmann-Hügel benannt. Wenn man von Osten heranzieht, stellen sich die Wißmann-Hügel als ein schroffer Gebirgszug dar. Indes ist der Übergang ein sehr bequemer, ja fast unmerklicher, da zwischen den einzelnen, mit Steinen gekrönten Hügelkuppen sich Schambas und Bananenhaine hinziehen. In einem solchen Bananenhaine gingen wir über die Kette und gelangten somit, ohne es eigentlich zu wollen, ins Land Usoga hinein.

Bevor wir in die Wißmann-Hügel kamen, hatte Herr v. Tiedemann im Rücken das Trompetensignal zum Halten gegeben. Ich war gespannt, was sich ereignet haben möchte, als ich plötzlich eine Kavalkade von Leuten an unserer Expedition entlang auf mich zulaufen sah, voran ein prächtig gekleideter junger Mensch, der, als er meiner ansichtig ward, sich vor mir auf die Erde streckte, um mich zu begrüßen. Er trug einen dunklen mit Gold gestickten arabischen Kaftan und hatte ein stattliches Gefolge. Verständigen, wer er sei oder was er wolle, konnten wir uns gar nicht. Aber er setzte sich alsbald an die Spitze meines Zuges, zog eine Flöte hervor und führte uns denselben Weg weiter, den wir eingeschlagen hatten, unter bald abrupten, bald wehmütigen Weisen, welche von seinem Gefolge mit einem rhythmischen Gesang begleitet wurden. So zogen wir dahin, wie es im Märchen zu geschehen pflegt. Wir wußten nicht, wer der geheimnisvolle Fremde war, noch

Digitized by Google

wohin er uns bringen würde. Nur die Ahnung dämmerte uns auf, daß wir vor irgend einer Lösung des großen Problems unserer Expedition stehen dürften.

Wenn die Wißmann-Hügel an ihrem östlichen Abhang eine Wildnis darboten, so änderte sich dies mit einem Schlag, als wir den Kamm erreicht hatten. Bananenhain reiht sich an Bananenhain, geschmackvolle Häuschen an Häuschen; der Weg wurde breit und bequem. Genau wie im Märchen war uns mit einemmal alles zu Diensten. Schafe und Hühner und junge fette Wachteln wurden mir zum Geschenk gebracht, und die Leute beeiferten sich, uns gefällig zu sein. In mächtigen Kürbisflaschen wurde der schäumende Bananenwein kredenzt. Wahrlich, ein höchst wunderbarer Wechsel, wenn ich der Tage gedachte, wo wir für unser Leben nach einer Lache schmutzigen Wassers gesucht hatten. An diesem Tage sahen wir auch zum erstenmal den grauen Papagei in den Bäumen.

Ich lagerte am westlichen Kamm der Wißmann-Hügel. Kaum hatte ich Toilette gemacht, bei welcher der immer noch unaufgeklärte Fremdling mit der Flöte accompagnierte, als plötzlich zwei Salutschüsse fielen und zwei neue Gestalten auf der Scene erschienen. Der eine von ihnen sprach Kiswahili, und nun fielen die Schleier mit einem Schlag, welche unserer Lage ihren mysteriösen Charakter verliehen hatten. Die beiden neuen Ankömmlinge waren Waganda und zwar Leute des Sultans Mwanga. Der junge Flötenbläser aber war in der That ein Prinz, nämlich der Sohn des Sultans Wachore von Akola, in dessen Lande wir uns zur Zeit befanden. Er hieß Mlamba; die Namen der Waganda waren: Marko und Talabanga, und beides waren römisch-katholische Christen. Auch die Lösung meines Expeditions-Problems eröffnete sich, als ich auf mein Verlangen um Wegeführer nach Unjoro erfuhr, daß Marko Briefe der Waganda an Stanley in Busagala getragen, daß er daselbst die mit Stanley abziehenden Turki gesehen habe, daß „Amdallah" mit Stanley gegangen sei, und hapana Wasungu Kwa Unjolo, wiote metoka (es giebt keine Weißen mehr in Unjoro, sie sind alle abgezogen). Amdallah? Wer ist Amdallah? Dies blieb die zu lösende Frage. Ist Amdallah Emin Pascha, oder ist er einer seiner Offiziere, welcher vielleicht einen ägyptischen Troß bei Stanley kommandiert hat. Die Schilderungen Markos schienen allerdings auf Emin selbst zuzutreffen. Indes kannte ich zur Genüge die Unglaubwürdigkeit aller Nachrichten von Eingeborenen, um auf diese Aussage hin ohne weiteres eine Abänderung meines Planes vornehmen zu können. Ich beschloß, meinen Marsch in nordwestlicher Richtung wieder aufzunehmen, zugleich aber, mich mit der Bitte um Aufklärung an die Weißen auf den Inseln des Nyanza zu wenden. Dorthin hatte Marko bereits gestern meinen Brief aus Kwa Telessa dirigiert. Dorthin beschloß ich nun direkt zu schreiben. Die Antwort wollte ich im nordwestlichen Akola, möglichst dicht am Nil und den ehemaligen Stationen Emins zu, abwarten. Ich schrieb demnach an Monseigneur Livinhac, die Engländer Gordon und Walker und König Mwanga selbst, marschierte meinerseits dagegen langsam gegen Nordwesten zur Residenz Wachores. Diese erreichte ich in drei Tagemärschen und befand mich nunmehr nach Aussage der Eingeborenen drei Märsche oder etwa sechs Expeditionsmärsche vom Nilsee Kioga. Dort mußte ich unmittelbar mit Emin Pascha in Beziehung treten können, falls dieser überhaupt noch dort war; denn bis zu dessen ehemaligen Stationen Kodji und Fauvera hatte ich dann Flußverbindung. Ich durfte mir sagen, die deutsche Emin-Pascha-Expedition war am 11. Februar, als ich beim Sultan Wachore saß, technisch durchgeführt. Nun kam es nur darauf an, ob mir das Schicksal seinerseits das abschließende Resultat so vielen Kämpfens und Mühens versagen wollte oder nicht. Nunmehr waren die Grenzen erreicht, wo das menschliche Können als solches noch

Digitized by Google

etwas auszurichten vermochte. Es lag wohl in den Grenzen der Möglichkeit, bis zu den Ländern, in denen Emin gewirkt hatte, vorzudringen, aber wir hatten naturgemäß auf die Entwickelung der Dinge in diesen Ländern inzwischen nicht einzuwirken vermocht.

Mengo Rubahga, 1. März 1890.

In der Zwischenzeit hatte ich die kleine Genugthuung, daß wir die erste europäische Expedition waren, welche das Land Akola und das eigentliche Usoga erforschte. Im südwestlichen Usoga war Stanley seiner Zeit gewesen, und Hannington hatte den Süden mit seiner Kolonne durchzogen, aber er war zwei kleine Tagereisen vor den Grenzen Ugandas ermordet worden — nicht sowohl durch König Mwanga, sondern durch die fanatisch-arabische Partei in diesem Lande, insbesondere den Sultan Duba im Westen von Usoga, der sich auch von mir völlig fern hielt. Hannington hatte keinerlei Nachrichten über Usoga nach Europa bringen können. Emin Pascha erwähnt dieses Land hin und wieder; er hat einige Nachrichten über dessen Bewohner erhalten, gesehen hat auch er es nicht. Auf den Karten stellen Usoga und Akola im wesentlichen noch ein weißes Blatt dar.

Und doch lohnt es sich in hohem Maß, das Land Usoga zur Kenntnis der weißen Welt zu bringen. Denn dasselbe ist von einer Üppigkeit und besitzt einen Grad von Kultivation, der aufs wohlthuendste überrascht, sogar, wenn man von Kavirondo kommt, und dem Lande ohne jede Frage eine große Bedeutung für die zukünftige Entwickelung des dunklen Weltteiles sichert.

Akola ist nichts als ein Teil des gesamten Usoga, in welchem es durch die Macht und Intelligenz seines Sultans Wachore freilich wohl die leitende Stelle einnimmt. Usoga scheint sich vom See bis $1^1/_2$ Grad nördl. Br. hinzuziehen. Seine westliche Grenze bildet der Nil, welcher hier Kiyira oder, wie ich festgestellt zu haben glaube, auch Nyiro genannt wird. Im Osten grenzen die Wißmann-Hügel das Land gegen Kwa Telessa, d. h. das Land der Walukuma, und gegen die Walundu nordwestlich davon ab. Es ist möglich, aber aus meinen Erkundigungen nicht mit Bestimmtheit festzustellen, daß die Walundu sich auch nordöstlich von Usoga bis nach Unjoro hin erstrecken. Die Wißmann-Hügel liegen ziemlich unter 34 Grad östl. Länge.

Dieses ganze Ländchen gleicht, von einer Bergspitze aus gesehen, einer gewellten See, deren Wellenkämme im Winde zerstäubt sind. Die Hügelköpfe sind meist mit Felsen oder Steinen gekrönt; der Übergang über die Erhebungen, in der Regel in Bananenhainen, vollzieht sich ganz unmerklich. Das ganze Höhenland wird hierzulande Namakoko wa Wachore genannt. Der Höhenunterschied zwischen Berg und Thal, welche lang gestreckt und in unregelmäßiger Richtung sind, mag von 50 bis zu 100 Metern schwanken. Erst wenn man sich dem Westen Usogas nähert, treten energischere Bergketten, die von Südsüdwest nach Nordnordost streichen, auf. Sie scheiden das Nilthal gegen Osten ab. Wir haben dieselben in südwestlicher Richtung durchzogen. Sie haben eine Breite von etwa drei Meilen und mögen Erhebungen bis zu 600 Metern aufweisen. Nach Norden hin verloren sie sich in unübersehbarer Ferne. Der südlichste und, wie mir schien, auch bedeutendste Berg in diesen Ketten, welcher sich bereits über dem Nil erhebt, heißt Ndira Wera (Wera heißt weiß; ob Ndira wiederum mit Kyira oder Nyiro zusammenhängt, oder ob es vielmehr einfach Weg bedeutet, vermochte ich nicht zu ermitteln). Diese westlichen Randketten von Usoga habe ich Reichard-Ketten benannt. Unter dem Ndira Wera lagerte ich am 17. Februar, genau an dem Platz, wo Bischof Hannington vor fünftehalb Jahren mit seiner Kolonne ermordet worden war. Der Lagerplatz befindet sich eine Meile nordöstlich von Ukassa, welches von Stanley her bekannt ist. Wir fanden noch eine Reihe von Schädeln und

Digitized by Google

Knochen. Hier beſuchte ich am Nachmittag zum erſtenmal den Nyanza, von welchem wir am Tage vorher bereits ein weit einſchneidendes Creek geſehen hatten. Etwa eine halbe Stunde von unſerem Lagerplatz befindet ſich eine völlig abgeſchloſſene, etwa einen halben Quadratkilometer große Bucht, aus welcher drei

Huſſein Farah, Chef der Somalis der Deutſchen Emin-Paſcha-Expedition. Nach Originalaufnahme.

ſchmale, lange Creeks landeinwärts ſchneiden. Dieſe Bucht ſteht durch einen flußartigen Kanal mit dem Nyanza und zwar an der äußeren Seite vom Napoleon-Golf in Verbindung. Fiſcherhütten, maleriſch in Bananenfelder zerſtreut, umrahmen den Strand. Ein langer Bergrücken, weithin nach beiden Seiten Tagemärſche lang ſichtbar, trennt dieſe Bucht vom Napoleon-Golf nach Weſten ab und verleiht ihr durchaus den Charakter eines großen Landſees. Ich weiß nicht, ob Stanley, an deſſen Lagerplätzen wir einigemal ſchliefen, dieſelbe geſehen hat. Auf den Karten finde ich ſie nicht. Da ſie für die Geſtaltung dieſes Teiles von Uſoga bemerkenswert iſt, habe ich ihr einen Namen gegeben, und zwar nenne ich ſie Arendt-Bucht, den Bergrücken, der ſie nach Weſten abſchließt, Schroeders-Berg. Am 18. Februar lagerten wir endlich am Schroeders-Berg, und zwar etwa zwölf Minuten vom Napoleon-Golf, den ich an dieſem Tage zum erſtenmal zu ſehen bekam.

Dieſes ſo abgegrenzte Ländchen Uſoga, welches man in ſeinen inneren Teilen mit Thüringen vergleichen könnte, treibt in erſter Linie Bananenkultur in größerem Umfang. Die Banane wird gebraten, gebacken, gekocht, roh gegeſſen und vor allem getrunken. Und zwar haben die

Digitized by Google

Leute verschiedene Arten, ihre Getränke zu bereiten. Das limonadenartige Muénge wird ohne Gärung aus dem ausgedrückten Saft der reifen Frucht hergestellt. Daneben giebt es einen mit Mtama durchsetzten, stark berauschenden herben Trank, den sie Pombe schlechtweg nannten, und ferner ein mittleres Getränk, Mrisa genannt, in welchem der Mtamazusatz fehlt. Die Wasoga trinken oder saugen diesen Wein oder dies Bier von morgens früh bis abends spät. Schon um Mittag waren meine Freunde, die Sultane, in der Regel in einem Zustande erhöhter Heiterkeit. Neben diesen Bananengerichten werden viele Bataten genossen und auch verschiedene Getreidearten und Hülsenfrüchte; außerdem ist das Land reich an Rindern, Schafen, Ziegen und allerlei Geflügel. Neben Hühnern speist man eine sehr delikate Art fetter Wachteln, die uns fast täglich in kleinen geflochtenen Körbchen gebracht wurden.

Überall sind die Wasoga ein liebenswürdiges, lebenslustiges Völkchen, bei dem der Biertopf nicht leer wird und Trommel mit Flöte Tag und Nacht in Bewegung ist. Der Rasse nach gehören sie ganz und gar den Waganda an; Bantu-Grundlage mit einem starken Zusatz nordöstlicher Einwanderung, auf welche ich zurückzukommen habe. Aber sie sind sanfter von Gesichtsbildung und gehören unstreitig zu den hübschesten Rassen des östlichen Centralafrika. Sie haben im Ausdruck ihrer Augen und der Weichheit ihrer Gesichtszüge etwas entschieden Weibliches, und demgemäß ist auch besonders der weibliche Teil der Bevölkerung hervorragend.

Ihre Kleidung besteht vornehmlich, wie bei den Waganda, in rötlichem Bastrindengewebe, welches um die Taille mit einem Gürtel zugeschnürt wird und den ganzen Körper bedeckt. Daneben sind aber auch bereits viele Baumwollstoffe eingedrungen, so daß eine Mannigfaltigkeit der Trachten zu bemerken ist. Als Schmuck lieben sie Perlen und Ringe, von denen sie sehr geschmackvolle Eisenarbeiten selbst verfertigen. Außerdem sind sie sehr geschickt in Holzflechtwerk und Matten. In der That zeigt sich in der ganzen Art ein bemerkenswerter Grad von Gefälligkeit und Geschmack.

Auch in ihrer Bewaffnung stellt sich der Übergang dieser Art aus einer primitiven in eine höhere Kulturstufe dar. Speer und Bogen scheint die ursprüngliche Volksbewaffnung gewesen zu sein, neben dem Schild aus Holzgeflecht, phantastisch mit Fellen geschmückt; heute aber strebt jeder, der irgendwie mitzählen will, nach der Büchse, und zwar gilt bei den Vornehmeren der ursprüngliche Vorderlader schon keineswegs mehr für voll. In Usoga wie in Uganda kann man fast jede Art unserer Gewehrmodelle vertreten finden, bis auf das neueste hin. Nur freilich hapert es in der Regel mit den Patronen, sowie neuerdings auch mit Pulver und Blei. Aber ich glaube kaum, daß es möglich sein wird, das Bedürfnis nach diesen Artikeln hier wieder auszurotten. Ebensowenig wie der Araber, werden diese Stämme wieder dauernd zu einer Wildenbewaffnung zurückkehren.

Die Häuser sind wie große halbkugelartige Bienenkörbe oder auch mit First und einer Art Giebel gebildet. Das Innere ist mit Heu oder Stroh ausgelegt, reinlich und behaglich. Nahten wir irgendwo, so verstand es sich von selbst, daß die Bewohner ohne weiteres ihre Behausungen räumten, um unseren Leuten Platz zu schaffen.

Dieses Land nun zerfällt politisch in eine Reihe kleiner Sultanate, deren bedeutendstes Wachore in Akola ist. Wachore heißt eigentlich: die Leute von Akola oder Achore, was dasselbe ist. Es scheint, daß jeder Sultan dieses Landes den Namen Wachore trägt, der demnach kein Eigenname, sondern ein Titel sein würde. Alle diese Sultane stehen wieder in Abhängigkeit vom Mfalme, dem Könige von Uganda, dem sie alljährlich einen fest bestimmten Tribut an Elfenbein, Rindern, Sklaven und anderen Artikeln entrichten müssen. Ich glaube, Wachore hätte die

Digitized by Google

gegenwärtigen Unruhen in Uganda gern benutzt, um sich von diesem Verhältnis frei zu machen, wenn er nur Pulver genug gehabt und sich auf alle seine eigenen Landsleute hätte verlassen können. Die Waganda in meiner Begleitung befürchteten in Wachoreland während zwei Nächten einen Angriff desselben, eine Befürchtung, welche mit ihrer sonstigen geringschätzigen Behandlung der Wasoga in einigem Widerspruch stand. Indes Wachore scheute am Ende auch wohl einen Konflikt mit uns, die wir Freundschaft mit ihm gemacht hatten. Genug, der Angriff unterblieb beide Male, und vermutlich hat Wachore den Augenblick für immer verpaßt.

Mengo Rubahga, 2. März.

Meine Beziehungen zu Wachore waren durchaus herzlicher Natur. Ich traf am 10. Februar in der Nähe seiner Residenz ein und es ward mir eine Bananenpflanzung des Sultans als Lagerplatz angewiesen. In Bananenpflanzungen haben wir seit Überschreitung der Wißmann-Hügel bis zum heutigen Tage in etwas einförmiger Weise unser Lager aufgeschlagen. Sultan Wachore schickte mir sofort nach meiner Ankunft zwei schöne Milchkühe mit ihren Kälbern als fürstliches Geschenk und wies seine Felder und Bananen als Fouragierungsobjekt für meine Leute an. Es galt demnach ein stattliches Gegengeschenk zusammenzustellen. Nach einigem Zaudern griff ich in meinen wertvollsten Koffer hinein und holte einen indischen seidenen Shawl und einen hübschen Turban heraus. Dazu that ich ein Fäßchen Pulver, sowie ein Hinterladergewehr mit zwölf Patronen Kaliber 12. Ich ließ zwei Diener in ihre prächtigen roten, mit Gold gestickten Livrees steigen und übersendete das Ganze alsdann an Wachore. Dieser hatte sich inzwischen bereits mit den Damen seines Harems und großem Gefolge in Bewegung gesetzt, um mir einen feierlichen Besuch abzustatten. Meine Boten trafen ihn unterwegs, und er hatte sich bereits mit dem neuen Turban geschmückt, als er gegen drei Uhr nachmittags bei mir einzog. Se. Hoheit waren etwas im Dampf. Vermutlich hatte er sich Mut antrinken wollen. Es waren nämlich die abenteuerlichsten Gerüchte uns vorangeeilt, welche uns, wenn nicht direkt zu Menschenfressern, doch zu etwas, was dem sehr nahe kam, stempelten. Daß das eigentliche Geschäft der „Baduschi" das Morden von Menschen sei, war eine Ansicht, welche ich auch bei ganz intelligenten Waganda gefunden habe. Da scheinen arabische und englische Sagen zusammengearbeitet zu haben. Uns insbesondere stempelte die Mangatischlacht, vor allem aber die mitgeführte Massaiherde ab.

Wachore hatte mächtige Krüge verschiedener Arten Tembo mitgebracht, und wohl oder übel mußten wir ihm häufiger Bescheid thun, als uns lieb war. Er ist ein Mann von etwa vierzig Jahren mit ausnehmend intelligenten und angenehmen Gesichtszügen. Eine tiefe Säbelnarbe im Gesichte beweist, daß er nicht nur ein orientalischer Haremssultan ist. Er sprach und lachte unausgesetzt, und wir waren bald gute Freunde. Seine Damen, kokett unter phantastischen, mit Affenfell behangenen Schildern, welche sie wagerecht über den Kopf hielten, hervorblickend, musterten inzwischen mit aufrichtigem Erstaunen die niegesehenen Gäste, das Zelt, die unbeweglich dabeistehenden Somalis mit ihrer stets malerischen Tracht. Augenscheinlich erregte ich ihren vollen Beifall, als ich jeder von ihnen einen Spiegel überreichen ließ, für welche sie mit kokettem Lächeln dankten und deren Gebrauch sie als echte Evastöchter sofort verstanden. Als Wachore mit seinem Gefolge um $4^1/_2$ Uhr sich entfernte, hatte ich das bestimmte Gefühl, einen guten Freund gefunden zu haben, und große Körbe voll Hühner, Eier, Wachteln, daneben Schafe und Ziegen, welche noch am Abend heraufgeschleppt wurden, bestätigten die Richtigkeit dieser Empfindung.

Digitized by Google

Kaum waren die Trommeln und Pauken Wachores gegen Norden hin verhallt, als mit einemmal aus Weſten her die aus vielen Trommeln und Flöten gemiſchte Muſik eines neuen Zuges ſich meinem Lager näherte. „Dort kommt der Große (mkubwa) der Waganda,“ teilte mir Marko mit, als ich mit aufrichtiger Verwunderung eine Perſönlichkeit herankommen ſah, welche ihrer Tracht nach wohl an den Hof von Sanſibar oder an einen indiſchen Hof gehörte, die ich indes kaum in Mittelafrika vermutet hätte. Ein dunkler, mit Silber geſtickter Kaftan fiel über himmelblaue, ebenfalls ſilbergeſtickte, weite Beinkleider herab; auf dem Haupt aber ſaß ein völlig aus kunſtvoll verſchlungenen Perlenketten verſchiedener Farben hergeſtelltes Diadem,

Gruppe von römiſch-katholiſchen Waganda. Nach Originalaufnahme.

welches ſich nach Art einer Krone emporhob. Der Träger dieſes Schmuckes war Kamanyiro Kauta, der Vetter des verſtorbenen Königs Mteſa, welcher ſich zur Zeit als Flüchtling aus Uganda, oder, wie er ſelbſt glauben machen wollte, als außerordentlicher Geſandter Mwangas

Digitized by Google

in Akola aufhielt. Unſere Begrüßung ward von der ihn begleitenden Kapelle durch einen Tuſch gefeiert, und als wir mich, wozu dann jedesmal ſeine Kapelle einen lebhaften Tuſch blies. Als Marko ſeinen Bericht beendet hatte, begrüßte

Gruppe von römiſch-katholiſchen Waganda. Nach Originalaufnahme.

uns vor meinem Zelte niedergelaſſen hatten, war Marko alsbald im vollen Zuge, in der Sprache ſeines Landes über uns Bericht zu erſtatten. Dieſer Bericht mußte wohl ſehr ſchmeichelhaft ſein; denn hin und wieder ſprang der alte Herr kreiſchend auf und umarmte mich Kamanyiro als ſeines Gebieters und ſeinen Freund, und unter lautem Hallo entfernte ſich nach einer halben Stunde der Zug. Das Ganze erſchien mir wie ein Traumbild, als ich bald darauf mich allein in dem ſüßen Frieden unſerer Bananenwaldung fand.

Digitized by Google

Am folgenden Morgen statteten wir Wachore einen Gegenbesuch ab.

Seine Residenz befand sich noch etwa eine Meile nördlich von unserem Lager. Wachores Wohnzimmer bestand aus einer dreiviertelkugelförmigen Grotte aus reinlichem Rohrgeflecht, deren kleinere Seite offen blieb. Hier lag Wachore auf einem indischen Polster, eine Pfeife rauchend; natürlich schon am frühen Morgen (es mochte acht Uhr sein) mit dem Tembotopf zur Hand. Bald waren wir in freundschaftlicher Unterhaltung, wobei mich Wachore wiederholt versicherte, er wünsche Weiße in seinem Lande zu haben, und insbesondere wünsche er ein Freund der Deutschen zu sein. Leider wurde der Besuch durch einen fatalen Zwischenfall unterbrochen, der doch aber zu charakteristisch ist, um unerwähnt bleiben zu können. Wachore zeigte uns sein Henry-Martini-Gewehr, welches geladen war. Als Herr v. Tiedemann dasselbe besah, ging es ihm plötzlich unter den Händen los. Die Kugel fuhr einem der Begleiter Wachores durch den Kopf, so daß sein Augapfel vor uns zur Seite niederfiel und er auf der Stelle tot war; einem zweiten zerschmetterte die Kugel die Kinnbacke. Die Situation war wirklich äußerst peinlich, und einen Moment war alles still. Dann aber, als ich Herrn v. Tiedemann entschuldigte, war alles plötzlich munter. Wachore lachte, das habe gar nichts zu bedeuten; der Getötete sei nur ein Sklave gewesen; daraus sollten wir uns nichts machen. Sein ganzes Gefolge stimmte in dies etwas forcierte Lachen mit ein; die Leiche wurde fortgezogen, Sand über die Blutlache gestreut und von neuem Tembo kredenzt. Genau, als wenn in Europa bei einer höflichen Hausfrau ein Gast irgend ein wertvolles Tischgerät zerbricht! Die Dame des Hauses ist bemüht, möglichst schnell über den Zwischenfall hinwegzuhelfen! Das ist der Wert von Menschenleben in diesen Ländern!

Gegen Schluß unseres Besuches, der sich zwei Stunden ausdehnte, erschien plötzlich Kamanyiro, und mit ihm vereinbarte ich, daß ich in Akola die Bestätigung der Nachricht vom Abzug Emins abwarten wolle. Treffe solche ein, so sei ich bereit, mit ihm nach Uganda zu marschieren und den Versuch zu machen, König Mwanga auf den Thron Mtesas zurückzuführen. Ich bat Wachore, um das schädliche Lagern meiner Kolonne an einem Platz zu vermeiden und Land und Leute besser kennen lernen zu können, jeden Tag ein neues Lager in der Umgegend beziehen zu dürfen. Nachdem diese Vereinbarungen getroffen waren, verabschiedeten wir uns und begaben uns mit unserem Gefolge ins Lager zurück.

Gleich darauf schickte Wachore, um seinerseits die völlige Erledigung des Zwischenfalls beim Morgenbesuch darzuthun, Herrn v. Tiedemann einen Korb mit Eiern, während ich meinerseits ihm einen hübschen arabischen Kaftan schickte.

In den beiden folgenden Tagen bewegte ich mich langsam gegen Westen, indem ich das Lager zweimal in andere Plantagen Wachores verlegte. Der Abend des 13. Februar, eher als ich es vermutet hatte, brachte mir die Aufklärung über das Schicksal meiner Expedition.

Es erschienen plötzlich Waganda mit Briefen für die englische Expedition in Kavirondo. Wie üblich wurden mir die Briefe gegeben. Der eine dieser Briefe trug als Absender den Namen H. M. Stanley. Einen Augenblick durchzuckte mich die Hoffnung, dieser Brief möge doch noch die Widerrufung der Nachricht vom Abzug Emin Paschas enthalten. Wenn jetzt im Februar ein Brief von Stanley hier eintraf, so konnte dieser doch unmöglich vor vier oder fünf Monaten mit Emin Pascha abgezogen sein. Ich wollte den Brief an die Waganda zurückgeben; da ergriff ihn Marko, erbrach ihn und gab ihn mir zu lesen. Er war am 4. September 1889 aus Usukuma datiert und teilte den Engländern sehr kurz und äußerst kühl den Abmarsch Emin Paschas, die Meuterung der Sudanesen und den Anzug der Mahdisten mit. Mit

Digitized by Google

einem Schlag war das verschleierte Bild nun für mich enthüllt und stand in seiner nackten Wirklichkeit vor mir da. Also während ich mich noch am unteren Tana in der Gegend von Makere aufgehalten hatte, da hatte Stanley bereits diesen Brief geschrieben; als ich in Nderani mein Lager aufschlug, da war Emin bereits in Usukuma. Als ich in Kwahhu-Bucht landete, mußte er bereits von Wadelai aufgebrochen sein. Dazu also alle Anspannung, Sorgen und der Kampf auf Leben und Tod!

Im ersten Augenblick hatte ich Lust, nun doch auf die Äquatorialprovinz zu marschieren, um im Fall des Gelingens genaue Auskunft über das Vordringen der Mahdisten nach Europa bringen zu können. Doch dies hätte am Ende bedeutet, die Expedition für eine Kleinigkeit einzusetzen, während in Uganda eine Aufgabe materieller Art winkte, welche völlig in der Richtung meines Expeditionszweckes lag und für die Entwickelung der centralafrikanischen Verhältnisse in europäischem Sinne entscheidend werden konnte. War Emin Pascha fort, die Äquatorialprovinz gefallen und Unjoro feindlich, so war Uganda nunmehr der äußerste Posten gegen die arabische Flut von Norden. Uganda mußte zum christlich europäischen Bollwerk gemacht werden, von dem aus in Zukunft die Wiedergewinnung des Nordens zu unternehmen war. Freilich war für uns die doppelte Gefahr vorhanden, einerseits, daß die Mahdisten mit Kalema uns vom Norden her fassen konnten, andererseits, daß Mwanga mit seinem Anhang, den ich noch gar nicht kannte, sich möglicherweise als treulos auswies. Aber ein gleiches Risiko hatte ich bereits gegen Unjoro und die Äquatorialprovinz hin übernommen; die Umänderung der Marschronte für Uganda hieß denselben Einsatz nur auf eine andere Nummer schieben. Also auf nach Uganda! Noch am selben Abend wurde der Befehl erteilt, und der frühe Morgen des 14. Februar fand uns alle unter Trommelschlag und Flötenspiel auf dem Marsch nach Südwesten, dem Quellgebiet des Nils entgegen.

Der Vormarsch dorthin vollzog sich in sehr angenehmer Weise. Die Tagemärsche waren kurz, Essen und Trinken in Fülle vorhanden, und die Nachmittage und Abende verschönerten die sämtlich auserlesen hübschen Mädchen des Harems von Kamanyiro, etwa zwanzig an der Zahl, durch Spiel und Tanz.

Am Mittag des 18. Februar schimmerten plötzlich die Wasser des heiligen Nil zu meinen Füßen. Abfeuern von Freudenschüssen wird in meiner Expedition mit Strafe bis zu hundert Stockhieben belegt, da wir unser Pulver für wichtigere Dinge nötig haben. Aber ich darf gestehen, daß ich in diesem Augenblick selbst meine Büchse abfeuerte. Ein Gefühl des Triumphes durchzuckte mich plötzlich. Die ganze Reihe von Sorgen und Kämpfen, welche uns hierher geführt hatte, trat mit einem Schlag in mein Bewußtsein. Tana — Baringo — Nil! Wagalla — Massai — Waganda! Mit fünfzig bis sechzig Mann und etwa zwanzig Lasten Tauschartikeln waren wir von Kwahhu-Bucht bis an den Nil gekommen! Ich kam mir vor wie jemand, der einen abschüssigen Fels emporgeklommen ist und zum erstenmal den Aufblick auf die Gipfelfläche gewinnt. Noch ein entschlossener Sprung, der freilich gefährlicher erschien als das, was hinter uns lag, und wir durften hoffen, den bequemeren Abstieg von der anderen Seite zu gewinnen!

Vom Nil zur Hauptstadt Ugandas.

Rubahga, 16. März.

Will man im Kampf mit überlegenen feindlichen Kräften sich behaupten, so empfiehlt sich die Anwendung eines Grundsatzes, welcher sehr einfach erscheint, dessen Anwendung indes seine Schwierigkeiten hat: in kritischen Lagen immer diejenige Entscheidung bestimmt *nicht* zu treffen, von welcher man glaubt, daß sie der Geg-

Digitized by Google

ner in unserer Lage wählen würde. Im allgemeinen nämlich rechnen die Menschen durchweg bei anderen nach dem Maßstabe ihrer eigenen Schlußfähigkeit und setzen demnach bei diesen die Norm von Entschlüssen voraus, mit welchen sie selbst im gegebenen Fall operieren würden. Dementsprechend treffen sie auch ihre Gegenmaßregeln. Trifft man diese Entscheidung dann aber gerade nicht, sondern stößt in einer ganz anderen Richtung vor, so wird man an der erforderlichen Stelle und im rechten Augenblick die Überlegenheit haben. Die große Schwierigkeit dabei ist, sich genügend in den Geist seines Gegners zu versetzen, und demselben seinerseits nicht etwa Berechnungen und Willensimpulse unterzuschieben, wie sie einem selbst vielleicht in dem vorliegenden Fall kommen würden. Die Gefahr ist ebenso groß, daß man seinen Gegner überschätzt, als daß man ihn unterschätzt. Demnach ist es nötig, den Charakter und die Verhältnisse desselben genau ins Auge zu fassen und sich zu fragen, wie ein solcher Charakter sich in der gegebenen Lage verhalten muß. In der Regel kann man sicher sein, daß derselbe ganz genau dieselbe Richtung des Verhaltens bei einem selbst voraussetzt; und dann ist es nicht mehr schwierig einen Zug zu thun, welcher seine Berechnungen über den Haufen wirft und zum Ziel führt. Ich glaube, daß das bekannte Princip der „verblüffenden" Offenheit des Fürsten Bismarck seine Erfolge diesem psychologischen Gesetz zu verdanken hat. Die Menge der „Schlauen" nämlich glaubt, daß die menschliche Klugheit im Versteckenspielen und in Hinterhalten gipfelt. Demgemäß rechnen sie und werden durch die Offenheit des Vorgehens regelmäßig wieder überrumpelt, weil sie sich eben nach einer falschen Seite hin deckten. Genau wie in der Anekdote von den beiden Juden, welche sich auf der Bahn nach Prag treffen. A. fragt B., wohin er fahre. B. antwortet, er fahre nach Prag. Darauf A.: „Gott, warum willst du mir erzählen Lügen, daß du sagst, du fahrst nach Prag, daß ich soll glauben, du fahrst nicht nach Prag, und weiß ich doch, daß du fahrst doch nach Prag." Dies ist in der That die karikierte Illustrierung des Princips der Verlogenheit, wie sie dem mehr oder weniger feigen Intriguenspiel des socialen und politischen Kampfes ums Dasein meistens zu Grunde liegt, und demgegenüber ist allerdings die Wahrhaftigkeit die allerverblüffendste und wirksamste Waffe, eben weil sie alle auf dieses entgegengesetzte Princip begründeten Berechnungen zu Schanden macht. Dann stehen die „Klugen" nachträglich stets da und fragen sich verwundert, wie das möglich sein konnte. Man braucht aber nicht zu befürchten, daß sie das nächste Mal gewitzigter sein werden; dafür steht ihnen das Dogma, im Grunde doch die weitaus überlegenen zu sein mit ihren Mitteln und Mittelchen, viel zu fest.

Beim Verlauf der Expedition habe ich mich in den gefährdeten Wendungen stets gefragt: Was mögen die entgegenstehenden Faktoren jetzt wohl denken, daß wir thun werden; und daraus dann geschlossen, das also thun wir nicht. Auf diese Weise sind wir von Sansibar nach Witu; durch die Somalis und Wagalla den Tana hinauf; durch die Massais und über den Nil nach Uganda gekommen. Insbesondere bei den Kämpfen mit den Massais sind wir, meiner Überzeugung nach, Hinterhalten entgangen, weil wir durch die scheinbare Unverständlichkeit unserer Marschrichtungen die Berechnungen der Massais täuschten.

Als wir am 18. Februar über den Nil gingen, da vermutete ich, daß uns in Uganda neue und schwierigere Kämpfe als die Massaigefechte bevorstehen würden. Dies hat sich bislang als ein Irrtum herausgestellt; die Aufgaben, die hier zu lösen waren, sollten auf einem anderen Gebiete liegen.

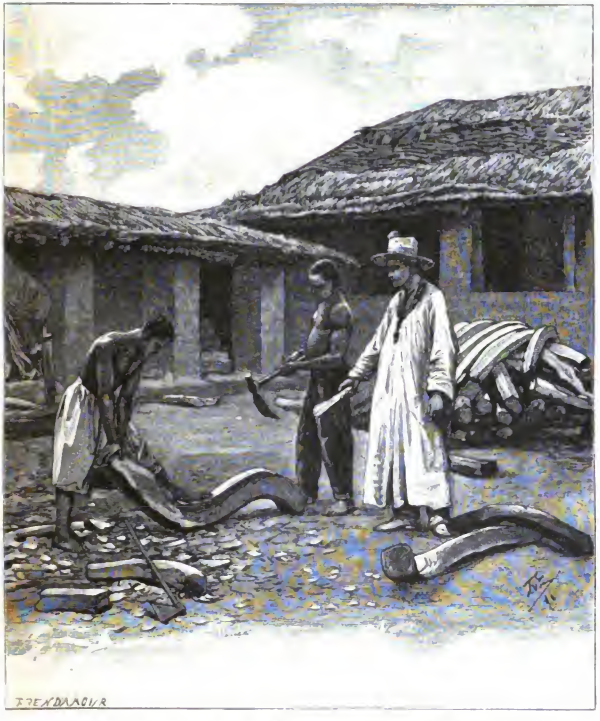
Der Übergang über den Nil stellte ein äußerst malerisches Bild dar. Am Tage zuvor hatten sich Hunderte von geflüchteten Waganda, insbesondere christliche Frauen und Mädchen bei mir eingefun-

Digitized by Google

den, welche uns gewissermaßen als Retter und Befreier begrüßten. Ich forderte sie auf, unter dem Schutz meiner Expedition nach Uganda zurückzukehren; aber nur einzelne machten von dieser Einladung

Uhr den Strom überschritten, wimmelte der östliche Strand von diesen Gestalten in ihren rotbraunen Baumrindenstoffen.

Der Nil oberhalb der Riponfälle, wo ich hinüberging, ist meiner Abschätzung nach



Waganda arbeiten an einem Boot unter Aufsicht eines Missionars. Nach Originalaufnahme.

Gebrauch, die meisten zogen es vor, noch „zwei Tage" an der sicheren östlichen Seite des Nils zu warten. Sehr viele von ihnen aber waren am folgenden Morgen erschienen, um uns zu begrüßen und lebewohl zu sagen. Als wir gegen sieben

nicht 1500 Fuß breit, wie Stanley ihn abschätzt. Ich schätze ihn auf 1500 Meter, gebe indessen zu, daß ich mich geirrt haben kann, da es mir an einem entsprechenden Vergleichungsobjekt fehlte. Die Riponfälle, welche ich am Nachmittag zuvor be-

Digitized by Google

suchte, stehen an Bedeutung den von mir eingezeichneten Tanafällen, wie den Kilolumma und den Karl-Alexander-Fällen sicherlich weit nach. Sie ergießen sich am rechten Ufer in Schnellen, an der linken oder Ugandaseite unmittelbar am Ufer aber in einen Fall nach Norden. Höchst interessant ist die kolossale Menge köstlicher Fische, welche in diesen Fall mit hinabgerissen werden. Die Waganda haben eine sehr einfache Art sie zu fangen: sie reißen sie nämlich mit großen Haken ohne Köder unten am Fall direkt heraus. Ich sah, wie ein Mann in etwa fünf Minuten elf große Fische in ununterbrochener Folge aus der Strömung herausriß. Wahrscheinlich befinden sich die Fische im ersten Augenblick, wenn sie die Strömung herabgetaumelt sind, in einer Art von Betäubung.

Überall gewährt es einen wunderlichen Eindruck, eine mächtige Strombildung vor sich zu haben, welche nicht zum Meere hin, sondern aus der See heraus sich ergießt. Der Ausfluß des Nils ist genau wie eine umgekehrte Flußmündung. Der Napoleongolf verengt sich dem Ausfluß zu sehr allmählich und gewährt demnach den Eindruck etwa wie die Elbmündung unterhalb Stade. Man ist alle Augenblicke geneigt, den Nil für einen einströmenden Fluß zu nehmen, und gewöhnt sich nur schwer daran, mit seiner Strömung nach Norden hin zu rechnen. Die Ufer an unserer Übergangsstelle, welche Jinja (Steine) von den Eingeborenen genannt sind, mögen 30 bis 35 Meter hoch sein.

Da lagen nun unten die phantastischen Boote der Waganda, welche uns hinüberfetzen sollten. Am Bug sind sie geschmückt mit einem weit nach vorn hervorragenden hakenförmigen Schnabel, an dessen Vorderende verschiedenartige Geweihe, unten mit Perlschnüren umkettet, oder auch mit herabhängenden zottigen Fellen versehen. Sie sind aus zusammengenähten Planken gebaut und unten mit einer Art von Kiel versehen. Eine Reihe von Querbalken, welche Ruderbänke bilden, verbinden die beiden Seiten. Die Boote (mitumbi), welche uns so übersetzten, konnten dreißig bis vierzig Personen fassen, indessen giebt es sowohl erheblich kleinere als auch größere. Die Fortbewegung wird nicht sowohl durch Rudern als durch „Paddeln" vollzogen, und zwar rechnet man dazu auf ein solches Boot sechzehn bis zwanzig Mann. Dann aber ist die Bewegung auch eine außerordentliche.

Ich hatte mir meinen Lehnstuhl an dem Usoganser auf einem Vorsprung aufstellen lassen, um von hier aus das Übersetzen zu leiten. Um mich herum hatten sich in malerischen Gruppen die Waganda gelagert, zu denen sich gegen acht Uhr unser „Freund" Kamanyiro gesellte mit seinem Gefolge. Unten auf dem Nil war ein buntes Treiben von Booten jeder Größe. Gegen zehn Uhr hatte ich meine Expedition hinüber, und wir zogen dann in einem zweistündigen Marsch gegen Südwesten auf eine Plantage Kamanyiros, wo wir den Tag lagern sollten.

Der französische Missionar Denoit hatte mir nach Usoga geschrieben, in Uganda herrschen Hungersnot, die Pocken und die Pest. Dies erschien für meinen Durchmarsch, wenn man die Kriegsgefahr hinzunimmt, nicht gerade verlockend. Ich beabsichtigte demnach, von Grant-Bucht aus, wo wir am folgenden Morgen eintreffen konnten, mit Booten nach der Hauptstadt zu gehen. Am Abend des 18. Februar ward mir auch gemeldet, die Boote seien bereit für mich.

An diesem Tage verlor ich meinen treuen Rukua durch eine Unvorsichtigkeit, vor welcher ich ihn sehr häufig gewarnt hatte. Rukua führte mein Repetiergewehr, und er hatte aus den Massaigefechten die leidige Angewohnheit beibehalten, dasselbe nicht nur in geladenem, sondern auch in gespanntem Zustand bei sich zu führen. Ich hatte ihn dieserhalb mehrmals bestraft. Indes immer wieder, wie auch bei den Somalis, hatte ich dieselbe Wahrnehmung zu machen, so daß das bloße Marschieren in meiner Expedition lebensgefährlich war. Mein zweiter Diener

Digitized by Google

hatte sich bereits einmal mit demselben Gewehr eine Schrotladung in den Oberschenkel geschossen. Diesmal endete indes die Unvorsichtigkeit tragischer. Ich hatte mich unter einem Baum niedergesetzt und gerade an Rukua die Anordnungen für das Aufschlagen des Zeltes gegeben, als mit einemmal ein Schuß fiel und Rukua vor mir blutend zu Boden stürzte. Die Kugel war ihm unter dem rechten Oberarm hineingefahren, durch die Lunge geschlagen und am Rücken, dicht am Rückgrat, herausgekommen. Ich glaubte im ersten Augenblick, Talabanga, einer der Waganda, ein Diener Markos, habe die Unvorsichtigkeit begangen, und riß bereits meinen Revolver heraus, um ihn dafür zu bestrafen. Indes stellte sich gleich heraus, daß Rukua selbst die Ursache zu seinem Ende war. Er hatte sein geladenes Gewehr an einen Baum gestellt, um ans Aufschlagen des Zeltes zu schreiten, dasselbe war umgefallen, im Fallen losgegangen und hatte ihn niedergeschmettert.

An ein Aufkommen war nicht zu denken. Krampfhaft röchelnd lag der treue Bursche da. Wir legten ihm schleunigst einen Verband an, aber bei jedem Atemzug pfiff der Wind durch die Wundlöcher und trieb schwarze Blutwellen zur Erde. Dabei phantasierte er sofort, indem er abwechselnd nach mir und seinem Freund Selek rief. Ich legte ihn auf meine Bettstelle und brachte ihn in einem der Häuser unter. Nach einer halben Stunde war er verschieden, und wir hatten nur noch die traurige Genugthuung, ihm ein anständiges Begräbnis zu besorgen. Von jetzt ab verbot ich das Marschieren mit geladenen Gewehren bei der Karawane überhaupt.

Am folgenden Morgen zogen wir in zunächst westlicher, sodann südwestlicher und südlicher Richtung zum Viktoria Nyanza und schlugen um elf Uhr unser Lager an der südwestlichen Ecke der Grant-Bucht auf. Um dorthin zu gelangen, hatten wir etwa um neun Uhr von der Straße nach Mengo südlich abzubiegen. Wir verließen damit die Stanleysche Route und sind auch bis hierher später südlich derselben weiter marschiert.

Uganda, wenn man von Usoga kommt, macht nicht eben einen sehr üppigen Eindruck in seinem südöstlichen Teil. Man wird behaupten können, was in Usoga Plantage ist, das ist in Uganda Steppe und umgekehrt; Usoga ist seinem weitaus größten Teil nach kultiviert; Südost-Uganda nicht. Und dieser Teil Ugandas schien nicht etwa erst durch den Krieg verwüstet zu sein. Die Bildung des Landes stellt eine eigentümliche Form tafelförmiger Hügelketten dar, wie ich sie sonst nicht gesehen habe. Dieselben ziehen sich sowohl in südnördlicher Richtung parallel dem Nil, als auch in westöstlicher Richtung parallel der beinahe kraterartigen Umrandung des Viktoria Nyanza, auf welcher wir zwei Tage lang marschierten, immer den See mit seinen Buchten, verschlungenen Kanälen und Creeks und seiner unübersehbaren Inselbildung zur Linken, während der Blick zur Rechten über die Reihen der Tafelhügel hinwegschweifte, an deren Abhängen die Ansiedelungen und Anpflanzungen der Waganda liegen. „Ich schaue hinab in die Lande und werde doch nicht gesehen.“ Dabei sind mir die Wasserverhältnisse des Landes nicht ganz klar geworden. Wir überschritten täglich mehrere und gar nicht immer unansehnliche Bäche und Flüßchen, von denen die einen zum Nil, die anderen zum Viktoria Nyanza, einer sogar zum Mwutan Nzige gehen sollte. Ich lasse die Erkundigungen folgen, wie ich sie feststellen konnte.

20. Februar. 2 M. Süd-Süd-West: Fluß zum Nil Kabar, Fluß zum Nyanza Mubeja. Lager an der Grant-Bucht.

21. Februar. $2^1/_2$ M. West-Süd-West: am Rand des Viktoria Nyanza Fluß Sedsiboa, geht nach Unjoro. Lager Chiaragoma, dicht bei Dsiba.

22. Februar. $2^1/_2$ M. Nord-West (Abbiegen von der Hauptstraße wegen Terrainschwierigkeiten). Flüsse: 1) Dugoja zum Nil, 2) Dubare zum Nyanza. Lager in Katente.

Digitized by Google

23. Februar. 2½ M. West. Flüsse: 1) Mabugue zum Mwutan Nzige, 2) Kaira zum Nyanza. Lager in Kigogoro.

24. Februar. 2½ M. West: links an Ukono und Murjunguma vorbei. Lager Kisallosallo.

25. Februar. Ankunft in Mengo.

Aus diesen Anzeichnungen ist schon ersichtlich, daß mein Plan, von der Grant-Bucht aus mit Booten nach Mengo zu ziehen, nicht zur Ausführung gelangte. Die Boote waren einfach nicht da. Dafür erhielt ich an diesem Tage ein Schreiben des Mr. Gordon von der Insel Bulingogwe, welches mich im Namen des Königs Mwanga einlud, auf dem Überlandweg nach Mengo zu kommen, und mir Boote für meine nachherige Reise über den See nach Usukuma zur Verfügung stellte. Ich beschloß nun, sogleich den Marsch durch das Land anzutreten, und ließ mir gegen abend Kamanyiro kommen, den ich zunächst wegen der mir gemachten unwahren Mitteilungen betreffs der Boote zur Rede stellte und dem ich dann eröffnete, daß wir von nun ab in unserem Marschtempo nach Rubahga marschieren, d. h. daß wir an jedem Tage zwei bis drei Meilen machen würden. Dies war dem alten Herrn keineswegs recht. Schon der Marsch am heutigen Tage war ihm zu weit gewesen; vor allem schien es ihm aber nicht einleuchten zu wollen, weshalb ich mir das Kommando über unseren Vormarsch anmaßen wollte. Unsere Beziehungen fingen nunmehr an, weniger herzlich zu werden. Schon einmal in Usoga hatte Kamanyiro mich eines Morgens, als ich das Signal zum Aufbruch geben ließ, mit der Mitteilung angenehm überraschen wollen, ich solle nur das Zelt wieder aufrichten lassen, wir würden heute liegen bleiben. Als ich ihn darauf sehr barsch fragte, ob er über Nacht den Verstand verloren hätte, oder ob er annehme, daß dies bei mir der Fall gewesen sei, waren wir indes drei Minuten darauf alle einträchtlich auf dem Marsch gewesen. Jetzt befanden wir uns in Kamanyiros Provinz, wo er als Gouverneur schaltete, und er glaubte mir gegenüber nach Art der alten Chefs unter Mtesa auftreten zu können. Kamanyiro versuchte einigemal die Rolle zu spielen, von denen Emin Pascha in seinen Reisebriefen erzählt und unter denen er zu leiden gehabt hatte. Es war mir nicht eben schwer, dem alternden Onkel Mtesas außerordentlich deutlich zu machen, daß die Zeiten sich in jeder Richtung geändert hätten und daß der Weiße heute in Afrika im allgemeinen, besonders jedoch in Uganda, nicht mehr geneigt sei, die Rolle zu spielen, welche ihm die Väter anzuweisen beliebt hatten.

Wir brachen demnach am 21. Februar in aller Frühe auf, erstiegen den Bergrand, welcher die Buchten des Viktoria Nyanza umschließt, und wanderten rüstig weiter. Die Bevölkerung hielt sich entweder in scheuer Entfernung oder sie begrüßte uns freundschaftlich. Mit einer Art respektvoller Bewunderung blickten sie die große schwarz-weiß-rote Flagge an, welche unserer Kolonne auf der ganzen Expedition voran getragen wurde, und welche, stolz im Morgenwinde flatternd, zum erstenmal in Uganda gesehen wurde.

Chiaragoma, wo wir an diesem Tage lagerten, ist die erste Bananen-Schamba des Königs Mwanga. Eine hübsche, ordentlich gehaltene Schamba mit einer breiten Straße durch dieselbe führend. Kamanyiro kam etwa eine Stunde nach mir an, dampfend vor Hitze und Anstrengung und, wie ich sofort sehen konnte, in recht ärgerlicher Stimmung. Halb in Ironie beglückwünschte ich ihn zu seiner Geschicklichkeit im Marschieren und führte ihn in mein Zelt. Nun aber brach er in eine Flut von Klagen und Verwünschungen aus, von denen ich nur einen Teil verstehen konnte, da sie in Kiganda an die umstehende Volksmenge gerichtet waren, aus denen ich indes entnahm, daß sie eine Prophezeiung enthielten, wir Weißen würden Uganda essen. Mir eröffnete Kamanyiro, der König habe geschickt, wir sollten drei Tage in Chiaragoma lagern

Digitized by Google

Rif-Übergang am 18. Februar 1890.

Digitized by Google

bleiben. Nun muß ich gestehen, daß ich sehr geneigt war, der ärgerlichen Stimmung eines ermüdeten und von Jugend auf verzogenen Ugandahäuptlings etwas nachzusehen; indes glaubte ich nicht, daß es unseren Interessen entspräche, mich von Kamanyiro hier vor allem Volk ausschelten zu lassen. Ich war nach Uganda zur Hilfe gerufen, und erst gestern hatte mir Mr. Gordon geschrieben, der Hof wolle, falls ich komme, von Bulingogwe, wohin er geflüchtet war, nach Mengo zurückkehren. Es hieß doch die Rolle umkehren, wenn Kamanyiro die verlattete Tonart eines Provinzialchefs mir gegenüber anzuschlagen versuchte. Ich ersuchte ihn demnach, seine Volksversammlungen irgendwo anders als in meinem Zelt abzuhalten; übrigens in meiner unmittelbaren Nähe nicht so zu schreien. Ich hätte ihn nicht aufgefordert, mit mir zu marschieren, und meinetwegen könne er nicht nur drei Tage, sondern drei Jahre in Chiaragoma liegen bleiben; im übrigen wünsche ich nunmehr allein zu sein. Sehr verdutzt entfernte sich Kamanyiro, der noch zwei Tage vorher, um mir einen Beweis seiner souveränen Größe zu geben, die Einwohner eines ganzen Dorfes hatte auspeitschen lassen.

Ich schrieb dann sofort an Mr. Gordon folgenden Brief, den ich Kamanyiro zur Beförderung schickte:

Chiaragoma, 21. Febr. 1890.

Dear Sir,

Kamanyiro Kaüta to-day tells me the king has sent him message to stop here three days.

As this in strict contradiction with your yesterday's letter I cannot believe this to be true. At any rate it does not suite at all my plans and the mode of my travelling, and I shall therefore continue my march to Mengo. I shall sleep to-morrow at Katente and day after to-morrow at Wakarimbue.

Please ask the king whether it is really his wish I should stop in a shamba on the road three days and give me a short reply. Here is no food for my expedition.

Yours sincerely Carl Peters.

Das Absenden dieses Briefes, dessen Inhalt er wohl vermutete, brachte Kamanyiro nicht wenig in Verlegenheit. Zunächst schickte er mir seinen Haremsaufseher, welcher unsere Nachmittagsunterhaltungen zu leiten pflegte, und ließ mir sagen, ob ich nicht glaube, daß meine Schafe bei dem schnellen Marschieren krank werden würden. Ich mußte innerlich lächeln, erwiderte indes, meine Schafe hätten von Massailand bis hierher viel größere Märsche gemacht; im übrigen schade es nichts, wenn einige von ihnen krank würden. Dann würde ich mir neue erobern. Darauf kam der Sklave mit dem Brief zurück, ob er heute oder morgen abgehen solle. Ich schickte zurück, heute. Gegen fünf Uhr erschien Kamanyiro selbst in großem Gefolge mit einem Ochsen, zwei Schafen, Bananen, Hühnereiern und anderen Dingen. Laut schreiend umarmte er mich und begann sein gewohntes Tembo-Trinken vor meinem Zelt. Ich ließ ihm als Gegengeschenk eine Milchkuh mit einem Kalb und einen goldverzierten Turban bringen, behandelte ihn indes sonst sehr kühl und trocken. Vom Abmarsch am anderen Tage sprachen wir nicht. Ich war nun sehr gespannt, wie Kamanyiro sich am folgenden Morgen verhalten werde. Als wir aufbrachen, sah ich bereits seine Mädchen und Sklaven reisefertig, und richtig, als ich in Katente Lager bezogen hatte, erschien er wie eine geknickte Lilie, um mich zu begrüßen. Von da ab hatte unser Verhältnis die richtige Basis erhalten. Ich will noch bemerken, daß ich einige Tage darauf von Mr. Gordon ein Schreiben erhielt, in welchem der König mir sagen ließ, er habe keinerlei Auftrag gegeben, mich in Chiaragoma festzuhalten.

Bis nach Chiaragoma hin hatten wir vom Kriege nicht eben viel bemerkt; nun aber kamen wir in völlig verwüstetes und auf weite Strecken verödetes Land. Nicht

Digitized by Google

nur waren die Dörfer menschenleer und zum Teil verbrannt; nein, die ganze Landschaft war niedergebrannt und stellte eine schwarze Steppe dar; auf den Wegen lagen Skelette und teilweise noch in Verwesung begriffene Leichen, welche die Luft verpesteten. Dabei ein Höhenzug nach dem anderen, der überschritten werden mußte, in unübersehbarer und etwas einförmiger Weise. Vom belebenden Anblick des Sees war nichts mehr vorhanden, weil wir uns gegen Norden gewendet hatten, um die energischeren Höhen in der Nähe des Viktoria Nyanza zu vermeiden. Als ob die Natur auch ihrerseits dazu beitragen wollte, den traurigen Eindruck zu verstärken, hatte der lichte Sonnenschein von Usoga aufgehört; der Himmel war meistens bewölkt, und ein puffartiger Wind wirbelte entweder schwarze Aschenmassen auf, oder er warf kurze Regenschauer auf die dunkle Landschaft. Ich kann gestehen, daß die Stimmung in solcher Umgebung nicht eben mehr gehoben wurde. Wenn wir auf diesem Marsch mit überlegenen Kräften angegriffen wurden, so waren wir aller Wahrscheinlichkeit nach verloren; denn eine Rückzugslinie war für uns nicht vorhanden. Wenn wir auch im stande waren, zwei- bis dreihundert Mann zurückzuschlagen, so wußte ich doch sehr genau, daß wir in diesem Lande mit erheblich größeren Streitkräften zu rechnen hatten und daß die Büchse hier Lanze und Bogen praktisch völlig verdrängt hatte. Über die Stellung der kämpfenden Parteien aber hatte ich keine verbürgte Kenntnis, und das war mir doch klar, daß die arabische Partei ein außerordentliches Interesse daran haben mußte, meine Verbindung mit den Streitkräften Mwangas zu verhindern. Ich erwähne diese Betrachtungen, weil sie auf unsere damalige Lage einiges Licht werfen. Nicht als ob sie auf meine Entschließungen einzuwirken vermocht hätten; aber die Stimmungen mußten notwendigerweise ein wenig davon beeinflußt werden. Dazu kam noch eins: Schon in Usoga hatte ich von der uralten Ugandasage vernommen, wonach von Osten her die Expedition kommen solle, welche bestimmt sei, der Dynastie der Wakintu ein Ende zu machen und Uganda zu „essen". Diesem Aberglauben war vor sechsthalb Jahren Hannington zum Opfer gefallen, wie ich an anderer Stelle erzähle. Nun waren wir die erste Expedition, welche von Osten her in Uganda einzog. Wer bürgte dafür, daß der Aberglaube des Volkes sich nicht auch gegen uns wende? Unser Zug in diesen Tagen hatte etwas Unheimliches an sich, wenn wir durch das wüste Land zogen, das nur von den Aasgeiern bewohnt zu sein schien, welche über der ekten Mahlzeit schwebten. Fast gespensterhaft schallte der Trommelschlag von den wunderlichen Hügelrücken nieder, von denen wir einen nach dem anderen überstiegen. Kamen wir dann in die Senkung, so galt es einen Bach, eine Versumpfung zu überschreiten, in denen die zertrümmerten Reste ehemaligen Brückenbaues dazu beitrugen, das Bild des Verwüsteten und des Todes festzuhalten. Dies hat ein dreijähriger Bürgerkrieg aus dem ehemaligen Uganda gemacht.

Aber alles nimmt ein Ende, und am 24. Februar begann die Landschaft einen erfreulicheren Charakter zu gewinnen. Wir zogen an diesem Tage an dem auf den Karten eingezeichneten Nunurjango vorbei, uns links in die Gebiete um Murchisonbai herumwendend. Boten von der Residenz brachten mir einen Willkommengruß Mwangas; die Straßen fingen an, von neuem sich zu beleben. Bald tauchte eine ganze Prozession von Askaris Mwangas auf, mir goldgelbe Bananen überreichend und schäumenden Bananenwein kredenzend. Eine entschiedene Wendung nach links gegen Süden, und wir betreten die weite Straße, welche von Unjoro nach der Hauptstadt Ugandas führt. Gegen elf Uhr betreten wir unter Trommelschlag eine Schamba Mwangas in Kisallosallo, lebhaft von vielen Soldaten begrüßt; wir haben eine Vorpostenkette Mwangas erreicht und sind nunmehr so weit in Sicherheit, als unsere gemeinschaftliche Truppe

Digitized by Google

Sicherheit gegen die Feinde im Norden und Westen: den arabischen Anhang Kalemas, die mit ihm verbundenen Wanjoro und möglicherweise die Mahdisten, zu bieten vermag.

Ich erfuhr, daß der Hof und die Europäer nach Mengo zurückgekehrt seien. Ein Marsch von zwei bis drei Stunden trennte uns noch von ihnen. Das Gefühl, seit sieben Monaten voll von Kämpfen und Gefahren zum erstenmal wieder Angehörigen unserer Rasse nahe zu sein, machte sich in aller Stärke geltend. Ich schickte sofort einen Boten an König Mwanga ab, um ihm meine Ankunft in der Nähe seiner Residenz zu melden. Gegen abend schickte mir der König seine Trommelkapelle, welche uns bis in die Nacht hinein mit einem Zapfenstreich ehrte.

Der Sonnenaufgang am nächsten Morgen fand uns wie gewöhnlich auf dem Marsche. Noch über zwei immer gleichförmig gebaute Höhenrücken, durch Bananenschambas oder an solchen vorbei, auf immer breiter Straße führte unser Weg. Rechts und links kamen Volkshaufen vorbei, um uns zu begrüßen oder doch wenigstens zu betrachten. Auf dem letzten Hügel vor Mengo traf ein Kurier des Königs ein, welcher mich schnell willkommen hieß, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Dies wiederholte sich auf dem Rest des Marsches, welcher tausend Meter betragen mochte, noch drei- oder viermal. Vor uns auf den nächsten Hügel führte eine breite Kunststraße, wie eine solche Stanley in seinem Buch abgebildet hat. Ich erfuhr, sie gehe nach Mengo, dem Sitze des gegenwärtigen Königs. Rechts von uns nahm ein Gebäude meine Aufmerksamkeit in Anspruch, welches aus der Ferne sich wie eine Pyramide ausnahm, während es in Wirklichkeit einen Kegel darstellt. Man sagte mir, dies sei das Grabmal Mtesas.

In der Senkung zwischen beiden Hügeln bogen wir nach links ein, in eine Schamba, welche vorläufig zu unserem Lagerplatz bestimmt war. Ich legte meine Askaris in das Haus, ließ jedoch für mich selbst nach alter Gewohnheit mein Zelt aufschlagen. Während dies geschah und während ich mich rasierte, erschienen Bote auf Bote von Mwanga, welche die Ungeduld des Herrschers auszudrücken bestimmt waren, mich zu sehen. Um halb zehn Uhr demgemäß machte ich mich, begleitet von Herrn v. Tiedemann, gefolgt von meinen Askaris, denen die deutsche Flagge voranwehte, auf den Weg nach dem nahen Mengo, um Mwanga, den König von Uganda, zum erstenmal zu begrüßen.

Digitized by Google

Adolphe Thiers.

Von

Arthur Kleinschmidt.

Die Revolution von 1789, deren hundertjähriges Gedächtnis Frankreich vor kurzem so glänzend beging, war die Mutter Thiers', ihres eminenten Biographen, und doch schien er wenig Grund zur Bewunderung einer Katastrophe zu haben, der seine Familie ihre Armut verdankte. In der kleinen Rue des Petits-Pères in Marseille kam Marie Joseph Louis Adolphe Thiers am 26. Germinal des Jahres V der Republik, d. h. 15. April 1797 zur Welt, „ein kleiner Bürgersmann", wie er sich noch auf der Höhe des Ruhmes gern nannte; der Vater, ein Tuchhändler, verlor in den Stürmen der Revolution alles. Mütterlicherseits stand Adolphe Thiers in Verwandtschaft mit den bekannten Dichterbrüdern André und Joseph Chénier; als der Vater bald nach der Geburt des einzigen Sohnes starb und die Mutter mittellos hinterblieb, nahmen die Chéniers Adolphe zu sich, und ihrer Vermittelung verdankte er 1806 einen der von Napoleon gestifteten Freiplätze am Lyceum seiner Vaterstadt, auf dem er außer klassischen Studien mit Passion Mathematik betrieb und bei den Preisverteilungen wiederholt lateinische Verse auf seinen Wohlthäter Napoleon machte; seine Lehrer gaben ihm das Zeugnis, er sei intelligent, aber zuchtlos. Während er noch auf der Schulbank saß, stürzte die ganze Herrlichkeit des Kaiserreichs trotz der schneidigen Soldaten, an deren Lorbeeren Thiers' junge Seele sich berauschte, in Trümmer, Frankreich rief nach einem anderen Gebieter, ein allem Volke unbekannter König kam über den Kanal, Thiers' Neigung zum Militärstand erlosch mit Napoleons Stern und er begann, in Aix Jura zu studieren, fand aber wenig Geschmack daran, zog das Studium von Philosophie, Geschichte und Litteratur vor und glänzte bald in den Studentenversammlungen, in denen die politischen Tagesfragen eifrig besprochen wurden, durch klaren Verstand und bis zur Kühnheit freimütiges Urteil; er fand einen Gesinnungsgenossen an François Mignet, der 1817 mit ihm eine ungetrübte Freundschaft für das an Wendungen so überreiche Leben schloß; so verschieden auch ihre Charaktere waren, so bestrebten sich doch Thiers und Mignet gleichermaßen, die geistlose Dürre einer Provinzialstadt mit der geistvollen Atmosphäre von Paris zu vertauschen und auf den Füßen eigensten Verdienstes sich eine Stellung zu erobern; sie schriftstellerten um die Wette und Thiers' bedeutendster Wurf war 1819 der Éloge de Vauvenargues, die Lösung einer von der Akademie zu Aix gestellten Preisaufgabe; trotz aller Intriguen der royalistischen Preisrichter, denen er als Jakobiner galt, trug er durch List den Preis davon; die Schrift atmet bereits den kräftigen Geist des reifen Mannes, der da gesagt hat: „Das Universum ist eine ungeheure Aktion; der

Digitized by Google

Mensch ist zur Aktivität geboren!" Die Freunde wurden 1820 in Aix Advokaten und im Juli 1821 ging Mignet nach Paris, um an der Hand des Talents sein Glück zu suchen; Thiers blieb vorerst zurück, in eine Beamtentochter verliebt, der er auch nach der baldigen Lösung des Verhältnisses eine freundliche Erinnerung bewahrt hat.

Im September genannten Jahres bereits traf Thiers bei Mignet in Paris ein; zwei Unbekannte, bezogen sie ein höchst bescheidenes Quartier der Passage Montesquieu. Thiers war nichts — und doch barg die unscheinbare Hülle seines Körpers die kostbarsten Bürgschaften einer großen Zukunft: das jugendliche Feuer des Provençalen, gründliche Geistesbildung, den Elan des Liberalismus, eine unermüdliche Arbeitslust und den Entschluß, mit selbstbewußtem Drucke sich die Thür der auserlesensten Cirkel zu öffnen, Eintritt in den Areopag von Geist und Geburt zu finden. Was Thiers' Herz betraf, so hatte er Lucie in Paris bald vergessen; seine Beziehung zu der englischen Actrice Bellamy bedarf nur wegen ihrer Biographie Erwähnung, die er 1822 zu den Mémoires sur l'art dramatique verschiedener Schriftsteller beisteuerte, und einer anderen Liaison gedenkt das dreimal aufgelegte Schriftchen Thiers' Les Pyrénées et le Midi de la France, das einen Ausflug in die Pyrenäen 1822 behandelte. Obwohl Thiers' und Mignets Geld rasch aufgezehrt war, verzagten sie nicht; sie hatten gute Empfehlungen, auch an den Deputierten Manuel, der eben im Zenith der Popularität stand; durch seine Verwendung kam Mignet am Courrier français unter, Thiers trat im November 1821 in die Redaktion des Constitutionnel, des meistverbreiteten Organs der liberalen Opposition; mit den Haupterfordernissen zum Journalisten, Entschiedenheit und Pünktlichkeit, ausgerüstet, schrieb er über alles, über Politik, Litteratur, Kunst, Finanzen ꝛc., traf stets ins Schwarze und bekannte ohne Umschweife seine Meinung; ein brillanter Polemiker, ein feiner Kunstkenner, wie seine als Le Salon de 1822 gesammelten Berichte bekunden, gewann er überall in der politischen und litterarischen Welt Fühlung; großes Aufsehen erregte seine Besprechung von Montlosiers Buch De la Monarchie française, die den Staatsmann der neuen Gesellschaft verriet. Binnen Jahresfrist stand er ökonomisch gesichert da; er konnte seiner Mutter eine kleine Pension auswerfen und sich ein Pferd halten. Gern sah man ihn in den Salons von Manuels politischen Freunden, bei dem Banquier Laffitte, bei Talleyrand, La Rochefoucauld-Liancourt, Flahault und Rémusat; der junge Charles de Rémusat wurde sein intimer Freund und er ist es geblieben.

1823 begründete Thiers mit Mignet, Jouffroy, Dubois und Rémusat die politisch-litterarische Zeitschrift Tablettes universelles, seit diesem Jahre war er Mitarbeiter am Globe, seit 1826 an der Encyclopédie progressive, der Revue européenne, dem Mercure du XIXe siècle ꝛc.; er nannte sich, Mignet und die Genossen „die junge Garde", war ihr Führer im Kampf gegen die Principien der Restauration, im Kampf für den Liberalismus und für den Durchbruch des Talentes, im Sehnen nach dem Momente, in dem das Talent eine Macht werden sollte. Er begann seine Histoire de la révolution française gemeinsam mit Felix Bodin, dem Redacteur des Mercure; es war eigentlich das erste Werk über eine so nahe liegende Zeit, die alle miterlebt und miterlitten hatten, deren Schilderung darum der Kontrolle von Millionen standhalten mußte. Bodin sah mit steigender Bewunderung auf seinen Mitarbeiter und frug ihn einst: „Wissen Sie auch, daß Sie Minister werden?" Thiers durfte sich getrost gestehen: „Durch Geburt gehöre ich dem Volk, durch Erziehung dem Kaiserreich, durch Geschmacksrichtung, Gewohnheiten und Verbindungen der Aristokratie an"; sein Platz war bei der Geistesaristokratie re-

Digitized by Google

serviert und mit Recht sagte Talleyrand: „Il n'est pas parvenu, il est arrivé!“ Thiers wahrte sich die vollste Selbständigkeit zwischen den jungen und den alten Liberalen, obwohl er mit ihnen die Bahn der Opposition wandelte; frei war seine Haltung, kraftvoll und biegsam sein Talent, überwältigend sein Ehrgeiz wie seine Gabe zum Gebieten. Vom herrschenden Romanticismus hielt er sich fern, im Gegensatze zu seinen Zeitgenossen kein Nachahmer fremder Muster, sondern durch und durch Franzose. Im Herbst 1823 erschienen die zwei ersten Bände der Revolutionsgeschichte, als Verfasser nannten sich Thiers und Bodin, doch blieb des letzteren Name vom dritten Bande an weg; 1827 schloß der zehnte Band das Werk ab, das Thiers allbekannt gemacht hat, ihm vorerst aber gar wenig pekuniären Erfolg bot; mit der Zeit sollte es eine Goldquelle für ihn werden; es erlebte in zwei verschiedenen Ausgaben über fünfzehn Auflagen und wurde in alle Hauptsprachen Europas übertragen; in den neuen Auflagen füllte er voll Gewissenhaftigkeit die Lücken seiner Darstellung aus. Voll Kühnheit verfocht er Grundsätze und Ereignisse der Revolution; er bekundete sich als Meister in der Erzählung und Komposition, schrieb voll Jugendfeuer und Schwung; die Morgenröte der Völkerbefreiung strahlte von den Blättern seines Buches zurück; höchst gewissenhaft studierte er Statistik, Geographie, Finanzen und Militärwesen, machte fortifikatorische Studien, und seine Histoire de Law (1826) bewies, welch gesunde volkswirtschaftliche Ideen ihn beseelten; er legte den Grund zu seiner einzig dastehenden Kartensammlung, ließ sich vom gewandten Finanzminister Baron Louis in die Finanzwissenschaft, von den Generalen Foy und Jomini in die Kriegswissenschaft und von Talleyrand selbst in die Politik einweihen, sich von Artillerieoffizieren aus Vincennes über den Festungskrieg instruieren; alle, an die er sich wandte, mußten ihm ihr geheimstes Wissen anvertrauen, und so lernte er bei ihnen Krieg, Politik, Diplomatie, Nationalökonomie, Finanzen und Verwaltung genau kennen; so rasch wie er begriff selten jemand, seine glücklichen Naturanlagen, sein durchdringender Verstand gaben ihm auch in den verwickeltsten Fragen alsbald Licht.

Mignet, der ihn durch das Leben geleitete, blieb ihm auch als Historiker der Revolution zur Seite, 1824 erschien sein berühmtes Buch über den gleichen Stoff. Thiers' Werk war ein Katechismus der frei- und gleichheitlichen Ideen, ein Bekenntnis des geschichtlichen Fatalismus; voll Bewunderung der großen Züge in der Revolution, die er freilich überschätzte, fand Thiers schließlich in Napoleon ihren Fortsetzer und Vollender; sein Buch trug wesentlich zur Revolution von 1830 bei, die schon in den Seelen gärte, es wirkte „wie eine Marseillaise“, es war, wie sein Biograph Jules Simon sagt, „Thiers' italienischer Feldzug“; es verkündete eine Freiheit, die noch nicht gekommen sei, die aber kommen werde. Thiers dachte jetzt daran, eine Weltgeschichte zu schreiben und zu diesem Zwecke mit Cyrille Laplace die Reise um die Erde zu machen, als der Sturz des besonnenen Ministers Martignac der Restauration einen unheilbaren Streich versetzte; der unfähige Tränmer Fürst Polignac wurde im August 1829 leitender Minister; Thiers entschloß sich, im Vaterland zu bleiben und ihn mit aller Macht seines Talentes und Erfolges bis aufs Messer zu bekämpfen. Stets gab er der Ansicht Ausdruck, ein Dynastiewechsel, wie ihn England 1688 durchgemacht habe, und eine Modifikation der Verfassung seien die beste Medizin für das kranke Frankreich; der Constitutionnel war ihm nicht durchgreifend genug, bei Talleyrand wurde darum die Gründung eines ganz orleanistischen Blattes besprochen, der Buchhändler Santelet ließ sich dafür gewinnen und Armand Carrel übernahm mit Thiers und Mignet die Redaktion des am 1. Januar 1830 ins Leben tretenden National; derselbe begann sofort den Krieg gegen die Restau-

Digitized by Google

ration, befürwortete einen Wechsel der Dynastie, riet zur Verweigerung des Budgets und forderte die Durchführung der Charte von 1814; Thiers selbst publizierte in der Nummer vom 18. Januar das Manifest der Liberalen mit der vielbesprochenen und vielgedeuteten Phrase: „Le roi règne et ne gouverne pas!"; der König sollte eine streng konstitutionelle Herrschaft, keine persönliche führen, er sollte das „menschgewordene Land sein". Thiers ist bereits der Staatsmann in voller Thätigkeit gegen das Bourbonentum, der Mann der Realität.

Ohne noch irgend welche Beziehungen zu Ludwig Philipp von Orleans zu haben, suchte ihm Thiers Anhänger zu verschaffen und, indem er Polignacs innere und äußere Politik schonungslos angriff, Lamartine, Laffitte und Lafayette zu bearbeiten; am 9. Februar stellte er Orleans, Kandidatur auf, die Regierung verurteilte ihn für diese Dreistigkeit, eine öffentliche Subskription aber deckte augenblicklich die Geldstrafe und Thiers war mehr als je der Bannerträger der leidenschaftlichsten Opposition; er riet zu einer ehrlichen konstitutionellen Monarchie und stellte im Weigerungsfall eine Republik in Aussicht. Lamartine meinte im Hinblick auf seine unbeugsame Energie und Vielgeschäftigkeit: „Es steckt in diesem kleinen Mann genug Salpeter, um zehn Regierungen in die Luft zu sprengen. Man sah ihm an, daß er, am alten Throne rüttelnd, im Palast der Revolutionen schon eine Monarchie in Reserve hielt." Am 21. Juli 1830 bereits prophezeite Thiers, die Regierung werde demnächst einen Staatsstreich unternehmen, und sobald derselbe erfolgt war, das heißt die Ordonnanzen Karls X. am 26. erschienen, wurde die Redaktion des National das Hauptquartier der Bewegung, Thiers verfaßte den auf seine Forderung von allen unterzeichneten Protest der oppositionellen Journalisten gegen die Ordonnanzen und sorgte für dessen Verbreitung in Hauptstadt und Provinz; er feuerte das Volk an, der Regierung Widerstand zu leisten, bezeichnete die von Karl X. verfügte Auflösung der Kammer als ungesetzlich und sprach gegen die Einberufung der Nationalgarde.

Der Straßenkampf brach aus, Thiers entkam am 27. aus dem Feuer auf die Redaktion, verweigerte der Polizei den Eintritt, den sie nun durch Erbrechen der Thür erzwang, und widerriet am 28. die Empörung, da ihm gesetzlicher Widerstand ratsamer schien. Doch ließen sich die Heißsporne nicht zügeln, sie überstimmten den Wortführer der Mäßigung und alles geriet in die äußerste Verwirrung; die Republikaner um Lafayette erhoben das Haupt, der Anhang des Herzogs von Reichstadt rührte sich. Thiers war nach Montmorency geflüchtet, da er sein Leben bedroht sah, am 29. aber kehrte er nach der meuternden Hauptstadt zurück, besuchte die bei Laffitte tagende Deputiertenversammlung, riet zur Ablehnung der einlenkenden Propositionen Karls X. und zur Fortsetzung des Widerstandes; er arbeitete in der Presse zu gunsten Ludwig Philipps, an allen Straßenecken klebte ein von ihm verfaßtes Manifest, welches den Herzog, der unter dem dreifarbigen Banner gekämpft habe und der Revolution angehöre, der Nation empfahl; Thiers zuerst sprach seinen Namen aus. Laffitte und General Sebastiani schickten ihn nach Neuilly, um den Herzog zur Annahme der Krone zu bewegen; in Batignolles von einem Posten verhaftet, kam Thiers rasch los, fand aber Ludwig Philipp nicht. Madame Adelaide, dessen kühne und ehrsüchtige Schwester, verbürgte sich für seine Bereitwilligkeit, die Statthalterschaft anzunehmen, und Thiers setzte in Paris sein Wirken für die Erhaltung des Königtums unter Dynastiewechsel fort. Seine Unterredung vom 31. Juli mit Orleans im Palais Royal war entscheidend; er bestimmte ihn, die Statthalterwürde anzunehmen, redete im National den Republikanern die Republik aus, führte ihre Spitzen selbst zu Orleans und wurde sein Warwick, sein Königsmacher. Trotz

Digitized by Google

alles ſittlichen Bedenkens ſeiner Gemahlin machte ſich der Statthalter, vor Wortbruch an „Heinrich V.“ nicht zurückſchreckend, am 9. Auguſt als Ludwig Philipp I. zum König „der Franzoſen“; Thiers fand damit die Zauberformel zur Bändigung der Revolution. Welch eine Laufbahn vom Brot ſuchenden Journaliſten in der Dachkammer des Paſſage Monteſquieu in neun Jahren zum Proklamator des Königshauſes Orleans! er, der Kleinbürger, der Sohn der Revolution, hatte dem Bürgerkönig die Lilienkrone aufgeſetzt, der Hiſtoriker der Revolution den Sproſſen Egalités gekrönt.

Der Journaliſt Thiers verſchwand mit dem Jahre 1830, der Staatsmann trat auf und blieb faſt ein halbes Jahrhundert auf der Bühne, an ihm ſpielte ſich derart die Geſchichte Frankreichs ab, daß er als ihre Perſonifikation bezeichnet werden durfte; was Frankreich betraf, betraf ihn perſönlich; er war ſtolz auf Frankreichs Ruhm, es war der ſeine, er weinte über Frankreichs Unglück, denn er ſah es als ſein eigenes an; ſein Land und er zeigten denſelben Pulsſchlag, ſie hatten dieſelben Vorzüge und dieſelben Fehler.

Adolphe Thiers.

Ludwig Philipp erwies ſich Thiers für die Krone dankbar, ernannte ihn im Auguſt zum Staatsrate und Generalſekretär ſeines Gönners, des Finanzminiſters Baron Louis, und bot ihm bei deſſen Rücktritt ſein Portefeuille an; Thiers lehnte es ab, wurde unter Laffitte im November Unterſtaatsſekretär der Finanzen, thatſächlich der leitende Kopf in dieſem Departement, und regenerierte die Finanzen Frankreichs. Aix wählte ihn 1831 in die Kammer, er gewann hier wie bei dem

Digitized by Google

Könige Einfluß, und gab sich als konstitutionellen, parlamentarischen Monarchisten, verfocht den Julithron gegen die Republikaner, suchte aber vergebens Lafitte zu größerer Energie zu drängen und trat mit ihm im März 1831 ab, um die Politik des Nachfolgers, Casimir Périer, warm zu unterstützen; mit ihm bekämpfte er die Ausschreitungen der Revolution, versöhnte Europa mit Frankreich und befestigte den Thron des Bürgerkönigs; in der Kammer, in die ihn Aix Juli 1831 wieder gewählt, brach sich sein Talent Bahn und überwand die Nachteile seiner unscheinbaren Gestalt, seines schwachen spitzen Organs, seines südlichen Accents, er wurde ein hervorragender Redner selbst neben Dupin und Guizot, ein stets geistreicher Beurteiler, ein Debatter ersten Ranges.

Périer erlag der Cholera, Soult ersetzte ihn 11. Oktober 1832 als Ministerpräsident, Thiers wurde Minister-staatssekretär des Inneren: dies Kabinett stellte die vollendetste Verwirklichung des parlamentarischen Systems dar. Thiers hielt sorgfältige Polizei gegenüber dem bedrohlichen Parteitreiben und benützte unbedenklich auch verwerfliche Mittel, um den Thron zu befestigen; dies gilt besonders von seinem Verfahren gegen die Legitimisten und die abenteuernde Herzogin von Berry, für deren Auslieferung er dem Schurken Deutz die ausbedungene Summe an einer Feuerzange reichte; der Aufstand in der Vendée war beendet, die legitimistische Partei auf den Sand gesetzt. Seine polizeilichen Maßregeln kosteten Thiers, während er sowohl die belgische Expedition wie Ankonas Besetzung befürwortete, die Popularität; er entschloß sich, das Portefeuille des Inneren am 25. Dezember 1832 mit dem für Handel und öffentliche Arbeiten zu vertauschen, und die Kammer bewilligte seine großartigen Forderungen für die Belebung von Handel und Industrie. Er leitete den Bau von Eisenbahnen ein, legte Kanäle und Straßen im Lande an, verschönerte Paris durch herrliche Bauten, wobei er den kaiserlichen Traditionen durch den Arc de l'Étoile und die Wiederaufstellung Napoleons auf der Vendomesäule schmeichelte, und gab in erster Linie die Anregung zu den Befestigungen von Paris, die er als Präsident der Befestigungskommission später in der Kammer gegen alle Angriffe verteidigte. Am 24. Mai 1834 wählten ihn Aix, Mirande und der fünfte Wahlbezirk von Paris in die Kammer, in der er im Herbst 1836 die Führung des linken Centrums übernahm.

Am 1. April 1834 hatte Thiers das Ministerium des Inneren wieder von Argout übernommen, um einerseits die Republikaner, andererseits die Legitimisten im Schach zu halten und den Arbeitererhebungen voll Festigkeit zu begegnen; Paris und Lyon waren die Beute der gefährlichsten Aufstände, Thiers entfaltete eminente Thatkraft und rücksichtslose Strenge, so unpopulär er dadurch auch werden mochte, entwarf das Gesetz wegen der Vereine und trotzte der Gefahr, die ihm die Kugel von Arbeiterhand drohte; er wollte die parlamentarische und liberale Monarchie um jeden Preis schützen und äußerte im Hinblick auf die Landesgeschichte, die Republik habe sich stets in Blut oder Geistesschwäche gewandelt; die konstitutionelle Monarchie, besonders die britische, blieb sein Vorzug, auch als er am Abend seiner Tage Präsident der Republik ward. Die Geschäfte waren sein natürlicher Beruf, darum lebte er sich rasch in jedes Portefeuille ein, mochte es das des Handels, des Inneren oder des Äußeren sein; er war Staatsmann in allen Fasern seines Ich, Mann der entschlossenen That, der Napoleon des Repräsentativsystems; er verstand, er wagte alles; sein politisches Genie umfaßte alle Fähigkeiten eines Redners, Administrators, Schriftstellers, Gelehrten und Diplomaten, die Kunst zu herrschen war ihm angeboren; seine Arbeitskraft ermöglichte ihm, ungeheure Massen zu bewältigen, und blieb ihm bis ins späte Alter treu; nichts absorbierte, alles in-

Digitized by Google

teressierte ihn und ließ ihm doch freien Spielraum für immer neue Eindrücke und neue Leistungen; er stand sehr früh auf; ein russischer Fürst erzählte mir, als Thiers Präsident der Republik gewesen, habe er ihn schon um halb sieben im Arbeitszimmer empfangen; Arbeit gab es bis in die Nacht hinein. Er machte nicht nur Geschichte, er fuhr auch fort, Geschichte zu schreiben und Ruhm auf dem Friedensfelde der Wissenschaft neben der Arena des Staatslebens zu suchen, denn er liebte den Ruhm mit Leidenschaft; 1831 erschien La Monarchie de Juillet und am 13. Dezember 1834 wurde er Andrieux' Nachfolger in der Académie française; seine Rede bei der Aufnahme war ein Meisterstück, er warf einen Rückblick auf seine Revolutionsgeschichte und wies auf Bonapartes Größe als Repräsentant der Revolution hin. Doudan beschreibt uns den mächtigen Eindruck: „Man hörte beinahe, wie die Kanonen im Vendémiaire donnerten; man sah den Staub bei Marengo und die durch den Dampf des Schlachtfeldes sprengenden Adjutanten: alles das wurde vor Männern, die Cäsar, das Konsulat und das Kaiserreich gesehen hatten, von einem jungen Manne erzählt, der bei einer großen Revolution mitgewirkt hatte, nachdem er die Geschichte einer anderen geschrieben, und alles das mit der Empfindung, auch er werde einst in der Geschichte leben." Die große Lebhaftigkeit, die Veranschaulichung alles dessen, was er schilderte, seien es Verhältnisse, Persönlichkeiten oder Gegenden, die gründlichen Detailstudien, die er für seinen Vorwurf machte, das patriotische Feuer in Auge, Mund und Herz rissen die Zuhörer unwiderstehlich hin, wann immer Thiers gesprochen hat. 1840 wurde er auch an Stelle des Marquis de Pastoret Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, die Guizot wiederhergestellt hatte.

Das Ministerium erlebte mannigfache Veränderungen, Thiers jedoch behielt das Portefeuille des Inneren unter Gérard, Mortier und Broglie, und krönte seine „Politik des Widerstands", d. h. seine Opposition gegen die republikanischen Gelüste, mit den grenzenlos verhaßten drei Septembergesetzen von 1835; er rechtfertigte mit Nachdruck die viel verspottete Maxime des juste milieu gegen den Anspruch jeder Partei auf exklusives Herrscherrecht; Ludwig Philipp, der gern selbst die Politik bestimmen wollte, schien ihm mehr gewogen als Guizot und Broglie. Darum stellte er Thiers 22. Februar 1836 als Ministerpräsident und Minister des Äußeren an die Spitze des Kabinetts; Talleyrand unterstützte ihn in der diplomatischen Welt mit seinem Kredit. Thiers setzte seine bisherige Politik im Inneren fort und das Ausland war ihm geneigt; der Schweiz gegenüber trat er schroff auf; aber die spanische Revolution störte seine Zirkel; es stellte sich ein offener Gegensatz zwischen seiner und des Königs Meinung heraus, im Widerspruch mit dem Könige verlangte Thiers ein mit Großbritannien gemeinsames thatkräftiges Einschreiten für Isabella II.; des Königs „persönliche Regierung" verdroß ihn, und trotz aller Ausgleichsversuche Montalivets trat er schon 25. August 1836 ab. Nun bekämpfte er auf der Seite der Opposition die persönliche Regierung des Königs, dem er die Krone ins Palais Royal getragen hatte, und das Ministerium Molé, forderte nach wie vor, „que le roi règne mais qu'il ne gouverne pas", verteidigte die Prärogative der Kammer gegen die Krone und wurde Ludwig Philipp höchst widerwärtig; als Vertreter der Tradition des alten Frankreich hielt er ihm im Januar 1839 vor der Kammer eine Strafpredigt darüber, daß er freiwillig auf das Primat in Europa verzichte. Ludwig Philipp konnte sich nicht entschließen, nach Molés Sturz den unbequemen Thiers zu berufen, aber Soult war nicht im stande, sich als Ministerpräsident zu behaupten, am 1. März 1840 kehrte trotz des Königs Thiers als Ministerpräsident und Minister des Äußeren zurück; er schien mächtiger und

Digitized by Google

glänzender als je, aber ein feiner Beobachter wie Heine zweifelte an der Dauer seiner Macht, wenn er auch jetzt zugestand: „Dieser Mann spielt eine Rolle, bei deren bloßem Gedanken man zittern muß. Er verfügt zugleich über die Streitkräfte des mächtigsten Königreichs und über die ganze Heeresfolge der Revolution, über das ganze Feuer und den ganzen Wahnwitz unserer Zeit."

Die Lage im Inneren hatte sich sehr verwickelt, Ludwig Philipp war sein Antipode, Guizot sein Rival, die Konservativen betrachteten mißtrauisch Thiers' Beziehungen zur Linken; zu all dem kam die Orientfrage, die Thiers von seinen Vorgängern übernahm und die eben die Haltung von ganz Europa regelte; Thiers war gewillt, an Großbritannien festzuhalten, und arbeitete auf einen direkten Ausgleich zwischen dem Sultan und dem Vicekönig von Ägypten hin. Thiers war, wie schon Hinweise in seiner Revolutionsgeschichte bekundeten, ein aufrichtiger Bewunderer Napoleons; jetzt erlangte er vom britischen Kabinett die Erlaubnis, die Asche des Cäsaren von St. Helena nach Frankreich überzuführen, Ludwig Philipp empfing sie mit kaiserlichen Ehren und zog so mit Thiers den Imperialismus groß.

Da kam über Nacht eine Umgestaltung der Weltpolitik, am 15. Juli 1840 schlossen Großbritannien, Rußland, Österreich und Preußen die Quadrupelallianz und Frankreich stand isoliert im europäischen Konzerte. Thiers erlitt eine furchtbare Niederlage. Um sie auszulöschen und Rache zu nehmen, stimmte er das Geschrei nach dem Besitz des Rheins an, betrieb Kriegsrüstungen mit unermüdlicher Rührigkeit, fand viel Anklang bei dem ehrgeizigen Thronfolger, und bald schien der Krieg unvermeidlich. Arndt sang „Und brauset der Sturmwind des Krieges heran und wollen die Welschen ihn haben", Beckers „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" erklang von allen Lippen, worauf Alfred de Musset im Juni 1841 höhnend antwortete: „Nous l'avons eu, votre Rhin allemand, Il a tenu dans notre verre." Als Thiers wagte, nach Deutschland zu reisen, brachte man ihm in Nürnberg eine Katzenmusik. Ludwig Philipp aber und Guizot wollten keinen Krieg; sie dachten, wie noch vor kurzem Thiers selbst: „Bleiben wir zu Hause, wenn wir wollen, daß unsere Nachbarn zu Hause bleiben"; sie beharrten auf dem Frieden und Thiers legte 29. Oktober 1840 sein Portefeuille nieder. Seitdem gehörte er, solange die Julimonarchie noch währte, der heftigsten Opposition an, stand täglich Guizot gegenüber in der Kammer auf dem Fechtboden, ein furchtbarer Feind; er trennte sich von der äußersten Linken, wollte ebensowenig vom allgemeinen Stimmrecht wie vom obligatorischen Unterrichte hören, betrieb hingegen die Befestigung von Paris und trat 1842 bei der Regentschaftsfrage mit seinem ganzen Ansehen für die Monarchie ein; Guizots Regiment erschien ihm der leere Schein des Repräsentativsystems; der Mann der That und der Doktrinär konnten einander nicht verstehen; Guizots auswärtige Politik, die er schneidend angriff, erschien Thiers unvereinbar mit dem Geiste der Julirevolution, Frankreich von seiner Höhe herabgesunken. Dabei sprach er gegen die wachsende Macht der Jesuiten und für Rechte und Freiheiten der Universität, was ihm den dauernden Haß der Klerikalen zuzog, wie sich derselbe auch in der eben erschienenen Geschichte der Julimonarchie von Thurean-Dangin ausspricht; für ihn ist Thiers der böse Dämon Ludwig Philipps. Bei Thiers gehen immer der Historiker und der Staatsmann nebeneinander her, und so lebte und webte derselbe in historischen Studien, auch während er die Regierung angriff. Er wollte seine Revolutionsgeschichte fortsetzen, indem er Frankreich unter Napoleon, der Fleisch gewordenen Revolution, schilderte; um seinen riesigen Stoff zusammenzutragen, bereiste er 1841 bis 1845 Deutschland, Italien, Spanien, Belgien und England, studierte die

Digitized by Google

Schlachtfelder ebenso gewissenhaft wie die Archive und Bibliotheken; 1845 erschienen die zwei ersten, 1862 unter Napoleon III. der zwanzigste und letzte Band seiner Histoire du consulat et de l'empire, die ihm auf ewig den ersten Platz unter den napoleonischen Schriftstellern sichert, die aber von Anfang bis zu Ende Parteischrift war, den Napoleonkultus predigte und dem Chauvinismus die Zügel schießen ließ. Napoleon III. legte ihm den Titel des historien national bei und 1861 erkannte die Académie française dem Werke den zehnjährigen Preis von 20000 Franken zu, woraus Thiers eine Stiftung für Preisaufgaben gründete. Sein lang gehegter Plan, eine Geschichte von Florenz zu schreiben, blieb unausgeführt.

Die Julimonarchie ging ihrem Sturz entgegen, Thiers schloß sich der Reformbewegung an, hielt sich aber der Campagne der Reformbankette fern, während Lamartine sie mitmachte, „seinen Schatten hinter sich"; Thiers führte im Januar 1848 die schärfsten Hiebe gegen die auswärtige und die Finanzpolitik und nannte sich den Mann der Revolutionspartei. Die Februarrevolution brach aus, am 23. bemühten sich Thiers und Odilon Barrot die Nationalgarde zu beschwichtigen, und am Abend des 23. berief der König in seiner Not den verhaßten Mann; am 24. wurde Thiers Ministerpräsident, doch spülte die Revolution ihn und den Thron am gleichen Tage hinweg; ehe die Königin auf ewig von den Tuilerien schied, warf sie Thiers voll Bitterkeit vor, der Sturz des Thrones sei seine Schuld; draußen hingegen bedrohte das wütende Volk das Leben Thiers', der Paris verließ. Ihm bereitete das sang- und klanglose Ende der parlamentarischen Monarchie tiefen Kummer, er fühlte sich völlig besiegt und schloß sich nun rückhaltlos der Republik an, die sein Volk wünschte, um nicht die gesellschaftliche Ordnung unberechenbaren Wirren auszusetzen. Er ließ sich bei den allgemeinen Wahlen in die konstituierende Nationalversammlung in Marseille aufstellen, fiel aber durch, wozu Ledru-Rollin, Favre und der junge Ollivier ihr Bestes thaten, doch wählten ihn bei den Partialwahlen vom 4. Juni fünf Departements (Gironde, Mayenne, Orne, Seine, Seine-Inférieure); er wurde der Führer der „Ordnungspartei", imponierte den Neulingen durch Erfahrung und Intellekt, bekämpfte beharrlich alle Hirngespinste und war unter denen, welche die Radikalen als „Burggrafen" verhöhnten, gewiß der jugendkräftigste und gewandteste Taktiker im Klub der Rue de Poitiers; im Auftrage des Generals Cavaignac schleuderte er dem Socialismus Proudhons die Schrift Sur la Propriété et le droit au travail entgegen. Dies kostete ihm neuerdings ein gutes Teil seiner Popularität, auch verzieh man ihm nicht die Hinneigung zum Klerus und die Bezeichnung von Religion und Philosophie als unsterbliche Schwestern. Ohne Gnade stritt er gegen die revolutionäre Republik, während er Präsident einer Ordnungsrepublik zu werden trachtete und den Machthaber Cavaignac im Constitutionnel angriff.

Seit längerer Zeit im Verkehr mit den Bonaparte, stimmte er im November 1848 für die Zulassung Ludwig Napoleons zur Präsidentschaft der Republik, was zum Duell mit dem Deputierten Bixio führte; Thiers brachte Napoleon einen starken Anhang mit, wurde einer seiner Berater, lehnte aber ein Portefeuille ab. Auch in der Legislative blieb er das Haupt der Ordnungspartei; er bekämpfte die Einführung von Papiergeld und die Abschaffung der militärischen Stellvertretung, schuf mit Graf Montalembert das vielgeschmähte Unterrichtsgesetz vom 15. März 1850; der Sohn der Revolution ging Hand in Hand mit dem Sohne der Kirche; seine Ansichten hatten sich völlig geändert, die Hilfe der Kirche erschien ihm für die kranke Gesellschaft unentbehrlich. Ebenso stimmte er in der vorberatenden Kommission für das Wahlgesetz vom 31. Mai 1850, das

Digitized by Google

den Demokraten als Attentat gegen das allgemeine Stimmrecht erschien. In der auswärtigen Politik riet er Napoleon von der Intervention für den König von Sardinien ab und wirkte bei Österreich auf Frieden hin; er war für die Restauration des Papstes und betrieb im Sinne der Ordnung die römische Expedition. Bei allem dem vermied er jede zu persönliche Verpflichtung gegenüber dem Prinz-Präsidenten, wahrte seine Unabhängigkeit und hielt sich die Zukunft offen; das beiderseitig unaufrichtige Einvernehmen trübte sich aber bald, Napoleon schielte nach der Krone und Thiers besuchte Ludwig Philipp in Claremont, um ihm ans Sterbebett seinen letzten Gruß zu bringen. Von der Tribüne aus erklärte er im Januar 1851, die Regierung trenne sich von der Kammermehrheit, und enthüllte das Geheimnis der Lage mit dem Schlagwort: „Das Kaiserreich ist fertig!“ Er stimmte, um Napoleon den Weg zum Throne abzuschneiden, gegen die Revision der Verfassung und für den Quästorenantrag, brach mit ihm, und Napoleon unternahm am 2. Dezember 1851 seinen 18. Brumaire.

Thiers' Geschichte Napoleons I. war die beste Alliierte des Neffen geworden, Thiers der Béranger der Prosa, und der Neffe hatte die Geschichte des Oheims gründlich studiert. Thiers warf darin Napoleon vor, er habe bei seinem Staatsstreiche seine Hauptgegner nicht verhaften lassen; der Neffe merkte sich die Rüge, und Thiers war unter den ersten Verhafteten der Nacht des 2. Dezember Man brachte ihn nach Mazas, dann im Zellenwagen an die belgische Grenze, er ging nach Frankfurt und bereiste Deutschland, die Schweiz, England und Italien. Ein Dekret vom 9. Januar 1852 verbannte ihn, eines vom 7. Juli desselben Jahres rief ihn nach Frankreich zurück; er kam, von Paris gefeiert, lebte bis 1863 seinen Studien über Napoleon I., beobachtete jedoch genau alle Vorgänge der inneren und äußeren Politik und blieb in den regsten Beziehungen zu den hervorragenden Personen ganz Europas. Seine Heirat mit der geistvollen Elise Dosne, der Tochter eines General-Steuereinnehmers, die ihm mehrere Millionen mitbrachte, gab ihm die Mittel zu einem Leben, das allen Liebhabereien folgen konnte. Die Ehe war kinderlos, aber Gattin und Schwägerin, Félicie Dosne, blieben ihr lebenlang die treuesten Bewunderinnen und im Gesellschaftsverkehr wertvolle Stützen des großen Mannes, dessen Salon das Centrum der schmollenden Opposition unter dem Empire bildete.

Thiers war überzeugt, das Leben Napoleons III. werde seine Regierung überdauern, alles werde mit einer Katastrophe enden, Napoleon ruiniere sich, fata viam invenient! Von neuem erlangte er ungeheure Popularität. Obwohl er vorhatte, ein umfassendes philosophisches Werk zu schreiben, in das er seine riesenhaften Kenntnisse auf historischem, legislatorischem, politischem, ökonomischem, naturgeschichtlichem, astronomischem und chemischem Gebiete niederlegen wollte, das aber unvollendet hinterblieb, gab er 1863 seine Muße preis und triumphierte trotz aller Gegenminen der Regierung: das zweite Arrondissement von Paris wählte ihn in den Gesetzgebenden Körper; nach zwölf Jahren trat er in die Volksvertretung zurück, alles war neu, er aber der fähigste, erprobteste Parlamentarier und darum der überlegteste Gegner des Empire. Unter seiner Flagge segelte das Journal des Débats, er forderte von der Regierung alle seit 1852 erstickten Freiheiten zurück, beredter, zündender hatte er nie gewirkt als jetzt, der Jüngling im Greisenhaare. Es bedeutete einen Schlag ins Gesicht der Regierung, als er am 11. Januar 1864 als für Frankreich unentbehrlich betonte: die Freiheit von Individuum, Presse, Wahlen und Nationalvertretung, sowie die Verantwortlichkeit der Minister; am 13. April 1865 griff er die auswärtige Politik, die Schwärmerei Napoleons III. für das Nationalitätsprincip an und warnte vor der Einigung Italiens, die alsbald die Deutsch-

Digitized by Google

lands nach sich ziehen und Frankreich zum Nachteil gereichen würde, während die Beschützung des Papstes mit oder ohne Österreich im Interesse Frankreichs liege; am 2. Juni 1865 bekämpfte er die jämmerliche Finanzwirtschaft, die verhängnisvollen auswärtigen Expeditionen, z. B. nach Mexiko, die übertriebene Baulust des Empire, und malte das Gespenst des Staatsbankerotts aus.

Seit 1866 sah Thiers klar in Preußens Pläne, schon am 3. Mai dieses Jahres prophezeite er die Wiederherstellung des Deutschen Reiches unter Preußens Führung, wie er sich auch 1. Juli 1868 dahin aussprach, und am 4. März 1867 warf er der Regierung vor, sie habe bisher Deutschland gegenüber Fehler auf Fehler gehäuft. Beständig sprach er von dem europäischen Gleichgewicht, das durch Preußens Aufstreben gefährdet werde, und zeigte seine Abneigung gegen diesen Staat. Den Staatsstreich vom 2. Dezember nannte er dem „Vicekaiser" Rouher gegenüber eine Infamie, die Weltausstellung von 1867 geradezu das Belsazarfest der Monarchie; 1869 bekämpfte er gereizt die Finanzverwaltung des mächtigen Seinepräfekten Baron Haußmann. Napoleon schien in parlamentarische Bahnen einlenken zu wollen; Thiers, der eben erklärt hatte, er repräsentiere den nationalen Instinkt und den gesunden Sinn, stand der Bildung des Kabinetts Ollivier nahe, er unterstützte es als Altkonstitutioneller, sah sich aber bald um alle Hoffnungen betrogen und stimmte nach Erlaß des Plebiscits mit der Linken.

Der Krieg mit Preußen zog am Horizont auf, Thiers widersetzte sich im Juni 1870 den Forderungen der Opposition, Napoleon solle abrüsten, am 15. Juli aber widerriet er mit aufrichtigem Herzen den Krieg, zu dem nichts bereit sei. Man hatte sich gewöhnt, in Thiers die Verkörperung des Nationalstolzes und Nationalsinnes zu sehen; jetzt genügte diese Warnung der kriegslustigen Bevölkerung von Paris, seinen Patriotismus anzuzweifeln und Thiers' Fenster zu bombardieren. Schon im Sturze, wandte sich das Empire an den Mann, den es stets gehaßt und verfolgt; wiederholt schon hatte die Kaiserin-Regentin an ihn gedacht, der todkranke Prosper Mérimée bei ihm für sie interveniert, und schließlich trat Thiers in den Kriegsrat des Marschalls Palicao, arbeitete voll Eifer, forderte aber umsonst die Einsetzung eines Ausschusses zur Nationalverteidigung.

Napoleon fiel, die Republik wurde ausgerufen, Thiers lehnte den Eintritt in die Regierung der nationalen Verteidigung unbedingt ab, ohne Neigung, sich und seinen Ruf in den Strudel allgemeiner Konfusion zu stürzen; er hielt sich wieder in der Reserve, ermunterte aber zur energischen Verteidigung von Paris und trat in den damit betrauten Ausschuß. Und nun wurde er der Bevollmächtigte des nationalen Unglücks bei Europa; auf Favres Bitten trat er am 12. September 1870 eine Rundreise an die Höfe von St. James, St. Petersburg, Wien und Florenz an, um bei den Großmächten durch das Gewicht seiner Autorität und durch persönliche Beziehungen Hilfe für sein bedrängtes Vaterland zu erzielen. Überall empfing man den ersten Franzosen der Zeit voll Auszeichnung, bedauerte die Lage, lehnte aber jede Hilfe ab. Am 21. Oktober kehrte Thiers unverrichteter Dinge zurück, ging nach Tours, hielt sich vorübergehend in Paris auf und begann Ende Oktober in Versailles vergebliche Unterhandlungen wegen Waffenstillstands mit Bismarck. Am 7. November war er wieder in Tours, um der Delegation seine Dienste zu weihen, und von hier berichtete er am 9. den Großmächten sowie Spanien und der Türkei über seine Verhandlungen mit Bismarck. Er war voll Wehmut über das Geschick des heißgeliebten Vaterlandes und sah dessen einzige Rettung im Frieden, nicht in der Fortsetzung des blutigen Krieges, den Gambetta, sein Antipode, predigte. Auch in Bordeaux, wo sich alle um den liebenswürdigen Greis drängten, der kein Opfer für Frankreich scheute, betonte er unermüdlich die

Digitized by Google

Notwendigkeit, nüchtern und maßvoll die Dinge zu betrachten, im wachsenden Unglück standhaft zu bleiben. Wie populär er wieder geworden war, bewies aller Welt der 8. Februar 1871: sechsundzwanzig Departements wählten ihn in die Nationalversammlung, ihn, den letzten Anker der Hoffnung auf bessere Tage, und am 17. Februar trat er durch fast einstimmige Wahl als Chef der Exekutivgewalt an die Spitze Frankreichs; er rückte in die Stelle vor, die, wenn auch unter anderem Titel, Ludwig XIV., Napoleon I. und III. eingenommen hatten. Trochu, Gambetta, Favre schienen in Vergessenheit getaucht, alle riefen Thiers zur Diktatur, in ihm sahen Republikaner und Monarchisten den einzigen Staatsmann, und er nahm den Ruf seiner Nation an, um den Frieden zu schließen und Frankreich zu rekonstruieren; er berief ein Ministerium aus den verschiedenen Richtungen und arbeitete Tag und Nacht an der wichtigsten seiner Aufgaben, dem Frieden und der Befreiung des vaterländischen Bodens. Seit 21. Februar verhandelte er, von Favre unterstützt, in Versailles wegen des Friedens, am 26. konnten die Präliminarien abgeschlossen werden, dabei rettete Thiers Belfort vor der Abtretung, wofür man ihm im August 1873 eine goldene Medaille votierte.

So sehr ihm die Opfer Frankreichs ins Herz schnitten, so bitter der Historiker der Universalmacht Napoleons I. den tiefen Fall Frankreichs beklagen mußte, so handelte er doch als ruhiger Politiker und bestimmte die Versammlung in Bordeaux zur Annahme der Präliminarien. Das feste Vertrauen der politischen Welt in Thiers bewirkte die rasche Zeichnung der Riesenanleihe, in deren Folge die deutschen Truppen so früh Frankreich räumten. Er schuf Heer und Verwaltung von neuem, heilte die materiellen Schäden, bekämpfte alle Exzesse, vor allem die Commune, die in Paris losbrach und ihn Henker und Feigling nannte, und warf sie mit seiner Eisenfaust in den Staub. Um Paris näher zu sein, veranlaßte er die Übersiedelung der Nationalversammlung nach Versailles. Er machte die Fusion der Monarchisten scheitern, sah die Hauptgefahr für die Republik in den Bonapartisten und hatte beständige Kämpfe mit den Parteien. Seit 31. August 1871 Präsident der französischen Republik (497 gegen 93 Stimmen), sprach er sich wiederholt als warmer Republikaner aus, hatte jedoch große Mühe, die Republik zu konstituieren; von gar vielen Seiten suchte man den „Gründer der Republik", den „Befreier des Vaterlandes" in seiner Macht zu lähmen, während er sie nur zum Heile Frankreichs, seiner ewigen Liebe, verwerten wollte. Er reichte, ein starrer Schutzzöllner, schon am 20. Januar 1872 sein Abschiedsgesuch ein, als er die Rohstoffzölle nicht durchzusetzen vermochte, aber die Bitten der ganzen Nationalversammlung bewogen ihn dieses und ein zweites Mal, zu bleiben. Da wurde die Reaktion übermächtig; vom Herzog von Broglie geführt, drang sie gegen den Präsidentenstuhl vor, und infolge des Mißtrauensvotums vom 23. Mai 1873 legte Thiers tags darauf seine Würde nieder, die Mac Mahon annahm. In wundervollen Worten warf er einen stolzen Rückblick auf seine Leistungen für das neue Frankreich. Nochmals flog ihm das Herz des französischen Volkes entgegen.

Seit dem Sieg der Reaktion hielt sich der Greis von den parlamentarischen Kämpfen zurück, blieb aber auch vom Studierzimmer aus der geistige Leiter der Republikaner und trat, fast ohne je die Rednerbühne zu besteigen, rückhaltlos den monarchistisch-reaktionären Machinationen entgegen. Am 30. Januar 1876 lehnte er in Belfort, das er Frankreich gerettet, die Wahl zum Senator ab, um am 20. des nächsten Monats vom neunten Pariser Arrondissement in die Kammer entsandt zu werden, und kurz vor seinem Ableben dachten die Republikaner daran, ihn abermals auf den Präsidentensitz zu erheben, denn sein Geschick schien noch nicht erfüllt, seine weltgeschicht-

Digitized by Google

liche Rolle noch nicht abgeſpielt zu ſein; ſein jugendlich friſcher Geiſt, ſein chauviniſtiſcher Patriotismus, ſeine raſtloſe Arbeitſamkeit verſprachen noch viel für die Zukunft. Da ſchnitt ihm die Parze den Lebensfaden ab; ohne daß er krank geweſen, ſtarb er plötzlich, im 81. Lebensjahre, am 3. September 1877 zu Saint Germain-en-Laye in beſcheidener Herberge, nicht im Prunk des Elyſee, auch im Tod „der kleine Bürger“.

Die Leuchte, die Ehre und der Reiz Frankreichs war er geweſen, ſechzig Jahre hatte ſein Name die Annalen Frankreichs erfüllt, ſeines Vaterlandes Geſchichte hatte er zu ſeiner eigenen, ſein Leben zu einem Kurſus zeitgenöſſiſcher Geſchichte und Politik gemacht. Thiers war der letzte Univerſalruhm Frankreichs, ſagt ſein Biograph Charles de Mazade, er war eine nationale und zugleich eine europäiſche Perſönlichkeit. Dies ſprach ſich auch am 8. September bei dem glänzenden Begräbnis in Paris aus, wo er auf dem Pere-la-Chaiſe an der Seite ſeiner Schwiegereltern ruht. Er hinterließ ein Vermögen von gegen 14 Millionen Franken, er, der einſt mit Mignet gedarbt hatte. Seine Witwe ordnete den reichen litterariſchen Nachlaß, und Calmon gab 1879 bis 1883 fünfzehn Bände Parlamentsreden heraus. In Belfort, Nancy, St. Germain und Marſeille erhoben ſich bald Statuen des „Befreiers des Vaterlandes“, des Lieblings des Glückes, welcher hinübergehen durfte, ehe der Reif des Alters, der auf ſeinem Scheitel lag, ſein Herz und ſeinen Geiſt berührte.

Daß Thiers bald nach ſeinem Tode mehr getadelt als gerühmt wurde, kann bei dem wechſelnden Geſchmacke ſeiner Landsleute und ihrer ſtets bereiten Undankbarkeit gegen vergangene Wohlthaten nicht befremden; er ſelbſt liebte zwar ſein lebenlang die Popularität, büßte ſie aber oft genug ein, um ſchließlich das ſtolze Wort zu äußern: „Ich kann mich nicht dem Tribunal der Parteien unterwerfen; ihnen ſtelle ich mich nicht. Ich ſtelle mich der Geſchichte und ich verdiene, vor ihr zu erſcheinen.“

Digitized by Google

Aus dem Leben der Zahlen.

Von

Anton Michalitschke.

Es dürfte wohl jedem, der nicht durch seinen Beruf oder durch Nachdenken über sich selbst und eigene Beobachtung die gegenteilige Erfahrung macht, nichts von dem, was er lernt und später weiß und kann, so ursprünglich, so selbstverständlich, so unmittelbar wahr erscheinen als das, was er als Kind und dann in der Schule im „Rechnen", in der Arithmetik oder in der Mathematik gelernt und sich erworben hat. Die Kunst des Zählens scheint so ursprünglich dem Menschengeiste anhaftend, so aus ihm selbst heraus sich äußernd, daß man gänzliche Armut im Geiste nicht besser bezeichnen zu können glaubt, als wenn man sagt, „er kann nicht bis drei zählen". Und gegen die Unsicherheit und Unverläßlichkeit alles uns von außen Gegebenen haben diese Gesetze und Resultate eine solche Autorität, daß nur das gegen jeden Einspruch gefeit ist, was „so evident ist, wie das, daß zwei mal zwei vier ist".

Das Operieren mit Zahlen ist für so viele Erscheinungen und Äußerungen des Lebens in der menschlichen Gesellschaft seit Beginn derselben unentbehrlich und hat im Laufe der Zeiten eine alles überragende Herrschaft errungen.

Das Gewerbe, die Kunst, die das herstellt, was des Menschen Bedürfnis, was seine Phantasie, seine Begierde zu seiner Bequemlichkeit und seinem Vergnügen, zu seinem Weltherrschertum ihn wünschen lassen, müssen zur Mathematik ihre Zuflucht nehmen, diese muß jedes ihrer Werke erst im Geiste zusammenfügen, sie sagt, *wieviel* dazu nötig, ob es überhaupt möglich ist, bevor jene es nach ihren Angaben greifbar und nutzbar machen.

Die Sicherheit, mit der die Mathematik ihren Weg geht, ihre strenge Methode, die den Schein der Unantastbarkeit trägt, die Gültigkeit und Klarheit ihrer Resultate, der immer und ewig unwandelbar geltende Zusammenhang ihrer Größen, in dem diese, ohne jedes menschliche Zuthun und unbekümmert um alles Treiben und jeden Wandel um sie her stehen, das alles hat ihr eine Hochachtung und eine heilige Scheu erworben, die sogar in dem gesetzmäßigen Walten in diesem Gebiet die tiefsten Geheimnisse, die höchsten Wahrheiten und das oberste Gesetz zu ahnen glaubte, welches das Weltall gebaut und zusammenhält.

War die Mathematik den Griechen die Vorschule der Philosophie, d. h. ein Mittel zur höchsten Erkenntnis zu gelangen, also an sich schon ein hochgehaltenes Mittel zum erhabensten Zweck, so wurde das Studium und die Beschäftigung mit der Mathematik selbst später ebenso zur Mystik hinaufgetrieben wie das Studium der Philosophie. Ihre Wahrheiten waren wohlbewahrtes Eigentum weniger Auserwählter, die in den Vorhof des Heiligtums nur so viel davon hinausreichten, als ihnen beliebte. Und als Euklid seine

Digitized by Google

Geometrie geschrieben, da war die Mathematik mit all ihren Wahrheiten und ihrem einfachen rein natürlichen Gang in der Entwickelung derselben dem gewöhnlichen Menschenverstande entrückt. Sie, die in sich selbst das Ideal eines Systems, eines logischen Entwickelungsganges birgt, war in ein System gezwängt worden, das nur mehr den „Wissenden" durchsichtig sein konnte.

Die Mathematik hätte dadurch bei der großen Masse ihr ganzes Ansehen und ihren Nutzen verlieren müssen, wenn das, was sie lehrt, nicht ebenso ursprünglich aus der Natur, aus dem Weltenraum und dem Menschenleben zugleich herausgehoben wäre. Dieser Kern, der sie mit ihrem Inhalt und ihrer Methode zum sicheren Führer, zum einzigen des Menschengeistes macht, welcher der Erkenntnis der Wahrheit zustrebt, hat sie für immer nicht nur neben die anderen Wissenschaften gestellt, sondern sie allen als unentbehrlich beigesellt. Heute hat eine Wissenschaft um so mehr Ansehen, um so mehr Aussicht auf Erfolg in Erforschung des Wahren, je mehr sie die Methode der Mathematik anwenden kann, ja je mehr sie sich von der Mathematik selbst auf ihrem Wege begleiten läßt. Es ist leicht begreiflich, daß man mitunter auf Gebiete, die in ihrem Zusammenhang sowohl, wie in ihren Elementen dem Verstehen ferne liegen, die Mathematik hinzieht und sie dort hantieren läßt, wie diese es mit ihren eigenen Elementen thut. Es ist wiederholt der Versuch gemacht worden, die Psychologie z. B. als eine Art angewandter Mathematik zu behandeln, wie etwa die Mechanik oder die Astronomie; wenn es auch nicht durchgeführt werden konnte, geschadet hat es der Erkenntnis keineswegs.

Die Konzentration, das Hinarbeiten nach einem Ziel alles Wissens und Könnens, das Erkennen der einen Wahrheit, des einen Gesetzes, die immer und überall im Kleinsten wie im Größten herrschen, welches sich nach der so erfolgreichen Teilung der Arbeit immer wieder geltend machen muß, findet in der Mathematik das Band, das alle Zweige des Wissens umschlingt, und den roten Faden, an dem sie alle wieder weiterschreiten. Die Mathematik ist es, die zu der nach so mannigfachem Ringen und Irren an sich schon hohen Erkenntnis führt, daß über allem Sein und allem Werden ein einziges ewiges Gesetz waltet. Das ist der Anteil, den die Mathematik daran hat, den Menschen auf der Bahn zu seinem Ziel weiterzuführen.

* * *

Den Gegenstand der Mathematik bildet die Quantität, ein Begriff, der von den Dingen der Außenwelt abstrahiert ist. Ihr Stoff ist also das Allgemeinste, das, was allem gemeinsam, was von allem zurückbleibt, wenn man die Summe des Unterscheidenden im Wesen der einzelnen Dinge, die Qualität, heraushebt und beiseite läßt. Die Mathematik behandelt also nichts anderes, als was mit und seit dem Bestehen der Welt gegeben ist, und nimmt nichts anderes mit ihrem Stoffe vor, als was sich wirklich mit ihm von selbst ereignet. Die Mathematik als solche kann für eine Welt immer nur die eine, immer nur dieselbe, die einzig mögliche sein — aber jenes Abheben des allem in gleicher Weise Anhaftenden, das Erfassen und Erkennen des wirklich in allen Formen Gleichgeltenden, ist Sache des Menschengeistes, und diese Thätigkeit und deren Resultate haben ebenso ihre Geschichte wie jede andere „Wissenschaft".

Wir operieren mit unseren Ziffern und Zahlen in Wort und Schrift und denken wohl nie daran, daß auch dies seine Geschichte hat, daß es nicht immer so war, wie wir es für unsere Zwecke bereit vorfinden, daß es sich entwickelt hat im Lauf der Zeit, und zwar dieses ungleich langsamer als jenes.

Die Art unserer Ausdrucksweise auf dem Zahlengebiet bis zu ihrem Entstehen zurück zu verfolgen, dürfte schwer sein, auch würde sich ein anderes Princip als

Digitized by Google

in der unserigen kaum finden lassen. An den zehn Fingern seiner Hände hat eben der Mensch ein bequemes sinnfälliges Mittel erhalten, das Vielfache der Einheit, das nicht über zehn hinausgeht, bestimmen und sich vorstellen zu können. Sie waren die Rechenmaschine der ersten Menschen und sind es heute noch für Menschen auf niedriger Kulturstufe und für jedes Kind.

Für jeden einzelnen Begriff, den ihm die Finger in verschiedener Anzahl sinnfällig vorführen, hat sich nun der Mensch einen besonderen Ausdruck gebildet. Es kommt jetzt darauf an, ob er bei dieser Thätigkeit bei der einen Hand stehen bleibt, also sich die Ausdrücke von eins bis fünf bildet und dann von vorn anfängt und zum Schluß zählt, wieviel Hand voll Finger er gebraucht, oder ob er für alle Zahlen, die ihm mit allen zehn Fingern zu bilden möglich, eigene Ausdrücke schafft. Naturgemäßer erscheint uns wohl das letztere; es ist eben ungleich leichter und bequemer, sich neue Ausdrücke bereit zu machen, als jenen komplizierten Apparat zu gebrauchen, um das, was das tägliche Leben immer erfordert und wofür das sinnliche Zeichen so „handgerecht" ist, zu fixieren. Aber auch ohne diesen Schluß können wir den Beweis dafür in dem Sprachschatze eines jeden Volkes finden.

Wenn auch die Hieroglyphenschrift nur ein Zeichen für die Einheit, eines für die Zweizahl und eines für die Dreizahl, das auch schon die Mehrzahl bezeichnet, zeigt, und die Botokuden z. B. auch heute noch für eine größere Zahl als drei keinen Ausdruck haben — sie zählen aber trotzdem in der Gebärdensprache mit Hilfe ihrer Finger und Zehen weiter —, so findet sich doch im allgemeinen in den Sprachen der ältesten Völker für jede Zahl von eins bis zehn ein eigener Ausdruck, während kein Volk über die Zehn im sprachlichen Ausdruck je gekommen ist. Und heute, wo die Sprachen auf Jahrhunderte der Entwickelung zurückblicken, wo die Bedürfnisse und mit ihnen die Verhältnisse, in denen man rechnet, ganz andere geworden sind, ist hierin bei keiner Sprache auch nur ein Versuch eines Fortschrittes zu bemerken. Es hat sich die Notwendigkeit eingestellt, für besonders große Zahlen, für die früher kein Bedürfnis vorhanden war, neue Ausdrücke zu schaffen — so entstand die „Million" mit ihren Potenzen in neuerer Zeit, während man früher nach Tausenden zählte —, aber im täglichen Zählen oder sogenannten „Rechnen" bleiben auch heute noch alle Sprachen bei „zehn" stehen.

Wir zählen von eins* bis zehn; die gezählten einzeln aufgefaßten Einheiten sind nun abgethan und werden in ihrer Gesamtheit gemerkt. Nun beginnen wir von neuem zu zählen, fügen aber jede weitere Zahl von Einheiten zu den früheren, festgehaltenen zehn hinzu, bedürfen also zum Weiterzählen keiner neuen Ausdrücke. Haben wir von den zu den ersten zehn hinzuzuzählenden Einheiten wieder zehn abgethan, so merken wir zwei Zehner; der Ausdruck, mit dem wir diese Zahl festhalten, ist ein aus den bereits vorhandenen Ausdrücken für „zwei" und „zehn" abgeleiteter. Damit ist aber zugleich etwas Neues geschehen: wir haben nämlich die Operation des Zählens jetzt mit einer Größe vorgenommen, die nicht mehr eine Einheit ist wie die frühere, die vielmehr zehn solche in sich begreift; da wir mit ihr nun dieselbe Operation vornehmen wie mit jener, so wird sie schließlich auch eine Art Einheit, doch von höherer Ordnung. Wir zählen dann diese Einheiten höherer, sagen wir gleich zweiter Ordnung ebenso weiter wie die ursprünglichen, und zwar wieder so weit, als uns unser natürliches, sinnliches Mittel hilft. Überdies sind wir so zu einer Summe gelangt, die aus der Einheit zweiter Ordnung ebenso entstanden ist,

* Die „Eins" nehmen wir der Vollständigkeit wegen immer hinzu, obgleich von einer Zahl erst von zwei an die Rede sein kann. Zum Zahlbegriff gelangt man durch die Thätigkeit des Zählens (des Hinzufügens); zur Einheit gelangt man durch kein Zählen, sie ist also auch keine Zahl.

Digitized by Google

wie diese aus der ursprünglichen; sie ist nämlich das Zehnfache jener Einheit, also wieder eine Einheit höherer und zwar dritter Ordnung. Für diese Zahl, die Zahl Hundert, besitzen die Sprachen wieder einen eigenen Ausdruck. Das Zählen geht nun in derselben Weise weiter; wir zählen die Einheiten, die Zehner, endlich die Hunderter; die letzteren aber wieder nur bis zu der höchsten uns geläufigen Zahl von Einheiten, nämlich zehn. Die Sprachen setzen hier wieder mit einem weiteren Zahlwort ein — Tausend.

Dies ist das Princip, das unserer Zahlenbildung zu Grunde liegt. Es ermöglicht das Aussprechen unendlich vieler Zahlen mit Hilfe einiger wenigen Urzahlwörter, und dieses Princip ist mit sehr wenig (oben schon erwähnten) Ausnahmen allen Völkern eigen. Die zehn Finger des Menschen haben also dahin geführt, das ganze Zahlengebiet in ein System zu bringen, welches das dekadische heißt, weil die Zahl Zehn seine Grundlage bildet.

Es ist leicht einzusehen, daß ebensogut nach einem anderen Princip ein System sich hätte entwickeln können. Es hätte sich aber auch bei demselben Princip das System auf eine andere Zahl als zehn als Basis aufbauen können.

Nun ist aber unser dekadisches System durch seinen Ursprung, sein Alter und seine Allgemeinheit für uns so mit dem Wesen des Zählens verknüpft, daß es meist als dieses selbst erscheint, und niemand denkt wohl daran, daß auch dies einmal, wie so vieles andere, sich ändern könnte.

* *
*

Das bisher Gesagte bezieht sich auf das Aussprechen der Zahlen, auf das Anordnen derselben und das Einfügen jeder einzelnen in der ganzen unendlichen Reihe.

Zu trennen hiervon ist die schriftliche Darstellung der Zahlen. So innig sich diese unserer Aussprache anschließt, so ist sie uns doch keineswegs zugleich mit dieser geläufig geworden. Das Princip, das unserer Darstellung zu Grunde liegt, ist das sogenannte Positionsprincip, d. h. die Stellung gegen andere giebt einem Zahlzeichen verschiedene Werte. So ist es möglich, daß wir mit Hilfe nur weniger Zahlzeichen so unendlich viele Zahlen darstellen können. Man fühlt sich versucht darüber zu staunen, daß eine Zeit sein konnte, wo man von unserer jetzigen Schreibweise keine Ahnung hatte und Rechnungen ausführte, die nur mit unseren Mitteln der Darstellung ausführbar scheinen.

Das Wesen unseres Zahlensystems besteht darin, daß die Zahlen in Klassen eingeteilt sind, deren jeder eine quantitativ andere Einheit zu Grunde liegt; so der ersten die Einheit selbst, der zweiten der Zehner, eine Größe, die zehn Einheiten in sich begreift, der dritten der Hunderter, der zehn Einheiten der vorhergehenden Klasse umfaßt, u. s. w. Jede Klasse enthält als höchstes Vielfache das Neunfache ihrer Einheit, das Zehnfache derselben bildet schon die Einheit der nächsthöheren Klasse. So wird also jede Zahl als eine Summe solcher verschiedener Einheiten ausgedrückt. Darum ist es nun möglich, mit Hilfe der wenigen Urzahlwörter für die verschiedenen Einheiten der einzelnen Klassen und für die neun Vielfachen der Einheit die Zahlen auszudrücken. Der Übergang zur schriftlichen Darstellung, die Verwendung desselben Princips dabei, ist leicht bewirkt — für uns. Die Zeichen für die ganze Reihe von Zahlen schrumpfen auf nur neun zusammen, durch die wir sämtliche Vielfache jeder Art von Einheit darstellen. Es handelt sich nur noch darum, am Zahlzeichen erkennbar zu machen, welche Art von Einheiten es als gezählt ausdrücken soll. Die Zahl dreihundertdreinunddreißig z. B. fassen wir auf und sprechen auch aus als die Summe von: 3 Hunderter + 3 Zehner + 3 Einheiten; die Anzahl der verschiedenen Einheiten, welche die Zahl enthält, wird durch dasselbe Zeichen angegeben. Nun ist wohl nichts natürlicher und einfacher, sagt man vielleicht, als daß man

Digitized by Google

den jeweiligen Klassenwert des einzelnen Zahlzeichens durch eine bestimmte Stellung unter den anderen kennzeichnet. Gewiß! — Es ist so natürlich und einfach, daß das Kulturvolk der Griechen es nicht herausgefunden und sich mit den Buchstaben seines Alphabets als Zahlzeichen abmühte, daß die Römer ihre Bedürfnisse mit ihren so schwerfälligen Zahlzeichen decken mußten, mit denen eine Multiplikation oder Division nach unserer Manier ein Ding der Unmöglichkeit ist und an denen sich heute noch mancher vor einer alten Kirche oder Bildsäule vergebens den Kopf zerbricht, — ja daß selbst unser Mittelalter erst in seinen späten Tagen dieses so einfache Auskunftsmittel sein eigen nennen konnte. Noch im dreizehnten Jahrhundert war dieses System der Zahlenschreibung bei uns wenig bekannt, das uns die Araber (daher „arabische Ziffern") von den Indern herübergebracht, deren allerdings uralte Erfindung es ist. Diese haben den so natürlich scheinenden Schritt gethan, der also mit dem Wesen der Sache durchaus nicht gegeben ist. Diese Erfindung erst hat es ermöglicht, daß durch die aneinandergereihten Ziffern 333 die oben in Worten ausgedrückte Zahl dargestellt ist.

Dieses Princip, mit Hilfe von neun Zahlzeichen und deren Stellung zueinander die Zahlen darzustellen, hat noch ein weiteres Zeichen nötig gemacht, das einem Zahlzeichen seine Stelle sichern muß, wenn in der darzustellenden Zahl keine Einheiten einer oder mehrerer niederer Klassen vorkommen. Um z. B. die Zahl dreihundertdreißig darzustellen, muß das Zeichen für dreihundert, das für sich betrachtet dasselbe ist wie das für die drei Zehner und für drei Einheiten, gegen letzteres an dritter Stelle stehen. Da aber keine Einheiten vorkommen, muß ihre Stelle wenigstens markiert werden. Als Zeichen hierfür nun, das ja von vornherein auch willkürlich ist, haben uns ebenfalls die Inder das Nullenzeichen übermittelt. Daß dieses kein Zahlzeichen, ist ja selbstverständlich.

Dieses Positionsprincip, nach welchem wir also die Summe $3 \times 10^2 + 3 \times 10 + 3$ einfach 333 schreiben dürfen, ist für uns schon so mit dem dekadischen Zahlensystem verwachsen, daß es kaum getrennt wird. Und doch sind beide wesentlich voneinander verschieden, wie uns eben die Geschichte schon lehrt. So gut nun für dasselbe Zahlensystem eine andere Schreibweise in Gebrauch war, ebenso könnte bei einem anderen uns überkommenen Zahlensystem als dem dekadischen dieses Positionsprincip gelten. Es könnte ebensogut, wenn der Mensch seine Füße auch als gleichberechtigte Hände betrachtet und immer sämtliche zwanzig Finger abgezählt hätte, als Basis eines Zahlensystems die Zahl, die wir 20 schreiben, gelten.

Nehmen wir z. B. ein zwölfteiliges System an, so müßten, damit unser Positionsprincip Platz greifen könnte, noch einzelne Zeichen für die Zahlen zehn und elf zu Gebote stehen, so daß zwölf die kleinste „zweizifferige" Zahl* wäre und durch „10" bezeichnet würde; unser $12 \times 12 = 144$ müßte die kleinste „dreizifferige" Zahl sein und dodekadisch „100" geschrieben werden. Die dekadisch geschriebene Zahl $144 \times 12 = 1728$ wäre dodekadisch geschrieben „1000" als kleinste „vierzifferige" Zahl. Wollen wir z. B. die Jahreszahl 1889 dodekadisch schreiben, so untersuchen wir, wie viel dodekadische „1000", „100", „10" und Einheiten sie enthält. Es ist $1889 = 1 \times 12^3 + 1 \times 12^2 + 1 \times 12 + 5$, also nach dem Positionsprincip geschrieben 1115. Umgekehrt würde die Zahl, die dodekadisch 1889 geschrieben wird, dekadisch 2985 geschrieben werden müssen; denn es ist $1 \times 12^3 + 8 \times 12^2 + 8 \times 12 + 9 = 1728 + 1152 + 96 + 9 = 2985$.

Nehmen wir dagegen z. B. ein sechsteiliges System an, in dem nur fünf

* Zwei-, drei-, vierzifferig ꝛc. sagt man kurz, obgleich natürlich eine Zahl als solche eine solche Bezeichnung nicht erhalten kann. Es heißt eben: diese oder jene Zahl wird in unseren gebräuchlichen Zeichen durch zwei, drei, vier u. s. w. Ziffern ausgedrückt.

Digitized by Google

Zahlzeichen nötig sind und sechs die erste „zweizifferige" Zahl, also „10", „sechsunddreißig" die erste „dreizifferige" Zahl, also „100" ist, so wäre die Jahreszahl 1889 durch die Form 12425 dargestellt; denn es ist $1889 = 1 \times 6^4 + 2 \times 6^3 + 4 \times 6^2 + 2 \times 6 + 5$.

Man sieht hieraus, daß je größer die Basis des Systems, einerseits desto mehr Ziffern, andererseits aber desto weniger Stellen für die Darstellung einer Zahl nötig sind. Für das Rechnen sind mehr Ziffern eine Erschwerung, dagegen wird aber die Division erleichtert, wenn die Grundzahl mehr Teiler hat. Das letztere ist der Vorzug der Zahl zwölf (durch 2, 3, 4, 6 teilbar) gegen die Zahl zehn (durch 2 und 5 teilbar); die Erschwerung des Rechnens hat man z. B. auch im alten Längenmaß (1 Fuß = 12 Zoll) gering geachtet gegen den Vorteil der mehrfachen Teilbarkeit der Zahl zwölf. Nun ist aber das zehnteilige System im Rechnen in Wort und Schrift seit Jahrtausenden, beziehungsweise seit Jahrhunderten so mit unserem Denken verwachsen, daß es niemand einfallen wird, irgend welcher anderer Bedenken wegen daran zu rütteln; man hat im Gegenteil in Rücksicht auf dasselbe alles andere ihm angepaßt, und es ist unser ganzes Münz-, Maß- und Gewichtswesen in ein zehnteiliges System gebracht worden.

* * *

Ist uns das Rechnen, die „vier Grundoperationen" mit den sogenannten „ganzen Zahlen"* beigebracht worden, so werden wir gleich, ohne daß viel Aufhebens gemacht würde, und ohne daß wir zu ganz besonderen Rechenmeistern herangebildet werden sollen, einen Schritt weiter geleitet. Es ist ja nichts natürlicher, als daß wir unser Princip in der Zahlenschreibung weiter ausnützen, indem wir das, was wir in der Schrift von den Einern aus nach links hin, auch nach rechts hin thun. So wie rechts von den Zehnern die Einer stehen, so schreiben wir rechts neben die Einer, nur durch einen Beistrich oder höher gesetzten Punkt getrennt, die Zehntel der Einheit; den zehnten Teil der Zehntel, die Hundertel, rechts neben die Zehntel u. s. w. Kurz wir wenden das Princip auch auf die Schreibung einer gewissen Kategorie von Brüchen, nämlich der Decimalbrüche, an. Sie fügt sich ja so schön und einfach der der „ganzen Zahlen" an, als wäre sie zugleich mit dem Zählen und Zahlenschreiben fertig dem Menschen geoffenbart worden — und doch ist die Darstellung der Decimalbrüche eine Erfindung, die kaum dreihundert Jahre alt ist.

Sie mag wohl noch lange so manchem als etwas Neues, zur alten Kunst Hinzugefügtes erschienen sein; nicht jedem, der sich mit der Rechenkunst beschäftigte, wurde sie übermittelt, ähnlich vielleicht, wie heute die Logarithmen noch nicht allgemeines Handwerkzeug für jeden, der rechnet, sind; oder wie einmal der Satz von den Quadraten im rechtwinkeligen Dreieck (Pythagoras) eine Eselsbrücke war — es ist noch gar nicht so lange her —, über die nur Auserwählte geführt wurden. Es wurde noch lange, nachdem die Erfindung bekannt geworden, für einen besonderen Grad von Kenntnissen und Fertigkeit in der Mathematik gehalten, mit Decimalbrüchen umgehen zu können.

Es müßte sonst komisch oder sinnlos erscheinen, wenn z. B. die Verfasser einer Architectura militaris, welche im Jahre 1670 bey Hermann von Sand in Franckfurt, von Johann Georg Schwänder in Osnabrück ins Deutsche übersetzt, erschienen ist, es nötig finden, eine Anweisung für die „Arithmetica in zehen Theilen" zu geben. Sie fügen diese Regeln an „dem Liebhabern und jungen Ingenienrn di noch studiren zu gefallen", als „einen

* Die „Zahl" als solche kann nur eine „ganze" sein. Nur durch Analogie nennen wir auch die Teile der Einheit, sowie ihre Vielfachen „Zahlen", und zwar „gebrochene". Die Zeichen für diese sind dann zusammengesetzt aus denjelben, die wir für die Zahlen haben.

Digitized by Google

kurtzen Begriff", worin sie zeigen, „wie man alle Rechnung, so zu dieser Wissenschaft nöthig, mit geringer Mühe, allein durch Theilung der zehenden Zahl thun kan, ohne einige Brüche in gleichen wie der Cirkul in allen fürfallenden Wercken leicht zu gebrauchen". Es heißt da noch ganz ausdrücklich, diese Rechnung „sei keine andere als die gemeine, nur daß man die Zeichen der Brüche verstehe, und dieselben wisse an seinen Ort zu bringen".

In einem Werke, das — nach unseren Begriffen — nebst Taktik und Felddienst eine ausführliche Belehrung über Feld- und permanente Befestigung, sowie auch den Festungskrieg umfaßt, das also für technisch gebildete Leser bestimmt ist, erscheint es damals noch nötig, eine specielle Belehrung und Regeln für die Additio oder Zusammensetzung, für die Subtractio oder Abziehung, für die Multiplicatio oder Vermehrung, für die Divisio, Radix Quadratura, Radix Cubus in Zehn, zu geben.

Nebenbei zeigt das Buch auch einem Laien, d. h. einem solchen, der nur Rechnen für den täglichen Bedarf gelernt hat, wie die Manier in der Ausführung der Operationen etwas ganz Unwesentliches und dem Wandel Unterworfenes ist. Das Schema für die Division z. B. oder für das Ausziehen der Wurzel hat so wenig Ähnlichkeit mit unserer Art der Ausführung, daß man nur, wenn man einen klaren Einblick in das Wesen der Operation hat, sie als die eine oder andere erkennt.

Überhaupt ist es eine charakteristische Eigentümlichkeit aller älteren Bücher dieser Art, der Schul- oder sonstiger Hilfsbücher, daß sie nicht das Wesen der Sache erläutern, nicht logisch entwickeln, damit der Leser den Kern erfasse und selbstthätig, wie aus sich heraus, nur der sicheren Führung im Denken anvertraut, zum Können gelange. Es ist eine naive Auffassung der Wissenschaft und des Verhältnisses zwischen ihr und dem Geiste des Lernenden und eine vollständige Unkenntnis des Bildungsgehaltes dieser Wissenschaft, die das Hauptgewicht in der Methode des Unterrichtes — wenn man dies eine Methode nennen darf — in die Vermittelung der bloßen Regeln und der verschiedensten starren, für jede Gattung von Aufgaben eigens zugeschnittenen Schemen legt. Sie giebt Resultate, Lehrsätze und Behauptungen und beruft sich dabei einfach auf den so und so vielten Satz des so und so vielten Buches Euklids, als wäre etwa die Mathematik eine so ganz besonders verzwickte Erfindung Euklids oder sonst eines Menschen, für andere nicht zu durchschauen, und von der jedem nur das für seine specielle Notdurft Zugehackte und verdaulich Gemachte gereicht werden dürfte. Es konnte dann freilich scheinen, als wäre die Methode Euklids die der Mathematik selbst, und man mußte vergessen, daß ihr Weg ja doch nur der eines jeden gesunden Menschenverstandes ist. Die Bücher sind eben nicht für denkende Menschen, oder für solche, die an der Hand der Mathematik denken lernen sollen, geschrieben, sie sollen vielmehr einfach als Behelf dienen, in dem jeder die Schablone für das gerade momentan ihm Nötige findet, oder aus dem er die Mathematik auswendig lernen soll.

Wie sehr diese Verirrung nachgewirkt hat, kann man heute noch in der Mathematik als Unterrichtsgegenstand vielfach herausfinden. Darum scheint sie aber auch dort, wo man sich von einer ererbten Manier nicht gründlich frei zu machen versteht, unter allen Zweigen des Unterrichts auf den größten Widerstand in den Köpfen zu stoßen; und dies ist wiederum ein Anhaltspunkt für die fühle Höflichkeit und für eine etwas mißtrauische Scheu, mit der die große Masse, welche selbst oder deren Kinder damit „geplagt" werden, allem was über das Einmaleins hinausgeht, gegenübersteht.

Digitized by Google

Weihnachtslitteratur.

Wie vorauszusehen war, sind uns noch mancherlei neue Erscheinungen auf litterarischem Gebiete zugegangen, die sich für den Weihnachtstisch eignen. Wir erwähnen davon eine illustrierte Ausgabe des allbeliebten Schauspiels **Das Käthchen von Heilbronn** von Heinrich v. Kleist, illustriert von Alexander Zick. Außer einer Anzahl von Holzschnitten, die in den Text gedruckt sind, befinden sich acht sehr charakteristische Vollbilder von Alex. Zicks liebenswürdiger Künstlerhand in Lichtdruck in dem schönen Quartbande, der sich auch festlich eingebunden präsentiert und der Verlagshandlung von Albert Goldschmidt in Berlin sehr zur Ehre gereicht. — Namentlich für das zarte Empfinden des weiblichen Geschlechtes berechnet ist ein anderes Prachtwerk unter dem Titel **Vom Erdenthal ins Himmelreich**, ein Menschenleben dargestellt in Wort und Bild. In sehr ansprechenden Bildern von Wilhelm Kray und Alexander Zick, denen sich empfindungsvolle und formschöne Verse von Martin Greif anschließen, sind darin die Hauptmomente des Erdenlebens in Glück und Leid dargestellt. Die Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vorm. Fr. Bruckmann) in München hat dasselbe ebenso geschmackvoll wie reich ausgestattet. — Gleichfalls in festlicher Ausstattung erschien in der L. Schellenbergschen Hofbuchhandlung in Wiesbaden ein Band unter dem Titel **Lieder-Symphonien** von Schulte vom Brühl, eine Sammlung teils stimmungsvoller lyrischer Gedichte, teils epischer Dichtungen von großer Formvollendung. Hübsche Vignetten zieren das gefällig ausgestattete Buch. — In einer zweibändigen neu durchgesehenen Ausgabe, die mit einem schönen Titelbilde versehen ist, hat die Verlagshandlung von Joh. Ambr. Barth in Leipzig die längst bekannten und beliebten **Musikalischen Märchen** von Elise Polko in wirklich in jeder Hinsicht eleganter und geschmackvoller Ausstattung versandt. Es ist die zweiundzwanzigste Auflage, und Frau Polko, die ihre Beliebtheit hauptsächlich diesem Werke verdankt, darf mit Genugthuung auf den Erfolg desselben zurückblicken. An Momente aus der historischen Entwickelung der Musik anknüpfend, hat sie in diesen Phantasien und Skizzen mit künstlerischem Takt gefällig wirkende Bilder geschaffen, welche bei der weiblichen Jugend immer von großer Wirkung sein werden. — Im Verlage von Bruno Hennings erschien in festlicher Ausstattung eine von Dr. Karl Munding besorgte freie Bearbeitung des berühmten Werkes **Knigges Umgangslehre**, ein Lebensführer für jedermann, dessen grundlegende Bedeutung keines weiteren Lobes bedarf. — Die zweite Auflage des von dem verstorbenen Karl Gerock eingeführten niedlichen Büchleins **Fürs Leben**, jungen Mädchen ein treuer Ratgeber und Führer in allen Lebenslagen, von Ellen Richards, ist im Verlage von Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart, und die sechste Auflage des berühmten französischen humoristischen Romans von Claude Tillier **Mein Onkel Benjamin** in der deutschen Bearbeitung von Ludwig Pfau hübsch gebunden in der Riegerschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienen. — Ein richtiges Kinderbuch in größerem Format mit sehr zahlreichen Illustrationen bietet die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart unter dem Titel **Der Kleinen Lieblingsbuch** von Johanna v. Sydow, mit Beiträgen von Pauline und Frida Schanz, W. Gleim und Anna Hilmar, sowie 149 Illustrationen in farbigem Holzschnitt und einem Titelblatt in Farbendruck von E. Klimsch; in der That ein sehr empfehlenswertes Geschenk für kleinere Kinder. — Ein früher schon von uns besprochenes, sehr lobenswertes Buch: **Die Haus-Gymnastik für Gesunde und Kranke** von Angerstein und Eckler, ist in Berlin bei Hermann Paetel in vierzehnter Auflage erschienen und eignet sich sowohl durch Inhalt wie Ausstattung gleichfalls sehr wohl für den Weihnachtstisch. — Noch erwähnen wir die

Digitized by Google

neuesten Bände der bei Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart erscheinenden **Deutschen Volksbibliothek**, welche in sehr guter Ausstattung unterhaltende und belehrende Erzählungen bieten, wie sie sich für häusliche Unterhaltung und Lesevereine eignen. — Von demselben Verlage wurde noch ein reizendes Geschenkbüchlein mit allerliebsten Bildern, betitelt **Gedenke mein**, Blüten und Perlen von Clara Braun versandt. — Schließlich sei noch der dritten Auflage von Eduard Mörikes nie veraltender Novelle **Mozart auf der Reise nach Prag** gedacht, die in hübscher Ausstattung in der G. J. Göschenschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienen ist.

Die Overstolzin. Ein Lied aus verklungenen Tagen von Joseph Lauff. Mit Zeichnungen von A. Reith. (Köln u. Leipzig, Albert Ahn.) — Nach dem Vorbilde von Oskar v. Redwitz und Julius Wolf hat Joseph Lauff bereits zwei epische Dichtungen veröffentlicht, welche ungewöhnlichen Anklang fanden und sich durch schwungvolle Sprache, lebhafte Phantasie und farbenreiche Schilderung auszeichneten. Alle diese Vorzüge kommen auch in seiner neuesten Dichtung zur Geltung, deren Schauplatz das mittelalterliche Köln ist. Ein tieftragisches Schicksal rollt der Dichter vor uns auf; die schöne Tochter des berühmten Overstolz, der zu den angesehensten Geschlechtern der stolzen Stadt am Rheine gehört, würde nach schweren Prüfungen mit ihrem Geliebten an das Ziel ihrer Wünsche gelangen, da plötzlich enthüllt der Vater auf seinem Sterbebette, daß die beiden Liebenden Geschwister sind und sie suchen nun den Tod in den Fluten des Stromes. Das Buch ist ziemlich genug ausgestattet, um sich für einen Platz auf dem Weihnachtstische zu eignen, und der ergreifende Inhalt auf dem historisch treu gezeichneten Hintergrunde wird nicht ohne tiefen und nachhaltigen Eindruck bleiben.

Georg Ebers beschenkt diesmal das Publikum nicht mit einem historischen Romane, sondern mit drei reizenden Eingebungen seiner frei schaffenden, sich ins Reich der Wunder begebenden Phantasie. **Drei Märchen** für alt und jung betitelt er sein neuestes Buch (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), das infolge seiner prachtvollen Ausstattung und seines hochpoetischen Inhaltes berufen ist, eines der beliebtesten Geschenkwerke der neuesten Litteratur zu werden. Das erste Märchen: „Die Nüsse", besticht durch seinen sinnigen und vielsagenden Grundgedanken; das zweite: „Das Elixir", wird nicht nur die kleine, sondern auch die große Welt ergötzen. In diese Geschichte vom Elixir der Wahrheit hat Ebers zahlreiche satirische Spitzen hineinverwoben, die allerdings nur reifere Leser erkennen werden. Die Glanzleistung des Buches ist entschieden „Die graue Locke". Hier zeigt Ebers seine echte Dichterschaft, berücksichtigend den jungen Leser, ergreifend und rührend den Erwachsenen. Die „Graue Locke" hält sich streng in dem Rahmen des Märchens und wird doch zu einem sinn- und deutungsreichen Abbilde des Lebens. Das ganze Buch macht einen liebenswürdigen und vornehmen Eindruck; es nimmt in der Reihe der Dichtungen von Georg Ebers eine besondere Stellung ein und wird sich in der Gunst des Publikums ebenso lange behaupten als seine berühmten Romane.

Litterarische Mitteilungen.

Die Rätsel der Sprache.

Wenn jemand einem anderen ein Rätsel aufgiebt, so stellt er damit dessen Scharfsinn auf die Probe. Er giebt ihm etwas zu „raten" auf, wie Simson sich ausdrückte, als er zu den dreißig Philistern, die seine Hochzeitsgäste zu Timnath waren, sprach: „Ich will euch ein Rätsel aufgeben; wenn ihr mir das erratet und treffet die sieben Tage der Hochzeit, so will ich euch dreißig Hemden und dreißig Feierkleider geben." Und von der Königin zu Saba wird gesagt, daß sie, als das Gerücht von dem weisen Salomo zu ihr gelangt war, nach Jerusalem kam, um ihn mit Rätseln zu „versuchen".

Auch die Wissenschaft hat es mit Rätseln zu thun. Sie müht sich aber mit der Lösung solcher ab, die für das gewöhnliche Denken gar nicht vorhanden sind. Das zeigt sich so recht deutlich an der Sprachwissenschaft, insofern sie sich mit Wortdeutung beschäftigt. Ganz treffend hat Dr. Rudolf Kleinpaul, der Verfasser von „Sprache ohne Worte", die Fortsetzung dieser Schrift, weil sie die „Grundlinien der Wortdeutung" enthält, **Die Rätsel der Sprache** überschrieben. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Aber für das gewöhnliche Denken giebt es keine Rätsel der Sprache. Wenigstens erzählt Dr. Friedrich Polle in seiner Schrift „Wie denkt das Volk über die Sprache?" (Leipzig, B. G. Teubner) von einem Öster-

Digitized by Google

reicher, daß er, ein mit Wasser gefülltes Glas in der Hand haltend, zu einem Ungar und einem Italiener sagte: „Wir nennen den Inhalt dieses Glases Wasser, und wir nennen's halt nicht bloß so, sondern es ist auch Wasser." Daß der Ungar ihn vis und der Italiener acqua genannt hatte, daran kehrte er sich nicht. Es war ihm das nur ein Beweis, daß die deutsche Sprache doch die richtigste sei. Wasser muß man doch auch Wasser nennen! so dachte er.

Wie viel Leute noch so oder doch ähnlich denken, soll hier nicht untersucht werden. Wer sich über diesen Standpunkt des „Mannes aus dem Volk" erhoben hat, der hat schon etwas von dem wissenschaftlichen Denken. Aber ganz steht er erst dann auf der Höhe des wissenschaftlichen Denkens, wenn ihm die Wörter, solange sie nicht gedeutet sind, als Rätsel gelten. Und da kann man doch noch sehr viele „Gebildete" treffen, bei denen das nicht der Fall ist und die gar kein Bedürfnis fühlen, sich diese Rätsel deuten zu lassen, die sogar einen Mann der Wissenschaft auszulachen im stande sind, der ihnen mit einer Wortdeutung kommt. Manchem ist es völlig gleichgültig, warum z. B. ein Schiff eben „Schiff" heißt. Erinnert man ihn daran, daß die Griechen es naus nannten, die Römer navis, und daß es bei den Franzosen vaisseau heißt, so lehnt er es ab, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Ihm ist daran nichts rätselhaft, weil ihm das Bedürfnis nach einer Erklärung dieser Thatsache fehlt. Sagt man ihm aber, daß das Wort „Schiff" ursprünglich ein Schöpfgefäß bedeutete, wie auch vaisseau noch in der Grundbedeutung Gefäß, Geschirr üblich sei, so hält ihn vielleicht nur der Hinweis auf das Französische davon ab, den Wortdeuter auszulachen oder wenigstens mißtrauisch anzusehen.

Vor der Wissenschaft im allgemeinen zieht man in unserer Zeit wohl ehrfurchtsvoll den Hut ab. Nur muß sie in gemessener Entfernung bleiben, darf nicht mit ihren Besonderheiten hervortreten. Da kann es kommen, daß sie recht schlecht behandelt wird.

Es gehörte darum Mut dazu, einem Buche, das auf den einzelnen Bogen den Vermerk hat „Kleinpaul, Etym.", das also damit als eine „Etymologie" bezeichnet wird, die Überschrift „Die Rätsel der Sprache" zu geben. Der Vermerk auf den Bogen kennzeichnet es als ein wissenschaftliches Buch. Die Überschrift aber soll jedenfalls andeuten, daß es für einen größeren Leserkreis berechnet ist. Und da sind doch so viele, für die es keine Rätsel der Sprache giebt!

Aber es ist nun einmal die Bestimmung des Menschen, daß ihm rätselhaft werden soll, was ihm bisher völlig klar zu sein schien. Aller Fortschritt im Erkennen beruht darauf. Jeder Schritt, durch den etwas rätselhaft wird, nötigt dazu, einen weiteren Schritt zu thun, der zur Lösung des Rätsels führt. Jede solche Lösung giebt wieder neue Rätsel auf und nötigt zu immer neuen Lösungsversuchen.

Das ist das Los der Wissenschaft, und sie ist redlich bemüht, die „Rätsel des Daseins", wie eine in August Neumanns Verlag (Fr. Lucas) in Leipzig erschienene Schrift überschrieben ist, zu lösen. Auch der „Materialismus", der dort vorzugsweise der Beurteilung unterzogen wird, ist ein solcher Lösungsversuch. Die neuen Rätsel, die er wieder aufgegeben hat, würden sich gewiß lösen lassen, wenn mehr, als es bisher leider geschehen ist, die Bedeutung ins Auge gefaßt würde, die die Sprache für das innere Leben hat. Da muß auch den Männern gar mancher Wissenschaft, die zum Menschlichen in Beziehung steht, die Sprache erst noch zum Rätsel werden, ehe sie dieselbe recht zu würdigen vermögen und aus dieser Würdigung Aufschlüsse über das Wesen des Menschen gewinnen können, deren sie für ihre Wissenschaft bedürfen.

Darum ist das Kleinpaulsche Buch gerade denjenigen Vertretern der Wissenschaft besonders zu empfehlen, die der Sprachwissenschaft bisher fern geblieben sind, insbesondere, wenn sie bisher noch nicht die Überzeugung gebabt haben, daß es, wie Kleinpaul sagt, „außerhalb der Sprache gar keine Begriffe" giebt. Das ist eine Wahrheit, die noch von sehr vielen gänzlich verkannt wird, was der Wissenschaft höchst nachteilig ist.

Es ist aber auch allen denen zu empfehlen, denen die Sprache noch kein Rätsel ist und die sich ihr gegenüber noch in vollster Seelenruhe befinden. Ihnen wird Kleinpaul als ein sehr liebenswürdiger und angenehmer Störenfried erscheinen. Er vergleicht seine Leser mit Gästen einer Mahlzeit, zu der er sie eingeladen hat. Das Buch besteht aus drei Teilen, die vergleicht er drei Gängen. Der erste soll vorbereiten, der zweite soll sättigen und der dritte unterhalten. So wird denn auch ein Studentenausdruck wie „Fidibus" in Betracht gezogen, den weder Studenten noch die heutigen „Philister" bisher haben erklären können.

Kleinpauls Buch ist ganz dazu geeignet, durch die geschichtlichen Einblicke, die es giebt, die hohen Verdienste der neueren Sprachwissenschaft zur Anerkennung zu bringen. Dafür sprechen folgende Ausführungen (S. 238 f.): „Es ist eine sonderbare, aber nichtsdestoweniger unzweifelhafte Thatsache, daß ein heutiger Philolog nicht bloß über die Wörter seiner eigenen Muttersprache, sondern auch über das erste beste lateinische oder griechische Wort besser unterrichtet und dasselbe besser zu deuten im stande ist, als es die alten Griechen

Digitized by Google

und Römer selber waren. Sie, die in so vielen Künsten mustergültig dastehen, sind in der etymologischen Kunst noch rechte Stümper gewesen und können von uns lernen. Ja, man möchte sagen, daß sich eine richtige Anschauung von dem Wesen und Leben der alten Sprachen, um die sich auch das Mittelalter hindurch noch alles drehte, später Bahn gebrochen hat als irgend eine andere Wissenschaft. Vielwisser, wie Scaliger, Salmasius und Leibnitz, sind zwar gewöhnlich auch unverächtliche Wortdeuter gewesen, aber die Gesetze, nach denen die Wortforschung betrieben werden muß, die elementaren Regeln derselben hat man erst in unserem Jahrhundert erkannt und aufgestellt, nachdem zu Beginn desselben einerseits die vergleichende Sprachwissenschaft, andererseits eine Philologie der neueren Sprachen aufgekommen war — bis dahin etymologisierte man darauf los, schonungslos, unbarmherzig, ohne Kritik, ja oft ohne Sinn und Verstand und ohne recht zu wissen, worauf es eigentlich bei einem Vergleiche zweier Sprachen ankommt: wie es heute noch alle machen, die nicht von der Kunst sind."

Es ist hiernach bei allen denen, die „von der Kunst sind", ein großer Umschwung eingetreten. Aber von ihm ahnen sehr viele unter den Gebildeten nicht das Geringste. An ihnen kann man es gleichsam mit Händen greifen, daß „die ganze etymologische Kunst in Mißkredit" gekommen ist (S. 277). Nach ihrer Meinung steht die Sprachwissenschaft noch immer auf dem Standpunkte, den sie durch das beliebte Schlagwort „Alopex — Fuchs" zu kennzeichnen bei jeder Gelegenheit beflissen sind, wo ihnen etwas Derartiges gesagt wird, wie daß cornu und Horn ein und dasselbe Wort sind, nur daß der Laut c in der Form des H vorhanden ist. Und wenn man ihnen hundert derartige Fälle anführte, so würden sie hundertmal spottend „Alopex — Fuchs" ausrufen. Zwar führt die griechische Schulgrammatik von Dr. Ernst Koch vierundfünfzig Fälle auf, wo Wörter, die dem Griechischen und Lateinischen gemeinsam sind, auch im Deutschen vorkommen, nur daß gewisse Laute nach bestimmten, ziemlich ausnahmslosen Gesetzen eine andere Form haben. Aber dieses Buch war jedenfalls noch nicht eingeführt, als jene Leute die Schule besuchten und Lateinisch und Griechisch erlernten. Darum glauben sie noch heute nicht, daß folgende Wörter gemeinsames Sprachgut sind: digitus und Zehe, decem und zehn, cervus und Hirsch, canis und Hund, specio und spähe, tego und decke, lingo und lecke, tendo und dehne, tenuis und dünn, tres und drei, suavis und süß, domare und zähmen, domus und Zimmer, duo und zwei, sella (= sedla) und Sessel, sedeo und sitze, sudor und Schweiß, dens und Zahn, unda und Wasser, plenus und voll, fero und bringe, frater und Bruder, novus und neu, nervus und Schnur. Jedem lateinischen Worte hätte auch ein entsprechendes griechisches zur Seite gestellt werden können.

Wenn angesichts einer solchen Zusammenstellung die Gebildeten, die ihr Griechisch noch nicht aus Koch gelernt haben, ungläubig den Kopf schütteln, so wird man versucht, zu sagen: „Ja freilich, die Unkundigen müssen es besser verstehen als die Männer der Wissenschaft!"

Diese müssen leider noch immer die Folgen von Sünden tragen, die früher begangen worden sind. „Es giebt berüchtigte Etymologen." sagt Kleinpaul (S. 230), und führt die Stufenleiter an, durch die man (wie erzählt wird) von „Alopex" zu „Fuchs" hat gelangen wollen, nämlich: „Lopex, Opex, Pex, Pix, Pax, Fuchs." Er fügt hinzu: „Und bereits die lieben Alten haben etwas in solchem Schund geleistet. Wenn auch nicht alles wörtlich zu nehmen ist, denn wir müssen immer erst zusehen, ob der Wortdeuter nicht etwa bloß einen jener Witze hat machen wollen, die in Etymologicis so sehr an der Tagesordnung sind." Als einen solchen sieht er zwei Ableitungen an, durch welche man die Trunkenheit als eine Pflicht gegen die Götter habe erweisen wollen.

Von den Etymologen vor unserem Jahrhundert aber sagt Kleinpaul, daß sie, wie überhaupt die Gelehrten, „unter dem Bann ganz veralteter Anschauungen standen". „Das Sanskrit war noch nicht in die europäische Wissenschaft eingeführt, und der große Sprachkreis, den man als indogermanisch bezeichnet, noch nicht entdeckt." Man hielt das Hebräische für die Ursprache des Menschengeschlechts, nächstdem kam das Griechische, „denn dicht hinter Homer hatte die Wiege des Menschengeschlechts gestanden," so meinte man, und selbst das Lateinische wurde aus den beiden vermeintlichen „patriarchalischen Sprachen" hergeleitet, z. B. amare, lieben, von hebräisch Em, Mutter.

Wer die große Wandlung, die in diesem Jahrhundert die Sprachwissenschaft erfahren hat, nicht zu würdigen weiß, wer nur die Blößen im Auge hat, die sich früher die Sprachgelehrten gegeben haben, dem kann es freilich nicht an Anlaß fehlen, über sie zu spotten oder doch mitleidig auf sie herabzusehen. Da ist es denn auch leicht, sich geradezu zu dem Satze zu versteigen: „Die Gelehrten — die Verkehrten." Es fehlt wirklich noch, daß man das ganz wohlgemut geradezu von der Sprachwissenschaft ausspräche!

So stehen die Dinge, und unter diesen Um-

Digitized by Google

ständen erhebt Rudolf Kleinpaul seine Stimme. Endlich tritt ein Anwalt der Sprachwissenschaft auf! Er sagt von seinen „Rätseln der Sprache“: „Ich weiß, daß ein Buch wie dieses weder von einem bloßen Liebhaber geschrieben werden kann, noch von einem Gelehrten geschrieben worden ist.“ Er ist in der That nicht bloß „Liebhaber“ auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft, sondern vielmehr ein gediegener Sachkenner, der aus den besten Quellen sein reiches Wissen geschöpft hat. Aber er hat kein Genüge an der bloßen „Fachgelehrsamkeit“; sie zu bereichern, ist nicht sein Streben. Er arbeitet auf ein „höheres philosophisches Wissen“ hin und sagt darum: „Die Zunft mag mich für nicht zünftig genug ansehen.“ Er will nicht „Deutung auf Deutung geben“, auch nicht „alle Wörter erklären“, wie ein Freund von ihm vermutet hatte, sondern für die Worterklärung „nur den Weg bezeichnen, der zur ersprießlichen Lösung eingeschlagen werden muß“, er will „die Methode und das Abc“ der Worterklärung darlegen.

Das Beste dabei aber ist, daß er damit nicht der Wissenschaft zeigen will, wie sie verfahren soll, sondern den Draußenstehenden zeigt, wie die Sprachwissenschaft jetzt verfährt. Es ist darauf abgesehen, Verständnis für das Sprachliche zu wecken und den hohen Wert einer nach richtigen Grundsätzen verfahrenden Wortforschung erkennen zu lassen. Er, der auf „ein höheres, über der Fachgelehrsamkeit stehendes Wissen“ von der Sprache hingearbeitet hat, spricht den für die rechte Würdigung der Sprache und der Sprachwissenschaft ungemein wichtigen Satz aus: „Da außerhalb der Sprache gar keine Begriffe existieren, muß das gesamte Wissen eines Volkes notwendig in den Worten wie in Nüssen enthalten sein.“

„Jedes Wort ist ein Begriff, man weiß nur nicht immer, was für einer eigentlich darinsteckt, das ist eben das Rätsel. Hätte die Sprache nicht durch den Gebrauch an Deutlichkeit verloren, nicht von außen und innen durchgreifende Wandlungen erfahren, so brauchten wir nicht zu raten. Aber so ist jedes Wort ein Rätsel, ein doppeltes und dreifaches Problem — nun, alle Probleme harren ihrer Lösung. Jede gelungene Wortdeutung ist als ein Ödipussieg zu feiern, als ein Meisterstreich, geführt gegen die Sphinx der Sprache.“

Und er ist ein ganz vorzüglicher Anwalt, weil er einerseits eine den Gegenstand vollkommen beherrschende Sachkenntnis besitzt, andererseits als berufener Schriftsteller einer Darstellung mächtig ist, die anzieht, fesselt und überzeugt. Er „waltet“ über der Sprache im echten und ursprünglichen Sinne dieses Wortes, das heißt, er hat Gewalt über sie, und zwar sowohl über die Sprache, von der er redet, als über die Sprache, in der er redet. Übrigens spricht er nicht selten über Dinge, die manche nur von „Ärzten und Ethnographen“ besprochen wissen möchten. Das hatte ein Beurteiler seiner „Sprache ohne Worte“ anstößig gefunden. Mit Bezug darauf bemerkt Kleinpaul: „Schüler und junge Mädchen und Recensentchen, die Lüsternheit wittern, weil sie wahrscheinlich selber lüstern sind, denke ich mir nicht gerade unter meinen Lesern, sondern (S. 374) dreihaarige Jünglinge, die Verstand haben.“

Dr. Karl Schulz.

Litterarische Notizen.

Im dunkelsten Afrika. Von Henry M. Stanley. Deutsch von H. v. Wobeser. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Diesem neuesten, mit vielen Abbildungen und drei kolorierten Karten aufs beste ausgestatteten Werke durfte die civilisierte Welt mit um so größerer Spannung entgegensehen, als der Verfasser — in seiner Eigenschaft als Reporter — alle Hebel der Reklame angesetzt hatte, um es außergewöhnlich sensationell zu machen. Als ob es dessen bedurft hätte, um dem Buche einen großen Leserkreis zu sichern! Stanley, der zu Wasser und zu Lande und unter allen Himmelsstrichen bewährte kühne Reisende, der Auffinder Livingstones, dessen opferfreudiges Suchen nach den Nilquellen er mit mehr Glück fortsetzte, nimmt seit lange unter den ersten Afrikaforschern einen hervorragenden Platz ein. Jeglicher Gefahr spottend, wie durch Wunder immer wieder dem Tode entronnen, hat der Gründer des Kongostaates bereits vor dieser letzten Expedition mehrere der schwierigsten Probleme des äquatorialen Afrikas gelöst und mit sicherer Hand die charakteristischen Grundzüge jener Gegenden gegeben. Und nun hat er nach dieser Richtung hin neue Resultate zu verzeichnen. Auf der Höhe des Mannesalters stehend, blickt er auf ein Leben voll Arbeit und Erfolg zurück, das ihn mit stolzester Befriedigung erfüllen kann. Seine bisherigen Werke, besonders „Durch den dunklen Weltteil“, genügten, um auch dem neuesten Buch, dem überdies Emin Paschas Person erhöhtes Interesse verlieh, die allge-

Digitized by Google

meinste Aufmerksamkeit zu sichern. „Nur was das Publikum erfahren sollte", wollte der Autor niederschreiben, doch läßt sich sehr viel zwischen den Zeilen herauslesen, wodurch man sogleich erkennt, daß der eigentliche Zweck der Emin-Expedition nicht die Errettung des Paschas, sondern die Verwirklichung tief angelegter politischer und kommerzieller Pläne war. Sind erstere nun auch durch die Revolution in Äquatoria und durch Emins widerstrebendes Benehmen gegen seinen „Erretter" gescheitert, so sind letztere doch ausgeführt worden, denn es steht fest, daß der große Forscher für Englands Bestrebungen auf dem afrikanischen Kontinent in folgenschwerer Weise neue Bahnen gebrochen, über deren volle Tragweite die kommenden Tage uns belehren werden.

Hat England Stanleys praktischem Sinn und kaufmännischen Instinkten viel zu verdanken, so verfolgte der „Pfadfinder der Civilisation" doch auch noch seine eigenen Zwecke, indem sein Ehrgeiz ihn antrieb, als Forscher neue Triumphe zu feiern, und die Vermutung liegt nahe, daß der verhängnisvolle Marsch der schwer beladenen Kolonne durch den fürchterlichen Kongo-Urwald nur deshalb gewählt ward, weil diese Route durch unerforschte Gebiete führte. Wie sich Stanleys oft von ihm betonter religiöser Sinn zu diesem unheilvollen Wagnis, das Hunderte von Menschenleben kostete, gestellt hat, wissen wir nicht, immerhin aber ist die Leistung an sich eine gewaltig große und bezeugt die eiserne Energie und das bedeutende Organisationstalent des unternehmenden Mannes. Man beachte z. B. die neue Formierung der jammervollen Reste der moralisch und physisch verkommenen Nachhut, als er sie endlich auffindet, oder die sehr kritische Lage auf dem Plateau am Albertsee, wo die Intriguen der „zu rettenden" Ägypter und der gärende Unmut der von jenen mit Lasten überbürdeten Träger die gesamte Expedition aufs ernstlichste bedrohten. Falls man wirklich den Darstellungen vollen Glauben schenken darf, ist allerdings Stanleys Autorität über die Massen jeder Prüfung gewachsen.

Trotz vieler Wiederholungen und allerlei nutzlosen Beiwerkes zeigt dies neueste Werk besser als seine Vorgänger des Verfassers glänzende Darstellungsgabe. Wahrhaft erschütternd sind Scenen wie die in Banalja, wo lebende Gerippe, von Eiterbeulen bedeckt, an den ersehnten Retter herankrochen und ihm „mit hohler Stimme ihr schreckliches Willkommen, Willkommen auf diesem Kirchhof zuriefen!" — und wiederum der überwältigende Jubel der armen Hungerkolonne, als sie nach fünfmonatlichem namenlosem Elend aus den Todesschatten des unbarmherzigen Waldes in die üppige Fruchtbarkeit des Graslandes eintrat.

Lebendiger die lähmenden Schrecknisse und die mannigfaltige Großartigkeit der Urwildnis des centralafrikanischen Waldgebietes zu schildern, wird nicht leicht möglich sein, aber der Verfasser weiß auch in sinniger Weise der zarten Poesie eines werdenden Kornfeldes gerecht zu werden, oder die kleinen Eigentümlichkeiten seiner Leute, deren Leid und Freude er teilt, in fesselnder Weise zu schildern. Schön, wenn auch vielleicht übertrieben, ist das Bild, welches er uns von den wolkenumhüllten Firnenkronen der Ruwenzori-Berge giebt, die er für das Mondgebirge hält. Die Beweisführung hierzu ist jedoch schwerlich stichhaltig.

Wenn — von wenigen geradezu parteiischen Stimmen abgesehen — in Deutschland die wahren Verdienste des Werkes und seines Verfassers bereitwillig gewürdigt werden, so ist das ein nicht zu unterschätzender Beweis von Gerechtigkeitsliebe, denn wem könnte es entgehen, daß deutsches Wesen im allgemeinen und deutsche Kolonialpolitik im besonderen hier in gehässigster Weise angegriffen werden? Stanley vergiebt uns unser Vorgehen in Afrika nicht, und trotz seiner gegenteiligen Beteuerungen möchte er daßelbe in wirksamster Weise hindern. Aber nicht mit offenem Visier wirft er uns den Fehdehandschuh hin, sondern giftige Pfeile fliegen aus dem Hinterhalt, während das Panier wohlwollender Freundschaft hoch gehalten wird. Diese Taktik sieht man gar zu oft auch da befolgt, wo scheinbar reiches Lob gespendet wird. Den Charakter und die Leistungen Emin Paschas betreffend, müssen wir Stanleys durch seltsame Widersprüche fast verworrene Aussagen darüber mühsam aus vielen vereinzelt eingeschobenen Erörterungen hier und da aus dem Werke zusammensuchen. Sie sollen vielleicht den Eindruck ganz gelegentlicher Bemerkungen machen, aber so wenig die eigentlichen Motive von Stanleys Unternehmen geheim geblieben sind, so wenig übersehen wir auch, wie sehr es ihm darauf ankommt. Emin in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Zwar rühmt er vieles an ihm, aber er wäre doch der letzte, Emins stillem, nach keinerlei Anerkennung haschendem Wesen und Wirken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Diese deutsche Gelehrtennatur, die der seinen, wie er selber sagt, diametral gegenübersteht, ärgert ihn, und zwar um so mehr, als sie ihm, wie er erbittert durchblicken läßt, überall zum Hemmschuh wird. Es fehlt nicht an heftigen Angriffen, so daß der Gesamteindruck dieser merkwürdigen Rettungsgeschichte ein überaus peinlicher ist. Auch steht dieselbe, ehe nicht unser verdienstvoller Landsmann ebenfalls ge-

Digitized by Google

sprochen hat, als eine offene schwer zu lösende Frage da. Übrigens hat sich Stanley wegen der ersichtlich einseitigen Behandlung der Angelegenheit bereits härtesten Tadel zugezogen. Er setzt durchweg sich selbst und seine Errungenschaften geschickt ins hellste Licht, während die Mißerfolge als die Schuld anderer hingestellt werden. Außer Emin sind es einige seiner eigenen Offiziere und Tippu Tib, die ihm als Blitzableiter dienen.

Wenn nun auch das Gewissen des in Lug und Trug ergrauten Sklaven- und Elfenbeinhändlers nicht zarter besaitet sein mag als dasjenige seiner Genossen, die sich noch immer ungestraft zu Bürgengeln der afrikanischen Stämme machen, so wüßte man dennoch gern, was der schlaue Araber seinerseits auf die schweren Anklagen, welche ihn treffen, zu erwidern hat. Ein anderes ungelöstes Problem bildet die unerhörte Geschichte der Nachhut und ihrer von Stanley aufs schärfste angegriffenen Offiziere. Major Barttelot und Jameson können sich nicht mehr rechtfertigen, was aber haben die Überlebenden zu ihrer und ihrer toten Kameraden Ehre zu sagen? — Schon jetzt hat das vorliegende Buch eine ganze Reihe höchst unerquicklicher polemischer Schriften herausgefordert, aber trotzdem, ja gerade deshalb mit, wird es stets zu den vielgelesenen Büchern gehören. Ist doch auch sein reeller wissenschaftlicher Wert gesichert, was auch sonst dagegen zu sagen ist. Zu einem interessanten Beitrag zur Länder- und Völkerkunde Innerafrikas wird es besonders durch die Beschreibung des bislang fast sagenhaft gebliebenen Ruwenzori-Gebirges, des Albert-Edgar-Sees und der dorthin zurückzuführenden Nilquellen, sowie durch die Fülle von Berichten über den bislang ebenfalls unbekannten Kongowald und dessen Bewohner. Aber auch die Leute des offenen Landes schildert uns Stanley mit unermüdlichem Eifer. Die fünf Typen der farbigen Rassen Innerafrikas und die durch deren Verschmelzung entstandenen Abschattierungen sind sein Lieblingsthema. Er beansprucht unser Hauptinteresse für die scheinbar seit 4000 Jahren unverändert gebliebenen Zwergenvölker des Kongowaldes, deren Leben dem ewigen Dämmerlicht angepaßt ist und schattenhaft verfließt; außerdem aber für die mit ihnen im grellsten Gegensatz stehenden Wahuma, dem schönen, hochgewachsenen Hirtenvolk der Weideländer, das sich dunkel seiner asiatischen Abkunft bewußt ist. Es wäre daher dankenswert, wenn der Verfasser durch eine Karte illustrieren möchte, welche Umgestaltung die lange aufeinander folgenden Wanderzüge von Asien nach Afrika während fünfzig Jahrhunderten bewirkt haben, denn nach seiner Aussage fehlte es ihm nur an Zeit, dies zu thun. Zum Schluß sei noch der vielen eingehenden Vermessungen gedacht, die zu machen weder Gefahr, noch Krankheit oder Hungerqualen den rastlos thätigen Forscher hindern konnten.

* * *

Die Verbannten. Ein erzählendes Gedicht von Max Haushofer. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Die neueren epischen Dichter haben den klassischen Mustern bei den Italienern und unserem Wieland oder Ernst Schulze nachgeeifert und uns bereits weit in der Welt umhergeführt, manche seltsame Bekanntschaft vermittelt und wunderbare Begebenheiten miterleben lassen. Der Graf Schack, Paul Heyse, Rudolf Gottschall, Wilhelm Jensen u. a. waren dabei unsere Begleiter, aber Max Haushofer übertrifft sie alle in der Abenteuerlichkeit und Kühnheit seiner Erfindungen, wenn er seinen Helden, den dreißigjährigen Studenten Walter Brand, die Bekanntschaft einer Anzahl von Wesen machen läßt, die als Verbannte auf der Erde leben, ursprünglich aber Bewohner des Planeten Saturn und seines Ringes waren. Dort herrscht nämlich die seltsame Einrichtung, daß die Geschlechter getrennt leben, die Frauen auf dem Kern des Planeten, die Männer auf dem Ringe, der diesen umschwebt. Einmal in hundert Jahren kommen die Männer unter diesen dauerhaften Planetenbewohnern zu den Frauen herüber und vermählen sich mit ihnen, aber der Zufall bestimmt die Wahl und die wahre Liebe ist ein dort unbekanntes und unerlaubtes Ding. Da hat es sich nun ereignet, daß ein junger Mann sich unwiderstehlich in ein Mädchen verliebte und gegen die dortige Weltordnung auf dem Kern des Planeten zurückblieb. Die Folge dieser Übertretung ist Verbannung, wobei dem weiblichen Wesen einige Begleiterinnen auf der Fahrt in das unbekannte Weltall mitgegeben werden. An den schönen Ufern des Bodensees, im Schlosse Seerieden, lernt Walter Brand die Prinzessin Ildeglante und ihre Begleiterinnen kennen, verliebt sich in eine der letzteren, Namens Alrune, und bleibt als Gast einige Zeit auf dem Schlosse. Jede Nacht wird er von einer der „Hexen von Seerieden" auf irgend eine abenteuerliche Fahrt mitgenommen, während die Prinzessin selbst als eine wunderliebliche, hoheitsvolle Erscheinung im Hintergrunde bleibt. Schon die Namen der Hexen, die sämtlich von charakteristischer Schönheit sind, deuten auf ihre Eigentümlichkeit hin: Brunhilde, Sirene, Herodias, Circe u. s. w. heißen sie, und unter ihrem Zauber erlebt der junge Held des Buches höchst merkwürdige Abenteuer. Sein Liebeswerben um Alrune findet keine Erwiderung, und er verläßt in unglücklicher Stimmung das Schloß, um bald

Digitized by Google

darauf im Hochgebirge der Alpen die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, der Osmond Fernher heißt und ihm sein Vertrauen schenkt. So fremdartig die Bewohnerinnen von Seerieden unserem Walter auch erschienen, hatte er doch bis dahin noch keine Ahnung von deren eigentlicher Herkunft. Durch Osmond Fernher, welcher der vom Saturn verbannte Geliebte der Ildeglante ist und der ihm seine höchst wunderbare Reise durch einen Teil des Weltenraumes mitteilt, erfährt er den Zusammenhang und wird dann die Veranlassung zur Vereinigung und Rückkehr der Verbannten. Altrune giebt dem jungen Erdenbewohner beim Abschiede den Kuß des Vergessens, aber ganz kann sie die Sehnsucht in seinem Herzen nicht tilgen, und so erhalten wir am Schlusse des Buches noch eine Reihe schön empfundener Gedichte, welche dieser Stimmung Ausdruck geben. Leider erfahren wir nicht, ob das Schicksal Osmonds und Ildeglantes eine Reform des Ehegesetzes auf dem Saturn veranlaßt hat, denn ohne diese würde ihr Los in der Heimat nicht gebessert sein. Das Gedicht ist reich an poetischen Schönheiten und philosophischen Gedanken, es bietet herrliche Stimmungsbilder und eröffnet geistvolle Perspektiven auf menschliche Zustände der verschiedensten Art, so daß man die Lektüre desselben nur auf das wärmste empfehlen kann. — Im Druck und der Ausstattung hat die Verlagshandlung ihre bereits bekannte eigenartig elegante Manier auch hier angewendet.

* * *

Die Welt der Slaven. Von Fr. v. Hellwald. (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.) — Ein sehr zeitgemäßes Buch, das sicherlich in weitesten Kreisen beachtet zu werden verdient; außerdem bürgt der Name des Verfassers dafür, daß uns keine der üblichen, auf flüchtiger Selbstbeobachtung beruhenden Reiseschilderungen geboten werden. Hellwald hat das vorhandene, überaus reichliche Material mit Vorsicht geprüft, „das Beste behalten", und so ein Werk geschaffen, das dem gebildeten Laien, der sich nicht als Specialforscher auf diesem Gebiete bewegen will, die trefflichsten Dienste leistet. Die ersten sechs Kapitel behandeln Slavenlande und Slavenvölker im allgemeinen; besonders anziehend sind hier die Abschnitte über die slavische Vorzeit und die Charakteristik der drei großen Gruppen der Slavenvölker. Den Rest des Buches, die Kapitel sieben bis fünfzehn, füllen anschauliche Schilderungen aus von den verschiedenen Sitten und Gebräuchen der modernen Slaven, des slavischen Volkes im eigentlichen Sinne. Das Schlußkapitel: Sage und Volksdichtung, ist etwas nüchtern ausgefallen; hier wäre ein Mehr von leicht zugänglichen Beispielen am Platze gewesen. Jedenfalls gewinnt der Leser aus dieser unparteiischen Darstellung die Überzeugung, welche der Eingeweihte längst besitzt, daß der Kern der slavischen Rasse ein durchaus gesunder ist, daß dieses Volk erst anfängt und ebenso wie die anderen Völker berufen ist, seine Rolle auf dem europäischen Geschichtstheater zu spielen — das Wie kann nur die Zukunft beantworten.

* * *

Johannes Mikisch, der größte deutsche Singemeister, und sein Gesangssystem. Von Adolf Kohut. (Leipzig-Reudnitz, Carl Rühle.) — Gesang praktisch Übende können auf das Werkchen aufmerksam gemacht werden; es enthält manchen recht wertvollen Wink, gerade für die Gegenwart, wo die echte Gesangskunst zu schwinden droht. Ob Johannes Mikisch gerade der größte deutsche Singemeister gewesen ist, und nicht vielmehr, etwas bescheidener ausgedrückt, ein großer Gesanglehrer, dessen Name, gleich anderen, mit dem Tode seiner Schüler und Schülerinnen vergessen ist — darüber möge das kommende Jahrhundert entscheiden!

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Empfehlenswerthe Werke für Architekten, Maschinen- und Bau-Ingenieure, und überhaupt Techniker aller Branchen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Köhler, Polychrome Meisterwerke der monumentalen Kunst in Italien. 12 Blatt mit Text. In Prachtband gebunden 250 Mk.

Klasen, Grundrissvorbilder von Gebäuden aller Art. I. Wohn- und Geschäftshäuser. Geb. 24 Mk. — II. Hôtels. Geb. 6 Mk. — III. Schulen. Geb. 18 Mk. — IV. Heilanstalten. Geb. 16 Mk. — V. Markthallen etc. Geb. 10 Mk. — VI. Börsen- und Bankgebäude. Geb. 16 Mk. — VII. Club- und Concerthäuser etc. Geb. 10 Mk. — VIII. Wohlthätigkeitsanstalten. Geb. 4 Mk. — IX. Gebäude für Verwaltungszwecke. Geb. 15 Mk. — X. Gebäude für Kunst und Wissenschaft. Geb. 24 Mk. — XI. Kirchliche Gebäude. 1889. Geb. 28 Mk. — XII. Gebäude für militärische Zwecke. 1890. Geb. 9 Mk. — XIII. Gebäude für Justizzwecke. 1891. Geb. 12 Mk.

Heinzerling, Der Eisenhochbau der Gegenwart. I. Abth. mit Pult- und Satteldächern. 14 Mk. — II. Abth. mit Tonnendächern. 14 Mk. — III. Abth. mit Zelt- und Kuppeldächern. 1889. 18 Mk. — Alles auf einmal bezogen 40 Mk.

— — Die Brücken der Gegenwart. Eiserne Brücken. 1. Heft, 1884, 16 Mk. 2. Heft, 1885, 18 Mk. 3. Heft, 18 Mk. 4. Heft, 14 Mk. 5. Heft, 14 Mk. 6. Heft, 1887, 22 Mk. — Steinerne Brücken. 1. Heft, 10 Mk. 2. Heft, 10 Mk. — Hölzerne Brücken, 10 Mk. — Bewegliche Brücken. 1883. 18 Mk. — Das ganze Werk auf einmal bezogen 120 Mk.

Müller-Breslau, Die Graphische Statik der Bauconstructionen. Band I. 1887. Geb. 17 Mk. Band II: Im Druck.

Peschka, Freie Perspective. Bd. I. 1888. Geb. 16 Mk. Bd. II. 1889. Geb. 16 Mk.

Reye, Geometrie der Lage. 2 Bde. Brosch. 14 Mk. Geb. 16 Mk.

Ritter, Eiserne Dach- und Brücken-Constructionen. Brosch. 9 Mk. Geb. 11 Mk.

— — Lehrbuch der Technischen Mechanik. Brosch. 16 Mk. Geb. 18 Mk.

— — Lehrbuch der Analytischen Mechanik. Brosch. 8 Mk. Geb. 10 Mk.

— — Lehrbuch der Ingenieur-Mechanik. Brosch. 14 Mk. Geb. 16 Mk.

Klasen, Handbuch der Fundirungsmethoden (im Hoch-, Brücken- u. Wasserbau). 18 Mk.

Wolpert, Theorie und Praxis der Ventilation und Heizung. Geb. 22 Mk.

Tecklenburg, Handbuch der Tiefbohrkunde. Bd. I: Die Bohrsysteme. 1886. 8 Mk. Bd. II: Das Spülbohren. 1887. 10 Mk. Bd. III: Das Diamantbohren. 1889. 14 Mk. Bd. IV: Das Seilbohren. 1891. 14 Mk.

Rühlmann, Geschichte der Technischen Mechanik. Geb. 14 Mk.

— — Allgemeine Maschinenlehre. Bd. I: Dampfmaschinen etc. Geb. 17 Mk. — Bd. II: Mühlen, Landwirthschaftliche Maschinen. Geb. 17 Mk. — Bd. III: Locomotiven etc. Geb. 17 Mk. — Bd. IV: Baumaschinen. 1888. Geb. 22 Mk. — Bd. V: Segel- und Dampfschiffe: Im Druck.

Uhland, Handbuch für den Praktischen Maschinen-Constructeur. 1880—1886. In 5 Halbfranzbänden 160 Mk. In 14 Halbleinwandbänden 144 Mk.

Karmarsch-Fischer, Handbuch der Mechanischen Technologie. Bd. I. Allgemeine Technologie. 1888. Geb. 18 Mk. Bd. II, Abth. 1. Bearbeitung der Metalle. 1890. Geb. 12 Mk. Bd. II, Abth. 2. Bearbeitung der Hölzer, des Hornes. 1891. Geb. 5 Mk. Bd. II, Abth. 3. Bearbeitung der Steine, Glas- und Thonwaaren. 1891. Geb. 3 Mk.

Dürre, Bau und Betrieb der Eisenhütten. Bd. I: Die Betriebsmaterialien. Geb. 50 Mk. Bd. II: Die Erzverarbeitung. Geb. 50 Mk. Bd. III: Eisengiesserei, Darstellung des schmiedbaren Eisens. Gleich nach Neujahr beendet.

Schaedler, Technologie der Fette und Oele. Bd. I: des Pflanzen- und Thierreichs. Geb. 28 Mk. Bd. II: der Fossilien. 1887. Geb. 30 Mk.

— — Untersuchungen der Fette und Oele. 1890. Geb. 6 Mk.

Sämmtlich äusserst reich illustrirt.

Fortsetzung überall im Erscheinen oder in Vorbereitung.

13 mal
wöchentlich erscheinend.

Probe-Nummern
gratis und franco.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

mit **Effecten-Verloosungsliste** nebst seinen werthvollen Separat-Beiblättern: Illustr. Witzblatt „ULK", belletr. Sonntagsblatt „**Deutsche Lesehalle**", feuilletonistisches Beiblatt „**Der Zeitgeist**", „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft**".

Durch seinen reichen, alle Gebiete des öffentlichen Lebens umfassenden, gediegenen Inhalt sowie durch **rascheste** und zuverlässige Berichterstattung hat sich das „**Berliner Tageblatt**" die besondere Gunst der

gebildeten Gesellschaftskreise

erworben. Unter Mitarbeiterschaft hervorragender Fachautoritäten auf allen Hauptgebieten, als Theater, Musik, Litteratur, Kunst, Astronomie, Chemie, Technologie und Medizin erscheinen regelmäßig

werthvolle Original-Feuilletons,

welche vom gebildeten Publikum besonders geschätzt werden. Bei dem ausgedehnten Leserkreise in Deutschland und im Auslande ist das „**Berliner Tageblatt**" die am **meisten verbreitete**

große deutsche Zeitung

geworden; das „Berliner Tageblatt" entspricht aber auch **allen Anforderungen**, welche man an eine solche zu stellen berechtigt ist, in vollem Maaße.

Im täglichen Feuilleton erscheinen die **Original-Romane** der hervorragendsten Autoren, so im nächsten Quartal der **neueste** Roman von

Hermann Heiberg: „Drei Schwestern".

Man abonnirt auf das **täglich 2 mal** in einer Abend- und Morgenausgabe erscheinende „**Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung**" nebst seinen 4 Separat-Beiblättern bei **allen Postanstalten des Deutschen Reiches** für alle 5 Blätter zusammen für 5 Mk. 25 Pf. vierteljährlich.

54. Jahrg. Februar 1894. Heft 415.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig

Inhalt.

Seite

Rudolf Elcho: Die schwarze Ruth. Novelle aus dem amerikanischen Bürgerkriege. II. (Schluß) 573

Georg Schweinfurth: Erinnerungen von einer Fahrt nach Sokotra. I. 603

Mit fünf Abbildungen: Ein Trupp Fahhli-Araber aus dem Inneren. — Said-ben-Ali-ben-Sauban. — Ansicht von Matalla. — Gambêh. — Ansicht von Kahhub.

Hedwig Bender: Giordano Bruno, der Märtyrer und Philosoph. Ein Beitrag zu seiner Würdigung 627

Mit einer Abbildung: Standbild des Giordano Bruno-Denkmals in Rom von Ettore Ferrari.

C. W. Rosset: Cambodja. I. 651

Mit acht Abbildungen: Pnom-Penh, Hauptstadt von Cambodja. — Nordwestliches Viertel von Pnom-Penh (Fischerviertel). — Frontansicht des Palastes des Königs von Cambodja in der Hauptstadt Pnom-Penh. — Fischerdörfer am oberen Mehkong. — Junger Moi. (Gebirge von Bin Thuan.) — Moi am oberen Donnoiflusse. — Fesselung eines wild eingefangenen Elefanten durch Laoßianer zum Absägen der Zähne. — Benong-Familie am Webstuhl.

Friedrich Soldan: Der berühmte Zweikampf Kaiser Maximilians I. zu Worms 665

Hermine v. Preuschen: Im Friaul. Novellette 669

Alfred Schober: Erzeugnisse der pflanzlichen Zelle 679

Oskar Bie: Altattische Kunst. I. 684

Mit elf Figuren: Plan der Akropolis. — Heraklieskopf mit Löwenfell von einem Hochreliefgiebel. — Kopf des schlangenbeinigen Typhon von einem Hochreliefgiebel. — Kalbtragender Mann. — Athenische Priesterin, Figur von Antenor. — Athenische Priesterinnen. (Zwei Abbild.) — Athenische Priesterin. Oberteil. — Attischer Porträtkopf, Marmor. — Bärtiger Porträtkopf, Bronze. — Jünglingskopf, Bronze.

Litterarische Mitteilungen:

J. J. David: Adolf Pichler 699

Litterarische Notizen 703

Über deutsche Volksetymologie. Von Karl Gustav Andresen. — Wie denkt das Volk über die Sprache? „Von Friedrich Polle. — Varias unserer Sprache. Von Franz Söhns. — Streifzüge in das Gebiet der deutschen Sprache. Von Georg Wagner. — Deutsche Vornamen. Von Reinold Kapff. — Sprichwörter und Sinnsprüche der Deutschen. Von Oskar Wächter. — Die Erziehung im Sprichwort. Von Albert Wittstock. — Art und Unart in deutschen Bergen. Von Robert Falck. — Das Trinken. Von Hermann Schrader. — Züge deutscher Sitte und Gesinnung. Von Albert Freybe. — Nachklänge altgermanischen Götterglaubens im Leben und im Dichten des deutschen Volkes. Von Ferd. Hoffmann. — Tierorakel und Orakeltiere. Von Ludwig Hopf. — Isländische Volkssagen. Von M. Lehmann-Filhés. — Der Ariadnefaden für das Labyrinth der Edda. Von C. Aug. B. Schierenberg. — Historisches Taschenbuch. Von Maurenbrecher. — Geschichtlich-kritische Feldzüge durch das nordöstliche Westfalen. Von W. Fricke. — Das mittelalterliche Westfalen. Von W. Fricke. — Zusammenstellung einiger Notizen betreffend die (friesischen) Warfen und ihre alten heidnischen Besitzer. Von O. Brackle. — Das oldenburgische Münsterland in seiner geschichtlichen Entwickelung. Von C. L. Niemann. — Bilder aus der älteren deutschen Geschichte. Von Gotthold Klee. — Deutschland vor tausend Jahren. Von L. O. Bröcker. — Eduard Dullers Geschichte des deutschen Volkes. Von William Pierson. — Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Von Berthold Volz. — Geschichte der Stadt Berlin. Von Oskar Schwebel. — Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Von H. T. Finck. — Der Führer durch die Oper des Theaters der Gegenwart. Von Otto Neitzel. — Naturalismus, Nihilismus, Idealismus in der russischen Dichtung. Von Erwin Bauer. — Gespräche und Monologe. Von Adolf Wilbrandt. — Aphorismen. Von M. v. Ebner-Eschenbach. — Fürst Bismarcks deutsche Politik seit Begründung des neuen Reiches. Von A. v. B. — Moltke als Denker. Von A. Kohut. — Vom Nordpol zum Aquator. Von Dr. A. E. Brehm. — Vogelbeeren. Von Karl Pröll. — Harmlose Geschichten. Von J. Schwabe.

Litterarische Neuigkeiten I

Anzeigen III

Das vorliegende Heft enthält eine Beilage von:

Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, betr. „Die christliche Welt“ und „Chronik der christlichen Welt“.

FEB 10 1891
LIBRARY

Die ſchwarze Ruth.

Novelle aus dem amerikaniſchen Bürgerkriege

von

Rudolf Elcho.

II.

Am nächſten Tage erſchien Simon Froſch wieder im Lager und erregte die Verwunderung aller Kameraden. Der mehrwöchentliche Aufenthalt im Hoſpital hatte ihn innerlich und äußerlich verwandelt. Durch den Chirurgen war ſein zerhackter und zerſtochener Körper wieder zuſammengeflickt worden. Außer einem leichten Hinken des rechten Fußes und mehreren Narben erinnerte nichts mehr an die vielen Wunden des Helden wider Willen. Dieſer aber trug die Reliken zur Schau wie der Prieſter die Monſtranz. Ein funkelnagelneuer Anzug, auf dem die Abzeichen ſeines Ranges in gelben Farben prangten, bekleidete die gedrungene Geſtalt des Sergeanten, und in dem erhebenden Gefühl ſeiner neuen Würde und dem Bewußtſein ſeiner großen That ſchritt er mit komiſch wirkender Gravität durchs Lager. Der General empfing ſeinen Retter in der Villa mit der Eröffnung, daß es ſeine Abſicht ſei, Froſch eine möglichſt hohe Staatspenſion zuzuſichern. Er möge darum ein paar Monate als Sergeant Dienſte leiſten, hierauf werde er ihn zum Wachtmeiſter der Leibgarde ernennen und dann als Invalide entlaſſen. Im Genuß eines auskömmlichen Ruhegehaltes könne er für den Reſt ſeines Lebens ſpazieren gehen oder ſich einem bürgerlichen Beruf zuwenden.

Mit dieſer Abſicht des Generals, ſeinen Retter aus der Staatskaſſe zu belohnen, war Froſch vollkommen einverſtanden, weniger angenehm berührte ihn die Mitteilung, daß er dazu auserſehen ſei, die Fouragezüge zu leiten. Auf die Erklärung hin, daß ihm der Hoſpitalarzt für einige Zeit Schonung anempfohlen, wurde er vom General entlaſſen. Der ſtellvertretende Kapitän aber war in Verlegenheit, wie er den neugebackenen Sergeanten verwenden ſollte, und beauftragte ihn, zunächſt den Dienſt der Ordonnanzen zu übernehmen. Da Froſch von dieſem ſo wenig Ahnung hatte wie vom Exer-

Digitized by Google

zierreglement, so suchte er, gleich allen Dummköpfen in der Armee, seine Unwissenheit durch Grobheit und wüstes Geschrei zu bemänteln. Der Zufall war ihm günstig, denn die drei Burschen, mit denen er am ersten Tage den Depeschendienst zu versehen hatte, ließen sich verblüffen, und Frosch schritt mit klirrenden Sporen und rasselndem Säbel in Onkel Toms Behausung auf und nieder. Es beseelte ihn das Hochgefühl eines Generals Bum-Bum, und als sich ein Dutzend Kameraden zum Kartenspiel einfanden, rang sich ein großer Entschluß in seinem Inneren auf. Er erklärte, zwei Flaschen Whisky zu einer Punschbowle herschenken zu wollen, wenn die anwesenden Burschen ein Gleiches thäten. Der Gedanke, daß der wichtigste Abschnitt seines Lebens gefeiert werden müsse, triumphierte über seinen Geiz. Die Festbowle auf gemeinschaftliche Kosten wurde gebraut und am Abend dieses denkwürdigen Tages ausgeschlürft.

Oskar Wild war zur selben Zeit nach einer schweren Dienstleistung ins Lager zurückgekehrt und hatte sich, da er Felix nicht in der Hütte fand, früh schlafen gelegt. Er sah im Traume die schwarze Ruth als Sklavin in Fesseln. Sie streckte flehend die Arme zu ihm auf und rief: Erlöse mich, führe mich zur Freiheit, und ich bin dein — dein für alle Ewigkeit! — Eben wollte er ihre Fesseln lösen und sie mit sehnendem Gefühl an seine Brust ziehen, da verflog der Traum und er vernahm mit wachen Sinnen Ruths Stimme. „Herr Lieutenant! Lieutenant Felix!" rief sie in die Hütte hinein, „bitte, helfen Sie uns!"

„Ruth!" Wild richtete sich von seinem Lager auf. „Sind Sie es, oder träume ich noch immer? Wozu bedürfen Sie der Hilfe? Felix ist nicht hier — er soll mit dem Kapitän in die Stadt gegangen sein. Kann ich etwas für Sie thun? So reden Sie doch!"

Sie stand noch immer auf der Schwelle und hielt die braunen Hände über dem Busen gekreuzt, als wolle sie dessen Wogen verbergen. „Wir sind auf das brutalste mißhandelt worden!" klagte sie, und ihre Stimme klang wie Schluchzen. „Der neue Sergeant betrank sich mit einigen anderen Soldaten und im Rausche belästigte er mich. Als Tom müde vom Felde heimkam, zogen wir uns in den Alkoven zurück und hofften Ruhe zu finden. Plötzlich wurde die Gardine niedergerissen, der Sergeant drang herein, schleifte Tom aus dem Bett, schlug ihn mit der Faust, bedrohte mich, die ich am Fußende des Lagers gesessen, und als ich mich flüchtete, nahm er unter schrecklichen Flüchen Toms Lager ein. Seit einer Stunde stehen wir, Tom nur halb bekleidet, in der kalten Nacht draußen und wagen uns nicht in das Zimmer hinein, weil dort der Lärm fortdauert. Der General schläft bereits und wir wagen es nicht, denselben zu wecken; die Herren Offiziere sind nicht im Lager — ich weiß nicht mehr, wohin ich mich wenden soll!"

„Einen Augenblick! Ich komme!"

Ruth trat von der Schwelle zurück, Wild sprang vom Bett herab, fuhr in die Kleider und erfaßte seinen Revolver. Aus der Hütte heraustretend, nahm er das zitternde Weib bei der Hand und sagte im raschen Fortschreiten: „Warum wandten Sie sich nicht sofort an mich, Ruth? Sagte Ihnen nicht der Instinkt des Weibes, daß ich für Sie jedes Opfer zu bringen bereit bin?"

Es dauerte eine Weile, bevor ihre Antwort leise und stockend über die Lippen kam: „Ich — fürchtete — Ihre Heftigkeit."

„O, ich werde ruhig sein — sehr ruhig," versicherte er mit einem bitteren Lachen, das nichts Gutes verhieß.

Über Ruths Körper flog ein Erschauern, und ihre Hand wurde kalt. Sie umklammerte Wilds Arm und sagte: „Wagen Sie nicht zu viel! Ihre Kameraden sind betrunken und zum Teil bewaffnet. Wenn man Sie tötete! Ach, daß ich gerade Sie finden mußte! Ich ersticke vor Angst und Herzklopfen!"

Er drehte sich jäh um und hielt vor

Digitized by Google

dem Gitter der Villa an. Der volle Mond leuchtete auf Ruths Antlitz nieder, und als er ihre erregten Züge, ihre flehenden Augen sah, ging ein Strom seligen Empfindens durch sein Herz. Sie liebt mich, jubelte es in seinem Inneren, denn sie zittert um mein Leben.

Und mit elastischen Schritten und leuchtenden Augen trat er unter das Fenster, wo Tom, nur mit Hose und Hemd bekleidet, der Rückkehr seines Weibes harrte. „Führen Sie getrost Ruth herein," sagte er im Vorübergehen, „ich bürge Ihnen dafür, daß sich solch ein Skandal nicht wiederholt."

Und er trat mitten in die Schar der halbberauschten Kameraden. Der lange Tetlaff und Schikaneder waren darunter, zwei treu ergebene Genossen seiner Streifzüge. „Wo ist Frosch?" frug er.

„Da drinnen! Er schläft im Bett des Niggers seinen Rausch aus," antwortete einer der Burschen.

„So, und von euch hatte keiner das Herz, diese brutale Bestie von der Mißhandlung eines alten Mannes und einer schwachen Frau abzuhalten? Geht, zum erstenmal im Leben schäme ich mich solcher Kameradschaft!"

Er hatte anscheinend ruhig gesprochen, aber seine Augen funkelten, seinen Mund umflimmerte ein verächtliches Lächeln. Mit raschen Schritten und stolz erhobenem Kopfe schritt er an dem jäh verstummenden Schwarm vorüber zum Alkoven, aus dem ihm heftiges Schnarchen entgegentönte.

Frosch hatte sich wie ein Murmeltier in Toms Bett eingewühlt. Mit eisernen Griffen packte Wild ihn am Halse, schleifte ihn aus dem Bette bis in die Mitte der Wachtstube und rief ihn dann mit einem kräftigen Fußtritt zur Besinnung zurück. Frosch war blau im Gesicht geworden, und es dauerte eine Weile, bevor er den Odem fand, um ein Gebrüll auszustoßen. Als er auf die Füße sprang, sah er sich dem Lauf von Wilds Revolver gegenüber. Entsetzt prallte er zurück und schrie um Hilfe.

„Ruhig, Canaille!" donnerte ihm dieser entgegen. „Heute will ich dein Leben schonen, falls du diesen alten Mann an der Thür um Vergebung bittest! Vorwärts!"

Er packte Frosch bei der Brust, zog ihn zu dem auf der Schwelle stehenden Tom hin und drückte ihn auf die Knie nieder.

Der Neger bat Wild, ihm jede weitere Aufregung zu ersparen, und dieser schleuderte den Sergeanten zur Seite. „Nun aber merk dir eins, du Feigling, und hört es, ihr alle. Tom und sein Weib stehen fortan unter meinem Schutz, und ich werde den Mann, der sie zu kränken wagt, niederschießen wie einen tollen Hund — wer immer er sei und wo immer ich ihn finde. Mein Wort darauf!"

Wild sprach dies Gelöbnis mit so glühender Energie, daß jedes seiner Worte wie ein abgeschnellter Pfeil von seinen Lippen zischte. Es wurde mit einemmal totenstill um ihn her, und als er Tom seinen Arm reichte und denselben zum Alkoven führte, wichen die schnell ernüchterten Burschen scheu zur Seite. An der Schwelle des Alkovens machte Wild Halt und sagte leise: „Gute Nacht! Sie können ruhig schlafen, ich wache über Sie."

Als er zurückkehrte, hatten sich alle Burschen bis auf die Ordonnanzen davongeschlichen. Auch Frosch wagte es nicht, mit seinem Gegner dieselbe Luft zu atmen, und da dieser sich im Sessel niederließ und seine Füße zum Kaminfeuer hinstreckte, so endete die erste Wache des Sergeanten damit, daß er sich in sein Zelt verkroch und bis in den hellen Tag hinein schlief. Er war mit dem rachgierigen Vorsatz eingeschlafen, Wild beim General zu verklagen. Allein am Morgen bestimmten ihn zwei Erwägungen, den Mund zu halten. Zunächst machte er sich klar, daß er den Ruf, ein Held zu sein, verscherze, sobald er sich wegen erlittener Mißhandlungen beklage, und dann legte ihm die Vorsicht den Gedanken nahe, daß Wild dieser ersten Mißhandlung jedenfalls eine zweite folgen lasse,

Digitized by Google

sofern der General den rabiaten Burschen bestrafe, ohne ihn aus Helena zu entfernen.

Frosch schwieg, trotzdem er von den Kameraden um seiner Niederlage willen verhöhnt wurde. Um seinen Heldennimbus war es geschehen, und wie ein knurrender Hund schlich er fortan im Lager umher.

Wild aber berichtete Felix am nächsten Tage den ganzen Vorfall und meinte, er wolle gern die gebührende Strafe erleiden, wenn Tom und Ruth nur von der Belästigung der Kameraden befreit würden. Der junge Lieutenant riet dem Freunde, erst abzuwarten, ob Frosch die Anzeige erstatte, betreffs der Wache wolle er mit dem Adjutanten reden. Auf die Verwendung des letzteren hin wurde Tom eine Stube in der Villa eingeräumt. Es war bei dieser Entschließung des Generals nicht die Humanität entscheidend, sondern der Wunsch seiner Damen, Ruth als Dienerin stets in ihrer Nähe zu haben.

An dem Tage, da die beiden Farbigen in ihr neues Quartier übersiedelten, sprach Maud ihrem Onkel, dem General, den Wunsch aus, mit Oskar Wilds Hilfe ihre Kenntnisse im Klavierspiel wieder aufzufrischen. Papa General fand zuerst diesen Gedanken absurd, allein da er ein noch schwächerer Familienvater als General war und Miß Maud hartnäckig auf ihrem Wunsch bestand, so ließ er Wild rufen und frug, unter welchen Bedingungen derselbe seine Nichte unterrichten wolle. Der junge Mann hatte erwartet, wegen Mißhandlung eines Vorgesetzten zur Rechenschaft gezogen zu werden. Das Anerbieten des Generals, welches einer Bitte gleichkam, überraschte ihn daher angenehm, und er erklärte lächelnd, daß er mehr auf gute Behandlung als auf hohen Lohn sehe. Wolle man ihm die Benutzung des Flügels während der Stunden gestatten, in denen sein Spiel niemand im Hause störe, so sei er gern bereit, Miß Maud zu unterrichten.

Nun that sich der Salon des Generals weit vor ihm auf. Miß Maud stürzte sich mit der den Amerikanerinnen eigenen Energie in die Musik hinein, und Wild erwies sich als ein eifervoller Lehrer. In der zweiten Unterrichtsstunde aber erkannte derselbe schon, daß seine Schülerin mit dem Studium der Musik allerlei Nebenzwecke verbinde. Die jungen Damen langweilten sich, trotzdem die Offiziere der Garnison ihre Erfindungsgabe erschöpften, um denselben allerlei Zerstreuungen zu bieten. Der Spazierritte durchs Lager, der Theeabende in den Quartieren der Regimentscommandeure waren sie müde. Sie bedurften eines Cavaliere servente, der jede ihrer Launen und Wünsche erfüllte, der in all den müßigen Stunden des Tages durch sein Geplauder die Zeit angenehm verkürzte, der sie auf Spazierritten begleitete und sich in Liebessehnsucht um sie verzehrte. Nelly fand in Felix den erwünschten Paladin und trieb ihr kokettes Spiel mit ihm. Maud hatte sich gleich nach ihrer Ankunft Monks Aufmerksamkeiten gefallen lassen, da dieser jedoch eben im Hospital daniederlag, so lenkte sich ihre Aufmerksamkeit auf den Mann, der sie des Anbeters auf einige Wochen beraubt hatte. Und Wilds kühne Entschlossenheit wirkte auf sie so anziehend wie seine männlich schöne, ritterliche Erscheinung. Wahrlich, es verlohnte schon der Mühe, diesen Mann an sich zu fesseln, er war wie kein anderer dazu geeignet, ihr Leben um eine schöne Erinnerung, um einen leicht errungenen Sieg zu bereichern.

Die stolze Maud neigte den schönen Kopf, den sie sonst so hoch zu tragen pflegte, und fing mit dem Musiklehrer zu tändeln an. Sie gab demselben beim Unterricht Gelegenheit, ihre schlanken, wohlgegliederten Hände zu berühren; sie erkundigte sich nach seiner Vergangenheit, und wenn er von seinen abenteuerlichen Fahrten sprach, zeigten ihre grauen Augen einen erhöhten Glanz. Befand sich nach Ablauf der Musikstunde Felix in der Villa, so luden die Damen Wild zu Spielen oder zur Teilnahme an den Promenaden ein und forderten dabei wiederholt

Digitized by Google

seine Galanterie heraus. Er aber stand Maud zu kühl gegenüber, als daß ihr kokettes Spiel ihn hätte täuschen können. Ihre Schmetterlingsnatur zog ihn so wenig an wie ihre Schönheit. Er merkte es bald, daß sie auf der Jagd war nach sensationellen Erlebnissen und daß all ihre Handlungen der Selbstsucht und Eitelkeit, nicht den Regungen eines warm fühlenden Herzens entsprangen. Was er aber im Weibe suchte, war die einfache Größe einer unverbildeten Natur, war das starke, leidenschaftliche Empfinden eines reinen Herzens, nicht die Zierlichkeit und Beweglichkeit eines überfeinerten Geistes. Und zum erstenmal, da Maud sich nach ihrer Ansicht herabließ, einen tief unter ihr stehenden Mann durch ihre Gunst zu beglücken, verfingen ihre Künste nicht. Das verwundete ihren Stolz und spornte sie zu dem Entschlusse an, den spröden Deutschen zu einem Prüfstein ihrer Anziehungskraft zu machen. Es kam ihr der naheliegende Gedanke, daß Wilds Zurückhaltung vielleicht auf intime Beziehungen zu einer anderen Frau zurückzuführen sei, und sie forschte Felix geschickt aus, in wessen Gesellschaft sein Freund die freien Abendstunden verbringe. Zu ihrer Verwunderung erfuhr sie, daß der sonderbare Mensch fast jeden Abend in Onkel Toms Stube zu finden sei und daß er, um den alten Neger zu schützen, sein Leben gewagt habe.

Ein feines Lächeln spielte um Mauds dünne Lippen. Dieser Nigger hat eine Frau, sagte sie sich. Sollte Ruth —? Zum erstenmal frug sie sich, ob jenes Weib, in dem sie bisher nichts als die ergebene Sklavin gesehen hatte, der Beachtung eines Mannes würdig sei. Als Ruth am Mittag bei Tische aufwartete, betrachtete Maud dieselbe aufmerksam, und bei leidenschaftsloser Prüfung sagte sie sich, daß die Schönheit der blühenden Formen, der pittoreske Reiz der Hautfarbe und des üppigen, in feinen Löckchen und welligen Strähnen zum Hals hinabflutenden Haares, sowie eine feierliche Würde der Haltung und Bewegung dieses Weibes recht gut einen Bann auf Wilds Phantasie ausüben könnten. Der Abenteurer, welcher als gemeiner Soldat im Heere diente, brauchte keine Rücksicht zu nehmen auf die Rasse und niedrige Lebensstellung seiner Geliebten.

Die Nichte des Generals blieb bei diesen Erwägungen nicht stehen, sie wollte wissen, wie weit die vertraulichen Beziehungen zwischen Wild und Ruth gediehen seien. Eines Abends trat sie, unter dem Vorwande, einer schnellen Dienstleistung Ruths zu bedürfen, in das Stübchen derselben ein und befahl ihr, einen abgerissenen Besatz ihres Ballkleides anzuheften. Die Gruppe, welche sie mit eifersüchtigen Blicken umfaßte, überraschte sie so sehr, daß ihr die Anrede fast in der Kehle stecken blieb. Onkel Tom saß im Sessel vor dem Kaminfeuer und seine schwarze breite Hand streichelte den Kopf Ruths. Diese kauerte zu Toms Füßen und lehnte die Wange gegen dessen Knie. Bei der Lampe saß Wild und las den beiden mit geröteten Wangen aus einem Buche vor.

„Ich bedaure, eine so intime häusliche Scene gestört zu haben," sagte Maud mit einem leisen Anklang von Ironie, während Ruth vor ihr niederkniete und den Besatz annähte. „Darf ich fragen, Mr. Wild, durch welche Geisteswerke Sie ein so auserlesenes Auditorium erbauen?"

„Ich lese die biblische Legende ‚Joseph und seine Brüder'."

„Ach, ich gestehe, daß mich diese Wahl in Erstaunen setzt!" Das Lachen, welches diese Worte begleitete, klang schrill und höhnisch.

Wild sah sie groß und fragend an. „Ich kenne kaum eine andere Legende, die so reich an poetischem Gehalt, so schlicht und naiv vorgetragen und doch so tiefsinnig ist wie diese."

„Ei, nichts lag mir ferner als eine Bibelkritik!" entgegnete sie in spitzem Tone; „aber in dem Umstand, daß Josephs Tugend von einer Potiphar auf die Probe gestellt wird, liegt im Grunde eine ernste Warnung für alle Ehemänner."

Digitized by Google

Wild sah die Sprecherin mit einem Blicke an, der dieser die Schamröte ins Gesicht trieb, und erwiderte: „Bevor wir unsere Lektüre unterbrachen, befand sich niemand in diesem Raume, dem man die Instinkte einer Potiphar hätte zutrauen dürfen."

Maud verließ hastig das Zimmer, und die Schleppe ihrer Seidenrobe schlürfte und knisterte hinter ihr her, daß die Zurückbleibenden das Zischeln einer Schlange zu hören vermeinten. Die erlittene Demütigung gärte in Mauds Seele wie ein Tropfen Gift, allein sie war klug und stolz genug, ihren Groll zu verbergen. Als Wild am nächsten Morgen zaghaft den Salon betrat, empfing ihn seine Schülerin mit freundlichem Lächeln, und während der Unterrichtsstunden wußte sie dem jungen Lehrer den Glauben beizubringen, daß sie den Stachel seiner Entgegnung gar nicht empfunden habe.

Es war um die Mittagszeit, als Wild die Villa verließ. Er trat an den Bergrand, um einen Blick auf die Insel zu werfen, wo sein Rapphengst mit anderen Pferden weidete. Er sah das kraftstrotzende Tier an der Spitze der Herde mit wehender Mähne und Schweif über den grünen Plan jagen. „Genieße deine Freiheit, Emir," rief er lachend ins Thal hinab und fuhr mit der Hand durch die Luft, als wolle er dem Gefährten seiner Streifzüge einen Gruß senden.

Der Ruf fand ein leises Echo. Wild schien es, als spreche jemand hinter seinem Rücken das Wort Freiheit seufzend nach. Rasch den Kopf wendend, erblickte er Ruth. Sie trug einen Korb in der Hand und wandte sich dem Thale zu.

„Wohin gehen Sie?" frug er die junge Frau und trat an ihre Seite.

„Nach den Baumwollfeldern dort unterhalb des Lagers. Tom schüttet mit anderen Arbeitern am Stromufer die Dämme auf, da wir bald Hochwasser zu erwarten haben. Ich trage ihm seine Mahlzeit zu."

Verlegenheit malte sich in Ruths Zügen; aber langsam den Kopf neigend, setzte sie ihren Weg fort.

„Mir scheint, Sie wollen meine Begleitung dulden, aber sie macht Ihnen keine Freude," bemerkte er lächelnd, und sie antwortete mit niedergeschlagenen Augen: „Ich könnte mich Ihrer Begleitung nur freuen, wenn wir von keinem Menschen gesehen würden, aber ich gedachte den kürzesten Weg durch die Stadt zu nehmen, und da —"

„Nun, da sieht man zwei Menschen nebeneinander gehen, die ein Stündchen miteinander verplaudern wollen."

„Den Leuten, welche uns begegnen, erscheint dies Zusammengehen weniger harmlos. Ich trage die Farbe einer verachteten Rasse und bin die Frau eines Sklaven. Wenn ein Weißer aber in diesen Staaten sich herabläßt, mit einer Farbigen öffentlich in freundlichem Gespräche einherzugehen, so setzt man verwerfliche Absichten bei ihm voraus. Die Union kann die Schwarzen von der Knechtschaft befreien, aber nicht von jenem Fluch, der im Vorurteil liegt. Es giebt keine Gemeinschaft zwischen Schwarzen und Weißen, zwischen Freien und Sklaven in diesen Landen, und Ihre Begleitung — verzeihen Sie, daß ich es offen gestehe — wird einen Schatten werfen auf meine und Toms Ehre. Ich bin Ihnen so sehr zum Danke verpflichtet, daß ich Ihrem Wunsche nicht zu widersprechen wage, aber da die Ehre das einzige Gut des Unterdrückten ist, so —"

„So soll dieser Kelch an Ihnen vorübergehen, Ruth."

„Sie zürnen mir nicht?"

„Wie sollte ich! Wenn etwas mir in diesen Tagen Kummer bereiten könnte, so wäre es die Erkenntnis, zwei so brave Menschen wie Sie und Tom geschädigt zu haben."

„Sie sind gut und hochherzig!" versetzte sie und streckte, einer dankbaren Aufwallung nachgebend, dem Soldaten ihre Hand entgegen. Dabei leuchteten ihre dunklen Augen wie zwei Sterne.

„Wenn Sie vom Stromufer heimkehren," entgegnete Wild, „könnten Sie vielleicht Ihren Weg beim Hospital vor-

Digitized by Google

über nehmen und zur Berghöhe hinaufsteigen. Auf dem Pfad am Berggelände hin begegnet uns niemand, und ich möchte einige Fragen an Sie richten. Darf ich?"

Sie nickte und schritt hastig den Berg hinunter.

Als sich beide eine Stunde später auf der Anhöhe jenseit des Flüßchens begegneten, hatte Wild am Waldrande die ersten Veilchen und Schneeglöckchen gepflückt und mit den grünen Blättern des Ephens zu einem Sträußchen verbunden, das er lächelnd der zur Höhe heraufschreitenden Ruth darbot. Sie lächelte und ihre weißen wohlgeformten Zähne schimmerten zwischen den kirschroten Lippen wie taufrische Perlen hervor. Dann sog sie den Duft der Frühlingsblumen ein. Es ging ein Schimmer inniger Freude über ihr dunkles Gesicht und sie sagte leise einige Worte des Dankes.

„Dies Geschenk wenigstens dürfen Sie von mir annehmen," bemerkte er scherzend, und sie antwortete mit einem freudigen Ja und setzte hinzu, daß Blumenduft ihr mehr Vergnügen bereite als das Gefunkel kostbarer Juwelen. „Und was wollten Sie mich fragen?" fuhr sie in heiterem Tone fort und befestigte das Sträußchen vor der Brust.

„O, gar manches! Und da Sie von Ihrem weiten Gange ermüdet sein werden, so bitte ich Sie, hier am Wegrand, auf der umgestürzten Eiche mit mir Platz zu nehmen."

Er deutete auf einen entwurzelten Baumstamm, den eine dichte Cypressengruppe beschattete. Ruth nahm schüchtern an seiner Seite Platz und schaute auf das tiefgelegene Stromthal. Noch war der Monat Februar nicht ganz zu Ende, und doch strahlte die Sonne so warm, die Luft war so lind und würzig wie im Mai. Ruth faltete die Hände im Schoß, und es wurde ihr so seltsam feierlich, so hoffnungsfreudig ums Herz, als sei ein hoher Festtag angebrochen. Als Oskar Wild jetzt sprach, hatte sie das Gefühl, als vernehme sie aus weiter Ferne sanftönendes Glockengeläute.

Und der kühne Bursche an ihrer Seite sprach zum erstenmal seit langer Zeit schüchtern und zaghaft. „Was ich Sie fragen wollte, Ruth, ist dies: Es liegt ein seltsamer Widerspruch zwischen Ihrer Stellung und Ihrer Bildung. Auch Ihre Ehe ist mir ein Rätsel ... Bitte, halten Sie mich nicht für neugierig ... Ich nehme herzlichen Anteil an Ihrem und Toms Geschick und sehe, daß Sie durch den Krieg in eine bedrängte und gefahrdrohende Lage geraten sind. Vielleicht kann ich etwas thun, um Sie aus der Klemme zu befreien. Sie haben hoffentlich die Überzeugung gewonnen, daß Sie mir vertrauen dürfen — ganz vertrauen — wie einem Freunde ..."

Das Wort erstickte ihm in der Kehle, denn Ruth saß neben ihm stumm und starr wie eine Norne und blickte auf die gleißende Stromfläche in der Tiefe. Nach einer Weile erst regte sie sich, und ihre sonore Stimme klang weich und melodisch. „Ich hatte bisher nur einen Freund," sagte sie, „ihm vertraute ich alle Leiden, Gedanken und Wünsche von Kindheit auf — das war Tom. Aber ich glaube, daß ich an ihm keinen Verrat begehe, wenn ich Sie über meine Vergangenheit aufkläre. Tom selbst würde jede Ihrer Fragen beantworten, denn er schätzt Sie hoch, und seit dem Abend, da Sie uns so heldenmütig beschützten, betet er allabendlich für Ihr Wohlergehen."

Ein Gefühl der Rührung ging durch Wilds Herz. In scherzhaftem Tone, aber mit zuckenden Lippen warf er die Frage ein: „Und was thun Sie für mich, Ruth?"

„Sie fragen zu viel auf einmal," entgegnete sie mit einer anmutigen Kopfbewegung, „bleiben wir bei der Vergangenheit. Ich bin als Tochter einer armen Sklavin in Alabama geboren. Mein Vater besaß eine der schönsten Plantagen des Staates und etwa vierhundert Sklaven, zu denen auch Tom gehörte. Tom liebte meine Mutter, und dadurch, daß er diese von seinem Herrn zum Weib begehrte, lenkte er dessen Blicke auf die

Digitized by Google

jugendliche Schwarze. Der Sklavenhalter, welcher kein anderes Gesetz kannte als sein Vergnügen, war brutal genug, Tom die Geliebte zu entreißen. Er nahm sie als Dienerin ins Herrenhaus, und dort wurde ich geboren. Ich war keineswegs das einzige Sklavenkind, das seine Abstammung von dem weißen Gebieter herleiten durfte, allein ich war das einzige, dem derselbe — soweit dies sein launenhafter Charakter zuließ — ein tieferes Interesse bewies. Er ließ mich mit seinen ehelichen Kindern erziehen und behielt auch meine Mutter mehrere Jahre nach meiner Geburt in seinem Hause. Die rechtmäßige Gattin meines Vaters, welche wir ‚die Lady' nannten, war eine Frau von hochmütigem Charakter, die mich und meine Mutter aufs tiefste haßte. Zu feig, um meinem Vater zu opponieren, der uns in diese unwürdige und beklagenswerte Lage gebracht hatte, suchte sie uns zu demütigen und zu mißhandeln, sobald sich eine Gelegenheit dazu bot. Als die Reize meiner Mutter verblüht waren, setzte die Lady es durch, daß sie ins Sklavenelend zurückgestoßen wurde. Mich aber konnte sie nicht verdrängen, und ich fühlte mich, als ich zwölf Jahre zählte, berufen, meine Mutter an ihren Widersachern zu rächen. Der Kampf um die Gunst des Herrn hatte früh meine Sinne geschärft, ich war zudem glücklicher beanlagt als meine weißen Halbgeschwister und überholte dieselben bald in der Musik, in allen Zweigen des Wissens, in den körperlichen Übungen und der Kunst, mich geschmackvoll zu kleiden. Da ich nun zu alledem auch noch Schmiegsamkeit genug besaß, mich in die Launen meines Vaters zu schicken, so wurde ich allmählich dessen Liebling und hatte die Genugtuung, denselben wiederholt auf Reisen nach der Havana, New-Orleans und New-York begleiten zu dürfen und den legitimen Kindern als Muster vorgestellt zu werden. Diese Bevorzugung hatte selbstverständlich erbitterte Kämpfe mit der Lady zur Folge, und bei dem wetterwendischen Sinn meines Vaters konnte es nicht ausbleiben, daß ich tiefe Kränkungen erlitt. In solch trüben Stunden fand ich Trost bei meiner Mutter; sie war eine unwissende, aber warm empfindende Frau, die mich leidenschaftlich liebte. In ihren Armen überkam mich ein Gefühl des Friedens, das ich in dem herrlich eingerichteten Herrenhaus vergebens ersehnt hatte. Kaum war ich sechzehn Jahre alt, da brachte mich mein Vater in einem Musikinstitut Philadelphias unter. Dort studierte ich ein halbes Jahr lang fleißig unter lieben Menschen Musik. Als ich während der Ferien in die Heimat zurückkehrte, war dort eine Epidemie ausgebrochen, und mein Vater wurde ein Opfer derselben. Nie vergesse ich dessen Todesstunde. Mitten in heftigen Krämpfen hatte er nach einem Notar gerufen mit der Bemerkung, er müsse seinem Testament eine Klausel beifügen. Dabei sah er mich voll Angst und Qual an, und als ich mich mitleidsvoll zu ihm niederbeugte, flüsterte er mir ins Ohr: ‚Habe ein schreckliches Versäumnis gut zu machen — an dir, mein Liebling!' Aber sein zorniges Schreien nach einem Notar traf taube Ohren. Plötzlich lähmte der Tod seine Zunge. Als die Lady und deren beide Söhne die Gewißheit hatten, daß der Herr des Hauses sich nicht mehr vom Sterbelager erheben könne, da enthüllten sie mir plötzlich, worin die schreckliche Versäumnis meines Vaters bestand. Der Mann, welcher mich als sein liebstes Kind behandelte, hatte es versäumt, mir die Freiheit zu schenken. Als das Kind einer Sklavin war ich selber vor dem Gesetze Sklavin und der Willkür der Erben meines Vaters preisgegeben. Und diese hatten nur den letzten Atemzug des Sterbenden abgewartet, um ihrem langverhaltenen Rachegefühl Luft zu machen. Unter den weit aufgerissenen verglasten Augen des Toten rissen Sie mich, die Weinende, von der Leiche fort, schlugen mich mit Fäusten, rissen mir die Kleider vom Leibe und jagten mich halbnackt unter Peitschenhieben durchs Negerdorf bis zur

Digitized by Google

Hütte meiner Mutter. Auch diese wurde blutig dafür gepeitscht, daß der Entschlafene einst in brutaler Ausübung seines Herrenrechts ihr kurzes Jugendglück zertreten hatte. Ich wurde mit meiner Mutter in die Hütte gesperrt, und die grausamsten Mißhandlungen erneuerten sich täglich. Die Unmenschen hätten uns beide zu Tode gemartert, wäre nicht am dritten Tage mit der Testamentseröffnung auch die Besitzergreifung der Plantage durch die Gläubiger des Erblassers erfolgt. Mein Vater hatte wild gelebt und schlecht gewirtschaftet, seine großartige Besitzung kam unter den Hammer, seine Sklaven wurden nach New-Orleans gesandt, auf dessen Sklavenmarkt man derzeit die höchsten Preise für menschliche Ware erzielte. Und so stand ich eines Morgens in Lumpen hinter einem Gitter der Auktionshalle von New-Orleans zwischen der Mutter und Tom und mußte den Becher bitterer Demütigungen bis zur Hefe leeren. Bis ich unter den Hammer kam, erduldete ich Unbeschreibliches. Die unnatürlichen Brüder hatten mit ihren Peitschenhieben meinen Körper zerfleischt, hier aber streckte man meine Seele auf die Folterbank, und als ich jenem Bevollmächtigten aus Alabama zugeschlagen wurde, der uns zum Markt gebracht hatte, kam es mir vor, als trüge ich auf der Stirn ein unverlöschliches Brandmal, als sei ich zum Tier herabgesunken. Und nicht höher als ein Tier war ich geschätzt worden, denn die erlittenen Mißhandlungen hatten mein Gesicht und meinen Körper verunstaltet. Als ich in dumpfer Verzweiflung zu meinem neuen Herrn hinwankte, drückte dieser mir ein Papier in die Hand und sagte in mitleidigem Tone: ‚Verwahre den Schein gut, armes Kind, er versichert dich deiner Freiheit.‘

Ich starrte ihn verständnislos an und glaubte, er wolle meinem tiefen Elend noch den Hohn hinzufügen, allein er gab mir eine Erklärung, die mich von der tiefsten Menschenverachtung zur höchsten Bewunderung einfacher Seelengröße hinüberleitete. Kein anderer als Tom hatte mich losgekauft und zwar um den Preis seiner eigenen Freiheit. Mein Vater hatte diesem Manne, welcher lange Zeit die Plantagenarbeiten leitete, im Laufe der letzten Jahre eine Art von Vertrauensstellung eingeräumt und ihn mit dem Verkauf der Baumwolle und der Beschaffung von Anleihen beauftragt. Da Tom diese Geschäfte mit großem Geschick erledigte, so zahlte ihm mein Vater eine Art von Maklergebühr. Tom sparte das erworbene Geld in der Absicht, sich einst selber loszukaufen. Und nun, da sich die Gelegenheit dazu bot, opferte er ohne Zaudern seine Ersparnisse, um mir die Freiheit zu geben. Als ich ihm unter Thränen die Hand drückte und ihn frug, warum er nicht lieber meiner armen Mutter die Freiheit erkauft, schloß dieser mich in ihre Arme und flüsterte mir ins Ohr: ‚Weil ich ihn heute nacht auf den Knien angefleht habe, mich preiszugeben und dich zu retten. Ich bin krank und werde bald von der Last des Lebens erlöst werden; ich fühle es. Die letzten Mißhandlungen haben meine Kraft gebrochen. Vor dir, mein teures Kind, aber liegt ein langes Leben, das sollst du in der Freiheit verbringen. Ich bin im Sklavenelend aufgewachsen, und gäbe man mir die Freiheit, so würde ich vermutlich dem Vogel gleichen, der, in der Gefangenschaft geboren, mit einemmal dem Käfig entflattert. Du aber hast unter Freien gelebt, du kennst die Welt, den Reichtum, das Glück — dich hat man in einen Abgrund hinabgestoßen, in dem du vor Sehnsucht und Kummer verschmachten müßtest. Wende dich ab von mir und folge Tom — er wird dich schützen um meinetwillen. Und vergelte du ihm ein wenig all die Opfer, die er mir und dir gebracht hat.‘

Das war das Vermächtnis meiner Mutter. In der nächsten Viertelstunde riß ein Sklavenhändler aus Galveston sie aus meinen Armen. Mich überwältigte der Jammer und ich brach ohnmächtig zusammen. Als ich wieder zu mir kam, stand Tom mit einem Fremden vor mir und sagte: ‚Du hast Vater und Mut-

Digitized by Google

ter verloren, Ruth, willst du mir nach Helena folgen? Dies ist mein neuer Herr, dem ich ein treuer Diener sein werde. Er hat mir gestattet, dich mit mir zu nehmen.'

Ich folgte Tom wie der Verdammte dem Erlöser, und da die Verhältnisse nur ein inniges Zusammenleben mit ihm gestatteten, so wurde ich sein Weib. Er zählte damals zweiundfünfzig Jahre, ich noch nicht ganz siebzehn. Fünf Jahre lebe ich jetzt an seiner Seite, und er gab mir das, was ich niemals zu erlangen hoffte — Frieden. Als ich mit ihm den Mississippi hinauf-, unserem neuen Bestimmungsort entgegenfuhr, war meine Seele voll der wildesten Rachegedanken und mein Mund floß über davon. Er aber sprach in seiner milden liebevollen Weise zu mir und brachte mich zur Einsicht, daß ich den Dämon des Hasses in meiner Seele überwinden müsse. Er bewies mir, daß er schwerer gelitten habe als ich und daß er die besten Jahre seines Lebens an gärende Rachegedanken verloren habe. Er lenkte meine Blicke auf den göttlichen Dulder von Golgatha, der zur Versöhnung in die Welt gekommen.

Und ich überwand mich selbst. Als ich vor drei Jahren die Früchte meiner Arbeit darauf verwandte, meine Mutter in Galveston zu suchen, schritt ich in New-Orleans an einem zerlumpten und berauschten Manne vorüber, in dem ich den ältesten meiner Halbbrüder erkannte, denselben, der mich auf das grausamste mißhandelt hatte. Ich hörte, daß er mit seiner Mutter und seinen Geschwistern ein schmachvolles Dasein führe, und frohlockte nicht, sondern empfand Mitleid."

„Und haben Sie die Spur Ihrer Mutter wiedergefunden?" warf Wild ein.

„Nein. Der Händler aus Galveston hatte sie gleich bei der Landung weiter verkauft an einen Pflanzer, der sie ins Innere des Landes führte — weit fort. Dort wird die Ärmste gestorben sein wie das Tier am Wege. Und der Schmerz um diese edle Frau, die sich in der tiefsten Niedrigkeit den Opfermut eines großen Herzens bewahrt hatte, macht meine Seele einer zersprungenen Glocke gleich. Bei dem Gedanken an der Mutter Leiden möchte ich aufschreien vor Weh. Ich komme mir klein und erbärmlich vor, weil ich ihr Opfer angenommen, und meine des Nachts beim Sausen des Windes ihre klagende Stimme zu hören. O, was mag sie um meinetwillen gelitten haben!"

Ruth verstummte. Die innere Bewegung hatte ihr Thränen in die Augen getrieben. Wild, der jeder äußeren Gefahr kühn die Stirn zu bieten gewohnt war, fühlte ein Grauen vor der zermalmenden Gewalt des Schicksals. Voll Mitleid, aber im Gefühl der Ohnmacht und Ratlosigkeit, streichelte er Ruths braune Hand und sagte: „Nicht rückwärts schauen, Ruth, sondern vorwärts! Das Unabänderliche muß man zu vergessen suchen und sich aufrichten. Für die farbige Rasse dämmert der Morgen einer neuen Zeit herauf. Der Kongreß in Washington hat die Emancipation der Sklaven gesetzlich vollzogen. Dieser Krieg kann nur mit dem Sieg der Nordstaaten enden, und dann wird es in der großen Republik keinen der Freiheit beraubten Menschen mehr geben."

„Aber wann wird der Rassenhaß schwinden?" fragte sie in trübem Tone. „Unsere Befreier zeigen uns die gleiche Verachtung wie die Unterdrücker. Tom hatte sich hier eine völlig behagliche Existenz geschaffen. Sein Herr, ein kühler, aber einsichtsvoller und rechtlich denkender Advokat, welcher großen Landbesitz erworben hatte, erkannte sehr bald, daß er an Tom einen ausgezeichneten Güterverwalter gewonnen habe, dem er die Anlegung von Baumwollpflanzungen, die Erwerbung neuer Arbeitskräfte und den Verkauf der Produkte ruhig übertragen könne. So gewährte er dem erfahrenen Mann einen außergewöhnlichen Grad von Selbständigkeit, eine nette Wohnung und alle Lebensbedürfnisse; ja, er zahlte ihm sogar bei günstigen Jahresabschlüssen eine nicht

Digitized by Google

unerhebliche Prämie. Die Familie des Herrn begegnete mir mit Freundlichkeit, und da ich in dem gewonnenen Asyl still und zurückgezogen lebte, so empfand ich den Fluch der Sklaverei sehr wenig. Der Bürgerkrieg hat uns die Freiheit gebracht, dafür aber unser friedliches Asyl zerstört."

„Und fühlten Sie sich als Weib glücklich an Toms Seite?" Die Frage kam schüchtern und zaghaft von Wilds Lippen, und nachdem er sie gestellt, erschien sie ihm frevelhaft und vermessen, denn Ruth schaute ihn mit den dunklen Augen so durchdringend an, als lese sie den Gedanken auf dem Grund seiner Seele.

„Ich kenne keinen Menschen, der meiner Verehrung würdiger wäre als Tom," versetzte sie in herbem Tone; dann fügte sie nach einer Weile leise hinzu: „und ich liebe ihn, wie — wie man einen Vater liebt. O, Sie ahnen nicht, welch einen Schatz von Erfahrungen, wie viel edle Gefühle und Regungen dieser einfache Mann mir offenbart hat. Als junges Ding setzte mich der Anblick einer schönen Tropenlandschaft oder eines erhabenen Kunstwerks in Ekstase, jetzt weiß ich, daß nichts auf der weiten Welt der Verehrung würdiger ist als die Seele eines warm empfindenden, edel gearteten Menschen. Der Umgang mit einem solchen läutert und erhebt unsere eigene Natur."

„Das hab ich an mir selber erfahren," versetzte der junge Mann an ihrer Seite. „Vor Toms Menschenwürde und Herzensreinheit schämte ich mich meiner Jugendthorheiten und schlimmen Verirrungen. Ich mußte mir sagen: diesem armen Schwarzen hat das Schicksal an Gütern nichts gegeben, vielmehr die Last der Sklaverei auf seine Schultern geladen, und trotzdem rang er sich auf zur Charaktergröße. Dir aber ist durch glückliche Lebensverhältnisse die gleichmäßige Ausbildung des Körpers und Geistes zu teil geworden, du hast die Freiheit als herrliches Geschenk empfangen, und was ist aus dir geworden?"

Bei dieser Selbstanklage Wilds ging ein glückliches Lächeln über Ruths Gesicht. „Sie sind jung und leben mit rauhen verwilderten Gefährten im Kriege," sagte sie entschuldigend.

„Diese verwilderten Gefährten aber sind weniger schuldig als ich; sie können Unkenntnis der Moralgesetze vorschützen, ich nicht. Meine Jugend verbrachte ich in einer höheren Bildungssphäre als jene Kameraden, und gerade ich verleitete einige unter ihnen, das Leben eines Indianers zu führen. Diese beschämende Erkenntnis ist mir erst durch Tom gekommen und durch — Sie, Ruth —" Er schaute sie dankbar an, und wie seine blauen Augen erstrahlten, ging ein seltsames Erschauern durch Ruths Nerven. Die Veilchen an ihrem Busen erzitterten und sie senkte die langbefranzten Lider über die dunklen Augen. Ihr war es mit einemmal zu Sinne, als scheine die Wintersonne wärmer und goldiger, als teile die Stromfläche ihr Glitzern und Flimmern der Luft mit, als hauchten die Kelche der Frühlingsblüten einen berauschenden Duft aus. Sie glaubte die Hände auf den Baumstamm stützen zu müssen, weil ein leises Gefühl des Schwindels sie überkam, und als sie es that, begegnete ihre Linke seiner Rechten. Die Berührung durchzuckte sie wie ein elektrischer Schlag. Er aber hielt ihre Hand fest und hauchte einen Kuß darauf.

„Was thun Sie!" Sie war hastig aufgesprungen, hatte ihm die Hand entzogen und sah ihn jetzt mit zornig blitzenden Augen an.

Über sein frisches Gesicht ging ein Erröten, und er antwortete mit einem tiefen Atemzug: „Was ich mußte. O, zürnen Sie mir nicht, Ruth, aber in dieser feierlich schönen Stunde, da Sie mir Ihre leidvolle Vergangenheit enthüllten, begann da drinnen ein seliges Drängen und Wogen! Ich weiß nicht, was mich bewegt: Mitleid, Verehrung oder — Liebe, allein ich fühle die brennende Begierde, Sie in meine Arme zu schließen. Ja, wenn ein Gott mir versicherte, daß sich Ihr Glück mit meinem Leben erkaufen

Digitized by Google

ließe, so würde ich jauchzend rufen: Nehmt es hin!"

Sie griff mit beiden Händen nach der Brust und stand eine Weile regungslos vor ihm wie ein Erzbild. Dann erwiderte sie in beklommenem Tone: „Sie vergessen, daß ich Toms Weib bin. Lassen Sie uns heimgehen."

Während sie nebeneinander herschritten, stellte Ruth die Frage: welchem glücklichen Umstand Wild sein musikalisches Können verdanke.

„Ich bin der Sohn eines Musikers," vertraute er ihr, „und wenn der Wille meines Vaters oder meine eigenen Wünsche bestimmend gewesen wären für meinen Lebensgang, so hätte ich die Musik zu meinem Beruf gemacht. Aber als ich vierzehn Jahre zählte, starb meine Mutter. Als die Tochter eines begüterten Grafen hatte dieselbe meinen Vater, der ihr Klavierlehrer gewesen, gegen den Willen der Eltern geheiratet. Auf dem Sterbebett versöhnte sie sich mit diesen und bat sie, mich zum Erben ihres Namens und ihrer Güter zu machen. Und die Großeltern entführten mich aus dem Vaterhaus, wo ich mit den Geschwistern in Armut, aber in kindlicher Fröhlichkeit gelebt hatte, nach ihrem Schloß. Hier geriet auch ich in eine Art Sklaverei, die zwar nicht demütigend, aber doch recht qualvoll war. Die Großeltern wollten mich zum Aristokraten erziehen, und in meiner Seele lebte ein unbändiger Freiheitsdrang. Streng hielt man mich zu Studien an, die mir unsympathisch waren, und suchte die künstlerischen Neigungen in mir zu ersticken. Die Folge dieser verkehrten Erziehung war, daß ich auf der Universität die akademische Freiheit mißbrauchte und just das Gegenteil von dem that, was meine Großeltern wünschten und erwarteten. So war denn ein Bruch mit diesen unvermeidlich. Lachend schlug ich die Anwartschaft auf ein reiches Erbe in den Wind und lief in die Welt mit dem Vorsatz, mir durch eigene Kraft eine Existenz zu gründen. Meine abenteuerliche Lebensfahrt brachte mich hierher, wo die Begegnung mit Ihnen und Tom mich zur Selbstbeherrschung und Selbsterziehung mahnte. Mein Leben hat eine neue Wendung genommen. Ich sehe, daß die Stärke des Menschen in seiner Reinheit liegt, und werde fortan besser über meine Handlungen wachen."

Der Weg senkte sich von der Berglehne zur Insel abwärts. Hier wandte sich Ruth zu ihrem Begleiter und sagte mit seltsam weichquellender Stimme: „Lassen Sie mich, bitte, allein zur Villa gehen."

Wild sah sie wie ein Träumender an und entgegenete: „Gewiß, Ruth. Bitte, zürnen Sie mir nicht."

Statt aller Antwort reichte sie ihm die Hand. Sich von ihm abwendend, zeigten ihre Augen einen feuchten, schwimmenden Glanz, und sie schritt mit leise gesenktem Kopf zum Thal hinab. Etwas Träumerisches lag in ihrem Wesen, etwas Unsicheres in ihren Bewegungen. Wild, dessen Blicke ihrer blühenden Gestalt folgten, bemerkte, daß nach einer Weile sich ihre Schritte beflügelten, ihr Kopf höher aufrichtete.

„Sie kämpft wie ich mit Gefühlen, die sich nicht ersticken lassen," murmelte er vor sich hin. „Die Ärmste glaubt der Gefahr entrinnen zu können, allein der gleiche Stachel sitzt in unserem Herzen und macht es bluten. Wie das wohl enden wird?"

Als Ruth im Schatten der Hospitalkirche entschwunden war, verließ der Soldat erst den lauschigen Platz, der ihm geheiligt erschien durch ihr Bekenntnis.

Im Lager erzählte ihm Felix während des Mittagessens, daß Frosch bei Tagesanbruch mit sechs Leuten zum Fouragieren ausgezogen, aber nicht weit gekommen sei. Nach einer Stunde schon sei er schreiend und voll Entsetzen durch die Vorpostenkette gebrochen und habe seine schmähliche Flucht mit der Behauptung zu rechtfertigen gesucht, daß ein ganzes Rebellenheer im Anzug auf Helena sei. Seine Begleiter, unter denen sich der lange Texlaff befunden, wären später mit Verwünschungen auf ihren feigen Anführer

Digitized by Google

zurückgekehrt und hätten dessen Angaben widersprochen; sie wollten nur aus der Ferne einige Buschklepper bemerkt haben. Felix rückte zaghaft mit der Frage heraus, ob Wild nicht einmal wieder Lust verspüre, in den Wald zu reiten. Des Generals Vorratskammer sei leer, und auch die Leibgarde nähre sich von ranzigem Speck, Bohnen und ungenießbarem Thee. Felix erklärte sich bereit, an den Streifzügen teilzunehmen. Wild aber wies das Ansinnen mit ruhiger Entschiedenheit zurück. „Nie werde ich wieder — unter welchem Vorwande es immer sei — einen Menschen seines Eigentums berauben!"

„Bist du tugendhaft oder vorsichtig geworden?" versetzte der kecke Lieutenant mit einem Anflug von Ironie.

„Weder das eine noch das andere; aber ich bin zur Erkenntnis gekommen, daß es ehrenhafter ist, seine Bravour vor dem Feind in Waffen als vor wehrlosen Bürgern zu zeigen. Ich fürchte, unsere Streifzüge werden böse Folgen haben."

„Das scheint der General auf Frojchs Geschrei hin jetzt auch zu befürchten, denn er hat eine Verstärkung der Vorpostenkette angeordnet und ist mit dem Adjutanten über die Höhen geritten, in der Absicht, Schanzen aufwerfen zu lassen, damit die Stadt im Rücken vor Überfällen geschützt werde. Wollen wir gleichfalls einen Ritt über die Höhen machen?"

Wild stimmte zu und beide fingen ihre Pferde auf der Insel ein und sattelten sie. Langsam ritten sie dann von Pikett zu Pikett in südlicher Richtung am Waldsaume hin.

Als sie bei Sonnenuntergang die letzte Staffel des Höhenzuges unfern des Stromes erreicht hatten, sahen sie, daß hier bereits ein Wall aufgeworfen wurde. Eben wollten sie sich nordwärts wenden und über den Uferdamm zur Stadt zurückreiten, da kam ihnen eine Patrouille entgegen, welche eine ganze Schar verdrossen aussehender Neger vor sich her trieb. Die Mehrzahl derselben war mit Spaten und Schippen bewaffnet.

Felix frug den Führer der Patrouille, was der Aufzug zu bedeuten habe. Dieser antwortete: „Wir haben auf Befehl unseres Regimentscommandeurs alle faulen Tagediebe im Lager zusammengetrieben, damit sie uns beim Schanzenbau helfen. Die Freiheit, welche wir den Farbigen geschenkt, sollen sie wenigstens mit uns verteidigen."

Die beiden Reiter ließen auf dem schmalen Weg die murrenden Schwarzen an sich vorüberziehen. Plötzlich stieß Wild einen Ruf der Überraschung aus. „Tom! Wie, auch Sie unter den Gepreßten?"

Der grauhaarige Neger lächelte trübe und erwiderte: „Daß ich nicht zu den Tagedieben gehöre, wissen Sie wohl. Ich habe seit sechs Uhr morgens mit diesen Leuten" — hier deutete er auf eine Gruppe Schwarzer — „an den Dämmen gearbeitet und meine Kraft ist erschöpft. Ich wollte nur, ich könnte zu anderer Zeit mehr für die Union thun als in dieser Nacht, wo ich ganz abgemattet bin und etwas wie Fieber in meinen Adern spukt."

Der Alte wollte an den Reitern vorüberschreiten, aber Wild wandte sein Pferd hastig zum Zugführer hin. Nach einer kurzen Zwiesprache mit demselben kehrte er zurück, sprang vor Tom aus dem Sattel und sagte: „Besteigen Sie mein Pferd, bitte, und reiten Sie heim, ich werde Sie heute nacht vertreten."

Der Alte war vor Überraschung sprachlos, und als Wild ihm den Spaten entwand, sträubte er sich und erklärte mit Festigkeit, daß er ein solches Opfer nicht annehmen könne.

„Thun Sie es um Ruths willen, die sich über Ihr Fortbleiben ängstigen würde," bat Wild leise. „Vielleicht kann ich auch beim Colonel etwas Schonung für Ihre Mitarbeiter erwirken. Bitte, reiten Sie mein Pferd nach Hause; ich arbeite auf jeden Fall an der Schanze."

Als Felix dem fassungslosen Tom erklärte, daß Entschlüsse seines Freundes schwer umzustoßen seien, und die Soldaten am Ende des Zuges vorwärts drängten, nahm endlich Tom die Zügel des Hengstes

Digitized by Google

an und hob sich, von Wild gestützt, in den Sattel. Dieser warf lachend den Spaten über die Schulter und folgte dem Zug der Arbeiter.

Während der Nacht wurden die Schanzarbeiten vom Feinde nicht gestört, dagegen brach weiter nördlich ein Reitergeschwader ins Lager, führte die ganze im Rancho befindliche Herde der dienstuntauglichen Pferde und Maultiere weg und bedrohte das Hauptquartier des Generals mit einem Überfall. Zum Glück warf sich ein rasch alarmiertes Infanterie-Regiment dem Feinde entgegen und trieb denselben durch die Schlucht zurück.

* * *

Dem General wurde es nach überstandener Gefahr um die Sicherheit seiner Familie wie seiner eigenen werten Person bange. Alle Anzeichen sprachen dafür, daß sich irreguläre Truppen in den Waldregionen angesammelt hatten, welche Stadt und Lager bedrohten. Und die Villa lag auf der einsamen Höhe, dicht beim Walde und weit von der Stadt ab. Nach einigem Schwanken beschloß der General, auf wenige Tage mit den Seinen ein enges, aber sicheres Quartier in der Stadt zu beziehen. In der Nähe desselben war für die Leibgarde kein Raum, sie verblieb daher im alten Lager bei der Villa. Mit Eifer wurde jetzt nachgeholt, was die Besatzung Helenas versäumt hatte: Artillerie und Infanterie legten auf den Höhen Wälle und Schanzen an. Diese Befestigungsarbeiten aber wurden wiederholt durch nächtliche Überfälle unterbrochen und das Geschaffene wieder zerstört.

Die einzigen Insassen der Villa während der Nacht waren Tom und Ruth. Am Tage fanden sich der General, der Adjutant und auch die Damen ein, um in den bequemen und behaglich eingerichteten Räumen zu arbeiten, zu musizieren und das Diner einzunehmen. Miß Maud unterbrach ihre musikalischen Übungen trotz der Kriegsunruhen nicht, sie verlegte nur die Unterrichtszeit in die Nachmittags- oder Abendstunden, und oft, wenn es so spät geworden, daß ihre Verwandten bereits in die Stadt zurückgekehrt waren, ließ sie sich von Wild durchs Lager begleiten. Auf diesen Ritten verriet sich die Schwäche ihrer weiblichen Natur. In dem tiefgelegenen Stromthal waren die Wege durch Regengüsse fast grundlos geworden und die Pferde mußten zuweilen bis zum Bauche durch den Morast waten. Selbstverständlich ließen sich die Tiere nicht gern auf solche Durchwatungen ein und es bedurfte einer festen Hand, um sie an tiefen Stellen vorwärts zu treiben. That sich nun irgend eine schwierige Passage vor Maud auf, so hielt sie seufzend ihr Pferd an und erklärte in halb ängstlichem, halb scherzhaftem Ton, sie sei ein Feigling und wage sich nur in dieses Kotmeer, wenn Mr. Wild zur Hand sei. Dieser mußte nun sein Pferd gegen das ihrige drängen und Schulter an Schulter mit ihr weiterreiten. In solchen Situationen war es dann um ihren Stolz geschehen, und einmal, da das Abenddunkel die Reitergruppe umgab, hatte Maud ihr Köpfchen gegen Wilds Schulter sinken lassen und seufzend seinen Namen gehaucht. Aber der barbarische Deutsche achtete nur auf die schnaubenden Pferde, und sobald diese wieder festen Grund unter den Füßen hatten, gab er seine Beschützerrolle auf und sagte im unteren Tone des Arglosen: „Da sind wir im Trocknen, und ich wette, daß nicht einmal der Saum Ihres Kleides beschmutzt wurde!“

In den ersten Tagen des März ließen die Frühlingsstürme den Wald erbrausen. Am Nachmittag eines solch stürmischen Tages geschah es, daß Oskar Wild, als er in der Absicht, Maud eine Musikstunde zu geben, zur Villa kam, diese leer fand. Der Wind heulte um das Haus, als wolle er es von der Berglehne herabfegen, und von Zeit zu Zeit klatschten heftige Hagelschauer gegen die Fenster. Das Feuer im Kamin war erloschen, und es verdunkelte sich der Himmel derart,

Digitized by Google

daß man glauben konnte, die Nacht breite schon ihre Schatten über die Erde. Die Wohnräume sahen recht verödet aus, und da Wild zu erfahren wünschte, ob Maud zum Unterricht heraufkomme oder nicht, so schritt er nach Toms Stube hin, die er seit jenem Abend, wo er dessen Stelle bei der Schanze eingenommen, nicht wieder betreten hatte.

In dem Augenblick, da er leise anklopfte und die Thür öffnete, wurde draußen ein Hagelschauer mit solcher Gewalt gegen die Fenster geworfen, daß sein Prasseln das Geräusch bei der Thür weit übertönte. Der Eintretende fand Ruth allein in der behaglich durchwärmten Stube, und ihre Haltung verriet ihm, daß sein Kommen von ihr nicht bemerkt wurde. Sie kauerte vor dem roh ausgemauerten Kamin und schaute träumend in die einen leise brodelnden Kochtopf umzüngelnden Flammen. Ihre Erscheinung übte einen solchen Zauber auf Wild aus, daß derselbe bei der Thür stehen blieb und den Odem anhielt. Er fürchtete, das holde Bild könne beim leisesten Geräusch zerrinnen, und er wollte es doch mit allen Sinnen in sich aufnehmen. Auf einem Kissen ruhend, stützte Ruth den rechten Arm auf die Einfassung des Kamins und lehnte den stolzen Kopf etwas rückwärts geneigt gegen dessen Wange. Ihr Arm und schöngerundeter Hals waren entblößt, und das üppige tiefschwarze Haar floß in anmutigen Bogenlinien an den Schläfen herab zum Nacken, wo es in breiter Flut den ganzen Rücken bedeckte. Das Feuer im Kamin warf seine rötliche Glut auf das Antlitz, auf die pfirsichweiche Haut des vollen Nackens und Armes und ließ die leicht umschatteten Augen sanft erglänzen. Der Schein der Flammen glitt an dem schöngelagerten Körper hinab bis zu den Füßen, enthüllte die völlig ideale Plastik der Formen und gab der Haut einen rötlichbraunen Schimmer. In Ruths Gestalt prägte sich die vollkommenste Ruhe aus, und doch schien der Gluthauch des Feuers, in dem sie atmete, sich ihrem Blut mitgeteilt zu haben, denn ein leises Wogen des Busens, ein tiefes Aufatmen und Zucken der Lippen sprach für die Bewegung ihres Inneren. Und plötzlich erhob sie sich auf die Knie, fuhr sich mit den ausgespreizten Händen in das lockige Haar und rief in Tönen, die wie Schluchzen klangen: „Es geht nicht! Meine Seele liegt in diesen Banden wie der Gefangene im Kerker, und ich muß verschmachten, verzweifeln. Gott helfe mir es tragen!“

„Du flehst vergebens, Ruth! Was uns das Leben aufbürdet, müssen wir allein tragen!“

Bei diesen Worten Wilds stieß das junge Weib einen Schrei aus. Sie war bis ins Mark hinein erschrocken und starrte den Soldaten an, als sei er ein Gespenst.

Dieser bemühte sich — freilich vergebens — einen heiteren Plauderton anzuschlagen. „Bei dem grausigen Unwetter draußen überhörten Sie wohl mein Klopfen und ich störte Ihre Träumereien beim Kamin. Das Entsetzen, mit dem Sie mich anstarren, bringt mich fast auf die Vermutung, daß sich Ihre Gedanken mit meiner unwürdigen Person beschäftigten. Oder irre ich mich?“

„Was suchen Sie hier?“ Die Frage klang rauh und abweisend, und um ihre Fassung wiederzugewinnen, wandte sich Ruth dem Kaminfeuer zu und schürte die Glut.

„Miß Maud wollte um diese Zeit eine Sonate mit mir einüben, allein, wie es scheint, erwarte ich sie vergebens. Hat die junge Dame vielleicht eine Botschaft heraufgesandt?“

Ruth schüttelte stumm den Kopf.

„Der Hagelsturm wird sie abgehalten haben,“ fuhr der junge Mann in bedrückter Stimmung fort. „Kehrt Tom bald heim?“

„Mein Mann ist drunten bei den Dämmen.“ Es war das erste Mal, daß Ruth vor Wild von ihrem „Manne“ sprach, und der Nachdruck, mit dem es geschah, kam einer Zurechtweisung gleich.

„Der Weg ist weit und Ihr Gatte wird erst unter den Dachtraufen der Ma-

Digitized by Google

gazine Schutz gegen das Wetter gesucht haben, bevor er den Gang durchs Lager wagte."

„Mag sein."

Die Unterhaltung stockte und beide gaben sich den Anschein, als lauschten sie dem Toben des Sturmes. Dabei vernahm jeder das Atmen des anderen und jeder hatte das Gefühl, als ringe ein magnetischer Strom in der sie umgebenden Luft, in ihrem heißen Blut und den pochenden Schläfen nach Entladung, als müßten sie auf die Lippen beißen, um nicht durch einen wilden Aufschrei den Sturm in ihrem Inneren zu verraten.

Nach einer Weile brach Wild das Schweigen. „Als ich hier eintrat," sagte er zaghaft und mit verhaltenem Odem, „machte ich — ganz wider meine Absicht — die Entdeckung, daß ein geheimes Leid Sie quält. Wollen Sie mir nicht vertrauen —"

„Nein," erwiderte sie schroff. „Sagten Sie nicht eben selber: Was das Leben uns aufbürdet, muß jeder allein tragen?"

„Ich glaube in der Mehrzahl gesprochen zu haben, Ruth. Es war von der Hilfe Gottes die Rede, und da gegenwärtig kein Gottessohn über die Erde wandelt, der das Wort spricht: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, so meinte ich, wir, die Beladenen, müßten unsere Bürde gemeinsam tragen und es sei die Pflicht des Starken, den Schwachen zu stützen."

„In gewissen Lebenslagen können auch Wohlthaten zur Last werden," sagte Ruth unbedacht, und als sie das Wort gesprochen, hätte sie es zurücknehmen mögen, denn sie sah, wie der frische Bursche erblaßte und wie sein helles Blauauge sich verdunkelte. Mit einem traurigen Blick wandte er sich von ihr ab und schritt der Thür zu. Aber als er die Klinke schon erfaßt hatte, richtete sich der gesenkte Blondkopf wieder mit einer trotzigen Bewegung auf, und umkehrend sagte er: „Bei dem falschen Spiel müssen wir beide zu Grunde gehen, Ruth. Der Brand, der in unseren Seelen entfacht ist, läßt sich nicht dadurch ersticken, daß wir die Asche der Lüge darauf streuen. Ein so starkes Gefühl, wie es in uns gärt und wogt, will ans Licht. Bekennen wir doch endlich die Wahrheit ohne Rücksicht auf die Folgen. Sei gewiß, nur bei völliger Klarheit unserer Lage läßt sich ein heilsamer Entschluß fassen."

Wild ergriff die Hände Ruths, sah ihr tief in die dunklen Augen und fuhr mit bebender Stimme fort: „Ich liebe dich, Ruth — du weißt es lange — jeder meiner Blicke muß es dir verraten haben. Du aber mißtraust meiner Leidenschaft. Weil ich bisher ein zügelloses Leben führte, glaubtest du, daß nur die sinnliche Begierde mich zu dir leite. Und daß ich es dir ehrlich gestehe, das war bei den ersten Begegnungen auch der Fall. Deine sinnliche Schönheit zog mich unächtig an, und in der Einsamkeit der Wälder, am stillen Lagerfeuer stand deine reizvolle Gestalt stets im Mittelpunkt der von meiner geschäftigen Phantasie erbauten Luftschlösser. Aber meine Gefühle für dich haben sich geläutert, seit ich deine innere Schönheit kenne, seit ich weiß, was du gelitten und mit welcher Seelengröße du den Fluch der Sklaverei getragen, seit ich es an mir selber erfahren, daß du dich mit der Kraft der Verzweiflung gegen das übermächtige Gefühl der Liebe wehrst —"

„Muß ich es nicht!" schrie Ruth wild auf und entzog ihm ihre zitternden Hände. „Steht nicht Toms ehrwürdige Gestalt zwischen uns? Begreifst du nicht die Größe des Opfers, das er mir gebracht hat? Wer jemals die Fesseln der Sklaverei gestreift, der weiß, was es heißt, auf die Freiheit verzichten um eines anderen willen. Ja, wenn Tom jemals durch eine Falte des Unmuts, durch ein hartes liebloses Wort verraten hätte, daß er sein Geschenk bereue oder sich der Größe desselben auch nur bewußt sei! Muß ich solchem Edelmut gegenüber nicht die Wünsche des leidenschaftlichen Herzens niederkämpfen? O, es giebt Bande, welche tausendmal stärker sind als rohe Gewalt!

Digitized by Google

Unzerreißbar aber ist die Fessel der Dankbarkeit."

In leidenschaftlichem Erguß waren die Worte über ihre Lippen gekommen. Ihr Blut befand sich in Wallung, und sie schritt auf und nieder, um den wilden Pulsschlag ihres Herzens zu sänftigen. Wild folgte ihrer stürmischen Bewegung mit Teilnahme. Er hatte mit Verwunderung bemerkt, wie viel Glut und Leidenschaft ihr Wesen atmete. Jetzt, da sie in stummer Seelenqual die Hände rang, hätte er vor ihr niederfallen und ihre Hände küssen mögen.

„Ruth," sagte er in bebender Erregung, „ich weiß jetzt, daß ich gehen muß — weit fort von hier, denn auch ich verehre Tom und möchte eher sterben, als ihm eine Kränkung zufügen."

Er hielt an, und da sie die edle Resignation bemerkte, die sich in seinem Gesicht und seiner Haltung ausprägte, rief sie klagend aus: „O, wärst du nie gekommen! Ich hatte an Toms Seite mein wildes Herz gebändigt, hatte Frieden gefunden bei dem Gedanken, daß das Leben keinen unserer Träume erfülle und daß Glück und Seligkeit nur im Himmel wohne. Auf das Jenseits hatte ich meine Blicke gerichtet. Christus war mein Vorbild und ich glaubte allen irdischen Freuden lächelnd entsagen zu können, da kamst du, Unseliger! Und vor deiner ritterlichen Gestalt, vor dem weichen Klang deiner Stimme, vor dem hellen Strahl deiner Augen ging eine zitternde Bewegung durch mein Inneres. Mich überkam die dumpfe seltsame Empfindung, als hätte ich jahrelang im Grabe gelegen, als knüpfe mein Leben plötzlich an die Tage der Freiheit, des Wohllebens wieder an. Meine Mädchenträume kehrten wieder. Und als sich nun gar dein Inneres offenbarte, kam es über mich wie ein wonniger Rausch. Du ahnst nicht, was durch meine Seele ging, wenn ich deinen Erzählungen lauschte, in denen sich deine Herzensgüte und jugendfrische Phantasie enthüllten! Du ahnst nicht, welche Flammen der Eifersucht in meiner Seele aufloderten, wenn ich dich an Mauds Seite deine Improvisationen spielen und Lieder voll süßer Empfindung singen hörte! Du sahst es nicht, wie der Stolz sich in mir emporreckte, als du — ein Heros vom Scheitel bis zur Zehe — meine Verteidigung übernahmst und die rohen Kameraden niederzwangst. Ach, wie schrie es da in meinem Inneren auf vor Sehnsucht und Weh: Mit diesem Adler möchtest du durch die Welt fliegen! Aber mein Mund blieb stumm. Und jetzt entstand in mir der furchtbarste aller Seelenkämpfe, den das zermalmende Schicksal dem Menschen beschieden hat, der Kampf zwischen Pflicht und Liebe. Er durchtobt mein Inneres seit vielen Tagen und mir ist jetzt weh zum Sterben. Ach, wenn ich versinken könnte in dem dunklen Meer des Vergessens, dem der Strom des Lebens so langsam entgegenfließt! Erinnerung und Hoffnung sollen die Genien der Menschheit sein, mich begleiten sie mit schwarzverschleiertem Antlitz. Am Thor der Jugend stand der Dämon der Sklaverei, am Thor der Zukunft erhebt sich die eiserne Gestalt der Pflicht. Wohin soll ich mich wenden in dieser Not?"

Sie warf sich in den beim Feuer stehenden Sessel und brach in Schluchzen aus. Er aber beugte sich zu ihr nieder mit einem Gesicht, in dem sich Glücksempfindung und Mitleid um die Herrschaft stritten: „Ruth, Ruth," flüsterte er, „du machst mich selig durch dies Bekenntnis. Nun ich mich von dir geliebt weiß — so innig geliebt, ist mir so feierlich, so hoffnungsfroh zu Mut, als hätten Engel auf deine Klagen mit einem Trostgesang geantwortet. Und hoffen wir — ich weiß nicht, auf was — auf irgend eine glückliche Wendung des Geschicks. Wir wollen stark sein im Bewußtsein unserer Liebe. Toms Gefühle müssen geschont werden — darüber kann kein Zweifel herrschen — wir dürfen nicht kleinmütiger sein als er. Wir dürfen nicht den Mann, der dir seine Freiheit geopfert hat, durch ein verletzendes Geständnis verwunden. Wir sind beide jung,

Digitized by Google

liebe Ruth, und können einige Jahre unseres Glückes opfern, damit Tom in Frieden sterbe. Ich will morgen meine Versetzung zum Regiment erbitten, das gegenwärtig in Memphis steht. Ist der Krieg vorüber, so werde ich dich zu finden wissen. Komm, Ruth, weine nicht! Starke Seelen überwältigen jedes Mißgeschick."

Sie trocknete ihre Thränen, und da sie den geliebten Mann zu ihren Füßen sah, verflogen langsam die Schatten der Trauer. Mit einer zärtlichen Bewegung legte sie die weichen Arme um seinen Blondkopf und sagte unter Thränen lächelnd: „Du bist so gut ... so unsagbar gut! Ja, unser Geheimnis sei im tiefsten Schrein des Herzens verschlossen. Wir wollen uns treu sein. Giebt der Lenker der Welten mir einst die Freiheit, so will ich dich suchen, wie Longfellows Evangeline den Verlobten suchte, und will dankbar sein, selbst wenn ich dich erst an der Grenze des Lebens wiederfinde."

Und sie sahen sich in die Augen mit Blicken voll stummer Zärtlichkeit. Eng aneinander geschmiegt, genossen sie einen Augenblick himmlischer Wonne. Ihre Seelen fühlten sich befreit von der Last und Fessel des Erdendaseins und vermählten sich für die Ewigkeit.

„Mir ist zu Mute," flüsterte Wild nach einer Weile, „als badeten sich unsere Seelen in der goldenen Flut von Glück und Hoffnung, als trieben sie unbekannten Welten zu — dem Reich der Seligen. Du bist mein, Ruth — mein, und ich darf dich küssen?"

Und sie neigte sich zu ihm nieder und ihre Seelen trafen sich in einem flammenden Kuß. Dann lauschten sie eine Weile dem Brodeln des Kochtopfs, dem Knistern des Feuers, dem Rauschen des Sturmwinds. Als wieder eine Ladung Schloßen auf das Fenster niederprasselte, kamen sie sich geborgen vor und abgeschieden von der Welt. Sie befanden sich allein in dem Stübchen, und die Glut des Feuers teilte sich langsam ihrem Blute mit. Seine Finger wühlten in ihrem lockigen Haar und streiften ihre sammetweiche Schulter. Und bei dieser Berührung flog ein seliges Erschauern über seine Nerven, Ruth aber löste sich aus seinen Armen und erhob sich mit einer gewaltsamen Bewegung. „Es ist hier schwül geworden," sagte sie, „bitte, laß uns hinausgehen!" Als Wild flehend die Hände nach ihr ausstreckte, fuhr sie mit zitterndem Tone fort: „Ich gehöre dir, Liebster, aber laß uns diese selige Stunde nicht entweihen, mißbrauche meine Schwäche nicht, denn wenn die Leidenschaft uns überwältigte, würde ich mir den Tod geben. Mit einer Sünde auf dem Gewissen könnte ich Tom nicht unter die Augen treten, lieber wollte ich sterben."

Vor ihren flehenden Blicken fand Wild seine Besonnenheit wieder. „Du hast recht, mein Herz. Komm zum Flügel. Unser Glücksgefühl mag in Musik ausklingen."

Sie eilten Hand in Hand zum Salon, schlossen die Fensterläden, entzündeten die Lampen und setzten sich vor dem Flügel nieder. „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein," sang er in schmetternden Tönen. Als er geendet, lehnte Ruth sich mit einer zärtlichen Bewegung auf seine Schulter und sagte verschämt: „Ich weiß auch ein deutsches Lied."

„Du, Schatz? Ei, was ist es?"

„Schumanns ‚Auf Flügeln des Gesanges'."

„Alle Wetter, wie kommst du zu dieser Wissenschaft?"

„Mein Vater hatte mir frühzeitig Musikunterricht geben lassen. Als ich im fünfzehnten Lebensjahre zu singen anfing, redete mein Lehrer dem Vater ein, ich besäße eine Altstimme von seltener Klangfarbe und Stärke, er möge etwas für die Ausbildung derselben thun. Und mein Vater brachte mich in einem Konservatorium Philadelphias unter, wo mich eine deutsche Gesanglehrerin ein halbes Jahr lang unterrichtete. Das war kurze Zeit vor meines Vaters Tode. Seither ist mir mein bißchen Schulweisheit verloren gegangen, aber dies Lied hat sich mir tief

Digitized by Google

eingeprägt und ich singe es mir in einsamen Stunden zuweilen noch vor. Kannst du die Begleitung spielen?"

„Ei freilich! Also singe!"

Und sie begann das Lied schüchtern und mit fremdartiger Textaussprache, aber bald sah Wild erstaunt zu der Sängerin auf, denn die sonore Stimme derselben hatte im Piano einen wundersamen Reiz und schwoll in den getragenen Tönen zu einer Fülle und Mächtigkeit an, daß die Schallwellen ihre Vibrationen dem ganzen Raum mitteilten. Als sie den ersten Vers beendet hatte, sagte sie verlegen lächelnd: „Weiter reicht meine Kenntnis des deutschen Textes nicht."

„Ich brauche auch weiter nichts zu hören, mein Lieb, um dir mit Bestimmtheit versichern zu können: deine Stimme entspricht ganz deiner Person; sie ist so sammetweich wie deine Wange, so jugendfrisch und blühend im Ton wie deine Gestalt, so dunkel und kräftig in der Klangfarbe wie das Kolorit deiner Haut, und du beseelst sie mit all den edlen träumerischen Empfindungen, die dein Herz birgt. Nein, wie mich das überrascht und freut!" Er schlug sich vor Vergnügen in die Hände und seine Augen glänzten sie an. „Bitte, singe mehr!"

„Aber was?"

„Was dir durch den Sinn fährt!"

„Was mir durch den Sinn fährt?" Sie sann eine Weile nach, dann nahm sie den Platz vor dem Flügel ein und trug eine jener tieftraurigen Volksweisen vor, in welche die Sklaven ihr Leid und Weh gekleidet haben.

„In diesem Lied stecken klingende Thränen," bemerkte Wild und bat dann um ein Lied, das den Umfang von Ruths Stimme besser erkennen lasse.

„Ich will versuchen, ob ich Beethovens ‚In questa tomba' noch singen kann," bemerkte diese. „Dort liegen übrigens die Noten. An dieses Lied knüpft sich die Erinnerung an eine grausame Demütigung, darum wird es wohl noch in meinem Gedächtnis haften. In Helena wurde vor zwei Jahren ein Kirchenkonzert zum Besten der Überschwemmten veranstaltet. Der Organist, ein junger Mann, welcher aus den Nordstaaten hierher gekommen, hatte mich zufällig einmal in der Kirche singen hören und meine Stimme war ihm unter der Menge aufgefallen. Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, die Bewohner der Stadt durch die Entdeckung einer großen Stimme zu überraschen, und bat mich dringend, in dem Konzert mitzuwirken. Ich stellte ihm vor, daß die weißen Damen an meiner Hautfarbe Anstoß nehmen könnten, er aber meinte, da der liebe Gott mir die schöne Stimme gegeben habe, könnten die Menschen keinen Protest erheben, wenn ich sie in der Kirche gebrauchte. Indessen beschloß er auf meine Vorstellungen hin, bei der Probe erst zu versuchen, ob meiner Einführung als Solistin kein Widerstand entgegengesetzt werde. Ich sang von der Orgel verdeckt ‚In questa tomba', und als ich geendet, vernahm ich Ausrufe des Erstaunens und der Bewunderung. Wer ist die Sängerin? rief man dem Organisten von allen Seiten entgegen. Dieser nahm mich bei der Hand und führte mich hinter der Orgel hervor. Widerstrebend folgte ich ihm und — meine Ahnung hatte mich nicht betrogen: kaum stand ich auf der Estrade, so wandten die Damen des Städtchens mir und meinem Protektor den Rücken. Die Patronesse des Unternehmens aber sagte mit kalter, schneidender Stimme: ‚Sie fügen allen Damen dieses Vereins eine schwere Beleidigung zu, Herr Organist. Ein Negerweib, und wenn es mit einer Engelsstimme begabt wäre, darf nicht neben einer Lady stehen.' Und mit den Gefühlen meiner Unwürdigkeit und der erlittenen Schmach ging ich von hinnen. Jetzt ist das fortgewischt aus meinem Gemüt, denn" — hier erglühten ihre Wangen und ihre Stimme sank zum Flüsterton herab — „deine Liebe erhebt mich über all diese Frauen."

Er schaute mit den sonnenhaften Augen dankbar zu ihr auf: „So laß mich dein verschmähtes Lied hören."

Und sie sang es in vollen, feierlich klin-

Digitized by Google

genden Tönen, und es kam an der Seite des Geliebten eine hehre Begeisterung über sie. Ihr war es, als erwache eine geheimnisvolle Macht in ihrem Busen, als schwelle ein Geisterhauch ihre Töne und lasse das Lied zum Klagegesang ihrer verfolgten geknechteten Rasse werden. Und von dieser Empfindung beherrscht, erhob sie sich zum Erhabenen. Ihre Gestalt schien zu wachsen, ihr dunkles Antlitz erglühte, ihre Augen funkelten. Sie glich der delphischen Sibylle des Raphael, und statt des Lorbeers bekränzte dunkles Gelock ihre Stirn. Wild hatte an ihrer Seite die Empfindung, als müsse ihr Lied bis zum Himmel dringen.

Als der letzte Ton verklungen, saß er eine Weile stumm, wie betäubt da, dann schloß er sie in die Arme und sagte zitternd vor Erregung: „In dir glüht ein göttlicher Funke, Ruth, und der Gedanke, daß wir uns trennen müssen — jetzt trennen — zerreißt mir das Herz."

„Ei, wie empfindsam muß dieses Herz sein!" Diese Worte fielen wie ein schriller Mißklang in die Seelen der Liebenden; erschreckt wendeten sie sich um und sahen Maud im Regenmantel an der Thür stehen. „Die Trennung muß allerdings sofort geschehen," fuhr sie höhnisch fort, „denn ich kann es nicht dulden, daß eine Farbige die Stelle der Herrin im Salon einnimmt." Sie wies gebieterisch mit der Reitgerte nach der Thür. Zu ihrer Überraschung aber zeigten die Ertappten weder eine Spur von Verwirrung, noch Zerknirschung. Sie sahen sich vielmehr lächelnd an, und Wild bemerkte, indem er Ruth die Hand küßte: „Gehen Sie jetzt, ich habe mit der Nichte des Generals zu reden."

Die Farbige schritt mit erhobenem Kopf und strahlenden Augen hinaus; ihr ganzes Wesen atmete Glück und Stolz. Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, so schritt Maud von der Schwelle des Salons zu Wild hinüber und zischte ihm wutbebend entgegen: „Sie lieben diese Sklavin?"

Wild lehnte sich gegen den Flügel, und seine Blicke wie seine Gedanken schienen der Entschwundenen zu folgen. „Ja," sagte er ruhig wie im Selbstgespräch, „ich liebe Ruth. Und weil ich sie liebe, mich ich fort von hier. Ich werde morgen um meine Versetzung einkommen."

„Ah, welcher Verwilderung und Schamlosigkeit begegnet man in diesem Kriegslager! Wo nehmen Männer Ihres Schlages den Mut her zu einem solchen Geständnis?" In Mauds Hand zitterte die Reitgerte, und mit der Miene tiefster Verachtung wollte sie sich abwenden. Wild aber richtete sich hoch auf und trat ihr in den Weg.

„Sie scheinen in Ihrer Verblendung anzunehmen, daß Ruth der Liebe eines freien Mannes unwürdig sei," versetzte er. „Nun, so erfahren Sie denn, daß ich Ruth mit mehr Stolz der Welt als mein Weib vorstellen würde als — die Nichte unseres Generals."

„Unverschämter!"

„Ihr Zornausbruch verwundet mich nicht, denn da Sie das Privilegium weiblicher Schwäche mißbrauchen, so fällt die Beleidigung auf Sie selbst zurück. Aber verhehlen kann ich mein Erstaunen nicht über Ihre Thorheit. Sie glaubten mit dem Worte Sklavin Ruth in den Staub zu schleudern, aber Sie beweisen nur nichts anderes damit, als daß Sie die Principien verleugnen, für welche Ihr Onkel und wir alle ins Feld gezogen sind. Ihre verletzte Eitelkeit klammert sich an Vorurteile, und im Gefühl der Rachsucht enthüllen Sie Ihre niedrige Gesinnung. Wenn jemand in diesem Hause Anlaß hat zu erröten, so ist es nicht — die schwarze Ruth."

Er neigte leicht den Kopf und verließ das Zimmer. Maud lief gleich einer gereizten Tigerin auf und nieder und fuhr mit der Reitgerte sausend durch die Luft, als wolle sie unsichtbare Gegner peitschen. Nach einer Weile trat sie auf den Vorplatz und rief nach ihrem Pferd. Der Bursche des Generals, welcher sie aus der Stadt heraufbegleitet hatte, half ihr in den Sattel.

Digitized by Google

Der Hagelsturm war vorübergebraust, und zerrissenes Gewölk jagte über den Abendhimmel. Im Galopp ritt sie den Berg hinunter. Am Fuß desselben hielt sie mit einem scharfen Ruck das Pferd an, denn in der Dämmerung tauchte die Gestalt eines Negers auf. Sie erkannte Toms Graukopf, und in ihrem Gesicht blitzte helle Schadenfreude auf.

„Heda, Nigger!“ rief sie dem Alten mit einer herrischen Kopfbewegung zu. „Wenn Sie heimkehren, klopfen Sie erst stark an Ihre Thür, bevor Sie eintreten, es möchte Ihnen sonst wie mir ergehen, die ich Ihr Weib in einer zärtlichen Unterhaltung störte.“

Tom starrte die Reiterin eine Weile verständnislos an, dann sagte er: „Ruth ist brav und wird kein Unrecht thun.“

„Nun, so hüten Sie Ihr schwarzes Täubchen vor dem Falken. Mr. Wild hat mir soeben frech gestanden, daß er Ruth liebe.“ Maud gab dem Pferd einen Schlag mit der Gerte und ritt lachend von dannen.

Tom aber sah ihr völlig entgeistert in der Dämmerung nach, dann stieg er mit müden Füßen und gesenktem Kopf den Berg hinan. Die boshaften Worte Mauds fielen wie Gifttropfen in seine Seele und riefen darin eine wilde Gärung hervor, die er vergebens mit allen Verstandeskräften niederzuhalten suchte. Er hatte Ruth nicht geliebt, als er sie in sein Haus genommen. Es bestand eine tiefe Kluft zwischen ihnen, hervorgerufen durch die Verschiedenheit der Bildung und Lebensgewohnheiten. Er sah in Ruth die heimatlose Tochter seiner Jugendgeliebten, und es machte ihn stolz, derselben ein Asyl bieten zu können. Aber das gemeinsame Unglück brachte sie in dem engen Nest bald einander näher. Ruth war aufs innigste gerührt von den Liebesbeweisen des alternden Mannes und ihre Achtung vor seiner Güte und Charakterfestigkeit wandelte sich langsam in schwärmerische Verehrung um; Tom hatte es beglückt, für seine väterliche Zuneigung Dank zu finden, und er suchte Ruth durch die Tröstungen der Religion hoffnungsfroh zu stimmen. Und die Christenlehre wischte allmählich das Fremde weg, das zwischen ihnen gestanden. Mit der Zeit gewöhnte sich Tom an den Gedanken, daß Gott ihm in der Tochter seines Herrn einen Ersatz geschickt habe für den grausamen Verlust der Jugendgeliebten. Er freute sich des Duftes, den diese junge Rose in den Herbst seines Lebens hineintrug. Und Ruth gab sich ganz den religiösen Einflüssen hin. Die Unterschiede der Bildung und Jahre schwanden in ihren Augen vor der Reinheit seines Wesens, und sie schmiegte sich mit der dankbaren Zärtlichkeit der Tochter an die Brust ihres Erretters. Und die Jahre, welche Tom mit Ruth verlebt, erschienen diesem trotz harter Sklavenarbeit so schön, als habe er im Garten Eden geweilt. Oft zitterte er um dies unverhoffte Glück, aber niemals beunruhigte ihn der Gedanke, daß Ruth ihn verlassen könne. Und nun tauchte auf einmal die Gefahr, aus dem Paradies gescheucht zu werden, vor ihm auf. Der Gedanke fiel auf ihn mit Bergeslast, und mit zitternden Knien stieg er zur Höhe auf. Er ließ in seiner Erinnerung die Stunden vorüberziehen, die der blonde Soldat an seinem Kaminfeuer verbracht, und erinnerte sich der Aufmerksamkeit, mit welcher Ruth den Erzählungen des Fremden gelauscht, gedachte der bewundernden Blicke, mit denen sie ihn angeschaut, als er sie verteidigt hatte. Und es fiel dem Alten schwer aufs Herz, daß er damals unfähig gewesen, sein Weib zu schützen. Sie muß ihn wohl lieben, dachte Tom, denn Wild ist jung, schön und tapfer. Die Liebe aber geht über Achtung und Dankbarkeit weg — das ist ein Naturgesetz. Ja, wenn er sich als roh und unedel erwiesen hätte, wie er ihr zuerst erschienen! Aber das fiel von ihm ab, sobald er in unsere Nähe kam. Er liebt Ruth — so viel ist gewiß. Bei den Schanzen sprang er um ihretwillen für mich ein. Für sie arbeitete er die Nacht hindurch, nicht für mich — den alten Tom.

Digitized by Google

Bei dieser Erinnerung hielt er an. Sein Gewissen mahnte ihn an eine Unterlassungssünde. Er hatte bisher Wilds hochherzige Hilfeleistung Ruth verschwiegen. Warum? Weil ihn ein banges ahnendes Gefühl mahnte, daß der Blondkopf seinem Weibe mehr werden könne als ein Freund. Tom schalt sich jetzt unehrlich und setzte tief aufseufzend seinen Weg fort.

Ihm schien es klar, daß die eifersüchtige Maud recht gesehen und daß Ruth den Deutschen liebe. Er nannte sich einen alten Narren, weil er jemals gehofft, ein junges liebenswürdiges Wesen dauernd an sich fesseln zu können. Jetzt erst sei ihr Herz erwacht.

Unter solchen Gedanken betrat er sein Stübchen. Ruth aber begrüßte ihn so freudig wie sonst, bot ihm die Stirn zum Kuß dar und holte Wasser herbei, damit er sich Hände und Gesicht wasche. Als beide dann im Lichtkreis der Lampe ihr Mahl verzehrten, frug sie ihn nach den Erlebnissen des Tages. Und er berichtete über das Steigen des Hochwassers, über die Möglichkeit eines Bruches der Dämme, über seine Anstrengungen, dies zu verhüten, und schloß mit der Frage, wie Ruth ihren Tag verbracht habe. Dabei sah er sie forschend an, allein keine Spur von Verlegenheit zeigte sich auf ihrem Gesicht.

„Wild war hier," erzählte sie. „Als der Hagelsturm losbrach, trat er ein und frug nach Miß Maud, die ihn zum Unterricht herbestellt hatte. Das Unwetter aber verzögerte das Eintreffen der jungen Dame. Ich zündete im Salon die Lampen an, und da wir — Mr. Wild und ich — von Musik sprachen, so gestand ich ihm, daß ich singen könne. Darauf bat er mich um ein Lied. Ich sang und wurde dabei von Miß Maud überrascht, die mich die Herrin fühlen ließ. Indessen schmerzte mich ihr Schelten nicht, denn Wild hatte meinen Gesang gelobt."

„So? Hm, mir scheint, dir ist viel an seinem Lob gelegen?"

„Ei gewiß, er ist ja Kenner."

„O ja, er ist Kenner." Tom konnte sich einer Regung des Neides nicht erwehren. In Gedanken setzte er dem Anerkenntnis hinzu: Ihn hat das Schicksal reich bedacht, dich versenkte es in Schmach und Elend.

„Da du Mr. Wild lieb hast, Tom, wird dich die Nachricht schmerzen, daß er uns verläßt."

„Wild geht?" Die Frage kam wie ein Aufschrei von Toms Lippen und seinen Händen entfiel die süße Kartoffel, welche er eben zu schälen begonnen.

„Sobald sein Gesuch um Versetzung bewilligt ist, geht er nach Memphis."

„Und warum will er Helena verlassen?"

Bei dieser Frage ihres Gatten schlug Ruth die Augen nieder und stotterte: „Er will — ich glaube — ein Zank mit Miß Maud — Ich weiß wirklich nichts Bestimmtes darüber."

Einen Augenblick atmete Tom tief auf und es kam das wonnige Gefühl der Erlösung über ihn. Er geht und dein Glück wird nicht zerstört! jubelte es in seinem Inneren. Im nächsten Augenblick aber zuckte der Gedanke durch sein Hirn: Sie trennen sich um deinetwillen. Die Liebenden legen ein Opfer vor dich hin, das größer ist als dein Geschenk. Und mit einemmal vernahm er das Rauschen und Gurgeln des Stromes wieder, an dem er während des Tages gearbeitet hatte. Ein Flimmern trübte die Sehkraft seiner Augen.

„Was ist dir?" fragte Ruth, als Tom fassungslos vor sich hinstierte. „Warum unterbrichst du deine Mahlzeit? Soll ich dir die Kartoffeln schälen?"

„Danke, Ruth, danke ... aber ich will nicht mehr essen. Mich überkommt eine Schwäche — hab wohl ein wenig zu viel gethan heute."

„Und es erschreckt dich wohl, daß wir den einzigen Beschützer verlieren."

„Sie denkt nur an ihn," sagte er sich voll Schmerz, während er seinen Platz am Kamin einnahm. Es kam ihm der Einfall, sie auf die Probe zu stellen. „Willst du mir nicht aus der Bibel das Buch Ruth vorlesen?" sagte er.

Digitized by Google

Sie sah überrascht auf bei diesem Verlangen, dann erhob sie sich langsam, holte die Bibel und begann zu lesen. In früheren Jahren hatte die schöne Legende von der dankbaren Ährenleserin ein starkes Echo in Ruths Seele gefunden. Ihr war Boas gleichbedeutend mit Tom, und das Gelöbnis der biblischen Ruth galt ihr als das eigene. An diesem Abend las sie stockend, und plötzlich brach sie ab und sagte: „Bitte, Tom, erlaß mir das heute; ich bin nicht in der Stimmung —"

„Wie du willst, mein Kind," erwiderte er laut, und in Gedanken setzte er hinzu: Sie scheut vor dem Gelöbnis zurück — sie will nicht lügen. Vorüber — alles vorüber!

Ruth flocht am Kamin Toms Haar, wie sie es seit Jahren gethan; sie plauderte von gleichgültigen Dingen und ging früh zur Ruhe. Tom las noch in der Bibel das Kapitel zu Ende, welches Ruth begonnen hatte; allein seine Gedanken schweiften weit aus, und als er sein Lager suchte, betete er im Dunkel: „Vater, laß diesen Kelch an mir vorübergehen!"

Trotz der körperlichen Erschöpfung wurde der Schlaf nicht Herr über die treibenden Gedanken in Toms Hirn, sein Blut kreiste wild und in ihm regte sich der Drang, vor Ruths Lager auf die Knie zu stürzen und sie anzuflehen: Kind, schütte mir dein Herz aus, offenbare mir dein Inneres, wie du es seit fünf Jahren gethan! Aber der Stolz hielt ihn zurück. Er hatte die bestimmte Empfindung, als müsse auch sie schlummerlos mit fieberndem Gehirn auf dem Kissen liegen, und es kam ihm der listige Einfall, sich schlafend zu stellen. Vielleicht verrät sie in der Nacht ihre Gedanken, sagte er sich. Bald darauf ahmte er die tiefen gleichmäßigen Atemzüge des Schlafenden nach.

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, die ihm eine Ewigkeit dünkte, da vernahm er etwas, das ihm kalte Schauer durchs Blut trieb. Von Ruths Bett her tönten die gedämpften Laute eines krampfhaften Schluchzens. In der Stille der Nacht hatte das junge Weib an den Abschied vom Geliebten gedacht, dem jede Fiber ihres Leibes, jeder Gedanke ihrer Seele zustrebte. Jetzt, da sie sich unbelauscht glaubte, zog sie die Decke über den Kopf und ihr Jammer löste sich in einer Thränenflut auf.

Vor diesen halberstickten Schmerzenslauten ging ein Wehgefühl durchs Toms Herz, wie er es nie zuvor empfunden, und ein erhabener Entschluß rang sich in ihm auf. Ich habe ihrer Mutter gelobt, sie glücklich zu machen, sagte er sich. Ihr Weg soll frei werden.

* * *

Ruth war nach Mitternacht unter Thränen eingeschlummert. Die Natur machte ihre Rechte geltend, und es folgte all den Aufregungen des Tages ein tiefer traumloser Schlaf, der bis zum Morgen währte. Ein Kuß erweckte sie. Mit schlaftrunkenen Sinnen bemerkte sie, daß Tom sich über sie geneigt hatte. Sie schlang die Arme um seinen Hals und sagte mit schwerer Zunge: „Willst du schon fort? 's ist wohl schon spät? Ach, ich schlief so süß!"

„Kannst ruhig weiter schlafen, Kind. Muß heute früh nach den Dämmen sehen, denn die Gefahr des Durchbruchs ist groß. Du aber versäumst nichts. Dein Thee steht beim Feuer."

„Du bist so gut, Tom ..." Sie rückte den dunklen Kopf in den weichen Kissen zurecht, um weiter zu schlafen, und fügte matt lächelnd hinzu: „Deine Frau ist ein Faulpelz. — Kommst du mittags zum Essen heim?"

„Nein, mein Kind. Richte die Mahlzeit zum Abend. Ich habe mir zum Lunch etwas in den Korb gelegt. Leb wohl, Ruth."

Es war etwas Fremdartiges, Gepreßtes in seiner Stimme, und als er sich nochmals niederbeugte, um den letzten Kuß auf ihre flaumweiche Wange zu drücken, wandte Ruth den Kopf und sah ihn verwundert an.

„Ist dir nicht wohl?"

Digitized by Google

Tom vermied es, ihr in die Augen zu sehen. „Ich habe wohl gestern mehr gethan, als mein Alter verträgt. Ich schlief schlecht und fühle mich matt. Und gerade heute wünschte ich im Vollbesitz meiner Kraft zu sein, denn die Flut reißt die Schwachen und die Unachtsamen von den Dämmen."

„So geh nicht hinunter!" Ruth schnellte bei diesem Ausruf in die Höhe und faßte Toms Joppe bei der Brust.

Ein glückliches Lächeln stahl sich über dessen Gesicht. Ihre Besorgnis that ihm wohl. „Mein ganzes Leben hindurch hielt ich auf strenge Pflichterfüllung," sagte er, „darum kann ich heute nicht zurücktreten vor der Gefahr. Sollte mir ein Unfall zustoßen, Ruth, so betrachte meinen Verlust als eine Schickung Gottes. Wir müssen stets in Bereitschaft sein ... Ich bin alt ..."

Ruths Augen wurden weit und starr. „Du sprichst so seltsam ..." stammelte sie.

Er fand die Selbstbeherrschung, ihrem Blick ruhig zu begegnen und seiner Stimme eine heitere Färbung zu geben. „Liebste, du solltest öfter an die Möglichkeit einer Trennung denken, weil in diesem wilden Kriege die Gefahr, voneinander gerissen zu werden, groß ist."

„Das weiß Gott," seufzte Ruth und faltete die Hände.

„Sollte mir daher etwas zustoßen, so weißt du, wo unsere geringen Ersparnisse liegen; nimm sie und fahre mit dem ersten besten Dampfer nach St. Louis hinauf. Ich rechne, dort mußt du sicher sein. Dieser Bürgerkrieg kann nicht lange mehr dauern und muß mit der Befreiung unserer Rasse enden. Vielleicht erlebst du noch die Zeit, wo die Weißen sich nicht mehr schämen, den schwarzen Menschenbrüdern die Hand zu reichen. Vielleicht findest du eine Stütze an Master Wild, ich rechne ihn zu den Hochherzigen. Neulich hat er für mich eine Nacht an der Südschanze gearbeitet, damit dir die Sorge um mich erspart würde. Ich rechne, ihm darfst du vertrauen. Doch hoffentlich sind all diese guten Ratschläge überflüssig. Es giebt Stunden, in denen man schwarz sieht. Alte Leute sind voll trüber Ahnungen. Gott schenke dir Frohsinn! Auf Wiedersehen, liebe Ruth."

Er nahm hastig den Spaten über die Schulter und verließ die Villa. Ruth sprang aus dem Bett und lief ans Fenster. Es war eine seltsame Bangigkeit in ihr. Sie fühlte den Drang, den Weggehenden zurückzuhalten, allein als sie Tom draußen ruhig und gleichmütig in den Morgennebel hineinschreiten sah, schalt sie sich furchtsam und zaghaft. Tom hatte in jedem Frühjahr an der Schutzwehr gegen die Hochflut gearbeitet und es war ihm niemals der geringste Unfall zugestoßen; warum sollte ihm jetzt Gefahr drohen?

* * *

Und Tom durchwanderte das Kriegslager mit der äußeren Gelassenheit eines Mannes, der dem gewohnten Tagewerk entgegensieht. Erst als er drunten am Stromufer bei den rauschenden Wassern angelangt war, hielt er an und wendete sich gegen die Villa um. Ein Stöhnen rang sich aus seiner breiten Brust. Er stand allein in der von bläulichem Duft umhüllten Niederung. Zerrissenes Gewölk zog über den Himmel, und er sah in schemenhaften Umrissen das Haus, in welchem er fünf Jahre unsagbar glücklich gewesen war. Nun stand er vor dem Ende. Noch einmal überdachte sein fieberndes Gehirn die Lage. Und er frug sich: Kannst du das Opfer der Liebenden annehmen? Die Antwort gab er sich selber: „Damit das Weib, dem du fünf Jahre des reinsten Glückes verdankst, an deiner Seite hinwelkt vor Gram und Sehnsucht? Nein, nimmermehr! Sie aber in den Arm eines anderen legen und weiterleben? das wäre die Hölle. Nein, es giebt keinen anderen Weg," stöhnte er und rang die Hände. Dann suchten seine Blicke den Himmel und er murmelte: „Verdamme mich nicht, Allmächtiger, wenn ich früher gehe, als du mich rufst! Es sind Kinder für ihre Väter, Bürger fürs

Digitized by Google

Vaterland gestorben, und man hat sie als Helden gepriesen; so rechne ich, du wirst mir es nicht als Sünde anrechnen, wenn ich den Rest meines Lebens hingebe für das Glück meiner Ruth. Du aber leb wohl, Kind meiner Sarah. Sei gesegnet und gedenke meiner in Liebe!"

Er streckte die zitternden Hände zu der Höhe auf und heiße Thränen entquollen seinen Augen. Dann nahm er ächzend seinen Spaten auf und schritt über die Dämme zur Arbeitsstelle hin. Er fand schon einige Schwarze damit beschäftigt, Rasenstücke aufzuhäufen, und grüßte dieselben mit dem Vorsatz, einige Zeit an der gemeinsamen Arbeit teilzunehmen und sich dann in einem Augenblick, wo alle Gefährten, um Material aus der Tiefe heraufzuschaffen, den Damm verließen, ins Wasser gleiten zu lassen. Es dauerte lange, bevor diese Gelegenheit kam. Gegen zehn Uhr erst setzten sich die Arbeiter bei einer Schilfhütte zum Lunch nieder. Tom blieb auf der Höhe, um einen Pfahl einzutreiben. Niemand beobachtete sein Thun. Stürzte er sich nun in den pfeilschnell vorüberschießenden Strom, so mußte es den Anschein gewinnen, als habe er beim Zuschlagen das Gleichgewicht verloren und sei zufällig ins Wasser getaumelt, die wirbelnde Flut aber mußte ihn rasch in die Tiefe reißen. Er versicherte sich noch einmal, daß die Gefährten seiner nicht achteten, dann blickte er über die unabsehbar weite Wasserfläche und murmelte ein letztes Stoßgebet — —

In diesem Augenblick krachte ein Rottenfeuer von der Höhe, das ihn jäh zusammenfahren und von der Flut zurücktreten ließ. Er wendete den Blick und sah, daß bei der Südschanze Rauchwolken aufwirbelten. Gleich darauf vernahm er erneutes Geknatter, dann hallten dumpfe Kanonenschläge durch die Niederung.

Tom geriet bei dieser Wahrnehmung in große Erregung. „Kinder," rief er den aufhorchenden Arbeitern zu, „ich rechne, die Rebellen wollen das Lager stürmen! Man kämpft bei den Schanzen! Ich halte es für meine Pflicht, an die Seite unserer Befreier zu treten!" Hastig lief er über die Niederung der Schanze zu, und bevor seine schwarzen Gefährten ihn einholen konnten, stand er in den Reihen der Unionssoldaten, entriß einem Gefallenen Gewehr und Kugeltasche und warf sich in der nächsten Minute in das Gewühl der Kämpfenden.

* * *

Diesmal handelte es sich nicht um den kecken Handstreich einer Guerillabande, sondern um den Überfall eines wohldisciplinierten und gut geleiteten Corps. Die Rebellen hatten die Absicht, das ganze Lager aufzurollen und die Besatzung Helenas in den Strom zu werfen. Bald entbrannte ein heißer Kampf auf der ganzen Linie der Uferhöhen. Bei den ersten Alarmschüssen der Vorpostenkette war Wild auf einen Wink des Adjutanten hin zu seinem Rapphengst hingestürzt und hatte diesem Sattel und Zaum übergeworfen. In der nächsten Minute stürmte er auf dem feurigen Tier zum Lager hin, um alle Truppen unter die Waffen zu rufen. Und nun blieb er den ganzen Tag über im Sattel. Der Adjutant wußte, daß kein Reiter im Lager an Raschheit und Zuverlässigkeit Wild gleichkomme, und er sandte ihn mit Depeschen zu den bedrohten Punkten. Wild aber schreckte vor keinem Hindernis zurück. Er sprengte sein Pferd in den hoch angeschwollenen, reißenden Bach hinein und durchbrach die Reihen der Kämpfenden wie ein Wetterstrahl. Wo die Kameraden wankten, wo ein Durchbruch der Angreifer zu befürchten stand, brachte er rechtzeitig Verstärkung auf den Plan. Nach mehrstündigem heißem Ringen wurden die Rebellen auf allen Punkten geworfen und bis ins Dickicht der Wälder hinein verfolgt.

Es war gegen vier Uhr nachmittags, als die Sieger ins Lager zurückkehrten. Der General war an diesem Tage stolz und zufrieden. Er verabschiedete seine Leibgarde mit einigen Worten der Aner-

Digitized by Google

kennung, trug aber dem Kapitän noch auf, bei anbrechender Dunkelheit zwei Patrouillen in nördlicher und südlicher Richtung am Waldsaum hinzusenden und ihm dann Bericht zu erstatten. Als der General sich dem Thal zuwendete, bemerkte der Adjutant: „Ich persönlich habe noch einem Mitglied der Leibgarde meinen besonderen Dank auszusprechen. Die Raschheit und Kühnheit, mit der Mr. Wild wichtige Befehle übermittelte, hat viel zur Abwendung der Katastrophe und zur Niederlage des Feindes beigetragen. Was Sie, mein Braver, heute geleistet, grenzt ans Wunderbare. Ich danke Ihnen.“ Er reichte Wild mit einer herzlichen Bewegung die Hand und folgte dem General.

Wild, dem die öffentliche Anerkennung sehr wohl gethan, hörte noch, während er aus dem Sattel sprang und sein dampfendes Pferd der Hütte zuführte, daß Sergeant Frosch zum Führer einer Patrouille bestimmt wurde, die am Abend den Waldrand bis zur Südschanze abstreifen sollte.

„Der Kerl wird vor jedem Schatten ausreißen,“ sagte Felix. „Während des Gefechts war er nirgends zu finden. Es ist hohe Zeit, daß wir Frosch als Invaliden abschieben. Doch ich verspüre einen kannibalischen Hunger. Heute wollen wir unsere Konserven und unsere letzte Flasche Rotwein springen lassen. Meinst du nicht, Oskar? Der Sieg muß wenigstens durch einen guten Trunk gefeiert werden.“

Während Wild die Pferde versorgte, richtete Lieutenant Felix in der Hütte die Mahlzeit her. Dieser speiste dann mit Behagen und labte sich am Rotwein, während Wild hastig und voll Unruhe seinen Hunger stillte.

„Zum Henker, du bist nicht bei der Sache, Ost,“ schalt Felix, als er mit dem Freunde anstieß und dieser, statt sein Glas zu leeren, durch die offene Thür nach der Villa schielte. „Hunger und Liebe sind die treibenden Kräfte im Haushalte der Natur, aber jedes zu seiner Zeit. Erst laß uns dem erschöpften Magen gerecht werden, dann geh, wohin dein Herz dich treibt. Erwartest du Maud?“

„Nein.“ Wild begleitete das Wort mit einer Handbewegung, als wolle er die Nichte des Generals weit von sich wegschieben.

„Aha, die legst du zu den Toten, also beschäftigen sich deine Gedanken mit der schwarzen Ruth.“

Wild nickte, leerte hastig sein Glas und verließ die Hütte mit der zerstreut klingenden Bemerkung: „Ich bin um Toms willen in Sorge.“

„Sonderbarer Schwärmer!“ murmelte Felix lachend, „ich liebe Papa Generals schmuckes Töchterlein, allein die Frage, wo sie während des Gefechts geblieben ist, kann mir nicht das Behagen an diesen köstlichen Dingen rauben.“ Damit schob er einen kräftigen Bissen gepökelter Rinderzunge zwischen die Zähne und füllte das Glas mit dem letzten Inhalt der Flasche.

Als er eben sein Mahl beendet hatte, kehrte Wild besorgt und düster blickend aus der Villa zurück. „Felix, leih mir dein Reservepferd,“ sagte er und griff bereits zum Sattel. „Ich muß zu den Dämmen hinunter. Schikaneder, der in der Wachtstube war, sagte mir, daß Ruth wiederholt nach ihrem Manne gefragt habe und daß sie vor einer halben Stunde etwa nach der Niederung geeilt sei. Ich muß mich nach ihrem Verbleib erkundigen. Es kommt plötzlich eine Bangigkeit über mich —“

„Was für närrische Menschen ihr seid, du und die schöne Ruth. Ihr sorgt euch um den alten Mann, als ob er euer Vater wäre, und doch —“

„Auf Wiedersehen! Grübele heimlich über unsere Dreieinigkeit, aber erspare mir deine Fragen. Die Zeit löst jedes Rätsel. Also abwarten, mein Freund!“

Wild hob die Hand zum Gruß und ritt in flottem Tempo von dannen. Aus dem Lager schallte dem Reiter noch der Lärm der erregten Truppen von allen Seiten entgegen. Die Leidenschaft des

Digitized by Google

Kampfes warf ihre Wellenkreise bis in die Nacht hinein. Hier und dort erkannte eine vor den Blockhäusern stehende Soldatengruppe den kühnen Depeschenträger und grüßte ihn durch schmeichelhafte Zurufe. Als Wild das Lager hinter sich hatte, ließ er sein Pferd weit ausgreifen und im Galopp trug ihn dasselbe zu Toms Arbeitsstelle bei den Dämmen.

Sie war leer. Kein Mensch befand sich in der Runde. Wild rief die Namen Tom und Ruth, allein niemand antwortete. Die Bangigkeit, welche ihn beherrschte, nahm zu. Er wollte nach der Stadt reiten, weil er hoffte, die Vermißten könnten die Läden am Strom aufgesucht haben, um Einkäufe für den nächsten Tag zu machen, der ein Sonntag war. Auf dem Wege zur Stadt aber stieß er auf eine von der Südschanze herabkommende Truppenabteilung. Die vor ihm herschreitenden Infanteristen versperrten den Weg. Als Wild eben übers Feld reiten wollte, schlugen Worte an sein Ohr, die ihn fesselten.

„Der alte Nigger wird ihr Vater sein!" sagte ein Soldat in der hintersten Reihe. „Nein," ertönte eine Stimme aus der Mitte des Zuges, „sie ist sein Weib. Jeffris kannte den Alten, er heißt Tom und ist Verwalter auf Allans Villa."

„Wo finde ich diesen Tom?" frug Wild die Soldaten.

„Unter den Toten auf der Südschanze," antwortete eine Stimme. „Der Alte hat sich mit mehr Bravour geschlagen, als man einem Nigger zutrauen durfte. Den Rebellen war es gelungen, das Sternenbanner von der Flaggenstange herabzureißen. Tom stürzte sich in den Haufen der jubelnden Feinde, entriß ihnen die Beute wieder und fiel, von einem Dutzend Kugeln durchbohrt, als er das Banner zur Schanze zurücktragen wollte."

Wild wandte sein Pferd und ließ es in rasendem Galopp die Höhe hinanstürmen. In seinem Inneren wirbelten die widerstreitendsten Gefühle durcheinander. „Ruth ist frei!" Diesen überwältigenden Gedanken schrie er in alle Winde. Und gleich darauf setzte er zaghaft hinzu: „Und Tom tot! Wie kam der alte friedfertige Mann in die vorderste Reihe der Kämpfenden? Sollte man ihn zur Verteidigung der Schanze gepreßt haben?" Man hatte schwarze Arbeiter zum Bau derselben herangetrieben, somit war anzunehmen, daß man sie auch zur Verteidigung aufgerufen habe.

Dieser Vermutung gab Wild Ausdruck, als Ruth sich bald darauf weinend in seine Arme stürzte. Bei der Leiche Toms, welche etwa zwanzig Schritte vor der Schanze lag, hatte Ruth gekniet, zitternd und erstarrend vor schmerzlicher Überraschung. Als Wild aus dem Sattel sprang und im Tone innigsten Mitgefühls ihren Namen rief, löste sich die Flut verhaltener Gefühle in einen Thränenschauer auf. Und Wild umfaßte die Schluchzende mit seinen Armen, flüsterte ihr zärtliche tröstende Worte ins Ohr und streifte mit seinen Lippen ihr duftiges, entfesseltes Haar.

„Er ist wie ein Held gestorben!" stammelte Ruth, und Wild bestätigte dies nach der Aussage der Soldaten.

„Und er hatte dich lieb!"

„Wie ich ihn; den eigenen Vater schätzte ich nicht höher als diesen Mann, der Zeit seines Lebens die Ketten der Sklaverei getragen."

„Aber was wird aus dem Entseelten?" rief Ruth händeringend, als ihre Blicke abermals auf Toms friedliche Züge fielen.

„Was dereinst aus uns allen wird," entgegnete Wild, und seine Stimme erhielt einen feierlichen Klang. „Wir kehren zur Mutter Natur zurück, der wir entstammen, und leben fort im Weltall. Toms sterbliches Teil ruht erlöst im Schatten dieser Wälder, sein edleres geistiges Teil aber hat sich in unsere Herzen und unsere Erinnerung eingenistet. Tom lebt fort in unserer Liebe."

„O, wie dank ich dir für dieses Wort!" flüsterte Ruth und schlang ihre Arme um Wild. „Du bist so gut wie er, der lange Zeit für mich der einzige Halt war im wilden Getriebe dieser Welt."

Digitized by Google

„Und jetzt küsse zum letztenmal sein ehrwürdiges Gesicht, liebe Ruth. Ich werde morgen für seine Bestattung sorgen."

Wild kniete mit Ruth vor den Toten hin und beide küßten dessen Stirn. Als sie sich wieder erhoben, sank eben am fernen Horizont die Sonne als ein blutroter Ball unter. Dann kamen aus Nordwest dunkle Wolken herauf und der Wind durchrauschte den Wald. „So wie die Sonne ihre Gluten verströmt, so ging Toms Leben zu Ende," bemerkte Wild. „Aus seinem vergossenen Blut sproßt die Blume unseres Glücks."

Ruth schmiegte sich an den Geliebten und schaute träumerisch auf die ersterbenden Rosengluten im fernen Gewölk. „Edleres Blut wurde nie vergossen als das seine," antwortete sie leise, „obgleich man ihn um seiner Hautfarbe willen verachtete — gleich mir. — Liebster!" rief sie, und ihre dunklen Augen schauten fast flehend zu Wild auf, „du bist jetzt mein Hort, meine letzte Stütze, fühlst du dich gefeitet gegen das Vorurteil? Wenn nur ein Schatten davon in deiner Seele blieb, so laß uns an dieser Stelle scheiden, denn an dem Tage, an dem du dich meiner schämtest, würde ich verzweifeln müssen —"

„Könnte ich jemals um deiner Rasse willen erröten, so müßte ich mich selbst verachten. An dieser durch Toms Blut geweihten Stelle gelobe ich dir, treu zu sein, Ruth. Wir gehören einander an fürs ganze Leben. Komm jetzt, du mein Schatz — du mein Weib, und laß uns die Blicke auf die Zukunft richten. Noch haben wir zu kämpfen um unser Glück, aber es ist greifbar nahe — eine Welt voll goldener Hoffnungen thut sich vor uns auf. Wir dürfen uns lieben! O Ruth, wie mich's durchschauert bei dem Gedanken!"

Er preßte sie stürmisch an sich, sie aber lehnte in trunkenem Gefühl den schönen Kopf an seine Schulter und sah lächelnd zu ihm auf. So schritten sie zur Stelle hin, wo er sein Pferd zurückgelassen, und trotzdem das Abenddunkel sich rasch vertiefte, war es ihm zu Sinnen, als breche der Morgen an — der Morgen eines wonnereichen, festlichen Tages.

Als Wild den Zügel des Pferdes von einem Baumast löste, schnaubte das Tier, als wittere es Gefahr. In der nächsten Minute traf ein Windstoß von solcher Heftigkeit die Gruppe, daß das Pferd sich erschreckt losriß und von der unbedeckten Höhe hinab zum Lager jagte. Und mit dem Pferd entführte der Wind Wilds Käppi.

Dieser war so überrascht, daß ihm ein „Potz Blitz!" entfuhr. Dann lachte er leise und fügte in englischer Sprache hinzu: „Der Grauschimmel sollte dich über die Höhe tragen, mein Schatz, nun mußt du den Weg zu Fuß zurücklegen."

„Das hätte ich ohnedies gethan. Meinst du, ich könnte jetzt von deiner Seite weichen? Wenn mich nicht alles trügt, so ist ein Cyklon im Anzug. Halte mich fest, damit, wenn der Sturm uns packt, wir gemeinsam in den Himmel fliegen."

Die Mahnung war kaum gesprochen, so brach ein Wirbelsturm los, vor dessen rasender Gewalt alles in Trümmer zu gehen schien, was nicht von Fels und Erz war. Mit einem leisen Aufschrei warf sich Ruth an die Brust des Geliebten und dieser schlang fest den Arm um ihre zitternde Gestalt. Und der Sturmwind heulte durch den Wald, als seien alle Dämonen der Hölle entfesselt und schrien ihre Wut, ihren Jammer in die Lüfte. Die Eichen ächzten und knarrten, einige Riesencedern, die einsam auf der Höhe standen, wurden entwurzelt und unter Gepolter ins Thal hinabgewirbelt. Aus dem Lager ertönte Geschrei und unheimliches Geknatter. Zelte und Baracken wurden aufgerollt und über den weiten Strom getragen. Und mit einemmal mischte sich ein dumpfes Brausen mit dem Sturmgeheul.

„Die Dämme brechen!" rief Ruth entsetzt. „Nun wird der Strom die Niederung überfluten..."

Neue furchtbare Windstöße erstickten jeden Laut ihres Mundes. Es knatterte

Digitized by Google

und krachte um sie her, als breche der ganze Wald nieder. Wipfel und Äste wurden zur Erde geschlendert und an Wild vorbeigewirbelt. Dieser mußte all seine Kraft zusammennehmen, um nicht niedergeworfen zu werden. Er deckte durch seine Gestalt die Geliebte vor dem Anprall des Sturmes, und während das entfesselte Element ihn umtoste, während die schauerlichen Geräusche sein Ohr füllten, während die ganze Erde in Trümmer zu fallen schien, überkam ihn eine wundersame Empfindung. Ruths Herz pochte ängstlich gegen die Brustwand und Wild meinte, dies halte mit seinem Takt. Er fühlte auch das Wogen ihres Busens, und die Wärme ihres Blutes teilte sich ihm mit. Da hast du die Wunderkraft der Liebe! sagte er sich mit stillem Jubel. Die Welt bricht aus den Fugen und ich achte nicht auf das Kampfgetöse der ringenden Elemente, ich fürchte nicht das Chaos, sondern lausche nur auf das leise heimliche Pochen eines bangen Menschenherzens. Mich durchzittern nicht die Schrecken dieser Nacht, sondern meine Seele durchklingen süße Harmonien, die Träger und Begleiter eines himmlischen Gefühls.

Ein furchtbarer Krach in nächster Nähe rüttelte Wild auf. Eine Eiche wankte und stürzte kaum zehn Schritte von den Liebenden zur Erde nieder.

„Wir müssen vom Saum des Waldes abzukommen suchen," stammelte Ruth.

„Versuchen wir's, gegen die Gewalt des Windes anzukämpfen." Sie schritten Arm in Arm über den Höhenrand, und als sie eine Felswand hinter sich hatten, konnten sie Atem schöpfen und es schien ihnen, als gönne sich der wütige Boreas eine kurze Erholungspause. „Welch ein Glück für unser Corps, daß die Rebellen ihren Einfall am Morgen versuchten und nicht am Abend," bemerkte Wild. „Hätten sie diesen Wirbelsturm zum Verbündeten gehabt, so wäre die ganze Besatzung Helenas im Strom ersäuft worden."

Mächtige Donnerschläge hallten durch die Luft und plötzlich rasselten Hagelschauer gegen die Felswand.

„Auch das noch! Nun ist es Zeit, daß wir ein Obdach gewinnen!" Wild suchte bei diesen Worten Ruths Gesicht gegen die Schloßen zu schützen, und beide wendeten sich auf breit ausgefahrenem Wege dem Stromthal zu.

Sie kamen nicht weit. Durch das Windgebrause und Geprassel der Hagelschauer tönten Schreie zu ihnen herüber. Wild sah im Dunkel eine Reiterschar, dann ein Aufblitzen von Schüssen, und im nächsten Augenblick empfing er zwei Schläge. Er fühlte, wie Ruths Arme sich fest um ihn klammerten. Ein Gefühl des Taumels kam über ihn und er sank mit der Geliebten zur Erde nieder. Über ihn weg fegte der Hagelsturm und scheuchte die Reiter ins Thal, welche gleich darauf gleich Nachtgespenstern im Lager verschwanden.

* *
*

Am Morgen nach diesem Wirbelsturm sah das Missisippithal seltsam verwandelt aus. Eine schimmernde Schneedecke lag über den Höhen und die Niederung war in einen See verwandelt, dessen Wasserfläche sich bis in die Straßen der halbverwüsteten Stadt und ins Lager erstreckte. Papa General hatte mit den Seinen noch während der Nacht vor den eindringenden Wasserfluten die Flucht ergriffen und sein altes Quartier bezogen. Lieutenant Felix erhob sich nach der wüsten Sturmnacht schon, als am Himmel die ersten Rosengluten des jungen Tages sich zeigten. Das Wiehern seines Pferdes hatte ihn aus dem Schlummer geschreckt. Der Grauschimmel, mit welchem Wild ausgeritten war, Ruth zu suchen, stand vor der Thür der Hütte — gesattelt, aber reiterlos. Felix trat zu den Lagerstätten der Kameraden und sah, daß der Sturm auch hier arge Verwüstungen angerichtet hatte. Viele Zelte waren davongeflogen und die obdachlosen Soldaten saßen schaudernd bei den niedergebrannten Lagerfeuern.

Digitized by Google

Felix frug bei den verschiedenen Gruppen nach dem vermißten Freunde. Niemand wußte Auskunft zu geben. Schon wollte er in seine Hütte zurückkehren, da trat Schikaneder zu ihm.

„Ich fürchte fast," sagte dieser, „wir haben während der Malefiznacht einen dummen Streich gemacht. Du sagst, daß Wild fehle? — Herrgott, wenn er es gewesen, auf den wir geschossen — ich könnt mir's mein Lebtag nicht verzeihen!"

„Du erschreckst mich, was ist geschehen?"

„Wo Frosch die Hand im Spiel hat, giebt's allemal ein Unglück!" fuhr der Bursche in weinerlichem Tone fort. „Ich gehörte zu der Patrouille, die nach der Südschanze ritt. Frosch, dieses Kapitalrindvieh, führte uns. Am Waldrand war alles still, kein Feind ließ sich blicken. Kurz bevor wir die Schanze erreichten, sahen wir einen Haufen Leichen am Wege liegen. In der Dämmerung machte uns der Anblick grauslich. Wir faßten unseren schußfertigen Karabiner fester an und ritten weiter. Da brach der schauerliche Sturm los. Und mitten in dem tollen Graus kamen zwei Gestalten über die Höhen herab. Wie Frosch diese erblickt, schreit er gleich einem Besessenen: der Feind! der Feind! und feuert seinen Karabiner los. Dieser Ausbruch der Angst steckt uns an. Auch wir geben unsere Schüsse ohne Überlegung ab, dann reißen wir unsere Gäule herum und jagen mit Frosch um die Wette dem Lager zu. Mir kam die Sache gleich nicht geheuer vor, und jetzt sage ich mir, daß trotz des Wirbelsturms kein Rebell mehr bei der Südschanze herumlaufen konnte. Aber in dem schreckhaften Tumult und bei Froschs Geschrei verloren wir alle Besinnung."

Felix hörte den Burschen kaum zu Ende. Er sprang aufs Pferd und ritt zur Südschanze hin. Als er zur Felswand kam, bot sich ihm ein überraschender Anblick. Fest umschlungen lagen Ruth und Wild inmitten des Schneegefilds. Ihre Körper bargen sich unter der weichen Hülle, die Köpfe aber waren vom Wind entblößt worden. Und die Gesichter der Liebenden berührten sich fast. Es schien, als hätten sterbend ihre Lippen sich im Kuß gesucht. Es lag ein Ausdruck stillen süßen Friedens über den schönen Zügen, und in Ruths dunklem Gelock funkelten die Schneekrystalle wie ein Diadem aus blitzenden Diamanten. Die Morgensonne wob rosig-goldene Reflexe in die Schneefläche, so daß es fast schien, als sei die Tote in ein reiches Brautkleid gehüllt. Über den beiden aber streckten dunkle Cypressen ihre Wipfel in den lichten, sonnigen Morgenhimmel.

Lange stand Felix ergriffen da, und als die warme Frühlingssonne die Eiskrystalle im Haar der Toten in Tropfen verwandelte, da lösten sich auch heiße Thränen von den Wimpern des guten Kameraden ab ...

Die Glocken im Stromthal riefen die Gläubigen zur Kirche. Zur selben Zeit wurden die Toten unter einer der gewaltigen Eichen bestattet, die dem Wirbelsturm getrotzt hatten. Auf Felix' Wunsch war eine gemeinsame Grube für Tom, Ruth und Wild geschaffen worden.

Felix wollte dem Freunde in Gegenwart der Kameraden sahr wohl sagen und begann mit dem Citat: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht," allein er kam nicht weiter. Thränen verlöschten ihm die Stimme. Der Adjutant aber sprach ein warm empfundenes Abschiedswort, und als er die zerfetzte Fahne am Boden sah, für welche Tom gekämpft hatte, breitete er sie über die Toten und schloß mit den Worten: „Das Freiheitsideal, welches unsere Väter und wir selber ersehnten, ist auf diesem Planeten den Lebenden unerreichbar geblieben. Diese Toten aber sind befreit; sie wenigstens ruhen in Wahrheit für jetzt und alle Zeit unter dem Sinnbild unserer Hoffnung — unter dem Sternenbanner."

Digitized by Google

Erinnerungen von einer Fahrt nach Sokotra.

Von

Georg Schweinfurth.

I.

Es war in dem Winter, mit welchem das Jahr 1880 auf die Neige ging, als die Welt zum erstenmal von einem Reiseunternehmen vernahm, das großen Gewinn für die Naturforschung im allgemeinen und insonderheit unseren öffentlichen Sammlungen reichen Zuwachs einzutragen versprach. Mit reichen Mitteln ausgestattet, hatte Dr. Riebeck aus Halle eine Weltreise angetreten, auf der mit allen ihm und seinen Begleitern zu Gebote stehenden Kräften gesammelt und beobachtet werden sollte. Die jungen und rüstigen Männer hatten den Spätsommer in Transkaukasien verbracht und waren in den Herbstmonaten nach Palästina gegangen, wo sie eine interessante Rekognoszierung im Ostjordanlande und jenseit des Toten Meeres zur Ausführung brachten. Hier, beim Berühren wenig erforschter Gebiete, hatten unsere Reisenden zugleich auch die ersten Gefahren und Abenteuer zu kosten bekommen, wie solche keinem der größeren Unternehmungen zu fehlen pflegen. Ein Ereignis aber, von wirklich tragischem Geschick, sollte diese frühe Etappe der Riebeckschen Weltreise zum Abschluß bringen, als beim Übergange über den Jordan nahe bei Jericho Dr. Mook, einer der Reisegefährten, in den Fluten des durch Regengüsse plötzlich angeschwollenen Flusses elendiglich ums Leben kam. Auf einem aus dem Stegreife hergestellten Floße, das zuvor beim Hinüberschaffen des Gepäcks gute Dienste geleistet hatte, wollte sich der Unglückliche in Begleitung eines zur Karawane gehörigen Arabers nach dem anderen Ufer hinüberziehen lassen, das die Gefährten bereits vor ihm erreicht hatten. Als das kleine Fahrzeug mitten in der reißenden Strömung in arges Schwanken geriet, sprang Dr. Mook ins Wasser, um schwimmend das ganz nahe Land zu gewinnen. Er verschwand, hinabgerissen, wie man annahm, von der Strömung und zu den

Digitized by Google

nahen Weidengebüschen, die die Ufer des Jordans umstanden und in denen man ihn geborgen wähnte. Als man nach langem erfolglosem Durchsuchen der Gebüsche wieder zu der Überfahrtsstelle zurückgekehrt war und das Floß ans Land gezogen werden sollte, wurden die Reisenden mit Schrecken gewahr, daß der unglückliche Gefährte mit dem hohen Absatz seiner Wasserstiefel an dem Zugseil hängen geblieben und durch die Strömung hilflos unter das Floß geraten war. Alle Wiederbelebungsversuche geschahen vergeblich und zu spät.

Im darauffolgenden Januar suchte mich Dr. Riebeck in Kairo auf. Unsere erste Begegnung vollzog sich noch ganz unter dem Banne jenes traurigen Ereignisses; denn auch mir war Dr. Mook befreundet gewesen. Regen Anteil hatte ich namentlich an seinen Grabungen und Höhlenfunden bei Heluan nahe Kairo genommen, wenn schon die Einbildungskraft des begabten Mannes und die Schnelligkeit seiner Auffassung für gewöhnlich des Gleichgewichts der kühlen Folgerichtigkeit entbehrte. Dr. Riebeck, dessen überaus gewinnendes Wesen mich bald auf einen vertraulichen Fuß mit ihm brachte, sah damals noch kleinlaut und ziemlich trübselig in die Welt. Von Hause war der Wunsch geäußert worden, er möchte es fürs erste genug sein lassen an den gehabten Erlebnissen und heimkehren.

Auf mein Zureden faßte Riebeck indes bald wieder Mut. Gewisse aus der Ferne ihm als besonders verlockend gezeigte, noch vom Zauber des Unbekannten umkleidete Forschungsziele regten Thatkraft und Begeisterung in ihm von neuem an, und als es ihm gelungen war, in der Person eines ausgezeichneten jungen Arztes, des zu Kairo seßhaften Dr. Mantey, einen Ersatz für den verstorbenen Mook zu gewinnen, konnte die Weltreise mit frohen Hoffnungen fortgesetzt werden. Zuvor hatte ich noch die Reisenden, um sie mit den Eigentümlichkeiten der Wüstennatur vertraut zu machen, zu einem Ausflug nach den Gebirgen am Roten Meer veranlaßt. Am elften Tage hatten wir das Nilthal wieder erreicht; es war der 4. Februar 1881, für immer denkwürdig in der Geschichte Ägyptens, denn das Vorspiel der Revolution, dargestellt durch die gewaltsame Befreiung der vor ein Kriegsgericht gestellten vier Obersten vermittels meuternder Regimenter sowie durch das erste Pronunciamento Arabi-Paschas, vollzog sich an diesem Tage.

Als besonders verlockendes Reiseziel hatte ich zunächst eine Insel hingestellt, die sich für die Fortsetzung der großen Reise sehr wohl als nächste Etappe empfahl, durfte sie doch geradezu für ein losgelöstes Stück von jener großen Welt des Unbekannten gelten, an dessen Grenzen, wie von einem hohen Inselufer aus, der Geist so gern hinausschweift in ferne Regionen, wo der Glaube an das Ungewöhnliche und Wunderbare bestimmte Umrisse verleiht jedem Erzeugnis idealer Schöpfung und wo das Gebiet der Phantasie unaufhaltsam mit dem der Wirklichkeit verschmilzt. Dort, wo der plumpe Weltteil Afrika seinen Arm ausstreckt nach Osten, gleich einem Wegweiser, der auf Indien deutet, da liegt Sokotra, die Dioskoridesinsel der Griechen, die Diuskadra der Inder und als „Heimat der Glückseligkeit" umwoben von allem Zauber der ältesten Mythen, ein Seitenstück zu den am entgegengesetzten Ende des Kontinents, auf den Kanarischen Inseln gesuchten Gärten der Hesperiden. Die nächste Frage war die — wie hinkommen? Zwar führen viele Dampferlinien in Sicht von Sokotra vorbei, aber keine legt daselbst an. Die Insel, obgleich sie an Flächenraum der Rheinpfalz oder dem Großherzogtum Oldenburg gleichkommt, ist hinsichtlich ihres Handels und Verkehrs zu unbedeutend, um Dampfschiffe anzulocken, sie wird überdies wegen ihrer Lage in einem verrufenen Sturmwinkel der Nordost-Südwest-Monsune und infolge gänzlicher Hafenlosigkeit von den Seefahrern nach Möglichkeit gemieden. So verblieb dicht an der großen Heerstraße

Digitized by Google

Ein Trupp Gabbli-Araber aus dem Innern. Nach Originalaufnahme.

Digitized by Google

des modernen Weltverkehrs Sokotra wie ein geographisches Geheimnis. Seit ihrer Entdeckung durch die Portugiesen im Jahre 1507 war die Insel nur wenige Mal in jedem Jahrhundert besucht und noch seltener in schriftlichen Berichten erwähnt worden. Mit dem Zeitpunkte, wo die Dampfschiffahrt dem Welthandel neue Bahnen zu erschließen begann, kam auch Sokotra wieder in Betracht. Im Jahre 1834 hatte die englische Ostindische Compagnie die ersten vorbereitenden Schritte zur Sicherstellung eines regelmäßigen Dampferverkehrs durch das Rote Meer nach Bombay gethan, und behufs Anlage einer dauernden Kohlenstation blieb eine Zeit lang die Wahl zwischen Sokotra und Aden in der Schwebe. Diesem Umstande verdanken wir die erste ausführliche Beschreibung der Insel durch J. R. Wellsted und Haynes, von denen auch die einzige Karte herrührt, die vorhanden ist.

Es war also abermals ein halbes Jahrhundert verstrichen und man hatte in diesem ganzen Zeitraum nur einmal wieder von Sokotra gehört, nämlich in dem Werke des gelehrten französischen Seefahrers Guillain, von dem die Insel im Januar des Jahres 1847 flüchtig besucht worden war. Endlich, es war im Jahre vor unserer Fahrt, hatte ein wirklicher Naturforscher, der Botaniker Bayley Balfour, Sokotra zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht. Zweifelsohne hatte aber der englische Professor nicht alle Neuheiten während der sechs Wochen seines Besuchs auf der Insel zu erschöpfen vermocht, es mußte noch genug für seine Nachfolger übrig bleiben, und so war es in der That. Meinen Reisegefährten voraneilend, war ich am 2. März in Aden angekommen, um daselbst die für den Besuch von Sokotra notwendigen Vorbereitungen zu treffen. Die Ausführung unseres Vorhabens war zunächst von zwei Dingen abhängig, erstlich von der Zustimmung der englischen Regierung, die Sokotra unter ihre Oberhoheit gestellt hatte und bereits damals im Dunstkreise von Afrika ein fremdes Etwas, nämlich ein deutsches Streben nach Kolonialerwerb zu wittern begann; ferner galt es einen der Aden passierenden Dampfer zum Anlegen bei der Insel zu bestimmen. Mein erster Besuch galt also General Loch, dem politischen Residenten von Aden. Diesen Titel führt der Gouverneur von Aden (das administrativ zu Ostindien gehört), weil seine Vollmachten sich auch auf die südarabischen und die Somalstämme erstrecken. Der General empfing mich sehr freundlich, wollte aber durchaus von der Reise nach Sokotra abraten. Er habe schon auf eine telegraphische Anfrage vom Auswärtigen Amt die Antwort gegeben, daß es zu spät im Jahr sei, um die Fahrt anzutreten, Sokotra müsse im Winter, bei Beginn des Nordost-Monsun besucht werden, nicht jetzt, wo derselbe bald zu Ende ginge und die stürmische Periode des Südwest vor der Thür stände. Für unsere naturwissenschaftlichen Zwecke waren Gründe dieser Art nichts weniger als stichhaltig, ich durfte daher vermuten, daß die geplante Reise hier nicht erwünscht komme. Hatte mir doch mein freundschaftlicher Vermittler im Auswärtigen Amte zu London bereits die wahre Sachlage mit den Worten gemeldet: Die Herren schienen von Ihrem Vorhaben, nach Sokotra zu gehen, nicht sehr erbaut. Nun war ich zu meiner Einführung beim General Loch mit zweierlei Empfehlungsbriefen versehen, mit einem guten und einem schlechten. Der gute war privater Natur und stammte vom britischen Vertreter in Kairo, dem vortrefflichen Sir Edward Malet. Der schlechte Brief dagegen war der offizielle und auch dieser war ähnlich dem vorigen Mallet gezeichnet, rührte aber von dem inzwischen verstorbenen Sir Louis her, dem damaligen Sekretär vom Indischen Amte. In diesem Uriasbriefe, den ich natürlich zur Bereicherung meiner Kuriositätensammlung in der Tasche behielt, war gesagt, daß es keineswegs beabsichtigt sei, durch besagtes Schreiben auf den politischen Residenten einen solchen Zwang auszuüben, daß er infolgedessen genötigt

Digitized by Google

wäre, meine Reise durch irgend welche thatsächliche Erleichterung zu unterstützen.

General Loch verwies mich übrigens hinsichtlich aller weiteren Auskünfte, so namentlich wegen der für Sokotra notwendigen offiziellen Empfehlungen an den Captain Hunter, der als Assistent des politischen Residenten das eigentliche Ruder der Adener Lokalregierung in Händen hatte. Diesem hervorragenden Manne, einem der gründlichsten Kenner von Südarabien und dem Somaligebiet, war ich durch ein Schreiben des berühmten (damals noch Obersten) Gordon wärmstens anempfohlen worden. Als er sah, daß wir uns von dem geplanten Besuche der Insel nicht abbringen ließen und selbst vor einer Segelfahrt dahin nicht zurückschreckten, ließ er sich ebenso wie General Loch durch die offenbar schlechte Art und Weise unserer Londoner Empfehlung nicht davon abhalten, uns, wo er konnte, in liebenswürdiger Weise entgegenzukommen. Er gab uns ein offizielles arabisches Empfehlungsschreiben an den Sultan von Sokotra, er verschaffte uns einen der englischen Sprache mächtigen Dolmetscher, der auf dieser Insel zu Hause war, damit er uns im Verkehr mit den eine eigene Sprache (Dialekt des südarabischen Mehri) redenden Einwohnern zu Diensten sei, ferner ordnete Capt. Hunter an, daß wir auf dem Adener Schatzamte die nötigen Sorten Silbergeld und Scheidemünze gewechselt erhielten, nur hinsichtlich der Dampferfrage vermochte er nicht zu helfen. Es stellte sich nämlich heraus, daß selbst Kohlenschiffe für unseren kleinen Abstecher nicht zu haben waren, gar nicht zu reden von den regelmäßigen Post- und Personendampfern, man hätte ein Schiff eigens zu diesem Zweck chartern müssen.

Von Aden nach Sokotra kann man in gerader Linie 520 Seemeilen oder 965 Kilometer rechnen. Ein gewöhnlicher Warendampfer hätte also die Strecke immerhin in zweieinhalb Tagen zurücklegen können. Eine arabische Segelbarke hätte die Überfahrt nach der Insel selbst bei den günstigsten Umständen nicht unter sieben Tagen bewerkstelligt, bei dem starken Nordost-Monsun des März aber mußte man sich auf ein langwieriges Kreuzen an der südarabischen Küste gefaßt machen. Wäre eins von den zwei bei Aden stationierten Kanonenbooten verfügbar gewesen, so hätte der Resident, wie er versicherte, uns hinüberbringen lassen. Damals waren aber alle Schiffe, selbst das der Regierung von Aden eigens zur Verfügung gestellte Depeschenboot, an der Küste von Südarabien in Anspruch genommen wegen dort ausgebrochener Wirren. Capt. Hunter tröstete uns indes mit der Aussicht, daß er vielleicht selbst noch mit dem Depeschenboote hinübergehen werde, dann wolle er uns abholen. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als in Aden eine arabische Segelbarke zu mieten. An Auswahl fehlte es nicht in dem kleinen inneren Hafen bei Maalla, wo die einheimischen Fahrzeuge ausladen, halbwegs zwischen Steamerpoint, dem eigentlichen Landungsplatze, und der im „Krater" gelegenen Aden Stadt. Daselbst wurden mehrere segelfertige Fahrzeuge besichtigt. Eine Barke größerer Art, von der Klasse der baghla genannten, hatte zweihundert Tonnen Gehalt und war, unter persischer Flagge segelnd, nach Bassorah bestimmt. Bald war man um den Preis von zweihundertfünfzig Maria-Theresien-Thaler einig. Als aber der Name des Nachoda oder Kapitäns mit auf den Kontrakt gesetzt werden sollte, wurde dieser wegen offenbarer Wegunkundigkeit kopfscheu und widerrief den Kontrakt. Ähnlich erging es uns mit einer kleineren Barke, deren Laderaum nur fünfzig Tonnen faßte und die doch eine Besatzung von zwölf Mann hatte. Endlich fand sich ein geeignetes Boot von fünfundsiebzig Tonnen, das sehr seetüchtig schien und dessen Bemannung sowie der aus langjähriger Erfahrung mit dem betreffenden Kurse wohlbekannte Kapitän einen Zutrauen erweckenden Eindruck machten. Als wir die „Salamati", so hieß die unter englischer Flagge segelnde Barke, besichtigten, meinte Dr. Riebeck,

Digitized by Google

unter Hinweis auf eine andere von mehr schlanker Gestalt und mit schärfer geformtem Bug, die in der Nachbarschaft vor Anker lag, daß er lieber diese letztere ausgewählt haben würde, denn sie mache einen „schneidigeren“ Eindruck. Das war meine erste Bekanntschaft mit dem Wort in seiner modernen Bedeutung, denn zwischen mir und Fremd Riebeck lag mehr als eine Studentengeneration. Seit jenem Tage habe ich vielfach von schneidigen Offizieren, aber nie von schartigen Diplomaten sprechen hören.

Schnell waren die zwei Wochen meines Adener Aufenthalts verflossen, und zwar in der anregendsten Weise; denn so berüchtigt der Ort auch ist, entbehrt er doch nicht eigentümlicher Reize, namentlich für den Naturforscher, der hier ein kleines Stück der noch unentschleierten Natur Südarabiens zu sehen bekommt. Eine großartig wilde Berggestaltung voll finsteren Ernstes, hebt sich die kleine Halbinsel mit ihren bis zu 600 Metern ansteigenden schwarzen Basalt- und Lavamassen scharf ab von dem flachen Küstensaum Arabiens. In blauen und violetten Tönen gliedert sich am Horizont das nächste Bergland des Yemen, dessen Vorstufen vierzig Kilometer von der Küste beginnen. Seine hervorragende Eigenart, die die größten Handelswege der Welt beherrschende Lage, die uralte Berühmtheit der Örtlichkeit, und nun vollends als Polypenarm britischer Weltmacht gedacht, im Sinne Schillers — das alles könnte Aden mit Recht wohl den Beinamen eines Gibraltars des Ostens verleihen.

Ein ausgebrannter Riesenvulkan mit erstarrten Lavaströmen, die an die tausend Fuß mächtig in Schichten übereinander lagern, scheint Aden zu allen Zeiten der Schauplatz großer Dinge gewesen zu sein. Es giebt Plätze von so ausgeprägter Individualität, daß sie gleichsam wie von der Natur prädestiniert erscheinen zu Sammelplätzen der Menschheit und zu Brutplätzen ihrer Geschichte. Aden gehört zu diesen, und derselbe große Stil der Geotektonik, der uns in Athen, in Rom und in Byzanz mit Bewunderung erfüllt, drängt sich auch in Aden den Blicken auf; ja, hier und nicht anderswo mußte das große Emporium Arabia gelegen sein, das auf den Karten des Ptolemäus prangt und das jahrhundertelang den Vermittler gespielt hat im historischen Weltverkehr des Ostens und des Westens.

Adens heutige Besitzer scheinen diesem Winke der Natur sowie den großartigen Überlieferungen des Altertums keinerlei Rechnung zu tragen. Als im Januar 1889 das fünfzigjährige Jubiläum der Besitzergreifung Adens durch die Engländer gefeiert werden konnte, ist der Tag ohne Sang und Klang, ja, ich glaube fast, ohne daß sich daselbst jemand des bedeutsamen Datums erinnerte, vorübergegangen. Es klingt fast wie ein Anachronismus, und dennoch ist dem so: die Engländer, das erste Handelsvolk der Welt, sie kümmert Handel und Gedeihen von Arabien wenig. Sie dürfen sich mit Nebendingen nicht aufhalten und die Zersplitterung ihrer Macht erfordert ein kärgliches Haushalten mit den verfügbaren Kräften. Zwar wäre es ein leichtes, den Gesamthandel von Südarabien hier zu konzentrieren, es bedürfte dazu nur einer Sicherung der nächsten Handelsstraßen, aber Aden soll in erster Linie ein Waffenplatz sein und ein Stütz- und Hebelpunkt der britischen Macht in Indien. Um dieses Ziel zu erreichen, werden hinsichtlich der Ansiedelung von Arabern und namentlich der in Masse herbeiströmenden Somal sehr beschränkende Verordnungen in Kraft erhalten. Neuerdings sind diese noch verschärft worden, und es wurde zur Entlastung der Stadt von farbigen Einwohnern bei Schech Othman, achtzehn Kilometer landeinwärts gelegen, bei den ersten Brunnen und Kulturen eine eigene Somalstadt angelegt, die jetzt schon mehr als zehntausend Einwohner zählt. Mit großem Eifer sind während der letzten zwei Jahre die großartigen Fortifikationsarbeiten gefördert worden, die ans Aden einen Waffenplatz ersten Ranges zu machen bezwecken. Die auf dem westlichsten Vor-

Digitized by Google

sprung der Halbinsel, über Steamerpoint erbaute, vom Meere aus kaum sichtbare Citadelle wird in Verbindung mit den übrigen ausgedehnten Werken im stande sein, eine Armee von 100 000 Mann Monate hindurch zu schützen und zu beherbergen. Unermeßliche Vorräte an Kampf- und Lebensmitteln können hier aufgespeichert werden, solange England zur See den Vorrang behauptet. Offenbar wird es eine der Hauptaufgaben Adens sein, jeden Versuch zur Überrumpelung englischer Truppentransporte aussichtslos zu machen.

Der schlechte Ruf, den sich Aden hinsichtlich seines Klimas erworben, ist wohl hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß die vielen täglich hier durchkommenden Reisenden bei der Hinausfahrt noch ganz von den Schrecken des im Roten Meere ausgestandenen Schwitzbades erfüllt sind, wenn sie diesen finsteren, anscheinend überhaupt noch nicht erkalteten Lavafelsen gegenübertreten. Nun glauben sie erst recht in eine Hölle geraten zu sein. Aber, wie man in der Hölle nicht stirbt, so scheint es auch hier zu sein: ein ewiges Schmachten, und doch bringt es niemand zum Verschmachten. Die Sterblichkeitsziffer ist selbst unter den zum Teil seit einer langen Reihe von Jahren hier angesiedelten Europäern eine stets normale. Sie beträgt dreiundzwanzig von tausend der Europäer, trotz der beständig durch hier abgesetzte kranke Passagiere und Seeleute verstärkten Zahl! Die Tücken des Tropenklimas, Fieber, Typhus und Dysenterie, sind seltene Gäste. Im Vergleich zu den südlichen Küstenplätzen des Roten Meeres erscheint Aden sehr bevorzugt, namentlich durch seine

Said-ben-Ali-ben-Sanban. Nach Originalaufnahme.

Digitized by Google

beständige Seebrise, denn beide Monsune, sowohl der von Nordost als auch der von Südwest, bestreichen den Platz, dann aber ist Aden, ein wahres Juwel englischer Sanitätspflege, vor allen bevorzugt durch großartige hygienische Schutzvorkehrungen. Dazu kommt noch der durch das ausschließlich aus dem Meere destillierte Trinkwasser gebotene Schutz, und das übrige thun Sonnenbrand, Dürre und menschliche Fürsorge. Der europäische Neuling bekommt da Dinge zu sehen, die ihn mit Bewunderung erfüllen. Die flachen Strecken des Gestades, welche die Ebbe trocken legt, sind durch Zäune abgesperrt und dürfen nicht betreten werden. Aller Kehricht wird in die Berge gefahren, dort in der Sonne gedörrt und schließlich verbrannt. Eine gleiche Behandlung erfahren alle Auswurfsstoffe tierischer Art, und in Verbindung damit stehen die an vielen Stellen errichteten ausgedehnten Anstalten, die der menschlichen Notdurft gewidmet sind. Bei der gleichmäßigen Hitze von Aden kann einem allerdings oft die Geduld reißen, oder man lernt sie hier noch, wenn man sie vorher nicht besaß. Trotzdem ist Aden gegen Massaua, Suakin und Hodedah etwas im Vorteil, denn das Jahresmittel beträgt ungefähr 28 Grad C. Gewöhnlich sind 27 bis 32 Grad C. an der Tagesordnung; das höchste leistet der Juli, derselbe bringt es aber nicht über 38 Grad C. Man darf aber hierbei nicht außer acht lassen, daß bei diesen geringen Extremen die Temperaturgrade allein nicht darüber entscheiden, ob der Europäer die Wärme erträglich oder unerträglich findet; Hauptfaktoren bei dieser Beeinflussung unseres Körpers sind vielmehr die Verhältnisse relativer Feuchtigkeit und Trockenheit, ferner die der Luftruhe und der Windstärke. Bei + 40 Grad C. heißen Windes in Kairo leidet jedermann weit weniger als bei 30 Grad bei geringem Wind in Aden. Herr Suel, dessen besonderer Fürsorge ich durch einen Brief des berühmten Gordon aufs wärmste anempfohlen war, ist ein alter Franzose, der sich seit einem Menschenalter als Reisender, Kolonialunternehmer, Kaufmann und Hotelbesitzer in diesen Gegenden eingebürgert hat. Er behauptet, hier nie krank gewesen zu sein. Auch stammt eine originelle Dreiteilung des Adener Jahres in Jahreszeiten von ihm: passable, tolérable und insupportable, das wären zutreffende Epitheta. Die leidliche Jahreszeit umfaßt Dezember, Januar und Februar; noch zu ertragen sind März, April und auch November; der Rest, das halbe Jahr, gehört einfach in die Kategorie des Unausstehlichen und Unerträglichen.

Ich habe wiederholt in Aden längeren Aufenthalt genommen und jedesmal bot mir die auf den ersten Blick so kümmerlich erscheinende Flora Neues und Unerwartetes. Es hat einen eigenen Reiz, auf mit Klippschliefersfüßen an Adhäsionskraft wetteifernden, gummibesohlten Lawn-Tennisschuhen an den steilen Felswänden umherzuklettern, um sich in verborgenen Klüften und Rissen von kleinen üppigen Pflanzenoasen überraschen zu lassen. Das Adener Gebirge ist auch eine gute Vorschule für denjenigen, der sich an das Bergsteigen in heißen Tropenländern gewöhnen will. Man kann hier ohne Überanstrengung von kleinen Aufgaben zu größeren vorschreiten. Als ich bei meinem vorletzten Besuche die höchste Spitze, den nahezu 600 Meter erreichenden Schemssan (die Engländer schreiben irrtümlich shamsham), erklommen hatte, erschien mir das schon als eine achtunggebietende Leistung. Als ich aber nach mehrmonatlichem Verweilen in den Gebirgen Yemens, wo ich stets in Höhen von 2000 bis 3000 Metern das Kletterhandwerk im größeren Stil betrieb, wieder in Aden eintraf, da konnte ich kaum begreifen, wie mir ein Berg von den Verhältnissen des Schemssan überhaupt hatte Ehrfurcht einflößen können.

Strichregen sind in Aden gar nicht so selten, wie man bei der dürren Beschaffenheit seiner Felsen erwarten sollte. Ich bin auf Exkursionen im Dezember wie-

Digitized by Google

derholt gehörig durchnäßt worden, aber dennoch sind bei dem vielfach porösen und stets zerklüfteten Gestein anhaltende Güsse erforderlich, um in den Schluchten das Wasser zum Fließen zu bringen und die weltberühmten natürlichen Cisternen, die, von den Engländern wiederhergestellt, nahezu fünfunddreißig Millionen Liter fassen, zu füllen, wie das im vorigen Frühjahr geschah, ein nur in Zwischenräumen von mehreren Jahren wiederkehrendes Ereignis.

Ich habe bei Aden eine ganze Anzahl unbeschriebener Pflanzen aufgefunden, und von den ungefähr hundertundfünfzig Arten, die hier wachsen, scheint ein großer Bruchteil ausschließlich auf die vulkanischen Felsen dieser kleinen Halbinsel beschränkt zu sein. Es giebt hier sehr merkwürdige, fast unerklärliche Vorkommnisse, so das der einzigen Loasacee der Alten Welt, der Kissenia. Der echte Myrrhenstrauch ist nicht selten, und es giebt sogar zwei Bäume, eine Sterculia und eine Cäsalpinia, die in dem schönsten Thale der Halbinsel, dem sogenannten Goldmore valley, häufig sind. Dieses Thal, das größte unter den zehn fingerartig am Südabhange des großen Kraters seewärts ausgebreiteten, verläuft nach Westen und überrascht, vom Meere aus betrachtet, durch sein zu jeder Jahreszeit grünes Aussehen. An einem Dezembertage, es war am sechsten nach einem Regenguß, überraschte mich in der nordwestlich vom großen Telegraphenamte gelegenen Felsschlucht ein unerwarteter Anblick. Auf den schwarzen Felsen zu beiden Seiten, da, wo sich die Steilwände mit den Trümmerhalden berührten, lagerte es wie Schnee. Es waren dichte Scharen eines prachtvollen Pancratiums, dessen fußlange zarte Trichterblüten einen wundervollen Duft aushauchten. Die Bewohner von Aden schienen keine Ahnung von diesem auffälligen Vorkommen zu haben. Die große Merkwürdigkeit der Adener Flora aber ist diejenige Pflanze, der die Stadt ursprünglich ihren Namen entlehnt hat, das Adenium, arabisch aden genannt, ein Gewächs mit unförmig verdicktem Stamm, wenigen oder gar keinen Blättern, aber mit prachtvollen roten Blüten. Die bei Aden zerstreut an unzugänglichen Felswänden sprossende Art ist die kleinste ihres Geschlechts, wir werden eine Riesenform desselben in Sokotra kennen lernen, hier sei nur noch erwähnt, daß in der unteren Bergregion des Yemen eine andere drei bis fünf Meter Höhe erreichende Art zu den auffälligsten Charakterformen dieser eigenartigen Flora gehört, wo alles sich verdickt oder fleischig und stachelig zu werden scheint. Dieses Adenium, in den Wintermonaten überladen mit großen, täuschend an den Oleander erinnernden Blüten, bedeckt alsdann die sonst so düsteren Felsgehänge mit unabsehbarem Rosenflor. Im Anblick solcher Blütenpracht machte ein türkischer Offizier die zutreffende Bemerkung, daß, wenn der Yemen ein Landeswappen hätte, kein Emblem dazu geeigneter wäre als die Aden-Blume.

Bevor ich Aden den Rücken kehre, möchte ich noch einige Merkwürdigkeiten aus der kärglich daselbst vertretenen Tierwelt hervorheben. Das wenige, was von Insekten vorhanden ist, klammert sich naturgemäß an die zerstreuten Kräuter und Gebüsche und könnte hier um so leichter von den Feinden überrumpelt werden. Vermöchten Tiere und Menschen allein durch Drohungen für ihre Sicherheit zu sorgen, so bedürfte es keiner Politik und Diplomatie. Die Natur hat daher in ihrer Fürsorge um das Gedeihen aller für Schutz- und Täuschungsapparate gesorgt, die auch in bedrängter Lage eine relative Sicherheit verbürgen. Diese Betrachtungsweise entlehne ich weniger den Lehren Darwins als vielmehr dem Urteile eines Naturmenschen, das mir in einem entsprechenden Falle sehr imponiert hat. Es war an einem durchaus unbesuchten Platze der Küste von Marmarika, als ich im Beisein einiger Beduinen nach einem großen Schnellkäfer greifen wollte. Er fiel auf den Boden und stellte sich tot. Was macht dieser Käfer, fragte ich, weshalb

Digitized by Google

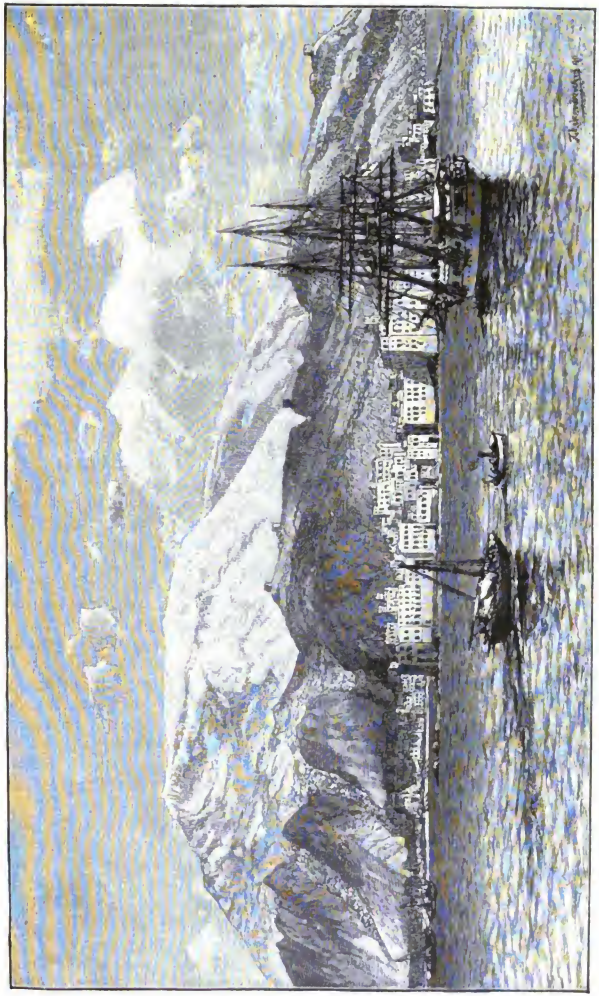
regt er kein Glied? Er macht politika, meinte der Wüstensohn. Und so war es. Darwin hätte von diesen Arabern lernen können; sein Kunstausdruck mimicry (Nachäfferei) ist lange nicht so bezeichnend.

Eins der merkwürdigsten Beispiele von schützender Ähnlichkeit lieferte mir in Aden eine Art Buckel- oder Dornzirpe, eine Oxyrhachis, die auf den Zweigen einer kleinen Akazienart anzutreffen ist und deren zu drei zusammengestellte Stacheln sie durch täuschend gleichartig gestaltete Fortsätze am Vorderrücken wiedergiebt. Die mit ihrer flachen Unterseite sich an die gleichgefärbten Zweige anschmiegende Zirpe ist kaum von den wirklichen Stacheln der Pflanze, die sich unter jedem ihrer Blattansätze vorfinden, zu unterscheiden. An anderen Stellen sitzen sie wie Blattläuse in dichtgedrängten Massen. Mittelgroße schwarze Ameisen laufen, ohne sie zu stören, an den Zweigen auf und nieder und scheinen ihr Verweilen daselbst zu begünstigen, wenn nicht auszubeuten und zu schützen. Ich habe bereits angedeutet, daß in Aden die Insekten bei dem kärglichen Pflanzenwuchs der vulkanischen Gesteine auf die zerstreuten kleinen Gewächse angewiesen sind, wo sie einer um so leichteren Entdeckung seitens ihrer Verfolger ausgesetzt sein müssen. Ihre hauptsächlichsten Feinde scheinen die sehr mannigfaltigen Spinnen zu sein. Es giebt bei Aden überall halbstrauchige Resedabüsche, die sich als ebensoviele grüne Flecken von dem dunkelbraunen Gestein abheben. In den Blütenzweigen dieser Reseda lebt ein kleiner schwarzer Rüsselkäfer, ein Ocladius, von kugeliger Gestalt. Sobald man die Pflanze berührt, lassen sich alle diese Ocladisten zu Boden fallen, wo sie unter den gleich großen Körnern des vulkanischen Sandes verschwinden und durchaus unauffindbar scheinen, bis man kleine grüne Spinnen sie auflesen und fortschaffen sieht.

Am 16. März konnten wir uns endlich mit dem vielen Gepäck und mehreren farbigen Begleitern, unter denen sich auch ein großer schwarzer Neufundländer mit Namen Rappo befand, an Bord der „Salamati“ begeben, wo wir vier Europäer im gedeckten, aber nach vorn offenen Hinterraum es uns so bequem wie möglich zu machen suchten. Da saßen wir nun, achtundzwanzig Menschen zusammengepfercht in dem engen Gefängnis, das uns fast einen Monat lang mit der Lebensweise der frühesten Seefahrer vertraut machen sollte. Der größte Teil der Mannschaft und unsere Leute hockten auf dem erhöhten Hinterdeck, der übrige Raum war durch ein großes Boot, durch die Wasserbehälter, Kochherd und dergleichen in Anspruch genommen. Das Trinkwasser befand sich in einem großen pechausgeschmierten Kasten. Es wimmelte von Mückenlarven, die in sehr gleichmäßiger Entwickelung begriffen waren. Jedesmal, beim Öffnen der Klappe, entwich ein neuer Schwarm, und in windstillen Nächten musizierte ein stets frischer Nachwuchs in unserem „Salon“.

Wir waren gegen Mitternacht abgefahren und gleich begann das Kreuzen bei starkem Seegang. Als der Morgen graute, hatten wir noch nicht einmal das Südkap von Aden umfahren, und noch war uns ein Einblick in das grüne Goldmorethal gestattet. Das gab einen bitteren Vorgeschmack von dem, was noch kommen sollte und was es hieß, gegen den Nordostmonsun kreuzen sollen! Am zweiten Tage war man erst bei Schugra, 110 Kilometer in Ost von Aden, einem Hauptplatz des Gebiets der den Engländern durch Verträge verbündeten Fadhli, die zu den fünf zum sogenannten englischen Protektorat gehörigen Stämmen zählen. Die Fadhli können 6700 Bewaffnete stellen und ihr Sultan hat in Aden ein Anrecht auf neun Salutschüsse. Mit dem britischen Protektorat in Südarabien hat es übrigens seine eigene Bewandtnis. Es ist lange nicht das, was der Name verspricht, denn das ausgedehnte, über 20000 Quadratkilometer umfassende Stück an der Ecke von Arabien, das die Karten unter dieser Bezeichnung mit der Farbe des britischen Kolonialbesitzes markieren,

Digitized by Google



Ansicht von Mokalla. Nach einer Original-Farbenskizze von Prof. G. Schweinfurth.

Digitized by Google

gehört zu den unsichersten Teilen der Halbinsel. Mord und Überfall sind auf den dieses Gebiet durchziehenden Straßen an der Tagesordnung. Bis vor zwanzig Jahren hatte die Adener Regierung sich wenig um die Stämme im Inneren gekümmert. Ab und zu wurden an der Küste Strafexekutionen vorgenommen, gelegentlich der Ermordung von Seeleuten. Als aber die Türken neuerlich (1870) zur Besitzergreifung des Imanats von Sana schritten und das ganze Yemen im engeren Sinne unter ihre Herrschaft brachten, wurde ihnen 100 Kilometer vor den Thoren Adens Halt geboten. Die diesseits gelegenen Stämme wurden, ohne daß sie ihrerseits irgendwelche Verpflichtung England gegenüber einzugehen hatten, vor dem Umsichgreifen der türkischen Machtsphäre sichergestellt, und das nannte man Protektorat.

Wir gingen an Land und strichen, bis an die Zähne bewaffnet, in der nächsten Umgebung von Schugra umher. Alsbald gesellten sich einige Flintenträger des Sultans zu uns, sehr begierig, uns ihren Schutz angedeihen zu lassen.

Schugra hat über tausend seßhafte Einwohner. Die unansehnlichen Strohhütten sind in drei Gruppen verteilt, dazwischen ragen vereinzelte große Steinbauten, von burgartigem Aussehen, hassn genannt, empor. Es sind vierseitige und mehrstöckige Mauerwerke mit pylonisch geneigten Wänden, die in Kriegszeiten als Zufluchtsstätten zu dienen pflegen. Derartige Bauten finden sich vereinzelt überall in den Dörfern der Tehama des Yemen, dem niedrigen Küstenlande, wo die eigentlichen Wohnungen wie hier aus Strohhütten bestehen. Im Gebirge aber ist jedes Haus von Stein und wie eine Festung.

Bei Schugra mündet ein aus dem Gebiete der Jaafi herabkommender Regenbach, in dessen trockenem Bette die Brunnen liegen, die tadelloses Wasser enthalten. Im Umkreise sind lichte Akazienhaine, belebt von den verschiedenartigsten Singvögeln. Sehr mannigfaltig sind die Kulturen. Man traut es dem kümmerlichen Aussehen der Gegend kaum zu, daß hier so vielerlei gedeiht, ein deutlicher Hinweis auf die noch unendlicher Erweiterung fähige Bodenkultur in Südarabien. Es fehlt offenbar an Händen, und besonders überrascht die große Anzahl von Negern, also Sklaven, die man auf den Feldern thätig sieht. Außerdem giebt es noch eine eigene Arbeitskaste, chadim, gleichsam Leibeigene, denen der Bodenbau obliegt und die von den echten Arabern ungemein verachtet werden, weit mehr als die käuflichen Sklaven und Neger. Letztere führen in Yemen (Südarabien) den unpassenden Namen Habeschi, das heißt Abessinier, während doch die Habeschiat, wie Eduard Glaser nachgewiesen hat, selbst ein südarabischer Stamm war, der um das dritte Jahrhundert vor Christo aus der Gegend des heutigen Mahra nach Afrika überzusiedeln begann, wo er mit der Zeit das äthiopische Königreich stiftete, das selbst wieder erobernd sich später nach Arabien zurückgewandt hat. Solche irrtümliche Bezeichnungen scheinen ein besonderer Fluch der Negerrasse zu sein, nennt man sie doch bei uns Mohren (Mauren, also Mauritanier) und Arab in Rußland. Hier mögen sie den dritten Teil der Bevölkerung ausmachen. Man sah bei Schugra ausgedehnte Sorghumfelder, die an Üppigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Sie liefern das hauptsächliche Grünfutter für die Tiere. Sorghum ist aber als Getreide und Brotfrucht auch hier die erste Grundlage der menschlichen Existenz. Pennisetum (dachn) und Eleusine (keneb) bildeten große Felder. Überrascht war ich, unter den angebauten Getreidearten auch echte Hirse, die milisartige (rumi) zu finden; ihr Anbau stammt offenbar aus Indien. Weißer Honigklee und Luzerne waren als Futterkräuter gebaut, ich beobachtete ferner süße Bataten, Lubia- oder Vignabohnen, Sesam, Anis, verschiedene Kürbisse, Wassermelonen, Flaschenkürbisse und sogar Zwiebeln, deren Pflege in solchen

Digitized by Google

heißen Strichen auf besondere Schwierigkeit stößt, schließlich in den Gärtchen bei den Wohnhütten Granatäpfel, Guava und Anacardium.

In Schugra waren wir Zeugen eines mir stets unvergeßlichen Beispiels von Fremdenhaß und fanatischem Ingrimm. Wir standen am Ufer und warteten auf das Boot. Mein nubischer Diener brachte aus einer benachbarten Hütte Trinkwasser, das ihm von den dort weilenden Frauen in einem hübschen aus Holz geschnitzten Becher verabfolgt worden war. Man hatte eben getrunken und den leeren Becher dem Diener zurückgegeben. Da kam von ungefähr der Eigentümer, ein Araber, herzu, er riß das Gefäß dem Nubier aus der Hand, schleuderte es zu Boden und zertrat es mit den Füßen. Das alles geschah dicht vor unseren Augen. Dem beleidigenden Gebaren des Arabers konnte nur die Absicht zu Grunde liegen, ein durch die Berührung mit Christen verunreinigtes Gefäß für immer unbrauchbar zu machen. Es sei hierbei hervorgehoben, daß es keine Lehre des Islam giebt, die eine derartige Handlungsweise rechtfertigen oder entschuldigen könnte. Fünfundzwanzig Jahre beständigen Verkehrs mit Mohammedanern hatten mir ähnliches noch nicht vor die Augen gebracht.

Schugra war im Januar 1866 von den Engländern gänzlich zerstört worden. Die damalige Bestrafung für Nichtauslieferung von Mördern wird aber wohl auf die neue Generation wenig Nachwirkung ausgeübt haben. Die Fadhli, sagt Major Hunter, sind ein hochmütiges, kriegerisches und unbotmäßiges Volk; in hohem Grade sind ihnen sowohl die Vorzüge als auch die Fehler der wahren Beduinen eigen. Herr A. Deflers, der im vergangenen Frühjahr von Schugra aus einen botanischen Streifzug nach dem Gebel Kor ausführte, hat an dem Sultan der Fadhli schlimme Erfahrungen gemacht. Der Sultan und seine Leute waren Muster von Verlogenheit und unersättlicher Habsucht. Aber es gab doch noch Beduinen, wie sie im Buche stehen. Ein solcher Ehrenmann war Said-ben-Ali-ben-Sauban, der dem französischen Botaniker das Geleit gab und der nach Deflers' Zeugnis sich unter allen Verhältnissen und in geradezu ritterlicher Weise redlich und uneigennützig erwies. Sein Bildnis, besonders geeignet zur Kennzeichnung der südarabischen Rasse, ist nach einer von Herrn Deflers aufgenommenen Photographie hier beigefügt. Arabien und die Araber sind eine Welt unvermittelter Gegensätze, und ihre Rolle in der Geschichte ist und bleibt ein ungelöstes Rätsel. In diesem lichterfüllten Sonnenlande sind die Schatten tiefer markiert als unter den Nebelschleiern unseres Himmels. Von einem solchen Gesichtspunkt aus muß man auch diejenigen Erscheinungen betrachten, welche unter dem Ausdruck Fanatismus zusammengefaßt werden. An der Peripherie reiben sich die aufeinanderstoßenden Körper, und an den Grenzen der Völker, zumal an den großen Heerstraßen des Weltverkehrs, müssen die Gegensätze aufeinanderplatzen und naturgemäße Steigerung erfahren. So wird man denn auch im eigentlichen Yemen, soweit das Kulturland der Berge reicht, weniger von jenem finsteren Fanatismus gewahr, wie er uns überall in den Küstenplätzen als Friktionserscheinung gleichsam, oder wie ein Schmerzensschrei erlittener Vergewaltigung im Ringen der Völker gegenübertritt. Um nochmals auf jenes Erlebnis in Schugra zurückzukommen, sei als Gegenstück noch erwähnt, daß ich auf dem Wege nach Sana Leute von der Karawane, Nationalaraber, Wasser aus einer meinen Hunden beigegebenen Blechschüssel trinken sah, Hunden, die zu berühren in Aden und Hodeda sich jeder aufs ängstlichste gehütet haben würde.

Bei sehr hochgehender See und steifer Brise wurde die Fahrt am 20. März fortgesetzt. Nach endlosem Kreuzen mußten wir aber nachts wieder zu unserem Ausgangspunkte zurückkehren, um bei Schugra sicheren Ankergrund zu suchen.

Digitized by Google

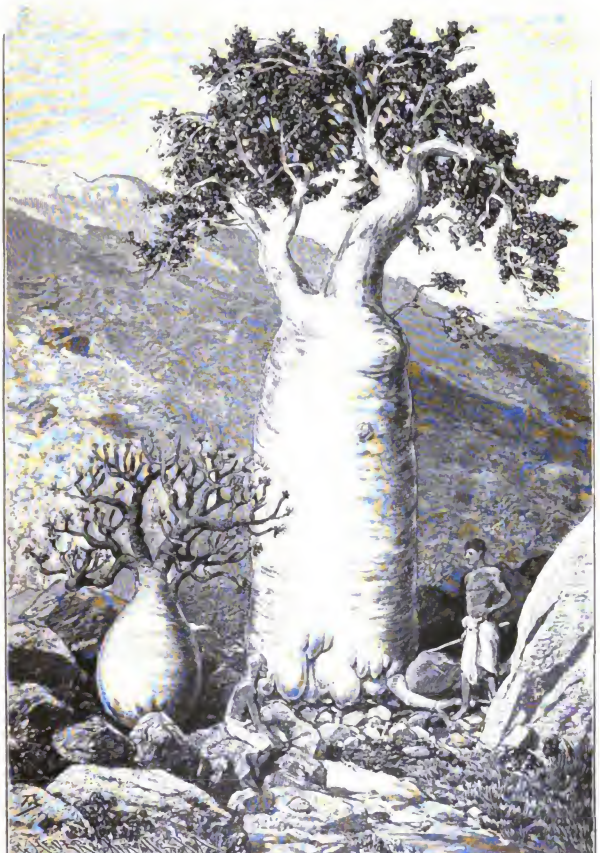
Die arabischen Seeleute hatten ein Bravourstück zum besten gegeben, das ihnen so leicht nicht einer der unserigen im Norden nachmachen würde. Auf allen arabischen Barken ist das Wenden des einzigen großen Segels stets mit fürchterlichem Gepolter und vielem Geschrei verknüpft. Die gesamte Bemannung führt um das Deck herum eine Trampeltour aus, indem sie das Segelzipfel um das Vorderende der abwärts gerichteten Segelstange herumzubringen und dann mit dieser zusammen die Wende auf die andere Seite des Mastbaums auszuführen hat. Diesmal entriß die Gewalt des Windes den Leuten das Segelende, es flatterte fort und das Seil fiel weitab ins Meer. Augenblicklich sprang nun unser Sokotraner Dragoman, der ein Schwimm- und Taucherkünstler ersten Ranges war, über Bord und holte trotz des hohen Seegangs und der schnellen Fahrt das Seil wieder herbei.

Nachdem wir einen zweiten Tag am Lande zugebracht hatten, machten wir uns am 22. von neuem ans Kreuzen. Wir fuhren sieben Stunden lang gen Südost in die hohe See hinaus und dann unter spitzem Winkel wieder zum Lande zurück, um so einen kleinen Vorsprung zu gewinnen. Vier Tage lang wurden diese Manöver und auch die Nächte hindurch fortgesetzt. Oft ging es um die Wette mit den Delphinen. Viele größere Barken hatten denselben Kurs und trafen sich wiederholt mit uns. Nachts, wenn bei diesen Begegnungen das vielstimmige „hoh" der Mannschaft ertönte, begleitet von dem gewaltigen Brausen der Flut und gefolgt vom geisterhaften Echo der anderen, dann gab es ein schreckhaftes Auffahren aus dem Schlaf, der Matrosenchor aus dem Fliegenden Holländer klang wieder im Ohr und wüste Traumbilder traten vor die Seele des Reisenden. Meine Gefährten hatten sich die Seekrankheit bereits abgewöhnt und wir konnten des Kaisers Geburtstag in festlicher Weise begehen. Das Trinken war übrigens leichter als das Essen, da bei den ungestümen Bewegungen unserer Barke von der Aufstellung eines Tisches durchaus abgesehen werden mußte. Selbst viereckige Kisten waren mit Stricken ans Deck festgebunden, auf daß sie nicht ins Rollen kämen. Die nußschalenartige, breite und tiefe Bauart der arabischen Barken hat dagegen den Vorteil, daß man selten von Spritzwellen belästigt wird. Das Fahrzeug hält sich beständig auf der Oberfläche der Wellen und folgt allen Kurven, die diese beschreiben. Bei überaus heftigem Sturm reßt man das Segel und überläßt sich, falls nur die hohe See erreicht ist, unthätig der Fürsorge des Höchsten. Bei der sehr festen Bauart dieser Barken hat man von den Wellen nichts zu fürchten.

Die arabische Barke ist unter den Seefahrzeugen dasjenige, was das Kamel unter den Last- und Reittieren ist, das zuverlässigste, aber auch das unliebenswürdigste Gebilde. Wie das Kamel mit seinem störrigen und ungebärdigen Sträuben, vornehmlich aber durch das wüste Gebrüll, sein unablässiges Kollern und Gurgeln den Reisenden abstößt, so auch die arabische Barke durch ein Übermaß mißliebiger Töne. Wie das ächzt und stöhnt in allen Fugen, wie das Tauwerk, weil dürr und ungeteert, kreischt und quiekt, wie die Rollen knarren und die Züge hühnerartig gackern, und wie das alles übertönt wird von dem Pochen der Wogen an den Schiffswänden, den Rippenstößen, die das Meer erteilt! Da ist mehr Harmonie im Sausen des Segels, in der brausenden Schaumflut am Bug. Aber zu alledem kommt noch der Mensch, die Schiffsmannschaft, die an nichts Hand anzulegen vermag, ohne sich dazu erst durch wilden Gesang oder durch verzweifeltes Schreien zu ermuntern. Den Höhepunkt des Getümmels und der Verwirrung, einer weiteren Steigerung nicht mehr fähig, bildet alsdann der vorhin geschilderte Moment der Segelwende.

Am 26. März waren wir erst 350 Kilometer von Aden bei Bolhaf angelangt,

Digitized by Google



Gambēn. Nach einer Original-Farbenſtizze von Prof. G. Schweinfurth.

einem wegen günſtiger Ankerverhältniſſe bevorzugten Landungsplatze. Ein Steinhaus, umgeben von elenden Hütten am öden troſtloſen Sandgeſtade, war alles, was zunächſt in die Augen ſtach. Wir gingen an Land und hatten das Glück,

Digitized by Google

den Sultan, der zufällig an die Küste gekommen war, zu treffen. Es soll deren an die vierzig, größere und kleine Duodezsultane, Stammesoberhäupter, Dynasten und dergleichen zwischen Moskat und Aden geben, sämtlich durch Verträge mehr oder minder dauerhaft in den festen Ring der britischen Macht- und Interessensphäre gefügt. Unter den um den Preis der englischen Freundschaft seitens dieser kleinen Dynasten eingegangenen Verpflichtungen sind drei als besonders bezeichnend für die Politik Englands hervorzuheben: Verzichtleistung auf den Sklavenhandel zur See, desgleichen auf Gebietsabtretungen an fremde Mächte und schließlich Beschränkung der gegenseitigen Befehdung auf Unternehmungen zu Lande, unter Ausschluß der See.

Landeinwärts von Bolhaf hausen die Dihabi-Beduinen, die ihrer Verwegenheit und Volksmenge wegen von den Nachbarn sehr gefürchtet sind und von deren eigentümlicher Staatsverfassung uns Wellsted berichtet, der erste Reisende, welcher diese Gegend kennen lernte, als er im April 1835, gelegentlich der Küstenaufnahme des Palinurus, einen Ausflug ins Innere unternahm und bei dieser Gelegenheit, etwa neunzig Kilometer von der Küste, die hochwichtige Entdeckung einer alten Himyaren-Burg machte, welche heute Nagh-el-hagar genannt wird. Der Sultan, ein junger, auffallend schöner und edelgestalteter Mann, gab uns zu einem kleinen Ausflug einige seiner Bewaffneten mit. Die Leute scheinen in Südarabien überall dasselbe Aussehen und die gleiche Tracht zu haben. Letztere ist für gewöhnlich auf ein kümmerliches Lendentuch beschränkt, das aus farbig gestreiftem Baumwollenstoff besteht und so geschürzt wird, daß es wie ein Rock bis an die Knie reicht, ein deutlicher Anklang an die indische Welt, welcher in Nordarabien durchaus fehlt. Bei aller Ärmlichkeit ist stets ein Prunkstück vorhanden, nämlich der Gürtel mit silberbeschlagenem Dolch, dazu die rohe Luntenflinte. Eine Kopfbedeckung wird verschmäht, aber langes Haupthaar beschattet das wenig bärtige Gesicht, bald mit wirr herabfallenden Ringellocken, bald wie eine flatternde Mähne, und am Grunde zusammengebunden, stolz und indianerhaft wild! Schwerter und Lanzen scheinen für gewöhnlich nicht in Gebrauch zu sein oder nicht beständig mitgeführt zu werden.

Von Bolhaf ab westwärts ist das Land zu einer seichten Meeresbucht ausgeschweift, die man Gubbet-el-Ain nennt. In geschlossenen Reihen umgeben diesen Ort einförmige Hügel vulkanischen Ursprungs, hoch hinauf sandverweht durch die Dünen am Gestade. Im Hintergrunde gewahrt man höhere geradlinige Abfälle mit Schichtengliederung, wahrscheinlich Sandsteingebilde. Hin und wieder unterbrechen schwarze vulkanische Massen mit vielzackigen Kämmen und Kegeln diese im ganzen farblose und wenig malerische Bergscenerie. Das nähere Binnenland ist voller Ortschaften, und auf weite Strecken soll der Boden wohlbebaut sein. Wir folgten auf unserem Gange westwärts der Küste und betraten ein hier ausstretendes kleines Thal, Namens Schign. Es herrschte in demselben eine verzweifelte Dürre und Wasserlosigkeit, aber, obgleich von kleinen Kräutern keine Spur nachzuweisen war, fanden sich doch viele große Sträucher in Blüte und mit frischem Laub. Drei neue Arten, unter anderen eine noch unbeschriebene Akazie, waren das Ergebnis dieser Exkursion. Als der Abend kam, bot sich uns am Meeresufer ein merkwürdiger Anblick. Der Himmel bedeckte sich mit Schwärmen einer großen Vogelart, die von West nach Ost in unabsehbaren Zügen heimkehrten. Es waren schwarze Scharben oder Kormorane, die ihre Sammel- und Brutplätze auf einigen kleinen Felseilanden zunächst der Küste haben. Des Morgens, gegen sieben Uhr, sah man sie wieder gen Westen hinausziehen. Nach der Dauer ihres Vorbeikommens, der Zahl der Reihen und nach der Geschwindigkeit ihres Fluges schätzten wir die Anzahl auf 300 000.

Digitized by Google

Nachdem wir in der Nacht abgefahren waren, kamen wir gegen Mittag bei zwei der erwähnten kleinen Vogel- und Guanoinseln vorbei. Die erste hieß S-chah, die zweite Báragah. Diese kleinen Eilande bestehen aus vielen eigentümlich gefalteten Sandsteinschichten, die mit ihren überhängenden Gesimsen und zerfressenen Löchern den Vögeln vielbegehrte Ruheplätze darbieten. Sie sind von oben bis unten weißgetüncht und erscheinen wie mit einem Tuche bedeckt von Scharbengnano. Bei dem benachbarten Meidahah, einem Bolhaf völlig gleichen, aber mit einer Moschee ausgestatteten Platze, wo wir wegen einer notwendigen Segelausbesserung Halt machen mußten, lagen am Ufer große Haufen dieser hier rabbisch genannten Substanz aufgespeichert. Der Guano wird in kleinen Böten nach Makalla gebracht, von wo aus er in ganzen Schiffsladungen zur Ausfuhr gelangt, namentlich für die Zuckerplantagen auf den Inseln im Bereich der ostafrikanischen Gewässer. Am 29. März infolge des Sturms und der starken Strömung am Ras-el-Kelb, wo die Küstenlinie eine markierte Biegung macht, vor Anker zu gehen gezwungen, hatten wir die Nacht hindurch eine fürchterliche Schaukelprobe zu bestehen. Die arabischen Barken haben stets eine Anzahl Anker zu ihrer Verfügung und sie sind, dank ihrer zahlreichen Bemannung, im stande, auch da, wo die Anker treiben und schleifen, neue vermittels eines kleinen Boots auszuwerfen und so durch Anziehen der Seile den alten Standort wiederzugewinnen. Sie trotzen auf diese Art jedem Sturm und sind unverhältnismäßig mehr in der Gewalt des Menschen als unsere Dampfer, falls letzteren die geringste Havarie an der Maschine passiert. Unsere fünfundsiebzig Tonnen fassende Barke hatte zu ihrer Bedienung zweiundzwanzig Mann; diesem Verhältnisse entsprechend würde unseren großen Postschiffen eine Bemannung zukommen, wie sie nur Kriegsschiffen eigen ist.

Abends gab es ein großartiges Leuchten der See; ich erinnerte mich nicht, eine derartige Intensität des Phänomens je erlebt zu haben, obgleich ich zu allen Jahreszeiten im Roten Meer gewesen und auf eigener Barke dasselbe acht Monate lang befahren habe. Mit jeder neuen Woge schienen ganze Ströme weißglühenden Metalls dem Meere zu entsteigen und unablässig sprühte im Schaume der braudenden Wellenkrone ein majestätischer Funkenregen von zerstäubtem Naß. Das Phänomen war jedoch großen Schwankungen unterworfen. Zu Nord und Nordost gewahrte man nachts wiederholt starkes Wetterleuchten, die Regenzeit in den Gebirgen Hadhramauts hatte begonnen. Der Himmel war auch tags über meist bedeckt. In dieser Zeitperiode, beim Schluß des Märzmonats, erschien die Lufttemperatur von großer Gleichmäßigkeit, sie schwankte nur wenig um + 27 Grad C., die des Meeres war an der Oberfläche zwischen 27 und 28 Grad. Von fünf Uhr morgens pflegte eine leichte Brise zu beginnen, die zur Hälfte zu- und zur Hälfte abnehmend zwölf Stunden währte. Um sieben Uhr nachmittags frischte sich von neuem die Seebrise auf, und im ersten Teil der Nacht hatten wir wiederholt starken Wind.

Östlich von Ras-el-Kelb, das eine dem Küstengebirge vorgelagerte stumpfe Sandnase darstellt, wird man am Gestade durch weit ausgedehnte Akazienbestände überrascht. Ein großer periodischer Bach, der aus den Gebirgen von Hadhramaut herunterkommt, hat hier seine Austrittsstelle, es ist das Uadi Maifaa. Durchaus kahle Gebirgsmassen von 300 Metern Höhe treten nun hart an die Küste heran. Sie schimmern in grünlichen und rötlichen Farbentönen und scheinen, nach ihrem vielzackigen Aussehen zu urteilen, aus Granit und Diorit gebildet. Diese Gebirge bauen sich in fünf bis sechs Reihen gegliedert von der Küste aus coulissenartig auf. Die Gestaltung ist äußerst pittoresk und die Farbenpracht entwickelt hier jene mineralogische Schönheit, die den Beschauer mit ihrer nackten Sterilität aussöhnt und

Digitized by Google

von jedem Pflanzenschmuck absehen läßt. Bei einer Ghâbar genannten Lokalität gewahrte man abermals die Austrittsstelle eines kleinen sehr grünen Thales. Diese dichten freudiggrünen Pflanzenmassen sind nichts als ungeheure Haufen von durcheinandergewachsenem Gesträuch und Schlingkräutern, namentlich der dickfleischigen und rundblätterigen wilden Weinrebe, welche Südarabien eigentümlich ist, desgleichen der Salvadora. Unsere Schiffsmannschaft schwamm nun ans Ufer, um ein von früher her zurückgelassenes Boot zu holen. Wegen des unliebsamen Verzugs folgte unsererseits eine energische Auseinandersetzung mit den Leuten. Dafür aber gaben sie uns abermals eine Kraftprobe seemännischer Tüchtigkeit zum besten, welche Erwähnung verdient. Das Boot war nämlich durchweg leck und geriet beim Flottmachen alsbald ins Sinken, aber den vereinten Anstrengungen aller Schwimmenden gelang es, das Fahrzeug über Wasser zu halten. Andere kamen mit Tauen zu Hilfe, sie tauchten, sie blieben minutenlang unter Wasser; endlich waren die Taue unter dem Boot zusammengeknüpft und man konnte dasselbe an Bord hissen. Das war bei dem argen Geschaukel keine Kleinigkeit. Als unthätige Zuschauer dieser vielbewegten Scene wußten wir nicht, was an den Leuten mehr zu bewundern war, ihre beispiellose Virtuosität im Schwimmen und Tauchen, oder die unverwüstliche Kraft ihrer Lungen; denn klar und voll und ohne jegliches Zittern der Stimme erklang mitten in der Arbeit die Kraft ihrer Kehlen.

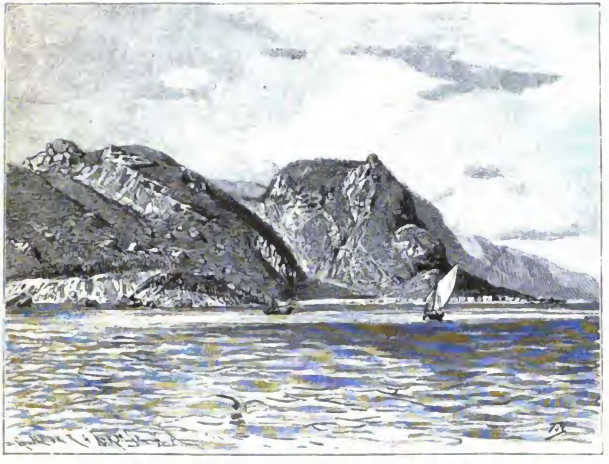
Am 1. April segelten wir im Abstande von 12 Kilometern bei der größten Stadt Südarabiens, bei Makalla vorbei. Die vielstöckigen Gebäude der am Fuße eines mit mehreren kleinen Forts gekrönten Steilabfalls erbauten Stadt verraten die Bedeutung dieses wichtigsten Hafenplatzes von Hadhramaut.

„Ja cher bender fi'l messabba" (o, schöne Stadt am Steilabfall), so beginnt ein Lied, das die Truppen des Negib von Makalla singen — „tritt hinein und du wirst Freund und Genosse: da schwärmen sie umher, die siebzig Krieger, des Nachts im Schutze der Dunkelheit" — u. s. w.

Am Nachmittage hatten wir Gewitter und Regen von der Landseite. Unmittelbar darauf sank das Thermometer auf 23,8 Grad C., die niedrigste Temperatur, die wir in diesen Breiten erlebt haben. Abends passierten wir einen ebenso beträchtlichen, wenn nicht noch volkreicheren Platz, nämlich Schehr, wo ein indischer Mohammedaner, der vor Jahren hier als Kaufmann ansässig wurde, und nachdem er den Negib von Makalla durch Finanzkünste in Mitleidenschaft gezogen und ruiniert, nach und nach sich die höchste Gewalt anzueignen verstanden hat.

Wir hatten die Nacht hindurch ein gutes Vorwärtskommen und sahen in der Frühe el-Hami vor uns, ein kleines wohlgebautes Städtchen mit kastellartigem Pylonenbau an seinem Westende. Hier gingen wir, weit außerhalb der Stadt, an Land. Wir ließen unser Boot vermittels der starken Brandung ans seichte Sandgestade heranschwemmen mit einem herzhaften Ruck. Nun sprangen wir aufs Trockene und eilten der nahen Ortschaft zu. Vor dem Eingang derselben empfing uns, umgeben von einem stattlichen Gefolge würdiger Mitbürger, Abdallah-Said, der Thronfolgsultan, Sohn des Onkels des Sultans (Negibs) von Makalla. Mich als den ältesten und in seinen Augen würdigsten der vier Genossen ergriff er sofort bei der Hand und gab mir das Ehrengeleit zu seinem dreistöckigen Hause in der Stadt. Diese Gebäude ermangeln allerdings des stattlichen Aussehens derjenigen von Makalla, sind sie doch nur aus ungebrannten Ziegeln erbaut, aber alles sah nett und „proper" in ihnen aus. Die Fenster entbehrten der Glasscheiben, aber sie waren mit zierlichem Holzgitter verwahrt. Auch die Treppe befand sich in gutem Zustande. Eine Menge unreifer Kokosnüsse ward alsbald zu unserer Bewirtung herbeige-

Digitized by Google



Ansicht von Kadhub. Nach einer Original-Farbenskizze von Prof. G. Schweinfurth.

schafft, und wir schlürften begierig das bacillenfreie Naß der lebensfähigen Gewebe, da die Vorsicht uns stets an die Gefahren voreiligen Wassergenusses gemahnte. Die Kokospalmen von el-Hami sollen aus Sansibar stammen, sie gedeihen hierselbst vortrefflich und bezeichnen für das Jahrhundert, in welchem wir leben, die Westgrenze ihrer Verbreitung am Ufersaume des asiatischen Kontinents.

El-Hami hat seinen Namen von einer warmen Quelle, die hier aus dem Kalkfels von Korallen zu Tage tritt. Sie hat eine Temperatur von + 60 Grad C. an der Austrittsstelle. Trotzdem sieht man grüne Algen an den Oberflächen wuchern in Verbindung mit ausgeschiedenem Schwefel und Kalkkrusten. Die Kalke des Küstensaumes, die den vorhergegangenen Korallenbildungen ihr Dasein verdanken, sind überall schwefelreich, d. h. sie enthalten reinen Schwefel in Krystallen. Die Schwefelwasserstoffdämpfe der Quelle aber entweichen, und nach der Abkühlung bleibt das Quellwasser in sehr reiner Gestalt zurück.

Auf einer botanischen Exkursion in der Umgegend fand ich mehrere Neuheiten. In der Nähe von el-Hami, da, wo die frühere von den Bergbewohnern gelegentlich einer Fehde mit Makalla zerstörte Stadt gelegen war, dehnen sich heute Haine von Dattelpalmen aus; da finden sich auch Hennasträucher, Jujuben und Sykomoren, welche letztere hier den überraschenden Namen Süggama führen, was zufälligerweise an die alte griechische Bezeichnung erinnert. Die Kokospalme (hier mehdah) stellte mehrere üppige Gruppen und Dickichte dar, belebt von reizenden kleinen Vögeln, namentlich buntschillernden und kolibriartigen Honigsaugern. Es gab da wahrhaft idyllische, lauschige Schattenplätze, geweiht der Nymphe des Waldes und der Quelle. Es murmelte und plätscherte im Schatten der Laubfülle, und hoch oben, im Zwielicht grell einschneidender Sonnenblicke, erklang das vielstimmige Lied der farbenschillernden

Digitized by Google

Sänger. Die Ausbeute an seltenen Vögeln war groß. Leider gestattete die uns zur Verfügung stehende Zeit nur ein flüchtiges Naschen und Kosten von diesen mannigfaltigen Gaben der Natur. Keine Hunde waren am Ort zu sehen, der nuserige machte daher Furore, d. h. alles geriet bei seinem Anblick in Schrecken und Angst vor unreiner Berührung. Auf den Terrassen der Häuser aber standen die Frauen und schauten unverwandten Blicks auf Rappo, der unermüdlich seinen Herren am Strande erlegte Vögel apportierte.

Es gab hier eine Unmenge süßer Bataten von vortrefflicher Qualität. Sie gehörten der rotrindigen, mehligen Art an, die in jeder Beziehung unseren Kartoffeln ebenbürtig zur Seite steht, man muß nur vom überflüssigen Zuckergehalt der Knollen absehen. Wir verabschiedeten uns aufs herzlichste von unserem jovialen Gastgeber Abdallah-Said, in dessen Hause unsere Diener nach Belieben geschaltet und aus landesüblichen Produkten die vortrefflichsten Speisen zubereitet hatten. Frische Kartoffeln wurden ihm nebst anderen Geschenken zur Vermehrung der Wohlfahrt seines Landes verabfolgt und wir schieden in herzlicher Freundschaft.

Bei Fortsetzung unserer Fahrt gen Osten hatten wir wiederholt vorübergehende Regenschauer und Gewitter zu bestehen. Häufig gab es einen grellen Umschlag, und Regen und Gewitter kehrten zurück, von wo sie gekommen. Das Vorwärtskommen in Nordost war trotzdem gefördert. Am 3. April kamen wir morgens glücklich ums Ras Scharma herum. Nachmittags waren wir dem Uadi-Assid gegenüber, einem großen, tief aus dem südarabischen Hochland herauskommenden Thal mit breitem, von Dattelpalmen erfülltem Regenbett. Die Dattelpflanzungen sind ein Werk des Stammes der Hamum. In Ost, nur wenige Kilometer vom genannten Uadi, liegt am Ufer das Städtchen Qosser, zu dem Gebiet von Scheher gehörig. Es folgten die Ortschaften Sserrar und Reida, beide im Gebiet der Hamum. In el-Hami waren unsere Wasserbehälter neu aufgefüllt worden, aber trotzdem erschien die Mückenbrut, die sie bargen, von unerschöpflicher Generationskraft. Immerdar aufs neue ergoßen sich Ströme blutgieriger Schmarotzer über unsere vielgeprüfte Existenz. Als wir unseren Kurs in Ostsüdost fortsetzten, hatten wir gegen Abend des 4. April das Ras Scharuen in Sicht, bei nahezu 20 Kilometern Abstand vom Ufer. Die Schiffsmannschaft veranstaltete eine außergewöhnlich lange Gebetsübung, denn es stand nun der gefürchtete Akt der Durchquerung des Weltmeeres (der geringste Abstand in der Luftlinie beträgt 330 Kilometer!) bevor. Nun zeigten sich auch die jungen Begleiter von einer milderen Seite, die Klagen über langsames Fortkommen und über Mückenplage, das Schimpfen auf den Unverstand der Araber ward seltener, man begann sich zu ergeben. Am dritten Tage unserer Fahrt hatte das Murren begonnen. Sie behaupteten, es sei Wahnsinn, im neunzehnten Jahrhundert mit Segelbooten zu reisen. Da appellierte ich an ihr Gefühl und beschwichtigte sie mit dem Hinweis auf Columbus und Vasco de Gama, die seien auch gesegelt! Dünkten sie sich etwa etwas Besseres zu sein als diese verehrlichen Männer u. s. f. — das waren Argumente, gegen welche jedes Stichhalten modernen Aberwitzes unmöglich erschien. Es sollte nun die direkte Überfahrt nach Sokotra beginnen und der Kompaß wurde hervorgeholt, denn solange noch die Küste zur Orientierung diente, segelte man ganz instinktiv nach dem Gefühl, d. h. dem Eindruck folgend, den der Wind auf das Gesicht hervorbrachte, also buchstäblich nach Inspiration. Am 5. April waren wir genau in Süd vor Sahud, einem westlich von Ras Scharuen gelegenen Orte, der Abstand von Sokotra betrug hier 400 Kilometer. Wir hatten ab und zu dunkle schwarze Linien vor uns, Gewitterstriche, die unter heftigen Güssen zu durchqueren waren. Wenn das Segel bereits ganz

Digitized by Google

durchweicht war, wurde es herabgelassen, und alle krochen darunter, um sich vor der Nässe und der ungewohnten Temperaturerniedrigung auf 24½ Grad C. zu schützen. Es machte einen lächerlichen Eindruck, zu sehen, wie diese marinen Amphibien sich vor dem Regenwasser fürchteten. Am zweiten Tage der nach Südsüdwest gekehrten Fahrt — einen direkteren, mehr östlichen Kurs wagte man nicht zu nehmen, aus Furcht, in den unermeßlichen Ocean hinaus verschlagen zu werden — waren wir immer erst 36 Kilometer von der Küste entfernt. Einige sechs Fuß lange Fische hielten dicht am Schiff mit uns gleichen Kurs. Die Seeleute nannten sie Tha-uwina, eine Bezeichnung, die nach Dr. Klunzinger dem lachsartigen Serranus, einem der größten Bewohner des tiefen Meeres, zukommt. Diese schönen Fische waren wiederholt unsere Begleiter, besonders nahe bei Sokotra. Alles, was sich im Wasser bewegt, schimmert hier lasurfarben oder bläulichviolett, man kann sich nicht satt sehen an dieser Augenweide. Auch die streckenweis sehr häufig angetroffenen großen Medusen oder Schirmquallen gewähren den prächtigsten Anblick. Die von den Arabern „Sellät" genannte Art Rhizostoma gehört zu den größten, die es giebt. Die Quallen bewegen sich, oder halten sich vielmehr in der Schwebe, durch rhythmisches Auf- und Zuklappen ihres violetten Schirmes, bei ungefähr drei Metern unter der Oberfläche. Unser Sokotraner holte unermüdlich davon so viel an Bord, als uns beliebte.

Als der Wind immer noch nicht zunehmen wollte, entsandten die Schiffsleute einen unserer Diener mit der Botschaft an mich, sie wüßten, daß ich eine Pflanze Namens Charmel an Bord gebracht hätte, diese sei schuld an dem ungünstigen Wetter und sie verlangten mein Herbarium zu durchmustern. Ich hatte alle Not, zu verhindern, daß meine Pflanzenmappen durchsucht oder gar über Bord geworfen wurden. Schließlich sagte ich ihnen, sie sollten sich schämen, als Mohammedaner von derartigen Dingen zu sprechen und so wenig Gottvertrauen an den Tag zu legen; den Zauberwahn hätten sie wohl von dem Schwarzen (ein solcher befand sich nämlich unter der Mannschaft), dem Heiden. Wenn sie die Geister des Meeres beschwören wollten, sollten sie den fetten Neger abschlachten und opfern! Das gab natürlich ein unbändiges Gelächter; nur der kleine Sklavenjunge des Kapitäns machte ein schiefes Gesicht und schien die Sache ernst zu nehmen. Welche Bewandtnis es eigentlich mit dem Charmel oder Chargel hatte, konnte ich nicht erfahren. In der Cyrenaica schreiben die Beduinen dem Charmel genannten Peganum Harmala Zauberkräfte zu. Als Chargel wurde mir in Südarabien eine stachlige Solanum-Art bezeichnet (S. coagulans), die man auch Sodomsapfel nennt und die hier auf allen Feldern ein gemeines Unkraut war. Denselben Namen führt in Nubien die Solenostemma, eine Asklepiadee.

Auf die Windstille folgte bald stürmischer Ost, so daß die Segelstange herabgelassen werden mußte. Die Barke ächzte in allen Fugen, aber das Kielwasser nahm nicht zu. Unsere Seeleute behaupteten, daß im mittleren Teile des Golfs von Aden zu dieser Jahreszeit die Strömung nach Osten so stark sei, daß man genötigt wäre, mehr südlichen Kurs zu halten. In der Nacht des vierten Tages, seit wir die Südküste von Arabien verlassen, begann das Unwetter abermals, Sturm aus Ost begleitet von Gewitterregen. Das Segel ward eingezogen und die Mannschaft verkroch sich, so gut es ging, unter Deck und Decken. Drei Stunden hindurch währte das Rollen fürchterlichster Art, das Meer spielte geradezu Fangball mit unserem Schifflein. Die Nubier glaubten, nun ginge es ans Untergehen, es ging aber nur drunter und drüber, sogar vierkantige Kasten kamen ins Rollen. Mein Idris, der Mahaffi vom Nil, ein Süßwasserkünstler, der seinesgleichen suchte und beim Wettschwimmen alle an Schnelligkeit ausstach, blieb standhaft auf dem

Digitized by Google

hohen Hinterteil des Decks, um sich erforderlichen Falls durch Schwimmen retten zu können. Der andere Nubier wandte sich jammernd bald an den einen, bald an den anderen von der Schiffsmannschaft, aber diese Unmenschen antworteten nur durch — Schnarchen! In dieser Nacht sind wir durch die Unthätigkeit der Seeleute um mindestens 60 Kilometer von unserem Kurs ab nach Westen verschlagen worden, trotz der entgegengesetzten starken Strömung. Nun hatten wir aber auch endlich einmal einen Tag mit günstigem Winde, der abwechselnd aus Nordnordwest und aus Nordnordost blies, so daß wir fast mit vollem Winde segeln konnten. Nachdem wir noch einen letzten Nachtsturm durchgemacht, sahen wir in der Frühe des 9. April endlich ganz nahe vor uns die Nordwestecke von Sokotra, das Ras Bedu und davor zu unserer Rechten das kleine, 50 Meter hohe Klippeneiland Sſel-el-heiſſi über und über weißgetüncht mit dem Guano der hier brütenden Vögel. Bald darauf tauchten auch, als der Himmel sich mehr und mehr zu klären begann, die Gebirgshöhen des Inneren aus den Wolken, und in größter Erwartung richteten wir die Gläser auf das Ziel unserer Wünsche. Von dem centralen Gebirgsstock der Insel, der über 1500 Meter Höhe erreicht, war zwar bei einem Abstande von 60 Kilometern noch nichts zu sehen, als wir uns aber gegen Abend vor Galonsir, einer kleinen, wegen ihres guten Trinkwassers und einigermaßen geschützten Ankerplätze häufig besuchten Ortschaft befanden, konnten wir gen Südost in ein breites Thal mit hohen Dolomitwänden hineinblicken, in dessen Mitte ein Bach mit beständigem Wasser und sehr breitem Kiesrinnsal dahinfloß. An seiner Mündungsstelle beim genannten Dorfe ist er von einem dichten Haine niederer Dattelpalmen beschattet.

Der Landschaftscharakter hatte viel Eigentümliches, konnte aber auf besondere Reize keinen Anspruch erheben. Im Gegensatze zur südarabischen Küste überraschte zunächst ein grünlicher Anflug auf allen Flächen, dazu eine Anzahl dunkler Punkte, die ebensoviele große Sträucher verrieten. Vom Ras Bedu aus zieht sich am Nordrande der Insel entlang ein über 300 Meter Höhe erreichender Steilabfall, von hellgrauem Aussehen mit weißer regelmäßiger Schichtenbänderung. Am Fuße desselben breiten sich strauchbewachsene Schutthalden aus, und wo diese dem Meeresspiegel sich nähern, gewahrt man rote Hügelanschwellungen. Es ist Granit, welcher, durchzogen von Dioriten und Hornblende, das Rückgrat der Insel darstellt. Miocäne Dolomite bilden die aufgelagerten Plateauglieder, und wo sich näher am Gestade Flächen ausbreiten, bestehen dieselben aus ganz neuen Meeresgebilden, teilweise aus zu einer Art Nagelfluh zusammengebackenen Geröllen verschiedener Art.

Galonsir liegt ganz im Palmenbusch versteckt. Seine winzigen Häuser aus Lehm und Gerölle werden von etwa zweihundert arabischen Fischern und Händlern bewohnt, welche letztere sich von den Bergbewohnern Aloe, Drachenblut und andere Produkte der Insel zutragen lassen. Die Brandung ist unbedeutend, die Flut beträgt hier acht Fuß englisch. Bei unserem Landgang empfingen uns die Bewohner sehr freundschaftlich. Alle Europäer werden auf Sokotra Frengi genannt (Franken); die Bezeichnung Inglihß oder, wie die Adener Araber zu sagen pflegen, hengliss (Engländer), schien hier durchaus nicht im Gebrauch, da man auch unseren Vorgänger, den Professor Balfour aus Glasgow, einen Frengi nannte. Auf den palmenbeschatteten Hinterwassern des Baches tummelten sich die verschiedensten Wasservögel, namentlich Wildenten, Löffelreiher und Flamingos.

Eine Exkursion thalaufwärts gewährte mir den ersten Einblick in die eigentümliche Pflanzenwelt der Insel, von welcher die Hälfte der Arten bisher nur hier beobachtet wurde. Bei näherer Besichtigung löst sich zunächst die vom Meere

Digitized by Google

aus als einförmig grünliche oder, besser gesagt, moosgrüne Fläche erscheinende Pflanzendecke in folgende Bestandteile auf. Die ersten fünfhundert Schritt zunächst dem Gestade sind ausschließlich mit einer der Insel eigentümlichen Art Flohkraut bewachsen, dann folgt eine Zone von gertenartig aufschießendem Strauchwerk, einer Krotonart, schließlich, bis an den Fuß der ersten Vorhügel reichend, ein ununterbrochenes Dickicht von 10 bis 15 Fuß hohen Sträuchern, meist Rubiaceen eigentümlicher Art. Es hatte vor kurzem stark geregnet, aber man sah es doch der Vegetation an, daß sie ihren diesjährigen Höhepunkt hinter sich hatte. Die gelben verdorrten Gräser verrieten es. Ganz enge, einspurige Pfade schlängeln sich durch dieses sonderbare astlose Buschwerk, wo man trotz aller Dichtigkeit stets den Sonnenstrahlen preisgegeben war. Die unterste Hügelregion dagegen war bereits durch höheren Baumwuchs ausgezeichnet, dort standen die größeren Stämme nur vereinzelt und dicht eingekeilt in niederes Strauchwerk. Hier überraschten uns zum erstenmal jene merkwürdigen dickleibigen Stammgebilde mit wenig Ast- und Laubwerk, die der Flora von Sokotra ein so eigentümliches Gepräge geben und die man ihres vorsündflutlichen Aussehens halber die Pachydermen des Pflanzenreichs nennen könnte. Das merkwürdigste Beispiel dieser Sokotraner Charaktergewächse ist der „Gamhen" genannte Baum, von dem hier eine Abbildung beigegeben ist. Derselbe gehört zu den Kürbisgewächsen und entwickelt Laub, Blüten und Früchte, deren Gestaltung unter den in dieser Pflanzenklasse auftretenden Formen nichts Befremdendes hat. Um so merkwürdiger ist der Stamm. Bis zu einer Höhe von vier Metern bildet er eine plumpe Säule von ein bis zwei Metern im Durchmesser. Die Rinde ist glatt und kreideweiß, so daß die aus dem dunklen Moosgrün der Gebüsche hervorleuchtenden Gamhenstämme von weitem wie ebensoviele Marmorsäulen erscheinen und dem Ankömmling einen höchst rätselhaften Anblick gewähren. Der Holzkörper des Stammes strotzt von Saft und ist dabei von so mürber Beschaffenheit, daß sich mit dem Taschenmesser Stufen ausschneiden ließen, um zu den blütentragenden Zweigen zu gelangen. Diese Gamhenstämme erreichen ungeachtet ihrer weichen, rübenartigen Textur doch ein sehr beträchtliches Alter, denn Wellsted giebt an, daß ihm bei Kadhub ein Exemplar gezeigt wäre, in dessen Rinde arabische Inschriften eingeschnitten waren, die, nach ihrer Datierung zu urteilen, aus dem Jahre 1640 stammten und demnach über zwei Jahrhunderte alt sein mußten. Etwa fünf Kilometer landeinwärts von Galonsir, am Fuße der die Nordseite des vorhin erwähnten Thales begrenzenden Steilwände, hatten die Insulaner, als sie noch Christen waren, also etwa bis zum Beginn des vorvorigen Jahrhunderts, ihre Begräbnisplätze. Die Örtlichkeit heißt Maharef. Wo die Dolomitfelsen auf dem Granit lagern, sind hier überall natürliche Höhlen und Löcher entstanden, deren Zugänge von außen vermauert wurden behufs Herstellung wohlverwahrter Grabkammern. Ich fand in einer jeden derselben drei bis fünf Schädel von vorzüglicher Erhaltung, und Dr. Riebeck hat eine ganze Anzahl derselben nach Deutschland gebracht. Da es sich um nichtmohammedanische Gräber handelte, ward uns bei unseren Nachforschungen seitens der Eingeborenen nicht das geringste Hindernis in den Weg gelegt. In diesen Felsengräbern fanden sich außer zahlreichen Zeugfetzen und kleinen cylindrischen Holznäpfen, wahrscheinlich Trinkgefäßen, die den Toten beigegeben waren, keinerlei Kunstprodukte. Die Zeugreste bestanden aus bunt und in mannigfaltigen Mustern bedruckten Baumwollstoffen, offenbar indischer Manufaktur.

Sokotra hat an seinem Nordrande eine Küstenlänge von über 140 Kilometern, und bis Tamarid hatten wir noch über 50 Kilometer längs der Küste nach Osten zu segeln. Den ersten Tag kamen wir nur langsam vorwärts, indem wir dicht unter

Digitized by Google

der zur Küste abfallenden Steilwand hinfuhren, die, auf einem sehr regelmäßigen Unterbau von Schutt- und Trümmerkegeln thronend, wie schwarzgefleckt erschien von zahllosen, im grellen Schatteneffekt der Mittagssonne hervortretenden Höhlen und Löchern. Mit dem Nachtwinde ging es dann wieder munter vorwärts, und als der Morgen graute, gewahrten wir am flachen Meeresgestade unter einem grünen Vorsprung des Berglandes die weißgetünchten Häuschen von Kadhub, einem in der Nähe von Tamarid gelegenen Fischerdorf. Auf einem sonderbaren floßartigen Fahrzeuge, das aus den schwammigfaserigen Stämmen des Adenium zusammengefügt war, nahten sich uns alsbald einige Leute, die Fische und in Lederschläuchen Milch feilboten. Ich fand Zeit, eine Ansicht von Kadhub zu entwerfen, dessen Umgebungen sich weit malerischer ausnahmen als die von Galonsir. Steile Felsabstürze und sanft gerundete Gehänge erfreuten in anmutigem Wechsel der Bergformen das Auge des Beschauers. Der eigentümliche Strauchwuchs, der alle Abhänge bis oben hinauf gleichmäßig bedeckte, nahm sich aus der Ferne aus wie eine Hülle von flockigem Moos. Am untersten Hügelvorsprung zunächst dem Ufer sah man aus den Dickichten eine solche Menge von weißen Adenium- und Gamhenstämmen hervorleuchten, daß hier die Einbildungskraft den Sokotraner Bergwald sehr leicht zu einem Friedhof voller Marmorsäulen umgestalten konnte.

Es war Mittag geworden, als wir endlich im Angesicht von Tamarid, unserem ersehnten Reiseziel, die Anker fallen ließen, am siebenundzwanzigsten Tage nach unserer Einschiffung in Aden! Von den Einwohnern aufs freundschaftlichste begrüßt, trafen wir sofort die nötigen Anstalten, um unser Gepäck ans Land zu schaffen und in dem nahe am Ufer gelegenen Palmenhain ein Zeltlager aufzuschlagen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Digitized by Google

Giordano Bruno, der Märtyrer und Philosoph.

Ein Beitrag zu seiner Würdigung

von

Hedwig Bender.

Die Gegenwart hat, soweit das in ihrer Macht stand, gesühnt, was die Vergangenheit an einem der edelsten Vorkämpfer der Gedankenfreiheit, an einem der größten Denker und Geisteshelden aller Völker und Zeiten verbrach: sie hat das Andenken Giordano Brunos der Vergessenheit entrissen, sie hat ihm ein Standbild auf der Stätte seines Opfertodes errichtet und sie hat dieses Standbild für alle Zeiten zum Wahrzeichen der geistigen Freiheit gestempelt und in demonstrativer Weise zum Symbol derselben geweiht. Unverwischt und unvergessen lebt die Erinnerung an die Feier der Denkmalsenthüllung vom 9. Juni 1889 im Gedächtnis der Mitwelt fort, und unverwischt und unvergessen wird auch für immer der Eindruck bleiben, den damals jeder Unbefangene von der imponierenden Großartigkeit derselben und von dem ebenso weihevollen wie ungestört harmonischen Verlauf jenes denkwürdigen Tages empfing.

Und denkwürdig war jener Tag in der That; denn es ist gleichsam ein Fest der Auferweckung und geistigen Auferstehung gewesen, das man damals in Rom beging — ein Fest der Auferstehung eines großen Toten und der Wiedererweckung seines Andenkens im Gedächtnis der Welt. War doch Bruno jahrhundertelang in Wahrheit fast zu den Toten geworfen und haben doch Tausende und aber Tausende, die dem weiteren Kreis der Gebildeten angehören, bis in die jüngste Zeit hinein seinen Namen nicht einmal gekannt. Und ist doch auch für diejenigen, die ihn kannten, dieser Name aller Wahrscheinlichkeit nach in den meisten Fällen nicht mehr gewesen als ein totes Wort und ein leerer Schall. Denn selbst in fachwissenschaftlichen Kreisen hat man noch vor wenigen Jahren — verschwindende Ausnahmen abgerechnet — nur ganz obenhin von ihm Notiz genommen, ihn meist mit kurzen Worten abfertigend als „einen der vielen obskuren Philosophen aus den Tagen der Renaissance". — Wie sehr hat sich dieser Zustand der Dinge in den letzten zwei Jahren geändert! Brunos Persönlichkeit ist im Verlauf derselben zu wiederholten Malen in augenfälliger Weise in den Vordergrund des öffentlichen Geschehens getreten, seine wissenschaftliche Bedeutung ist von den verschiedensten Seiten her erörtert und neu beleuchtet worden, und die Thatsache, daß er mit einemmal so erstaunlich viel von sich reden machte, hat Interesse und Anteilnahme in immer weiteren Kreisen für ihn geweckt.

Wer oder was war dieser merkwürdige Mann? Verdient er die Bewunderung, die ihm plötzlich so reichlich zu teil geworden, oder hat nur ein Spiel des Zufalls nach nahezu dreihundert Jahren seinen Namen vorübergehend der Nacht

Digitized by Google

des Vergessens entrückt? Solche und ähnliche Fragen werden unwillkürlich — angesichts des Ganges der Ereignisse — in jedem Unbeteiligten laut. Indem ich dieselben zu beantworten versuche, wende ich mich in erster Reihe einer kurzen Darstellung des Lebensganges und der Schicksale Brunos, soweit sie bekannt sind, zu.

Schon rein äußerlich betrachtet, ist dieser Lebensgang durch die vielfachen Wechselfälle, an denen er reich gewesen, und durch die erschütternde Tragik seines Ausgangs ungewöhnlich und interessant. 1548 zu Nola in Campanien geboren, wird Filippo Bruno schon frühzeitig dem geistlichen Stande geweiht; unter dem Namen eines Bruders Giordano tritt der kaum fünfzehnjährige Jüngling zu Neapel in den Dominikanerorden, wo er 1572 die Priesterweihe erlangt. Aber die Natur hat ihn zum Dichter und Denker, und nicht zum Klosterbruder bestimmt; für einen freien und selbständigen Geist, wie er ihn besitzt, ist innerhalb der Klostermauern und Ordensregeln kein Raum. Das wird dem jungen Novizen nur allzu bald zu seinem Schaden klar. Phantasievoll und feurigen Geistes, von glühendem Wahrheitsdrange beseelt, wissensdurstig und leicht empfänglich, gerät er bald nach allen Seiten in Zwiespalt und Konflikt. Das Studium antiker Denker und Dichter, dem er sich mit Inbrunst hingiebt, weckt eine Welt von kühnen Gedanken, die der kirchlichen Dogmen und Lehrmeinungen spotten, eine Welt von großen Ideen, die ihn begeistern, in seinem Kopf. Unfähig, den Umschwung zu verbergen, den sie in seinem Denken hervorgerufen, verfällt er schon mit zweiundzwanzig Jahren, ehe er noch die Weihen empfangen, dem Verdacht der Ketzerei. Zwar zieht die Wolke noch einmal vorüber, aber ein neues und schwereres Unwetter sammelt sich einige Jahre später, Unheil verkündend, über seinem Haupte. Diesmal ist die Gefahr ganz nahe: die Anklage ist schon erhoben worden und die Einleitung des Prozeßverfahrens steht unverzüglich bevor. Dem Bedrohten steht nur noch ein Rettungsweg offen: Bruno erkennt das und entschließt sich zur Flucht. Er entweicht insgeheim aus dem Kloster und reißt die Bande, die ihm zu Fesseln geworden, mit kühner Hand entzwei; er gewinnt sich mit der körperlichen zugleich die geistige Freiheit wieder — aber er gewinnt sie um hohen Preis: er läßt Heimat und Vaterland für immer hinter sich zurück. Und indem er von beiden scheidet, nimmt er ein tiefes, unbezwingliches Sehnen, ein Heimweh, das ihn nie mehr verlassen sollte, zugleich mit einer bitteren Empfindung heißen leidenschaftlichen Hasses gegen Priesterherrschaft und Mönchtum und gegen alles, was dem Menschen die Freiheit des Denkens beschränkt und verkümmert, im Herzen mit sich fort. Und solchergestalt innerlich friedlos geworden, freundlos in die Fremde hinausgestoßen, allen Wechselfällen des Zufalls preisgegeben, macht er sich auf, die Welt zu durchschweifen, ein fahrender Schüler im höheren Sinne, ein irrender Ritter der Philosophie.

Zunächst wendet er sich nach Oberitalien und zieht dort etwa drei Jahre lang, durch Unterrichtgeben sein Dasein fristend, in verschiedenen Städten umher. Aber er weiß sich auf italienischem Boden allerorten von Gefahren umdroht. So entschließt er sich, in der Schweiz eine Zuflucht zu suchen, und pilgert im Frühling des Jahres 1579 über die Alpen nach Genf. Aber sein Aufenthalt daselbst ist nicht von Dauer. Die rückhaltlose Offenheit, mit der er in der streng calvinisch gesinnten Stadt seine eigenen freien Meinungen äußert, stürzt ihn in vielfache Widerwärtigkeiten, und seine bestimmt ausgesprochene Weigerung, zur reformierten Kirche überzutreten, läßt es ihm bald unmöglich erscheinen, noch länger in dieser Hochburg des Calvinismus zu verweilen. Kurz entschlossen macht er sich auf den Weg nach Lyon, und da sich ihm dort keinerlei ihm zusagende Gelegenheit zum Broterwerb bietet, so wandert er nach kurzer Rast weiter bis Toulouse. Hier lächelt ihm in unerwarteter Weise das

Digitized by Google

Glück. Er bewirbt sich um die eben erledigte Stelle eines ordentlichen Professors an der Universität und hält, da seine Bewerbung erfolgreich ist, vielbesuchte Vorlesungen über verschiedene Gegenstände aus dem Gebiete der Philosophie. Zwei Jahre später giebt er indessen auch diese Stellung, wahrscheinlich wegen des herrschenden Bürgerkrieges und der fast unausgesetzten religionspolitischen Unruhen, auf. Da er sich nach einem größeren Schauplatz der Thätigkeit sehnt, wandert er nunmehr direkt nach Paris. Hier weiß er sich vorteilhaft einzuführen durch günstig aufgenommene Vorlesungen über beliebte theologische Gegenstände, vor allen Dingen aber durch solche über die sogenannte lullische Kunst.* Aber er liest nicht bloß über diese die Gedächtniskraft betreffende Disciplin; er setzt die Menschen auch durch sein eigenes, wahrhaft phänomenales Gedächtnis und sein fabelhaftes Wissen in Erstaunen. So gelingt es ihm bald, von sich reden zu machen und schließlich selbst die Aufmerksamkeit König Heinrichs III. auf sich zu lenken. Dieser wendet ihm seine Gunst zu und verschafft ihm die Stellung eines außerordentlichen besoldeten Lehrers an der Sorbonne. Aus welchen Gründen Bruno trotzdem nach etwa anderthalbjährigem Aufenthalt Paris wieder verläßt, ist nicht bekannt. Der König giebt ihm warme Empfehlungsbriefe an seinen Gesandten Michael von Castelnau mit, und mit diesen versehen erscheint er im Frühling des Jahres 1583 in London.

Castelnau nimmt ihn in der herzlichsten und zuvorkommendsten Weise auf; Bruno fühlt sich bald heimisch bei ihm und findet unter seinem Dache mehr als zwei Jahre lang das gastlichste Asyl. Diese zwei Jahre sind nach jeder Richtung hin die glücklichsten, die er jemals erlebt. Mancherlei Umstände vereinigten sich, sie zu besonders ungetrübten und genußreichen für ihn zu gestalten. Dem Gaste des Castelnauschen Hauses standen die ersten Kreise der Londoner Gesellschaft offen, und diese wies in jenen Tagen eine Fülle bedeutender Persönlichkeiten und manchen Träger eines hochberühmten unsterblichen Namens auf. Denn jene Zeit war für Englands Hauptstadt eine Zeit des Glanzes und des Ruhms: Shakespeare dichtete seine unsterblichen Komödien, Philip Sidney und Edmund Spencer, Francis Bacon und Walter Raleigh lebten, und die Gunst der großen Königin zog alle Personen von Geist und Bedeutung in ihren Dienst und an ihren Hof.

Bruno selbst tritt als ein anregendes, von vielen freudig willkommen geheißenes, neues Element in diesen Kreis. Er sieht sich freundlich aufgenommen, von der Königin mit Auszeichnung behandelt und durch des edlen und ritterlichen Philip Sidney Freundschaft geehrt. Dazu weiß er sich aller Sorgen enthoben und sicher geborgen in Castelnaus Schutz. Kein Wunder, daß seinem Genius die Schwingen wachsen und sich in ungeahnter Weise kraftvoll und farbenprächtig entfalten. Unter dem Einfluß der ihn beherrschenden glücklichen Stimmung entwickelt er eine ganz wunderbare, ans Fabelhafte grenzende Fruchtbarkeit und giebt eine Reihe von hochbedeutenden, lebendig und geistvoll geschriebenen Schriften heraus,* die seinem Namen für alle Zeiten die Unsterblichkeit

* Ihr Erfinder war der 1234 zu Palma auf der Insel Mallorca geborene Spanier Raimundus Lullus. Sie galt für eine Art von Geheimlehre und hat als solche unter dem Namen der „Großen Kunst" im Mittelalter eine hervorragende Rolle gespielt und durch den Reiz des Geheimnisvollen die Phantasie der Menschen vielfach beschäftigt. Auch Brunos beweglichen Geist zog sie schon frühzeitig an; er hat verschiedene auf sie bezügliche Schriften verfaßt, in denen er sie auf eigentümliche Art nicht bloß als Gedächtnis- und Erinnerungskunst, sondern auch als Kunst der Gedankenerfindung weiter fortzubilden versuchte. Übrigens lieferte sie ihm ein bequemes Mittel, sich an den verschiedensten Orten einzuführen und sich die Gunst und Unterstützung vornehmer Leute zu gewinnen.

* Es sind dies die vielgenannten italienischen Dialoge: Von der Ursache, dem Princip und dem Einen, Vom Unendlichen, dem All und den Welten, Die Vertreibung der herrschenden Bestie, Das Aschermittwochsgastmahl, Die Geheimlehre vom pegasischen Pferde; und endlich das hochpoetische, einen prachtvollen Sonettencyklus in sich schließende, vielbewunderte Buch vom heroischen Enthusiasmus.

Digitized by Google

sichern. Daneben versucht er vorübergehend auch in Oxford Fuß zu fassen und für die kopernikanische Weltanschauung und andere ihn begeisternde Ideen Propaganda zu machen und zu wirken.

Die Rückberufung Castelnaus setzt leider schon 1585 Brunos englischem Aufenthalte ein Ziel; er kehrt mit seinem edlen Gastfreund nach der französischen Hauptstadt zurück. Hier lebt er nunmehr als Privatmann und widmet sich vorwiegend mathematischen Studien und einer in öffentlicher Disputation verteidigten, hundertundfünfzig Thesen umfassenden Widerlegung der aristotelischen Physik.

Aber der Aufenthalt in dem unruhigen, von Hugenottenkriegen zerrissenen Frankreich sagt ihm allem Anschein nach nicht mehr zu. Er beschließt, in Deutschland sein Glück zu versuchen, und hält sich auch wirklich während der folgenden fünf Jahre (von 1586 bis 1591) innerhalb der Grenzen des Reiches auf. Die ersten Schritte, die er auf deutschem Boden unternimmt, um sich einen ihm zusagenden Wirkungskreis zu eröffnen, sind freilich ohne Erfolg. Mainz und Wiesbaden bieten ihm keinerlei Chancen, und Marburg, wohin er sich demnächst wendet, bereitet ihm in der Person des Professors Nigidius, des derzeitigen Rektors der Universität, einen mehr als kühlen Empfang. Die alte Lutherstadt Wittenberg dagegen nimmt den Wandermüden gastlich auf. Sie bietet ihm für nahezu zwei Jahre eine Zufluchtsstätte, Gelegenheit zu fruchtbarer Thätigkeit, ja mehr als das — ein wirkliches Heim. Denn ein wirkliches geistiges Heimatsgefühl ist es, das in ihren Mauern den heimatlosen, rastlos umhergetriebenen Mann überkommt. Bruno fühlt sich in Wittenberg nicht fremd. Der Genius des Ortes ist ihm vertraut. Die großen Erinnerungen, an denen es reich ist, reden für ihn eine verständliche Sprache, die weltgeschichtlichen Scenen vergangener Tage werden in seiner Seele lebendig, die gewaltige Gestalt Martin Luthers richtet sich in ihrer vollen imponierenden Größe und weltgeschichtlichen Bedeutung vor ihm auf. „Kampf gegen Rom!“ ist die Losung gewesen, die hier in Wittenberg ausgegeben worden, und „Kampf gegen Rom!“ ist Brunos eigenstes geistiges Lebenselement. Und nun findet er dieselben Mauern, die die stummen Zeugen jener welterschütternden Herausforderung zum Kampfe gewesen, von dem milden versöhnlichen Geiste Melanchthons, dem Geiste echter Wissenschaftlichkeit und humaner Duldung, durchweht! Bruno weiß diesen Umstand, nach den Erfahrungen, die er an anderen Orten gemacht hat, ganz besonders zu schätzen. Er wird nicht müde, in warmen Worten die Weisheit und Milde der Professoren, die Kollegialität, mit der sie ihn behandelt, die Nachsicht und Duldung, die sie seinen eigenen, von den ihrigen abweichenden Anschauungen gegenüber an den Tag gelegt haben, zu preisen.

Leider tritt nach dieser Richtung hin ein Umschwung ein, als unter dem Einfluß des 1586 stattgehabten Regierungswechsels* allmählich die Partei der strengen Calvinisten, an der Hochschule wie im Lande, die Oberherrschaft erlangt. Bruno fühlt nach etwa zweijährigem Aufenthalte, daß seine Stellung erschüttert ist und daß es für ihn Zeit ist, zu gehen. Nachdem er in einer schwungvollen Abschiedsrede Deutschland und Deutsch-Athen gefeiert und seiner Dankbarkeit und Bewunderung in begeisterten Worten Ausdruck verliehen hat, verläßt er Wittenberg und wandert nach Prag. Diese Stadt, die zugleich Universitätsstadt und Residenz Kaiser Rudolfs II. ist, zieht ihn an. Er findet auch Gelegenheit, dem Kaiser eine von ihm selbst verfaßte Schrift „wider die Mathematiker und Philosophen dieser Zeit“ zu überreichen, und wird von diesem mit einem Geldgeschenk von dreihundert Thalern belohnt. Da sich ihm aber keinerlei Aussicht auf eine bleibende, feste Stellung eröffnet, nimmt er nach kurzem Aufenthalt seinen Wanderstab wieder an.

* Am 11. Februar 1586 war Kurfürst August von Sachsen gestorben und sein Sohn Christian I. ihm gefolgt.

Digitized by Google

Allem Anschein nach ohne äußere Veranlassung lenkt er nunmehr seine Schritte nach Helmstedt, der jüngsten, erst 1575 von Herzog Julius von Braunschweig begründeten deutschen Universität.* Hier nimmt er im Juni 1589 an den großartigen Trauerfeierlichkeiten, die zu Ehren ihres eben verstorbenen Begründers von der Academia Julia veranstaltet werden, in hervorragender Weise teil; auch schenkt ihm Herzog Heinrich Julius, der Nachfolger des Verstorbenen, seine Gunst. Dennoch treiben die leidenschaftlichen Angriffe und die Unbilligkeiten, denen er sich seitens des Superintendenten Boethius und des Rektors Daniel Hoffmann ausgesetzt findet, ihn bereits im Sommer des folgenden Jahres aus Helmstedt wieder fort. Um den Druck seiner soeben vollendeten großen lateinischen Dichtwerke** zu betreiben, wendet er sich nunmehr nach dem damals als Hauptsitz des deutschen Buchhandels geltenden Frankfurt a. M.

* Es scheint, daß ihn der Ruf dieses großgesinnten und edelmütigen Fürsten und seine ausgesprochene Absicht, an der von ihm begründeten Universität die unbedingteste Freiheit der Wissenschaft walten zu lassen, aus weiter Ferne nach Helmstedt gezogen hat. Von anderer Seite wird freilich behauptet, daß er vom Herzog Julius direkt berufen worden sei. Die hervorragende Bedeutung des letzteren steht geschichtlich fest. Als „der freisinnigste Fürst seines Zeitalters, der doch zugleich von wahrster echtester Frömmigkeit beseelt sein sollte", war er unter seinen Zeitgenossen berühmt. In Harzburg, das er zum Badeort umgeschaffen, findet sich eine Inschrift, die von ihm berichtet, daß „Sein Schöpfergeist, der eigenen Zeit Jahrhunderte voraus, Des Harzes Erz, den Heilquell Juliushall Und freiem Denken neue Bahn" — erschloß. Bruno hat ihm in seiner, bei Gelegenheit der Helmstedter Trauerfeierlichkeit gehaltenen, berühmten Oratio consolatoria ein bleibendes Denkmal gesetzt.

** Es sind dies die nach dem Beispiel des Lukrez in lateinischen Hexametern geschriebenen, mit Prosakommentaren versehenen, berühmten Schriften: De triplici Minimo et Mensura (Vom dreifach Kleinsten und dem Maß). De Monade, Numero et Figura (Von der Einheit, der Zahl und Figur). De Innumerabilis, Immenso et Infigurabili, seu de Universo et Mundis (Vom Zahllosen, Unermeßlichen und Unvorstellbaren, oder vom All und den Welten) und endlich De Imaginum, Signorum et Idearum Compositione (Von der Komposition der Bilder, Zeichen und Vorstellungen), eine Wiederholung des Grundgedankens der in Paris erschienenen Schrift De Umbris Idearum (Von den Schatten der Ideen).

Aber noch ehe der Druck vollendet ist, im Februar des Jahres 1591, verläßt er Frankfurt ganz plötzlich wieder und begiebt sich, über Zürich reisend, der Einladung eines jungen venetianischen Edelmannes Namens Mocenigo Folge leistend, allen auf italienischem Boden ihm drohenden schweren Gefahren trotzend, von Heimweh und glühender Vaterlandsliebe getrieben, nach Venedig.

Dieser Schritt ist sein Verderben. Mocenigo hat ihn zu sich berufen, weil er von ihm in der lullischen Kunst unterrichtet und in andere „geheime Künste" eingeweiht zu werden verlangt. Aber er sieht sich in seinen Erwartungen binnen kurzem bitter getäuscht. Bruno besitzt kein „geheimes Wissen" und teilt seinem Schüler infolgedessen auch nichts Derartiges mit. Dieser, darüber wütend geworden, faßt den denkbar niedrigsten und erbärmlichsten Entschluß: er läßt Bruno überfallen und gefangen nehmen und liefert ihn (am 25. Mai 1592) in die Hände der Inquisition.

Damit ist das Schicksal des unglücklichen Mannes besiegelt: denn einmal in der Gewalt seiner Feinde, giebt es für ihn keine andere Erlösung als die äußerste, letzte: den Tod. Zwar zieht sich sein Prozeß unerklärlicherweise durch volle acht Jahre hin. Zuerst in Venedig gefangen gehalten und wiederholten Verhören unterworfen, wird er nach Verlauf von etwa acht Monaten auf Wunsch des heiligen Vaters nach Rom ausgeliefert, muß dort sieben entsetzliche Jahre ohne Urteil im Kerker schmachten und wird schließlich vom heiligen Offizium unter dem Vorsitz des Kardinals Madrucci zum Tod auf dem Scheiterhaufen verdammt. Sein Ende ist das eines Weisen. Als man ihm sein Urteil verkündigt, nimmt er es mit stolzer Fassung und vollkommener Seelenruhe hin. Festen Tones sagt er zu seinen Richtern: „Ihr, die ihr das Urteil sprecht, ihr hegt vielleicht mehr Furcht als ich, der es empfängt!"

Und dieselbe Seelenstärke, dieselbe Festigkeit und Unerschrockenheit bewahrt

Digitized by Google

er bis zuletzt. Vergebens sucht man ihn zum Widerruf zu bewegen, vergebens schiebt man in der Hoffnung, daß er schließlich doch noch nachgeben werde, die Vollstreckung des Todesurteils zu wiederholten Malen hinaus. „Ich kann und will nicht widerrufen!“ erklärt er seinen Peinigern immer aufs neue, „ich weiß nicht, was ich und warum ich widerrufen soll!“ Und so bei seiner Weigerung beharrend, furchtlos dem grauenvollen Schicksal, das ihn erwartet, ins Auge sehend, „willig und freudig, ein Märtyrer der Wahrheit“ geht er seinen eigenen Worten zufolge am 17. Febr. 1600 auf dem Campo dei fiori in den Tod.

Wahrlich, es ist ein Bild voll heroischer Größe und von wahrhaft erschütternder Tragik, das sich bei der Betrachtung des Lebensganges dieses bedeutenden Mannes vor unseren Blicken entrollt! Ein Märtyrer im höchsten Sinne war dieser Mann in der That. Denn unfähig, die eigene Überzeugung zu verleugnen, hat er sich früh die Wahrheit zum Leitstern erkoren, hat er ihr Heimat und Vaterland geopfert und ihr Treue bewahrt bis zum Schluß. Aber größer noch als der Märtyrer Bruno ist doch der Denker, der Philosoph. Denn die wissenschaftliche Bedeutung des letzteren ist es, die den Opfertod des ersteren zu einem weltgeschichtlich bedeutsamen, Epoche machenden Ereignis stempelt, und die seinen Namen zur Sonnenhöhe unsterblichen Ruhmes erhebt. Wie aus dem Vorhof eines Heiligtums in das Innere desselben, treten wir daher nach dieser kurzen Betrachtung der persönlichen Schicksale Brunos in die Betrachtungen der Anschauungen und Ideen, die ihn lebenslang begeistert haben und für deren Wahrheit er schließlich sein Leben gelassen hat, ein.

Giordano Bruno nimmt in der Reihe der großen Denker und in der Geschichte des menschlichen Geisteslebens überhaupt eine hervorragende und ebenso eigenartige als bedeutende Stelle ein. Er ist in eminenter Weise unter die geistigen Erwecker und Befreier zu zählen — er ist derjenige, dem Italien seine Vertretung im hohen Rat der Weisen, der wahrhaft großen und genialen Gedankenhelden aller Völker und Zeiten verdankt. Er ist einerseits ein Vorgänger Leibniz' und andererseits ein Vorgänger Spinozas gewesen, und zwei der mächtigsten Geistesströmungen, die das philosophische Denken der Menschen jahrhundertelang beschäftigt haben und noch beschäftigen, weisen solchergestalt auf ihn zurück. Dennoch hat er der Menschheit keine schlechthin neue Offenbarung, die vorher noch nicht vorhanden war, gebracht. Seine Lehre ist in ihren wesentlichen Grundzügen wie in vielen Einzelheiten lediglich eine Wiedererweckung antiker Lehren, und der fundamentale Gedanke derselben tritt schon in der Lehre der Eleaten (insbesondere des Parmenides), in der Lehre Heraklits von dem einen allwaltenden göttlichen Feuergeist, ganz besonders aber in der pantheistischen All-Einheitslehre der Stoiker — in letzterer in einer geradezu bewunderungswürdigen Ausgestaltung von großartiger Geschlossenheit und Konsequenz — hervor. Giordano Bruno ging bei diesen Männern in die Schule; er war einer von denen, die sich an der Wiederaufdeckung der lange verschütteten antiken Lebensquellen beteiligten — er gab der Menschheit einen Teil der antiken Geisteschätze, die viele Jahrhunderte für sie verloren gewesen waren, in neuer Form und Fassung zurück. Dabei erfaßte sein schöpferischer Geist die großen Gedanken des Altertums, wie ein Bramante und Michelangelo die künstlerischen Ideen desselben erfaßt hatten, d. h. in einem großen und wahrhaft genialen Sinn. So erscheint er seiner gesamten Denkungsart und Wirkungsweise nach als ein hervorragender, wenn auch verspäteter Vertreter jener merkwürdigen und hochinteressanten Zeitepoche, die wir kurzer Hand zu bezeichnen pflegen als die Epoche der Renaissance.

Die Epoche der Renaissance! Das Wort hat einen wunderbaren, berückenden und berauschenden Klang! Es beschwört

Digitized by Google

wie eine Zauberformel eine Fülle von Glanz und Schönheit, es beschwört die Gestalten Lionardos, Michelangelos und Raphaels und so vieler anderer, welche diesem leuchtenden Dreigestirn Gefährten und Genossen gewesen, vor unserem geistigen Auge herauf. Das Zeitalter der Renaissance ist der Vorläufer des Zeitalters der Reformation; beide stehen untereinander im innigsten Konnex; sie bilden in mancher Beziehung einen schroffen Gegensatz zueinander, aber sie haben doch auch vieles gemeinsam, und sie ergänzen sich eben dadurch in einem gewissen Sinne. Für den Kulturhistoriker insbesondere sind beide, wie wenig andere Perioden der Menschengeschichte, interessant. Denn allenthalben, wohin wir auf dem ganzen ungeheuren Gebiete menschlicher Kultur die Blicke richten, tritt uns während dieser Epochen eine Rührigkeit und Regsamkeit der Geister entgegen, die zu dem Zustande der Stagnation und geistigen Versumpfung, der als das Kennzeichen des absterbenden Mittelalters erscheint, in ebenso auffallendem als hoch erfreulichem Gegensatze steht — allenthalben spüren wir das Wesen des wiedererwachenden humanen, wahrhaft künstlerischen und wahrhaft wissenschaftlichen Geistes, allenthalben den belebenden Odem und mächtigen Flügelschlag einer neuen Zeit.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Eroberung Konstantinopels durch die Türken — ein Ereignis, das die Kenntnis altgriechischer Sprache und Litteratur durch griechische Flüchtlinge weithin durch Europa verbreiten half — leiteten diese großartige Epoche der Wiedergeburt, an der alle Wissenschaften und Künste wetteifernd Anteil nahmen, ein. Unter den großen Männern, den geistigen Erweckern und Befreiern, deren Namen für alle Zeiten mit den ruhmreichen Erinnerungen dieser großen Epoche verbunden erscheinen, aber steht Giordano Bruno, der Wiedererwecker der stoischen All-Einheitslehre, der Neubegründer des Pantheismus, obenan.

Indessen Giordano Bruno hat nicht bloß aus antiken, sondern auch aus mittelalterlichen und aus für seine Zeit neueren und neuesten Geistesquellen geschöpft; er hat sich nicht bloß in das Studium der altgriechischen und römischen Philosophen, sondern auch in dasjenige Plotins, in dasjenige der Scholastiker (insbesondere des Thomas von Aquino), daneben in dasjenige der Kabbalah, dieser mystischen Geheimlehre des mittelalterlichen Judentums, in das der arabischen Philosophen Al Ghazzali und Averröes und endlich in dasjenige des deutschen Bischofs Nikolaus von Cusa, der 1464 zu Todi in Umbrien starb, versenkt. Mächtiger als irgend ein anderer unter den neueren aber wirkte der große Reformator der Astronomie, der Begründer der modernen astronomischen Wissenschaft, wirkte Nikolaus Kopernikus auf ihn ein.

Von der Bedeutung des Kopernikus zu sprechen, könnte heutzutage überflüssig erscheinen — heutzutage, wo die Gedanken desselben längst zum Gemeingut aller Gebildeten geworden sind und wo jedermann das kopernikanische Weltsystem zum wenigsten in seinen wesentlichsten Grundzügen kennt. Aber gerade weil dem so ist, gerade weil uns Kindern einer anderen Zeit die Gedanken des Kopernikus längst in Fleisch und Blut übergegangen sind, gerade darum machen wir uns von der gewaltigen Umwälzung, welche die erste Verkündigung derselben in den Geistern und Gemütern der Menge hervorrief, nur schwer einen klaren Begriff. Daß die Erde sich um die Sonne dreht, das erscheint uns heutzutage so schlechthin selbstverständlich, so „natürlich“; es fällt uns schwer, uns vorzustellen, daß es einmal eine Zeit gegeben haben soll, in der denkende Menschen von dieser so schlechthin selbstverständlichen, so über allen Zweifel erhabenen Thatsache noch nichts wußten; und noch viel schwerer fällt es uns, uns auf den Standpunkt der vorkopernikanischen Zeit und in die Gedanken- und Empfindungswelt der damaligen Menschheit zu versetzen. Denn

Digitized by Google

allzu fremdartig muten uns heutzutage die Vorstellungen, die man sich zu jener Zeit von der Konstruktion und inneren Einrichtung des Weltgebäudes machte, an.

Nach diesen Vorstellungen nämlich bildete die Erde den festen Kern und schlechthin unbewegten Mittelpunkt der Welt. Rings um die Erde aber nahm man eine bestimmte Anzahl von himmlischen Sphären oder Himmelsgewölben, die man sich als ungeheure, konzentrisch übereinander geordnete, aus Himmelsstoff oder Äther gebildete, innen hohle Kugeln oder Kugelformen dachte, an. An diesen Himmelsgewölben oder Sphären befestigt, ihnen gleichsam anhaftend, dachte man sich die Gestirne; da nun die Sphären der allgemeinen Vorstellung zufolge in beständiger kreisförmiger Bewegung waren, so führten sie naturgemäß die an ihnen haftenden Gestirne, die ohne eigene Bewegung gedacht wurden, in ihrem Umschwung um die Erde mit sich fort. Jenseit der letzten oder äußersten Sphäre, die das Ende der Welt bezeichnete, aber wohnte der „erste Beweger", der alles Bewegende: Gott.

Dies sind die wesentlichsten Grundzüge der Vorstellungsweise, die während des ganzen Mittelalters in unbestrittenem Ansehen gestanden hatte und die nun mit einem Schlage durch das 1543 erschienene großartige Werk des Kopernikus: „Über die Bahnen der Himmelskörper", den Todesstoß empfing. Dieses Werk bildet einen der gewaltigsten Markſteine in der geistigen Entwickelungsgeschichte aller Zeiten und Völker. Mit Recht vergleicht Professor Barach die Wirkung desselben der Wirkung eines Frühlingssturms, der brausend durch die Lande dahinfährt, allüberall, wohin er kommt, des Winters Macht zerbrechend und neues Leben weckend. Diese gewaltige Wirkung aber begreift sich leicht, wenn man den Gegensatz ins Auge faßt, der zwischen den Lehren und Behauptungen dieses Buches und der soeben skizzierten, zu jener Zeit allgemein angenommenen Anschauungs- und Vorstellungsweise bestand.

„Die Erde," so lehrt Kopernikus, „bildet keineswegs den ruhenden Mittelpunkt des Alls; sie steht überhaupt nicht still; sie ist im Gegenteil in unaufhörlicher Bewegung begriffen, sie dreht sich um sich selbst und dreht sich unabläſſig in beständigem Kreislauf um die Sonne." Wie von einem beängstigenden Schwindel müssen bei diesen Behauptungen die Geister und Gemüter der Menschen ergriffen worden sein — sie müssen eine Empfindung gehabt haben, als ob der Erdboden, dieser ihnen bis dahin so fest und sicher dünkende Erdboden, urplötzlich unter ihren Füßen wanke. Die Sonne einer neuen Zeit war über der civilisierten Menschheit aufgegangen, eine Sonne, deren wunderbares Leuchten den Erdkreis überstrahlte und den lange in dumpfen Schlaf versunkenen weckte. Was Wunder, daß die Erwachenden sich zuerst befremdet die Augen rieben, daß die meisten von der Überfülle des Lichts geblendet wurden, daß sie die Blicke von ihm wegzuwenden oder auch gewaltsam vor ihm zu verschließen versuchten, weil der helle Glanz die an das nächtliche Dunkel Gewöhnten schmerzte und erschreckte?

Von den stärkeren, kühneren, vorwärts drängenden Geistern dagegen wurde der Aufgang der neuen Sonne mit Entzücken willkommen geheißen und mit jubelnder Bewunderung begrüßt. In keines Menschen Seele aber war der erwärmende Strahl dieser Sonne belebender eingedrungen als in diejenige Giordano Brunos, in keiner anderen hatte er eine gleich mächtige, gleich sieghaft und triumphierend emporlodernde Flamme himmelanstürmender Begeisterung entfacht. In wortgewaltigem Hymnus bricht das heilige Feuer dieser Begeisterung, mit elementarer Macht aus seinem Inneren hervorquellend, sich Bahn:

Sei mir gegrüßet, o du, die du den ewigen Flammen
Aufzulodern gebeust im Herzen der Sterblichen; sei mir
Himmlische Botin gegrüßt, die meinem Herzen in solchem
Glanz du zu schweben befiehlst, in solcher Glut zu entbrennen,
Daß zu den Sternen hinan, die Schatten mutig verscheuchend,

Digitized by Google

Mutig die fesselnde Last der trägeren Masse bezwingend,
Ich die unendliche Welt durchschweife, den Sinnen entbunden —
Sei mir gegrüßet, o Licht, Allschauendes! Auge der Gottheit!
Du, das den Tod mir verscheucht, das mir zu wachen vergönnt hat,
Seelen beflügelndes Licht, das den Geist zu den Sternen emporträgt! . . .
Nicht wird jemals ein Ort noch Geschick, nicht Alter noch Zeitraum
Mich abtrünnig erblicken von dir, mein Leben, das leuchtend
Rings dem sterblichen Blick enthüllt das unendliche Weltall
Und das strahlende Heer unzählbarer, heiliger Sterne! . . .
Göttliches Licht, wie so oft hobst du den sinkenden Geist mir,
Hoch wie auf Flügeln empor! wie oft dem Sorge Bedrängten
Lenktest du das Gemüt, daß nicht dem Banne des Dämons
Das bedrückte erlag! Im Sternengewande des Himmels
Warst du mir nahe, verscheuchend des Geist betörenden Unsinns
Düsteres Gewölk und rings zerstreuend die trüben Gebilde
Mit der Fittige Schlag, die tausendfältig den Erdkreis,
Tausendfältig die Herzen der Sterblichen prangend erfreuen!*

Es war sicherlich nicht das sinnlich wahrnehmbare Licht allein, es war das geistige Licht, wie es des Kopernikus unsterblichem Werke entstrahlte, dem die begeisterte Huldigung, die uns aus diesen schwungvollen Versen entgegentönt, in erster Reihe galt. Hier hatte wirklich einmal ein kongenialer Geist den anderen berührt und einen schlummernden Funken zur hellen Flamme entfacht. Ist es doch ohne Zweifel die Lehre des Kopernikus in erster Reihe gewesen, die die Seele des feurigen Jünglings nicht bloß aus den Fesseln des ptolemäischen Weltsystems, sondern auch aus dem Bann der gesamten scholastisch-mittelalterlichen Auffassungsweise befreite, indem sie ihn auf eine bis dahin unbekannte Höhe der Betrachtung erhob und ihm großartig freie und weite Perspektiven, wie sein Geist sie bedurfte, erschloß. Dafür ist er aber auch der erste gewesen, der aus der neuen kopernikanischen Lehre die letzten entscheidenden Konsequenzen zog und sie in ihrer ganzen Tragweite und vollen weltumgestaltenden Bedeutung erkannte. Kopernikus hatte an die Stelle der Erde die Sonne als den ruhenden Mittelpunkt des Universums gesetzt. Giordano Bruno aber geht auch über diese Vorstellungsweise hinaus; er läßt auch die Sonne samt ihrem Gefolge teilnehmen „am ew'gen Chor- und Reigentanz der Sterne". Und solchergestalt über alles Einzelne, Endliche hinausblickend, gelangte er zu seiner großartigen Vorstellung einer die Unbeschränktheit des ewigen göttlichen Urprincips bekundenden, schlechthin schranken- und grenzenlosen ewigen und unendlichen Welt.

Hiermit stand aber noch eine andere fundamentale Umgestaltung der gesamten bisherigen Auffassungs- und Vorstellungsweise im unmittelbarsten Zusammenhang; denn von dem Augenblick an, in dem Bruno die Welt schlechthin grenzenlos und „alle Räume erfüllend" dachte: von dem Augenblick an fiel für ihn auch jede Möglichkeit, sich die Gottheit außerweltlich, das heißt jenseit der Welt im unendlichen Raume thronend und räumlich von ihr getrennt zu denken, fort. Im natürlichen Verfolg dieses Gedankenganges und zugleich im engsten Anschluß an die Lehren so vieler hervorragender antiker und neuerer Denker gelangte er demnach dazu, Gott in der Welt zu suchen und zu finden, oder, was dasselbe ist, er gelangte dazu, ihn als den ewigen Weltgeist, als das dem Universum innewohnende, belebende und beseelende Princip desselben zu denken. Und so ist denn die Umwandlung, welche die Lektüre des berühmten kopernikanischen Hauptwerkes in seinen astronomischen Vorstellungen von der Konstruktion und inneren Einrichtung des Weltgebäudes hervorrief, zugleich von wesentlich bestimmendem Einfluß auf die Herausbildung der Brunoschen All-Einheitslehre gewesen, oder, was dasselbe ist, von wesentlich bestimmendem Einfluß auf die Ausgestaltung seiner gesamten Philosophie.

Denn indem er den Geist jenes Wer-

* De Triplici Minimo. Lib. I cap. 1 v. 14 ff.

Digitized by Google

kes in demselben freien und großen Sinne wie denjenigen der hervorragendsten antiken und späteren Philosophen erfaßte, ist er als der erste unter den Neueren zu einem klaren Einblick in die innere Übereinstimmung der uralten eleatisch-stoischen All-Einheitslehre und des kopernikanischen Weltsystems und damit zu einer Weltanschauung, die diese beiden kulturell gleich bedeutungsvollen Elemente in wahrhaft genialer Weise zueinander in Beziehung setzt, gelangt. Ja, es läßt sich behaupten, daß gerade in der durch ihn bewirkten Verbindung dieser verschiedenartigen und dennoch innerlich so eng zusammengehörigen Gedankenkreise die geniale Größe Giordano Brunos am augenfälligsten in die Erscheinung tritt und daß auf ihr in erster Reihe die hervorragende weltgeschichtliche Bedeutung des großen italienischen Denkers und Philosophen beruht.

Will man sich von dieser Bedeutung eine zutreffende Vorstellung machen, dann gilt es demnach vor allen Dingen zum Verständnis des Grundgedankens jener soeben als All-Einheitslehre bezeichneten großartigen Anschauungsweise zu gelangen. Dies ist aber nur dadurch möglich, daß man sich die großen philosophischen Grundprobleme vergegenwärtigt, die das menschliche Denken von jeher seit den ältesten Zeiten beschäftigt haben und nach deren Lösung es unablässig, unter Aufbietung all seines Scharfsinns und Tiefsinns, mit bewunderungswürdiger, durch keinen Mißerfolg abzuschreckender Unermüdlichkeit ringt.

Diese Probleme aber sind keine anderen als die uralt ewigen Fragen nach dem Verhältnis des Geistigen zum Körperlichen, der menschlichen und tierischen Seele zum menschlichen und tierischen Leibe, und endlich des ewigen Urwesens, das heißt Gottes zur Welt. Überall in der Natur nämlich tritt uns dieser scheinbare Gegensatz des Körperlichen zum Nichtkörperlichen entgegen, ja selbst in der unorganischen, scheinbar völlig leblosen Natur offenbart er sich noch allenthalben als Gegensatz der an und für sich völlig wirkungs- und bewegungslos erscheinenden Materie zu der ihr scheinbar „innewohnenden" mechanisch oder chemisch oder magnetisch wirkenden Kraft. Körperliches und Nichtkörperliches scheinen nichts miteinander gemein zu haben, sie scheinen völlig verschieden geartet zu sein, und dennoch finden wir sie überall in der Welt in unauflöslicher Vereinigung vor, dennoch hat es auch wieder den Anschein, als ob beide untrennbar zusammengehörten und als ob es ganz unmöglich sei, daß das eine ohne das andere und getrennt von dem anderen bestehe: eine nicht irgendwie an einen Körper gebundene Kraft dünkt uns ebenso undenkbar wie ein von aller Kraft entblößter, völlig wirkungsloser Stoff. Wie sollen wir uns das Rätsel dieser wunderbaren Vereinigung zweier scheinbar grundverschiedener Principien erklären? Wie sollen wir uns das Verhältnis der Kraft zum Stoffe denken? Wie das des Leibes zur Seele? Wie das Gottes zur Welt? Die Antworten, die sie auf diese Fragen gegeben haben, sind entscheidend für die Weltanschauung aller der Denker, die sich jemals an der Lösung des großen Weltenrätsels versucht: sind jene Fragen richtig beantwortet, so ist dieses Rätsel gelöst.

Dabei lassen sich nun aber, aller Verschiedenheiten im einzelnen ungeachtet, zwei große fundamentale Geistesströmungen unterscheiden, die von den ältesten Zeiten her bis in die Gegenwart hinein für die religiösen und philosophischen Anschauungen der einzelnen entscheidend waren und sich gegenseitig unablässig bekämpfend das religiös-philosophische Bewußtsein der Menschheit in der einen oder der anderen Form beherrschten und bestimmten: entweder nämlich herrscht in den Geistern die Neigung vor, zwei wesentlich verschiedene Grundprincipien alles Seienden, ein körperliches und ein nichtkörperliches, anzunehmen und sich beide auf irgend eine Weise miteinander verbunden und in äußerlichen Beziehungen zueinander stehend zu denken, oder aber

Digitized by Google

Standbild des Giordano Bruno-Denkmals in Rom von Ettore Ferrari.

Digitized by Google

die Menschen empfinden die entgegengesetzte Neigung, den Hang nämlich, das körperliche und das nichtkörperliche Princip irgendwie auf eine gemeinsame Wurzel beider zurückzuführen oder auch schlechthin miteinander zu identifizieren. Alle Bestrebungen der ersteren Art kann man als dualistische, das heißt eben als solche, die zwei Grundprincipien voraussetzen, alle Bestrebungen der letzteren Art dagegen als monistische, das ist als solche, die nur ein Princip anerkennen, bezeichnen. Die All-Einheitslehre im höchsten und umfassendsten Sinne nun ist nach allen Richtungen hin konsequent durchgeführter Monismus; sie nimmt an, daß alles Seiende zugleich körperlicher und geistiger Natur sei, daß es von außen angesehen körperlich erscheine, an und für sich aber von immaterieller, Bewegung und Leben erzeugender Wesensbeschaffenheit gedacht werden müsse,* und sie identifiziert demgemäß in Gedanken Kraft und Stoff, Leib und Seele, Gott und Welt. Fragt man also, was das Wort All-Einheit zu bedeuten hat, so kann man sagen: nicht mehr und nicht weniger, als daß alles, was überhaupt existiert, eine einzige, große, unzerstörbare und unteilbare, zugleich körperliche und geistige Wesenseinheit bildet — eine organische Einheit, die wir die Welt oder das All nennen, an der demnach alle körperlichen Dinge als Glieder des Gesamtorganismus participieren und die der ewige Gottesgeist in allen ihren Teilen beseelend und belebend durchdringt. Nach dieser Auffassungsweise sind demnach, um mich der Worte Adolf Stahrs aus seinem „Leben Lessings“ zu bedienen, „Gott und Welt untrennbar eins. Es giebt keinen außerweltlichen Gott, aber einen weltlichen — es giebt keine außergöttliche, keine Gott verlassene Welt, wohl aber eine göttliche. Jegliches Ding ist ein Teil des Weltalls und das Weltall ist in jeglichem Dinge. Einzelnes und Weltganzes ist untrennbar eins.“ Die gewöhnliche dualistische Auffassungsweise weiß von dieser ewigen und unzerstörbaren Wesenseinheit nichts — sie reißt das nach der einheitlichen Auffassungsweise untrennbar Verbundene in Gedanken auseinander — sie trennt in der denkbar entschiedensten Weise in ihrer Vorstellung Gott und Welt. Sie betrachtet Gott als ein außer und neben der Welt und von ihr gesondert existierendes Wesen — sie denkt ihn als den Schöpfer und Erhalter derselben — sie nimmt an, daß er von außen her auf sie wirkt und den Gang der Weltereignisse nach von ihm vorbedachten Zwecken planvoll und absichtsvoll lenkt. Für die einheitliche Weltanschauung dagegen ist Gott mit der Welt auf eben dieselbe Weise vereinigt, wie die Seele des Menschen mit dem menschlichen Körper vereinigt ist, das heißt, er ist in ihr und nicht außer ihr, er ist das sie belebende und vergeistigende, untrennbar mit ihr verbundene einzige und alleinige reale Weltprincip selbst.

Und hiermit ist zugleich auch angedeutet, inwiefern die einheitliche Weltanschauung in ihrer konsequenten Durchführung auch in dem zweiten der oben erwähnten Punkte der allgemein verbreiteten dualistischen Auffassungsweise widerspricht: nach der letzteren nämlich sind Körper und Seele, Leib und Geist zwei wesentlich voneinander verschiedene Dinge — nach der ersteren dagegen bilden beide ein einziges, unteilbares Wesen, sind beide ebensowohl wie Gott und Welt „untrennbar eins“. Die Seele ist der seiner selbst bewußte Inbegriff der Körperteile (die idea corporis) und der Körper der Gegenstand und alleinige Inhalt der Seele (objectum mentis). Oder, um es anders auszudrücken: die Seele ist nichts als der sich denkende Körper und der Körper nichts als die ausgedehnte, beziehungsweise von außen betrachtet, ausgedehnt erscheinende Seele.

Das Charakteristische dieser Auffas-

* Wer sich für diesen Punkt interessiert, findet das Nähere darüber in meinem Schriftchen: „Zur Lösung des metaphysischen Problems“ (Mittler u. Sohn in Berlin, 1886) in den Abhandlungen über die „Atomenlehre“ und über „Die Idealität von Raum und Zeit“.

Digitized by Google

sungsweise ist der Gedanke, daß weder Gott noch irgend ein anderes (himmlisches oder dämonisches oder menschliches) Wesen außerhalb des Naturzusammenhanges steht und daß eben deshalb auch niemand von außen her willkürlich hemmend oder fördernd in den Gang des Naturgeschehens eingreifen und den von Ewigkeit her in der Natur der Dinge begründeten notwendigen und gesetzmäßigen Ablauf desselben unterbrechen und aufheben kann. Auch Gott ist also nach dieser Auffassungsweise mit seinem Walten und Wirken an die Naturgesetze gebunden, aber darin liegt keine Beeinträchtigung seiner Freiheit, keine Beschränkung seiner absoluten schlechthin schranken- und grenzenlosen Macht. Denn die Natur der Dinge, in der alles begründet ist, ist ja seine eigene, die Naturgesetze selbst sind der Ausdruck seines Wesens, und es ist sein Wille, der sich in dem gesetzmäßigen Wirken und Walten derselben bekundet und im streng geregelten Gang des Naturgeschehens von Ewigkeit zu Ewigkeit vollzieht. Im Leben der Natur lebt Gott sein eigenes, inneres Leben, und er wäre nicht er selbst, wenn irgend etwas anders wäre, als es thatsächlich ist, wenn irgend etwas geschehen könnte, was thatsächlich nicht geschieht. Im harmonischen Zusammenwirken und Ineinandergreifen aller Kräfte kommt ja lediglich die Einheit des göttlichen Allwesens zum Ausdruck, die jeglichem Dinge seine Stellung im Weltorganismus mit Notwendigkeit und in alle Ewigkeit bestimmt. Nichts ist demnach überflüssig oder gleichgültig in der Welt, nichts ist wertlos und unbedeutend — alles ist unbedingt notwendig und unentbehrlich in Rücksicht auf den höchsten universalen und göttlichen Zweck.

So faßt auch Moriz Carriere den Grundgedanken der Brunoschen Weltanschauung, indem er die Gesamtheit alles Körperlichen als ein „zusammenhängendes Nebeneinander im beständigen Prozeß des aufquellenden Lebens“ bezeichnet, als einen beseelten Organismus, in welchem jegliches durch seine Beziehung auf die anderen und auf das Ganze bestimmt, von innen heraus wirkt, so daß das All wie das Einzelne als die Entfaltung idealer Macht und Herrlichkeit, von ihr durchleuchtet so schön wie wirksam in immer dauernder Jugend blüht. „Und so mögen wir denn,“ fährt er an derselben Stelle diesen Gedanken weiter ausspinnend fort, „so mögen wir denn das All den Leib Gottes nennen — er ist in ihm gegenwärtig als die bildende, einende Seele, er erfaßt in ihm seine ursprüngliche Einheit als der freie, sich selbst bestimmende Geist, der in ewiger That nur sein eigenes Wesen setzt, und in allem wie über allem seiner selbst in triumphierender Seligkeit genießt. Er löst sich nicht auf in die Fülle der Besonderheiten, noch steht er neben ihnen als eine Besonderheit, sondern er setzt und trägt jegliches in sich und schaut dadurch sein eigenes Wesen an, ist dadurch seiner selbst bewußt.“ *

Man wird nun allerdings nicht behaupten können, daß eine derartig konsequente Durchbildung des All-Einheitsgedankens sich bereits bei Bruno findet, und daß eine derartig prägnante Fassung desselben, wie sie in diesen Ausführungen vorliegt, ihm bereits thatsächlich gelang. In Wahrheit hat Bruno die alte dualistische Vorstellungsweise noch keineswegs vollständig überwunden — denn er lehrte noch keineswegs das völlige objektive Ineinanderfallen des körperlichen und des nichtkörperlichen Princips, noch keineswegs die absolute Identität von Seele und Leib, von Gott und Welt. Nahm er doch im Gegenteil außer und neben der Körperlichkeit des Menschen, die er sich aus absolut unteilbaren kleinsten Teilchen, aus Atomen oder Monaden zusammengesetzt dachte, noch besondere Seelenmonaden oder Seelensubstanzen, die er als lebendig wirkende, den Körpern innewohnende, sie beherrschende und leitende, sich in alle ihre Teile ergießende „Centralmonaden“ betrachtete, an. Auf eben diese

* Moriz Carriere: Die Weltanschauung der Reformationszeit. Seite 124.

Digitized by Google

Annahme gründete er denn auch seine Seelenwanderungslehre und seinen Unsterblichkeitsglauben, seine Überzeugung, daß die Seele schon vor diesem Leben von Ewigkeit her vorhanden gewesen sei und auch nach dem Tode noch fortexistiere, indem sie sich alsdann einen neuen, ihrer derzeitigen geistigen Beschaffenheit entsprechenden Körper schaffe und in diesem aufs neue zum Bewußtsein ihres Daseins und Wesens gelange. Und in analoger Weise faßt er auch den ewigen Weltgeist gelegentlich als „Weltcentralmonade", als den lebendigen ewigen „Urquell der Erscheinungswelt", als den „allgegenwärtigen", weil aller Orten wirksamen, alles Seiende beseelenden und innerlich belebenden „Mittelpunkt der Welt". Ja, es finden sich sogar Stellen in seinen Schriften, in denen er ihn mit — dem Wortlaute nach — ganz dualistischer Wendung als den „Schöpfer" oder „Baumeister" des Universums bezeichnet und in letzterem nur ein „Abbild" des göttlichen „Urbilds", einen „Schatten" der „Urwirklichkeit" und des „Urvermögens" erblickt. Bei alledem ist es aber doch zweifellos, daß die Keime einer wahrhaft einheitlichen, pantheistisch-monistischen Vorstellungsweise in Brunos Schriften aller Orten zu Tage treten, daß er, mit Moriz Carriere zu reden, die Idee des all-einen, alles umfassenden Totalorganismus, wenn auch noch nicht in voller begrifflicher Schärfe und Klarheit, so doch zweifellos vorahnend in begeisterter Seele trug, und daß ihn die Überzeugung von der ewigen, unzerstörbaren Wesenseinheit alles Seienden und von der Göttlichkeit des Universums befreiend und erhebend durchdrang. Als geistiger Repräsentant einer Übergangsepoche ist Giordano Bruno mit seinem Denken, wie tiefsinnig und ideenreich dasselbe auch war, eben noch nicht voll zum Abschluß gekommen, ist er, der begeistertste Verkündiger des All-Einheitsgedankens, noch nicht zu einer durchaus folgerichtigen, in sich widerspruchsfreien Fassung und Ausgestaltung desselben gelangt.

Gerade durch diesen Umstand aber, gerade dadurch, daß seine Lehre des einheitlichen, streng in sich abgeschlossenen Charakters ermangelt und gewisse heterogene, miteinander unvereinbare Gedankenelemente nebeneinander in sich enthält, gerade dadurch ist sie zum Ausgangspunkte zweier grundverschiedener, einander in gewissem Sinne entgegengesetzter geistiger Strömungen geworden und hat das spekulative Denken der folgenden Jahrhunderte, wie schon oben hervorgehoben, nach mehr als einer Richtung hin in entscheidender Weise bestimmt. Die beiden hervorragendsten Philosophen des siebzehnten Jahrhunderts, Leibniz wie Spinoza nämlich, sind gleicherweise als geistige Söhne und Erben des großen Nolaners zu betrachten, denn sie haben in gleicher Weise die Grundgedanken ihrer Lehrgebäude — neben manchen Einzelgedanken — *seinem* Gedankenschatze entlehnt. Aber sie haben sich in sein Erbe in bemerkenswerter Weise geteilt. Als selbständig denkende Geister nämlich standen sie ihm innerlich frei gegenüber und nahmen nicht kritiklos und wahllos alle Ideen und Anschauungen Brunos unbesehen als richtig hin. Vielmehr bildete ein jeder von ihnen nur *eine* Seite der Brunoschen Auffassungsweise — diejenige nämlich, die seiner eigenen persönlichen Denkungsweise gemäß war — unter Beiseitesetzung der anderen und sorgfältiger Ausscheidung aller derjenigen Elemente, die mit dieser Stellungnahme innerlich unvereinbar erschienen, in mehr oder minder konsequenter Weise zu einem eigenen Gedankensysteme fort.* Leibniz adoptierte

* Neuerdings sind Stimmen laut geworden, welche diese beiden großen Männer für bloße Plagiatoren Brunos erklären und ihren Anspruch auf den Ruhm, selbständige, originale Denker zu sein, bestreiten zu sollen glauben. Auch der bekannte und verdienstvolle Bruno-Biograph Hermann Brunhofer stellt sich in seinem jüngst erschienenen Schriftchen „Giordano Brunos Lehre vom Kleinsten als die Quelle der Prästabilierten Harmonie vom Leibniz" im wesentlichen auf diesen Standpunkt. Er beachtet aber meines Erachtens nicht genugsam, daß gerade derjenige Punkt, in welchem die Leibnizsche Monadenlehre in entscheidendster Weise von der Brunoschen abweicht, für die erstere von entschei-

Digitized by Google

die Monadenlehre, die er in durchaus selbständiger Weise wissenschaftlich auszugestalten und durchzubilden verstand; er ließ in Konsequenz dieses Standpunktes den Brunoschen All-Einheitsgedanken im wesentlichen fallen, hielt sich im Gegenteil an die oben erwähnten, dem Gedankenkreise des philosophischen Dualismus entlehnten Wendungen der Brunoschen Schriften und gelangte auf diese Weise zu seinem geistreich ausgedachten, durchaus originellen Systeme der „prästabilierten Harmonie". Spinoza dagegen nahm Bruno gegenüber einen völlig entgegengesetzten, von dem soeben skizzierten Leibnizschen durchaus abweichenden Standpunkt ein. Er gab die Monadenlehre zu gunsten des Brunoschen Grundgedankens, des All-Einheitsgedankens preis und bildete ausschließlich den letzteren, diesen dafür aber desto entschiedener, zu einer fest in sich geschlossenen großartigen Gottes- und Weltanschauung von streng monistischem Charakter aus.

Bruno ist demnach der geistige Ahnherr sowohl der Leibniz-Wolffschen und rationalistischen als auch der spinozistischen Philosophie. Seine Hauptbedeutung liegt aber in der letzteren Richtung, denn er selbst gravitierte in seinem Denken — trotz mancher dualistischen Anwandlung im einzelnen — der Hauptsache nach in entschiedener Weise nach der monistischen Seite hin. Sein Herz gehörte dem All-Einheitsgedanken, er ist der begeistertste Verkündiger desselben gewesen und er hat auch im Geiste desselben im eminentesten Sinne befreiend und fördernd gewirkt. Denn er hat allein schon dadurch, daß er sich in so energischer Weise zum Vorkämpfer des kopernikanischen Weltsystems aufwarf, das festeste Bollwerk des Dualismus, das festgefügte Gedankengebäude der alten aristotelischen Weltanschauung ins Wanken gebracht, ja von Grund aus erschüttert — er hat die starren geistigen Fesseln, in denen die europäische Menschheit während der Dauer des ganzen Mittelalters geschmachtet hatte, gesprengt, er hat den Bann des engherzigsten, in seiner streng dualistischen Dogmatik verknöchertsten Scholasticismus gebrochen. Und er hat auch in erster Reihe durch den monistisch-pantheistischen Grundcharakter seiner Schriften einen außerordentlich großen Einfluß auf die klassische Periode unserer Litteratur, auf Lessing, Herder und Goethe geübt, und die Gestaltung unserer gesamten nachkantischen Philosophie in entscheidender Weise mitbestimmt.* — Es dürfte nach alledem angezeigt sein, auf diese Seite der Brunoschen Lehre den entschiedensten Nachdruck zu legen, und in seinem begeisterten Eintreten für den eleatisch-stoischen Einheitsgedanken einerseits das kulturgeschichtlich bedeutsamste Moment seines Wirkens, andererseits den charakteristischsten Grundzug seiner wissenschaftlichen Individualität zu erkennen.

In Anbetracht dieses Umstandes aber wird es nicht unangemessen erscheinen, daß ich diese flüchtige Skizze der wissenschaftlichen Bedeutung des großen Nolaners noch durch eine vergleichende Gegenüberstellung der drei berühmtesten Vertreter des All-Einheitsgedankens, Brunos, Spinozas und Goethes, vervollständige und bei der Darstellung, den dieser Gedanke in den Schriften dieser drei Männer gefunden, zum Schlusse noch etwas verweile.

Von Spinozas Persönlichkeit und Bedeutung in kurzen Worten einen einiger-

---

bendster Bedeutung ist und ihren Verfasser als selbständigen, originalen Denker erweist. Leibniz erklärt seine Monaden für „fensterlos", während die Brunoschen Monaden Fenster besitzen, das heißt untereinander in wechselseitiger Kausalbeziehung stehen. Gerade durch diese Abweichung aber erhält die Leibnizsche Lehre ihr ganz eigentümliches, von der Brunoschen All-Einheitslehre wesentlich verschiedenes Gepräge.

* Man wird sich von dem Umfang und der Tragweite dieses Einflusses einen ungefähren Begriff machen können, wenn man sich vergegenwärtigt, daß ohne den Grundgedanken des Pantheismus der erste Teil des Faust und die Herderschen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit ebenso unmöglich gewesen wären wie die Schellingsche Identitätslehre, die Lehre Hegels vom Absoluten, oder die Schopenhauersche Lehre vom Willen zum Leben als der wahren Wesenheit und dem ewigen und alleinigen Grundprincip aller Dinge.

Digitized by Google

maßen zutreffenden Begriff zu geben, ist überaus schwer. Er thront auf einsamer Höhe in einem Lichte, das wenigen zugänglich ist, und es ist, als walte ein ewiger Sabbathfrieden, eine beständige Sonntags- und Feiertagsstille rings um ihn her. „In heiliger Unschuld und tiefer Demut," sagt Schleiermacher von ihm, „spiegelte er sich in der ewigen Welt und sah zu, wie auch er ihr liebenswürdigster Spiegel wurde. Voller Religion war er und voll heiligen Geistes." Und neben dem Zeugnis Schleiermachers besitzen wir dasjenige Wolfgang Goethes: „Ich fühle mich Spinoza sehr nahe, obgleich sein Geist viel tiefer und reiner ist als der meinige." * Daß der Mann, von dem ein Goethe so urteilen konnte, zu den außergewöhnlichsten Geistern gehörte, erhellt von selbst. Zu der Erscheinung Giordano Brunos steht diejenige Spinozas in mehr als einer Beziehung in einem auffallenden und höchst bemerkenswerten Kontrast. Welch ein Gegensatz zwischen dem heißblütigen, enthusiastischen, temperamentvollen Italiener und dem ruhigen, bedächtigen, zähen und etwas schwerfälligen Niederländer, zwischen dem sprühenden Feuergeist, der durch seine Leidenschaftlichkeit und unbesonnene Freimütigkeit allenthalben mit der Wirklichkeit in Konflikt geriet, und dem ernsthaften, besonnenen, alles was Anstoß und Ärgernis geben konnte, sorgfältig und mit klugem Vorbedacht vermeidenden Mann! Das Leben des ersteren war ein ruheloses, kampferfülltes und sturmdurchtobtes, bis zu dem Augenblick, da es in den Flammen des Scheiterhaufens in ebenso erschütternder als großartig erhebender Weise sein Ende fand; das des anderen floß während einer langen Reihe von Jahren ruhig und gleichmäßig von inneren wie von äußeren Stürmen gleicherweise unberührt dahin. Es hat etwas Ergreifendes, wenn wir berichten hören, wie dieser große Geist sich jahrelang durch das Schleifen optischer Gläser seinen Lebensunterhalt erwerben mußte, wie er sich auf diese Weise durch seiner Hände Arbeit die von ihm über alles geschätzte äußere und innere Unabhängigkeit zu bewahren wußte, wie er von seinem bescheidenen Denkerstübchen im Haag aus zündende, weltbewegende Gedanken in alle Lande hinaussandte und sich daneben durch die milde Freundlichkeit seines Wesens und die sich allezeit gleichbleibende ruhige Heiterkeit seines Gemütes aller Orten die Liebe der Menschen und die treue Anhänglichkeit eines sich um ihn scharenden und stets vergrößernden Kreises vertrauter Freunde gewann. Mit Recht wendet Berthold Auerbach Goethes Worte auf ihn an: „‚Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt.' Dies Dichterwort ward in Spinoza herrliche Erfüllung. Der Gegenkampf war abgethan und in heiliger Stille baute sich nun die Welt des reinen Gesetzes in ihm auf ... Er lebte einsam, aber nicht in eigensüchtiger, pessimistischer Abkehr vom Weltgetriebe, sondern in selbstloser, die höchste Liebe als einzige Wahrheit und Glückseligkeit erkennender Einkehr in alles wirkliche Leben. Er steht im Beginn der modernen Zeit als der homo liber, den er in seiner Ethik darstellt. Sein Leben und seine Lehre sind eins. Er war ein gebannter Jude und ein freier Mensch. Von keiner Rücksicht und von keiner Tradition gebunden, erscheint in ihm die Keuschheit des Empfindens und die ungebrochene Tapferkeit des Denkens ... In der christlichen wie in der jüdischen Kirche waren der Geist und das Leben von Dogmen und Bräuchen begrenzt und bestimmt. Spinoza lehrt und ist selber das freie Individuum, das nur von den ihm innewohnenden Gesetzen begrenzt und bestimmt wird. Keine verordneten Feste waren ihm als Erinnerung an geschichtliche Vergangenheit zu höherer Weihe und stiller Betrachtung gesetzt — seine Tage waren gleichmäßig geweiht durch reines Denken. Den Gleichmut der Seele, den Daseinsfrieden, den Jahrhunderte in

* Goethe an Knebel den 11. November 1784.

Digitized by Google

den Klöstern gesucht hatten, fand Spinoza in freier Einsamkeit, ohne Gelübde und ohne Genossen ...“*

Und demselben Gegensatz, dem wir in der Charakteranlage und in den Lebensschicksalen der beiden großen Männer begegnen, demselben Gegensatz begegnen wir auch in ihren Schriften. Bei Spinoza spielt der ruhig ordnende Verstand die leitende Rolle, bei Bruno die übermächtige, dichterisch gestaltende Phantasie; bei diesem herrscht der Charakter unruhiger Gärung vor, bei jenem empfangen wir vorwiegend den Eindruck ruhiger Sicherheit und Klarheit und glücklicher innerer Harmonie; bei Bruno strömt die innere Begeisterung oft in schwungvollen Rhythmen aus — bei Spinoza erscheint die Empfindung geflissentlich zurückgedrängt und auch die Gedankenbewegung gelegentlich an der freien Entfaltung gehindert durch die von ihm gewählte, überstrenge, der mathematischen Beweisführung entlehnte Form. Überaus treffend bezeichnet Hegel als den Grundcharakter von Brunos Schriften die schöne Begeisterung eines Selbstbewußtseins, das den Geist sich innewohnen fühlt und die Einheit seines Wesens und alles Wesens weiß. Und nicht minder treffend bemerkt Carriere:** „Bruno schreibt mit dramatischer Lebendigkeit, weil die Gedanken mit persönlicher Energie in ihm arbeiten, er schreibt in Versen, weil seine Anschauung poetisch ist, weil die Idee von der Harmonie des Universums gleich einem Accorde der Weltenleier Apolls ihn ergreift und mit ursprünglicher Frische ihn in eine erhöhte Stimmung versetzt, die selbst nicht anders als harmonisch laut werden kann.“ Und an einer anderen Stelle desselben Werkes: „Er schwelgt in der Lebensfülle der Natur, er freut sich an des Geistes schöpferischem Reichtum, während er seine glühende Seele zugleich in die kühle Tiefe des einen Grundes aller Dinge versenkt und Gott an seinem heiligen Herzen erfaßt, um von innen heraus die unendliche Verwirklichung der unendlichen Macht im All zu schauen. Voll dichterischer Begeisterung verkündigt er gleich einem Seher die Geheimnisse des Ewigen, schlingt er das Band der Liebe von einer Welt zur anderen, von einem Wesen zum anderen, damit in allen alles erscheine und jegliches von der Harmonie der Sphären durchklungen zu einem lebendigen Spiegel, zu einem selbstbewußten Strahl des selbstbewußten göttlichen Lichtes und Lebens werde.“ Der Eindruck, den Spinozas Schriften machen, aber kann nicht schöner geschildert werden, als dies durch Heine in seiner Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* geschieht: „Die mathematische Form,“ so heißt es da, „giebt dem Spinoza ein herbes Äußere. Aber dieses ist wie die harte Schale der Mandel: der Kern ist um so erfreulicher. Bei der Lektüre des Spinoza ergreift uns ein Gefühl wie beim Anblick der Natur in ihrer lebendigsten Ruhe. Ein Wald von himmelhohen Gedanken, deren blühende Wipfel in wogender Bewegung sind, während die unerschütterlichen Baumstämme in der ewigen Erde wurzeln. Es ist ein gewisser Hauch in den Schriften des Spinoza, der unerklärlich — man wird angeweht wie von den Lüften der Zukunft. Der Geist der hebräischen Propheten ruhte vielleicht noch auf ihrem späten Enkel. Dabei ist ein Ernst in ihm, ein selbstbewußter Stolz, eine Gedanken-Grandezza, die ebenfalls ein Erbteil zu sein scheint: denn Spinoza gehörte zu jenen Märtyrerfamilien, die damals von den allerkatholischsten Königen aus Spanien vertrieben worden sind.“

Ziehen wir das Endergebnis aus dem soeben angestellten Vergleich, so können wir sagen: Giordano Bruno ist der Vor-

* Berthold Auerbach: B. de Spinozas sämtliche Werke (Stuttgart 1871, Verlag von J. G. Cotta). Lebensgeschichte Spinozas Seite XLI ff.

** Moriz Carriere: Weltanschauung der Reformationszeit. Abhandlung über Giordano Bruno.

* Heinrich Heines sämtliche Werke. Ausgabe in zwölf Bänden. Hoffmann und Campe in Hamburg, 1876. Dritter Band. Deutschland: S. 48.

Digitized by Google

läufer Spinozas gewesen — er hat ihm die Wege ebnen helfen, er war vom Schicksal gleichsam zum Vorkämpfer des All-Einheitsgedankens, zum glück- und ruhelosen Pionier desselben bestimmt. Ein ungestörtes und leidenschaftsloses Sichversenken in seine Gedankenwelt, wie es Spinoza zu teil geworden, ist ihm aus inneren wie aus äußeren Gründen versagt geblieben — ein stilles, von außen her nicht gestörtes, in sich befriedigtes Denkerleben, nach dem er sich wohl oft gesehnt haben mag, hat er niemals gekannt. So durfte er auch die Frucht seiner Anstrengungen nicht brechen, so ist er mit seinem Denken nicht voll zum Abschluß gekommen, so ist er erst kurz vor seinem Tode unter den denkbar schwersten inneren und äußeren Kämpfen in den Besitz jenes reinen und tiefen Seelenfriedens, in dessen ungestörtem Genuß Spinoza sich jahrelang befunden hat, gelangt.

Spinoza, der nach Bruno kam, war schon aus diesem Grunde in mehr als einer Beziehung besser daran. Er durfte schon ernten, wo jener gesäet hatte, er konnte sein Gedankengebäude aus den Bausteinen errichten, die ihm von jenem überliefert worden waren, er war nach seiner ganzen Naturanlage gleichsam prädestiniert, das wissenschaftliche Unternehmen, das jener begonnen hatte, fortzuführen und im wesentlichen, soweit das damals schon möglich war, zu vollenden. So ist er in seinem Ringen nach dem höchsten Ideal erfolgreicher gewesen als Giordano Bruno, so ist er als Mensch wie als Denker zu glücklicheren Resultaten gelangt.

Dennoch wie verschieden diese beiden großen Männer nach Charakteranlage und Lebensschicksalen auch gewesen sein mögen: in dem Einen, Höchsten stimmten sie doch beide überein: in ihrem glühenden Wissens- und Wahrheitsdrange und in ihrer begeisterten Hingabe an den Einheitsgedanken, diese höchste, von ihnen gleicherweise als Alpha und Omega aller menschlichen Weisheit erkannte und erklärte Idee. Im Punkte dieser Hingebung gaben beide einander nichts nach. Denn auf beider Schicksal ist diese Hingebung von entscheidendem Einfluß gewesen, in beider Herzen hat sie den Charakter einer andachts- und weihevollen Grundstimmung angenommen, beider Denken hat sie zu immer erneuter Versenkung in das heilige Mysterium des Gottesgedankens angeregt, beider Wollen und Handeln hat sie lebenslang bestimmt.

„Ihn durchdrang der hohe Weltgeist," sagt Schleiermacher von Spinoza, „das Unendliche war sein Anfang und Ende, das Universum war seine einzige und ewige Liebe." Aber wenn auf irgend jemand, so paßt das Wort auch auf Bruno. Nur daß jene „einzige und ewige Liebe", die sich bei Spinoza in einer ruhigen und leidenschaftslosen Betrachtung äußert, in Brunos Schriften mit einer Leidenschaftlichkeit, die nach Hegels treffendem Wort oft etwas Bacchantisches hat, zum Ausdruck gelangt. In Wahrheit, wie ein Künstler sich an der Schönheit eines unvergleichlichen Kunstwerkes nicht satt sehen kann, wie ein Naturfreund im Anblick einer wundersamen, exotischen Blüte schwelgt und sich immer aufs neue an ihrem süßen Dufte berauscht: so schwelgt er in dem Gedanken an die wesentliche Einheit aller Dinge in Gott und berauscht sich immer aufs neue an der Vorstellung einer in allen ihren Teilen beseelten und ebensowohl der Materie wie der beseelenden Kraft nach göttlichen Welt. In immer neuen schwungvollen und oft höchst eigenartigen Wendungen bricht seine Begeisterung für das Ewige und Göttliche aus den Tiefen seines leidenschaftlich bewegten Gemütes. So wenn er in einem Sonett, das er seiner Schrift „Von der Ursache, dem Princip und dem Einen" voranschickt, das höchste, all-eine Wesen folgendermaßen begrüßt:

Du ew'ger Urgrund, dem das Sein entsprießt,
Du ewig Eins, du große Lebensquelle,
Aus der nach allen Enden sich ergießt,
Was in sich fassen Himmel, Erd und Hölle!

Digitized by Google

Was keine Rechnung faßt, kein Maß ermißt,
Das schaut Verstand und Sinn und Geisteshelle:
Die Kraft und Fülle, die zu allen Zeiten
Sich strömend ausgießt durch des Weltalls Weiten!

Ob blinder Wahn sich mit der Not der Zeit,
Gemeine Wut mit Herzenshärtigkeit,
Ruchloser Sinn mit schmutz'gem Neid sich einet:

Sie schaffen's nicht, daß sich mein Licht verdunkelt,
Weil doch trotz ihnen unverschleiert funkelt
Mein Aug und meine schöne Sonne scheinet!

oder wenn er das Wesen und die Wirkungen der Liebe zum Göttlichen in den „eroici furori" folgendermaßen schildert:

Die Liebe lehrt das Wahre mich erkennen,
Erschließt des Lichtes und des Dunkels Thor,
Dringt durch die Augen zu der Seele vor,
Und läßt das Herz in ew'ger Glut entbrennen.

Das Erd und Himmel heißt, weiß sie zu nennen.
Sie lebt und wächst und führt in buntem Chor
Die Bilder alles Seins zum Tag empor,
Daß wir den gegenwärt'gen Gott bekennen.

Hört auf mein Wort und merket auf die Wahrheit,
Daß nun der Schrecken euch der Nacht zerstiebe,
Und grüßt, o grüßt des jungen Morgens Klarheit!

Weil ihr unmündig seid, heißt euch ein Kind,
Weil ihr selbst wechselt, flüchtig euch die Liebe!
Weil ihr nicht Augen habt, dünkt sie euch blind!

oder wenn er seiner Hingebung an die erkannte Wahrheit Ausdruck verleiht in dem folgenden schönen Sonett:

Dem engen, dunklen Kerker nun entronnen,
Wo lange mich der Irrtum hielt gebunden,
Laß ich die Kette jetzt, die mich umwunden,
Da ich die süße Freiheit mir gewonnen.

Nun atm' ich in des neuen Lichtes Ära,
Denn der den Python schlug mit edlem Mute,
Und der das Meer gefärbt mit seinem Blute,
Er hat auch mir verscheuchet die Megära!

Dir weiß ich all mein Herz, erhabnes Wesen,
Die kranke Seele lässest du genesen!
Dir will ich lauschen, meine holde Stimme!
Du rufest, daß dem Abgrund ich entklimme!
Dir dank ich, göttlich Licht, du meine Sonne!
Du führst mich in das Land der ew'gen Wonne!

oder wenn er denselben Gedanken in dem folgenden, hoch poetischen Bilde zu noch vollendeterer künstlerischer Verkörperung bringt:

Uralter Eichbaum, deine Wurzeln dringen
Tief in die Erde; hoch in Lüften droben
Rauscht deine grüne Krone. Dich bezwingen
Erdbeben nicht und nicht des Nordsturms Toben.
Will dich der Winter los vom Grunde ringen,
Wird er vergebens seine Kraft erproben:
Du bist das Bild, dem meine Seele gleichet,
Die keiner Not und keiner Drangsal weichet!

Wie du demselben Grunde
Anhänglich treu die Wurzeln all verbindest,
Wie du dich selbst gehegt, getragen findest,
Vom mütterlichen Busen jede Stunde:
So immerdar weiß ich der ew'gen Liebe
Sinn und Vernunft und alle Herzenstriebe!

so endlich, wenn er im prophetischen Vorgefühl des ihm drohenden furchtbaren Schicksals ein Sonett seines Landsmanns, des Dichters Tassillo wiederholt:

Erhabne Sehnsucht leiht mir ihre Schwingen,
Schon bin ich rings von Atherduft umgeben,
Doch höher stets und höher will ich schweben,
Die Welt verachtend himmelwärts zu dringen!

Wohl ahn ich selbst: es wird mir nicht gelingen,
Das stolze Wagnis kostet mir das Leben!
Doch schreckt kein Ikarus mein mutig Streben,
Denn sterbend werd ich Ehr und Preis erringen!

Und fragt mich auch das Herz einmal mit Zagen:
Wohin, Verwegner, stiegst du? Wehe! Wehe!
Die Buße folgt auf allzu kühnes Wagen!
„Den Sturz nicht fürchte!" schallt es aus der Höhe;
Auf! zum Gewölk empor! Und stirb zufrieden,
Ward dir ein ruhmvoll edler Tod beschieden!

Einen wesentlich anderen Charakter tragen diejenigen seiner Dichtungen, in denen er, wie in den großen lateinischen, das Wesen und die Wirkungsart des „Ewig-Einen" zu schildern versucht und eine zusammenhängende Darstellung seiner Lehren und Ideen zu geben unternimmt. Auch in ihnen wie in den meisten seiner übrigen Schriften finden sich zwar Stellen von packendster Wirkung und wahrhaft hinreißendem rhetorischem Schwung; daneben aber auch zahlreiche andere, die beweisen, daß ihm gelegentlich die poetische Kraft zur künstlerischen Ausgestaltung des spröden Stoffes versagt. In seiner ganzen Auffassungs- und Darstellungsweise ist übrigens vieles, was uns an unseren großen deutschen Dichterphilosophen, an Johann Gottfried Herder, gemahnt. Auch in Herder nämlich lag der Dichter beständig mit dem Denker im Streit und auch ihn zog wohl in erster Reihe sein warmes und tiefes Naturgefühl und die ästhetisch poetische Grundstimmung seines ganzen Wesens zur All-Einheitslehre hin.

„Welche Unendlichkeit umfängt mich," so hören wir ihn ganz in Brunos Geiste ausrufen, „wenn ich, Natur, in deinen

Digitized by Google

heiligen Tempel trete! Kein Geschöpf bist du vorbeigegangen; du teilest dich allem in deiner Unermeßlichkeit mit und jeder Punkt der Erde ist Mittelpunkt deines Kreises ...“ Und dann wieder an einer anderen Stelle: „Großer lebendiger Geist der Erde, der du alle Gebilde durchhauchst und dich in ihnen allen freuest und fühlst ... Licht ist dein Leib und die Lüfte sind dein Gewand ... Leise ist dein Schritt und schreitet über alle Zeiten; Jahrhunderte sind dir wie nichts, und doch liegt im entscheidenden stillen Moment deine ganze Wirkung ...“ Ist es uns nicht, als ob wir Giordano Bruno selber hörten, wenn wir diese Worte aus der ersten ältesten Niederschrift der Herderschen „Ideen“ vernehmen? Und doch mahnen sie uns auch andererseits wieder an denjenigen, den wir als den geistigen Mitinspirator der Herderschen Ideen betrachten müssen, an den großen Freund und Schüler Herders, an keinen geringeren als Wolfgang Goethe.

Und indem wir diesen Namen aussprechen, wird uns allererst die ganze volle Bedeutung, die der All-Einheitsgedanke (in erster Reihe in Goethe und durch Goethe) für unser Volk gewonnen hat, klar. Ist er es doch gewesen, der den Kerngehalt dieses Gedankens nicht allein in seiner Tiefe und Reinheit voll und ganz zu erfassen, sondern auch in vollendet schöner dichterischer Form zu reproduzieren wußte, der ihm durch die Macht seines Genies Eingang in zahlreiche Geister zu verschaffen, der ihm durch die Musik seiner Verse zahllose Herzen zu erobern verstand. In Wahrheit, Goethe hat auch nach dieser Richtung hin die weltumspannende Größe und Weite seines Geistes bekundet, er hat auch nach dieser Richtung hin eine erhabene, eine wahrhaft weltgeschichtliche Sendung erfüllt: er ist der Hoheprieſter des All-Einheitsgedankens gewesen, wie Spinoza sein gewaltigster Apostel war und Giordano Bruno sein begeistertster Prophet.

Aus der Fülle Goetheſcher Poesie hierher gehörige Einzelheiten hervorzuheben, ist überaus schwer; die Menge dieser Einzelheiten ist eben gar zu groß. Ich erinnere nur an die vielen herrlichen Belegstellen, die sich in seinen Gedichten finden unter der Überschrift „Gott und Welt“ — an „die Metamorphose der Pflanzen und der Tiere“, diese beiden köstlichen Früchte Goetheſcher Naturbetrachtung, in denen der Grundgedanke der Darwinschen Entwickelungslehre lange vor Charles Darwin in vollendeter dichterischer Form zum Ausdruck gelangte — an „Prooemion“, „Weltseele“, „Eins und Alles“, endlich an die allbekannten, zahllosen Stellen aus dem Faust. In anschaulichster Weise schildert uns Goethe beispielsweise Wesen und Zweck des Naturstudiums, wie er es faßte, und den Sinn, in dem er es betrieben wissen wollte, in der anmutigen „Parabase“:

Freudig war vor vielen Jahren
Eifrig so der Geist bestrebt,
Zu erforschen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es ist das Ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart,
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechselnd, fest sich haltend,
Nah und fern und fern und nah;
So gestaltend, umgestaltend,
Zum Erstaunen bin ich da!

Und in dem nämlichen Sinne, den nämlichen graziös beweglichen Ton anschlagend, dichtet er sein sinnreiches „Epirrhema“:

Müßet im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten!
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen,
Denn was innen, das ist außen.
So ergreifet ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis.

Mächtiger und voller schon wird der Klang in „Eins und Alles“:

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der einzelne verschwinden,
Da löst sich jeder Überdruß:
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läs'gem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben, ist Genuß.

Ebenso im Vermächtnis:

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ew'ge regt sich fort in allen,

Digitized by Google

Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus denen sich das All geschmückt.

Feierlich ergreifend aber klingt im „Prooimion" die beschwörende Apostrophe:

Im Namen dessen, der sich selbst erschuf,
Von Ewigkeit mit schaffendem Beruf —
In seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Thätigkeit und Kraft —
In jenes Namen, der, so oft genannt,
Dem Wesen nach blieb immer unbekannt ꝛc.

Viel citiert und weltberühmt sind auch die schönen Verse, die nachweisbar einer Stelle aus Giordano Brunos Schriften nachgedichtet sind:

Was wär ein Gott, der nur von außen stieße?
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Weniger bekannt dagegen ist die nähere Ausführung dieses Gedankens in der siebenten Abteilung der Zahmen Xenien:

Das Leben wohnt in jedem Sterne,
Er wandelt mit den andern gerne
Die selbstgewählte, reine Bahn.
Im innern Erdenball pulsieren
Die Kräfte, die zur Nacht uns führen
Und wieder zu dem Tag hinan.

Und ferner die viel zu wenig beachtete herrliche Strophe, die eine der glücklichsten poetischen Verkörperungen des All-Einheitsgedankens in äußerst knapper, prägnanter Form enthält:

Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig ineinander schließt:
Strömt Lebensluft aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ew'ge Ruh in Gott dem Herrn!

Aber was will das alles sagen gegen die zahllosen, einzig schönen Stellen aus dem Faust:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen?
Ich glaub ihn?
Und wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: Ich glaub ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst? ꝛc.

Wer kennt es nicht, dieses wunderbare Glaubensbekenntnis, das zu dem Schönsten und Tiefsten gehört, was Goethe jemals gedichtet hat, und das durch die Kraft und Innigkeit der Empfindung und durch den Wohllaut der Sprache unwiderstehlich die Herzen bezwingt? Und daneben jene Verse von unvergleichlicher Großartigkeit, in denen sich uns das Walten des „Erdgeistes", das unablässige Wirken und Weben jener geheimnisvollen Naturkräfte, die das Leben und Schicksal alles Erdgeborenen gestalten und beherrschen, enthält:

In Lebensfluten,
Im Thatensturm
Wall ich auf und ab,
Wehe hin und her —
Geburt und Grab
Ein ew'ges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Welcher Leser des Faust hat es nicht schon an sich selbst erfahren, wie die Wucht und die Kraft der Gedanken, die diese Verse atmen, und der feierliche Schwung des Rhythmus, in dem sie dahinströmen, die Seele ergreift? Unauslöschlich prägen sich dieselben wohl jedem ein, dem der Sinn und das rechte Verständnis für ihre großartige Schönheit erst einmal aufgegangen ist, unauslöschlich gleich jenen anderen, in denen Goethe den geheimnisvollen Einklang und Zusammenklang aller Dinge feiert, das Ineinandergreifen aller Einzelwirkungen, das Mit- und Füreinanderwirken, das sich Ergänzen zu ewiger, universaler Harmonie:

Wie alles sich zum Ganzen webt!
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!

Hinreißender als alles übrige aber ist der leidenschaftliche Erguß von Goethes eigenem, durch den Gedanken an die ewige Weltharmonie dithyrambisch aufgeregtem und begeistertem Empfinden —

Digitized by Google

jener Erguß, in dem sich Fausts Entzücken Bahn bricht, als er das Zeichen des Makrokosmus, das magische Symbol des All-Einen, des Weltganzen, des göttlichen Allgeists erblickt:

Ha! welche Wonne fließt in diesem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neu glühend mir durch Nerv und Adern rinnen!
War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb,
Die mir das innre Toben stillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und mit geheimnisvollem Trieb
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?
Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!
Ich seh in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erst erkenn ich, was der Weise spricht:
„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen!
Dein Sinn ist zu! Dein Herz ist tot!
Auf! bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenrot!"

Daß es etwas Großes, Herrliches um eine Weltanschauung sein muß, die einen Goethe bis zu diesem Grade zu begeistern und auf den Schwingen dieser Begeisterung wie auf Adlerflügeln emporzutragen vermochte, das begreift sich wohl ganz von selbst. Und wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, so würde er in der Übereinstimmung so vieler ausgezeichneter Männer zu erblicken sein, die alle gleicherweise in der All-Einheitslehre das A und O aller menschlichen Weisheit verehrten und die höchste Offenbarung ewiger Wahrheit und Schönheit erkannten. Indessen über Empfindungen, und noch dazu über religiöse Empfindungen, läßt sich ein für allemal nicht streiten. Wer es nicht an sich selbst erfahren hat, den würde man ja doch nicht davon überzeugen können, daß etwas Erlösendes und Befreiendes in dem Gedanken an die strenge Notwendigkeit und ausnahmslose Gesetzmäßigkeit alles Geschehens liegt, und etwas wunderbar Beglückendes und Erhebendes in der Vorstellung eines lebensvollen, organischen Zusammenhanges aller individuellen Erscheinungen und einer allen Widerstreit der Einzelinteressen und alle grausamen Dissonanzen des Daseins lösenden ewigen und universalen Harmonie.

Und doch übt thatsächlich der Gedanke, daß nichts geschieht, was nicht von Ewigkeit her in der Natur der Dinge begründet wäre und was nicht durch seine Beziehung auf den höchsten universalen Zweck von vornherein gerechtfertigt erschiene, einen wunderbar beschwichtigenden Einfluß auf jedes ihm überhaupt zugängliche, feine innere Folgerichtigkeit und einfache Großartigkeit erkennende und anerkennende Gemüt. Wer sich mit ihm erst einmal vertraut gemacht hat, der erwartet ja nicht mehr, daß das Schicksal auf sein persönliches Wohl und Wehe Rücksicht nehmen werde, der fühlt sich nicht enttäuscht und nicht zu Vorwürfen berechtigt, wenn dies nicht der Fall ist, der tobt nicht, wenn das Ungeheure geschieht, er fragt auch nicht, warum es geschieht, er sagt sich einfach: ein höheres Interesse gebietet es, und er anerkennt dieses Interesse und fügt sich ihm still. Dies alles aber folgt ganz von selbst aus einer Anschauungsweise, die uns alles einzelne in seinem einheitlichen Zusammenhange und in seiner Beziehung zum großen Allgemeinen erblicken läßt und die uns solchergestalt über den persönlich-egoistischen Standpunkt hinausführt und auf den höchsten universalen Standpunkt erhebt.

Ihren Gipfelpunkt und naturgemäßen Abschluß aber findet diese Anschauungsweise in der Vorstellung der universalen Harmonie. Begrifflich auseinandersetzen läßt es sich freilich auch wieder nicht, worin denn eigentlich der Zauber, der diese Vorstellung ausübt, besteht. Aber die Thatsache, daß dieser Zauber in zahlreichen Fällen ausgeübt und empfunden wird, steht nichtsdestoweniger fest. Und so bleibt denn auch hier wieder nichts anderes übrig, als einfach zu versichern und der Wahrheit gemäß zu bekennen, daß es ein Gefühl über alle Gefühle ist, sich kraft dieser Vorstellung über die Welt der Endlichkeit und Vergänglichkeit, über alle Erbärmlichkeit und Kleinlichkeit des Alltagslebens und über allen Jammer und alles Elend des Einzeldaseins hinausgehoben zu finden — daß es einen Genuß

Digitized by Google

über alle Genüsse gewährt, sich selbst gleichsam im beglückten Anschauen des ewigen Einklanges aller Dinge zu verlieren, des harmonischen Zusammenwirkens aller Kräfte mit immer wachsendem Entzücken und immer vollkommnerer Weise gewiß zu werden und sich mit Schauern der Ehrfurcht und mit andachtsvoller Bewunderung in die Betrachtung des ewigen all-einen Urgrundes aller Dinge zu versenken.

Es ist uns in solchen Momenten, als ob wir den alles belebenden Pulsschlag der ewigen Natur im eigenen Herzen spürten, als ob uns wahrnehmbar der Hauch des ewigen all-einen Gottesgeistes umwehte — wir fühlen, daß wir einer Offenbarung teilhaftig werden, der gegenüber alle Skrupel und Zweifel ein Ende haben, wir fragen nicht mehr, ob eine befriedigende Lösung aller Widersprüche und Rätselfragen des Daseins überhaupt denkbar sei, weil uns die Überzeugung, daß diese Lösung von Ewigkeit her vorhanden war und daß sie in der unzerstörbaren Wesenseinheit alles Seienden in alle Ewigkeit gegeben ist, mit beglückender Gewißheit durchdringt:

> Denn nur im Ewig-Einen winkt
> Herrlichstes Ziel alles Strebens,
> Lösung des Mißklangs
> Und jeglichen Rätsels Vollendung.

Allerdings kann der Mensch niemals dauernd auf solcher Höhe der Empfindung und Betrachtung verweilen — allerdings zieht ihn die Misere des Lebens, der Druck und Zwang der Verhältnisse immer wieder von ihr herab. In der uns umgebenden Welt der Einzelerscheinungen und Einzelinteressen ist ja nichts von jenem beglückenden Einklang und Zusammenklang aller Dinge zu spüren, nichts von jenem beseligenden Gottesfrieden, nach dem das menschliche Gemüt oft so leidenschaftlich und sehnsuchtsvoll verlangt. Diese Welt ist voll Unruhe und trüber Verworrenheit, in ihr sind Not und Angst und Verzweiflung zu Hause, in ihr tobt ein ewiger Aufruhr, ein beständiger, niemals ermattender Kampf. Gerade darum aber sind alle diejenigen glücklich zu preisen, die noch eine andere, höhere, ewige Welt kennen, in die sie von Zeit zu Zeit emportauchen können — eine Welt, in der die Stürme der Leidenschaften zur Ruhe gekommen sind, in der der Lärm des Tages schweigt und der Widerstreit des Parteitreibens verhallt. Den ahnungsvoll von frommen Gefühlen und heilig ernsten Empfindungen bewegten Geist tragen die Schwingen der Phantasie und des Glaubens, die Schwingen der Sehnsucht und Hoffnung über die Schranken der Endlichkeit in jene höhere, schönere Welt, von deren „jenseitiger" himmlischer Verwirklichung er träumt, empor; der pantheistische Denker baut sie mit stillem Entzücken als eine Welt des reinen Denkens, eine Welt der ewigen Ordnung und harmonisch strengen Gesetzmäßigkeit in seinem Inneren auf. Die Vorstellungen, die sich beide von dieser „höheren Welt" und von ihren Beziehungen zu dem geheimnisvollen, göttlichen Urgrund aller Dinge machen, sind sehr verschiedene, wie die Mittel und Wege verschieden sind, auf denen beide zu diesen Vorstellungen gelangen. Aber das Beste, was Menschen ihr eigen nennen können: jenes wahrhaft religiöse Grundgefühl, das sich in dem zuversichtlichen Vertrauen auf das Walten einer höheren Macht und in der demütigen Unterwerfung unter den Willen derselben, in der Kraft der idealen Erhebung und der begeisterten Hingebung an das Göttliche äußert: dieses wahrhaft religiöse Grundgefühl ist ihnen doch beiden gemein. In dem frommen Glauben, „daß Gott alles zum Besten lenke", stimmen sie beide durchaus überein; nur daß der Anhänger des All-Einheitsgedankens dabei lediglich an das allgemeine, universale Beste und nicht an sein eigenes, persönliches Schicksal denkt.

Gewiß, wenn irgend eine Weltanschauung eine tief religiöse ist, so ist es die pantheistische, die All-Einheitslehre im eminentesten Sinn. Dies hat man denn auch schon frühzeitig von den verschiedensten Seiten her erkannt. Ja, es hat

Digitized by Google

zahlreiche bedeutende Männer gegeben, die in der All-Einheitslehre die geträumte Universalreligion, die ideale Zukunftsreligion der gesamten Menschheit gesehen haben,* und es giebt auch heute noch viele, die sie als solche betrachten und erkennen. Diese Thatsache ist gewiß charakteristisch, wennschon der Gedanke selbst schwerlich mehr sein dürfte als ein frommer Wunsch oder ein schöner Traum. Denn die Chance, daß jemals alle Menschen zu der gleichen und noch dazu zu der pantheistischen Auffassung vom Wesen der ewigen Wahrheit sollten gebracht werden können: diese Chance — oder Gefahr! — ist gewiß nicht allzu groß.

Aber wenn sie auch keine Aussicht hat, Universalreligion der gesamten Menschheit zu werden: als eine Weltanschauung, die von jeher auf Dichter- und Denkernaturen eine ganz besondere Anziehungskraft ausgeübt hat und ihrem Wesen nach auch notwendig ausüben muß — als eine im höchsten und edelsten Sinne humane und ideale Weltanschauung ist die All-Einheitslehre eines stets wachsenden Einflusses auf weite Kreise der gebildeten Menschheit doch ohne alle Frage gewiß. Getragen von dem Ruhm ihrer drei berühmtesten Bekenner: von dem Ruhm Giordano Brunos, Benedikt Spinozas und Wolfgang Goethes, wandelt sie in stiller Größe, einen milden Glanz ausstrahlend und durch ihr bloßes Vorhandensein Segen stiftend und Frieden bringend durch die Jahrhunderte hin. Sie trägt der Menschheit eine Fackel vor, die nicht verlöschen wird, und verkündigt ihr ein Evangelium, das zwar vorübergehend vom Lärm und Braus des Tagestreibens übertäubt werden kann, das aber gewißlich niemals, solange die Erde steht, völlig ungehört im Sturm und Wogendrang des Zeitenstroms verhallt. Denn solange es Menschen geben wird, so lange wird es auch Poeten-, Künstler- und Denkernaturen unter ihnen geben, die mit begeistertem Entzücken den hehren Klängen jener wundersamen, unsterblichen Botschaft lauschen — jener Botschaft, die uns Giordano Bruno als der erste unter den großen Philosophen der Neuzeit prophetischen Geistes verkündigt hat und die nunmehr, mit dem ganzen Zauber Goethescher Poesie umkleidet, triumphierend die Lande durchschallt: der Botschaft von dem all-einen göttlichen Urgrund aller Dinge und von der ewigen, nie gestörten, dem geheimnisvollen Zusammenspiel aller Kräfte entspringenden, alle Widersprüche lösenden und alle Dissonanzen versöhnenden universalen Harmonie.

* Vergl. Lichtenberg: „Wenn die Welt noch eine ungählbare Zahl von Jahren steht, so wird die Universalreligion geläuterter Spinozismus sein. Sich selbst überlassene Vernunft führt auf nichts anderes hinaus und es ist unmöglich, daß sie auf etwas anderes hinausführe . . .“ Lessing äußert sich noch prophetischer im Sinne des letzteren Satzes; er sagt geradezu zu Jacobi: Werden Sie lieber ganz sein (d. h. Spinozas) Freund. Es giebt keine andere Philosophie als die Philosophie des Spinoza.

Digitized by Google

Cambodja.

Von

C. W. Koſſet.

I.

Cambodja, das bekannte Königreich im Inneren Indochinas, iſt ſeit dem 11. Auguſt 1863 franzöſiſcher Schutzſtaat.

Die Geſchichte Cambodjas würde für uns ein ſehr lehrreiches Beiſpiel abgeben, wie die Koloniſation nicht bewerkſtelligt werden darf. Wenn wir alle die Fehler und Unterlaſſungsſünden, welche die Franzoſen ſeit der Übernahme des Protektorats ſich haben zu ſchulden kommen laſſen, in unſeren eigenen Kolonien zu vermeiden ſuchten, ſo würden wir gewiß ſehr bald dahin gelangen, den richtigen Nutzen aus ihnen zu ziehen.

Über die Geſchichte Cambodjas iſt ſehr wenig aufgezeichnet. Es giebt dort keine geſchriebene Geſchichte. Wenn wir etwas über die Vergangenheit dieſes Staates erfahren wollen, müſſen wir uns an die Chineſen wenden. Chineſiſche Bücher berichten, daß das Land vordem eines der reichſten, angeſehenſten und mächtigſten Königreiche in Hinterindien geweſen ſei. Noch heute giebt es zahlreiche, wenn auch dürftige Legenden, in denen ſich die einſtige Blütezeit der Cambodjaner widerſpiegelt. Deutlicher ſprechen freilich die großartigen, prachtvollen Ruinen, die noch heute auf jeden Reiſenden einen unvergeßlichen Eindruck machen; man findet ſie in verſchiedenen Teilen des Landes, die ſchönſten an der weltberühmten Stätte nördlich vom Großen See, Angkor Vat. Dieſelben gehören gegenwärtig freilich nicht mehr zu Cambodja, ſondern ſind an den König von Siam abgetreten worden. Hier befand ſich das Nationalheiligtum und hier war auch die alte Hauptſtadt der Cambodjaner mit Namen Judapathaburi. Die Zeit, aus welcher dieſe Ruinen ſtammen, iſt nicht genau bekannt, es iſt jedoch nicht unwahrſcheinlich, daß ihre Entſtehung in die erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung fällt, in die Zeit, wo der Buddhismus von Vorderindien hier eingeführt wurde und über das ganze Land ſich verbreitete. Die chineſiſchen Annalen erwähnen dieſes Land, welchem ſie den Namen Tſchin-la

Digitized by Google

beilegten, zuerst im Jahre 616. Die Blütezeit des Königreichs scheint sich vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert zu erstrecken, denn im Jahre 1295 erneuerte sich der Einfall, und diesmal gingen die sechs Provinzen, welche heute das französische Kolonialland Niedercochinchina ausmachen, an den König von

Pnom-Penh, Hauptstadt von Cambodja.

berichten die Chinesen, daß es ein großes und mächtiges Reich gewesen sei, und aus dem Jahre 1670 erfahren wir, daß es sich von den Gestaden des Meeres bis hinauf zu den Gebirgszügen von Laos und andererseits von Cochinchina bis nach Siam erstreckt habe. Dieser Zeitpunkt, das Jahr 1670, scheint also den Höhepunkt der cambodjanischen Macht zu bezeichnen. Von nun an beginnt der Verfall des Reiches. Wie in allen Ländern, so waren auch hier die Ursache des Unterganges innere Unruhen, welche die benachbarten Völker auszunutzen verstanden. Noch in dem erwähnten Jahre 1670 drang der König von Cochinchina, während in Cambodja Bürgerkrieg und ehrgeizige Bestrebungen einflußreicher Vasallen die Kräfte des Landes aufzehrten, in das Land ein und riß verschiedene Küstenstriche an sich. Im Jahre 1750 Cochinchina verloren. Auf der anderen Seite bedrängte Siam das Land. Im Jahre 1809 nahm es ebenfalls seinen Anteil und ließ sich als Lohn für die Hilfe, welche es einem cambodjanischen Prinzen bei einem Familienstreite hatte angedeihen lassen, die Provinzen Battambang und Angkor abtreten, die schönsten des Landes, wo, wie ich bereits erwähnt habe, die berühmten Nationalheiligtümer sich befanden. So sank denn Cambodja von Stufe zu Stufe, und es ist schließlich nicht zu verwundern, daß es, nachdem die Franzosen bereits in Annam Einfluß gewonnen hatten — durch den Vertrag von Saigon am 5. Juni 1862 wurden verschiedene der südlichen Provinzen des annamitischen Reiches an Frankreich abgetreten —, sich dem europäischen Eindringling in die Arme warf. So wurde es denn bereits in dem Jahre,

Digitized by Google

welches auf den Vertrag von Saigon folgte, unter französischen Schutz gestellt.

Die Zeit, in welcher nach Europa die erste Kunde von der Existenz dieses hinterindischen Reiches gelangte, liegt noch nicht in allzu weiter Ferne. Es war um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, als wir durch Missionare die ersten Nachrichten über dieses bisher noch nie erwähnte Land erhielten, und der Ruhm der Ruinen von Ankor Vat drang — und das ist immerhin bezeichnend für die Bedeutung dieser Bauwerke — bereits im Jahre 1570 zu uns. Im Jahre 1644 wurde uns über diese Ruinen, sowie auch über die alte Hauptstadt ein staunenerregender Bericht durch den Pater Cardim geliefert. Die erste Karte des Landes wurde 1752 von einem Franzosen Namens d'Anvilles hergestellt. Dieselbe zeigt uns aber, wie dürftig die Kenntnis des Landes damals noch war. Erst in unserem Jahrhundert erhielten wir ausführlichere Daten von der Geographie und Ethnographie Cambodjas, so namentlich durch die Missionare. Der Pater Bouillevaux bereiste in den Jahren 1850 bis 1855 das Land der Cambodjaner. Derjenige Forscher, welcher am meisten zur Bekanntwerdung des Landes beigetragen hat, ist Aymonier. Derselbe hat eine ausführliche Geographie und ein Diktionär der cambodjanischen Sprache in den Jahren 1874 bis 1876 erscheinen lassen. Mit Zugrundelegung dieses Wörterbuchs wird die Sprache sogar jetzt schon in den französischen Schulen zu Saigon gelehrt. Außer in Cambodja wird die Sprache noch in einigen zu den Nachbarländern gehörigen Distrikten gesprochen, im ganzen etwa von anderthalb Millionen Menschen.

Cambodja erstreckt sich zwischen 10 Grad 30 Min. und 13 Grad 30 Min. n. Br. einerseits und zwischen 121 Grad 30 Min. und 124 Grad ö. L. (von Ferro) andererseits. Der Flächeninhalt des Landes beträgt 1523 Quadratmeilen oder 83 860 Quadratkilometer, es bedeckt also ein Terrain, welches ungefähr so groß wie Irland ist oder dem sechsten Teile der französischen Republik gleichkommt.

Nordwestliches Viertel von Pnom Penh (Fischerviertel).

Digitized by Google

Seine längste Ausdehnung findet in nord-südlicher Richtung statt. Hier beträgt der Durchmesser 110 geogr. Meilen, während die Breite des Reiches von Osten nach Westen nur auf 50 geogr. Meilen sich beläuft. Die Einwohnerzahl beziffert sich nach den Zählungen, welche in den letzten Jahren stattgefunden haben, auf ungefähr eine Million. Darunter befinden sich cirka 110000 Chinesen, 26000 Schams und Malayen, etwa 10000 Annamiten und 5000 Angehörige wilder Volksstämme. Zu diesen letzteren gehören die Kui, die Benong und Stieng.

Wie in Ägypten der ganze Segen des Landes von den Überschwemmungen des Nilstromes abhängt, so bedingt, wenn auch nicht in ganz demselben Maße, in Cambodja der große Mehkongfluß die Fruchtbarkeit des Landes. Der Mehkong ist in Hinterindien der größte Fluß. Er ist überhaupt einer der größten Ströme der Welt. Seine Quellen gehen in das Hochland von Tibet zurück, und die Strecke, welche er von hier an durchmißt, beläuft sich auf 535 geogr. Meilen. In Cambodja selbst heißt er Toule Tom, das bedeutet „Großer Fluß". Auch die Franzosen nennen ihn regelmäßig Grand Fleuve. Den Namen Mehkong führt er eigentlich nur in der Sprache der Laosianer, und in den mehr nördlich gelegenen bereits zu China gehörigen Gebieten trägt er je nach den Landschaften, welche er durchströmt, noch andere Namen. Zahlreiche Gewässer aus den hohen Gebirgsländern, die er durchfließt, sammeln sich in seinem Bett. Unter dem 16. nördlichen Breitengrade nimmt er eine Wendung nach Osten und betritt, nachdem er auf der linken Seite einen ansehnlichen Zufluß, den Cong, aufgenommen hat, der sich kurz vor seiner Einmündung in den Mehkong noch mit einem anderen größeren Flusse, dem Bang Came, vereinigt, das Königreich Cambodja, das er in einer Strecke von 55 geogr. Meilen durchströmt. Bei der jetzigen Hauptstadt Cambodjas Pnom-Penh teilt er sich in zwei Arme, den sogenannten Fleuve Antérieur (vorderer Fluß) und den Fleuve Postérieur (hinterer Fluß). An derselben Stelle, wo diese Teilung stattfindet und wo an der Gabelung zwischen beiden Armen sich eine Insel im Flusse befindet, vereinigt sich noch ein weiterer Flußlauf mit dem Mehkong, das ist der Abfluß, welcher von dem Toule Sap, dem oben bereits erwähnten Großen See kommt. Würde man also auf der Insel einen Aussichtsturm erbauen, so hätte man nach vier Richtungen hin einen Ausblick auf eine Wasserstraße, und diese Stelle wird deshalb von den Franzosen Quatre-Bras (Vier Arme) genannt. Der Toule Sap ist das größte Wasserbecken, welches sich auf Hinterindien befindet. Ursprünglich ging das Meer noch weit tiefer in das Land hinein. Das ganze Niederkochinchina und der größte Teil von Cambodja ist angeschwemmter Boden, und da noch heute der Große See, wenn auch nur ganz allmählich, von den Ablagerungen seiner verschiedenen Zuflüsse gefüllt wird, so läßt sich ungefähr die Zeit berechnen, nach welcher er vollständig verschwunden sein und nur in der Gestalt eines ausgedehnten Sumpfes Spuren zurücklassen wird, welche an seine frühere Existenz erinnern. Der Fleuve Antérieur teilt sich bei Vinh Long in vier größere Arme, so daß also der Mehkong mit sechs Hauptarmen ins Meer fällt. Nicht jeder dieser Ausflüsse ist zu allen Zeiten fahrbar, nur bei Hochwasser können sämtliche passiert werden. Der Hauptstrom oder der Song-Long ist an der Mündung 20 bis 30 Meter tief und 200 bis 300 Meter breit. Zahlreiche Wasserarme, sogenannte Arroyos, durchziehen dieses ausgedehnte Alluvionsgebiet und vereinigen ihre Gewässer mit denen des Mehkongdeltas. Der Alluvialboden dieses Deltas gehört seiner Ausdehnung nach zu den größten der Welt. Er wird nur noch übertroffen von dem Deltagebiet der beiden großen chinesischen Ströme.

Der Mehkong tritt fast bis zur chinesischen Provinz Jünnan hinauf jährlich über seine Ufer aus und hat dann eine

Digitized by Google

so starke Strömung, daß kein Fischkahn ihn passieren kann. Der niedere Teil des Landes wird bis auf mehrere Kilometer vom Flußbett aus unter Wasser gesetzt. Die Regenzeit, in welcher das Wasser steigt, fällt zwischen Mai und September, und erst im Oktober erhält der Mehkong sein normales Niveau wieder. Während der trockenen Zeit hört auf den etwas höher liegenden Wasserstraßen der Kahn auf, das Transportmittel zu sein, und der Karren kann über den trockenen Boden hingeführt werden. Nur in den tieferen Teilen der Flußläufe hält sich das Wasser stets und unterliegt infolge der Flut, die sich bis weit in das Land hinein erstreckt, einer täglichen doppelten Steigerung. Sümpfe, Teiche und Seen von geringerer oder größerer Ausdehnung sind zahlreich, namentlich in den niederen Teilen des Landes. Während das Land im September, wo der Stand der Überschwemmung den höchsten Punkt erreicht hat, einem mit Inseln übersäeten Meere gleicht, weil ja einige höher gelegene Gebiete in einem Terrain mit wechselnder Bodenerhebung nicht unter Wasser gesetzt werden, so ist das Land im März umgekehrt eine an Seen reiche Sandebene.

Unter all den natürlichen Reservoirs, welche die Überschwemmung des Landes regeln, ist das wichtigste der bereits erwähnte Tonle Sap. Derselbe ist 120 Kilometer lang und mindestens 20 Kilometer breit und bedeckt einen Flächenraum von 2400 Quadratkilometern. Der Strom, welcher ihn mit dem Mehkong verbindet, Mesap geheißen, hat eine Länge von 120 Kilometern und die ungewöhnlich große Breite von 700 bis 800 Metern. Er ist 8 bis 20 Meter tief. Dieser Flußlauf ändert seine Strömung im Jahre zweimal. Vom Mai bis September, in der Zeit der Überschwemmung und des höchsten Wasserstandes, strömt er vom Mehkong zum See; dadurch steigt das

Frontansicht des Palastes des Königs von Cambodja in der Hauptstadt Pnom-Penh.

Digitized by Google

Niveau des Sees um mehr als 12 Meter und seine Fläche wird auf das Drei- bis Vierfache erweitert. Die umgekehrte Strömung findet statt in der trockenen Zeit vom Oktober bis etwa zum März. In der Zeit der Überschwemmung entwickelt sich in dem großen See eine erstaunliche Menge von Fischen, die im März und in der folgenden Zeit, wenn der See nur eine Tiefe von 1 bis $1^1/_2$ Meter aufweist und einen weit geringeren Umfang hat, zu dichten Scharen zusammengedrängt existieren müssen. Diese Zeit ist dann die günstigste für den Fischfang, welcher der bemerkenswerteste und für das Land wichtigste Industriezweig ist.

Cambodja wird von zahlreichen Bodenerhebungen durchzogen. Unter dem vierzehnten Breitengrade ziehen sich von Westen nach Osten die Riegelberge, eine breite Gebirgsmasse zwischen dem mittleren und unteren Mehkongbecken, nach Süden steil und nach Norden allmählich absinkend. Südlich davon verflacht sich die mit Wald bedeckte Ebene gegen den See hin und trägt vereinzelte Gipfel. Im Nordosten trennen die Höhenzüge von Cochinchina das Mehkongbecken von den zahlreichen geringeren Strömen, die weiter östlich vom Mehkong in das Meer sich ergießen. Dieses ganze wenig erhobene Höhengewirr ist mit undurchdringlichem, pfadlosem, jungfräulichem Walde in üppigster Vegetation bedeckt. Die cochinchinesischen Höhenzüge, die von Norden nach Süden sich erstrecken, treten an das chinesische Meer und bilden dort zahlreiche und kurze Ausläufer, welche die Küste von Annam zu einer vielgegliederten und mit zahlreichen Einbuchtungen versehenen machen. Ihre letzten Ausläufer entsendet sie südlich nach der Südspitze der Provinz Baria, dem St. Jakobs-Kap, nicht weit von der Mündung des Saigonstromes. Auch die Wasserscheide zwischen dem Menam und Mehkong ist mit einem von Norden nach Süden verlaufenden und westlich nach dem Großen See zu sich abflachenden Plateau bedeckt. Wie alle Tropengegenden, so unterliegt auch Cambodja den periodischen tropischen Regen. Wie schon erwähnt, erstreckt sich die trockene Zeit etwa vom Dezember bis zum Mai, die nasse vom Mai bis zum November. Das Klima ist natürlich, wie in allen tropischen Gegenden, für den Europäer nicht gerade vorteilhaft.

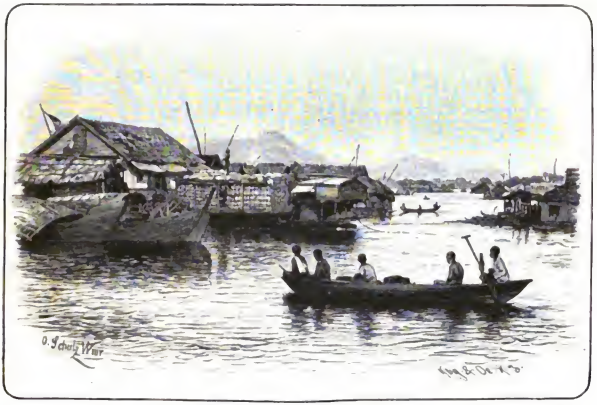
Was die Ertragsfähigkeit des Landes anbelangt, so können wir fünf verschiedene Gürtel unterscheiden, die, je nachdem sie der Überschwemmung mehr oder weniger zugänglich sind, eine verschiedene Fruchtbarkeit aufweisen. Da sind erstens die fruchtbaren Ufer des Mehkong und seiner Zuflüsse, die mit tiefer Humusschicht bedeckt sind, und wo die Baumwolle, der Maulbeerbaum, der Indigo und der Tabak sich erfolgreich anbauen lassen. Der zweite Gürtel ist der doppelt überschwemmte Gürtel, der stets sumpfig und mit Seen und Teichen übersäet ist, der den ersteren auf allen Seiten umgiebt. Hier gedeiht das Sesam, der Nennphar u. s. w. Diesem schließt sich der halb überschwemmte Gürtel an, wo der Bau von Reis, Melonen u. s. w. stattfinden kann. Viertens folgt dann der Gürtel der hohen Plateaus, der wenig oder gar nicht überschwemmt wird, wo die Ölbäume, die Lackträucher u. s. w. sich anpflanzen lassen und wo in der trockenen Jahreszeit oft Feuersbrünste wüten, wenn die Cambodjaner oder die Wilden die Gräser der Ebene in Brand setzen, sei es um Verkehrswege zu schaffen, sei es um eine freie Fläche für den Ackerbau zu gewinnen. Fünftens kommen dann die Berge, auf denen das Gummigutt, die Kardamomen u. s. w. gedeihen.

Die Fauna des Landes ist so reichhaltig wie diejenige Vorderindiens, wenn sie dieselbe nicht noch übertrifft. In Cambodja leben die großen Dickhäuter, Elefant und Nashorn. Sie sind auch hier wie anderswo die erbittertsten Feinde. Der Elefant ist größer und gefährlicher als der vorderindische; seine Gefährlichkeit besteht nämlich darin, daß er, wenn er nicht auf den ersten Schuß niederge-

Digitized by Google

ſtreckt wird, den Jäger direkt angreift. Auch die Raubtiere ſind hier zahlreich vertreten. Hinterindien iſt die Heimat des Königstigers. Der Tiger iſt größer

verwendet, der auch vor den Pflug geſpannt wird. Es giebt in Hinderindien verſchiedene Arten des Rindes. Da iſt z. B. die kurzhaarige, goldgelbe Kuh; da



Fiſcherdörfer am oberen Mehkong.

und ſtattlicher als ſein bengaliſcher Verwandter, aber wenn er nicht verwundet wird, ſo iſt er dem Menſchen, namentlich dem Europäer, ungefährlich. Ich habe es öfters erlebt, daß ich auf meinen Streifzügen plötzlich mich einem Tiger gegenüberſah, der dann nichts Beſſeres zu thun wußte, als ſich langſam zurückzuziehen und, nachdem er in einer gewiſſen Entfernung von mir ſich ſicher glaubte, in eiligen Sätzen davonzuſpringen. Das Pferd, welches auf Hinterindien vorkommt, iſt klein und ſehr wenig zahlreich vertreten. Derjenige wilde Volksſtamm, der ſich am meiſten auf die Pferdezucht legt, ſind die Rhodé, die etwa unter dem 13. Grad n. Br. weſtlich von der Küſtenſtadt Phn-Yen wohnen. Von hier aus bezieht auch der Cambodjaner, der mit allen wilden Volksſtämmen einen lebhaften Handel treibt, ſeinen Bedarf an Pferdematerial.

Als Laſttier wird größtenteils der Büffel

iſt im oberen Mehkong, im Waſſer lebend, die ſogenannte Dujongkuh. In den Flüſſen hauſen Krokodile, ausgewachſenere Exemplare als die vom Nil oder vom Ganges; die Ufer der Flüſſe und die Inſeln ſind von den Waſſervögeln der verſchiedenſten Art belebt: Pelikane, verſchiedene Entenarten, wilde Gänſe u. ſ. w. bieten hier dem Jäger und Naturforſcher eine reiche Auswahl. Die Zahl der Schlangen iſt weniger groß, wenigſtens auf dem trockenen Lande, denn hier finden ſie keinen günſtigen Nährboden, weil ja alljährlich jene großen Prairiebrände ſtattfinden, durch welche notwendigerweiſe alles Gewürm, welches auf den Erdboden angewieſen iſt, vernichtet werden muß. Doch kommen in den Weihern und Sümpfen ſehr gefährliche Reptilien vor, namentlich giftige Waſſerſchlangen. Plagen des Landes ſind die Moskitos, die Ameiſen und die Blutegel. Die Moskitos peinigen die Reiſenden in jeder nur irgendwie erdenk-

Digitized by Google

lichen Weise, während der Eingeborene gegen diese Belästigungen weniger empfindlich ist. Ich habe öfter den Fall erlebt, wenn ich auf dem Tigeranstand war, wo es vor allem darauf ankommt, daß jede, auch nur die geringste Bewegung vermieden wird, daß ich es vor Moskitostichen und Ameisenbissen nicht aushalten konnte und durch das Geräusch, welches ich infolgedessen verursachte, den Tiger aufmerksam machte und verscheuchte. Die

Junger Moi (Gebirge von Bin Thuan.)

Eingeborenen behalten dagegen in solch einer Lage ruhiges Blut und lassen sich zu keinem Geräusch verleiten. Die Blutegel kriechen bei nasser Jahreszeit oder auf sumpfigem Boden dem Wanderer an der Fußbekleidung hinauf und setzen sich an den oberen Körperteilen fest, wo sie sich einsaugen. Zur Vermeidung dieser Plage ist es am besten, wenn man in einer feuchten Gegend oder zur Regenzeit gezwungen ist, eine Wanderung zu machen, barfüßig zu marschieren, wodurch man zwar dem Übelstande nicht entgeht, daß sich die Blutegel an den Füßen einsaugen; aber hier sind sie am wenigsten lästig und können mit einem Bambusmesser von Zeit zu Zeit abgeschabt werden. Unter den Ameisen finden sich viele, welche Fleisch fressen. Wie gefährlich diese Tierchen sind, ersieht man daraus, daß die Eingeborenen mit Hilfe derselben einen Tiger zu Tode martern können.

Der Tiger wird von den Eingeborenen nämlich nicht bloß mit vergifteten Pfeilen geschossen, sondern auch in Fallen gefangen. Es werden nacheinander zwei Wände aus Baumstämmen aufgeführt, die tief genug in die Erde eingerammt werden, um jedem Versuch, sie zu lockern, Widerstand zu leisten. Diese beiden Holzmauern werden dann oben mit einer ebenso starken und fest mit ihnen verbundenen Lage von Holzstämmen bedeckt. An der vorderen und hinteren Öffnung dieser so geschaffenen Tigerfalle wird dann eine Fallthür angebracht. Dieselbe steht durch Schnüre mit einem Köder in Verbindung, der in Gestalt eines toten Hundes oder Schweines im Inneren der Falle aufgehängt wird. Der Tiger sieht diesen fetten Bissen, schlüpft hinein, und sowie er den Köder berührt, lösen sich die Schnüre und lassen die Thüren an der Vorder- und Hinteröffnung niederfallen, so daß der Tiger jetzt weder vor- noch rückwärts kann. Dann wird er von den Eingeborenen auf eine schreckliche Weise zu Tode gemartert, namentlich für den Fall, daß er kurz vorher mehrere Stück Vieh aus einem Dorfe geräubert hat. Er wird durch die Lücken, welche ja immerhin zwischen den Baumstämmen noch bleiben, mit Lanzen gestochen, es wird Zucker und Blut ausgegossen, und dies soll den Zweck haben, daß die Ameisen, welche teils durch den süßen Duft des Zuckers, den sie mit ihren scharfen Geruchswerkzeugen sofort spüren, teils aber auch, wie die fleischfressenden,

Digitized by Google

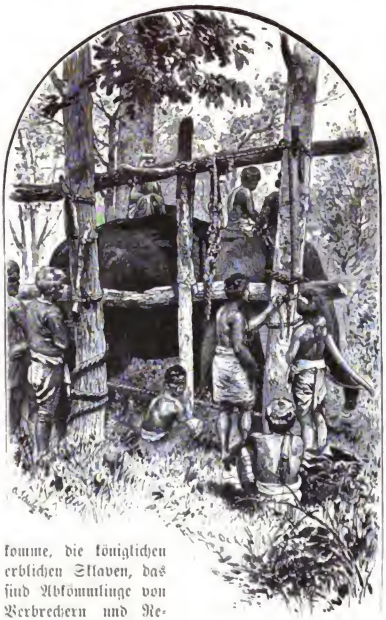
durch den Geruch des Blutes angelockt werden, dem Tiger zu Leibe zu gehen, in seine Wunden kriechen und dort gefährliche Entzündungen, Eiterungen und eine daraus hervorgehende Blutvergiftung erzeugen und so das Tier allmählich zu Grunde martern. Zu diesen Plagegeistern gesellen sich außerdem noch die Stechfliegen, welche ihre Maden in die Wunden des gefangenen Tieres legen, die sich dann mit der in den Tropen gewöhnlichen Schnelligkeit so rasch entwickeln, daß sie in der Zeit von einigen Stunden bereits eine beträchtliche Größe angenommen haben.

Moi am oberen Donnaifluß.

Cambodja zerfällt in fünf große Apanagen, welche den fünf Ministern des Staatsrats zugehören. Was die Verwaltung anbelangt, so ist Cambodja in sechsundfünfzig Provinzen eingeteilt und zwar dreiundvierzig ersten Ranges, fünf zweiten, fünf dritten und drei vierten Ranges. Jede dieser Provinzen steht unter einem Statthalter. Der König ist, wie alle orientalischen Fürsten, absoluter Herr seiner Unterthanen und hat Recht über Leben und Tod. Er ist Grundeigentümer des Bodens, und jeder Landbauer muß für jede Elle kultivierten Landes am Flußufer eine jährliche Rente von etwa zwei Franken an die königliche Kasse abliefern. Der Teil des Landes, welcher hinter dem Flußufer liegt, ist steuerfrei und gestattet dem Landmann eine beliebig weite Ausdehnung. So betragen die regelmäßigen Einkünfte des Königs gegen drei Millionen Franken. Dieselben kommen nicht bloß aus der Grundsteuer, sondern auch aus Pacht für die Spiele, für das Opium und den Ein- und Ausfuhrzoll. Diese Pachtungen haben die Chinesen in Händen. Um sich der Einnahmen zu versichern, läßt die Regierung alle drei Jahre eine Zählung vornehmen, wobei zugleich für jeden Einwohner die Dauer der Dienste festgestellt wird, die er dem Lande schuldet. Die Männer von achtzehn bis fünfzig Jahren müssen Soldaten sein und alle Arbeiten thun, welche Kraft und Gewandtheit fordern. Die im Alter von fünfzig bis siebzig Jahren stehenden sind meist von der Arbeit frei. Jeder im Alter von achtzehn bis fünfzig Jahren schuldet jährlich neunzig Arbeitstage, er kann sich aber von dieser Leistung durch eine Loskaufssumme von achtzehn Franken befreien, wodurch natürlich die Reicheren ein gewisses Vorrecht in Händen haben. Zu den Kategorien, die außerdem gewisse Privilege genießen, gehören die Bonzen, das sind die Priester und Lehrer der Pagoden, der indischen Gotteshäuser, ferner die Mandarinen, die Großwürdenträger des Königreichs, die königliche Garde und gewisse andere Beamte. Auch die Sklaven figurieren in der Stammrolle, werden aber nie einberufen, und ihre Herren zahlen die Hälfte von dem, was für freie Bürger gezahlt wird.

Digitized by Google

Es giebt verschiedene Arten von Sklaven: erstens die sogenannten Schuldsklaven, auf die ich weiter unten zu sprechen komme, die königlichen erblichen Sklaven, das sind Abkömmlinge von Verbrechern und Rebellen, und diese stehen im Dienste des Königs und der Pagoden; und dann die Wilden, die Benong oder Stieng, die aus ihren Wäldern durch die Cambodjaner oder Laos geraubt und auf den Märkten von Cambodja zum Verkauf gebracht werden. Die Lage der Sklaven ist aber nicht gerade eine menschenunwürdige zu nennen, sie werden im Gegensatz zu ihren afrikanischen Leidensgenossen immerhin noch ziemlich milde und human behandelt.



Fesselung eines wild eingefangenen Elefanten durch Laojaner zum Abfeilen der Zähne.

In Cambodja giebt es drei große Hauptwürden. Die erste ist die des Königs; die zweite Würde hat der erste Prinz von Geblüt, der mutmaßliche Erbe der Krone, inne, und die dritte die Königinmutter, solange sie lebt, oder statt ihrer die erste Prinzessin von Geblüt. Alle drei haben weniger Macht als die Minister, aber sie genießen königliche Immunitäten, Ehren und Titel.

Zu einer gewissen Zeit haben sich von Norden her mongolische Volksstämme an der Küste entlang in Hinterindien vorgeschoben, so beispielsweise die Annamiten, und haben der Auswanderung der eingeborenen Volksstämme einen Riegel vorgesetzt. Durch diese Absperrung der Küste wurden die Eingeborenen in das Innere des Landes zurückgedrängt, wo sie zum Teil noch heute unberührt von der europäischen Kultur hausen und ihre eigentümliche Sprache, wenn auch in verschiedenen Idiomen, behauptet haben. Zu diesen wilden Volksstämmen gehören insbesondere die Benong, die Stieng, welch letztere Nachkommen der Bewohner des alten Königreiches von Tschampa sein sollen, die Rhong und die Ahong u. s. w.

Was den physischen Bau der hinterindischen Völkerfamilie anbelangt, so sind sie im allgemeinen etwas kleiner als die kaukasische Rasse. Die Hautfarbe ist heller als bei den Asiaten westlich vom Ganges; bei den Küstenbewohnern und den civilisierteren Volksstämmen, also den Annamiten, den Cochinchinesen, Cambodjanern, Siamesen, Birmanen, ist sie gelblich; bei den wilden Stämmen mehr im Inneren des Landes wechselt sie zwischen hell- und dunkelbraun. Die Form des Schädels ist

ſehr eigentümlich, der Durchmeſſer von der Stirn rückwärts iſt ſehr kurz, daher ſeine Cylinderform. Der Oberteil des Schädels iſt oft ganz ungewöhnlich flach, die Haupthaare ſind ſchwer, dick, grob und ſchlaff. In individueller Beziehung erweiſt ſich dieſe ganze Völkerfamilie als vollſtändig ſchwunglos und ohne ſchöpferiſche Phantaſie. Es fehlt ihnen an eigenen Ideen und geiſtvoller Fortbildung fremder. Ihre Gedankenthätigkeit iſt nur auf das Materielle gerichtet.

Was die Cambodjaner ſpeciell betrifft, ſo haben ſie volle, runde Köpfe, breite, aber zugleich auch etwas in die Länge gezogene Geſichter; ſie ſind ſehr ungeſchlacht in ihrer Haltung, da ihr Oberkörper unverhältnismäßig lang und ihre dicken und krumm gewachſenen Beine zu kurz ſind. Das Weiße des Auges tritt auffallend hervor. Der Mund iſt breit, die Stirn vorn überſtehend, die Naſe niedergedrückt und ſtumpf. Doch finden ſich auch hier, wie bei jeder anderen Raſſe, alle Arten von Geſichtsbildungen. Man findet gerade Naſen, Adlernaſen u. ſ. w., doch ſind die Naſenlöcher faſt durchgängig erweitert. Im Gegenſatze zu dem durch die Fluten nördlicher Einwanderung mit neuen Bevölkerungsſchichten überdeckten Siam hat

Penong-Familie am Wohnſitz.

ſich in Cambodja die urſprüngliche Bevölkerung deutlicher erhalten.

Das Durchbohren der Ohren behufs Hineinſtecken von Schmuckgegenſtänden

Digitized by Google

findet jetzt in Cambodja nur noch bei den Frauen statt. Im vierten oder fünften Jahre werden etwa fünf Holzstücke in das Loch eingefügt und ihre Zahl wird jährlich vermehrt, bis sie im fünfzehnten Jahre auf zwölf oder dreizehn angewachsen ist.

Die Cambodjaner gelten für besonders geschickt im Austreiben von Teufeln und in sonstigen Zaubereien. Wenn jemand besessen ist, so werden sehr energische Teufelaustreibungen vorgenommen. Bei Krankheiten schlagen die Cambodjaner die Trommel und trinken dabei viele Spirituosen, namentlich Reisschnaps, indem sie sich um einen Zauberer, der unbeweglich in ihrer Mitte sitzt, zusammenscharen und das Kommen des guten Geistes, der sie von der Krankheit erlösen soll, erwarten. Eigentümlich ist, daß in den religiösen Büchern der Cambodjaner von einem Teufel nicht die Rede ist, daß sie denselben aber dennoch aus Furcht verehren. Die Lehre von der Seelenwanderung, wenngleich etwas entartet, ist bei ihnen in voller Geltung. Etwas, was in den heiligen Büchern als ein Verbot hingestellt, von ihnen aber nicht genau beachtet wird, ist das Töten und Verzehren von Tieren. Übrigens sind die Cambodjaner sehr apathisch und lässig.

Die Söhne der Wohlhabenden werden vom sechsten, siebenten, achten Jahre an in den Pagoden erzogen. Die im Hause erzogene Tochter führt, sobald sie erwachsen ist, ein sehr zurückgezogenes Leben. Infolge zahlreicher Morallehren, die ihr frühzeitig von der Mutter eingepflanzt wurden, sind die Sitten der Cambodjanerin namentlich außerhalb der Hauptstadt weit weniger locker als in den Nachbarländern. Die Mädchen der Annamiten und namentlich der wilden Volksstämme, der Moi, der Stieng, der Benong u. s. w., bieten sich jedem Fremden, sei er Chinese, sei er Siamese, sei er Cambodjaner u. s. w., für ein geringes Geschenk zu jedem Liebesdienste an.

Die Cambodjaner lieben die Musik und Poesie. Ihre Gesänge, welche sie mit primitiven Instrumenten begleiten, haben eine einfache und anmutige, obwohl etwas eintönige Melodie. Es sind oft improvisierte Dialoge zwischen einem Mann und einer Frau, welche sich eine Liebeserklärung machen. Leute, die solche Gesänge zu dichten im stande sind, genießen großes Ansehen.

Die Nahrung der Cambodjaner ist ganz wie diejenige der Annamiten, nur wird sie weniger gut zubereitet. Man liebt sehr die sauren, unreifen Früchte. Im übrigen besteht die Hauptnahrung in Reis, Geflügel, Fischen und Wildbret. Leute, welche mit Stäbchen statt mit den Fingern essen, sind in Cambodja ebenso selten, wie sie in Cochinchina zahlreich sind.

Die Häuser sind in althergebrachter Weise auf Pfählen gebaut. Sie enthalten drei Abteilungen, ein hohes Dach mit scharfem Firste schützt die sogenannte innere Wohnung, vier Ständer tragen das Dach, welches auf einer, zwei oder drei Seiten verlängert ist, so daß es einen Wirtschaftsraum überragt.

Die Religion der Cambodjaner ist der ceylonische Buddhismus; die Häupter der Religion sind zwei vom Könige gewählte hohe Würdenträger. Die Pagoden, die Gotteshäuser, sind sehr zahlreich. In ihnen lernen die Kinder die Schrift, denn die Erziehung ist hier, wie in den anderen buddhistischen Ländern, ganz in den Händen der Bonzen.

Die Dörfer sind im allgemeinen am Ufer der Flußläufe und Seen errichtet. Sie bestehen zum großen Teil aus einigen zwanzig Häusern oder, besser gesagt, Hütten mit Strohdächern, die von kleinen meist schlecht gepflegten Gärten umgeben sind. Die Häuser der Vornehmen sind kaum in einem besseren Zustande als diejenigen der ärmeren Bewohner. Die Fruchtbäume in den Gärten werden sehr unzureichend gepflegt, und ihre Erzeugnisse sind infolgedessen von minderwertiger Qualität. Einige Sorgfalt würde genügen, die Erträgnisse der Obstkultur weitaus günstiger zu gestalten. Nur die Bonzen haben ihre alten Traditionen aufrecht erhalten, die ihnen unterstellten Ländereien

Digitized by Google

tragen schöne Bäume, Bananen, Orangen- und Citronenbäume, Wurzelbäume (Rhizophora mangle) und Ananas.

Die Ursachen der daniederliegenden Landwirtschaft der Cambodjaner sind folgende: erstens der Mangel an Bewohnern, zweitens die Armut der Bewohner und drittens die große Zahl der Verpflichtungen, welche der Cambodjaner zu erfüllen hat.

Der Cambodjaner bebaut nur die Ländereien, welche alljährlich vom Mehkong überschwemmt werden, dessen ausgetretene Gewässer das Erdreich aufweichen und mit einer mehrere Centimeter starken Schicht vegetabilischer Abfälle jeder Art bedecken. Da der Eingeborene infolgedessen nicht nötig hat, sein Land zu düngen, so braucht er, um den Acker zu bestellen, sehr wenig zu arbeiten. Er kann sich damit begnügen, den Boden, unmittelbar nachdem die Gewässer wieder zurückgetreten sind, mit der Egge leicht aufzukratzen und dann seine Aussaat zu machen.

Der Hauptreichtum des Landes besteht in Reis, in den Fischen des Großen Sees und des Mehkong und in Eisen, das sich namentlich im Gebiete des westlich vom oberen Mehkong wohnenden Stammes der Kui vorfindet. Auch die planmäßig betriebene Kultur der Baumwolle, welche die Weiber auf dem Webstuhl verarbeiten, des Maulbeerbaums, des Indigo, des Tabaks würde ausgezeichnete Ergebnisse liefern.

Pnom-Penh, die Hauptstadt des Landes, ist eine Stadt von etwa 30000 Einwohnern, welche an der, wie ich oben bereits erwähnt habe, von den Franzosen Quatre-Bras genannten Stelle liegt. Es ist natürlich, daß infolge dieser bevorzugten Lage sich die Fischer des ganzen Cambodja hier ein Stelldichein geben und hier einen Hauptabsatzplatz für ihre Ware haben. Pnom-Penh ist der Stapelplatz, wo sich alle Landesprodukte anhäufen, um von hier mit den aus dem benachbarten Laos und Siam kommenden Waren nach Cochinchina exportiert zu werden.

Das Elfenbein, welches in Cambodja gewonnen wird, wird zum größten Teil nach China exportiert. Was dies Produkt anlangt, so kann man weniger von einem mangelnden Unternehmungsgeist der Cambodjaner sprechen. Gerade in der Elefantenjagd sind sie hervorragende Meister. Sie begeben sich zu diesem Zwecke alljährlich wiederholt in das Gebiet, wo die Elefanten noch zahlreich vertreten sind, namentlich in das Gebiet der wilden Stämme, der Benong und der Stieng, die ihnen bei den Jagden behilflich sein müssen, und erzielen manchmal sehr große Resultate. Man bewerkstelligt die Jagd mit Hilfe zahmer Elefanten. Eine große Jagdkarawane macht sich auf den Marsch, und sobald eine Elefantenherde gefunden ist, was, da die wilden Elefanten sehr ausgeprägte Gehörs- und Geruchsorgane besitzen, mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, geht es direkt im vollsten Carriere in die wilde Elefantenherde hinein. Jeder Elefant ist mit einem Leiter, der dicht hinter dem Genick sitzt und den Elefanten mit einem spitzen Eisenhaken zu schnellstem Galopp antreibt, und einem Jäger bemannt. Der Jäger, der auf dem Rücken des Tieres sitzt, führt an einer Stange, die bis an den Boden reicht, eine aus Kokusnußfasern geflochtene Schlinge, die dann wieder in Verbindung mit einem langen aus Tierfellriemen gedrehten Strick steht, dessen Ende von dem Jäger sowohl wie auch noch von dem Leiter gehalten wird, und sucht diese Schlinge einem der jungen Elefanten der Herde unter den Fuß zu werfen. Sobald ein Bein sich darin gefangen hat, löst sich die Stange von der Schlinge, nur der mit der Schlinge verbundene Strick bleibt in den Händen der Jäger, und der junge Elefant wird nun so lange gehetzt, bis er ermüdet zusammensinkt. Die älteren Elefanten wagen bei einem so kühnen Angriff von seiten der Jagdgesellschaft ihren Jungen nicht Beistand zu leisten. Der Elefant ist in der Regel nur gefährlich, wenn er verwundet wird.

Alte Tiere werden in der eben beschriebenen Weise nicht gefangen, denn sie würden sich sehr schwer zähmen lassen. Um

Digitized by Google

der Zähne von alten Elefanten habhaft zu werden, fesselt man sie derart, daß die Zähne abgesägt werden können, oder man bedient sich der Elefantenfallen, welche in tiefen Gruben bestehen, die mit einer Schicht von Bambus, Erde und Gestrüpp bedeckt sind, einer Schicht, welche sofort zusammenbricht, wenn ein Elefant darüber hinschreitet. Der in der Grube gefangene Elefant wird nachher, wenn es ein altes Tier ist, mit vergifteten Pfeilen getötet.

Außer den Harthölzern der Wälder ist auch Manillahanf ein Produkt, das in Cambodja gedeiht.

Die cambodjanische Baumwolle ist kurzfadig. Der Maximalpreis für die gereinigte Baumwolle beläuft sich auf vier Piaster (à ein Dollar) das Pikul (à sechzig Kilo). Die Fracht der Flußdampferlinien ist zu teuer, um diese Ware, welche ja eine große Überfüllung des Schiffsraums zur Folge haben würde, vorteilhaft zu transportieren. Es würde sehr empfehlenswert sein, die Wolle mit einer hydraulischen Presse zu festen Ballen zusammenzupressen und so nach Saigon zu expedieren und die Transportkosten nach dem Gewicht, nicht nach dem Volumen zu berechnen. Pflanzversuche mit langfadiger Baumwolle sind mit Erfolg gemacht worden, aber auch hier ist wieder der Mangel an genügendem Betriebskapital die Ursache davon gewesen, daß sich die Kolonisten von dem Unternehmen zurückgezogen haben.

Die Seide wird in Cambodja in sehr großen Mengen hergestellt, namentlich in der Provinz Banam, wo jedermann den Maulbeerbaum und den Seidenwurm zieht. Die besten Gewebe werden von den tüchtigen cambodjanischen Hausfrauen hergestellt; sie sind regelmäßig und nicht selten von sehr großer Feinheit, weil dazu specielle Seidensorten ausgewählt werden.

Auch der Kakaobaum läßt sich mit günstigem Erfolg in Cambodja kultivieren. Es würde sich lohnen, große Plantagen anzulegen, zu deren Unterhaltung Eingeborene genügen würden. Der Baum beginnt hier am Ende des dritten Jahres ertragsfähig zu werden und hat dann eine Höhe von zwei Metern erreicht. Auch ihm kommt der Umstand zu gute, daß sein Wachstum von der Überschwemmung nicht beeinträchtigt wird.

Der Indigo wächst in Cambodja in äußerst großer Fülle. Man trifft wilde Pflanzen in allen Wäldern, auf allen Wegen und Stegen, aber dieselben sind selbst für die Eingeborenen nicht verwertbar. Dagegen liefert die kultivierte Indigopflanze ein Produkt, welches von der besten Qualität sein könnte, wenn die französischen Kolonisten es verständen, dasselbe gehörig zu präparieren. Zu dem Mangel an Geld kommt hier noch der Mangel an den unumgänglichen praktischen Kenntnissen hinzu, um erklärlich zu machen, daß die Resultate der Indigokultur ziemlich negativ ausgefallen sind.

Das Zuckerrohr ist sehr saftreich. Man könnte mit einer gut ausgestatteten Fabrik jährlich 500 000 Kilo Zucker produzieren. Es würde vorteilhaft sein, wenn man gleichzeitig den Saft, welchen die Blume des Palmbaums liefert, auszunutzen verstände. Dieser Saft wird zur Zeit der Blüte jedes Jahr einmal erzeugt, der Eingeborene sammelt ihn in Bambusröhren. Jeder Baum liefert ungefähr fünfzig Liter davon, aus welchem die Eingeborenen eine sehr angenehm schmeckende, stark zuckerhaltige und aschgrau gefärbte Kassonade herstellen. Cambodja ist mit solchen Zuckerpalmen buchstäblich bedeckt.

Auch für den Kaffeebaum bietet Cambodja einen sehr günstigen Boden, was schon daraus hervorgeht, daß er bisher von jeder Krankheit verschont geblieben ist. Der Kaffee ist zwar kleinkörnig, aber von ausgezeichnetem Aroma.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der berühmte

Zweikampf Kaiser Maximilians I. zu Worms.

Von

Friedrich Soldan.

Das Stadtarchiv von Worms besitzt Aufzeichnungen von einem Wormser Ratsherrn mit Namen Reinhard Noltz über die Zeit von 1493 bis 1509, die bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden sind. Dieselben sind besonders dadurch so anziehend und wertvoll, daß sie uns eine Reihe der wichtigsten Personen jener Zeit nahe bringen und uns von dem Leben der damaligen Zeit eine wirkliche Anschauung geben. Auch über den berühmten Zweikampf Maximilians in Worms berichtet er als Augenzeuge.

Der Kampf fand während des Reichstages von 1495 statt. Dieser Reichstag war bekanntlich eine der glänzendsten Reichsversammlungen. Schon die Zeitgenossen nannten ihn den großen Wormser Tag. Doch nicht nur durch die Fülle der anwesenden Fürsten und durch den äußeren Glanz, der hier entfaltet wurde, zeichnete sich der Reichstag von 1495 aus, sondern auch durch die Bedeutsamkeit seiner Verhandlungen. Wurde doch hier bekanntlich Hand an das schwierige Werk gelegt, dem Reiche eine ganz neue, lebensfähige Gestaltung zu geben.

Maximilian kam am 18. März aus den Niederlanden nach Worms. Er wurde, wie Reinhard Noltz schreibt, ehrlich, d. h. mit allen Ehren vom Rat empfangen. Mit dreiundzwanzig Pferden ritt man ihm entgegen und geleitete ihn unter dem Baldachin nach dem Bischofshof, wo er nach altem Herkommen seine Wohnung nahm.

Immer reicher und bunter gestaltete sich das Leben und Treiben in den Straßen der alten Rheinstadt, je mehr Fürsten ankamen. Die Ankunft eines solchen gab jedesmal Veranlassung zu einem festlichen Aufzuge. Nicht bloß die Ankommenden entwickelten einen möglichst großen Aufwand — meist bestand die Begleitung eines Fürsten aus mehreren Hundert Pferden —, sondern auch der Stadtrat empfing dieselben nach Gebühr mit den gehörigen Ehren; und die schon anwesenden Fürsten, ja der König selbst, ritten ihnen mit ihrem Gefolge entgegen und geleiteten sie in glänzendem Zuge in die Stadt.

Unser alter Wormser Gewährsmann beschreibt eine ganze Reihe solcher feierlichen Einholungen.

Maximilian erschien auf dem Wormser Reichstage in seiner ganzen Ritterlichkeit. Ein leidenschaftlicher Verehrer aller ritterlichen Übungen und Spiele, ließ er gar häufig öffentlich seine Kraft und Geschicklichkeit sehen, worin er von wenigen übertroffen wurde. Auf dem Obermarkt war, wie wir aus jenen Aufzeichnungen erfahren, ein Platz mit Schranken abgesperrt. Daselbst fanden fast täglich die ritterlichen Kämpfe statt, wobei Maximilian selten fehlte.

Digitized by Google

Hier konnte man ihn z. B., wie Noltz erzählt, sich mit dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen im Kampfe messen sehen, wobei er auf dem letzteren seine Stange in Stücken stieß. Hier focht der deutsche König auch jenen berühmten Kampf aus, „den die Nachwelt feiernd als vollgültiges Zeugnis dafür angesehen hat, daß Maximilian überall, wo es not that, mit Drangebung seiner Person für die Ehre des deutschen Namens einsprang".

Wer kennt nicht das Gedicht aus dem Romanzenkranz über „den letzten Ritter" von Anastasius Grün, das „Deutscher Brauch" überschrieben ist?

Müde der spitzen, klugen Reden, die er in den Beratungen im Ratsaal hat hören müssen, springt König Max auf und sucht das Freie. Mit seinem Narren und treuen Freunde Kunz schleudert er durch die Straßen der Stadt. Auf dem Marktplatz werden ihre Schritte plötzlich gehemmt. Ein blanker Schild, der aus einem stattlichen Hause über der Pforte hängt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Ein Franzose hat ihn mit einer Inschrift versehen, durch die jeder Deutsche zum Zweikampf herausgefordert wird.

Und magst du mich bezwingen nach Ritterbrauch und Recht,
Will ich mich dir verdingen als letzter Rüdenknecht,

so lautet der Schluß der Herausforderung.

Stumm schreitet der König fürder. Doch bald läßt er durch einen Edelknappen seinen eigenen Wappenschild an den des Franzosen anheften, zum Zeichen, daß er die Herausforderung annehme.

Am anderen Morgen findet der Kampf statt — und bald liegt der übermütige Franzose besiegt von dem deutschen Könige im Sand.

So schlägt ein deutscher Ritter, er sprach's und stand verklärt,
Wie St. Michael, der Sieger mit seinem Flammenschwert.

Doch edelmütig erhebt Maximilian den überwundenen Feind wieder aus seiner Schmach und schlägt ihn von neuem zum Ritter.

An Maxens Abendtisch sehen wir alsdann die beiden Kämpfer wieder. Aus Goldgefäßen quillt Milch unserer lieben Frauen. Und nun geht Kunz einen Wettkampf mit dem Franzmann ein, wer herzinniger in deutschem Wein auf das Wohl des edlen Königs trinken könne.

Wer fiel, wer stand im Wettkampf, wohl kam es nie ans Licht.
Frug man am Morgen die beiden, sie wußten's selber nicht.

Die Darstellung des Wormser Zweikampfes im Teuerdank ist ziemlich farblos, enthält aber dennoch die Grundzüge für die spätere Dichtung, die den Vorgang in verschiedener Richtung ausgeschmückt hat.

Wie verhielt es sich nun in der Wirklichkeit mit diesem Kampf? Wem thäte es nicht leid, wenn er erfährt, daß diese schöne Geschichte zum größten Teil ein Gebilde der dichterischen Phantasie ist.

Die Geschichte muß mit ihrem unerbittlichen Wahrheitssinn so manches Wahngebilde zerstören und so manches Erzeugnis der Phantasie als das bezeichnen, was es ist. Aber sie räumt dem letzteren, wenn es innere Wahrheit enthält, doch die Berechtigung ein, mit zu helfen an der Darstellung des Geistes der Vergangenheit.

So enthält die dichterische Darstellung jenes Zweikampfes nichts, was nicht zu dem Charakter des ritterlichen Königs paßt, und sie hat somit innere Wahrheit. Aber der Zweikampf, den Maximilian wirklich in Worms bestanden, und welcher der dichterischen Darstellung zur Grundlage gedient hat, ist doch ein ganz anderer gewesen.

In Wirklichkeit handelte es sich nicht um Züchtigung französischen Übermutes und um Wahrung der nationalen Waffenehre einem übermütigen Fremden gegenüber, sondern der Gegner Maximilians, ein Burgunder mit Namen Claude de Vaudrey, hatte den König bereits am 1. November 1494 in Antwerpen in zierlichster Form zu dem Zweikampf herausgefordert. Es handelte sich also hier

Digitized by Google

nur um einen Akt ritterlicher Courtoisie. (Siehe Ulmanns Geschichte Maximilians I.)

Was aus verschiedenen anderen historischen Aufzeichnungen auf das bestimmteste hervorgeht, das bestätigt auch unser Wormser Gewährsmann. Seine Beschreibung des Kampfes stimmt sehr gut mit der Darstellung überein, die uns in den „Geschichten und Thaten Wilwolts von Schaumburg" von demselben Ereignis gegeben wird, oder vielmehr, die beiden Beschreibungen ergänzen einander in sehr schöner Weise.

Der Verlauf des berühmten Turniers war danach folgender:

Auf Mittwoch nach Bartholomäi, so beginnt Noltz seine Darstellung, kämpfte der römische König Maximilian auf dem Obermarkt bei der neuen Pforte (dem Neuthor) mit einem Walon, genannt Claude de Vauldrey, geboren in Hochburgund. Der Platz war schön und lustig zugerüstet mit Sand und Schranken. Mit Brettern, die der Länge nach auseinander geschnitten und zugespitzt waren, hatte man diesmal die Schranken beschlagen. Um dieselben wurden gewappnete Bürger aufgestellt, je einer am anderen. Innerhalb dieser äußeren Schranken waren nochmals Schranken aufgerichtet, um die viele Edelleute standen.

Nahe bei der neuen Pforte hatte man einen großen Richterstuhl aufgeschlagen. Auf dem saßen als Richter Herr Rudolf, Fürst zu Anhalt, die Legation des Königs von Spanien, die Legation von Venedig und andere deutsche und welsche Herren, die das Urteil abgeben sollten, wer in dem Kampfe das Beste thäte.

Für den König war ein Zelt zwischen dem Tanzhaus (dasselbe ist kürzlich erst abgebrochen worden) und dem Schwanen (in der Kämmerergasse) aufgeschlagen, geschmückt mit dem Reichsschild und verwahrt mit Brettern, die weiß, gelb und grün gemalt waren.

Gegenüber hatte der Burgunder sein Zelt, auf welchem sein Schild und Helm angebracht waren. Die Bretter, mit denen es beschlagen war, hatten eine graue Farbe.

Für die Königin mit ihren Frauen hatte man in der Nähe des Richterstuhles einen Gang hergerichtet, behangen mit seidenen und golddurchwirkten Tüchern.

Ehe der Kampf begann, ließen die Richter die Waffen der Kämpfer wiegen und ihre Spieße messen.

Als nun die beiden Gegner, jeder in seinem Zelt, die Königin mit ihren Frauen köstlich geschmückt, auf ihrem Platze und jedermann auf seinem Standort war, ritt ein Herold aus des Königs Zelt und verkündete öffentlich, daß jedermann sich männiglich bei Todesstrafe still halten und nicht durch Schreien, Winken, noch durch Hinzulaufen die Kämpfenden stören solle.

Dann ritt zuerst Claude de Vauldrey, ein schöner, starker Mann, aus seinem Zelt, den Spieß auf den Sattel gesetzt, in die Schranken. Niemand befand sich auf dem Kampfplatz als vier Fürsten, die dafür erwählt waren, die Grießwärtel und die Herolde.

Darauf zog auch der römische König in seinem Kampfharnisch und mit aufgesetztem Spieß auf den Plan.

Die Trompeter bliesen, und alsbald sprengten die Gegner aufeinander ein und strichen mit den Spießen zusammen. Als diese verthan waren, griffen die Helden zu den Schwertern, die sie eine Weile gegeneinander brauchten. Aber Maximilian übereilte seinen Gegner im Kampf und nahm ihm das Schwert.

Alsbald brach der von Anhalt den Stab, den er in Händen hatte, und gab damit das Zeichen, daß die Grießwärtel den Kampf scheiden sollten. Das geschah. Die Richter überreichten darauf dem König den Kampfpreis, eine goldene Kette und einen goldenen Ring. Doch der Sieger schenkte sie dem überwundenen Gegner, und dieser verehrte sie der Königin.

Danach wurden die Fürsten, Herren, Grafen und Ritter, die zum Teil vor dem königlichen Zelt, zum Teil an den

Digitized by Google

Schranken standen, gleichgeteilt, und die eine Hälfte innerhalb, die andere außerhalb der Schranken aufgestellt.

Mit langen, breiten Schwertern in den Händen, wollten nun die äußeren hinein-, die inneren herausdringen. Lange und hart schlugen sie sich, und einige der äußeren ergriffen etliche der inneren und rissen sie mit Gewalt aus den Schranken, also daß hier zwei und dort zwei aufeinander lagen.

Dann ward auch dieser Kampf geschieden, und die Königin geleitete ihren Herrn und Gemahl mit Hilfe der Fürsten und Frauen mit großem Gepränge in seine Herberge.

Von innigem Mitgefühl werden wir ergriffen, wenn wir mitten in der Beschreibung dieser Festlichkeiten bei unserem Wormser Gewährsmann lesen: „Und war die Königin sehr traurig und weinet, und war ihr zugegeben zu einem Tröster Pfalzgraf Philipp, der Kurfürst."

Gemeint ist hier Maria Blanka von Mailand, Maximilians zweite Gemahlin. So sehr der König seine erste Gemahlin, Maria von Burgund, geliebt hatte, so sehr vernachlässigte er diese seine zweite Gemahlin. Er hielt sie meist von sich fern, obgleich sie ihn oft dringend um Vereinigung bat. Ja, er ließ sie oft in den drückendsten Geldverlegenheiten. So hatte sich auch ihre Ankunft in Worms verzögert, weil es an Geld mangelte, die von ihr geschuldeten Summen zu bezahlen. Sie sollte auch Worms so bald nicht wieder verlassen. Wie Noltz erzählt, ließ sie ihr Gemahl auch hier wieder zurück. Sie blieb zwei volle Jahre in Worms; und wie wir aus einer noch im Wormser Archiv befindlichen Urkunde ersehen, war sie auch hier wieder genötigt, Schulden zu machen, um ihren Unterhalt zu bestreiten.

Ein großes, köstliches Bankett mit Tanz beschloß die Feier. Dabei tanzte der König den ersten Tanz mit der Königin, indem einige der Fürsten mit Stablichtern vor- und einige nachtanzten. Dann wurden allen Kurfürsten und Fürsten, jedem nach seinem Stande, Vortänze und die ihm gebührende Ehre gegeben.

Digitized by Google

Im Friaul.

Novellette

von

Hermine v. Preuschen.

Da knieten sie, in der Hauskapelle der Damanins, im zweistöckigen Quattrocentopalast, am Marktplatz von Maniago. Draußen lachte die Herbstsonne auf dem halbverwaschenen Freskolöwen, der das Wappen des uralten Geschlechtes so trotzig in seinen Klauen schwang — auch ein vom Vergessen verbleichter Löwe, der große „Amalteo“ von Friaul, hatte ihn einst auf diese Wand gebannt.

Drinnen aber knieten sie alle — katzenzahm. Der wohlbeleibte Conte, mit dem einzigen Rest des alten Stolzes, der kühnen Nase unter den buschigen weißen Brauen. Die blanken, gutmütigen Augen waren gesenkt, die großen Hände auf dem runden Bauche gefaltet. Neben ihm seine Gemahlin, mit der dicken Stirn, über der sich, ohne jede Vermittelung des kleinsten Haarwürzelchens, eine beängstigend üppige grauliche Zopfkrone emporhob. Auf ihren scharf vortretenden Backenknochen lag hektische Röte, die kleine, untersetzte, altmodisch gekleidete Gestalt hatte aber durchaus nichts Auszehrendes, im Gegenteil. Die wimperlosen Augen waren, wie gewöhnlich, niedergeschlagen. Sie betrieb ihre Leidenschaft, die einzige ihres Lebens, mit gewohnter Inbrunst. In ihrem alten Holzbetschemel hatten ihre frommen Knie im Laufe der Jahrzehnte kleine Vertiefungen eingerutscht. Auch der dreißigjährige Sohn kniete, und seine dünne Stimme murmelte zum Drehen des Rosenkranzes. Alles an ihm, dem letzten männlichen Sprossen des uralten, einst hoch berühmten Geschlechtes, schien dünn, kraftlos — degeneriert. Sein Profil war fast das eines Mikrocephalen. Die letzte in der Reihe war sie, die Heldin des Tages, die heut volle fünfundzwanzig Jahre werdende Mira. Sie betete trotz allem am inbrünstigsten, sie fand den größten Genuß im Gebet, und ihre halb fanatischen, halb blöden Augen schauten immer wieder zu den zwei riesigen, dunklen Silhouetten von Maria und Johannes empor, die am Ende der

Digitized by Google

Hausloge des Kapellchens emporragten, „attribuito al Giorgione“. Sie verstand nicht viel davon, ihr gefiel nur der schwärmerische Augenaufschlag, die Inbrunst in den Zügen jener beiden.

Don Niccolo, der Wanderkaplan, kam heut mit seiner Messe nie zu Ende. Immer wieder tönte sein näselndes Organ in langgezogenen Kadenzen. Der alte Graf dachte jetzt unwillkürlich: „Gottlob, mit dem heut besiegelten festen Entschluß Miras, ins Kloster zu gehen, wird die Aussteuer gespart und Voltro erhält seine hübsche, runde Million.“ Gleichzeitig schoß es durch den Kopf seiner Gattin: „Mit dem heutigen Entscheid wird Mira all den Verlockungen irdischer Lust entzogen und ihre große Aussteuer kommt den Klarissinnen zu gute.“ Voltro, der Bruder, aber bedachte, ob das Haus auch genügend vorbereitet, seine Tante, die Oberin des Frauenklosters in Assisi, festlich zu empfangen, die, auf einer Dienstreise begriffen, in diesen Tagen hier einkehren und ihre Nichte gleich als zukünftige Gottesbraut zur heimlichen Einkleidung mitnehmen wollte. Jetzt durchfuhr auch Mira dieser Gedanke. Wann würde die Äbtissin kommen, sie endlich, endlich mitzunehmen an das blutende Herz ihres süßen Heilands? Es durchschauerte sie beim Gedanken an diese Wonne. Würde sie jemals den Tag erleben? Wieder ruhten ihre Blicke auf den ekstatischen Augen der Giorgionegruppe. Und jetzt war Don Niccolo zu Ende. Die Familienglieder erhoben sich schwerfällig von dem langen Knien. Im großen Festsaal, den sie nach Durchschreiten einiger dunkler, gewölbter Hallen, die höchst anachronistisch, im reinsten Rokoko möbliert waren, erreichten, stand schon der Caffè nero bereit. Es war eine halbe Stunde vor der Collazione. Voltro verschwand sofort, um in der Küche und im Eßsaal à la Watteau nach dem Rechten zu sehen; ob die pikante Sauce zum Hasenbraten sauer genug sei und die kleinen Vögel auch nicht zu braun würden. Graf und Gräfin lehnten in ihren modernen Sesseln und schlürften mit Wohlbehagen den schwarzen Trank. Don Niccolo, mit den vordringenden Karpfenaugen, den wulstig roten Lippen, saß neben Mira auf dem Sofa. Er federte sich behaglich in dem weichen Sitz und leerte eine Tasse nach der anderen. Die Signorina nahm nichts. Sie trug eine weißseidene Bluse zu dunklem Rock, ohne jeglichen Schmuck an Hals und Armen. Ihr Antlitz war eine merkwürdige Verquickung der Gesichter ihrer Eltern. Am Mund aber und auf der Stirn lag noch ein fremder Zug, ein Zug wie von Lebenslust und von Sehnsucht. Wo hatte sie diesen herbekommen unter dem gleichgültigen kritto misto ihrer ehrbaren Eltern? Wohl ein Tropfen fremden Blutes, oder nein, der einzige Tropfen echten großen Lebens in dem wässerigen Saft, der ihre Adern füllte.

Von den hohen hellen Wänden des wundervoll stuckdekorierten Raumes schauten dunkel, verwittert, in verblaßten Schnitzrahmen, zwei weibliche Porträts im Cinquecento-Kostüm. Wildbewegtes Meer war der Hintergrund des einen Bildes; die andere Frau stand an eine Säule gelehnt; „si fata tulissent“, war deren halbverwischte Inschrift. Mira mußte plötzlich der deutschen Malerin gedenken, die neulich mit ihren eigenen schönen, lebenslustigen Cousinen vor jenen Bildern gestanden. Sie hatte das leidenschaftliche Interesse der fremden Dame an diesen beiden, dem Tizian zugeschriebenen Frauenbildern ihrer Familie auch dann noch belächelt, als man ihr erzählt, daß die Künstlerin selber ein großes Bild der Frauler Nationaltheldin, eben jener „Irene von Spilimbergo“, gemalt, die mit ihrer Schwester Emilia so dunkel in die verwandelte Welt herabschaute.

Wie jung war sie gestorben, diese Irene, die Dichterin und Malerin, die Geliebte Tizians, und dennoch, wie reich war ihr Leben gewesen im Vergleich mit dem Miras. Sie schaute wieder empor, und da zeigte sich's plötzlich, von wem jener fremde und dennoch einzige Familienzug

Digitized by Google

in ihrem Alltagsgesicht herrührte. Es war noch ein verirrter Funke von dem Feuer, das einst in Irenes Adern geglüht, sie zu Tode gesengt. Ein einziger Funke. Und dieser Funke hob sie über ihr Alltagsgeschick empor, gab ihr die Inbrunst, den frommen Schauer beim Gedanken an den Seelenbräutigam, dem sie nun ihr ganzes Leben weihen würde. Endlich war sie so weit. Endlich! — Nach dem Frühstück drunten im Watteausaal erbat sie sich die Erlaubnis, noch hinauszugehen, die waldige Anhöhe zu erklimmen, auf der die Ruinen des ersten Stammsitzes ihrer Familie epheuüberwuchert in die Lande träumten. Gräfin Elvira erstaunte ob der Selbständigkeit ihrer Tochter, doch in Anbetracht dessen, wie bald sie zu Ende gehen würde, gewährte sie ihr dieselbe. Mira eilte die Stufen hinauf, ihren Hut zu holen. Wieder mußte sie daran denken, wie die Malerin neulich so prüfend vor jedem einzelnen der zahllosen Familienbilder im Treppenhaus und den hohen Korridoren gestanden, dennoch aber immer wieder zur Irene zurückgekehrt war, trotz der äußerlich größeren Schönheit des zweiten Tizianbildes, der Emilia. Im Vorüberschreiten blickte sie fast gedankenvoll zur Irene empor. Und diese schaute herab von der brüchigen geschwärzten Leinwand, und es war, als wollten ihre Augen sich in die Seele Miras bohren, ihr etwas sagen — aber was, was? Die Jahrhunderte hatten ihre Macht über die Herzen der Menschen gebrochen, auch über die ihres Geschlechtes, von denen ihr keiner glich, keiner. Auch nicht Mira, sonst würde sie es nicht als ein Glück empfinden, ohne die geringste Kenntnis dieses Lebens sich hinter vier hohen Klostermauern abzusperren. Sonst würde auch sie vorher die Liebe kosten wollen, oder den Ruhm, oder die lockende Freiheit. — Wer hatte nur Mira plötzlich all diese Gedanken eingegeben? Es graute ihr fast vor ihr selber. Eilig schritt sie drunten durch die Eingangshalle mit den hohen truhenartigen Sitzen, auf denen das Allianzwappen der Spilimbergo-Damanins, halbverwittert, prangte. Sie ging durch den verwilderten Cypressengarten. Eine weiche, warme Luft umgab sie; wie kahl war es doch drinnen in dem dunklen Haus, in dem sie fast ihre ganze Jugend verlebt. Aber die wenigen Monate, die sie in ihrem zweiten Stammhaus in Udine, mit dem Säulenportikus und den Fresken des großen Giovanni, zugebracht, schienen ihr plötzlich nicht weniger düster und gleichförmig. Ja, hier im Freien war die Luft würzig, aber drinnen, zwischen den dicken Wänden, dünkte ihr auf einmal, als sei sie allzeit mit Moder und Weihrauch versetzt. So schritt sie dahin. Des Gehens ungewohnt, ward sie bald müde, diese Müdigkeit jedoch that ihr wohl. Der am Morgen so heitere Himmel hatte sich grau umsponnen; wie Scirocco lag es in den Lüften. Nun stand sie oben in den Ruinen und schaute aus den leeren Fenstern hinab auf das weite Land. Aber die Ebene, die sich gewöhnlich dehnte wie ein dunkelblaues, welliges Meer, lag heute grau und gleichförmig. Kaum, daß sich die hellen Mauern der zagtreichen Burgen und Kapellen, die sonst wie Segel in diesem Blau schimmerten, matt heraushoben. Die breiten wasserlosen Strombetten, diese charakteristischsten Wahrzeichen ihres Heimatlandes, lagen tot und starr. Hier und da nur blitzte es heller auf, ein schmaler Wasserstreif in dem endlosen Steingeröll. Wie ein Gedanke in einem sonst leeren Hirn, oder ein Ereignis in einem leeren, öden Leben. Woher kamen ihr nur heute all die sonderbaren Gedanken, heute, wo sie so glücklich war? wo sie es endlich, endlich erreicht, was seit ihrer Kindheit ihr sehnlichster Wunsch, vielmehr, was ihre fromme Familie ihr als solchen eingeredet hatte? Ob Irene so willig ins Kloster gegangen wäre? Aber die war ja ein „Weltkind", mit heißem Lebensdrang. Eine Dichterin, Malerin, fügte Mira halb spöttisch hinzu. Im Arbeitskabinett ihres Vaters hingen zwei kleine Landschaften, die man dieser Irene zuschrieb. Und Mira wußte es plötzlich:

Digitized by Google

Nicht weil sie eine große Künstlerin war — wenn man mit zwanzig Jahren stirbt, kann man nichts Bedeutendes schon erreicht haben —, aber weil sie alles Große, alles Höchste erstrebte, darum stand sie so hoch über ihr selber, darum war sie zu bewundern, darum hatte Mira stolz auf diesen Sproß ihres Geschlechtes zu sein. Auch dieser Gedanke kam ihr zum erstenmal. Sie hatte sich früher stets innerlich belustigt über das „Gethue“ der Fremden und daß ein berühmter deutscher Kunstkritiker die Irene, das uralte, verwitterte Bild zu den besten Porträts des Tizian zählte. Freilich, was war ihr selber Tizian, was war ihr bis heute in dieser Welt Großes und Schönes gewesen? Was wußte sie von diesem ganzen Leben und seinen Reizen, seinen Lockungen? Wieder war's ihr, als röche sie den Parfüm ihres Hauses — Weihrauch und Moder. Nein, hier nicht, hier herauf drang er nicht, hier war die Welt groß und frei. Aber heute, für sie, auch trüb und grau — Scirocco!

Langsam schritt sie hinab. Neben ihr neigten sich auf langem weißem Kelch die Herbstzeitlosen, wie müde, wie zum Sterben, auf den feuchten Grund.

„L'ultim' fior', ultim' amor',
pur' bei, tolgon' la vita,“

sang plötzlich eine männliche Stimme, und ein junger Bursche schwang einen großen Strauß der rötlichen Blumen ihr entgegen. Nein, nicht ihr, unter einer Ulme im Gras, dicht neben ihrem Pfad, lag ein Landmädchen, das jetzt mit leuchtenden Augen dem Manne beide Arme entgegenstreckte. Der warf ihr die Blumen lachend in den Schoß und dann sich vor ihr auf die Knie: „Madonna mia,“ und er küßte ihr, ungeniert vor der Dame, wieder und wieder die Hände und den Mund. Mira stand wie angewurzelt. Dann riß sie sich gewaltsam los, fast taumelnd ging sie weiter. An der Wegbiegung drehte sie sich um. Der Mann hatte nun auch seinen Kopf im Schoß des Mädchens geborgen und diese den ihren auf sein schwarzes Haupt gelegt. So saßen sie reglos, verstummt. „Und ist das kein größeres Glück als am blutenden Herzen des Seelenbräutigams?“ so rief es plötzlich wie rebellisch in ihrem Herzen. „Jenes Weib darf den Geliebten fassen und halten, ich aber — und wäre meine Sehnsucht noch so groß, ich fasse stets Luft, meine Arme bleiben leer, oder aber sie stoßen sich am kalten Kruzifix.“

Noch lange blieb sie dann drunten im Garten und pflückte zwischen dem Gras sich ein Bündel dunkelroter Cyklamen. Ihr war, als empfände sie erst heute die ganze Süße ihres Duftes.

Sie war nur sehend geworden, sie sah die Welt mit Abschiedsaugen — mit Abschiedsaugen auch das, was sie früher verachtet.

„Die Frau Äbtissin sind angelangt,“ sagte ihr in der Halle der alte Diener.

Sie flog hinauf, der alten Dame die Hand zu küssen. Kalte strenge Augen blickten ihr aus einem asketischen Gesicht entgegen, musterten Miras ganze Gestalt. Das unentwickelte Figürchen, alle Bewegungen, halb Pensionsmädchen, halb alte Jungfer, schienen sie zu befriedigen, auch das demütige Gesicht mit dem verbeteten Ausdruck. Nur etwas störte sie, sie wußte nicht recht, was es war. Es fiel allen auf, selbst dem häuslichen Voltro. Aber keiner vermochte sich's zu deuten. Die arme Mira selber wohl am wenigsten. Sie stand am Abend noch lange vor den Landschaften der Irene, besah prüfend die Fülle kostbarer Kupferstiche an den Wänden des Gastzimmers der Äbtissin. Es war, als schaute sie alles zum erstenmal. Sie sah aber auch vieles, was sie sonst nicht bemerkt. Die üppigen Umarmungen, die bacchantischen Gelage auf all diesen „incisioni“ machten sie erbeben. Und bei Tisch trank sie, zum erstenmal in ihrem Leben, den Wein unverdünnt. Sie fühlte ein Bedürfnis danach. Ihr war, als müsse sie umsinken, aller Kräfte bar, und doch auch wieder, als ob ein Ungeheures in ihr erwacht sei und sich recke und dehne und ans Licht dränge, in die Freiheit, in

Digitized by Google

das Glück. Sie wandelte umher wie im Traum.

Zwei Tage sollte die Äbtissin bleiben; sie war, wie Mira plötzlich merkte, eigens zu ihrem Geburtstag „bestellt" gewesen. Man hatte in der ganzen Familie, die Nonne mit inbegriffen, längst mit Ungeduld dieses Tages geharrt. Man hatte sie nicht nur mündig werden, man hatte sie auch, freilich unter tausend Ängsten und mit tausend Vorsichtsmaßregeln, ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag noch im Elternhaus erleben lassen, damit man sich später in keiner Weise Vorwürfe machen könne und die Lebenswahl der Tochter eine „völlig unabhängige und unbeeinflußte" sei. Das glaubte ein jeder ihrer Angehörigen mit der ganzen Inbrunst seiner Borniertheit, nur die Äbtissin hielt die Drähte in der Hand und ließ, fein lächelnd, ihre Puppen tanzen. Aber der Ausdruck im Gesicht des Mädchens geiel ihr im Lauf des Abends immer weniger. Es war Zeit, sie ins Kloster zu schaffen, ehe sie zum Bewußtsein dessen kam, was sie für ewig aufgab. Nur ungern willigte die kluge Dame daher in Voltros und seiner Eltern Vorschlag (die ihr Alles daran setzten, den Ehrengast zu feiern), morgen noch nach Bro Fabbro und übermorgen nach Spilimbergo zu fahren. Mira verwand sich mit Feuereifer für den Plan, und nur, um sie nicht von Anfang an abzuschrecken, stimmte die Tante zu. Die Fahrstraße nach Bro Fabbro war neu eröffnet und ward an Großartigkeit mit der Teufelsbrückenpartie am Gotthard verglichen, wie der alte Graf erzählte. Aber obgleich sie noch nicht zehn Minuten hinter der „Stadt" begann, hatte noch kein Glied der Familie sie gesehen. Kein Wunder, brachten sie doch die Hauptzeit des Tages in der Kirche zu. Don Niccolo strahlte in Vorfreude. Der genoß alles, was ihn nichts kostete, mit Wonne auf seiner jährlichen großen Herbsttour nach den Feudalsitzen der weitesten Umgegend von Udine. Dort war er an einem Seminar ein äußerst schmal besoldeter Lehrer des Griechischen, außerdem Beichtvater eines Nonnenklosters, für das er stets gehofft, Mira zu ergattern. Nun hatten die Klarissinnen von Assisi den reichen Brocken weggeschnappt. Aber er regte sich nicht weiter auf; leben und leben lassen; und die dicken roten Lippen in dem „japanischen" Gesicht glänzten bei dem reichen Mahl. Auch Mutter und Sohn freuten sich trotz ihres unweltlichen Sinnes der kommenden Partien. Mira aber schoß es durch den Sinn: „Die einzige Tochter geben sie ins Kloster, und können dabei an Vergnügungspartien denken." Dann frug die Äbtissin nach den alten Kirchen und Kapellen, mit dem ungehobenen Schatz halbvermoderter Fresken aus der Glanzzeit des Friaul, der Pordenone, Amalteo, Cima und wie sie alle heißen, jene großen Maler des Quattro- und Cinquecento, die mit wenigen Ausnahmen nur in ihrer Heimat gewirkt und dort jede kleinste Kapelle, jedes Grafenschloß geschmückt; mit aller Berechtigung auf Weltruhm dennoch, ihrer lokalen Beschränkung halber, diesen nie erlangt. Und wie sie selber gestorben, verdorben, so auch die meisten ihrer Werke, die entweder von einer barbarischen Gemeinde roh übertüncht worden, oder, wie in der einzig schönen Kapelle von Monreale, von Jahr zu Jahr mehr verwittern und zerfallen. Sie hatten kein Glück, die Vorgänger und Zeitgenossen der Irene, dachte Mira, und sie lauschte, heut zum erstenmal, gespannt auf die Beschreibung der wunderbaren Fresken von Monreale, die ihre Tante vor Jahren besucht und die ihr einen unauslöschlichen Eindruck gemacht zu haben schienen, in dem feuchten, romantischen Kirchlein, hoch über dem Flußbett des Celina, am Eingang in ein ödes Felsenthal. Alles interessierte sie heute; wie wenig kannte sie doch selbst von ihrer Heimat, die sie in zwei Tagen schon für immer verlassen sollte.

Anderen Tages fuhr man nach Bro Fabbro. Mira schien es ein Traum. War diese wilde, schaurige Felsöde, mit den himmelanstürmenden, senkrechten Wän-

Digitized by Google

den, den gurgelnden Wassern in schwindelnder Tiefe unter ihr, diese schaurigste Hochgebirgswildnis, die so herzbeklemmend sich auf die Seele legt, wie die Ahnung einer allgewaltigen Leidenschaft, war das auch ihre Heimat? — Und dann plötzlich, als die Wände sich so dicht geengt und übergebeugt, daß sie fast den Himmel raubten, öffneten sie sich weit und zeigten dem Auge ein saftig grünes, mit Mandelbäumen dicht bestandenes Thal, an dessen Abhängen alte schwarze Bergnester klebten, dahinter aber standen schneeglänzend die Kuppen des Hochgebirges. Es schien ihr überwältigend. „Zauberhaft muß es hier im Frühling sein, in dem Meer von rosa Mandelblüten!" meinte die Äbtissin. Das wollte dem Mädchen nicht mehr aus dem Sinn. Und sie mußte für immer fortziehen, ohne das gesehen zu haben, sie kannte nichts, nichts von der Welt, vom Leben, nicht einmal ihre Heimat. Abends stand sie wieder lange vor dem Bilde der Irene und heftete ihre Augen auf die, die ein Tizian gemalt. Si fata tulissent. Don Niccolo hatte es ihr übersetzen müssen. Ja, wenn die Götter gewollt, was hätte auch aus ihr selber werden können. Aber ward sie denn nicht eines großen, eines unverdienten Glückes teilhaftig, als Braut ihres geliebten Jesu? Angstvoll frug sie sich's, auch vor dem Bilde, und ihr war's, als umzucke die hochgeschürzten Lippen der Irene ein Lächeln. Nur noch zwei Nächte, dann zog sie für immer fort, dann gab es kein Entrinnen aus dem öden Gleichmaß der Tage im Kloster von Assisi. Ruhelos wälzte sie sich in den Kissen; wenn sie einschlief, gaukelte ihr erhitztes Hirn ihr wirre Traumbilder vor. An der Seite eines schönen Mannes schritt sie durch die wilde Felsenschlucht von Pro Fabbro. Jetzt schlang er den Arm um sie und küßte ihre Lippen. Es durchschauerte sie heiß. Und nun traten sie hinaus in ein weites Thal, voller rosig schimmernder Blütenbäume — rosig lag's auch hoch darüber — auf dem Firnenschnee. Unter einem der Bäume aber saß Irene und winkte ihr zu und lächelte: „Hab ich dich endlich befreit, du armes Ding?" Dann lagerten sie sich neben ihr und der Mann hielt plötzlich einen großen Strauß Herbstzeitlosen in der einen Hand. Und er barg seinen Kopf in ihrem Schoß. Das war unnennbar süß. Sie beugte sich zu ihm nieder — da erwachte sie. Und grenzenlos öde und traurig schien ihr die Zukunft.

Früh am anderen Tage fuhr man nach Spilimbergo. Köstlich klar war die Herbstluft. Weite, endlose, leere Strombetten durchfuhren sie, links in duftiger Ferne lagen die blauen Alpen von Villach, davor die prealpi mit ihren weißen Burgen und Kapellen. Stundenlang fuhren sie, durch manches altertümliche Nest, an uralten, freskengeschmückten Kirchlein vorbei. Endlich erblickte man das Kastell der Irene, die Türme der Stadt. Aber Don Niccolo meinte, vor der Besichtigung des berühmten Domes, des halbverwitterten Kastells müsse man die Collazione nehmen. Außer Mira waren alle damit einverstanden. Aber sie trank wieder unverdünnt den starken vino da Conegliano, Glas um Glas, und es brannte ihr aufs neue wie Feuer in den Adern. Das war der letzte Tag der „Freiheit", morgen würde sie bei Tagesgrauen mit der Äbtissin fortziehen, einer grauen, öden Zukunft entgegen, sepolta viva. Wer hatte das gesagt? Das Wort konnte sie nicht mehr vergessen. Ja, trotz des himmlischen Bräutigams, sepolta viva. Sie aber wollte leben, sie wußte es plötzlich. Es drängte sie nach dem unvermischten Wein glühendster Lebenswonne.

Dann schritten sie durch die altertümlichen Arkaden, mit den venetianischen Säulchen und Kapitälen, am Wohnhaus des Pordenone, an Kirchen und Kapellen vorbei, nach dem großen Dom, dessen Orgel der Vater der Irene mit den wundervollen Tafeln des Pordenone schmücken ließ, die, zum Teil völlig verwittert, zum Teil farbenleuchtend, wie eben vollendet, in die mächtigen Hallen herniederschauen. Die berühmte Zampa del Cavallo trat

Digitized by Google

greifbar plastisch fast aus dem Rahmen hervor. Darauf beschauten sie noch die Chorschranken und das Taufbecken des anderen berühmten Spilimbergers, Giovanni da Pilacorte. Mira war in einer neuen Welt. Warum kam ihr die Erkenntnis all der Versäumnisse ihres Lebens zu spät, viel, viel zu spät? Warum hatte Irene ihr nicht früher zugeraunt, wie reich, wie unermeßlich reich dieses Leben sein kann?

Auf dem Domplatze trat ihnen mit watschelndem Gange, schmutzig, in herabgekommener Kleidung, ein rot aufgedunsener Greis mit mächtigem Kropf neugierig entgegen. „Um Gottes willen, das ist Vetter Federigo," flüsterte Graf Attemis, trat aber dann doch verbindlich auf den Alten zu. „Wie geht es dir, Vetter, kennst du mich nicht mehr? Wir haben uns freilich lange nicht gesehen; vielleicht machst du uns die Honneurs deines Kastells."

Der Alte sah ihn wie blödsinnig an; endlich dämmerte es ihm doch, daß es sein reicher Vetter Attemis aus Maniago, der vor ihm stand.

„Conte Federigo Spilimbergo!" stellte ihn dieser seiner geistlichen Schwägerin vor.

Mira aber starrte entsetzt auf ihn. Der war noch viel direkter verwandt mit der Irene, und wie hatte der sein Leben genützt, wie war dieser letzte Sproß des herrlichsten friaulischen Geschlechts herabgekommen in Not und Schmutz und Geistesnacht.

„Ich werde Emilio rufen, euch das Kastell zu zeigen," stammelte jetzt der Graf Federigo und verschwand in einer einstöckigen Hütte, die wie ein Schwalbennest neben den mächtigen, weißgetünchten Quadern des Kastells klebte. Bald trat ein schlankgewachsener, gutgekleideter junger Mann aus der niederen Thür. „Mein Sohn Emilio, der Maler geworden und in Venedig studiert," sagte Graf Federigo selbstbewußt, „er weiß besser Bescheid wie ich in den tempi passati."

„Willst du uns nicht erst noch die alten Familienbilder in deiner Wohnung zeigen?" frug Graf Attemis.

„Die hab ich längst nicht mehr," brummte der Alte in seinen Kropf, „die waren nicht das Geringste wert, ich habe sie mit anderem nutzlosen Kram von Truhen und Stühlen einem venetianischen Trödler gegeben."

Mira bemerkte, daß Emilio dunkelrot ward bei den Worten. Nun schritten sie über die einstige Zugbrücke in den riesigen Hof.

„Dieser linke Flügel ward von Graf Adriano erbaut, dem Vater der Irene," erklärte jetzt der Maler, „die Fresken des Pordenone und des Giovanni da Udine sind alle verblichen. Hier aber über der Thür, mit den Marmorsäulchen des Pilacorte, ist noch ein herrlicher Kriegerkopf des ‚Amalteo' zu sehen."

Lange blickte das Mädchen hinauf. Das war dieselbe leidenschaftliche Pinselführung wie an ihrem Wappenlöwen in Maniago.

„Das Schloß ist jetzt teils Amtsgericht, teils Gefängnis," sagte Federigo. „Das übrige ist an kleine Leute vermietet."

„Zum Beispiel der Saal mit dem Puttenfries des Giovanni da Udine," meinte Emilio mit leisem Hohn.

„Zeig ihn uns, bitte," sagte Graf Attemis.

Über Hühnerstiegen voll unglaublichen Schmutzes, an Schweineställen vorüber und den Wohnstätten des schlimmsten Proletariats, ging es nun in den einstigen großen Festsaal, der in kleine Löcher parcelliert war.

„Mein Vater hat die Fresken, die mit denen der Farnesina verglichen werden, ohne mich zu fragen, zum Teil übertünchen lassen," sagte jetzt Emilio halb in Beschämung, halb in Spott.

„Das übrige aber will ein Venetianer Antiquar abnehmen lassen," fügte Federigo stolz hinzu.

Das ist das Ende von all dieser einstigen Pracht und Schönheit, dachte Mira traurig. Dann gingen sie im Hauptflügel die pompöse Rokokotreppe zu den Gerichten hinauf. Ein großer Balkon zog sich um den wundervollen Mittelsaal. Nachdem die anderen die Aussicht be-

Digitized by Google

schaut und gegangen, fand sich plötzlich Mira allein mit Emilio. „Es ist ein großes Glück," sagte dieser unvermittelt, „daß Tizians Bilder der Irene und Emilia schon vor Jahrhunderten durch Erbschaft an die Damanius gekommen, sie ständen sonst in einem Venetianer Trödelladen, wie alles, alles von hier, was nicht niet- und nagelfest war. Vier Frauen der Spilimbergo haben die Damanins in ihrem Geschlecht, aber es ist keine Ehre, wie einst, mit den Spilimbergo verwandt zu sein."

Mira schwieg. Er hatte es auch mehr zu sich selber gesprochen. Sie schaute hinab auf die grandiose Landschaft zu ihren Füßen; senkrecht in das breite Bett des Tagliamento, des einzigen Frauler Stroms, in dem immer Wasser ist, stürzte sich der Felsen, der das Riesenkastell trug. Am anderen Ufer, schon im Duft, hoben sich schroffe, burggekrönte Hügel. Darüber, schier endlos in die Ferne sich verschiebend, türmten sich die Kärnthner Alpen, rechts aber, vom breiten Silberband des Tagliamento durchzogen, blaute die weite Niederung bis hinab zum Meer.

„Es ist überwältigend schön hier," sagte sie nun doch, „wie oft mag Irene hier gestanden haben inmitten dieser Wunderwelt, wie mag all diese Schönheit ihr Leben, ihr Geschick bestimmt haben."

Emilio sah erstaunt auf das unscheinbare Persönchen, von dem ihm sein Vater zugeraunt, daß es morgen hinter Klosterthüren verschwände. Und der Ausdruck, wie von irrer Sehnsucht, der plötzlich aus ihren Augen glühte, frappierte ihn.

„In dieser Richtung liegen ihre Gemächer," sagte er, „über ihr Studio hatte sie die Worte geschrieben: Qual che Dio vuol, non puo fallire. Ihr Geschick war groß und leuchtend, und wenn auch kurz, dennoch unvergänglich."

„Unvergänglich," wiederholte Mira leise.

Emilio aber sprach weiter: „Als Knabe schlich ich mich stets hierher und las in den alten Büchern vom einstigen Glanz der Spilimbergo, vom Besuch des Kaisers Karl des Fünften auf dieser Burg, von all den Künstlern, die für Graf Adriano die weiten Hallen geschmückt. Am meisten aber fesselte mich die Gestalt der ‚Irene', ich lebte und webte mit ihr, ich verstand ihr Dichten und Träumen und den Feuerfluß ihrer Seele. Ich litt mit ihr, da ihr Stiefvater und Oheim sie aus dem Schloß ihrer Ahnen verstießen, ich durchlebte mit ihr alle Wonne ihrer Venetianer Glanzzeit, ich stand vor ihrer Leiche in der goldstrotzenden Bissona und bestreute sie mit Blumen; ich besang sie wie Tasso und alle anderen Größen ihrer Zeit. Sie allein gab mir Kraft und Mut, mich aus der Misere meiner Umgebung zu retten. Sie gab mir die Freiheit, sie gab mir das Glück."

Er schwieg. Aber Mira wußte es plötzlich, warum ihr Emilio wie ein alter Bekannter erschienen. Das war Zug für Zug der geistvolle Kopf der Irene; die hohe, gewölbte Stirn, das goldrote, lockige Haar, die mandelförmigen, schwärmerischen grauen Augen, die energische Nase und der rote, sinnlich schwellende Mund. Es war das Blut der Irene, das nach zwei und einem halben Jahrhundert noch einmal aller Degeneration zum Trotz sich mächtig, siegreich Bahn brechen würde, mußte — si fata tulissent.

Und dann plötzlich schoß es der Gottesbraut durch den Sinn: Wenn diese lebenskühnen Lippen, die Lippen der Irene, auf den meinen ruhten, einmal, nur einmal, das gäbe mir Kraft, Mut zu einem ungeheuren Entschluß.

Sie konnte ihn doch nicht bitten, sie zu küssen. Wie in irrer Angst stammte es wieder aus ihren Augen zu ihm empor; sie trat einen Schritt näher, sie faltete die Hände auf der Brust.

„Rette mich," flüsterte sie.

Aber er verstand sie nicht. Wohl schoß auch ihm eine heiße Blutwelle durch das Herz — nicht weil sie schön und verführerisch, nein, nur weil sie so gebrechlich, so hilfsbedürftig vor ihm stand und sie ihn jammerte, daß sie so früh allem Genuß des Lebens entsagen sollte. Er hätte

Digitized by Google

sie in seine Arme reißen, wilde Küsse auf ihren Mund, ihre Augen pressen mögen, nur damit sie eine Erinnerung, einen lichten Punkt in ihrem Leben hätte.

Denn das las er aus ihren gedrückten Zügen, sie hatte nie geliebt, sie wußte nicht, was Glück, was Leben, was Erdenwonne sei.

Und so, wie von magischer Gewalt getrieben, näherten sie sich einander. Schon berührte seine Hand die ihre. Es durchschauerte sie; sie zitterte.

„Rette mich," flüsterte sie zum zweitenmal.

Und da öffnete er auch schon die Arme. Sie erbleichte vor Seligkeit; nun würde sie endlich wissen, was Liebe sei. „Rette mich, Emilio!" Sie schwankte, schloß die Augen. Aber die Arme, die sie umfaßten, waren starr und ungeduldig. „Komm zu dir, Mira," sagte die harte Stimme der Äbtissin, welche rasch hinzugetreten war. „Wir fahren nach Hause."

Noch ein Blick, ein letzter, auf die verhießene, so jäh entrückte Erdenseligkeit, und sie wankte am Arm der Tante, mit erloschenen Augen, die Treppe hinab, durch die Bogengänge des Städtchens, nach dem Wagen.

Die Abendsonne vergoldete die Mauern des Kastells, die Berge, den Himmel.

Die ganze Welt lag noch einmal in Glorienschein. Dann ward es dunkel, ganz dunkel. Zum letztenmal fuhr Mira den heimatlichen Bergen zu.

„Morgen früh um fünf Uhr halte dich bereit," sagte ihre Mutter. „Die Bahn in Pordenone geht um acht Uhr nach Mailand, und ihr braucht fast drei Stunden mit dem Wagen."

Und dann nahm sie Abschied von der Tochter. Das hektische Rot auf ihren Wangen brannte zwar stärker und die Flechte war tiefer auf ihre Stirn gerutscht. Aber ihre Arme hielten Mira nur kurz und kühl umfaßt. Es war ja alles zur Ehre Gottes. Ihre Tochter war ja glücklich, hatte ihr Schicksal selbst gewollt.

Der Abschied vom Vater war noch kürzer.

Zu zwei Jahren würde man sie in Assisi besuchen. Voltro hätte dann wohl schon eine Frau, würde ihr die neue Schwägerin vorstellen.

Dieser aber lächelte hierbei abwehrend. Er spürte kein Verlangen nach einer Gattin, er hatte überhaupt keine Lust am Weibe, am Dasein; er wünschte sich sein ganzes Leben nichts anderes, als die kleinen häuslichen Pflichten als Majordomo seines väterlichen Palastes gewissenhaft zu erfüllen, die Hauptstunden des Tages vom Gebet, von Andacht gewürzt.

Kühl lag seine Hand in der der Schwester.

Und nun war Mira die letzte Nacht im Vaterhaus, in dem hohen, finsteren Gemach, das sie seit ihrem zehnten Jahre allein bewohnte. Sie trat ans Fenster. Aus zerrissenen Wolken schaute der Mond auf die schwarzen Cypressen des Gartens. Sie schlüpfte durch die Vorhalle hinaus ins Freie.

Da der Abschied von den Ihren so leicht und glatt vorübergegangen, warum ward ihr der Eintritt in das neue Leben so schwer? — Es war jetzt in ihrem Inneren wie ein Chaos, dessen schwarze Nacht nur hier und da geisterhaft von einem Mondstrahl der Erkenntnis erhellt ward. — So dumpf war ihr zu Mut. — Wenn er sie geküßt hätte, heute, er, das Abbild der Irene, dann freilich wäre der versprengte Tropfen des Blutes der Künstlerin in dem matten, degenerierten Saft, der jetzt durch Miras Adern schlich, zu Feuer geworden, das ihr Schicksal gewandelt, ihre Ketten gesprengt.

So aber hatte er nur dazu gedient, ihr die Erkenntnis ihres ganzen Elends zu zeigen, ohne ihr die Kraft einzuflößen, ihr Los zu ändern, zu modeln.

So müde fühlte sie sich. So grenzenlos müde und hoffnungslos, nach den ungewohnten Erregungen, all der geistigen Arbeit der letzten Tage.

Müde zum Sterben. Da war's wohl das einzig Richtige, daß sie in ein Kloster schlich und dort Tag für Tag sich die Knie wund rutschte, den Rosenkranz ab-

Digitized by Google

betete, das harte, kalte Kruzifix küßte. — Sie hatte ja selber aus dem Leben gewollt, ohne es nur zu kennen; ihre Mutter hatte es ihr stets vorgeredet, welch endloses Glück es sei, allen Versuchungen der Sünde zu entfliehen.

Irene hatte sich's über ihr Atelier geschrieben, sie wollte es über ihrer Zelle anbringen: Qual che Dio vuol, non può fallire. Jener, der wilden Feuerseele, hatte Gott ein großes, loderndes, kurzes Leben geben wollen, Miras Tage aber würden sich hinschleichen, farblos, grau, träge, ein endloser Sciroccotag, fern von allen Stürmen, allen Anfechtungen des Lebens.

Stundenlang saß sie so unter den Cypressen und starrte bald auf die zitternden Mondlichter zu ihren Füßen, bald in die schwarze Nacht der Baumkronen, wenn die Wolken den Mond verdeckten.

Ja, qual che Dio vuol, non può fallire. Nun war's am Ende.

Ein scharfer Duft strömte zu ihr empor. Sie bückte sich, eine rote Cytlame zu brechen. Da aber kam ihr die Erinnerung an die wilde Aufregung ihrer letzten Tage mit jäher Gewalt.

Sie konnte weinen.

O, der süße Duft!

Das war der Duft all der nie genossenen, ewig verlorenen Lebenswonnen. Und sie zerstörte die Blume mit ihren Küssen. Dann aber warf sie sie weit fort. Was sollte sie ihr?

Ein Uhr schlug es vom Campanile der Kathedrale, da schleppte sie sich geräuschlos über die Ahnenbildertreppe, durch den Saal der Irene, nach der Hauskapelle. Dort wollte sie suchen, ihren verlorenen Frieden wiederzufinden. Und in der grauen Dämmerung der Treppe schien es ihr, als ob all die toten Frauen ihrer Familie sich lebend, lächelnd aus den Rahmen neigten, sie hatten ja das Leben und die Liebe genossen, und als ob sie selber als grauer, wesenloser Schatten an all diesem Glück vorüberhusche.

Vor der Madonna des Giorgione kniete sie lange, lange.

Aber sie brachte ihr keine Hilfe in den ersten bewußten Zweifeln und Qualen ihres Lebens. Um drei Uhr schleppte sie sich zurück. Vielleicht gab ihr die Irene einen Rat. Schwarz und unkenntlich hob sich die dunkle Masse des Bildes von der hellen Wand. Es drang kein Strahl aus Irenes Augen, wie Mira wohl gehofft, hinab in ihre eigene, verdüsterte Seele.

Es war ein Tropfen vom Blute der Irene, der in ihren Adern rollte. Er lehrte sie — zu spät — die Erkenntnis ihres Schicksals, aber gab ihr nimmermehr die Kraft, dieses Geschick zu modeln.

Nicht im Leben und nicht im Tod.

Sie konnte nicht mehr in der früheren Dumpfheit vegetieren. Klar, ganz klar, sah sie ihr grenzenloses Elend, ohne Licht, ohne Trost. Denn was war ihr jetzt der „Glaube", der sie so jammervoll im Stich gelassen in diesem ersten, furchtbarsten Lebenskampf. Sie gehörte zu der meistverbreiteten, zur schlimmsten Gattung des Menschengeschlechts, sie gehörte zu den Halben. Vielleicht aber hätten Emilios Küsse sie gerettet. Vielleicht — sie traute sich auch hierin nicht mehr. Es war alles dunkel um sie und schemenhaft.

Und so fand sie die Äbtissin in der Frühe, ohnmächtig oder schlafend, zu Füßen des Bildes.

Erbarmungslos rüttelte sie sie auf, in den grauen Tag, das graue Leben.

„Es wird Zeit," sagte sie, und ihre stahlharten Augen funkelten.

Doch klar, sieghaft und göttlich, wie seit Jahrhunderten, schauten die genialen Augen der Irene hinein in den dämmernden Tag.

Digitized by Google

Erzeugnisse der pflanzlichen Zelle.

Von

Alfred Schober.

Es ist eine ganz allgemein bekannte Thatsache, daß der tierische und pflanzliche Körper sich aus einer großen Zahl von Zellen zusammensetzt, welche meist nur unter dem Mikroskop erkennbar sind und in ihrer Form ungefähr kleinen Kugeln, Würfeln, Cylindern oder Prismen gleichen. Diese Gestalt wird durch mehr oder weniger dicke Wände, die sogenannten Zellwände bestimmt. Der Inhalt der Zellen besteht aus den verschiedenartigsten Stoffen, welche wir im Laufe der Darstellung noch näher kennen lernen werden; die Hauptmasse der lebenden Zelle jedoch ist eine eiweißartige Substanz, welche in der Wissenschaft den Namen Plasma führt und welche der eigentliche Sitz des Lebens und der Thätigkeit der Zelle ist. Man meint in neuerer Zeit auch, daß die ganze Pflanze weniger ein Konglomerat von solchen Zellen sei, sondern vielmehr ein großer Plasmaleib, welcher durch Wände gestützt wird und dadurch in Zellen gefächert erscheint. Wie dem auch sein mag, in jedem Falle sind in letzter Linie die Zellen die thätigen Arbeiter, durch welche die für das Leben notwendigen Leistungen der Organe, die Atmung, die Aufnahme und Verarbeitung der Nahrung u. s. w., verrichtet werden, im Tiere sowohl wie in der Pflanze.

Es kommt durch diese Arbeit in der Pflanze zur Bildung von vielen wertvollen Stoffen, welche wir zu unserem Nutzen verwenden. Fast unsere gesamte tägliche Umgebung steht in der nahesten Beziehung zu der Pflanzenwelt. Ich erinnere nur an das Holz, aus dem unsere Geräte angefertigt sind, an die Gewebe, welche uns zur Bekleidung dienen, an das Papier, das notwendigste Mittel unserer Bildung. Während es aber bei den eben genannten Gegenständen entweder ganze Pflanzenteile oder doch ganze mehr oder weniger unversehrte Zellen von solchen sind, die unmittelbar verarbeitet werden konnten, empfangen wir aus der Pflanzenwelt noch eine große Reihe von Stoffen, welche in dem Inhalt der Zellen entstehen und denen man von vornherein ihre pflanzliche Natur nicht ansieht.

Unser tägliches Brot hat seinen Anfang in der Zelle von Pflanzen, fette Öle, welche an Stelle unserer Butter von den Bewohnern tropischer Länder genossen werden und welche wir häufig genug als Brennmaterial, sei es in der flüssigen Form, sei es in Form von Kerzen, verwerten, sind Inhaltsstoffe von Zellen gewesen; pflanzliche Zellen sind es, welche die Balsame und ätherischen Öle bilden, deren angenehmer Einfluß auf unser körperliches Wohlbefinden von alters her benutzt wird, welche ferner die Harzmassen liefern, aus denen wir Lacke und Fir-

Digitized by Google

nisse bereiten. Ebendaher stammen die Kautschukmassen, welche das Rohmaterial für die mannigfachen Gegenstände unserer Gummi-Industrie sind. Nicht anders ist es mit einem großen Teil unserer Farbstoffe, nicht anders mit den Gerbstoffen, mit denen wir tierische Häute in schmiegsames Leder zu verwandeln vermögen.

Es ist der Wissenschaft bisher noch nicht gelungen, die Geheimnisse dieser natürlichen Werkstätten derart zu belauschen, daß sie uns über die Art der Entstehung eines jeden pflanzlichen Stoffes Rechenschaft geben kann. Wohl aber sind wir mittels chemischer Reagentien und des Mikroskops in der Lage, uns diese Stoffe in den Zellen sichtbar zu machen; in den Zellen sowohl, in welchen sie geformt werden, als auch in den Zellen oder in den Räumen, in welchen sie niedergelegt und aufbewahrt werden.

Von botanischer Seite ist schon oft der Prozeß erläutert worden, durch welchen die Zellen der kleinsten Pflanzen, sofern sie nur grün sind, aus Luft oder vielmehr aus der Kohlensäure der Luft und aus Wasser Stärke erzeugen. Es ist eine der wunderbarsten und größten Thatsachen, die wir in der Naturgeschichte des Lebens kennen, und unsere größten Chemiker sind nicht im stande, diese Leistung der Pflanze nachzumachen. Wenn dieselbe aber einst der Chemie gelingen sollte, so würde damit, wie es der große Botaniker Ferdinand Cohn auf der Berliner Naturforscherversammlung ausgesprochen hat, die erste sociale Frage, d. h. die Brotfrage, gelöst sein. Aus der Stärke nämlich, welche wir im Mikroskop als kleine regelmäßig geformte Körner erblicken, geht infolge einer weiteren Thätigkeit der Zelle das Eiweiß hervor, welches die Hauptmasse des Zellenleibes ausmacht. Stärkekörner und Eiweißmassen aber sind es, welche wir in unserem täglichen Brote genießen. Beide Stoffe legt die Pflanze fürsorglich für den jungen Nachwuchs in die Zellen des Samens, damit derselbe Nahrung finde, solange er selber noch nicht die Kunst der Stärke- und Eiweißerzeugung auszuüben im stande ist.

In gleicher Weise werden die fetten Öle in den Samen vieler Pflanzen niedergelegt. Oft sind sie zur Zeit der Reife aus Stärkekörnern entstanden. Sie sind im Mikroskop immer leicht als kleine, von ihrer Umgebung scharf abgegrenzte Tropfen zu erkennen; seltener haben sie die Gestalt von kleinen Platten und Tafeln oder Krystallen. Durch Zerkleinerung der sie beherbergenden Samen und Früchte und durch Pressen derselben erhält man die vegetabilischen Fette, deren Verwendung zu Speise- und Brennölen bekannt ist.

Seit einiger Zeit werden verschiedene vegetabilische Fette auch zu Parfümeriezwecken benutzt, wie die aus den Muskatnüssen gewonnene Muskatbutter und die aus den Kakaosamen dargestellte Kakaobutter. Eine weitere Bedeutung aber haben sie dadurch erlangt, daß sie an Stelle der tierischen Fette in der Seifen- und Kerzenfabrikation Eingang gefunden haben. Sie gleichen in ihrer chemischen Zusammensetzung denselben vollkommen, und in Marseille werden aus Kokosnußöl und dem Öl anderer Palmensamen vielfach Seifen hergestellt. Das Öl unserer Hanfsamen ist beispielsweise auch ein Rohmaterial für die grünen Seifen. Zur Kerzenfabrikation sind die vegetabilischen Fette durch ihren Gehalt an fester Stearinsäure geeignet.

Auch für das andere Material unserer Kerzen, für das Bienenwachs, bieten uns die Pflanzen Konkurrenzstoffe, welche entweder mit dem Bienenwachs vermischt werden oder allein an seine Stelle treten. Die Pflanzen produzieren ein Wachs. Dasselbe gleicht in seiner chemischen Zusammensetzung zwar vegetabilischen Fetten und unterscheidet sich somit etwas von dem Bienenwachs, hat aber die Dichtigkeit und Härte wieder mit demselben gemeinsam. Das bekannte japanische Wachs wird aus dem Frucht-

Digitized by Google

fleisch einer japanischen Sumachart (Rhus succedanea) durch Auspressen gewonnen. Gewöhnlich aber werden die Wachse von den die äußere Haut der Blätter, Stengel und Früchte bildenden Zellen an die Oberfläche derselben ausgeschieden; der unter dem Namen Reif bekannte mehlige Überzug unserer Pflaumen, der Schwertlilien, des Hauswurzes, der Fetthennen, mancher Gräser und vieler anderer Pflanzen ist Wachs, welches aus mikroskopisch kleinen Stäbchen und Tafeln zusammengesetzt ist. Diese Wachsschichten sind bei einigen Pflanzen ziemlich stark und können dann in größeren Massen gewonnen werden. Das geschieht z. B. bei einer brasilianischen Fächerpalme, der Carnaubapalme (Copernicia cerifera), von deren Blättern das Carnaubawachs abgeschüttelt wird.

Oft ergießen die Zellen ihre Stoffe in besondere Behälter, welche sich im Inneren von Pflanzen vorfinden. In den Blättern und Stämmen unserer Nadelhölzer giebt es lange Gänge, welche von zarten Zellen umkleidet werden. Diese Zellen verwandeln die ihnen zugeführten Stärkekörner in Harz und secernieren dasselbe in die Gänge, die daher den Namen Harzgänge erhalten haben. Das Harz wird dann infolge künstlicher Einschnitte aus den Bäumen gewonnen. Die Sekretionen können aber auch einen krankhaften Charakter annehmen, sie werden derart übermäßig, daß die ganzen umliegenden Gewebepartien zum Zwecke von Harzbildung zerstört werden und die Harzmassen, da sie von den Gängen nicht mehr beherbergt werden können, die Rinde des Baumes durchbrechen und außen erstarren. Die Zahl der Bäume, welche neben unseren Nadelhölzern Harze liefern, ist eine beträchtliche. Die Harze dienen größtenteils zur Bereitung der Lacke und Firnisse. Auch die Kopale und der Bernstein, aus welchen die geschätztesten Lacke hergestellt werden, sind Harze längst untergegangener Bäume. Lange Zeit war es ein Geheimnis, wie die Japaner den Lack verfertigten, mit dem sie ihre unübertroffenen Lackarbeiten auszuführen verstehen, und man suchte das Geheimnis auf chemischen Wege zu erforschen. Seit einigen Jahren ist es bekannt, daß auch dieser japanische Lack ein farbloses, wasserhelles Harz ist, in ähnlicher Weise in Zellen entstanden und in Gängen abgelagert wie unsere Harze und durch Einschnitte aus Bäumen gewonnen. Die Bäume, welche den Japanern diesen kostbaren Stoff liefern, sind die Lackbäume (ihr botanischer Name: Rhus vernicifera). Seitdem uns durch Reisende ihre Bekanntschaft vermittelt ist, werden sie in unseren botanischen Gärten vielfach kultiviert. Sie haben ungefähr das Aussehen des sogenannten Götterbaumes, unterscheiden sich jedoch von ihm durch die größeren Blätter, sie gedeihen im Freien und haben ohne Schaden die härtesten Winter überstanden. Der japanische Lackbaum teilt mit einem seiner Stammesgenossen, dem bekannten Giftsumach (Rhus toxicodendron), die unangenehme Eigenschaft, durch seine Berührung schmerzhafte Hautausschläge hervorzurufen, welche man in Japan mit dem Namen der Lackkrankheit bezeichnet.

Einen gleichen Ursprung wie die Harze haben die Balsame, welche sich vor ersteren nur durch ihren Reichtum an ätherischen Ölen auszeichnen. Die ätherischen Öle werden ebenfalls in besonderen in dem Pflanzengewebe befindlichen Räumen, den Öldrüsen oder Ölgängen, aufbewahrt, nachdem sie von den umgebenden Zellen fabriziert worden sind. Doch giebt es für dieselben auch kleine äußerliche Behälter an der Oberfläche von Blüten und Stengeln, welche nur aus wenigen Zellen zusammengesetzt sind und Drüsen heißen. Ein Beispiel hierfür giebt uns die Pfefferminze (Mentha piperita). Es sollen in diesem Falle die Öle nicht im Inneren der Zellen, sondern durch eine chemische Verwandlung der Zellenwand entstanden sein.

Kehren wir jedoch zu den Gängen zurück, so lernen wir außer den Harzgängen, welche das Harz, und Ölgängen,

Digitized by Google

welche ätherisches Öl enthalten, noch die Gummigänge kennen, in welchen von Zellen abgesonderte klebende Stoffe, die wir als Gummi bezeichnen, angetroffen werden. Die Gummibildung kann in ähnlicher Weise zu einer krankhaften Erscheinung werden und zu einer Massenanhäufung des Stoffes führen, wie wir es oben von der Harzbildung kennen gelernt haben. Zellinhalte und Zellwände verwandeln sich in großer Zahl völlig in Gummi und brechen als dicke Flüssigkeiten aus Stämmen und Ästen hervor. Kirschbäume und Pflaumenbäume zeigen bei uns die Erscheinung am häufigsten. Wichtiger aber sind die Gummimassen, die aus verschiedenen in Arabien und Ägypten einheimischen Akazienbäumen erhalten werden und die als Gummi arabikum allgemein bekannt und verbreitet sind.

Mit dem soeben erwähnten Gummi dürfen wir nicht einen anderen Stoff verwechseln, welcher das Rohmaterial der gesamten, gegenwärtig so reich entwickelten Gummi-Industrie ist. Letzterer heißt Kautschuk und ist gleichfalls ein Pflanzenstoff. Er ist fast stets in den Milchsäften unserer Wolfsmilchgewächse, der Gänsedistel und anderer Milchsaft führenden Pflanzen enthalten. Der Milchsaft fließt in der Pflanze in besonderen, von den übrigen Geweben scharf abgegrenzten Schläuchen oder Röhren, welche in reicher Verzweigung die ganze Pflanze durchziehen. Die letzten Ausläufer dieser Milchröhren dringen bis in die Blätter vor und nehmen dort den von den Blattzellen gebildeten milchartigen Saft auf, welcher aus Salzen, Säuren, Eiweißstoffen und Kautschuk besteht und meist weiß oder gelb gefärbt ist.

Während jedoch unsere einheimischen Milchpflanzen nur einen verschwindenden Anteil Kautschuk enthalten, ist derselbe in einigen Bäumen Südamerikas, Ostindiens und Afrikas sehr reichlich enthalten, und seine Gewinnung beschäftigt schon seit langer Zeit die Bewohner dieser Länder. Die Indianer Südamerikas sammelten den Milchsaft eines Wolfsmilchbaumes (Siphonia elastica) in Gefäßen, trugen ihn wiederholt auf flaschenförmige Lehmklumpen auf und trockneten ihn dann über Feuer. Es war schließlich die Flasche von einer elastischen Kautschukmasse überzogen. Origineller verfahren die Kautschuksammler Nordafrikas, wo einige Arten von Brotfruchtbäumen den wertvollen Stoff enthalten. Sie fangen den Saft auf dem Arm auf und lassen ihn sogleich an demselben trocknen. In Ostindien ist der sogenannte Gummibaum (Ficus elastica), eine bei uns häufig in Zimmern und Gewächshäusern anzutreffende Pflanze, der Kautschuklieferant. Sein Milchsaft wird der Luft ausgesetzt und der Kautschuk von demselben abgerahmt wie die Sahne von der Milch. Seitdem Europäer die Gewinnung des Saftes und die Darstellung des Kautschuks betreiben, sind die Methoden natürlich viel rationellere geworden.

An Stelle des Kautschuks findet sich in dem Milchsaft einiger Bäume Ostindiens das Guttapercha, welches dem ersteren in seinen Eigenschaften gleicht und wie dieses die Herstellung der verschiedenartigen Gummigegenstände, von denen ich nur chirurgische Instrumente nennen will, ermöglicht.

Aber die thätige, unermüdlich arbeitende Zelle fabriziert noch eine weitere Reihe von Stoffen, welche die Menschen in nützlicher Weise zu verwerten schon in den ältesten Zeiten gelernt haben. So die Gerbstoffe — Stoffe, welche den Botanikern gegenwärtig die größten Schwierigkeiten bereiten, weil es gar nicht gelingen will, die Art und Weise ihrer Entstehung zu ermitteln und die Bedeutung, welche diese Stoffe für die Pflanze selber haben, klar zu legen. Sie kommen in den Zellen fast aller Pflanzenteile vor, in der Rinde, im Holz, in den Blättern, in Früchten und Samen und endlich auch vorzugsweise in den bekannten Gallen. Für uns haben sie die große Bedeutung, daß sie mit dem festen elastischen Gewebe der tierischen Häute sich dauernd verbinden,

Digitized by Google

daß sie dieselben durch die Verbindung vor dem Vertrocknen und vor Fäulnis schützen und sie dadurch eben in Leder verwandeln. Die Gerbstoffe von Eichenrinden dienen im allgemeinen am häufigsten diesem praktischen Zwecke.

Werfen wir noch einen letzten Blick auf die prächtigen Farben, mit denen die Pflanzen besonders ihre Blüten zu schmücken verstehen. Wie alle genannten Stoffe, so haben auch die Farben ihren Sitz in den Zellen. Es sind entweder kleine Körner, an welche der Farbstoff gebunden ist, oder der Zellsaft, welcher einen Teil des Zellinhaltes ausmacht, ist von Farben durchtränkt. Vielleicht hat der Farbenreichtum der Pflanzenwelt einen nicht geringen Anteil an der lebhaften Empfänglichkeit unseres Auges für Farben, an dem Verlangen, unsere Umgebung durch Farben zu verschönen. Wenn wir dieselben auch nicht sämtlich von Pflanzen erhalten, wenn auch Tiere und Mineralien einen Teil dieses Verdienstes in Anspruch nehmen, so ist die Zahl der färbenden Pflanzenstoffe, der Farbhölzer, Farbwurzeln und Rinden immerhin eine recht bedeutende.

Es ist nur ein flüchtiges und in allgemeinen Umrissen gezeichnetes Bild, das von diesem Teile des Pflanzenlebens an uns vorübergezogen ist. Es erschließt uns aber völlig den Zusammenhang, der zwischen den reichen Gaben und Produkten der Pflanzenwelt und den im kleinen arbeitenden Zellen des Pflanzenkörpers besteht. Die Kenntnis davon ist eine Errungenschaft der modernen Naturforschung, welche mit gleicher Liebe den Erscheinungen des Kleinen wie des Großen in der Natur ihre Aufmerksamkeit schenkt.

Der Organismus, welcher aus einer unzählbaren Menge der kleinen, schöpferischen Elemente besteht, wächst vor unserem Geist an Bedeutung, und Bewunderung erfüllt uns vor dem reichen Leben in ihm.

Digitized by Google

Altattische Kunst.

Von

Oskar Bie.

I.

Es ist ein tief charakteristischer Zug unserer Zeit, daß sie, durchdrungen von einer geschichtlichen und entwickelnden Weltauffassung, in welcher das Vorrecht des Menschen, das Selbstbewußtsein, seinen höchsten wissenschaftlichen Ausdruck findet und unter der Wirkung eines erhebenden und jedem selbstherrlichen Fanatismus entgegengesetzten Pietätgefühls sich der Verpflichtung inne geworden ist, die Schäden, welche mittelalterliche Unhumanität jenem geschichtlichen Bewußtsein zugefügt hat, wieder wett zu machen und diejenigen Stätten der Kulturwelt den kommenden Generationen als ein reines Heiligtum zu übergeben, auf welchen sich die nachhaltigsten politischen und die nachhaltigsten künstlerischen Aktionen abgespielt haben: das Forum Romanum und die athenische Akropolis. Vor dem entweihenden Zutritt des profanum vulgus bewahrt, liegt inmitten des modernen Rom die Ruinenstätte des Forums wie ein nur für geweihte Priester betretbares Allerheiligstes, als ein würdiges Denkmal Roms politischer Bedeutung und als ein wehmütiges Erinnerungszeichen an versunkene Größe; und nicht minder ragt, befreit von allen entstellenden Zuthaten späterer Zeit, als ein Denkmal der künstlerischen Blüte Athens inmitten dieser Stadt die Akropolis empor, ebenso vor dem Zutritt Ungeweihter abgeschlossen, ebenso nur Erinnerungen an die verschwundenen glänzenden Jahrhunderte des Altertums vereinigend.

Zweierlei zu thun war nötig, um diesen Stätten den Wert solcher ewig redender Denkmäler zu geben — zuerst die Wegräumung alles dessen, was die nachklassische Zeit auf ihren Boden geworfen oder gestellt hatte, und dann die Durchsuchung dieses Bodens selbst nach geschichtlich bedeutsamen Schätzen, die schon in alten Zeiten in den Schoß der Erde gesunken waren. Während das Forum sich mit der möglichsten Befreiung von späteren Zuthaten oder Interpolierungen begnügt und wenigstens von kunstgeschichtlich wichtigem Material für ältere Epochen bisher eine verhältnismäßig geringe Ausbeute geliefert hat, war umgekehrt bei der Akropolis die Arbeit der Beseitigung von fränkischen und türkischen Überbauten eine kleinere; um so bedeutender gestalteten sich die Nachforschungen in dem antiken Boden selbst — so bedeutend, daß hinsichtlich des Reichtums an kunsthistorisch verwertbarem Stoff die Ausgrabungen an dieser Stelle bisher unübertroffen dastehen.

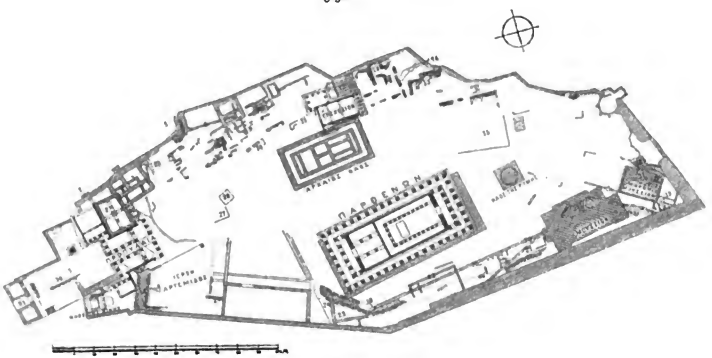
Nicht nur die zur Stunde noch unermeßliche Wichtigkeit dieser Ergebnisse für die Wissenschaft — in höherem Grade noch das allgemeine Interesse, welches

Digitized by Google

allen Funden entgegengebracht zu werden pflegt, die sich atheniſcher Herkunft rühmen, rechtfertigen dieſen Verſuch einer zuſammenſtellenden Betrachtung aller der Thatſachen, welche die neueſten Akropolisgrabungen uns gelehrt haben. Der Thatſachen, ſage ich mit Abſicht, denn wie ſich leicht denken läßt, iſt der Zuſtand der Unterſuchungen, die durch dies neue, überraſchend große Material angeregt wurden, noch zu flüſſig, als daß ſich überall bis in die letzten Fragen ein entſcheidendes Wort ſprechen ließe. Ich hoffe darum den Wünſchen meines Leſers, dem ja ſeit Schulzeiten die Kenntnis der großen phidiaſiſchen Kunſt in Fleiſch und Blut übergegangen iſt, am beſten in der Weiſe zu entſprechen, daß ich ihn bei Unterdrückung aller ungelöſten Fragen, unter Begleitung paſſend ausgewählter Abbildungen mit den wichtigſten Ergebniſſen vertraut mache, welche ſich aus dieſen Ausgrabungen für die vorphidiaſiſche, die altattiſche Kunſt gewinnen laſſen.

In der That iſt es die ganze Entwickelung der geſamten altattiſchen Kunſt — und insbeſondere der Skulptur —, welche ſich in den Funden von der Akropolis wiederſpiegelt. Und wenigſtens von ihr dürfen wir nicht mehr Ausbeute erwarten; denn es iſt ſo gründlich aufgeräumt worden, daß man erſt aufhörte, als man überall auf den nackten Felsboden ſtieß und abſolut nichts mehr unter der Erdoberfläche verborgen glauben konnte. Im vorletzten Jahr ſind die Ausgrabungen, welche halb von der griechiſchen archäologiſchen Geſellſchaft, halb von der Regierung beſorgt wurden, zu einem endgültigen Abſchluß gelangt; das überreiche Fundmaterial liegt zum Teil noch ungeordnet

Figur 1.



Plan der Akropolis.

(Die Verſchiedenheit der Perioden iſt durch verſchiedenartige Schraffierung angedeutet.

1 Abzugskanal. 2 Mittelalterliche Ciſterne. 3 Antike Ciſterne. 4 Noch nicht beſtimmtes Gebäude. 5 Treppe und Ausgang. 6 Stoa (für die Prieſterinnen?). 7 Noch nicht beſtimmtes Gebäude. 8 Pelasgiſcher Bau. 9 Reſte vorperſiſcher Bauten. 10 Baſenfragmente. 11 Felſen, zur Aufnahme einer Mauer bearbeitet. 12 Gepflaſterter Weg. 13 Pelasgiſcher Bau. 14 Pelasgiſche Treppe. 15 Fundament (Altar?). 16. Noch nicht beſtimmter Bau. 17 Häuſerreſte. 18 Pelasgiſche Umfaſſungsmauer. 19 Noch nicht beſtimmter Bau. 20 Polygonale Stützmauer. 21 Stützmauer aus Piräuſtein. 22 Noch nicht beſtimmter Bau. 23 Stützmauer aus Piräuſtein. 24 Fundamente der Stufenmauer. 25 Chalkotheke (?). 26 Noch nicht beſtimmter Bau. 27 Baſis (Athena Promachos?). 28 Fundament. 29 Reſte der älteren Propyläen. 30 Polygonale Mauer. 31 Römiſches Thor (Beule).

Digitized by Google

in den beiden Museen, welche, einzig und allein für die Akropolisfunde bestimmt, auf der Burg errichtet worden sind, tiefer eingesenkt, um nicht den einheitlich antiken Anblick der großen Ruinenstätte zu stören.

Ein Blick auf den Akropolisplan (Figur 1) — wir beschränken uns nur auf das eigentliche Burgplateau — belehrt den Leser sofort über die großen Veränderungen, die sich hier vollzogen haben. Es sieht hier gar anders aus als auf den Plänen, die noch bis vor kurzem als die maßgebenden galten und welche in allen Kunsthandbüchern zu finden waren. Östlich vom Parthenon, genau in der Mittelachse des Tempels, bemerkt man einen Rundbau, welcher einst von neun ionischen Säulen umgeben war: es ist die Kapelle des Augustus und der Roma, deren Gebälkinschrift schon längere Zeit bekannt war und deren Erbauungszeit aus ihrer Bestimmung hervorgeht. Noch größere Umwandlungen beobachtet man südwestlich vom Parthenon. Zwischen dem monumentalen westlichen Eingangsthor, den Propyläen, und den Stufen, welche zum Parthenon emporführen, sind zwei Terrassen zu unterscheiden, deren untere der Artemis mit dem Beinamen Brauronia geweiht war und deren obere den Bezirk der Athena mit dem Beinamen Ergane, d. i. der „Werkthätigen", bildete. Daß jene von einer südlichen und östlichen Halle begrenzt war, ist erst jetzt festgestellt worden — noch wichtiger aber ist, daß sich auf dieser ein magazinartiges Gebäude erhob, bestehend aus langem Hauptraum und vorgelegter Säulenhalle. In ihm ist erstens ein vielfach in der alten Überlieferung genannter Bau der Burg wiedergefunden: die Chalkothek, welche zur Aufbewahrung allerlei erzener Gegenstände aus dem Haushalte der Athena diente; zweitens ist durch diese Entdeckung die Annahme eines Athena-Erganetempels an dieser Stelle, welchen man aus einer mißverstandenen Äußerung des Pausanias folgern zu müssen glaubte, für immer abgethan.

Figur 2.

Herakleskopf mit Löwenfell von einem Hochreliefgiebel.

Ich habe diese Baureste nachphidiasischer Zeit vorweggenommen, um nun den Raum frei zu haben für das Altattische, dem das Gros der Akropolisfunde zugehört. Der Thatbestand ist nämlich folgender. Xerxes hatte die Burg von Grund aus zerstört; als die Athener nach ihrer Stadt, die sie in Angst und Not verlassen hatten, wieder zurückkehrten, fanden sie die alten Tempel zu Ruinen geworden, die Statuen zertrümmert, selbst die Postamente mit den Weihinschriften zerschlagen, die ganze Herrlichkeit durch einen furcht-

Digitized by Google

baren Brand eingeäschert. Mit den zerbrochenen Kunstwerken war leider nichts mehr anzufangen — denn für ein Museum der Altertümer war das Organ noch nicht vorhanden. Zerschlagene Säulen und zerschlagene Statuen waren gleich wertlos, sie konnten höchstens als Schuttmaterial Verwendung finden. Und gerade dazu bot sich vortreffliche Gelegenheit. Man hatte für die Neugründung der Tempel beschlossen, der Burg ein völlig verwandeltes Aussehen zu geben — sie sollte neu nivelliert und mit Stützmauern eingefaßt werden, um den beabsichtigten Prachtbauten eine wirkungsvollere Ausbreitung zu ermöglichen. Da galt es allerlei Füllmaterial zu beschaffen — wo bot sich besseres als in jenen Bau- und Skulpturresten, die zugleich die mühsame Heraufbeförderung größerer Stein- und Erdmassen unnötig machten? So wurden die Überreste vergangener Pracht in die Erde versenkt, in die Mauern gestopft, und wir Nachgeborenen hatten nur die kleine Mühe, sie wieder herauszuziehen, um ein äußerst lebendiges und äußerst vollständiges Bild der Kunstübung Athens zu erhalten, welche durch diese Fundumstände sich selbst die Perserkriege als terminus ante quem bestimmt. Der „Perserschutt" also ist es zum größten Teil, welcher die Erklärung giebt für den ungeahnten Erfolg, von dem diese Ausgrabungen gekrönt worden sind.

Wir können unterscheiden zwischen der Verwendung der durch den Perserbrand ruinierten Werke als Baustücke und als Füllsel. Zahlreiche Überreste des von Xerxes zerstörten alten Haupttempels der Athena wurden bei dem Bau der Mauer untergebracht, welche zunächst, um das erhöhte Terrain zu gewinnen, rings um die Burg geführt wurde. Die untersten Schichten der Südmauer zeigen auf diese Weise dreizehn Säulen-Trommeln jenes Tempels verwendet, welche zwar viereckig behauen sind, aber an den Ecken noch die Kanneluren erkennen lassen; dasselbe beobachtet man an den nordwestlichen Mauerteilen; besonders interessant aber erscheint die schon früher bekannte Einmauerung alter Tempelbestandteile in das zwischen Propyläen und Erechtheion liegende Stück der Nordmauer, welche in der Weise vorgenommen ist, daß die alte Anordnung von Säulen-, Triglyphen- und Gebälkteilen möglichst beibehalten wurde — zweifellos in der Absicht, durch diesen Anblick, den man von der untenliegenden Stadt aus stets vor Augen hatte, die Erinnerung an die durch die Perser zerstörten Heiligtümer und an den daran sich knüpfenden nationalen Aufschwung Athens wachzuhalten. Es ist dies wohl das einzige bekannte Beispiel von einer

Figur 3.

Kopf des schlangenbeinigen Typhon von einem Hochreliefgiebel.

Digitized by Google

beabsichtigten Ruinenwirkung im Altertum, das sonst einem solchen, mehr modernen Gefühl vollständig fremd gegenübersteht.

Die Niveaubeschaffenheit der Akropolis kombiniert sich aus einer Bodensteigung in der Längsrichtung von Westen nach Osten und aus einer zweiten Bodensteigung von den Seiten, also von Norden und Süden, nach der Mitte zu. Den höchsten Punkt bildet demnach die östliche Endigung der Mittelachse, und das ist auch gerade die Stelle, wo das für Aussichtszwecke bestimmte Belvedere von der Königin Amalie errichtet worden ist. Während man nun die west-östliche Steigung bei der simonischen Neunivellierung der Burg zum wirkungsvolleren Aufbau der Monumental-Schöpfungen benutzte und darum nur terrassierte, beschloß man, die seitlichen Abschrägungen zur Gewinnung einer größeren Breitausdehnung möglichst auszugleichen. Denkt man sich den Durchschnitt durch die Breite der Burg als ein stumpfwinkeliges Dreieck, so waren auf den beiden Spitzen der Basislinie zunächst die oben erwähnten Stützmauern zu errichten und dann die beiderseitig übrigbleibenden Dreiecke mit Füllmaterial zu stopfen, bis das gewünschte Niveau erreicht war. Zu diesem Füllsel verwendete man nun allerlei zerbrochene Skulpturwerke, die uns weiter unten beschäftigen werden. Hier ist interessant zu beobachten, wie man sich durch gleichzeitige Ausführung jenes Mauerbaues und dieser Fülloperation das Gerüst sparte. Sowohl in der Höhendimension als in der Breitendimension wurde stückweise fortgearbeitet: in jener so, daß nach Ausführung einiger Quaderschichten der Mauer erst die Hinterfüllung bis zu derselben Höhe besorgt wurde, ehe die Mauer weiter stieg. So kommt es,

Figur 4.

Kalbtragender Mann.

Digitized by Google

daß, wie besonders an der Nordseite gut zu beobachten war, Füllmaterial und Erdschicht mit Kalksteinsplittern vom Behauen der Steine in regelmäßiger Wiederholung übereinander abwechselt. Das Verfahren in der Breitendimension dagegen wird durch den Befund an der Südseite des Parthenon besonders deutlich gemacht. Das Fundament dieses Tempels mußte ziemlich hoch aufgeführt werden; das anliegende Niveau aber stieg nur stückweise und nur in seiner nächsten Nähe als bequemes Gerüst mit in die Höhe, durch eine provisorische Treppe mit dem an die Mauer stoßenden, „vorperserischen" Niveau in Verbindung gesetzt und durch eine ebenso provisorische Stützmauer aufrechtgehalten. Später wurde dann alles gleichmäßig durch die Hinterfüllung zugeschüttet, ohne erst Mauer und Treppe einzureißen, die man heute durch ausgesparte Schachte in ansehnlicher Tiefe erblickt — als deutlich redende Zeugen der lebendigen Bauthätigkeit jener großen Epoche.

Dies die Fundumstände. Wir wenden uns nun zu den Fundobjekten selbst, zuerst zu den architektonischen, dann zu den plastischen. Hier wird es sich am meisten empfehlen, den chronologischen Weg einzuschlagen und erst die Baugeschichte der Akropolis, darauf die Entwickelung der Plastik bis zur perikleischen Zeit, wie sie sich aus den Funden ergiebt, von den ältesten Epochen anfangend zu betrachten.

Den Beginn hellenischer Geschichte bildet für uns die große „mykenische" Kultur, welche innerhalb des zweiten vorchristlichen Jahrtausends sich über die Länder in der Umgebung des Ägäischen Meeres ausgebreitet hatte, deren Ausgangspunkt und Centrum aber bis jetzt noch nicht hat festgestellt werden können, da uns erst seit der Schliemannschen Thätigkeit — besonders in Mykene, von welchem Orte diese Kultur vorläufig ihren Namen erhalten hat — die Kenntnis der-

Figur 5.

Athenische Priesterin, Figur von Antenor.

Digitized by Google

selben aufgegangen ist und bei dem noch täglich überraschend wachsenden Material definitive Entscheidungen in suspenso bleiben müssen. In dieser Epoche tritt auch Athen zum erstenmal aus dem Dunkel der Vorzeit in bestimmterer Gestalt hervor.

Wie Tiryns in der argivischen Ebene, eine der Hauptresidenzen mykenischer Kultur, als Herrscherſitz und Festung in unmittelbarer Nähe des Meeres, absichtlich nicht am Meere selbst, einen über die Ebene emporragenden Hügel sich zum Stützpunkt genommen hat, so ist auch Athen gegründet worden, wenig entfernt vom Meere, das hier in der vorteilhaften Piräusbucht ausläuft, inmitten der für griechische Verhältnisse ziemlich ausgedehnten attischen Ebene, überragt und geschützt von dem nächsten ansehnlicheren Hügel landeinwärts: von der felsigen Akropolis. Festung und Herrscherſitz zugleich war die Burg von Athen, wie die von Tiryns. Reste der Festung wie des Palastes haben sich konstatieren lassen, da die Analogien des vortrefflich erhaltenen Tiryns die Bestimmung derselben erleichterten. Fest und sicher thronend saßen diese ältesten athenischen Fürsten auf ihrer gewaltig ummauerten Burg, herabschauend auf die Hütten der Unterthanen, die sich über die Hügel hin verstreuten, welche in sanfteren Erhebungen von der Akropolis nach dem Meere zu sich hinziehen; vielfach haben jene in Felseinbettungen Spuren ihrer Existenz zurückgelassen. Selbst die Gräber der Angehörigen scheinen die Fürsten auf der Burg angelegt zu haben; zwei derselben, Kindern zugehörend, haben sich, wie der Plan zeigt, in nordwestlicher Richtung vom Erechtheion in der untersten Humusschicht vorgefunden. Eine ziemlich starke Mauer der bekannten „cyklopischen“ Konstruktion umgab das ganze Burgplateau; noch stehen bedeutende Stücke derselben zu Tage, das beste bei der erwähnten Artemisterrasse, sechs bis sieben Meter breit, ein anderes südwestlich vom Parthenon, ferner im Süden und Norden der Ostseite — auf dem Plan vermag der Leser leicht den ganzen Zug der uralten Mauer noch zu verfolgen. Im Nordosten gehen die Reste der gleichen Bauart weiter ins Innere hinein — das sind die traurigen Trümmer des einstigen Herrscherpalastes, wie er in Tiryns, in Mykene, in Troja sich besser erhalten hat, stets dasselbe Grundrißschema (Vorhof, seitlich geschlossene Vorhalle und, häufig säulengestützter, Hauptsaal) zeigend. Die steinernen Säulenbasen — die Säulen selbst waren hölzern — haben sich noch gefunden.

Figur 6.

Athenische Priesterin.

Der Festungspalast von Tiryns hatte

zwei Aufgänge: einen feierlichen, der den offiziellen Eintritt in die Festung vermittelte, und einen Hinteraufgang, der direkt in die eigentlichen Wohnräume führte, in Notfällen aber auch als geheimer Ausfallsweg benutzt werden konnte. Dasselbe beobachten wir in Mykene. Der durch das berühmte Löwenthor hinaufführende Weg stellt den offiziellen Aufgang dar, ein zweiter kleinerer Weg bringt uns von Nordosten gleich auf die Höhe des Burgpalastes. Die athenische Akropolis liefert das dritte Beispiel für diese in der mykenischen Epoche offenbar weit verbreitete Zugangsanlage. Der kleinere Weg ist hier in Gestalt eines als Treppenaufgang erweiterten Felsspaltes im Nordosten der Burg wiedergefunden worden — gerade da, wo wir die Trümmer des Palastes zu erkennen hatten, wie auch in Tiryns und Mykene diese Nebenaufgänge direkt zum Palast führen und in der gleichen Gestalt von schmalen Treppenwegen austreten, die teils in den Felsen gehauen, teils an ihn angelehnt sind. Nur für Fußgänger benutzbar, gaben diese Stufenwege in Friedenszeiten eine bequeme Hintertreppe für die Dienerschaft ab, behufs direkter Verbindung der Wohnräume mit der Unterstadt; in Kriegszeiten aber bot sich so den vom Feinde arg bedrohten Fürsten eine gute Gelegenheit, unbemerkt auf diesem wegen seiner Schmalheit uneinnehmbaren Felswege von ihrem Palast aus direkt aufs freie Feld zu entrinnen. Je mehr sich solche Nebenaufgänge auf die einfachsten und nötigsten Befestigungsmittel beschränken mußten, um so reicher war die architektonische Gestaltung der offiziellen Hauptaufgänge, welche uns das Befestigungssystem der mykenischen Periode auf einer bewundernswert hohen Entwickelungsstufe zeigen. Diejenige Stelle des Burgabhangs, welche die sanfteste Böschung hat, wird zur Anlegung dieses Hauptweges ausersehen, der in der Regel in einem längeren Gang besteht, welcher in Biegungen emporführt und bald durch Thore, bald durch Mauervorsprünge versperrt wird. Nachdem man in Tiryns die erste thorartige Wegverengung passiert hat, als welche der Durchgang durch die Mauer selbst gestaltet ist, hat man noch ein starkes Festungsthor und zwei propyläenförmige Prachtthore zu durchschreiten, bevor man auf dem Hof der Fürstenwohnung angelangt ist; in Mykene ist nur jener erste Teil des Weges erhalten, die Propyläen sind zerstört. Ganz ähnlich werden wir uns den Hauptaufgang zur athenischen Akropolis zu denken haben, dessen ursprüngliche Gestalt durch die perikleischen Überbauten vernichtet oder mindestens stark verändert worden ist. Während jener nordöstliche Felsweg sich die steilste Stelle des Burgabhangs aus-

Figur 7.

Athenische Priesterin.

Digitized by Google

gesucht hatte, war dieser Hauptweg auf der einzigen Seite angelegt, die überhaupt in allmählicher Steigung zum Plateau heraufführt: auf der Westseite, die bis heute allein einen bequemen Aufgang zur Burg bietet. In seiner architektonischen und festungstechnischen Ausbildung muß dieser in mykenischer Zeit angelegte und noch Jahrhunderte hindurch benutzte Aufstieg, welcher für immer den Namen

Figur 8.

Athenische Priesterin. Oberteil.

Pelasgikon beibehielt, selbst die großartige Anlage von Tiryns um vieles übertroffen haben. „Beunthor" wird in der alten Überlieferung dieser westliche Hauptzugang zur Burg genannt, der noch den Pisistratiden gute Dienste leistete. Nach den oben beschriebenen Analogien können wir uns eine allgemeine Vorstellung dieser Thoranlage wohl zu machen wagen. In verschiedenen Windungen — wie noch bis zur Erbauung der römischen großen Freitreppe — wird sich, um für Fahrzeuge benutzbar zu sein, der Weg über den Westabhang heraufgeschlängelt haben, allmählich sich verengend, von Türmen beschützt, durch Thore versperrbar. Von der Ausdehnung dieser Thoranlagen ist uns in dem Namen „Beunthor", der in Athen sehr populär war, eine nicht mißzuverstehende Überlieferung erhalten — von dem (wie in Tiryns und Mykene) zur Rechten des Eintretenden, das heißt auf seiner unbeschildeten Seite liegenden ersten Turme sind uns noch deutlichere Spuren überkommen teils in den Resten einer Mauer pelasgischer Bauart, welche der Leser auf dem Plan bezeichnet findet und welche dazu bestimmt gewesen zu sein scheint, für jenen turmartigen Ausbau der Befestigung als Stütze zu dienen — teils in der eigentümlichen Anlage des späteren Athena-Niketempelchens. Dasselbe erhebt sich auf einem stolz vorspringenden Turme, einer Art Bastion, von der man weit in die Lande herab und übers Meer bis nach dem Peloponnes hin schauen kann, und zwar genau an der Stelle, die für jenen alten Festungsturm vorauszusetzen ist. Was ist natürlicher, als anzunehmen, daß bei der im fünften Jahrhundert durchgeführten Umwandlung der Akropolis von einer Festung zu einer heiligen Tempelstätte, in Anlehnung an den dort gewiß seit alten Zeiten lokalisierten Kult der siegenden Athena, auch der alte Festungsturm unter Beibehaltung seiner exponierten Lage in jenes gewaltige turmartige Postament sich verwandelte, auf dem der weithinblickende friedliche Tempel errichtet ward?

Wenn wir die mykenische Epoche verlassen und die architektonische Gestaltung der Akropolis in den folgenden Perioden zu verfolgen uns anschicken, so sind wir Zeugen eines soeben angedeuteten, in successivem Fortschritt sich vollziehenden Pro-

Digitized by Google

zesses: der steigenden Betonung des religiösen Charakters der Burg und ihrer damit Hand in Hand gehenden Entfestigung. Die pisistrateische Zeit steht in der Mitte dieser Bewegung; noch wird von der Festung nichts genommen, ja es scheint, daß sogar noch der Herrscherpalast sich innerhalb der Burgmauern befunden hat, aber bereits erhebt sich vor unseren Augen ein von allerlei geweihten Statuen umgebener, säulenreicher Tempel in der Mitte des Burgplateaus, mit dem die Hauptgöttin der Stadt, der sie den Namen gegeben, bedacht worden ist: der alte „vorpersische" Athenatempel, dessen Wiederauffindung durch den verdienstvollen und genialen Leiter des deutschen archäologischen Instituts in Athen, Dörpfeld, als die bedeutendste architekturgeschichtliche Thatsache der in Rede stehenden Ausgrabungen zu bezeichnen ist. Wie uns der Weg der Kombinationen und Analogien für die mykenische Periode ein verhältnismäßig so anschauliches Bild der Akropolis zu entwerfen ermöglicht hat, so sind es auch hier die glücklichsten Kombinationen, welche aus den zerstreuten Trümmern dieses Tempels fast bis auf alle Einzelheiten seine ehemalige Gestalt vor unserem geistigen Auge wieder aufzubauen im stande sind. Man werfe einen Blick auf den Plan. Südlich vom Erechtheion bemerkt man die Fundamentlinien eines größeren Gebäudes — es sind die des alten Athenatempels, und mehr ist an Ort und Stelle von ihm nicht geblieben. Mit der Südostecke auf dem nackten Felsboden aufsitzend, der sich nach Nordwesten zu senkt, erfordert der Bau in letzterer Richtung immer tiefer gehende Fundamentmauern. Diese waren, in der Erde steckend, keiner solchen Zerstörungsgefahr ausgesetzt wie der Oberbau, und konnten sich darum in einer Weise erhalten, welche die auf dem Plane sichtbare Grundrißzeichnung erlaubt. Die Vollständigkeit dieses Grundrisses aber ermöglicht weiterhin eine Bestimmung der Räumlichkeiten des Tempels, die gar keinen Zweifel übrig läßt. Wir erkennen die Fundamentlinie der Säulenhalle, welche gewohnterweise den ganzen Tempel umgab; wir unterscheiden seine östliche und westliche Vorhalle; wir schließen aus den beiden Längslinien am östlichen Teil der Cella auf

Figur 9.

Attischer Porträtkopf, Marmor.

Digitized by Google

einen Kultraum, der durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe zerlegt wird; wir trennen den westlichen Teil der Cella in den auf die Vorhalle folgenden „Opisthodom", das Hintergemach, dessen Decke wir durch vier Säulen stützen dürfen, und die sich daran anschließenden zwei Kammern, die ihre Hinterwand mit derjenigen des östlichen Kultraumes gemeinsam haben. Trat man also von der Ostseite durch die Säulenhalle ein, so gelangte man, die Vorhalle durchschreitend, in den dreischiffigen, eigentlichen Tempelraum, an dessen Hinterwand in der Mitte das Kultbild zu stehen kam — trat man aber von Westen ein, so befand man sich, die entsprechende Vorhalle ebenso durchschreitend, in den aus dem säulengestützten Opisthodom und den beiden Kammern bestehenden Räumlichkeiten, die zur Aufbewahrung des Tempel- und wahrscheinlich auch des Staatsschatzes dienten, der gleichsam unter die Obhut der Athena gestellt war. Wie sehr dieser Grundriß mit demjenigen des späteren Parthenon übereinstimmt, bei welchem nur auf Kosten jener zwei Kammern der Kultraum länger gestaltet worden ist, lehrt sofort ein vergleichender Blick auf diese beiden Athenatempel.

War einmal der Grundriß des Tempels in dieser Weise festgestellt, der natürlich dem zur Zeit allein üblichen dorischen System angehörte, so ließen sich durch Rechnung die Maßverhältnisse des Oberbaues bestimmen; fanden sich nun unter den, wie oben erzählt, in die kimonische Mauer verbauten Bauresten Stücke, die diesem Maß entsprachen, so wurde es möglich, den ganzen Aufbau des Tempels zu rekonstruieren, obgleich außer jenen Fundamentmauern nicht der Splitter einer Säule an Ort und Stelle gefunden ist. Die Rechnung war kurz folgende. Zunächst die Schmalseite, und zwar die des Säulenumgangs, von dem wir ausgehen. Die Schmalseite des Säulenumgangs mißt 21,34 Meter. Trommeln und Kapitelle der Säulen aus Porostein sind im Schutt aufgefunden. Wieviel Säulen standen auf ihr? Eine gerade Zahl war die Regel. Vier wären zu wenig, acht zu viel — in jenem Falle würden die Zwischenweiten zu groß, in diesem zu klein. Es bleibt also übrig: sechs. Und das war auch sonst die gewöhnliche Zahl. Es ist nun die Achsweite der Säulen zu berechnen. Fünf Achsweiten mit Hinzurechnung des jenseit der beiden äußersten Achsen restierenden Raumes: macht bei 21,34 Meter Länge auf die einzelne Achsweite etwas über 4 Meter. Das Gebälkstück, welches von Mitte zu Mitte der Säule auf diese gelegt wird, müßte also etwas über 4 Meter Länge haben — und eben solche Architravstücke, von 4,04 Meter, haben sich unter den verbauten Werkstücken der kimonischen Mauer gefunden. Sie gehören folglich zum Gebälk der Schmalseite des alten Athenatempels. Dasselbe Rechenexempel an den Langseiten. Bei Anwendung desselben Säulendurchmessers haben auf der Langseite zwölf Säulen Platz. Denn die Gesamtlänge der Säulenachsweiten von der Mitte der ersten bis zur Mitte der zwölften Säule beträgt 41,70 Meter; dazu kommen hier nur einige Decimeter zur Ausgleichung der geringeren Entfernung der Eckjäulen von den übrigen, wie es im dorischen Stil Sitte ist — macht im ganzen 42,25 Meter. Dividiert durch die elf Zwischenweiten, kommt auf ein Architravstück 3,84 Meter Länge. Und genau so lange Architravstücke finden sich an eben jener Stelle verbaut, in der Höhe vollständig mit denen der Schmalseite übereinstimmend; es sind also die Architravstücke der Langseiten. Der dorische Architrav zeigt an seiner oberen Kante in den Regulä leisten mit den sechs Tropfen eine untere Fortsetzung der Triglyphen; somit läßt sich durch den Architrav auch der Triglyphenfries wiederfinden. An den Langseiten hat er schmalere Triglyphen als an den Schmalseiten. Hatte ferner der Tempel schon das gewöhnliche Giebeldach? Auch diese Frage läßt sich beantworten. Auf den Triglyphenfries folgt im dorischen Gebälk das Kranzge-

Digitized by Google

sims, Geison, welches zur Erleichterung des Wasserabtropfens auf den Langseiten abgeschrägt zu sein pflegt; auf den Giebelseiten nicht, wo ja keine Traufvorrichtung nötig war. Solche abgeschrägte, zu dem übrigen Gebälk zupassende Geisonstücke haben sich gefunden — also hatte der Tempel einen Giebel. Der Giebel selbst nun schloß seinerseits ebenfalls mit einem Geison ab; zupassende Giebelgeisa aber haben sich im Schutt nur aus Marmor gefunden, während alle bisherigen Stücke (mit Ausnahme der Metopenplatten) aus einem schlechteren, porösen Kalkstein bestehen — ebenso Teile der Giebelsima — und dasselbe wird für die Dachziegel vorauszusetzen sein: also war das Giebeldach des sonst aus Porosstein aufgeführten alten Athenatempels aus Marmor — eine recht eigentümliche Thatsache, deren Erklärung wir sofort finden werden.

Vergleicht man nämlich die Art der erhaltenen Fundamentkonstruktion an der umgebenden Säulenhalle und am Innenbau, so erkennt man, daß an Sauberkeit und Festigkeit diese von jener weit übertroffen wird. Bei der Fundamentierung des Innenbaues ist einfacher Kalkstein von der Akropolis selbst verwendet und auf die saubere Fügung der Steine keine große Sorgfalt gelegt, die Säulenhalle dagegen steht auf besseren, erst vom Piräus heraufgeholten und bedeutend sorgsamer gefügten Fundamentsteinen. Was folgt daraus? Als das wahrscheinlichste: die Annahme einer späteren Erbauung der Säulenhalle als des inneren Tempels. Und in welcher Periode? Vergleiche mit den unter Pisistratus aufgeführten Fundamenten des Olympieions in Athen und des älteren Weihetempels in Eleusis, die dieselbe Konstruktion wie diejenigen der Säulenringhalle zeigen, führen auf diese Zeit. Folglich datiert der Tempel selbst aus früherer Periode, Pisistratus hat ihm erst die verschönernde Ringhalle umgelegt. Pisistratus war aber auch derjenige, welcher, wie wir bei der Betrachtung der Skulptur bald noch besser lernen werden, dem sogenannten parischen, das heißt einem großkristallinischen, beim Brechen sehr stark nach Schwefel riechenden Marmor einen bedeutenden Absatz in Athen verschaffte. Aus diesem Marmor bestehen die Giebelfiguren des in Rede stehenden alten Athenatempels, die uns im nächsten Abschnitt beschäftigen werden und die in ihrem Stil auf die pisistrateische Zeit hinweisen. Es bleibt nur eine Folgerung: Pisistratus schuf nicht nur die Ringhalle, sondern auch den Marmorgiebel, den er dem alten Porosbau aufsetzte, wie man sich ähnlich am olympischen Heratempel nicht geschent hatte, allmählich und stückweise den alten Holzbau in Stein umzusetzen. Können wir ein anschaulicheres Bild erhalten von der Bauthätigkeit in dem regsamen pisistrateischen Zeitalter, welches in dieser Weise den Prozeß der monumentalen Umgestaltung der Akropolis würdig einleitet?

Mit der großen Tempelringhalle, mit dem marmornen Giebel hatte die Bewegung begonnen — die mannigfachen sonstigen Giebel- und Simsreste, welche auf Gebäude dieser Zeit schließen lassen, genügen nicht zur Rekonstruktion anderer Tempel, deren Spuren vom Boden der Akropolis total verschwunden sind. Die Perserkriege rissen zunächst eine Bresche in diese aufblühende Bauthätigkeit, aber eben sie waren es, die durch die gründliche Zerstörung der Burgbauten die Blüte der kommenden Epochen negativ vorbereiteten. Als man nach der Rückkehr in die verlassene Stadt die Statuen zertrümmert, die Bauten eingeäschert fand, mochte man wohl schon in der themistokleischen Periode auf den Gedanken kommen, getragen von dem nun stark entfachten Nationalbewußtsein, mit dem Althergebrachten brechend, der Burg in allen Teilen ein neues, herrlicheres Aussehen zu geben; aber erst waren wichtigere Aufgaben zu erfüllen. Um nicht noch einmal in die Lage kommen zu müssen, die Vaterstadt dem Feinde zur Plünderung preiszugeben, war diese vor allen Dingen selbst

Digitized by Google

durch den Bau der berühmten langen Mauern in Verbindung mit der Piräusbefestigung und der Stadtmauer zu einer großen, für die gesamte attische Gemeinde in Notzeiten genügend Raum bietende Festungsanlage umzugestalten, die das ganze Terrain vom Meere bis einschließlich der Stadt zu einem einheitlichen Bollwerk machte. Erst nach Vollendung dieser Arbeit, die der Gedanke des Themistokles war, konnte man an den Wiederaufbau der Burg denken, die in diesem Zusammenhange notwendiger Weise die bisherige Festungsnatur zu verleugnen begann; denn mit jener themistokleischen Anlage verlor die Burg selbst an fortifikatorischer Bedeutung, die Festung Athens lag jetzt in seinen Mauern. So trat die Idee immer bestimmter auf, deren Anfänge wir schon in pisistrateischer Zeit beobachteten: die Festung fallen zu lassen und die Burg zu einer geweihten Stätte nationaler Ideale zu machen. Das waren Tage der edelsten Begeisterung. Wir wissen nicht, ob wir bei dem Gedanken an den Urheber dieser Idee, wie es ja in dem geschilderten Zusammenhang nichts Befremdendes hätte, noch Themistokles nennen sollen, oder erst Kimon; schob man in früherer Zeit fast alles von dieser epochalen Ideenbewegung auf den perikleischen und phidiasischen Kreis, so haben uns auch hierin die Ausgrabungen eines anderen belehrt. Wie überall, so tritt in diesem Falle die befreiende Idee nicht mit einem Schlage auf, sondern in allmählicher Vorbereitung und in zunehmendem Wachstum. Der kimonische Einfluß ist es jedenfalls, unter dem wir die ersten bedeutenden Ansätze zur bezeichneten Umgestaltung der Burg wahrnehmen.

Zunächst ging es an einen würdigen Neubau des Athenatempels, des Nationalheiligtums. Der alte pisistrateische war zerstört. Gewiß mußte er provisorisch so lange wieder in stand gesetzt werden, bis der neue fertig war. Aber wenn auch von berufenster Seite, von seinem Entdecker selbst behauptet worden ist, der alte Tempel, wie er schnell wieder in stand gesetzt worden sei, hätte in diesem Zustande während des ganzen Altertums die Burg verunstaltet und sei noch in hadrianischer Zeit von Pausanias gesehen worden, so darf er sich nicht wundern, wenn ihm darin nicht Folge geleistet wird. Ein Blick auf den Plan zeigt, daß die berühmte Karyatidenhalle des Erechtheions auf die nördliche Fundamentmauer der Säulenringhalle zu stehen kam, es war also die Annahme nötig, daß der provisorische, aber doch ewig stehende Tempel sogar dieser Ringhalle entbehrt hätte, die ihn in seiner herrlichen Umgebung wenigstens einigermaßen passend gestimmt haben würde. Läßt man nun die Ringhalle weg, so kamen den Karyatiden die Wände des Gebäudes direkt vor die Nase,

Figur 10.

Bärtiger Porträtkopf, Bronze.

Digitized by Google

und man fragt sich vergeblich, wie es denn möglich gewesen sei, diese schmuckvolle Korenhalle dem Erechtheion vorzubauen, wenn sie doch nicht genügend genossen werden konnte. Der Verfechter jener Hypothese meint diesen auffallenden Umstand mit der Annahme erklären zu können, der Erbauer der Korenhalle hätte die Hoffnung gehabt, daß der alte Tempel doch über kurz oder lang einmal fallen müsse, aber in derselben Untersuchung meint er seine Hypothese durch den Hinweis zu stützen, daß im Altertum niemals ein alter Tempel kassiert worden sei. Wie konnte dann jener Architekt doch diese Hoffnung hegen? Inschriften und Schriftsteller-Zeugnisse, auf die sich Dörpfeld stützt, haben gegenüber solchen Thatsachen nichts Bindendes; könnten sie beweisen, so müßten sie dies schlagend thun; so aber reden sie nicht unzweideutig genug. Das allgemeine ästhetische Gefühl meines Lesers habe ich gewiß auf meiner Seite, wenn ich mich dieser Hypothese widersetze und behaupte: mit der Fertigstellung des neuen Parthenon (435) war der alte Athenatempel überflüssig, mit seiner Niederreißung hängt die Errichtung der Karyatidenhalle (408) zusammen, die dem Erechtheion nun einen bequemeren Eingang von Süden verschafft, der durch jenen bis dahin verlegt war.

Der neue, nachperserische Athenatempel war von Kimon beabsichtigt, aber es war ihm nicht beschieden, seinen Plan auszuführen. Ehe man an seine endgültige Erbauung denken konnte, mußte erst jene große Arbeit der Nennivellierung und Terrassierung der Akropolis vollbracht sein, deren Charakter wir oben bei Besprechung der Fundumstände angedeutet haben. Man hatte Eile, man benutzte als Baustück und Füllwerk alles, was die Perser an verwertbaren Trümmern auf der Burg gelassen hatten. Mit Hilfe der Reste des verblühten alten Athenatempels stieg die ringsum laufende Stützmauer empor, mit Hilfe der Statuen- und Postamenttrümmer wuchs die Niveauhinterfüllung. Ein neuer, würdevollerer Aufgang zur Burg, nunmehr friedlicheren Charakters, wird geplant, zum großen Teil wohl auch ausgeführt. Man bemerkt auf dem Plan die Andeutung dieser kimonischen, von dem mnesikleischen Bau dann übertrumpften Propyläen, die an dem einen Hauptstück der alten pelasgischen Mauer eine Ecke hinterlassen haben und einst zur Aufnahme des schräg heraufkommenden Weges nach Südwesten orientiert waren. Für den neuen Athenatempel, der ganz in Marmor strahlen sollte, wurde im Süden der Burg das Fundament gelegt, aber darüber hinaus kam man nicht. Unter dem perikleischen Parthenon erkennt der Leser ein älteres Fundament, aus Porosstein aufgeführt, schmaler, aber länger gebildet. In ihm haben wir den Unterbau zum beabsichtigten kimonischen Parthenon. Solange man den eben gefundenen alten Athenatempel nicht kannte, war es natürlich, daß man in diesem Fundament das seine zu erblicken glaubte und auch die marmornen Säulentrommeln, welche in die Nord-

Figur 11.

Jünglingstorso. Bronze.

mauer verbaut sind, ihm zurechnete. Wir wissen, daß jener alte Tempel Säulen nicht aus Marmor, sondern aus schlechterem porösem Kalkstein hatte, von denen sich Trommeln wie Kapitelle verbaut und vergraben fanden; die, übrigens unfertigen marmornen Säulenteile entstammen dem kimonischen Tempelprojekt. Sie sind von kolossalen Dimensionen, und an dieser Kolossalität mag der schnelle Fortgang des Baues gescheitert sein. Man ging für die damaligen Mittel zu hoch hinaus. Wie wir in den Teilen der Burgmauer, die erst nach Kimon errichtet sind, diese Marmorsäulen verbaut finden, so haben sich Geisastücke zu den kimonischen Propyläen im Fundament des mnesikleischen Baues entdecken lassen. Wie die kimonische Zeit mit den überflüssigen pisistrateischen Bauresten verfuhr, so verfuhr mit den ihren die perikleische.

Unter Perikles war die Zeit gekommen. Was sich seit des Themistokles Projekten vorbereitete, war nun zur Reife gelangt. Es kam erst das stolze Parthenon, das vom kimonischen Plan nur den Platz acceptierte; es kamen die feierlichen Propyläen, die ursprünglich noch in viel breiterer Ausdehnung gedacht waren; es kam dann das anmutige Erechtheion an Stelle eines unscheinbaren, alten Kultraumes; es kam der schmucke Niketempel auf dem verjüngten Luginslandturme. Und um die weitaufragende „Promachos" scharten sich wieder die Weihgaben der unzähligen Statuen. Aus der alten Felsenfeste war eine Stätte künstlerischer Ideale geworden, wie sie die Welt nicht wieder gesehen hat.

Von der Architektur wenden wir uns nun zur Plastik. Auch hier wird unser Weg, den wir bis zur Schwelle der phidiasischen Kunst zu verfolgen haben, am besten der chronologische sein, so daß wir die Akropolisfunde, welche uns über die Entwickelung der älteren attischen Plastik Auskunft geben sollen, nach ihrer historischen Aufeinanderfolge ordnen. Aus der überreichen Zahl der in Betracht kommenden Werke, die heute die beiden Burgmuseen füllen, wähle ich diejenigen aus, welche sich in instruktiven Abbildungen wiedergeben ließen und zugleich für uns Markſteine in der Gesamtentwickelung bedeuten; dazu kam, was von den übrigen, nicht der Burg entstammenden Funden neueren oder auch älteren Datums heranzuziehen war, um dem vor unseren Augen sich aufrollenden Gemälde größere Vollständigkeit und Lebendigkeit zu geben.

Auf den Flachreliefgiebel mit dem Hydrathema werde ich in der nächsten Nummer genauer eingehen und die Abbildung einfügen; vorläufig seien hier nur einige plastische Werke erwähnt, die aus dem Schutte gerettet im Akropolismuseum sich befinden: so u. a. die durch ihre eigentümliche Häßlichkeit hervorragenden Köpfe des Herakles und Typhon, die beide einem Hochreliefgiebel angehören; dann der ein Kalb tragende Mann; ferner die Reste von verschiedenen Figuren von Matronen, welche wahrscheinlich Priesterinnen darstellen; und endlich die schon einer vorgerückten Kunststufe angehörenden männlichen Porträtköpfe, einer (Figur 9) in Marmor, die beiden anderen in Bronze. Auf alle diese Stücke, welche den besprochenen Akropolisgrabungen entstammen, komme ich im nächsten Abschnitt in einheitlichem Zusammenhange zurück.

(Schluß folgt.)

Litterarische Mitteilungen.

Adolf Pichler.

Es ist nicht viel, was Tirol der deutschen Litteratur gegeben hat. Nicht, als fehlte es im Lande an lokalen Berühmtheiten oder als würde gar etwa zu wenig gedichtet darin. Im Gegenteile. Hermann von Gilms Klage: „Tirol, das liederreiche, hat keine Lieder“ besitzt, wenn es sie überhaupt jemals besaß, heute gewiß auch nicht die Spur einer Berechtigung mehr. Eher geschieht da des Guten zu viel. Aber zu allgemeiner Anerkennung haben es nur sehr wenige gebracht, gerade fünf seit den Zeiten des Mittelalters. Da wäre Walther von der Vogelweide, den man den Bozenern nunmehr wohl wird lassen müssen, nachdem sie durch die Errichtung des Walther-Denkmals von Heinrich Natter ihre Ansprüche auf den Dichter so nachdrücklich geltend gemacht haben, trotzdem die Wissenschaft nichts davon wissen will. Leutholds von Sähen, des süßesten Minnesängers vielleicht, wäre zu gedenken, dann Oswalds von Wolkenstein, der fast merkwürdiger ist durch ein reichbewegt abenteuerndes Leben, als durch seine Werke. In der Neuzeit aber sind es zwei, die Tirol würdig vertreten haben: Hermann von Gilm, ein Lyriker voll Weichheit und Tiefe, der befremdlicherweise fast gar nicht weiteren Kreisen bekannt wurde, bis die Neuausgabe seiner Gedichte vor zwei Jahren wieder auf ihn aufmerksam machte. Er starb in voller Kraft nach einem Leben, das reich an Irrtümern und Schmerzen war. Endlich Adolf Pichler, der Epiker Tirols, dessen siebzigster Geburtstag im Vorjahre am 4. September festlich mit Enthüllung einer Gedenktafel an seinem Geburtshause, dem Zöllnerhäuschen von Erl, unweit von Kufstein und nächst der bayerischen Grenze, mit Herausgabe einer Festschrift und mit alle dem begangen wurde, was sich durch geraume Zeit schon als üblich bei solchen Anlässen bewährt hat. Er aber steht noch in voller Kraft, trotz seines Jubiläums, und hat sich gerade jetzt erst aufs nachdrücklichste durch seine „Neuen Markſteine“ ins Gedenken seiner Zeitgenossen zurückzurufen verstanden.

Wenn nun die Tiroler den Dichter feierten, so müßte man sie undankbar schelten, hätten sie's anders gehalten. Denn er ist einer der letzten, noch lebenden Zeugen von einer schönen Zeit, die nur allzu rasch vorbeigegangen ist, von ihrem Geisterfrühling, der freilich nicht sehr reich an Früchten war. Mehr: er selber hat ihn heraufführen geholfen. 1846 erschienen seine „Frühlieder aus Tirol“, die ein Protest und eine That waren. Was nach Freiheit des Lebens und der Lehre verlangte, erhob in ihnen Einsprache gegen eine beispiellose Unterdrückung des Gewissens, man sah, wie stark die Sehnsucht nach dem Lichte in einem Volke war, das man so lange in die Nacht gezwungen hatte. Und in der ganzen Zeit seither hat Pichler nicht geschwiegen, mit Vorliebe wendete er sich unmittelbar an seine Landsleute, mit denen er nach Vorzügen und Fehlern völlig eins ist — ein kleiner, aber deutsamer Zug: die große Wichtigkeit, die er, wie wir noch sehen werden, körperlicher Kraft beilegt, der Stolz, mit dem er selbst gern seine eigene Stärke hervorhebt, mag hier als echt tirolerisch angemerkt werden. Wiederholt wählt er seine Stoffe aus ihrer Heldenzeit; sie hat ihm mit das Beste gegeben, was ihm überhaupt jemals gelungen ist. Hier hat er den echtesten Erdgeruch, der aber ist eine Bürgschaft der Güte: nur was irgendwo ordentlich und völlig zu Hause ist, hat die Gewähr und das Zeug in sich, allgemeine Gültigkeit zu erlangen. Kosmopolitische Heimatlosigkeit taugt nicht im Leben, nicht in der Kunst.

Auf allen Gebieten der Dichtung hat sich Pichler bethätigt. Seine Dramen, deren er eine ganze Anzahl mindestens geplant hat, kenne ich nicht. Erzählungen von ihm sind ziemlich viele erschienen; sie sind ausgezeichnet

Digitized by Google

durch große Treue und Lebendigkeit der Schilderung von Land und Leuten und sehr mit Unrecht wenig bekannt und rasch vergessen worden, wenngleich die Handlung häufig bei ihnen stockt und etwas nebensächlich geführt wird. Er wäre des weiteren kein echter Tiroler, hätte er keine Epigramme gemacht. Deren giebt es viele von ihm, sie lassen in der Regel an spitziger Bosheit, häufig auch an gediegener und kratzbürstiger Grobheit nichts zu wünschen übrig, und noch immer flattern häufig böse Stachelverse von ihm auf. Das steckt im Blut des Volksstammes, der rauflustig in Thalen wie in Worten ist. Dafür zeugen schon die Schnaderhüpfeln, die man gerade jetzt mit rühmenswertem Eifer zu sammeln beginnt. Er hat ferner ganz glänzende Reisebilder voll Farbigkeit und Anschaulichkeit geliefert; sie wirken zumeist durch höchst getreue Wiedergabe der kleinen Feinheiten in der Natur. Für ihre Beobachtung hat wohl seine Wissenschaft — er ist nämlich auch Gelehrter und hat auf diesem Gebiete sehr verdienstliche Leistungen aufzuweisen — sein Auge geschärft; Pichler trägt seit Jahren Geologie und Mineralogie an der Universität Innsbruck vor und hat viel für die geognostische Durchforschung der Alpen gethan.

Seine eigenste Neigung aber gehört der Lyrik und der Epik an, seine wirklichste Bedeutung ruht in jener Art erzählender Dichtung, die er fast allein pflegt und die beileibe nicht mit der Scheffels und seiner Nachfolger und Nachahmer verwechselt werden darf. Sie hat nicht einen Zug damit gemein; hier ist Pichler durchweg von erfreulicher Eigenart und gesunder Tüchtigkeit; kein Modepoet und unbeeinflußt vom Zeitgeschmack.

Eigen ist übrigens auch seine Lyrik. Ihr ist das Zarte fast ganz versagt; starr und hart ist die Form, starr und hart das Empfinden. Aber das Großzügige, das Gewaltige gerät ihm dafür sehr wohl. Da ist vor allem seiner „Hymnen" zu gedenken, die ganz herrliche Sachen enthalten. Sie sind nicht Hymnen im Sinne der Alten, die Pichler allerdings in einer Weise vertraut sind, die unter den Lebenden immer seltener wird. Die Form nähert sich allerdings der Antike; der Gedankeninhalt ist modern, von großem Reichtum und jener Tiefe, die nur die Frucht eingehender Studien und vieler wie ernsthafter Betrachtung sein kann. Leichte Kost sind sie allerdings durchaus nicht. Sehr charakteristisch für ihn sind ferner die Gedichte: „Die Wettertanne" — in der symbolisiert er sich selber, wie er sich überhaupt eins mit der Natur fühlt und weiß. „Der Wildschütz", der eben mit sicherem Schuß den Adler aus den Lüften herabgeholt hat. Nun beklagt er's, daß er ihn nicht fehlte; der freie Vogel, nach dem jeder zielen darf, ist ihm ein Symbol des eigenen Geschickes. Endlich ist noch „Das letzte Lied der Lerche" zu nennen. Das Gedicht ist Dante in Ravenna in den Mund gelegt; warum, wird freilich nicht ganz klar. Es ist nicht im Gedanken, nicht in der Sprache dantesk, wenn sich der sterbende Vogel wünscht, noch einmal die Schwingen rühren zu dürfen, und sich über die eigene Sterblichkeit mit dem Gedanken an die Unsterblichkeit des Gesanges in den schönen Worten tröstet:

Und wenn mein Lied auf der Erde schweigt, —
Sie bleibt ja nicht stumm und tot;
Denn eine andere Lerche steigt
Und jubelt im Morgenrot.

Noch zweierlei wäre über Pichlers Lyrik, mindestens über die der ersten Sammlung der „Markſteine" zu bemerken. Einmal sein Haß gegen alles Zelotentum, der doch, das ist wichtig, nirgends unchristlich wird. Er läßt beispielsweise der Sibylle klar werden, daß mit dem Erscheinen des Heilands ihre Zeit um ist. Aber alle Pfafferei, alle Verfolgung um des Glaubens willen ist ihm in der Seele zuwider. So begleitet er die Zillerthaler auf ihrem Schmerzenswege aus der Heimat, die sie lassen mußten, weil sie nicht vom Protestantismus abfallen mochten. Ein Mönch, selig, daß ihm ein solches Amt beschieden, geht neben ihnen und blickt gen Himmel. Da flammt der Abend auf, das Land umglühend, und der Dichter ruft aus:

Ja, blickt empor! die Berge werden ragen,
Sind auch der Kirche Säulen längst zerschlagen;
Ja, blickt empor! die Blumen werden sprossen,
Wenn längst der Meßgewänder Pracht geschossen;
Ja, blickt empor! die Sonne löscht nicht aus,
Wenn auch das Licht verglimmt im Gotteshaus!

Während aber die Landflüchtigen zum einen Thore hinaus ins Elend wandern, klopft ans andere — der Jesuit. Sodann wäre auch seiner starken und echten nationalen Gesinnung zu gedenken. Er jauchzt mit über die Siege von 1870; jubelt, daß Gott dem Franzosenkaiser mit Staub die Zähne gefüllt; trauert, daß die Fahne Hofers nicht mit vor Paris weht; verfolgt alle Abschnitte des furchtbaren Ringkampfes mit fast leidenschaftlicher Teilnahme. Dieses Empfinden hat er sich ins Alter herübergerettet, es ist in den „Neuen Markſteinen" um nichts schwächer geworden.

So ist denn Pichlers lyrischer Besitzstand ansehnlich, reich und, da auch noch echte und wahre Sprüche der Weisheit dazuzuzählen wären, auch mannigfach genug. Aber merkwürdig — eines fehlt: die Liebesdichtung, die doch am unmittelbarsten vom Herzen kommen und zum Herzen gehen soll. Ich wüßte kein einziges Liebeslied, mehr: überhaupt nichts Liebmäßiges bei ihm zu nennen. Auch der

Digitized by Google

Schwank „Käthchen" ist's nicht. Das ist mit ein Beweis dafür, wie starr, wie wenig flüssig und beweglich seine Natur ist; nicht die Leidenschaftlichkeit, aber die große, flammende Leidenschaft ist ihm versagt. Das gilt auch für seine Epik. Er ist erregbar; er kann darum auch andere erregen. Sich selber aber, das eigene Gleichgewicht verliert er darum doch niemals und unter gar keinen Umständen. Er steht über den Dingen: ist objektiv durchaus als Erzähler, wiewohl er fast überall sich selber einführt.

An Gelegenheit nun zu Bekanntschaften, von denen sich etwas berichten läßt, fehlt es ihm nicht. Der Geologe, der einsam oder höchstens mit dem Steinträger mit Hammer, Bergstock und Büchse das Gebirge durchstreift, steht in einem ähnlichen Verhältnisse wie etwa der gerechte Weidmann zum Volke. Er kommt häufig in Berührung damit; er lernt seine Bedürfnisse kennen mit der Art, in der es behandelt sein will, wenn es zum gelehrten Herrn Vertrauen gewinnen soll. Der Handel um Versteinerungen schafft mannigfache Beziehungen; die Frage nach Fundorten giebt neue und fruchtbare Verhandlungspunkte. Dazu weiß der Professor manchen seiner Schüler im Lande; man trifft sich; der weiland Student, der nun auf der väterlichen Hufe wirtschaftet, ist froh, begegnet ihm wieder einmal ein Mann von jener ganzen Bildung, die er einmal anstrebte, ohne sie doch, wie es in Tirol sehr häufig ist, aus diesen oder jenen Gründen erreichen zu können. Ist es gar sein Lehrer, dann öffnet er ihm doppelt gern das Herz. So ergiebt sich die ungezwungenste und glaubhafteste Einleitung; in behaglichem Plaudertone oder in erregter Stimmung, wie sie die Erinnerung an Leiden und Kämpfe gebiert, wird erzählt, und dem Dichter fällt einfach die Rolle des Hörenden und danach des getreuen Nachfühlens zu. Unmittelbarkeit und Lebendigkeit erstehen so von selbst, sie gewinnen von vornherein die Teilnahme des Lesenden, die dann leicht festzuhalten ist. Das ist echt realistisch; ich möchte überhaupt das Kennzeichen des Realismus gegenüber der Romantik, die — nicht etwa der Idealismus! — seinen Gegensatz und sein Widerspiel bildet, darin suchen, daß er das Interesse statt auf die Sachen und auf die Vorgänge, in erster Reihe auf die Personen vereinigt, aus deren Art und Anlage allein sich im realistischen Kunstwerk die Geschehnisse ergeben dürfen.

Es versteht sich bei solcher Entstehung und Ausgestaltung der Pichlerschen Erzählungen natürlich von selbst, daß ihren Inhalt häufig die Erinnerung an jene große Heldenzeit ausmacht, die Tirol 1809 gegen Napoleon durchgelebt. Ihr Andenken kann nicht sterben; es haftet an gewissen Örtlichkeiten, die jeder im Lande kennt, an gewissen Personen, die vielen noch Erscheinung und Gesinnung noch gegenwärtig sind. Man weiß noch vom rotbärtigen Kapuziner Joachim Haspinger und seinem Flammenwort, das noch 1859 vernommen wurde; als Muster persönlicher Tapferkeit gilt immer noch Reinisch, der Sensenschmied von Volders nächst Hall, der in der blutigen Schlacht von Spinges Wunder des rücksichtslosesten Mutes that. So wird denn bei Pichler fast überall jener heroischen Kämpfe gedacht; mehr als einmal geben sie den ganzen Inhalt. Am merkwürdigsten in dieser Beziehung ist „Der Totentanz."

Die Scene ist im Wirtshause von Sinchen, an einem Sonntagsabend. Die Serlos schimmert im letzten Rot, das Ave-Glöckchen ist verklungen, Bursche und Mädchen unterhalten sich. Zu ihnen tritt der Mesner mit einem Genossen; sie spielten vor dreiundsechzig Jahren, der eine die Geige, sein Kamerad die Flöte zum „Totentanz" auf. Der Mesner aber erzählt, wie im „Larchel", dem Lärchenwäldchen, die Vorhut der Franzosen „blau wie Flachs" gestanden sei. Zwei Bataillone bestrichen die Ebene zwischen dem Orte und Greutach, wo Purtscheller mit den Schützen aus dem Stubai lag. Aber an einen Angriff war nicht zu denken; nirgends war Deckung für die Landesverteidiger, und so müssen die Sinchener knirschend den Hohn der Feinde dulden. Da hecken die Mädchen einen Plan aus — alle, bis auf eine, die Schwester des Mesners, die einen französischen Korporal liebt. Ein Tanz im Freien wird veranstaltet, die Mädchen kommen im besten Schmuck. Die Franzosen drängen sich herzu, ungeladene Gäste, die dann auch erdulden müssen, was über sie ergeht. Die Lust beginnt, wird toller und toller. Schon werden die Franzosen dreist und übermütig gegen die Dirnen; im wogenden Korn versteckt aber schleichen die Rächer nah und näher und tausend Laute und Zeichen verraten dem Mesner ihr Vorrücken. Es wird Nacht; da knackt's — jetzt spannen sie den Hahn. Ein Blitzen durch das Dunkel; die Franzosen fallen, die Mädchen stieben auseinander. Nur des Mesners Schwester wirft sich mit einem Schrei, so schrill und gell, wie ihn keine Geigensaite vermag, über die Leiche des toten Geliebten. Sie wird irrsinnig und vergeht in ihrem Leide. Als aber am nächsten Morgen der Mesner zum Tedeum aufspielen soll, da weigert sich die Geige: ein schrecklicher Wimmerlaut entringt sich ihr, daß sie ihr Herr fortschleudert ins wilde Wasser für immer.

Eine eigene unentrinnbare Stimmung liegt über dieser Geschichte. Der Gegensatz zwischen hellem Jubel und der heranduukelnden Todesnot, an und für sich höchst wirksam, ist mit

Digitized by Google

seltener, aller ihrer Mittel bewußter und sicherer Kunst herausgearbeitet. Dabei bleibt der Vortrag durchaus schlicht, in jeder Beziehung, auch in Hinsicht auf die durchwegs dem volksmäßigen Leben und bäuerlichen Vorstellungen entnommenen Bilder und Vergleiche wird der Gedankenkreis dessen eingehalten, der das Wort hat. Was Pichler sonst noch hat, steht unter ihr, nicht der „Jaggler-Franz" trotz des herrlichen Lobliedes auf das Unterland, das reiche und lebsfrohe Unter-Innthal, das seinen Eingang bildet, hält in seiner philosophischen Beredsamkeit einen Vergleich damit aus, nicht „St. Aloisi", der eine dürftige Handlung ohne genügende Vertiefung vorträgt. Nur noch zweien seiner epischen Gedichte, jedes eine Stufe für sich und etwas ganz Neues, gebührt ein höherer Rang: dem „Hexenmeister" und endlich dem „Fra Serafico", seinem reifsten Werke. Wenn der „Hexenmeister" eigentlich schrill abgerissen wird, so tönt „Fra Serafico" voll und wohllautend aus, ein hohes Lied der Selbstentsagung in einer Zeit des Eigennutzes.

Fra Serafico ist ein Mönch. In einem einsamen Weiler der Apenninen thut er Wunder der Menschenliebe, nachdem ihn das Leben um alles Glück gebracht hat. Er war ein Mensch gewesen, der vordem nur der Wissenschaft und danach seiner Liebe gelebt. Aber eben die Geliebte weist ihm höhere Ziele: die Pflichten gegen das Vaterland, gegen Italien, um dessen Einigung gerade wieder gestritten wird. Er geht mit und kämpft tapfer; viel wird gewonnen, aber, heimgekehrt, findet er die Braut tot. Eine kurze Zeit des Verzagens; am Meeresstrande brütet er über seinem Leide. Da wird ihm Licht und Richte fürs Leben. Er sieht, wie ein armer Fischer sich einer Witwe und ihrer Kinder annimmt, die durch die Österreicher um ihren Ernährer gekommen sind, und begreift die Nutzlosigkeit verzweifelnder Selbstschau. Im Wirken für andere, im Bauen an der Zukunft allein liegt das Heil. So nimmt er die Priesterweihe; den Bedürftigen weiht er seine volle Kraft, kein Büßer noch Säulenheiliger, ein echter Diener des Herrn bis zum Tode. Er findet Nachfolge; Romeo, ein edler Jüngling, den eine argesinnte Frau betrogen, wird sein Schüler. Bei ihm lernt er sich selbst bezwingen; dann ist es ihm leicht, einen Banditen durch die Macht seiner duldenden Liebe zu bändigen. So wird denn Seraficos Wert nicht untergehen; die Einsiedelei, die ihn beherbergt, verödet nicht, sowie sich seine Augen geschlossen. Das Gute ist mächtig und lebt fort; jedes hohe Beispiel bleibt für die Zeit und die Menschheit unverloren.

Eine durchaus einfache Handlung also, die im zweiten Teile, in Romeos Geschichte, durch den Parallelismus leidet. Der erste Gesang aber ist herrlich; voll Wahrheit und Tiefe, voll seiner Bilder aus der Natur, schön im Aufbau wie in der Sprache. Kaum je hat der Katholicismus eine schönere und beredtere Huldigung erfahren als hier. Überhaupt, während sich die „Marksteine" der Kirche fast feindselig gegenüberstellen, sind die „Neuen Marksteine" fromm im besten Sinne des Wortes. Man hat das vielseitig missdeutet; heftige Angriffe sind darum gegen ihn gerichtet worden. Denn vielleicht nirgends in aller Welt wütet der Kampf der Parteien so heftig wie in Tirol, wo Gegensätze politischer Natur von unversöhnlicher Art miteinander ringen, während die Enge des Wahlplatzes persönliche Berührung fast unvermeidlich macht. Es giebt keine Neutralität und keine Schonung.

Pichler selber mögen diese Anfeindungen wenig berühren. Er ist wehrhafter Art und weiß sich über Unverstand der Menschen lächelnd zu trösten. Zeugnis dafür sein köstliches „Des Eiels Kinder", wo der Esel anfangs der Erhalter einer ganzen Familie ist und sich dabei doch leidlich wohl findet. Die Begehrlichkeit wächst; immer größere Lasten werden dem armen Grautier aufgebürdet, bis es darunter erliegt und am Ende noch seine Haut zu Schuhen für seine harten Herren hergeben muß. Zeugnis dafür auch neuerdings sein Ecke: der Riese, der aus dem Amelungenkreise der Sage und durch seinen Kampf mit Dietrich von Bern bekannt genug ist, gebärdet sich in unseren civilisierten Zeiten gar unwirsch und abfonderlich. Ich verstand den „Faschings-Schwank" wohl nicht, aber vieler und großer Schönheiten, manches treffenden Hiebes auf Unfug und Thorheit mag sich wohl jeder erfreuen, der ihn liest. Er teile nun Pichlers Standpunkt oder nicht. Etwas Schrullenhaftes, wie beispielsweise seine unverhohlene, in Wort und That erwiesene Abneigung gegen den Fremdenzuzug nach Tirol, wird man ihm und seinen Jahren wohl zu gute halten dürfen. Er ist eben ein echter Tiroler, also mißtrauisch; ein wirklicher Naturfreund, also denen feindselig, die herdenweise und lautredend die Thäler durchschweifen und Unruhe wie städtischen Lärm in Gegenden bringen, denen nur staunendes Schweigen ernsthaft Genießender wohl ansteht. Der Mensch bescheide sich zu schweigen, wo Gott im Brausen der Wasser, im Krachen der Gletscherschründe, im heiseren Schrei des Adlers vernehmlich und erschütternd seine eigenste Stimme in der Natur erhebt.

An Anerkennung hat es Pichler nie gefehlt. Ferdinand Kürnberger, unvergessen und unvergesslich allen, denen es ernst um die Sache einer guten, strengen und unbefangenen litterarischen Kritik ist, hat seine Stimme wieder-

Digitized by Google

holt und mit allem Nachdrucke für ihn erhoben. Mit vollem Rechte: er ist eine eigene Erscheinung, kein Herdenmensch, und will, ja mehr: muß für sich betrachtet und mit eigenem Maße gemessen werden. Er ist ungleich, daß man oft staunen möchte. Aber gesund und ehrlich ist er immer. Er hat sich zu reiner und schöner Menschlichkeit durchgerungen und sie oft, zuletzt und am besten im „Serafico", aufs herzlichste verkündigt. Das ist fast ein Wunder, kennt man seine Geschichte: seine harte Jugend voll Not und Sorge und zerrütteter Umgebung. Manch einen hätte das zum Schwarzseher gemacht. Über ihn vermochte es nichts. Mit zwei Idealen trat er ins Leben; mag er der Freiheit oder richtiger dem, was sich in Tirol dafür ausgab, abgefallen sein, was ihm kein Kenner der Verhältnisse sehr verübeln kann — dem anderen, dem Deutschtum, blieb er allzeit und bis nun getreu. Genug in unseren Tagen. Er hat sich einer Wettertanne gleichgestellt, das stimmt. Die wächst gar langsam — aber sie ist Kernholz und sie dauert. J. J. David.

Litterarische Notizen.

Seit Karl Gustav Andresen vor vierzehn Jahren sein prächtiges Buch **Über deutsche Volksetymologie** zum erstenmal ausgehen ließ — neuerdings ist davon die fünfte, verbesserte und stark vermehrte Auflage erschienen (Heilbronn, Gebr. Henninger) —, hat im Zusammenhange mit den Bestrebungen der Sprachreiniger „die Empfänglichkeit für naive und unbefangene Äußerungen des stets geschäftigen Volksgeistes" in weitesten Kreisen erfreulich zugenommen und dementsprechend auch der populär gehaltene litterarische Anbau des ganzen Gebietes, von dem die Volksetymologie nur eine Provinz, freilich eine ausgedehnte und wichtige ist. — **Wie denkt das Volk über die Sprache?** nennt Friedr. Volle eine Reihe gemeinverständlicher Beiträge zur Völkerpsychologie (Leipzig, B. G. Teubner), in denen er auf einer reizvollen Wanderung durch allerhand Volksvorstellungen und Volkshumore die Beweise zu erbringen sucht, daß dem Volke Name und Gegenstand innerlich verbunden erscheinen, daß ihm alles, was ist, auch notwendig einen Namen tragen muß, daß endlich Benennung eines Dinges auch Herrschaft des Benennenden über das Ding bedeutet. — Die unlitterarischen Vagabunden, die **Parias unserer Sprache**, hat Franz Söhns in einem allerliebsten Büchlein (Heilbronn, Gebr. Henninger) nach Paß und Herkunft befragt, nicht mit der grämlich pedantischen Miene eines gestrengen Thorschreibers, sondern mit dem behaglichen Wohlwollen eines Mannes, der an den wunderlichsten Kostgängern unseres Herrgotts gerade das größte Gefallen hat. Da stellt sich denn heraus, daß mancher von ihnen guter, ob auch fremder Leute Kind, wohl gar der Sproß einer ehrwürdigen Ahnenreihe ist. Der eine und andere giebt freilich auch einmal einen falschen Namen an: so hat das niederdeutsche abmarachen wohl kaum mit Morast zu schaffen, sondern geht auf den Marracker, den Pferdeschinder zurück, und die Krabauten sind wahrscheinlich zuerst unschuldige Krabben gewesen, ehe die Volkslaune sie durch eine sprachmengerische Weiterbildung mit der kaiserlichen Soldateska zusammenwarf. — Familienweise und alphabetisch ordnet Georg Wagner in seinen **Streifzügen in das Gebiet der deutschen Sprache** (Hamburg, O. Meißner) einen massenhaften etymologischen Stoff, in dem neben dem rein deutschen Bestande auch das moderne Fremdwort ausgiebig, fast zu ausgiebig berücksichtigt ist: der Buchstabe J des Registers enthält dreiundvierzig Fremdwörter gegenüber sechs deutschen! — **Deutsche Vornamen** mit den von ihnen abstammenden Geschlechtsnamen hat Reinold Kapff mit ebenso großem Sammelfleiß wie kritischem Blick zusammengestellt und erläutert (Nürtingen a. N., Selbstverlag). Überraschend wirkt die Fülle und Schönheit der altgermanischen Namensformen, nicht minder aber die Mannigfaltigkeit ihrer seitherigen Ableitungen: jene spiegeln die enge, aber tiefe Lebensanschauung unserer Vorfahren, diese den deutschen Individualismus bis in die orthographische Zersplitterung hinein.

Sprichwörter und Sinnsprüche der Deutschen giebt Oskar Büchler in neuer Auswahl (Gütersloh, C. Bertelsmann). Alles Anstößige, das andere Sammlungen wohl gar bevorzugen, ist ausgeschlossen, damit freilich auch manche derb-ehrliche Wahrheit; andererseits sind Gemeinplätze und Wendungen aufgenommen, die eigentlich nicht mehr unter die Begriffe Sprichwort und Sinnspruch fallen, wie „Ich bin ein Gast auf Erden" oder „Je niedriger, je sicherer". Auch den Erläuterungen unterm Text wird man nicht immer zustimmen können; die in Sprichwortsammlungen hergebrachte alphabetische Anordnung erleichtert gewiß das Wiederauffinden (wenn man sich

Digitized by Google

das Stichwort gemerkt hat!), doch hätte man gern auch einmal das Gleichartige beisammen, das jetzt schon durch die Mannigfaltigkeit der bildlichen Einkleidung auseinandergerissen ist. — Sachlich geordnet erscheint ein großer Teil des deutschen Sprichwörterschatzes in Albert Wittstocks Buch: **Die Erziehung im Sprichwort** oder die deutsche Volkspädagogik (Leipzig, C. G. Naumann). Daß man viel wohlfeile Weisheit, manche Wiederholung und allerhand Widersprüche in den Kauf nehmen muß, liegt in der Natur der Sache und beeinträchtigt den Wert der geschickten Arbeit nicht, die zumal in den Zusammenfassungen und Überleitungen den geschickten Pädagogen verrät. — Gar keine erzieherischen Absichten hat das Büchlein **Art und Unart in deutschen Bergen**, Volkshumor in Reimen und Inschriften gesammelt von Rob. Falck (Berlin, H. J. Meidinger); es will das Seelenleben des Volks, wie es sich zumal in den dichterischen Ergüssen des Augenblicks, in Schnaderhüpfeln und Lotterliedern ausspricht, in aller ungeschminkten Frische und grobkörnigen Kraft darstellen und thut dies einerseits mit dem Maß, das man von Schwarz auf Weiß verlangen muß, andererseits mit der überzeugenden Echtheit und Unmittelbarkeit, die uns während der ganzen Lektüre die blitzenden Augen und lachenden Zähne Defreggerscher Naturkinder gegenwärtig hält. — Noch sei die lustige Schrift **Das Trinken** von Herm. Schrader erwähnt (Berlin, H. Lästenöder), in der außer allerhand Altem und Neuem vom Trunk im allgemeinen und vom deutschen Trunk im besonderen nicht weniger als fünfhundert und einige Metaphern und Redensarten, die unsere Sprache für das germanische Nationallaster in allen seinen Formen und Stadien besitzt, nebst den nötigen Erklärungen zusammengestellt sind, ein Handbuch der Methyologie, daran der alte Lichtenberg, der Begründer dieser kuriosen Wissenschaft, seine staunende Freude haben würde.

Aus dem Sprach- ins Sachgebiet treten wir mit Alb. Freybes **Zügen deutscher Sitte und Gesinnung**, von denen das zweite Heft „Das Leben im Recht" in zweiter erweiterter Auflage vorliegt (Gütersloh, C. Bertelsmann). Nach guten Quellen sind hier die Grundlagen altdeutschen Rechts, seine schriftlichen Ausgestaltungen bei den verschiedenen Stämmen, die Rechtsbräuche und -normen in übersichtlicher und zugleich fesselnder Form dargestellt. Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser ein überzeugter Kämpfer für das deutsche „Volksrecht" gegen das römische „Juristenrecht" ist; ausdrückliche Hervorhebung aber verdient, daß ihm Religion und Recht im deutschen Volksbewußtsein als untrennbar gelten und diese Anschauung das ganze Buch durchdringt und beherrscht. — Nachklänge alt-germanischen Götterglaubens im Leben und in Dichten des deutschen Volkes hat Ferd. Hoffmann gesammelt (Hannover, Hahnsche Buchhandlung), zur nächsten Orientierung auf dem weitschichtigen Gebiete allenfalls ausreichend, doch nicht tiefgehend, geschweige denn erschöpfend. Von einigen allerdings sehr interessanten Zügen eigener Beobachtung und lokaler Tradition abgesehen bietet der Verfasser nur die bekanntesten Dinge, jedoch immerhin in geschmackvoller Fassung. — Eine respektable Leistung, zumal für einen „ruhelosen Landarzt", ist die ethnologisch-zoologische Studie **Tierorakel und Orakeltiere** in alter und neuerer Zeit von Ludw. Hopf (Stuttgart, W. Kohlhammer). Das hochinteressante Buch zerfällt in drei Abschnitte, eine geographisch gegliederte Geschichte der Tierorakel, ein systematisches Verzeichnis der weissagenden Tiere — dieser Abschnitt bringt dank der gründlichen Naturkenntnis des Verfassers auch auf dem vielbehandelten Gebiete der antiken Auspicien manches Neue und Überzeugende — und eine allgemeine Zusammenfassung und psychologische Erklärung der ganzen zumal in ihrer Verbreitung über alle Zeiten und Völker wunderbaren Ursitte, die gerade auf germanischem Boden noch eine Fülle abergläubischer Einzelheiten hinterlassen hat.

In eine seltsam unheimliche Welt führen uns die von M. Lehmann-Filhés aus Jon Arnasons Sammlung ausgewählten und übersetzten **Isländischen Volkssagen** (Berlin, Mayer u. Müller). Tragen die Elbenmärchen noch zumeist einen wehmütig-lieblichen Charakter, wie er uns auch aus mancher deutschen Zwergensage anspricht, so geraten wir mit den Trollen und Riesen, vollends aber mit den Wiedergängern, Sendlingen und Folgegeistern auf den Boden von Volksvorstellungen, denen wir kaum etwas Ähnliches zur Seite zu stellen haben: damit sie sich bilden konnten, dazu gehörten die weiten Fels- und Heideöden, die sturmgepeitschte Klippenküste, dazu Nebel und Eis, dazu die ganze jahrhundertelange Weltverlorenheit der ultima Thule. Nichts Grauenhafteres als dies Durcheinander von Mensch und Spuk, das als etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches erscheint: Tote, die sich verheiraten und Kinder zeugen, zaubernde Pfarrer und bedeute Pfarrersfrauen, Wirbelknochen, die sich zu mörderischen Unholden beleben lassen — kurz, ein wahres Pandämonium thut sich auf. Mythische Züge finden sich seltener, als man erwarten sollte. Litteraturfreunde seien auf die Sage „Der Küster von Myrkau" aufmerksam gemacht, welche den Lenorenstoff bis auf die Verse „Mond der gleitet, Tod der reitet" in eigenartiger Einkleidung wiederbringt.

Von der Sage zur Geschichte mag die viel-

Digitized by Google

umfochtene Varusschlacht die Brücke bilden. Der unermüdliche Vorkämpfer für ihre Lokalisierung im Teutoburger Walde, C. Aug. B. Schierenberg, hat neuerdings in einer mythologisch-historisch-philologischen Phantasie **Der Ariadnefaden für das Labyrinth der Edda** oder die Edda, eine Tochter des Teutoburger Waldes (Frankfurt a. M., Reiz u. Köhler Kommiss.) die ganze sogenannte nordische Mythologie an die Schlacht und — die Externsteine geknüpft. Auf diesen schwindelnden Bahnen ihm zu folgen, fühle ich keinen Beruf. Das aber soll nicht vergessen werden, daß Schierenberg vor Ranke bereits die Verwerfung des Dio Cassius als Hauptquelle für die Vorgänge im Teutoburger Walde und die Bevorzugung des Florus empfohlen und vertreten hat. Nach Ranke ist dann vor kurzem in seinem Sinne die Varusschlacht von A. Köcher im neuesten Bande des **Historischen Taschenbuches** (herausgegeben von Maurenbrecher. VI, 9. Leipzig, F. A. Brockhaus) eingehend behandelt, und die Darlegung, wonach der römische Statthalter während eines von ihm abgehaltenen Gaugerichts im Lager überfallen wurde, hat in der That gegenüber dem romantischen Schlachtgemälde des späten Griechen sehr viel Wahrscheinlichkeit. Von dem sonstigen reichen Inhalte des Taschenbuches sei der Aufsatz von K. Hübler „Eine deutsche Kolonie in Venezuela“ und die Fortsetzung von W. Maurenbrechers Geschichte des Tridenter Konzils besonders hervorgehoben.

Der Varusschlacht scheint die Germanikusschlacht auf dem Idistaviso als Lieblingsgegenstand der Lokalforschung an die Seite treten zu wollen. Nachdem erst unlängst P. Bähr über die Lage dieses Feldes eine neue Hypothese aufgestellt hat, tritt W. Fricke in seinen **Geschichtlich-kritischen Feldzügen durch das nordöstliche Westfalen** (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag) für das Ilsefeld zwischen Petershagen und Lockum ein, wo er auch das Waldheiligtum der Sachsen Markle in dem Dorfe Marsloh wiedergefunden zu haben glaubt. Von Wert sind die in demselben Hefte mitgeteilten Grundrisse der bedeutendsten sogenannten Bauernburgen, Babitonie, Tönsburg u. s. w. — Von demselben Verfasser liegt ein umfangreicheres Buch, **Das mittelalterliche Westfalen** (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag), vor, das als Materialsammlung immerhin schätzbar, doch gar zu buntscheckig und ungleich in Inhalt und Form ist, als daß es außerhalb der Provinz auf ein weiteres Publikum rechnen könnte. — Noch nenne ich als wissenschaftlich respektable Arbeiten auf verwandtem Gebiete O. Brackes **Zusammenstellung einiger Notizen betreffend die (friesischen) Warfen und ihre alten heidnischen Besitzer** (Emden und Borkum, W. Haynel) und C. L. Niemanns Buch **Das oldenburgische Münsterland in seiner geschichtlichen Entwickelung**, von welchem bis jetzt der erste Band, bis 1520 reichend, erschienen ist (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung).

Eine ausführliche Darstellung der altgermanischen Zustände und Geschichten bis zur Völkerwanderung in volkstümlicher Form versucht Gotthold Klee im ersten Bande seiner **Bilder aus der älteren deutschen Geschichte** (Gütersloh, C. Bertelsmann). Das Buch ist eine ehrliche und gründliche Arbeit, schöpft aus den Quellen selbst und ist dabei schlicht, lebendig und verständlich geschrieben. Es verdient deshalb namentlich auch der gereiften Jugend empfohlen zu werden. — Als ein Ausschnitt aus einem umfassenderen Werke erscheint mir das Kulturbild L. O. Bröckers **Deutschland vor tausend Jahren** (Braunschweig, Bruhns Verlag [Appelhans u. Pfenningstorff]). Auf dem knappen Raum von achtzig Seiten giebt der Verfasser einen Überblick über die Kulturzustände des deutschen Nationalstaates in den ersten vierzig Jahren seines Bestehens (843 bis 882). Die Darstellung ist populär gehalten, über ihre wissenschaftliche Grundlage geben die Anmerkungen Rechenschaft.

* * *

Eduard Dullers Geschichte des deutschen Volkes, bearbeitet und fortgesetzt von William Pierson. Siebente Auflage. Zwei Bände. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Als Eduard Dullers Geschichte des deutschen Volkes zuerst erschien, gehörte der Verfasser zu den bekannten und gefeierten Führern der vormärzlichen Bewegung und das Buch machte sofort durch die frische und lebendige Darstellung bei den Anhängern der freien Bewegung auf religiösem und politischem Gebiete den günstigsten Eindruck. Was damals als Ideal im Geiste geschaut wurde, ist inzwischen, wenn auch auf anderem Wege, Wirklichkeit geworden, und obgleich die Dichtungen und sonstigen Schriften Dullers vergessen wurden, seine Geschichte des deutschen Volkes ist dank der sorgfältigen und maßvollen Bearbeitung und Ergänzung durch William Pierson dem deutschen Volke erhalten geblieben. Sie liegt nun bereits in siebenter Auflage vor. Daß dieser schön ausgestatteten Ausgabe das Porträt des Kaisers Wilhelm I. beigegeben werden konnte, charakterisiert recht eigentlich den Wandel der Zeit, denn in dieser Persönlichkeit verwirklichten sich jene Hoffnungen, als deren Ausdruck vor nahezu fünfzig Jahren u. a. auch dies Werk zuerst in die Öffentlichkeit getreten war.

Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Von Berthold Volz. Erste Ab-

Digitized by Google

teilung. (Leipzig, Otto Spamer.) — Obgleich an ähnlichen und oft trefflichen Werken kein Mangel herrscht, so kann die vorliegende Arbeit doch nicht eine überflüssige genannt werden; nach dem ersten Abschnitt zu urteilen, welcher Deutschlands Zustände im Anfang des Jahrhunderts behandelt sowie Preußens Niederlage bei Jena, wird das Buch auf den Beifall aller Gebildeten rechnen können. Rühmenswert ist des Verfassers Objektivität, die bekanntlich bei Betrachtung neuerer Zeitverhältnisse sehr schwer zu wahren ist; guten und besten Quellen folgend, sagt der Verfasser die Wahrheit, ohne Rücksicht auf die Gegenwart.

Geschichte der Stadt Berlin. Von Oskar Schwebel. Erste bis vierte Lieferung. (Berlin, Brachvogel u. Ranft.) — Der Verfasser, der als Schilderer märkischer Vorzeit sich eines weitverbreiteten Namens erfreut, bietet mit vorliegendem Werke ein Buch, das schon um seines Gegenstandes willen auf Verbreitung rechnen kann, die auch verdient und um so mehr verdient ist, als Schwebel uns nicht mit trockenen Geschichtsdaten abspeist, sondern sich immer bemüht, als echter kulturhistorischer Erzähler seinen Leser sehen zu lassen: farbenvolle Bilder vorzuführen, gewonnen auf Grund umfassender Studien. Die Darstellung in den vorliegenden Heften reicht bis zum Jahre 1442. Wird das Folgende ebenso wie das Vorliegende, so dürfte Schwebels Geschichte Berlins ohne Zweifel den ersten Rang unter jenen Büchern einnehmen, welche die Reichshauptstadt behandeln. Hervorgehoben zu werden verdient, daß der Verfasser vergangene Kulturzustände und Rechtsanschauungen nicht mit der Brille unserer Zeit betrachtet, sondern die Menschen aus ihrer Zeit heraus erklärt und oft entschuldigt; seinen Ansichten über manchen märkischen adeligen Strauchräuber jener guten alten Zeit wird jeder Verständige beipflichten müssen.

* * *

Romanische Liebe und persönliche Schönheit. Von H. T. Finck. Deutsch von Udo Brachvogel. Erster Band. (Breslau, S. Schottlaender.) — Das durchaus auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende fesselnde Buch ist in jenem humoristisch gehaltenen Tone geschrieben, wie er bekannten amerikanischen Novellisten zu eigen ist. Die Grundidee des Werkes ist der Nachweis, daß auch die Liebe eine jahrtausendlange, vorwärts schreitende Entwickelung durchgemacht hat. Klar und geistvoll beweist der Verfasser dies in seiner „Geschichte der Liebe", wie anders z. B. in diesem Punkte der Hebräer, Hellene oder Römer als der moderne Mensch empfand. Neben wissenschaftlich sehr wertvollen Ausführungen, welche von einer wirklichen Beherrschung des Stoffes und Benutzung vorhandenen Materials zeugen, findet sich sehr vieles in dem umfangreichen Bande, das sicherlich jedem Vergnügen bereiten wird. Die Kapitel „Der Kuß", „Wie man Liebe gewinnt", „Wie man Liebe heilt" und anderes enthalten so viel Lustiges und Wahres, daß man sie gern öfter liest; selbst Frauen werden dem Verfasser kaum grollen, sondern ihm danken, sollte demnächst das amerikanische Wort flirtation in seinem edlen, gleichsam ideal-darwinistisch angehauchten Sinne auch in Deutschland Bürgerrecht erlangen. — Noch interessanter gestaltet sich der Inhalt des ein wenig später erschienenen Schlußbandes (Band zwei) — gleichsam ein Schönheitslexikon mit zahlreichen nutzbaren Winken für das weibliche Geschlecht, während Kapitel wie „Entwickelung des Geschmackes", „Schopenhauers Liebestheorie" wieder das gründliche Wissen des Verfassers und seinen schalkhaft gesunden Humor bezeugen. Sehr beherzigenswert ist, was unser Amerikaner über die französische Liebe denkt. Folgende Worte eines unparteiischen Fremden, wie er, sollte jeder Deutsche doppelt und dreifach beherzigen: „Der Pariser ist das größte Provinztier der Welt. In jeder anderen Metropole — sei es London, New-York, Wien oder Berlin — wissen die Leute, was immer in Litteratur, Kunst und Leben gut ist, und sie wissen es auch zu genießen, sei es nun englisch, deutsch, amerikanisch oder italienisch. Aber der Pariser versteht nur das, was kleinlich und ausschließlich parisierisch ist!" — Und trotz dieser Wahrheiten? Giebt Paris den Ton für jede Modenarrheit an!

* * *

Der Führer durch die Oper des Theaters der Gegenwart, Text, Musik und Scene erläuternd. Von Otto Neitzel. I. Band: Deutsche Opern. Erste Abteilung. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Der sehr umfangreiche Titel dieses recht zeitgemäßen Opernführers sagt im Grunde genommen schon alles, was das Werk verspricht will und auch im reichsten Maße hält. Dieser erste Band enthält ausführliche Analysen, mit vielfachen Notenproben im Texte, von Gluck drei Hauptopern, von den fünf wichtigsten Mozarts und von Beethovens „Fidelio". Die Anführung von Notenbeispielen muß ein glücklicher Gedanke genannt werden. Im übrigen verfährt der Verfasser durchaus objektiv, nennt alles Veraltete, Zopfstilmäßige beim rechten Namen und weiß uns dabei auf viele Einzelschönheiten, mögen sie Instrumentation oder dramatischen Ausdruck betreffen, aufmerksam zu machen, die manchem noch so gut mit seinen

Digitized by Google

Meistern vertrauten Musikfreunde entgangen sind. Es ist keine der üblichen Redensarten, wenn behauptet wird, daß dieses Buch in unserer instruktiven Musiklitteratur in der That eine Lücke ausfüllt. Möge das Unternehmen zu raschem Abschlusse gelangen: an der werkthätigen Teilnahme aller echten Opernfreunde kann es nicht fehlen, die sicherlich gespannt sein werden, wie der Musiker Reitzel — gegenüber dem Dramatiker Bulthaupt mit seiner klassischen Dramaturgie der Oper — dem Reformwerke Wagners und dessen Vorgängern, Weber wie auch Schumann, gerecht werden wird.

* *
*

Naturalismus, Nihilismus, Idealismus in der russischen Dichtung. Litterarhistorische und kritische Streifzüge von Erwin Bauer. Mit neun Porträts. (Berlin, H. Lüstenöder.) — Der Verfasser ist Sachkenner auf diesem Gebiete, er kennt die russische Litteratur und die politischen Zustände Rußlands nicht bloß aus Übersetzungen und tendenziös gefärbten Zeitungsberichten; so ist denn sein Buch ein wirklicher Führer geworden. In den Kapiteln „Die natürliche Schule" und „Die Litteratur der Anklage", „Feodor Dostojewski" und „Die jungrussischen Naturalisten" weist der Verfasser nach, wie ungesund und inhaltlich nichtig, in jeder Beziehung gefährlich diese ganze Richtung ist, die, wenn überall nachgeahmt, überhaupt zum Bankerott der Kunst führt. Sehr liebevoll wird im „Demokraten von Jasjnaja Poljäna" der große Dichter von „Krieg und Frieden", der russischen Iliade in Prosa, behandelt. Besonders dankenswert ist, daß Bauer auf drei russische Poeten aufmerksam macht, welche ebensoviel Beachtung verdienen als manche andere russische Größe, die ihren Ruhm bei uns nur dem Umstande verdankt, daß ihre Werke umsonst nachgedruckt werden dürfen; namentlich der „andere" große Tolstoi verdient diese Auszeichnung, dessen Tragödien ja augenblicklich selbst in höchsten russischen Kreisen bewundert werden. Und dieser, wie Feth und Maikow, Idealisten, trotz nationalen Gepräges, haben den Zusammenhang mit moderner Kultur nicht aus dem Auge verloren. „Zeitungen und Zeitschriften in Rußland" betitelt sich ein anderer Aufsatz, der ein eigentümliches Schlaglicht auf die unklaren, verworrenen Verhältnisse dieses Landes wirft, dessen große Zukunft durchaus nicht so gesichert ist, daß wie ein thönerner Koloß gar wohl über Nacht in sich zusammenstürzen kann, wenn nicht beizeiten der eherne, politisch-sociale Retter erscheint.

* *
*

Gespräche und Monologe. Sammlung vermischter Schriften von Adolf Wilbrandt. (Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.) — Unter den zwölf Aufsätzen, von denen viele sich mit ihrem Verfasser selber beschäftigen und anziehende Einblicke in den inneren Entwickelungsgang dieses norddeutschen Poeten gewähren, seien besonders hervorgehoben als empfehlenswert auch für einen größeren Leserkreis: die Studie über Hölderlin, den Dichter des Pantheismus, in welcher aufs kürzeste das Schönste und Beste über diesen Unglücklichen gesagt ist, sowie der Aufsatz: Fritz Reuters Leben und Werke; er bietet dem Freunde der Reuterschen Muse zur Stunde immer noch mehr als so manche aphoristische Beiträge über Einzelheiten im Leben unseres plattdeutschen Humoristen. Auch Platons Apologie des Sokrates in neuer Übersetzung ist der Sammlung beigegeben: man merkt es dieser Verdeutschung an, daß Wilbrandt neben der wissenschaftlichen Vorbildung das echte Verständnis für das Wesen des deutschen Sprachgeistes besitzt — ein Lob, das nur wenigen Übersetzungen erteilt werden kann. Ein Schlußaufsatz führt uns das tragische Schicksal eines Maler-Dichters vor, des seiner Zeit in gewissen Berliner Kreisen viel genannten und beklagten Johannes Kugler, eines Sohnes des großen Kunstforschers.

Aphorismen. Von M. v. Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage. Vermehrt um ein fünftes Hundert Aphorismen. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Wenn derartige Werke es zu einer dritten Auflage bringen, so muß ihnen unbestreitbar der Wert der Gediegenheit innewohnen. Und das trifft völlig zu bei diesen Weltbeobachtungen der feinsinnigen Novellistin. Daß unter den fünfhundert Aussprüchen nicht jeder ein echtes Goldkorn ist, daß mancher schon dagewesen, gereicht dem Buche nur zum Vorteil, nach Goethes Maxime: Alles Gescheite ist schon einmal gedacht worden. Jedenfalls liest man solche Werke gern öfter; und das ist das beste Lob für ihre Güte.

* *
*

Fürst Bismarcks deutsche Politik seit Begründung des neuen Reiches. Von A. v. B. (Leipzig u. Berlin, Otto Spamer.) — Die Schrift ist geschrieben zu einer Zeit, wo noch niemand daran dachte, daß auch der eiserne Kanzler bei seinen Lebzeiten schon Ersatz finden könnte. Diese Thatsache ist inzwischen eingetreten und — nun, die Darstellung von Bismarcks genialer Thätigkeit seit 1870 bis 1890 versucht ein so wahrheitsgemäßes Bild als möglich zu geben; ja, diesem Streben zuliebe ist der Verfasser vielfach etwas zeitungsmäßig nüchtern geblieben, als handelte es sich

Digitized by Google

um einen ministeriellen Etatsbericht. Trotzdem bildet das Ganze eine sehr interessante Studie und wird wertvoll für jeden Geschichtschreiber der Bismarckschen Ära sein, der freilich erst dann möglich ist, wenn das gegenwärtige neue Geschlecht gezeigt hat, wie es seine Aufgabe erfüllte — d. h. frühestens nach fünfzig Jahren!

* * *

Moltke als Denker. Goldene Worte aus sämtlichen Werken, Reden und Briefen des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke von A. Kohut. (Berlin, S. Gerstmann.) — Zum Lobe des Verfassers oder vielmehr Herausgebers dieses prächtigen Buches läßt sich nur sagen, daß er mit Verständnis und Auswahl aneinander reihte, was der genialste Stratege des neunzehnten Jahrhunderts in einem Zeitraum von sechzig Jahren in Büchern oder Reden niedergelegt hat: neben kernhaften, kurzgefaßten Sprüchen über Lebensführung auch längere Ausführungen über Kriege, Wehrpflicht und Vaterland. Abgehenden Schülern und Kadetten sollte das Werkchen als Prämie, als ein Freund und Führer recht oft mit ins Leben hinausgegeben werden.

* * *

Vom Nordpol zum Äquator. Populäre Vorträge von Dr. A. E. Brehm. Mit Illustrationen von R. Friese, Mützel, Specht u. s. w. (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.) — Von dem auf zehn Lieferungen berechneten Werke liegt das erste Heft vor mit den beiden Aufsätzen „Die Vogelberge des Nordens" und „Die Tundra und ihre Tierwelt". Die anschauliche, wahrhaft poetische und doch nie in unwissenschaftliches Geflunker ausartende Schreibweise Brehms ist zu bekannt, als daß diese Sammlung von Vorträgen noch einer besonderen Empfehlung bedürfte. Die Besitzer von Brehms „Tierleben" werden in diesem Werke eine wertvolle Ergänzung und ebenbürtige Zugabe jenes in seiner Art einzigen Buches erblicken.

* * *

Vogelbeeren. Kleine Geschichten und Plaudereien von Karl Pröll. (Berlin, H. Lüstenöder.) — Eine Reihe anmutiger Skizzen aus dem modernen Leben, in denen es nicht an vielen geistvollen Bemerkungen und poetisch verklärten Schilderungen fehlt. Was diesen bald satirisch gefärbten, bald gemütvoll elegischen Bildchen ein besonders eigenartiges Gepräge verleiht, ist jener gleichsam als Grundbaß das Ganze durchziehende Humor, der auch für das Kleinste und Mißkannte noch einen Blick der Liebe, des Mitleids hat; nur dem cynisch auftretenden Egoismus, wie in der Skizze „Ein Litteraturzöllner", tritt der Verfasser mit erbarmungsloser Schärfe entgegen.

* * *

Harmlose Geschichten. Erinnerungen eines alten Weimaraners von J. Schwabe. (Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.) — Der Erzähler, als Augenzeuge, berichtet mit Humor und Seele über eine wirklich gute alte Zeit: die Zeit Schillers und Goethes. Das Buch enthält eine Fülle schöner Anekdoten und manches Unbekannte, was wissenswert ist. Wertvoll sind die Schulerinnerungen: ob die daran geknüpften Betrachtungen über die humanistische Schulbildung den Schwerpunkt treffen, muß die allernächste Zukunft lehren.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrecht bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Einbanddecken

zu den vollendeten Bänden

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte

in dunkelgrüner englischer Leinwand mit Goldpressung
auf Rücken und Decke

sind durch alle Buchhandlungen zum Preise von — 1 Mk. 20 Pf. — zu beziehen; und zwar in zwei Ausgaben, nämlich

1) mit fortlaufender **Bandzahl.**

2) mit fortlaufender **Jahreszahl.**

Vollständiges

Inhalts-Verzeichniß

zu

Westermann's

Illustrirten Deutschen Monatsheften.

Enthaltend:

Autorenregister, Sachregister u. Illustrationsverzeichniß
des ersten bis fünfzigsten Bandes.

Format der Monatshefte. Preis geheftet 2 Mk. 40 Pf.

Digitized by Google

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mk. an werden portofrei ausgeführt innerh. Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst umgetauscht oder zurückgenommen.

Abtheilung: Cigarren.

Name	Charakter	Kiste von 25 St.	Kiste von 100 St.	Bei Abnahme von 1 Mille	Name	Charakter	Kiste von 25 St.	Kiste von 100 St.	Bei Abnahme von 1 Mille
		Mk.	Mk.	Mk.			Mk.	Mk.	Mk.
Punch	mittelkräftig	1.—	3.75	36.50	Las Elfas	leicht, pikant	1.80	6.—	59.—
El Floron	„	1.15	4.—	39.—	La Mar	kräftig	1.75	6.—	59.—
Lorelcy	„	1.25	4.50	44.—	Laura	mild, mittelkr.	1.85	6.25	61.—
Brasiliana	mittelleicht	1.30	4.60	45.—	Odaliska	sehr fein	1.90	6.50	63.—
La Dadiva	mittelkräftig	1.30	4.60	45.—	Graciosidad	fein, mild	2.—	7.—	69.—
Mi Pasion	leicht, mittelkr.	1.40	5.—	49.—	La Resulta	mittelkräftig	2.—	7.—	69.—
Felicitas	„	1.40	5.—	49.—	Flor de las Antillas	mittelkr., pikant	2.15	7.50	73.—
La Claridad	mild	1.40	5.—	49.—	Casa de Campo	voll, kräftig	2.25	8.—	78.—
La Partura	mittelkräftig	1.50	5.25	51.50	El Rico	fein, mittelkräft.	2.25	8.—	78.—
Valeria	leicht, mild	1.50	5.50	54.—	La Driada	fein, pikant	2.40	8.50	83.—
El Ocaso	leicht, pikant	1.50	5.50	54.—	Irma	mittelkräftig	2.60	9.25	90.—
La Corona	leicht, mild	1.60	5.50	54.—	Passada	„	2.70	9.75	94.—
El Brillante	mittelkräftig	1.75	6.—	59.—	El Verano	sehr pikant	2.80	10.50	102.—
Regatta	pikant	1.75	6.—	59.—	Prima Doña	mittelkräftig	3.25	12.—	118.—

Auf 1/40-Packung (25 Stück) kann absolut keine Preis-Ermässigung eintreten.

Sortiments-Musterkisten

von Cigarren aus importirten Tabaken vorstehend genannter Sorten.

Sortiments-Musterkiste Nr. 11.
Enthält 10 Sorten à 10 Stück: Punch, El Floron, Lorsley, El Damiento, Brasiliana, Mi Pasion, Felicitas, Claridad, Partura, El Ocaso.
Preis M. 4.75.

Sortiments-Musterkiste Nr. 12.
Enth. 4 Sort. à 10 St. u. 4 Sort. à 15 St.: Valeria, La Corona, El Brillante, Regatta, Las Elfas, La Patria, Laura, La Mar.
Preis M. 6.—.

Sortiments-Musterkiste Nr. 13.
Enth. 4 Sort. à 15 St. u. 4 Sort. à 10 St.: Casa de Campo, El Rico, La Driada, Irma, La Passada, Graciosidad, Resulta, Flor de las Antillas.
Preis M. 8.50.

SPECIALITÄTEN.

Sogenannte Pflanzer-Cigarren.

Havanna-Ausschuss.
Felix-Brasil m. Havanna. Mittelkräftig, gute Qualität. Unsortirt, alle Farben enth.
Kiste v. 100 Stück M. 5.75.
„ „ 500 „ „ 26.50.
Das Mille M. 52.—.

Plantadores.
Grosse lange Form, gepresst. In Reispapierpäckchen von 10 Stück eingedreht.
Kiste v. 100 Stück M. 6.25.
„ „ 500 „ „ 29.50.
Das Mille M. 58.—.

Unsortirte Cigarren.

Samarang.
Java-Samarang-Decke, rein Felix-Einlage.
Kiste von 100 Stück M. 5.75.
Das Mille M. 55.—.

Havanna.
Felix-Havanna-Decke, Felix-Umblatt, Havanna-Einl.
Kiste von 100 Stück M. 7.75.
Das Mille M. 75.—.

Legitimos Remedios.

Eine kleine, schlanke, sehr preiswürdige reine Havanna-Cigarre mit Felix-Umblatt.
Kiste von 200 Stück M. 13.—, das Mille M. 64.—.

Sortiments-Musterkiste Nr. 7.

enthält von vorstehenden Marken: Havanna-Ausschuss, Plantadores, Samarang je 20 Stück und je 10 Stück von Cazadores, Esparteros, Legitimos Remedios und Havanna.
Preis der Kiste M. 6.75.

In origineller Packung:

Cazadores.
Nur in 1/10 Packung (100 St.) Volle, stark gepresste Form.
Manila-Java-Decke, Felix-Brasil-Einlage.
Mittelkräftig.
Kiste von 100 Stück M. 6.75.
Das Mille M. 65.—.

Esparteros.
Nur in 1/10 Packung (100 St.) Volle, stark gepresste Form.
Sumatra-Decke, Felix-Brasil-Einlage.
Mittelkräftig, etwas mild.
Kiste von 100 Stück M. 7.—.
Das Mille M. 67.—.

Extrafeine Cigarren.

Wir empfehlen insbesondere folgende hochfeine Marken, welche den importirten an Qualität und feinem Aroma vollständig gleichkommen, dabei aber sich mild und angenehm rauchen und vor jenen den Vorzug grösserer Billigkeit besitzen.

Flor de Campo. Mittelform. Mild und fein. Kiste v. 50 St. M. 7.—, Mille M. 138.—
Docks. Londres-Form. Mild und fein. Kiste von 50 Stück M. 7.50. Mille M. 147.—
La Plana. Kegelform. Mittelkräftig. Kiste von 50 Stück M. 9.—. Mille M. 175.—
La Redera. Volle Form. Sehr fein und mild. Kiste von 50 St. M. 10.—. Mille M. 195.
Julio Cavoura. Grosse Form. Sehr fein und mild. Kiste v. 50 St. M. 12.50. Mille M. 240.

Sortiments-Musterkiste Nr. 16.

enth. von vorstehenden Marken je 10 St., zusammen also 50 St.
Preis der Kiste M. 9.50.

Special-Catalog über Cigarren und Rauchrequisiten versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

54. Jahrg. März 1891. Heft 414.

MAR 9 1891

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig
Druck und Verlag von Georg Westermann

Inhalt.

Seite

Viktor Valentin: Ein Besuch im Pfarrhause zu Dreilinden . 709

Heinrich Albrecht: Neuere Bestrebungen auf dem Gebiete des Krankenhauswesens 724

Mit einer Abbildung: Das Seehospiz auf der Insel Norderney.

C. W. Rosset: Cambodja. II. (Schluß) 738

Mit acht Abbildungen: Frontansicht einer Hütte der abhängigen Benong. — Zerschneiden der Fische. — Zerschneiden und Präparierung größerer Fische. — Einsalzen der Fische durch Annamiten in Cambodja. — Benong-Häuptling. — Rhong-Frau. — Das Innere einer Benong-Hütte nach Entfernung der Vorderfront. — Benong auf die Jagd gehend. Frauen reisstoßend, junger Benong korbflechtend; Seitenansicht einer Benong-Hütte, im Hintergrunde eine Bambusbarrikade.

Woldemar Urban: Mein Freund, der Pessimist. Novelle . . . 751

Oskar Bie: Altattische Kunst. II. (Schluß) 781

Mit neun Figuren: Reste des Trion- und Hydragiebels. — Kopf aus Böotien. Technik des Messerschnitts. — Sphinx von Sparta. Grabfigur. — Attischer Porträtkopf aus der Sammlung Rampin. — Athenapriesterin von Antenor, ergänzt. — Rite von Archermos, Delos. — Athena mit Schlangenägis vom Giebel des alten Athenatempels. — Porträtkopf aus Eleusis. — Apollotorso vom Westgiebel des Zeustempels in Olympia.

Karl Heinemann: Frau Christiane v. Goethe, geb. Vulpius . 803

Mit einem Porträt: Christiane v. Goethe.

Gerhard Rohlfs: Cyrenaika 817

Mit vierzehn Abbildungen: Bengasi. — Ruinen von Ptolemais. — Gräber westlich von Ptolemais. — Gasr Bengedem. — Schlucht westlich von Cyrene. — Cyrene: Ansicht eines Grabes im östlichen Teile der Gräber. — Cyrene: Das Innere eines Grabes in der nördlichen Nekropole. — Cyrene: Gräber im ältesten Stile. — Cyrene: Generalansicht der westlichen Gräber. — Cyrene: Östliche Gräber, genannt Kniefüßch (Kirche). — Cyrene: Battusstraße nach Westen zu. — Cyrene: Westliche Gräber, Bei Khadir. — Cyrene: Gräber in der nördlichen Nekropole. (Zwei Abbild.)

Eduard Schmidt-Weißenfels: Der Krieg um den König von Rom. Ein Blatt aus der napoleonischen Geschichte 844

Litterarische Notizen 850

Leberecht Hühnchen als Großvater. Von Heinr. Seidel. — Fallobst. Von Heinz Tovote. — Ragni. Von Björnstjerne Björnson. — Aus der Tragikomödie des Lebens. Von Marco Brociner. — Tino Moralt. Von Walter Siegfried. — Das Höferecht. Von J. J. David. — Neue Novellen von Max Hobrecht. — Neue Novellen von F. v. Kapff-Essenther. — Am Küstensaum. Von Th. Justus. — Der Denunziant und andere Novellen. Von Karl v. Wickede. — Gedichte von Ludwig Fulda. — Das Fest des Prometheus. Von Franz Emil Brandstäter. — Anthologie jungvlamischer Dichtung. Von Gustav Tannehl. — Neu-Berlin. Von G. v. Beaulieu.

Litterarische Neuigkeiten I

Anzeigen III

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält Beilagen von:

dem **Bibliographischen Institut** in Leipzig, betr. Brehms Tierleben.
Gustav Fock in Leipzig, betr. Arthur Schopenhauers Werke.

MAR 2 1891
LIBRARY

Ein Beſuch im Pfarrhauſe zu Dreilinden.

Novelle

von

Viktor Valentin.

Als ich das letzte Mal im ſchleſiſchen Gebirge wanderte, erzählte mir einer in einem Gaſthauſe, in dem ich eingeregnet war, ein langes und breites von einer zu einem Nachbarorte gehörigen alten Kirche, die ſchon manchen, der mit Bleiſtift oder Farben umzugehen verſtand, feſtgehalten hätte und es wohl verdiente, als äſthetiſcher Wallfahrtsort aufgeſucht zu werden. Ich hörte mir die Sache mit einigem Mißtrauen an und dachte zunächſt nicht daran, um dieſes alten Gemäuers willen meinen Reiſeplan abzuändern; denn der Leute, die wirklich einen Blick für den Wert reiner Verhältniſſe haben, ſind kläglich wenige, und nicht jedem erſten beſten Wirtstiſchnachbar erkenne ich trotz einiger ſchönen Redensarten ohne weiteres den Beruf zu, mir zum äſthetiſchen Wegweiſer zu dienen. Da ſich der Gaſt aber, indem er mir das von ihm entdeckte Gotteshaus weiterhin dringend ans Herz legte — wie er ſagte —, als Zeichenlehrer entpuppte, da er mir außerdem die Lieblichkeit der Lage, den romantiſchen, wenn auch nicht immer unbeſchwerlichen Weg und die Freundlichkeit des Pfarrers pries, entſchloß ich mich kurzer Hand, am nächſten Morgen nach Dreilinden aufzubrechen.

Das Wetter war meinem Vorhaben günſtig; während der Nacht hatte ein anhaltender Wind das Gewölk vertrieben, die Sonne war klar aufgegangen und ſchien jetzt hell über die ſchon wieder trockenen Pfade, Bergwände und Tannenwipfel mit rötlichem Strahl überhauchend. Mein Weg führte mich erſt durch ein langgeſtrecktes Thal, dann ſteil bergauf bis auf die Kammhöhe und an der anderen Seite hinunter, wo ich nach einem etwas halsbrecheriſchen Abſtieg ein breites Höheuthal erreichte. Glänzende Rinnſale durchrieſelten ein lachendes Gelände, das, von Laub- und Nadelwäldern umkränzt, mehrere Ortſchaften, die zwiſchen Fruchtfeldern und üppig grünem Buſchwerk zerſtreut lagen, wie in einem weiten Garten umſchloß. Das erſte Dorf, das

Digitized by Google

ich erreichte, und das höchstgelegene zugleich, war Dreilinden. Von weitem schon sah ich, um ein weniges die Gehöfte überragend, seine Kirche liegen. In der That ein malerischer Anblick! Ein alter in seinen Dimensionen nicht unbedeutender Steinbau, aus mächtigem grauem und rötlichbraunem Gestein in ziemlich reiner Gotik errichtet, erhob sie sich aus der Mitte des Friedhofes, einem prachtvollen, mit riesigen Ulmen, Linden, Schwarzpappeln und niedrigem Strauchwerk geschmückten Gottesacker; der Turm verwittert, vielfach beschädigt, aber ohne das häßliche Zwiebeldach, das sonst so häufig beliebt ist, das Mauerwerk vielfach mit Gras und blühenden Ginsterbüscheln bewachsen. Wie ich näher kam, begannen sie drüben zu läuten; in vollen tiefen Tönen, die ein frischer Wind mir zutrug, scholl es herüber bis an die nahen Bergwände und weiter ins Land hinein. An der Kirchhofsmauer blieb ich stehen. Es war schattig zwischen den Gräbern, doch zwischen den Baumkronen, an den dunklen Stämmen herab zitterten einzelne Sonnenstrahlen, auf den Kreuzen und Hügeln lag es in hellen Flecken oder schwankte leise hin und her, je nachdem Lichter und Schatten in den Blättern wechselnd spielten. Indem ich noch so stand, füllte sich von der anderen Seite her der Mittelweg, und — nicht besser hätte ich's treffen können — ein ländlicher Brautzug bewegte sich bunt und stattlich heran, die Mädchen in wenigstens halbländlicher Tracht, die Brautleute jung und blühend, von einer gewissen bäuerischen Schönheit, alle mit heiteren Gesichtern bis auf ein paar grämliche alte Bauern. Jetzt erst bemerkte ich, meinen Zuschauerposten wechselnd, Blumengewinde über dem Portal, das weit geöffnet stand; in der Tiefe der Kirche, darin dämmerndes Dunkel herrschte, lag, von blendendem Licht übergossen, Chor und Altar, dazu das leise Rauschen der Bäume, die einfallende Orgel und heller Chorgesang, als der Trauzug die Schwelle überschritt — und froh gab ich mich dem Zauber gefangen, der von so viel stimmungsvoller Schönheit ausging. Ungeladen betrat ich als letzter des Hochzeitsgeleites die Kirche, deren Inneres durch die Reinheit der maßvollen Verhältnisse, durch den Mangel an geschmacklosem Putz wohlthuend anmutete. Ein munteres Völkchen hatte sich dort zur Brautschau versammelt, Kinder hatten Blumen gestreut, und über die neugierig gespannten Gesichter nickte junges Birkenlaub, damit man die Pfeiler geschmückt hatte; alles war festlich und heiter.

Ich freute mich des glücklichen Zufalles, der mich unter solchen Umständen hineingeführt. Alle Kunstgegenstände, die zugleich irgend einem Zwecke dienen, werden am besten in einem Momente angeschaut oder genossen, in dem ihre Absicht erfüllt erscheint; wenigstens sehe ich eine Kirche am liebsten, wenn sie die Andächtigen beherbergt, um derentwillen sie da ist. Zu welcher heiligen Handlung aber sähe man sie lieber geschmückt als der, in der sich alle konzentrierte Teilnahme an zwei Menschen heftet, die, von dem frohen Ernst der bedeutungsvollen Stunde bis in die tiefste Seele getroffen, das Glück von der Zukunft erhoffen, das ihnen die Gegenwart verheißt und gewährt?

Die Hochzeitsgesellschaft hatte sich jetzt um den Altar herum gesetzt, vor ihnen stand der Geistliche, ein würdiger Mann im Anfang der vierziger Jahre, mittelgroß und schlank, mit dunkelblondem Haar, das er nicht ganz kurz trug, und von edlem Gesichtsschnitt. Seine großen blauen Augen waren in eine unsichtbare Ferne gerichtet, es lag ein Hauch von Abgeklärtheit und Idealität auf der ganzen Erscheinung. Nachdem man gemeinsam einen Liedervers gesungen hatte, begann die Traurede. Er hatte ihr den Text zu Grunde gelegt: Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, wo du bleibst, da bleibe ich auch, dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott; ein schöner Text, wie mir dünkte, und der wohl auch häufig für solche Fälle verwendet werden mag.

Digitized by Google

Und schön war die Rede, einfach, verständlich für die Zuhörer, voll warmen Gefühles, voll schlichter Weisheit, dabei weder orthodoxen noch freisinnigen Gepräges; eher kam, trotz mancher Wendungen bekannten Stiles, etwas wie von persönlichen Auffassungen des Redners zum Ausdruck. Sie fesselte mich; beides, das wohllautende wenn auch nicht starke Organ des Predigers wie die eindringliche Verständlichkeit, mit der er sprach, machten mich zu einem eifrigen Zuhörer. Es war so zu sagen die religiöse Darstellung der Solidarität der Interessen, was er gab, der Notwendigkeit für die jungen Eheleute, allen schroffen Eigenwillen aufzugeben, der Notwendigkeit gegenseitigen Vertrauens, des in Tagen der Not oder des Zwistes sich wieder Zusammenfindens in einem und demselben Gotte. Er nannte die Ehe einen Vertrag, den sie in Gott schlössen, und den sie brächen, sobald sie sich von Gott abwendeten, er legte ihnen ans Herz, daß jede Entfremdung, die sie zwischen sich wachsen ließen, eine Art Ehe-, das heißt ein Vertragsbruch wäre. Kein Wort, das der jungen Frau vor allen Dingen Gehorsam und Unterwürfigkeit auferlegte, er predigte ihnen gegenseitige Achtung, gegenseitiges Werthalten, er verpflichtete sie gleichmäßig auf das: dein Gott ist mein Gott. Nur wenn sie sich täglich in Gott wiederfänden, würde ihrer Liebe Dauer beschieden sein, denn nur in ihm wohne alles Glück und alle Treue, und der sich uns in seinem Sohne geopfert, dem müßten wir wieder einen Teil unseres Selbst opfern — dann nur könnten wir uns fest und innig anderen verbinden, dann nur könnten Mann und Weib aneinander erfüllen, was sie sich gelobten: wo du bleibst, da bleibe auch ich, und wo du hingehst, da will ich auch hingehen.

Ich bin kein Brautschauläufer, aber ich habe einige Traureden von berühmten Stadtgeistlichen gehört — war es das Organ des Sprechers, war es das Stimmungsvolle der Umgebung dieses romantischen alten Gemäuers mit seinem Fernblick nach den Häuptern des Hochgebirges, war es, daß ich mit allzu geringen Ansprüchen der Rede des Landpredigers entgegengesehen hatte, oder weil ich, je länger ich ihm zuhörte, ihn betrachtete, einen alten Freund meiner Familie in ihm wiederzufinden glaubte — genug, ich fühlte mich hingezogen zu dem Manne, fand mich von seinen Worten angesprochen, ja bewegt von dem Schwung und der Wärme, mit der er sie vortrug.

Nach dem Wechseln der Ringe wurde abermals ein Lied gesungen, die Orgel spielte ein Postludium und der Brautzug verließ das Gotteshaus, das junge Paar mit einem gewissen Ausdrucke feudiger Tapferkeit für die hohe und ernste Pflicht, die es übernommen, die anderen mit sinnenden Gesichtern; nur die alten Bauern mürrisch verstockt, wie sie gekommen waren.

Nachdem auch ich die Kirche verlassen, setzte ich mich unter die Linde am Eingang der Friedhofspforte und wartete auf den Pastor. Nach einiger Zeit kam er, vom Küster gefolgt, und schritt auf mich zu. Ich trat, den Hut lüftend, an ihn heran und nahm mir die Freiheit, ihn zu fragen, ob es Pastor Haupt sei, den ich hier unerwartet wiedergefunden habe. Er bejahte meine Frage und zeigte sich, nachdem ich mich genannt, von Herzen erfreut, mich wiederzusehen, nachdem er seit wohl vierzehn, fünfzehn Jahren den alten Beziehungen entfremdet geblieben, die den jungen Theologen damals an das Haus meines Vaters gefesselt. Auf das liebenswürdigste forderte er mich auf, ihn zu besuchen, für einige Stunden müsse er freilich das Hochzeitsfest mitmachen, um seine Pfarrkinder nicht zu kränken, um die vierte Nachmittagstunde aber denke er bestimmt zurück zu sein; dann freue er sich, mit mir von alten Zeiten plaudern und mir näher treten zu können. Er hoffe auch, daß ich sein Gast sein und mit einem Nachtquartier bei ihm vorlieb nehmen werde, die Abende seien im Juli auch bei ihnen gar schön, und im Pfarrhause sei viel Platz,

Digitized by Google

obschon es nicht eben ganz leer sei, noch es immer ruhig darin zuginge. Ich wollte seine Einladung zuerst nicht annehmen, aber da er herzlicher bat, fürchtete ich ihn zu beleidigen, wenn ich sie ablehnte. „Freilich, große Bequemlichkeiten oder muntere Unterhaltung kann ich Ihnen nicht versprechen, aber wenn Sie nicht verwöhnt sind, so behagt es Ihnen wohl ein oder zwei Tage.“ Ich begleitete ihn noch auf seinem Wege, er fragte nach meinen Eltern und Geschwistern und manchen Bekannten aus alter Zeit, und schließlich trennten wir uns mit einem „Auf Wiedersehen“ erst an der Thür des Wirtshauses oder Kretschams, wo die bäuerlichen Honoratioren schon zur Festfeier versammelt waren. Während er hineinging, suchte ich ein abgelegenes Plätzchen im Garten auf, wo ich — aus den Hochzeitstöpfen vermutlich — nicht übel gespeist wurde.

* * *

Von den grausamen Klängen einer ländlichen Kapelle, die vor den Fenstern des Gasthauses aufspielte, vertrieben, machte ich mich nach einiger Zeit wieder auf den Weg, schlenderte das Dorf entlang und in den Wald hinein, wo ich den Holzfällern zusah, welche die frischgehauenen Stämme die steilen Schneisen hinunterschafften, und richtete mich so ein, daß ich zwischen vier und fünf Uhr ins Pfarrhaus kam. Ich vermutete, daß es nicht fern von der Kirche liegen werde, und fand es auch bald hinter Bäumen versteckt, ein altes weitläufiges Haus, überall dicht mit wildem Wein bewachsen. Rechts und links davon der Garten, in dem zum Teil Obst- und Gemüsebau betrieben wurde, zum Teil schattige Grasplätze sich dehnten. Zwei kleine Mädchen jagten sich dort herum. Im Hofe trocknete Wäsche, und eine Magd spülte am Brunnen Holzgefäße ab. Haus, Garten und Gehöft sahen mehr malerisch als ordentlich, mehr verwildert als sauber gehalten aus, obgleich verwildert vielleicht ein zu starker Ausdruck ist.

Ich fragte die Magd, ob der Herr Pastor vielleicht schon von der Hochzeit zurück sei.

„Gehen Sie nur hinein,“ beschied sie mich, „wenn er noch nicht da ist, so können Sie ja zur Frau gehen. Die Frau ist im Garten, rechts.“

Ich ging also auf den Garten zu, mit der Absicht, mich der Frau Pastorin bekannt zu machen, in der ich mir, ich weiß nicht warum, eine stille, kluge Frau vorstellte. Ich kam an eine halboffene Gitterthür, die schief in den Angeln hing und sich als unbeweglich erwies, da sie aber Platz genug zum Durchschlüpfen ließ, so schadete das am Ende nichts. Auf gut Glück geradeaus gehend, sah ich mich um, wo ich etwas von der Dame des Hauses erspähe. Endlich blieb ich vor einer Laube stehen, wenn man es so nennen konnte, aber freilich, damit hatte es jedenfalls die größte Ähnlichkeit, das wunderliche Wirrsal von blühender spanischer Weide, das sich über eine Gartenbank wölbte, die unverschnittenen Zweige geradlinig nach allen Seiten hin streckend. Auf dieser Bank nun saß eine etwas nachlässig gekleidete junge Frau mit einem kleinen Kinde, das seine ersten Stehversuche auf ihren Knien machte und ihr dabei krähend das Haar zerwühlte, eine hübsche Frau, sehr weiß und rosig von Hautfarbe, aber von weichlichen, zerflossenen Formen, die blauen Augen rund und verwundert, die schön gewölbten Lippen nicht ganz schließend, eine von jenen phlegmatischen Blondinen, deren Gesichtsausdruck beständig der einer stupiden heiteren Gutmütigkeit mit einem leichten Anfluge von Sinnlichkeit ist. Ich fragte sie, wo ich die Frau Pastorin fände.

„Die bin ich. Was wünschen Sie?“ fragte sie freundlich.

Ich stellte mich vor und erklärte mein Kommen.

„Karlchen, hole einmal dem Herrn einen Stuhl her,“ rief sie, und jetzt erst sah ich zwei kleine Jungen, die abseits im Sande spielten und mich anglotzten. Karlchen rührte sich aber nicht. Welcher von den beiden schmutzigen kleinen Kerlen

Digitized by Google

immer es sein mochte, viel zu klein, um Stühle herbeizuholen, waren sie jedenfalls beide. Ich zeigte mich also bereit, dieses Möbel selbst herbeizuschaffen, und bat den kleinen Herrn, mir den Weg zu zeigen.

„Na, gehen Sie nur dort hinunter und dann links," bescheid mich die Pastorin, und so that ich. Als ich mit dem etwas von mir abgestäubten Instrument zurückkam, hatte sie das Kleinste auf ein Kissen an die Erde gelegt und ihr Haar einigermaßen in Ordnung gebracht. Es war ein derbes Kind, das, sehr ungebunden, sehr mangelhaft bekleidet, vor Vergnügen um sich schlug und strampelte.

Ich setzte meinen Stuhl nicht zu nahe der kleinen Familiengruppe nieder. Kleine Kinder sind ja entschieden notwendig, es ist nicht zu leugnen, und wenn sie besonders reinlich gehalten, gut gewartet und gepflegt werden, mag man ihrer Existenz vielleicht auch einige Reize abgewinnen können — dies aber war eine unsaubere kleine Gesellschaft, unmanierlich und ohne Appell, und ich verwünschte die Leichtfertigkeit, mit der ich Dreilinden um seiner romantischen alten Kirche willen aufgesucht hatte, da ich dieses Idyll mit in Kauf nehmen mußte. Die Frau Pastorin aber war sehr weit entfernt, in meinen Gedanken zu lesen; in der naiven Voraussetzung, daß ihre Nachkommenschaft mir ebenso interessant sein müsse wie ihr selbst, unterhielt sie mich ausschließlich von den lieben Kleinen, wobei ich eine solche Menge Namen zu hören bekam, daß ich zuletzt doch fragte, wieviel Kinder sie denn eigentlich habe.

Fünf, aber jedes hätte mehrere Namen, das sei so nett, und sie selber heiße Alma und das sei eigentlich auch ein hübscher Name. Und ihre Kinder gediehen alle so prächtig, was daher käme, daß sie sie immer selbst nähre, und sie seien alle so gutartig und bekämen die Zähne so leicht. Dies seien übrigens die drei kleinsten, Marie spiele mit des Küsters Mimi auf der Wiese, und Franz mache seine Schularbeiten, Marie sei die älteste, schon neun Jahre alt, denn zehn Jahre sei sie verheiratet und sie selber sei neunundzwanzig, und diese beiden — die im Sande — nenne sie immer die Zwillinge, denn sie hätten an demselben Tage den Geburtstag, bloß um ein Jahr auseinander, und kleine Kinder seien doch zu reizend.

Ehe ich noch in die Verlegenheit kam, auf diese kühne Behauptung etwas zu antworten, hörte ich Schritte hinter mir, und da kam auch schon der glückliche Mitbesitzer dieser zahlreichen Familie. Er sah ein wenig erhitzt und etwas verlegen aus; nachdem er mich begrüßt, fragte er seine Frau, ob sie mir nicht Kaffee vorsetzen wolle, und obgleich ich dankend ablehnte, erhob sich Frau Alma und machte sich auf, die nötige Bestellung in der Küche zu machen. Das kleinste Kind auf dem Arm, an jeder Seite des Kleides eines der größeren angehängt, schlurfte sie hinaus, in einem schleppenden trottenden Gange. Ich wagte den Pastor nicht anzusehen, der arme Mann erschien mir grenzenlos bedauerlich. Oder war das wirklich sein Geschmack: diese Frau, die ihm unmöglich eine würdige Gefährtin, die nicht einmal Hauswirtin, die Mutter und nichts als Mutter war? Als ich mich umwendete, sah er auf den Boden — er hatte sich jetzt auf die Bank gesetzt — doch es lag eher etwas wie ein Ausdruck von Befriedigung auf seinem Gesicht, fast als dächte er: nun, da hat er ja die Bescherung schon kennen gelernt. Dann stand er wieder auf.

„Ich möchte Sie lieber auf mein Zimmer führen, das ist nach Norden gelegen, schattig und kühl — die Brutthitze hier unter der Weide ist unerträglich."

Ich war damit sehr einverstanden und erhob mich auch. „Diese ländlichen Hochzeiten sind wohl etwas angreifend?" fragte ich ihn.

„O, ich bitte Sie, furchtbar: das schwere, fette Essen, die schreckliche Musik — und ich bin nicht unmusikalisch —, die Hitze in den niedrigen Stuben, die schlechte Luft — aber man muß doch wenigstens eine Zeit lang aushalten, sie nehmen es sonst zu übel."

Digitized by Google

„Ihre Frau Gemahlin aber beteiligt sich an dergleichen nicht? Sie trennt sich gewiß nicht gern von den Kindern?"

„Nein, nicht gern. Besonders aber — sie ist etwas bequem — besonders ist es ihr zuwider, sich in eine feste Seidenrobe zu stecken — nein, es ist nicht für sie."

Wir traten in den Hausflur: hier schien erst kürzlich gescheuert worden zu sein, es sah leidlich sauber aus. Das Zimmer des Pastors lag zu ebener Erde, ein großes, etwas niedriges Gemach mit vier Fenstern, höchst primitiv eingerichtet, von einer geradezu bäuerischen Einfachheit. An einem großen eichenen Tische saß ein Knabe, der vorhin erwähnte Franz, ein Bursche von etwa acht Jahren, und rechnete auf einer Schiefertafel; er hatte ein hübsches aber stupides Gesicht, den Mund ein wenig offen, die großen runden Augen sahen uns dumm und verwundert an.

„Kannst du es?" fragte der Pastor.

„Nein."

Er beugte sich über ihn und machte ihm die Sache klar — es handelte sich um ein leichtes Multiplikationsexempel. „Begreifst du es jetzt?"

„Ja."

„Nun, dann versuche es einmal weiter," sagte er freundlich. „Wir aber wollen dort hineingehen. Dies ist die Stube, wo ich die Bauern, die Konfirmationskinder und dergleichen empfange — bitte, mein Arbeitszimmer."

Wohinein er mich führte, war ein mäßig großes, trauliches Gemach, mit der Aussicht nach dem Garten. Die Sonne durchleuchtete das Weinlaub vor den Fenstern, ein leichter Wind schaukelte die zierlichen Ranken, und innerhalb des grünen Rahmens dehnte sich eine herrliche Landschaft weit hinaus, einen Ausblick in die leuchtende Ferne gewährend, wo Bergketten, wie verklärt von bläulichem Silberhauch, von dem zartgefärbten Himmel die stolzen Linien dennoch in reiner Deutlichkeit abhoben. Das Zimmer war gut und freundlich eingerichtet, mit einem behaglichen Sofa, einigen hochlehnigen Stühlen um den grüngedeckten Tisch, hohen, mit Büchern dicht besetzten Regalen, einem bequemen Schreibtisch, über dem ein Kupferstich hing — die Sibylle der Angelika Kauffmann —, hellbräunlichen Fenstervorhängen und einem großen Teppich auf dem Fußboden; in einer Ecke ein neuer kreuzsaitiger Flügel — nach der Bauart zu schließen.

„Das ist mein Sanktuarium," sagte er froh. „Das ganze andere Haus gehört der Familie und der Gemeinde — dies ist mein, und hier wird es Ihnen behaglich sein."

Dem stimmte ich gern bei.

„Franz, den Kaffee zum Fenster hinein!" rief er in die andere Stube. Dann zog er sich einen bequemen Hausrock an und setzte sich mir gegenüber in einer gewissen Befangenheit, wie sie wohl Leute haben, welche, von der Welt zurückgezogen lebend, sich des Verkehrs mit Gleichstehenden entwöhnt haben, und die, wenn sie die Denk- und Lebensweise, in die sie sich eingesponnen, der eines anderen gegenübergestellt fühlen, plötzlich eine gewisse Unsicherheit überkommt. Ich hatte diesen Eindruck, und ich war überzeugt, daß Pastor Haupt schon jetzt einen Wunsch oder ein Bedürfnis empfände, sich über seine Weltflucht und sein doch wohl verfehltes eheliches Verhältnis gegen mich auszusprechen.

* * *

Höflichkeit und wohl auch wirkliches Interesse bestimmten ihn zunächst, sich mir zuzuwenden; er fragte nach meiner Stellung und Beschäftigung, nach meinen Aussichten für die Zukunft u. s. w. Danach erkundigte er sich nach ehemaligen Studiengenossen und gemeinsamen Freunden und endlich auch nach der alten Stadt, nach den Erweiterungen und Verschönerungen, die sie erfahren habe, und dem Geiste, welcher sich dort kund gäbe. Nachdem ich seine Fragen beantwortet hatte, kam ich auf ihn selbst zurück und bemerkte ihm, wie sehr mich die Trauerede gefesselt habe, zu der ich mich als

Digitized by Google

müßiger Zuhörer eingedrängt, wie ich ihn zuerst nicht erkannt hätte und erst nach und nach meiner Sache sicher geworden sei. Ich bezog mich auf sein früheres Predigtamt und sprach von der hohen Meinung, die mein Vater stets von ihm gehegt, von seinem Wunsche, ihn wiederzusehen oder doch von ihm zu erfahren. „Ich habe sagen hören, daß Sie Aussichten auf eine glänzende Carriere in der Stadt hatten. Aber Sie zogen das Landleben vor?" fragte ich ihn.

„Es lebt sich angenehm auf dem Lande," sagte er ausweichend.

„Und fühlen Sie sich beglückt in Ihrer Wirksamkeit, in Ihrer Zurückgezogenheit?"

Er warf einen Blick nach der Sibylle über seinem Schreibtische. „Beglückt? O ja, ich darf es wohl sagen: ich bin beglückt; vielleicht nicht ganz so, wie Sie erwarten, wie Sie es verstehen, aber ich bin glücklich. Glücklich sein heißt, den dauernden Zustand sich erträglich machen und daneben einiges besitzen, das unsere tiefste Seele befriedigt. In diesem Sinne bin ich es."

„Leben Sie nicht zu still hier? Der Verkehr in diesen Thälern ist doch wohl sehr erschwert?"

„Ich habe wenig Verkehr und eigentlich nur oberflächlichen. Näher meinem Herzen steht das Wohl meiner Pfarrkinder. — Da, sehen Sie, Ihr Kaffee!" (Man hatte ihn ungesehen auf die Fensterbrüstung gestellt.) „So. Und ein paar Butterbröte dazu, denn besser haben wir es hier nicht. Aber das Brot ist gut, ich habe eine sehr tüchtige Köchin und Haushälterin, die meiner Wirtschaft vorsteht, und zudem, auf dem Laude hat man immer Appetit."

„Sie haben da eine ganze Herde tüchtiger kleiner Esser," bemerkte ich, beruhigt mich dem Getränk widmend, vor dem ich mich, offen gesagt, etwas gefürchtet hatte. „Ihre Kinderschar macht Ihnen viel Freude?"

„Es sind gute und gesunde Kinder, aber — leider — unbegabt, wenigstens die drei ältesten, die anderen sind noch zu klein, als daß man da ein Urteil schon gewinnen könnte, aber ich erwarte mir nicht viel von ihnen."

„Sie machen vielleicht zu hohe Ansprüche, Herr Pastor, manche Eltern glauben außerordentliche Fähigkeiten an ihren Kindern durchaus entdecken zu müssen."

„Nein, nein, so ist es leider nicht. Es ist da eine gewisse Gleichgültigkeit, ein gewisser Stumpfsinn, wenigstens ein Mangel an Interesse, die wenig hoffen lassen."

„Das findet sich mit den Jahren."

„Ich glaube nicht. Die Intelligenz vererbt sich meist von der Mutter. Meine Frau — — Sehen Sie einmal, da ist meine Älteste!"

Ich sah ein reizendes Geschöpf, hellblond, weiß und rosig, mit einem Lächeln wie ein Engel, ein Kind, wie Ludwig Richter sie zeichnete, mit wunderschönen, glänzenden blauen Augen, von denen man nicht behauptet haben würde, daß sie wenig Intelligenz verrieten. Sie blieb am offenen Fenster stehen, lachte uns ein wenig verlegen an und lief weiter.

„So alt ungefähr war ihre Mutter und ganz so sah sie aus, da ich sie kennen lernte; ganz so war sie von Wesen: so selbstlos gutmütig, so anschmiegsam und zutraulich, so kindlich fromm."

„Eine Fülle liebenswerter Eigenschaften."

„Sie irren, nur eine einzige, nach den verschiedenen Richtungen hin, in denen sie sich äußert, benannt. Und die zudem ihre bedenkliche Seite hat in dem Mangel an Selbstgefühl, an Energie, an persönlicher Würde, an eigenem moralischem Halt, einem Mangel, den uns das Kind freilich noch nicht fühlen läßt, der sich bei ihm noch als Liebenswürdigkeit geltend macht." Er erwartete vielleicht eine Antwort, da ich aber nichts sagte, fuhr er fort: „Das Kind soll aber nicht stets liebenswürdig sein, es soll einen gewissen Egoismus haben, es soll auch hierin der jungen Pflanze gleichen, die reichlich Luft und Licht und Wasser braucht, nur um sich auszudehnen, um treiben und stark

Digitized by Google

Wurzel fassen zu können. Darin, scheint es mir, liegt ja auch das Glück der Jugendzeit, daß das Leben dem Kinde mit vollen Händen streut, ohne Entgelt zu fordern, daß das Kind nehmen darf mit jener naiven Selbstverständlichkeit, die uns fast wie etwas Göttliches anmutet, weil sie souverän über Ursache und Wirkung, über Wert oder Unwert hinweggeht, indes wir reifen und erwachsenen Menschen für jedes Glück, das uns gewährt wird, ein äquivalentes Opfer leisten, für jede Gnadenerweisung mit unserem Ich zahlen müssen. Darin ist die Natur oder das Leben genauer wie ein Kaufmann. In dieses Wechselspiel eben ist das Kindesalter noch nicht hineingezogen, sollte es nie sein. Aber nun stellen Sie sich ein Kind vor, das, statt in naivem Entwickelungstriebe nach allem zu greifen, was es fördern könnte, immer gutmütig und aufopferungsvoll ist — kann sich ans ihm ein kräftiger seelischer Organismus entwickeln? Andererseits: ist es nicht aber auch verzeihlich, wenn seine natürliche Gutherzigkeit uns die edelste Eigenschaft des menschlichen Gemütes, die Großmut, vorlügt? ist es nicht verzeihlich, wenn wir ein solches Kind lieben?"

„Nicht nur verzeihlich, sondern natürlich."

„Großmütig allerdings sind diese beschränkten, schwachen Naturen, die ewig Kinder bleiben, nie," setzte er hinzu. „Denn die Großmut ist eine Kraft und die Gutmütigkeit eine Schwäche. Aber wie leicht verwechseln wir sie!"

„Wahrlich, ich sage euch: es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen," schaltete ich ein.

Er nickte lächelnd. „Jawohl. Und: selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr. Es sind beglückte Naturen, die armen und harmlosen. Sie gewinnen die Seligkeit, aber — sie gewähren sie nicht."

Ich verstand, daß er seiner Frau dachte, und bedauerte den Mann. Er schien es zu merken und fuhr lebhafter fort:

„Aber darum, weil das Leben mich zwischen solche Kinderseelen gestellt hat, unglücklich zu sein, hieße die Natur klein beurteilen. Selbst wenn es weit mehr solche unfruchtbare Geister geben sollte — ein herrlicher Mensch wiegt ihrer tausend auf. Beurteilen wir ja auch einen Dichter nicht nach den minderwertigen Sachen, die er verfaßt, sondern nach dem, worin er uns sein Bestes gegeben hat. Ich liebe die Menschen doch als das Köstlichste, was die Natur hervorgebracht hat."

Und wie unbewußt wanderten seine Blicke wieder nach dem Bilde über seinem Schreibtische.

„Eigentlich doch keine richtige Sibylle," sagte ich. „Ein feiner, geistvoller und liebenswürdiger Kopf, aber nichts von einer geheimnisfündenden, düstere Geschicke besiegelnden Erkenntnis auf dieser reinen Stirn. Übrigens" — hier stieg mir eine Erinnerung plötzlich auf — „habe ich vor einigen Jahren eine junge Dame kennen gelernt, die diesem Bilde auffällig glich. Manche würden ihr die Bezeichnung ‚junge Dame' vielleicht nicht mehr gegeben haben, aber ich liebe die Hast nicht, die jedes über die Mitte der zwanziger hinausgehende Mädchen schon zur alten Jungfer stempeln möchte. Und zwar habe ich sie genau in dieser Tracht und Stellung kennen gelernt, da ihre Ähnlichkeit mit Ihrer Sibylle auch anderen zum Bewußtsein gekommen und in höchst reizender Weise zu einem lebenden Bilde verwendet worden war. Es war ein Fräulein von Keren, eine auch in der Unterhaltung auf das liebenswürdigste anmutende Dame, die —"

Der Pastor war aufgestanden und ans Fenster getreten. „Was wollten Sie von dieser Dame noch sagen?" fragte er.

„Ach nichts. Es war wohl ein leeres Gerede."

„Aber es interessiert mich — wegen des Bildes. Ich dachte nicht, daß es —"

„Ein lebendes Original so zu sagen zu einem so alten Bilde gäbe? Nun also, daß sie eine unglückliche Liebe zu einem Geistlichen" — da fiel es mir wie Schup-

Digitized by Google

pen von den Augen — „wie gesagt, vermutlich ein müßiges Gerede! kurz, daß sie deshalb mit ihren Eltern zerfallen sei, jede andere Partie zurückgewiesen habe und dergleichen. Aber sehen Sie doch, Herr Pastor, eine wie ausgewählte Bibliothek Sie besitzen! Habe mir Ihre Regale vorhin gar nicht betrachtet, da ich nur Theologisches vermutete — und nun finde ich hier eine solche ausgezeichnete Auswahl unserer besten Historiker und Philosophen, so viel schöne Litteratur aus allen Zeiten und Zungen, bis in die neuesten Tage hinein, Naturwissenschaftliches, Musikgeschichtliches sogar — in dieser Gesellschaft freilich mag Ihnen selbst ein Winter in den Bergen nicht einsam werden."

„Sehr richtig, mein Freund, sehr richtig, es sind mir liebe Genossen. Ein Thor, wer die besten Geister zu seinem täglichen Umgang haben kann und schlägt sich mit hohlköpfigem Gesindel herum! Mir sind die, die ich hier um mich versammelt habe und mit denen ich mich in Beziehung setzen kann, sobald ich will, lebendiger als die Lebendigen, die mich täglich umdrängen."

In diesem Augenblicke wurde der Pastor abberufen. Er verwies mich auf seine Bücher und verschwand ins Nebenzimmer, wo ihn ein Gemeindemitglied erwartete. Indes der bäuerliche Besucher etwas vortrug, das ich des Gebirgsdialektes und seiner undeutlichen Redeweise wegen nicht verstand, blätterte ich in dem ersten besten Bande, der mir in die Hände fiel. Dann fing der Pastor an zu sprechen, mehr laut und streng als milde, mit eindringlichen Worten dem Mann ein Unrecht zu Gemüte führend, das dieser einem anderen in die Schuhe zu schieben sich bemüht zu haben schien. Er setzte ihm hart zu, er ließ es an keinen Strafen fehlen, mit denen er ihm drohte, er beschwor den Zorn des Allmächtigen auf ihn herab, er sprach von den Wundern Gottes und seiner Rache, von den Schrecken der Auferstehung und der Gnade, die der reuige Sünder finden würde an jenem Tage des ewigen Gerichtes, an dem auch die Vergehen bestraft werden würden, über die kein irdisches Urteil eine Sühne verhängt habe. Er sprach beredt und kraftvoll und schien seines Eindruckes auf seinen Besucher nicht zu verfehlen. Mit herzlichen Ermahnungen entließ er ihn zuletzt.

Als er zurückkehrte, nahm er unsere Unterhaltung wieder auf. Wir kamen auf Musikalisches, worin er sich vorzüglich bewandert und als einen Kenner von feinstem Geschmack bewies, wie er mir denn einige in Rede stehende komplizierte Passagen aus dem Kopfe vorspielte; dann sprach er von seinen Lieblingsschriftstellern, von der geistigen Signatur unserer Zeit, über den mehr oder weniger klassischen Ausdruck, den sie gefunden, und alles, was er sagte, war nicht nur klar und lichtvoll und verriet seinen lebendigen Anteil an allen Fragen von Bedeutung, es wurde auch in liebenswürdigster und vollendeter Form gesagt. Damit aber verging die Zeit, und die kleine Marie kam, uns zum Abendessen zu rufen.

* * *

Wir begaben uns aus dem Erdgeschoß nach dem ersten Stock, wo wir von der Frau Pastorin in einem einfachen, aber doch gefällig ausgestatteten Wohnzimmer empfangen wurden; wenn ich sage gefällig, so meine ich damit nicht, daß manche Hausfrau darin nicht vielleicht mehr gethan haben würde, aber ich fand es ganz traulich. An die niedrigen Decken und kleinen Fenster hat man sich im Gebirge schnell gewöhnt, ich muß sogar sagen, daß sie den Räumen eher etwas Gemütliches geben, und daß namentlich im Hochgebirge die Strenge und Herbigkeit des Landschaftsbildes durch sie häufig gemildert erscheint. Frau Alma hatte sich für den festlichen Moment in Toilette geworfen. Statt im Morgenrock erschien sie mir zu Ehren in einem hübschen hellgrauen Kleide, das sie mit himmelblauen Schleifen besteckt hatte, ihr Haar war

Digitized by Google

jetzt geordnet, sie sah auffallend hübsch und zusammengerafft aus. Haupt warf ihr einen dankbaren Blick zu, ich meinerseits nahm mit Seelenruhe das Opfer hin, das sie mir gebracht hatte. Von den Kindern saßen nur die beiden ältesten mit am Tische, die sich still und bescheiden, das heißt wohl etwas verschüchtert, betrugen, das kleine Schreizeug hatte sie den glücklichen Einfall gehabt, hinaus zu besorgen. Ich erkundigte mich aber natürlich nach dem Wohlbefinden ihrer Lieblinge und erhielt darauf den eingehendsten Bescheid.

„Ein kleines Kind," sagte sie wiederholentlich, „ist ein Sonnenblick im Hause." Es wäre das Reizendste, was es überhaupt gäbe; wenn sie noch fünf oder sechs oder sieben haben sollte, würde es ihr auch nicht zu viel sein. Eine Äußerung, die ich nicht ohne Verwunderung vernahm. Aber, mein Gott, es muß auch solche Käuze geben, und über den Geschmack ist nicht zu streiten.

Das Aufgetragene war nicht gerade zierlich hergerichtet, sah aber doch ganz appetitlich aus und war jedenfalls in großer Menge und auch zur Auswahl vorhanden: warme Eierkuchen mit Salat, Wurst und Schinken, Käse und Eier und kalter Braten. Ich machte einige Redensarten, daß ich mein Dableiben bedauern müsse, da es sie zu solchen Umständlichkeiten veranlaßt habe, aber da lachte sie, etwas Ordentliches zu essen gebe es immer bei ihnen. Sie selbst — Gott gesegne es ihr — aß, wie ich nie eine Frau habe essen sehen, stark und mit außerordentlichem Behagen, mit einer Art Hingebung. Dennoch suchte sie die besten Bissen ihrem Manne heraus, den sie nie anders als mit Kosenamen, wie mein Muschelchen oder mein Schmutzelchen, anredete. Dabei hatte sie in der That etwas von einem bald weinerlichen, bald lachenden Kinde an sich, so wenn sie uns erzählte, sie werde den Kuchenteig heute noch nicht anrühren lassen, denn aller Dienstag eingerührter Teig verdürbe, und das Gastzimmer im Giebel sei schon für mich hergerichtet, das Licht solle ich aber lieber auslöschen, ehe ich ins Bett gehen würde, und nicht, wenn ich mich schon schlafen gelegt, denn da habe man schönere Träume, und das habe sie ausprobiert. Und was dergleichen mehr war, dem ich mit aufmerksamer Höflichkeit, der Pastor mit ruhigem Lächeln zuhörte.

Nach dem Abendessen verabschiedete sie sich von uns, nicht ohne des „Muschelchens" Kopf zwischen ihre Hände zu nehmen und ihn zu küssen, und mir mitzuteilen, daß sie sich's nun wieder bequem machen wolle. Freundlich lächelnd zog sich die gute, dicke, blonde Masse darauf zurück.

Auch wir standen auf, und ich erwartete, daß mich Haupt wieder in sein Sanktuarium führen werde, er forderte mich aber zu einem Spaziergange auf, und ich war damit sehr einverstanden.

Wir schritten also den sanftansteigenden Dorfweg entlang an Gehöften und einzelnen Scheunen vorbei, über kleine Brücken, zwischen Gras- und Gesträpp bis an den Waldrand, an dem hingehend wir noch eine mäßige Höhe erstiegen; und auf diesem Wege war es, wo er mir sein Herz aufschloß.

„Sie möchten nicht Ihre Lebensweise mit meiner tauschen," sagte er, „aber alljährlich einmal zieht es doch Sie und tausend andere in die Berge oder ans Meer, um der Natur näher zu sein und alle Lebenslüge und -plage abstreifen zu können. Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen gestehe, daß es zunächst doch nicht Vorliebe für das Landleben oder den Gebirgsaufenthalt war, das mich bestimmte, meinen Freunden und meiner Gemeinde in der Stadt den Rücken zu kehren und in die Einsamkeit zu diesen einfachen Menschenkindern zu flüchten?"

„Und was war es denn?" fragte ich.

„Ich will es Ihnen sagen, denn ich darf hoffen, von Ihnen — wenn auch nicht sofort — verstanden zu werden, und zudem: die Einsamkeit hat mich nicht um das Bedürfnis betrogen, bisweilen Vertrauen zu begehren und zu bezeugen.

Digitized by Google

Kurz, was mich hierhergehen hieß, war der Umstand, daß naivere Gemüter leichter — um es mit einem harten Worte zu benennen — zu belügen sind, daß man unter ihnen mit leckerer Stirne lügen darf."

„Wie? Sie sagten —?"

„Weil sie leichter zu belügen sind." Ich schüttelte verwundert den Kopf, indes fuhr er schon fort: „Aber dieses war nicht mein einziger Grund. Lassen Sie mich den anderen zuerst erörtern. Ich hatte damals ein Herzensbündnis geschlossen mit einer jungen Dame, die dem Adel angehörte, der Tochter eines freiherrlichen Generals. Aber da ich um sie anhielt, stieß ich auf die alten unüberwindlichen Hindernisse, denen schon so viel Tausende ihre Gefühle zum Opfer bringen mußten, auf jene Vorurteile, die so alt sind, als es eine menschliche Gesellschaft giebt, und die ihre Gültigkeit in irgend einer Form wohl also ewig behalten werden. Wir mußten einander entsagen, und da es gleichwohl unmöglich schien, daß wir uns nicht dennoch fernerhin begegnen würden, erwog ich den Plan, einen anderen Ort meiner Thätigkeit aufzusuchen. Ich hatte mich damals, vor allen Dingen das ethische Moment betonend, mit einiger Zurücksetzung des dogmatischen, der in der Stadt vorherrschenden freisinnigen Richtung angeschlossen; in dem unglücklichen Zustand aber, in den ich durch jenes Ereignis geriet, fühlte ich mich aus meinem bisherigen Geleise herausgedrängt. Zweifel aller Art durchwühlten meine Seele so von Grund auf, daß sie mich in den heftigsten Widerspruch mit meinem Amte, meinen Aufgaben brachten. In den Auffassungen des Protestantenvereins fand ich mit einemmal nur noch Verflachung, Vernüchterung dessen, wofür die ältere Richtung noch die vollere, kräftigere Anschauung, die bilderreichere Sprache besaß, ich vermißte die Kraft, welche die fallengelassenen Symbole durch neue zu ersetzen die Macht besäße, denn es gehört zu jeder religiösen Reform zugleich poetischer Schwung. Glauben Sie doch: alle großen Religionsstifter sind in einem gewissen Sinne zugleich große Dichter gewesen, die dem Inhalte ihrer Lehren zugleich eine Form zu schaffen wußten, die, indem sie den Geist in neue Bahnen drängte, Phantasie und Gemüt mächtig ergriff; und daß alle Religionen verderbt und mißverstanden worden sind, liegt an dem Mangel an poetischem Sinne der meisten Menschen. Sie begreifen die Gleichnisse, aber nicht das Gleichnis."

„Ich verstehe Sie: ‚das Unvergängliche — hier wird's zum Gleichnis' sollte, frei nach Goethe, am Eingange aller heiligen Bücher stehen."

Er nickte. „Kurz, auf der einen Seite stieß mich eine Feindseligkeit gegen alles neu Errungene ab, auf der anderen eine unhistorische, kompromißlustige Oberflächlichkeit. Gerade was ich mir so schön gedacht: unter den Gebildeten unserer Zeit religiöse Gesinnung zu wecken und lebendig zu erhalten, Glauben und Wissenschaft auszusöhnen, den idealen Sinn der Gemüter in der evangelischen Lehre zu sammeln — gerade das, sah ich ein, war mir unmöglich. Indem ich eines fahren ließ, zerbröckelte mir unter den Händen, was ich hatte retten wollen; indem ich neues altem assimilieren wollte, zersprengte es die abgenutzte Form. ‚Man fasset auch nicht Most in alte Schläuche; anders die Schläuche zerreißen und der Most wird verschüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern man fasset Most in neue Schläuche, so werden sie beide miteinander behalten.' Wie weise war Christus auch hierin! aber wo ist der Weise und Starke, der es ihm nachthut? So fühlte ich denn klar und deutlich, daß ich meiner Gemeinde ein klägliches Stückwerk gab, noch mehr, daß ich sie belog, und daß gerade sie zu belügen ein nutzloser Frevel sei; ich begriff, daß, da ich einmal Prediger war, es immer noch leichter und ersprießlicher sein würde, einer Gemeinschaft zu predigen, für deren Glieder das Gewand nach altem Schnitte noch brauchbar und passend wäre."

Digitized by Google

„Warum, wenn ich fragen darf, gaben Sie dieses Amt nicht ganz auf und suchten eine andere Beschäftigung?"

„Weil ich mich bei alledem zum Lehrer und Prediger berufen fühlte, weil ich die Fahnenflüchtigen und Umsattler nicht leiden mag. Ich habe eine natürliche Neigung, mich in eine Situation, die ich nicht ganz überwinden kann, mit einer Art Resignation zu finden, ich liebe das ungeduldige, ungebärdige Wesen nicht, das statt sich in das Leben zu schicken, sich fortwährend an ihm herumreibt. Ich ging also hierher, und siehe: was dort als ein abgestandener Trank den Zungen fad schmeckte, erwies sich hier als frischer, lebendiger Heilquell, der die Gemüter labte und stärkte. Was ich diesen einfachen Naturkindern predigte, war — seiner Form nach — nicht, was ich glaubte, denn in der That, ich glaube an keines der christlichen Dogmen, und da ich auf die Augustana verpflichtet bin, so bin ich in gewissem Sinne freilich ein Meineidiger und Lügner — aber es war seinem Inhalte nach der Ausfluß meiner eigensten Gesinnung; und die ich zu ihnen redete, war die Sprache, nicht in der ich dachte, aber in der sie das verstanden, was mir selbst am Herzen lag, was mir die Wahrheit war: das Evangelium der Nächstenliebe, der Verträglichkeit, des Erbarmens, der Hilfsbereitschaft; das Evangelium von dem, das über alle irdische Dinge Geltung hat, von dem Ewigen, das dauert im Wechsel der Erscheinungen. Lügen wir, wenn wir uns gegen das Landvolk des Dialektes bedienen, um uns ihm verständlicher zu machen? lügt die Mutter, die ihren Kindern Märchen erzählt und den Tannenbaum vom Christkinde schmücken läßt? Alle Form ist historische Überlieferung, ist Dichtung, ist Symbol. Die aber das Wesen hinter dem Symbol zu suchen verstehen, die wissen, daß es immer dasselbe ist. Was will ich meiner Gemeinde geben? das, was ewige Gültigkeit hat," rief er mit erhobener Stimme. „Aber ich will dabei ein Apostel sein, dem der Herr verliehen hat, in der Stimme zu reden, in der ihn seine Zuhörer verstehen, in dem Tone, der ein Echo in ihren Gemütern findet."

„Sie gehören also zu denen, die esoterische und exoterische Lehren vereinigen zu dürfen glauben?"

„Genau zu diesen."

Wir hatten indessen eine Stelle erreicht, wo sich plötzlich in eine tief unter uns liegende Senkung ein köstlicher Ausblick bot; in der milden Dämmerung des ersten Sternenscheines lagen Dorfschaften und einzelne Anwesen im grünen Gehänge verstreut, schlaftrunken standen die Wälder, vereinsamt lagen die Pfade, die Halme nickten im Abendwind, und durch die Kronen ging ein leises Rauschen, unendlich dehnte sich über uns der Himmel, um uns der Horizont.

Wir standen und sahen schweigend hinab, beide bewegt von dem Bekenntnis, das wir abgelegt und vernommen hatten, nicht geflüstert im Kämmerlein, laut und kühn im Angesichte der Himmel.

Endlich wandten wir uns zurück.

* * *

„Ich bin Ihnen noch eine Aufklärung schuldig," nahm Pastor Haupt nach einiger Zeit wieder das Wort. „Ich hatte einen älteren Freund oder guten Bekannten, der mir großes Vertrauen entgegenbrachte. Im Begriff, sich zum zweitenmal zu verheiraten, wünschte er das älteste seiner Kinder erster Ehe aus dem Hause zu geben und zwar an einen Ort, wo sein Töchterchen neben körperlicher Pflege Erziehung, Beschäftigung im Haushalte und Vorbereitung zur Konfirmation fände. Ich hatte die kleine Alma Gärtner als zehnjähriges Kind gesehen und erinnerte mich ihrer mit Freuden. Ich schlug dem Freunde vor, was er mir ohnehin nahe gelegt hatte, seine Tochter mir und meiner Schwester anzuvertrauen, einer sehr tüchtigen Frau, die, verwitwet und mir an Jahren weit voraus, meiner Häuslichkeit vorstand. So kam Alma in mein

Digitized by Google

Haus. Sie zählte zu jener Zeit fünfzehn Jahre; es war, als ich schon zwei Jahre in Dreilinden ansässig war. Und indem ich ihren Liebreiz, ihre Selbstlosigkeit, ihr offenes, heiteres, gleichmäßiges Wesen kennen lernte, erwärmte sich mein Herz und, ich will es nicht leugnen, mit der Zeit auch meine Sinne für sie, und ich log mir den alten Irrtum vor, daß es nichts Köstlicheres für den Mann gebe, als ein unverdorbenes junges Herz nach sich formen und bilden zu dürfen, nach und nach seine Seele der eigenen gleich zu machen. Der schwerste und bedauerlichste Irrtum, den es geben kann. Denn nie läßt eine Natur sich brechen, nie etwas in sich hineintragen, das sich nicht im Keime darin befände. Was wir in solchen Fällen erreichen, ist nichts als entweder kindische Abhängigkeit, die uns mit Papageiengeschwätz glauben macht, daß sie das Echo unseres Selbst geworden, oder — wo es sich um tiefer angelegte Naturen handelt — ein sich selber Untreuwerden, das sich nach langen schmerzlichen Kämpfen zurückfindet. Wobei ich noch nicht der Fälle gedenken will, in denen unwürdige Vergewaltigung des Persönlichsten zu unsühnbaren Verirrungen treibt. Und es ist zugleich ein Irrtum, der mit unserem Egoismus zusammenhängt. Denn jene Scheu, Meinungsverschiedenheit neben uns zu dulden, was ist sie anderes als Bequemlichkeit oder dünkelhafte Herrschsucht? Glauben Sie mir, nun und niemals sollte Übereinstimmung der Anschauungen das Ziel oder das Ideal einer Ehe sein, sondern vielmehr die friedliche Achtung vor derjenigen des Partners. Tausende von glücklich begonnenen Ehen scheitern an der thörichten Tendenz, ein völliges geistiges Zusammengehen erreichen zu wollen.

War es nun ein rein intellektueller Irrtum, war es versteckter Egoismus, daß ich diese Frau heiratete — ich habe dafür schwer zu büßen. Ich liebe diese thörichte Frau nicht. Ich weiß nicht einmal, ob ich ihre Kinder so liebe, wie andere Väter die ihrigen, aber ich war es, der ihr diese Stellung gegeben — habe ich ein Recht, ihr das Leben zu vergällen, weil ich mich in ihr getäuscht habe? Sie würde unglücklich sein, wenn sie wüßte, wie tief sie in meiner Schätzung steht, wie geringen inneren Anteil ich an ihr habe — darf ich sie deshalb unglücklich machen? So lasse ich sie meine Liebe glauben, wie ich diese Landkinder den Gott glauben lasse, der ihre Gebeine am jüngsten Tage wieder sammeln und mit demselben Fleische bekleiden wird, den Gott, der Wein aus Wasser machte und mit fünf Broten und zwei Fischen fünftausend Mann speiste."

„Es ist aber doch furchtbar," sagte ich, „verarmt an Liebe und vereinsamt hausen Sie in einer Umgebung, mit der Sie — Sie verzeihen — Unwahrheit über Unwahrheit verknüpft, über der Sie, ein Philosoph und Freund der Künste, unendlich erhaben stehen; indessen jeder andere in ihr den Blick frei schweifen lassen darf, den Sie immer nach innen gerichtet tragen müssen. Wie halten Sie das aus? In jedem Menschen lebt ein Drang, sein Leben zum Ausdruck seiner Überzeugung zu machen, in jedem auch der Drang nach Mitteilung, ein Wunsch, etwas zu empfangen für das, was er giebt. Ich wenigstens wüßte nichts Köstlicheres als das Glück, bisweilen jemandem zu begegnen, der uns gewachsen ist; ja, dem wir uns unterordnen dürfen, einer Seele, in die wir rückhaltlos schütten dürfen, was uns selbst am Herzen liegt, die uns versteht, wie wir sie verstehen. Aber Sie sagen selbst, Sie sind glücklich."

„Das Glück, mein Leben zum Ausdruck meiner Überzeugung zu machen, ist mir nun freilich versagt geblieben. Aber es sind ihrer wenigere, die es besitzen, als es zumeist scheinen mag. Jenes andere Köstliche aber habe ich gefunden, das uns aus der Verbindung mit einer verwandten Seele erwächst. Und da ich einmal so viel bekannt habe, so lassen Sie mich alles sagen. Es geschah vor fünf Jahren, daß ich bei einem Besuche in München in einem Museum die Geliebte

Digitized by Google

der Jugend wiederfand. Wiederfand mit all dem Zauber geschmückt, der mich einst gefangen gehalten, in unverwelkter Schönheit, mit einem Reichtum an Geist und Wissen, Feinfühligkeit und edler Gesinnung und mit einem Herzen, in dem sie die Neigung glücklicherer Tage für mich bewahrt hatte. Wir trafen uns öfter und glaubten doch, da wir schieden, fürs Leben zu scheiden. Aber ein launisches Geschick führte uns den nächsten Sommer am Meere zusammen, wir verbrachten dort herrliche Tage. Wir haben uns auch die anderen Jahre wiedergesehen — diesmal nicht aus Zufall —, wir korrespondieren miteinander, wir sind eines des anderen Welt und zu allen Stunden des Tages im Geiste beieinander; und ich weiß nicht, ob dieses Verhältnis, so rein und so beglückend, nicht jede Seligkeit, die eine Ehe mit ihr gewähren könnte, übersteigt. Christus hat gesagt: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Aber er hat nicht gesagt, daß wir ihrer Seele nicht begehren dürfen, nicht der Liebe, die uns durch Raum und Zeit hindurch beseligt, nur weil wir ihrer gewiß sind, nicht jener Freundschaft, die doch mehr ist als Freundschaft durch die Zärtlichkeit, die sie erhöht. Niemals würde ich jene Worte hierauf beziehen! Denn die Religion soll uns heiligen, aber sie soll nicht unmögliches von uns fordern und uns den heuchlerischen Wahn geben, als könnten wir alles Menschentum von uns werfen. Es heißt das Christentum gefährden, heißt uns selbst gefährden, wenn wir seine Anforderungen zu hoch schrauben, wenn wir jeden Gedanken, jeden Wunsch, jede illegale Empfindung zum Verbrechen stempeln!

Verlangen Sie nicht, daß ich mich von jenem Mädchen losſage! Die Verbindung mit ihr ist das Moment, um dessentwillen ich allein das Zusammensein mit einer Frau ertrage, deren Gesellschaft mir sonst eine unerträgliche Pein wäre. Was heißt sittlich sein? Die Pflichten erfüllen, die wir gegen andere eingegangen sind. Es giebt keine Tugend, die in den Lüften hängt, alle Tugend ist social. Ich schädige niemanden. Was aber meine eigene Seele anbelangt, so ist das eine Sache, die ich mit dem Gott auszumachen habe, den ich erkenne! Glauben Sie nicht, daß ich mit ihm gerungen habe und geschrien: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, gerungen, bis er mich gesegnet hat? Was wissen die Menschen, die klein und unangefochten ihren kleinen Tag leben, wohleingehegt von der Beschränkung, die ihr glückliches Erbteil geworden, ihre Seelen stumpf, ihre Herzen öde, in ihren Geistern nie eine Frage nach Wert oder Unwert der Begriffe, die man sie gelehrt, auf ihren Lippen eine Moral, die sie auf dem Markte gekauft, von der sie viel Redens machen und von der doch ihr Inneres nichts ahnt — was wissen diese Menschen von dem, das unablässig mir das Herz zerwühlt hat, wer sind sie, daß sie meine Richter sein dürfen? Wo ist das Maß, das mich und sie gemeinsam mißt? Es ist nicht wahr, daß wir alle eines Geistes und Wesens sind — wie können für uns alle dieselben Gesetze gelten? Was dem einen Schmach ist, mag dem anderen Ehre sein, was dem einen Vorwurf, dem anderen ein Recht. Der Gott aber, in dem ich lebe und der in mir lebt, der wird mich behalten nach meiner Weise!

Und nun sehen Sie mich, wie ich bin: einen Ungläubigen als Verkünder des Christentums unter armen Dörflern, mich zugleich berauschend an den Geistesschätzen, die unsere größten Denker und Dichter uns hinterlassen haben; einen im Geiste Ungetreuen an der Seite einer Frau, der er die Liebe bezeigt, die er für die andere im Herzen trägt, und sehen mich Ihnen dennoch frei und mutig in die Augen blicken wie einer, der Anspruch auf Ihre Achtung zu machen wagt, nicht als einer, der den Blick stets nach innen gerichtet tragen muß, nicht als einer, der lügt, indem er die Wahrheit zu sagen vorgiebt.

Mein Freund, was ist die Wahrheit? Sie ist die Kraft und die Lebensluft der

Digitized by Google

starken Geister. Und ihre unverstellte Sprache das Idiom derer, die auf der Warte der Menschheit stehen, von da sie sich grüßen, hinweg über Raum und Zeit, gleich den Bergen, die im Frührot ihre Morgengrüße tauschen. Und so, wenn wir den Gläubigen Brot und Wein reichen, das sie mit stumpfer Andacht als Fleisch und Blut des Ewigen genießen; wenn wir, die Austeilenden, daraus das Ewige selber wandeln, wir, die wir als Priester am Altare der Menschheit walten dürfen, sind wir die Dolmetscher und Vermittler zwischen ihrer Sprache und der unseren, zwischen ihrer Wahrheit und der unendlichen, die über uns waltet."

Er schwieg. Voller Staunen sah ich ihn an. Auf seinem schönen, bleichen Gesichte lag der Mondenschein mit verklärendem Glanz, wundersam hob es sich ab von der dunklen Tannenwand hinter ihm. Seine Augen leuchteten wie die Sterne, indem sie aufsahen zu den anderen am Himmel, die dort groß und strahlend aufblühten wie leuchtende Gedanken im Gemüte eines Dichters.

Schweigend schritten wir dem einsamen Pfarrhause zu. Mich erfüllte etwas wie Schauder und Bewunderung zugleich vor diesem Manne. Ich wußte ihm nichts zu sagen. Ich habe immer eine natürliche Scheu gehabt, das anzugreifen, was das innerste Wesen eines anderen berührte, was er, wenn ich so sagen darf, zu seiner Erlösungstheorie gemacht hat. Vielleicht daß, wenn ich das Wort gefunden hätte, das ihn widerlegte, er, dem Nachtwandler gleich, der geschlossenen Auges sicher am Abgrunde hingeht, aber auf einen Zuruf das Gleichgewicht verliert, hinabgestürzt wäre von der Höhe seiner Auffassungsweise. Ich wollte das nicht auf mich nehmen.

Vielleicht auch, daß nichts im stande gewesen wäre, ihn zu beirren, daß er — in seiner Weise — recht hatte. Ich weiß, es ist eine gefährliche Wahrheit, daß jeder das Recht zu seinen Anschauungen in sich trägt, daß sie das Ergebnis seiner Persönlichkeit und seiner Lage sind. Aber sehen wir diese Wahrheit nicht immer wieder von neuem bestätigt und werden wir dann nicht schwankend, ob es uns zusteht, die Gesetze der Durchschnittsmoral an jede individuelle Lage und jeden individuellen Geist anzulegen? Giebt es doch juristische Fälle, wo das bestausgearbeitete Gesetzbuch nicht ausreicht. Und wer kann sagen, daß er das moralische Maß in Händen habe, mit dem er alle Tiefen des menschlichen Geistes- und Seelenlebens ausmessen könne?

Denn auch in dieser Tiefe giebt es eine Gegend, wo die „Mütter" thronen, wo kein Oben und Unten gilt, wo die Konfinien von Gut und Böse, von Wahr und Unwahr, ja, die von Intellektuell und Ethisch aufgehoben scheinen. Den es nicht grant, der mag wohl dort wohnen. Wer darf ihn verurteilen? Hebe der seinen Stein auf, der in der That und immer sein Leben nach seinen Überzeugungen zu gestalten den Mut und die Kraft besaß; der, welcher niemals gelogen hat, nicht ins Gesicht eines anderen, nicht in seinem Herzen, weder aus Eigennutz, noch aus Barmherzigkeit. Aber wir sind alle auf den Kompromiß gestellt.

Schweigend erreichten wir das Dorf. Als wir uns der Kirche näherten, um deren verwittertes Mauerwerk der Mondschein glänzend wob, gewahrten wir ein schwaches Licht im Inneren, und eine Melodie quoll uns entgegen: Nun ruhen alle Wälder.

Es war der alte Küster, der sich ein Abendlied spielte, und still und friedlich tönte es in die Nacht hinaus. Still und friedlich auch lag das Dörflein und lag es auf dem Antlitz des Mannes neben mir.

Wer aber vermöchte ihnen allen mehr zu geben als Frieden?

Digitized by Google

Das Seehospiz auf der Insel Norderney.

Neuere Bestrebungen
auf dem Gebiete des Krankenhauswesens.

Von

Heinrich Albrecht.

Der Begründer der wissenschaftlichen Hygiene in Deutschland, M. v. Pettenkofer, hat vor einigen Jahren gelegentlich eines Vortrages auf dem internationalen hygienischen Kongreß in Wien den interessanten Versuch gemacht, den Schaden, den die Krankheit verursacht, und den Gewinn, der sich aus der Verbesserung des allgemeinen Gesundheitszustandes ergiebt, in Geld auszudrücken. Man kann aus den Sterbeziffern eines Ortes, die ja überall mit großer Genauigkeit ermittelt werden, den Krankenstand und sogar die einzelnen Krankheitstage annähernd berechnen. Aus statistischen Untersuchungen in Krankenhäusern weiß man, daß auf einen Sterbefall durchschnittlich fünfunddreißig Krankheitsfälle kommen, und man weiß auch, daß auf einen Kranken durchschnittlich zwanzig Verpflegungstage treffen. Wenn man nun in einem Orte eine jährliche Gesamtsterblichkeit von dreißig vom Tausend der Einwohner annimmt, wie sie noch viele größere und kleinere Orte bei uns haben, so entspricht das 1050 Krankheitsfällen und 21 000 Verpflegungstagen für 1000 Einwohner im Jahre. Das stimmt so ziemlich mit der Annahme der Statistiker, daß ein Mensch im Durchschnitt von den 365 Tagen des Jahres etwa zwanzig Tage krank ist. Manchen Menschen fehlt im Jahr keine Stunde etwas, andere sind nur ein paar Tage, viele aber auch viele Monate lang krank. Die Krankheit ver-

Digitized by Google

ursacht nun aber nicht bloß Kurkosten für Arzt und Arzeneien und Verpflegungskosten, sondern verhindert auch noch die Arbeit, den täglichen Erwerb, der allerdings für verschiedene Kranke sehr verschieden anzuschlagen ist. Es ist nicht gleichwertig, ob ein Familienvater oder ein kleines Kind, ein Arbeiter, der viel, oder eine Arbeiterin, die wenig verdient, krank ist, rechnet man aber Kurkosten, Verpflegung und Erwerbsverlust — damnum emergens und lucrum cessans — durchschnittlich für einen Krankentag auf zwei Mark, so wird man gewiß unter der Wirklichkeit bleiben, und doch macht das im Jahr für 1000 Lebende 42000 Mark, oder für eine Million Lebende, wie sie etwa eine Stadt wie Wien zählt, zweiundvierzig Millionen Mark jährlich. Daraus berechnet sich leicht, welchen Geldwert die Verminderung der Sterblichkeit und damit auch der Krankheit für eine große Stadt hat. Wenn für Wien dreißig vom Tausend Mortalität zweiundvierzig Millionen Mark kosten, so kostet ein einziges vom Tausend 1400000 Mark. So viel würde also jährlich gewonnen, wenn die Sterblichkeit von dreißig vom Tausend nur auf neunundzwanzig sänke. Und dieses Geld darf nicht etwa als Kapital, sondern muß als Zinsen gerechnet werden, die man geduldig jedes Jahr zahlt. Zweiundvierzig Millionen Mark Zinsen zu vier Prozent kapitalisiert, macht 1050 Millionen, und eins vom Tausend der Gesamtsterblichkeit entspricht für eine große Stadt wie Wien einem Kapital von fünfunddreißig Millionen Mark, das zu verzinsen ist.

Der Laie erschrickt vor solchen Zahlen und hält sie ihrer Größe wegen für unglaublich, aber sehr mit Unrecht, und in diesem Lichte betrachtet, erscheint die Berechtigung zu den kolossalen Anforderungen, die in den letzten Jahrzehnten gemacht sind, um den Gesundheitszustand der Großstädte zu heben, über jeden Zweifel erhaben. Dieselben sind nicht mehr der Ausfluß vielleicht übertriebener Humanitätsbestrebungen, deren Nutzen sich nicht annähernd mit dem Kostenaufwand deckt, den sie verursachen, sondern sie erweisen sich ökonomisch als durchaus rentabel und sind nur die Verwirklichung eines wohldurchdachten und in seinen Ergebnissen voraus zu berechnenden Princips. Die öffentliche Gesundheitspflege, die sich die Durchführung dieser Erfolg verheißenden Aufgabe zum Ziel gesetzt hat, ist der Hauptsache nach vorbeugender Natur. Sie will nicht Krankheiten heilen, sie will das Entstehen von Krankheiten verhüten. Und doch können wir die Sorge für die Erkrankten in besonderen Anstalten, das Krankenhauswesen, mit vollem Recht als ein wichtiges Teilgebiet dem Wirkungskreise des öffentlichen Gesundheitswesens zuzählen. Die eigentliche Krankenhaushygiene, das heißt die Versetzung der Kranken in ihrem Zustande entsprechende günstige äußere Verhältnisse, trägt zu der Herabminderung der Sterbezahl vielleicht in erheblich höherem Grade bei als die Behandlung im engeren Sinne. Daher mußte, mit der richtigen Würdigung der Bedeutung hygienischer Maßnahmen überhaupt, auch diesem Zweige derselben eine immer erhöhte Beachtung zu teil werden, und wir sehen demgemäß in der Neuzeit das Bestreben, mit veralteten Anschauungen aufzuräumen und Besseres an die Stelle zu setzen, immer weitere Kreise ergreifen. Die richtigen Principien hierfür sind gefunden und haben sich hinreichend durch die Erfahrung bewährt, aber es fehlt, namentlich bei uns in Deutschland, vielfach noch an den Mitteln, ihnen zur Durchführung zu verhelfen. Staat und Gemeinde haben in den letzten Jahren an die Lösung einer Reihe so weittragender Aufgaben herantreten müssen, daß es erklärlich ist, wenn sie sich nur ungern mit neuen Unternehmungen befreunden. Aber vielleicht auf keinem anderen Gebiete der öffentlichen Wohlfahrt vermag der bemittelte und reiche Privatstand so segensreich einzugreifen wie gerade hier. Den glänzenden Beweis dafür liefert England mit seinen großartigen, aus privater Initia-

Digitized by Google

tive hervorgegangenen Schöpfungen auf dem Gebiete des Krankenhauswesens. Frankreich reiht sich in vieler Beziehung würdig an, und auch bei uns in Deutschland fehlt es nicht an vielversprechenden Anläufen. Aber es handelt sich bei uns eben nur noch um Anläufe, vielleicht aus dem Grunde, weil bei uns dem großen Publikum das Verständnis für diese Fragen weniger durch die Presse entgegengetragen wird, als dies anderswo zu geschehen pflegt. Aber es beginnt sich an allen Enden zu regen. Eine zielbewußte Agitation, die von berufenster Seite geleitet wird, hat gerade in diesen Tagen sich einer Reihe von Teilgebieten dieser bedeutungsvollen Frage bemächtigt, und überall in den Zeitungen lesen wir von Kinderheilstätten, Wöchnerinnenasylen, Rekonvalescentenhäusern, Heilanstalten für Brustkranke und ähnlichen Institutionen, für deren Errichtung Behörden, Vereine, Private interessiert und mit den entsprechenden Mitteln herangezogen werden sollen. Eine zusammenfassende Darstellung der wesentlichsten Gesichtspunkte, auf die es dabei ankommt, dürfte daher vielleicht gerade jetzt einem weitergehenden Interesse begegnen. Wenn wir den Versuch dazu an dieser Stelle unternehmen, glauben wir durch eine kurze geschichtliche Betrachtung dem weiteren Verständnis am besten entgegenzukommen.

Griechen und Römer kannten Krankenhäuser im Sinne der Neuzeit überhaupt nicht. Die Alten haben das Bedürfnis nach Hospitälern höchstens empfunden, wenn es sich darum handelte, das Eigentum des einzelnen wie des Staates vor Nachteil zu bewahren. Dementsprechend wurde in Athen den erkrankten Sklaven ärztliche Hilfe zu teil, und von den griechischen Truppen ist bekannt, daß sie im Felde von Ärzten begleitet wurden, und daß die Verwundeten schon zu Solons Zeiten auf Staatskosten verpflegt wurden. Bei den Römern fanden sich ebenfalls zur Aufnahme kranker Sklaven und Soldaten, vielleicht auch für die Gladiatoren, geeignete Räume, Valetudinaria, die in einzelnen Fällen bereits städtische Anstalten gewesen zu sein scheinen.

In den späteren Zeiten waren die Kranken und Siechen allein auf die Wohlthaten frommer Stiftungen angewiesen. Zwar waren letztere* zahlreich genug; sie konnten jedoch nicht verhindern, daß kranke und gebrechliche Menschen in Scharen die Mildthätigkeit an Kirchenthüren und auf den Straßen anriefen. Indessen sind die frommen Stiftungen, welche aus dem christlichen Gemeindebewußtsein hervorgegangen sind, von dem wesentlichsten Einfluß auf die Entstehung und Verbreitung der Anstalten für Kranke und Gebrechliche gewesen. Besonders ist es der Wirksamkeit der großen Krankenpflege-Brüderschaften, der Johanniter, der Templer, der Ritter vom deutschen Orden, zu danken, daß Hospitäler vor Hunderten von Jahren bereits an zahlreichen Orten in Deutschland errichtet wurden. Im östlichen Teile Preußens herrschte, bevor der deutsche Ritterorden den dort hart bedrängten Christen im Jahre 1230 zu Hilfe kam, jene Barbarei, die als Gesetz den Grundsatz anerkannte: „Würde ein Mann beladen mit kranken Weibern, Kindern, Brüdern, Schwestern, Gesinde, oder daß er selbst siechen würde, alsdann soll es in seinem Gefallen stehen, und wir loben's auch, wo er sich oder die siechende Person wollte verbrennen." Der Mord der Kranken und Altersschwachen galt als ein Opfer, den Göttern dargebracht, weil Schwache und Kranke den Göttern verhaßt und als von ihnen gezeichnet angesehen wurden. Solcher Lebensansicht gegenüber bildete der christliche Glaube mit seiner Fürsorge für die Kranken und Siechen den stärksten Gegensatz.

Die vom deutschen Orden in Königsberg, Elbing und anderen Orten errichteten Hospitäler sind die ersten in jenen östlichen Provinzen unseres Vaterlandes. In der Mark Brandenburg dagegen ist Markgraf Albrecht I. bereits der Begründer des ersten Hospitals im Jahre

* Guttstadt, Krankenhauslexikon. Berlin, 1886.

Digitized by Google

1160 geworden, nachdem er aus dem Gelobten Lande zurückgekehrt war und dort das Johanniterhospital in Jerusalem kennen gelernt hatte. Die Tempelherren haben wahrscheinlich die Hospitäler zu Frankfurt a. O., Müncheberg, Königsberg in der Neumark und an anderen Orten gegründet. Die Entstehung von Hospitälern in einem großen Teile Deutschlands ist demnach auf die Kreuzzüge zurückzuführen. Doch hatten die Wallfahrer aus Deutschland auf ihrer langen Reise Gelegenheit, noch andere Einrichtungen als die Krankenanstalten der Ritterorden in Jerusalem zum Vorbilde zu nehmen. Namentlich ist das berühmte Hospital zum heiligen Geist in Rom eine Musteranstalt für zahlreiche Hospitäler desselben Namens in allen Ländern, namentlich in Deutschland, geworden.

Zur Aufnahme von ansteckenden Krankheiten waren diese Hospitäler in der Regel nicht eingerichtet. Gewöhnlich wurden sie innerhalb der Städte an den Flüssen erbaut. Krankenhäuser für ansteckende Kranke sind dagegen außerhalb der Städte ebenfalls schon seit der Zeit der Kreuzzüge erbaut worden. Diese Spitäler wurden Aussatzhäuser, Leproserien, Gutleuthöfe, Lazarushäuser, Lazarette genannt und dienten zur Aufnahme der Unglücklichen, welche mit Aussatz, Lepra, behaftet waren. Von einer ärztlichen Behandlung der Aussätzigen in diesen Anstalten ist jedoch nichts bekannt geworden. Der Unglückliche, welcher durch Entscheidung des geistlichen Gerichts oder auf andere damals rechtmäßige Weise für aussätzig erklärt wurde, hatte nach einer kirchlichen Absonderungsceremonie das Kleid der Demütigung, das Lazaruskleid anzulegen, empfing ein Paar Handschuhe, ein kleines Fäßchen, einen Korb und eine Klapper und wurde in kirchlicher Prozession aufs Feld geführt, wo seine Hütte erbaut oder das Haus der Aussätzigen war.

Wenn somit schon früh im europäischen Westen unter den geschilderten Einflüssen Krankenhäuser entstanden, so haben wir uns darunter keineswegs Anstalten zu denken, die in erster Linie Heilanstalten im Sinne unseres heutigen Krankenhauswesens darstellten. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren die Hospitäler Anstalten, welche schon reichlich ihren Zweck zu erfüllen glaubten, wenn sie dem Kranken nur keinen Schaden brachten, notdürftige Aufbewahrungsplätze für dem Staat vorübergehend oder dauernd unnütze, ihm aber auf dem Halse liegende Individuen. Meist waren sie leider schlimmer: Stätten des Verderbens für die dort Aufgenommenen, Brutplätze für epidemische Krankheiten, gefürchtete Quellen der Gefahr für die Umwohner. In den Nachrichten über die Zustände des alten Pariser Hotel Dieu besitzen wir ein Beispiel hierfür, das für viele dienen mag. In einer vortrefflichen Denkschrift über die Pariser Hospitäler aus dem Jahre 1788 erklärt Tenon, es gebe vielleicht auf der ganzen Welt keine für Gesundheit und Leben gefährlichere Wohnung als das Hotel Dieu. Gewöhnlich betrug die Krankenzahl 2300 bis 2400, stieg aber gelegentlich auf 4800. Nur die Operierten lagen in einem besonderen Saale, der nur wenige Betten hatte. Kranke mit Masern, Scharlach, Grind, Krätze, ansteckenden Fiebern, Dysenterie, Wasserscheu lagen bunt durcheinander. In dem größten Saale und zwei mit ihm durch stets offene Thüren verbundenen Nebensälen lagen zusammen 700 Kranke. Von den Betten, die mit den Schmalseiten dicht aneinander, in drei bis vier, durch Gänge von zwei Metern Breite getrennten Reihen standen, war nur ein Teil für je einen Kranken bestimmt; in 733 Betten, welche nicht ganz zwei Meter lang und anderthalb Meter breit waren, lagen in jedem vier, auch sechs Erwachsene oder sechs bis acht Kinder. Der Lärm, der Schmutz, der Gestank in diesen Räumen, in welchen auf den Kranken nur sieben bis zehn Kubikmeter Luft kam und wegen der starken Entwickelung tierischer Wärme Feuerung nie nötig war, spottet jeder Beschreibung. Diese Zustände erregten zuletzt in dem

Digitized by Google

Maße allgemeines Ärgernis, daß die französische Regierung sich genötigt sah, eine Kommission einzusetzen, um den Übelständen zu steuern und die Principien eines Neubaues festzustellen.

Haben wir oben gesehen, daß die Entstehung zahlreicher Krankenhäuser im frühen Mittelalter wesentlich auf das Christentum und die in demselben wurzelnden religiösen Gemeinschaften zurückzuführen ist, so sehen wir im späteren Mittelalter und in der Neuzeit die Stiftung von Krankenanstalten seltener und seltener werden, und erst als im vorigen Jahrhundert der Staat, in der Person des unumschränkten Herrschers verkörpert, seine Machtvollkommenheit auf alle Gebiete des menschlichen Daseins ausdehnte, als aufgeklärte Fürsten sich den philanthropischen Bestrebungen der Zeit mit Eifer zuwandten, entstanden eine Reihe für die damaligen Anschauungen vortrefflicher Krankenhäuser, so die Berliner Charité 1710 durch Friedrich I. und nachher erweitert durch Friedrich II., das Friedrichshospital in Kopenhagen durch Friedrich V., das Allgemeine Krankenhaus in Wien 1784 durch Joseph II. ꝛc. Einzelne Städte folgten dem Beispiel der Könige, im allgemeinen aber geschah in den Städten Deutschlands, wo die alten Krankenhäuser zum großen Teil an die bürgerliche Gemeinde übergegangen waren, nur wenig. Erst mit der Erstarkung des Selbstverwaltungsprincips in unserer Zeit erkannten die Städte ihre Aufgabe auch auf diesem Felde und bildeten das Hospitalwesen weiter aus. Allerdings diente zunächst noch überall die Hilfe für Arme als Beweggrund für die Gründung und weitere Entwickelung der Anstalten, welche Kranke und Gebrechliche aufnehmen sollten, bis auch der Wert der Heilkunst in der Errichtung von Anstalten zur Ausbildung von Ärzten ihre öffentliche Anerkennung fand. Je weiter dann die medizinische Wissenschaft die Krankheitslehre ausbildete, desto eingehender beschäftigte sich die Staatsverwaltung mit dem Schicksal der Kranken und Gebrechlichen. Vorzugsweise in unserem Jahrhundert wurde erkannt, daß die Pflicht der menschlichen Gesellschaft gegen diese Unglücklichen wirklich erfolgreich nur dann erfüllt werde, wenn den verschiedenen Arten von Krankheiten und Gebrechen die ihnen zukommende Behandlung in besonders eingerichteten Anstalten zu teil werde. So entstanden neben den allgemeinen Krankenanstalten diejenigen zur Behandlung bestimmter Krankheiten, die Irren- und Idiotenanstalten, die Entbindungsanstalten, die Hospitäler und Siechenhäuser, die Blinden- und Taubstummenanstalten. Die staatliche Einwirkung auf die Errichtung dieser Anstalten beschränkt sich jetzt in der Regel darauf, die zur Ausbildung des Heilpersonals erforderlichen Institutionen aus Staatsmitteln zu begründen und zu unterhalten. In einzelnen Fällen werden sie für lokale Bedürfnisse durch Zuschüsse aus der Staatskasse unterstützt. Im übrigen sind die Selbstverwaltungskörper innerhalb des Staates durch gesetzliche Vorschriften gehalten, zur Heilung und Versorgung der ihnen angehörenden Kranken, Irren und Siechen die notwendigen Anstalten aus öffentlichen Mitteln zu beschaffen. Daneben fördert die freie Liebesthätigkeit der Vereine und einzelner die Entwickelung des Krankenhauswesens in wirksamer Weise.

Was nun die Technik des Krankenhausbaues anlangt, so zeigt sich ein bewußtes Hinarbeiten auf das Ziel, dem Kranken den Hospitalaufenthalt an sich schon durch Bau und Einrichtung nutzbringend zu gestalten, allerdings bereits in den während der ersten Decennien unseres Jahrhunderts entstandenen Korridorbauten.* Aber erst die neuen, mächtigen, seit kaum drei Jahrzehnten datierenden Fortschritte der Gesundheitslehre, der Lehre von der Ätiologie der Infektionskrankheiten und der damit innig zusammenhängenden antiseptischen Metho-

* Guischmann: Bau, Einrichtung und Lage der Krankenhäuser. Braunschweig. 1889.

Digitized by Google

den führten zu einer lebhaften, gesunden Reform des Krankenhauswesens. Schon lange wußten einsichtigere Ärzte, daß Licht und reine Luft in reichlichstem Maße, Vermeidung der Zufuhr oder Ansammlung und prompte Entfernung aller schädlichen und infektiösen Stoffe die Grundbedingungen jeder guten Krankenhauseinrichtung seien. Aber erst die neueren technischen und hygienischen Forschungen über Zusammensetzung und Bewegung der Luft in bewohnten Gegenden und Räumen, über die chemischen und physikalischen Verhältnisse des Bodens und des Grundwassers, über Natur, Entstehung, Tenacität und Zerstörung der Infektionskeime, haben die Wege gewiesen zur Erreichung des Zieles: eine größere Zahl kranker Menschen in derselben Anstalt nebeneinander unter hygienisch möglichst günstige Bedingungen zu setzen und ihnen diese zu erhalten. In der Anhäufung der Kranken unter einem Dach lag die Hauptschwierigkeit, diese Bedingungen zu erreichen. Man mußte den großen Bau in einzelne kleinere zerlegen, diese über einen größeren Platz, als der Kasernenbau einnahm, verteilen, um Licht und Luft von allen Seiten gleichmäßig auf kürzestem Wege an den Kranken herantreten zu lassen und direkteste Entfernung aller Abfallstoffe zu ermöglichen. So gelangte man zu dem sogenannten Zerstreuungssystem, das in den letzten Decennien für die wichtigeren Hospitalbauten maßgebend gewesen ist und das in den Barackenhospitälern seine letzte Konsequenz gefunden hat, das heißt Komplexen von ebenerdigen Pavillons für je zehn bis fünfzehn oder dreißig Kranke auf einem größeren Terrain, die, wie auf den ersten Blick einleuchtet, der oben aufgestellten Grundforderung in ganz anderer Weise zu entsprechen vermögen als die großen Kasernenbauten mit ihrem Gewirr von Gängen, Zimmern, Flügeln und Höfen. Für den Bauplatz eines solchen Krankenhauses ist die Entfernung aus dem Weichbilde der Stadt mit Rücksicht auf die Kosten unabweisbares Postulat und damit eine neue Garantie für die Befriedigung des Luft- und Lichtbedürfnisses gewonnen.

Wir haben diesen kurzen historischen Überblick über die Entwickelung des Krankenhauswesens gegeben, um zu zeigen, wie sich allmählich aus den traurigsten Zuständen heraus Verhältnisse und Anschauungen herausgebildet haben, die dem heutigen hohen Stande medizinischer und hygienischer Forschung entsprechen und den humanitären Bestrebungen unserer Zeit angemessen sind. Das gut geleitete Krankenhaus unserer Tage soll — weit davon entfernt, nur eine Unterkunftsstätte für solche zu sein, die der Gesellschaft lästig sind und eben irgendwo untergebracht werden müssen — nicht nur für seine Umgebung und seine Insassen keine Gefahr der Weiterverbreitung und Übertragung ansteckender Krankheiten in sich bergen, es soll vielmehr, abgesehen von jeder arzneilichen oder anderen Behandlung, den Kranken durch seine hygienischen Einrichtungen womöglich günstigere Lebensbedingungen schaffen, als die häuslichen Verhältnisse sie ihnen bieten. Ein großer Teil unserer modernen Krankenhäuser erfüllt diese Forderung, und wo derselben noch nicht entsprochen wird, ist man eifrig bemüht, derselben zu ihrer Verwirklichung zu verhelfen.

Aber hierbei ist man noch nicht stehen geblieben. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß man rationellerweise dazu übergegangen ist, eine weitgehende Specialisierung eintreten zu lassen, indem man den verschiedenen Arten von Krankheiten und Gebrechen die ihnen zukommende Behandlung in besonders eingerichteten Anstalten zu teil werden läßt. Schon innerhalb der großen allgemeinen Krankenhäuser wird diesem Princip dadurch Rechnung getragen, daß man chirurgisch zu behandelnde Kranke von den innerlich Erkrankten trennt, daß man alle an ansteckenden Krankheiten Leidende in abgesonderten Räumen oder womöglich ganz getrennten Baulichkeiten unterbringt. Das Zerstreuungssystem bietet hierzu die geeignetsten Handhaben, indem die verschieden großen

Digitized by Google

Pavillons oder Baracken je nach dem Bedürfnis für die eine oder die andere Kategorie von Kranken benutzt werden. Man hat aber dann ferner nach und nach aus den großen allgemeinen Krankenhäusern bestimmte Gruppen von Kranken ganz auszuschließen versucht und sie in Anstalten für sich untergebracht, die ihnen, dem speciellen Zweck angepaßt, eine weit zweckmäßigere Behandlung und Pflege zu bieten vermögen, als dies in den allgemeinen Krankenhäusern der Fall war. In diese Richtung fallen diejenigen Bestrebungen, welche wir, als der allerneuesten Zeit angehörig, hier nunmehr noch etwas eingehender betrachten möchten.

* * *

Die Lungenschwindsucht hat lange Zeit als unheilbar gegolten. Erst in verhältnismäßig neuer Zeit haben sich unwiderlegliche Erfahrungen aufgedrängt, welche das Gegenteil bewiesen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß alljährlich im preußischen Staate 88000, im Deutschen Reiche 160000 Menschen, das heißt etwa ein Siebentel aller überhaupt Sterbenden, an Schwindsucht zu Grunde gehen, und daß die überwiegende Mehrzahl dieser Opfer der mörderischen Seuche gerade den erwerbsfähigen Lebensaltern angehört, wird es erklärlich, daß die Ärzte aller Zeiten bestrebt gewesen sind, an diesem traurigen Facit einen Abstrich zu bewirken. Die Erfolge, die man bis vor kurzem in dieser Richtung erzielt hat, sind ausschließlich der hygienisch-diätetischen Behandlungsweise zu danken, wie sie in idealster Weise in besonders eingerichteten geschlossenen Anstalten durchgeführt wird. Es ist unzweifelhaft nachgewiesen, daß von den Kranken, denen diese Behandlung zu teil wurde, fünfundzwanzig bis achtundzwanzig Prozent zur Heilung oder doch zu einer an Heilung grenzenden Besserung gebracht zu werden vermochten. In diesen Tagen ist das, was der medizinischen Wissenschaft von je als Ideal vorgeschwebt hat, Wirklichkeit geworden. Dem Forscheringenium Robert Kochs verdanken wir ein Heilmittel, dessen specifische Wirkung auf den tuberkulösen Prozeß unzweifelhaft ist. Aber von dieser feststehenden Thatsache bis zur wirklichen Heilung der Schwindsucht ist noch ein weiter Schritt. Vor allem sind die geschlossenen Anstalten für die Pflege Lungenkranker nicht überflüssig, eher vielleicht unentbehrlicher als vorher geworden. Denn neben der specifischen Wirkung des neuentdeckten Mittels bedarf der mit demselben behandelte Kranke der sorgfältigsten Pflege und Überwachung, wie er sie gerade in den genannten Anstalten findet. Es leuchtet aber ohne weiteres ein, daß die Vorzüge der wenigen bewährten Anstalten dieser Art, die wir besitzen, nur der kleinen Zahl derer zu gute kommen können, welche über erheblichere Mittel verfügen, während doch gerade unter der arbeitenden Bevölkerung, wie genugsam bekannt, infolge der Beschäftigungsweise die Lungenschwindsucht relativ viel verbreiteter ist als in den besser situierten Gesellschaftsschichten. Das allgemeine Krankenhaus kann wohl den Schwindsüchtigen in vorgeschrittenen Stadien und bei schweren Komplikationen die hospitalmäßige Behandlung gewähren, es kann dagegen nicht der weit größeren Zahl derer, die noch arbeitsfähig sind, Unterkunft und vor allem die sorgfältige Pflege angedeihen lassen, die im Verein mit der specifischen Behandlung im stande sein würde, dem noch in den Anfangsstadien befindlichen Leiden Einhalt zu thun. Die folgerichtige Weiterentwickelung in den Specialisierungsbestrebungen im Krankenhauswesen würde es daher sein, wenn man, unter Benutzung der in den privaten Anstalten gewonnenen günstigen Erfahrungen, dahin gelangte, die allgemeinen Krankenhäuser ganz von dieser Kategorie von Leidenden zu entlasten und sie in Sanatorien unterzubringen, die nach dem Muster der geschilderten Anstalten eingerichtet sind. Das deckt sich mit der neuerdings bei uns in Deutschland in maßgebendsten Kreisen wiederholt und dringend erhobenen Forde-

Digitized by Google

rung der Begründung von Volkssanatorien für Lungenschwindsüchtige. Es würde mit der Erfüllung dieser Forderung keineswegs etwas ganz Neues geschaffen. In England* existieren bereits solche Anstalten, teils als ausschließliche Dependenzen einzelner Hospitäler, teils selbständig unter Vertragsverhältnis mit den verschiedenen Londoner Krankenhäusern. Auf dieser Grundlage bestehen die Sanatorien für unbemittelte Brustkranke zu Ventnor, Bournemouth und Sandgate, beide letztgenannten Anstalten dem großen Londoner Krankenhause für Lungenschwindsüchtige, Brompton Hospital, als ländliche Zweigstationen dienend. Sollen aber diese Anstalten wirklich ihrem Zweck entsprechen, so müssen sie, außer denjenigen Kranken, für welche Krankenkassen und Armenverbände zu sorgen haben, auch der breiten Gesellschaftsklasse zu gute kommen, deren Angehörige nicht zu den eigentlichen Armen gehören, für die aber ein Aufenthalt in den fernliegenden Sanatorien oder gar in klimatischen Kurorten unerschwinglich ist, das heißt die Verpflegungskosten dürfen nicht über ein bescheidenes Maß hinausgehen. Wie das erreicht werden kann, ohne daß die Anforderungen, welche an die Pflege und Ernährung dieser Kategorie von Kranken zu stellen sind, allzu sehr heruntergeschraubt werden müssen, wollen wir hier nicht näher untersuchen. Es giebt dafür Anhaltspunkte genug in der bestehenden Organisation unseres Krankenhauswesens, und da, wo öffentliche Mittel nicht ausreichen sollten, giebt es noch einen anderen Weg, der eingeschlagen werden könnte; die Engländer sind uns auf demselben weit vorausgeschritten. Die Zinsen der Stiftungen Privater für Krankenhauszwecke betragen in England jährlich viele hunderttausend Pfund Sterling, und die freiwilligen Jahresbeiträge erreichen annähernd eine eben solche Höhe. In England gehört es zum guten Ton, daß die Wohlhabenden zur Unterhaltung von Krankenhäusern beitragen; bei uns sind von einem ähnlichen Vorgehen erst die ersten Anfänge zu verzeichnen. Das Princip ist daher noch in hohem Maße ausbildungsfähig; vielleicht tragen auch diese Zeilen dazu bei, ihm Anhänger zu erwerben. Denn auf die Mitwirkung privaten Wohlthätigkeitssinnes rechnen auch bei uns in Deutschland die Bestrebungen, dem hier kurz entwickelten Gedanken zur Verwirklichung zu verhelfen, die voraussichtlich schon in allernächster Zeit auch bei uns eine Einrichtung ins Leben treten lassen werden, die sich anderenorts als segensreich bewährt hat und die auch bei uns die schönsten Früchte tragen wird.

Handelt es sich also hier noch um einen Wechsel, der auf eine, wenn auch nicht mehr allzu ferne Zukunft ausgestellt ist, so vermögen wir im folgenden ein Blatt aus der Geschichte des Krankenhauswesens aufzuschlagen, das uns die zu voller Frucht aufgegangene Saat edelster Menschenliebe vor Augen führt. Hat der verehrte Leser jemals Gelegenheit gehabt, die furchtbaren Verheerungen zu schauen, die der Schmutz und das Elend der Großstadt, die feuchten, dichtgefüllten Wohnräume in Straßen, in die sich nur selten ein Sonnenstrahl verirrt, die mangelhafte Wartung und Pflege, die vollkommen ungenügende Ernährung unter den unschuldigen Kleinen anrichten, deren Eltern schon denselben Schädlichkeiten ausgesetzt waren und den Keim von Siechtum und Krankheit auf die folgende Generation übertragen? Wir wollen uns nicht in die detaillierte Schilderung der traurigen Krankheitszustände einlassen, die als die Folgeerscheinungen von Rhachitis und Skrofulose ins Leben treten. Wer den Mut hat, sie selber zu schauen, der statte unseren Spitälern und Polikliniken einen Besuch ab. Möge ihm beim Anblick all des Elends und Jammers nicht bange werden! Man hat schon früh erkannt — ein englischer Arzt, Richard Russel,* war

* Finkelnburg, Centralbl. f. allgem. Gesundheitspflege, 1890.

* Scheimpflug, Die Heilstätten für skrofulöse Kinder. Wien, 1887.

Digitized by Google

der erste, der darauf hingewiesen hat —, daß, unter gleichzeitiger Herbeiführung günstiger hygienischer und Ernährungsverhältnisse, in der Seeluft und der Anwendung von Seebädern mächtige Heilfaktoren gegen diese Krankheitszustände gefunden werden. Diese Erkenntnis führte im Jahre 1796 zu der Errichtung des ersten Seehospizes für skrofulöse Kinder in Margate, etwa acht Wegstunden von London entfernt, an einem Strande, welcher heute zu den fashionabelsten Badeplätzen Englands zählt. Dasselbe wurde ausschließlich durch milde Beiträge und Legate Privater begründet und erhalten, dreimal, 1816, 1837 und 1848, umgebaut und erweitert, und im Jahre 1882 durch eine großartige Schenkung des berühmten Arztes und Hygienikers Erasmus Wilson um einen allen modernen Anforderungen in verschwenderischer Weise Rechnung tragenden Neubau bereichert. Die Anstalt, die einen Belegraum von zweihundertundfünfzig Betten hat, liegt unmittelbar am Strande, dessen sanft ansteigende sandige Beschaffenheit den freien und gefahrlosen Genuß der Seebäder und des Wellenschlages gestattet. Fünf Ärzte beaufsichtigen die Anstalt. Der elegante Bau, die Gartenanlagen, die freundlichen Laubengänge, welche an Regentagen den Kranken gestatten ins Freie zu treten, die geschmackvolle, ja fast zu luxuriöse innere Einrichtung, der Bilderschmuck der Säle, die sorgfältig gepflegten Blumen, dies alles macht mehr den Eindruck eines wohligen Heims als den eines Krankenhauses. Es bestehen daneben in England noch eine ganze Reihe von ländlichen Sanatorien und Küstenhospitälern, welche, wenn auch nicht ausschließlich zur Heilung skrofulöser Kinder bestimmt, einer großen Anzahl solcher Unterkommen und Pflege gewähren. Sie verdanken fast ausschließlich der Privatwohlthätigkeit ihre Existenz.

Auf gleicher Stufe wie die englischen, wenn nicht sie überragend, stehen die Leistungen, welche Italien seit den vierziger Jahren auf diesem Gebiete aufzuweisen hat. Zum Unterschiede von dem freien Albion, wo die Pflicht der Mildthätigkeit jeden einzelnen spontan auf das allgemein anerkannte Ziel hinlenkte, war es in Italien ein Mann, der Florentiner Arzt Barellai, dessen unermüdlichem Eifer und rührender Begeisterung es gelang, durch Abhandlungen, Flugschriften, Aufrufe und öffentliche Vorträge den Sinn und die Opferwilligkeit seiner Landsleute zur Ausführung des Planes zu gewinnen, dem er sein Leben geweiht hatte. Auf sein Verwenden vereinigten sich in zahlreichen Städten Italiens Lokalkomitees, deren Zahl sich heute auf mehr als hundert beläuft. Sie haben die Mittel aus privaten Sammlungen zu beschaffen, arme skrofulöse Kinder auszuwählen und sie in die Küstenheilanstalten zu schicken. Kehren die Kinder zurück, so liegt es ihnen ob, den Gesundheitszustand derselben im Auge zu behalten, da viele der widerholten Kuren bedürfen. Einzelne Komitees richten auch selbständig Seehospize ein. Die Zahl der letzteren beläuft sich auf etwa zwanzig, darunter, 1861 entstanden, das große Ospizio Vittorio Emanuele in Viareggio, welches für hundertundzwanzig Kinder Raum gewährt, und das 1869 begründete, am Lido, der ins offene Meer vorgeschobenen Lagunen-Insel Venedigs, gelegene ausgedehnte Etablissement für zweihundertundzwanzig Pfleglinge.

In Frankreich ist, nach Rauchfuß,* der Gedanke, die Wohlthat der Seebäder auch Armen zugänglich zu machen, zuerst von Fräulein Coraly Hinsch — später Madame Armengand — im Jahre 1832 verwirklicht worden, die im Jahre 1847 in Cette eine Seebadeheilanstalt mit vierundzwanzig Betten gründete. Aber erst auf die eifrigen Bemühungen des Pariser Arztes Dr. Perrochaud ist die eigentliche Begründung von Kinderheilstätten in Frankreich zurückzuführen. Überzeugt von dem Nutzen der Seebäder für Skrofulöse, gewann er im Sommer 1857 für seine Idee eine einfache Frau aus dem Volke, die Witwe

* Rauchfuß, Die Kinderheilanstalten; Gerhardts Handbuch der Kinderkrankheiten I. Band, 2. Abteilung.

Digitized by Google

Duhamel, welche täglich zweimal einige ihr anvertraute, mit schweren skrofulösen Leiden behaftete Pfleglinge des Findelhauses von ihrem Wohnorte, dem vom Meeresstrande weit entfernten Orte Grossiers, auf einem Karren zum Strande hinausfuhr, sie dort badete, ihre eiternden Glieder wusch und verband. Die überraschend günstigen Erfolge, welche die ihrer Aufgabe sich aufopfernd hingebende Frau erzielte, ähnliche Resultate, welche durch die Unterbringung solcher Kinder bei einer anderen Frau in deren Wohnung am Strande bei Berck erreicht wurden, sicherten der guten Sache einen durchschlagenden Erfolg. Zunächst wurde eine jährlich wachsende Zahl skrofulöser Kinder der Pariser Kinderhospitäler und des Findelhauses an den Strand von Berck geschickt und dort in Mietwohnungen der Obhut barmherziger Schwestern anvertraut. Das Jahr 1861 sah jedoch schon einen zweckmäßig eingerichteten Holzbau, einen luftigen, zweistöckigen, hundert Betten fassenden Doppelpavillon, entstehen, und acht Jahre später wurde diese Anstalt durch das großartige, für sechshundert Betten eingerichtete Hôpital Napoléon — seit dem Sturze des Kaiserreichs heißt die Anstalt Hôpital maritime — ersetzt. Es sind fast ausschließlich Pfleglinge der beiden großen Kinderhospitäler und des Findelhauses, welche nach Berck zur Seebadekur geschickt werden. Die Anstalt ist das ganze Jahr über geöffnet; im Winter baden die Kinder in einem geräumigen, mit gewärmtem Seewasser gefüllten Schwimmbassin. Daneben besteht in Berck noch eine musterhaft eingerichtete Privatanstalt für hundertfünfzig Pfleglinge, und ein kleines Haus für Kinder israelitischer Konfession, das einer Stiftung der Familie Rothschild seine Entstehung verdankt. Zwei kleinere Anstalten zur Pflege skrofulöser Kinder an der Meeresküste jüngeren Datums sind das Asile Froeland in Nizza und das Hôpital Dollfus in Cannes.

Belgien besitzt zwei große Seehospize, das eine in Middelkerke, zwei Wegstunden westlich von Ostende gelegen, für dreihundert Pfleglinge, dessen Bau durch ein Legat des verstorbenen Mr. Roger de Grimberghe in Höhe von einer halben Million Franken ermöglicht wurde, ein zweites für zweihundert Pfleglinge, von Dr. van den Abeelen aus Brügge in dem kleinen Dünendorfe Benduyne unweit Blankenberghe errichtet. An der Nordseeküste schließen sich die drei holländischen Anstalten in Zandvoort, Scheveningen und Wyk van Zee an. Dänemark hat ein für hundertundfünfzig Pfleglinge eingerichtetes vortreffliches Hospiz in Refsnaes auf der Insel Seeland, das 1873 auf Anregung von Professor Engelsted aus privaten Mitteln errichtet wurde, und endlich ist noch das in Oranienbaum, zweiundvierzig Kilometer von St. Petersburg gelegene Asyl zu erwähnen, das 1870 von der Großfürstin Katharina gestiftet wurde.

Der vorwiegend kontinentale Charakter Deutschlands ist die Hauptursache, daß man an die Begründung von Seehospizen hier am spätesten gegangen ist. Dagegen sind seit den vierziger Jahren zahlreiche Heilanstalten für skrofulöse Kinder in Soolbädern und klimatischen Kurorten entstanden, deren wir heute bereits über zwanzig zählen, zum Teil, wie die Kinderheilanstalt in Salzuflen, das Viktoriastift in Kreuznach u. a., auch in bauhygienischer Beziehung mustergültige Anstalten. Dieselben sind durchweg nur für einen Sommeraufenthalt der Kinder eingerichtet und werden durch die von allen Seiten zufließenden Spenden, Stiftungsbeiträge, die alljährlich von kirchlichen und weltlichen Behörden eingeleiteten Kollekten und garantierten Zuschüsse unterhalten. Sie nehmen ihre Pfleglinge in der Regel gegen ein sehr mäßiges Pflegegeld, eine nicht geringe Anzahl auch unentgeltlich auf. Es konnte nicht fehlen, daß angesichts der hier erzielten Erfolge auch an der deutschen Küste die emsige Arbeit des Diakonissentums, der die Entstehung der Anstalten in den Soolbädern hauptsächlich zu danken ist, die Begründung von Küstenstationen für skrofulöse

Digitized by Google

Kinder ins Werk setzte. So entstand unter der rührigen Leitung des Pastor Rodenbäck auf der Insel Norderney im Jahre 1876 das erste deutsche Seehospiz. Desgleichen begründete die Diakonissenanstalt in Flensburg ein kleines Kinderhospiz in Wyk auf Föhr. An der Ostsee entstanden seit 1880 kleinere Küstenasyle in Groß-Müritz in Mecklenburg und Zoppot bei Danzig. In weiteren Kreisen in Deutschland den Gedanken der Seehospize populär gemacht zu haben, ist das Verdienst des verstorbenen Marburger Professors Beneke. Er ging von der Idee aus, daß die Ausrottung der das Volk durchseuchenden Skrofulose eine nationale Angelegenheit sei, und daß deren Bekämpfung vornehmlich durch große maritime Stationen, welche auch im Winter thätig und mit dem ganzen wissenschaftlichen Heilapparat ausgerüstet sind, anzustreben sei. Die Mittel sollten nach Benekes Plan durch eine nationale Subskription herbeigeschafft und einem centralistisch organisierten Exekutivorgan übergeben werden, welches die Wahl der Orte an den deutschen Küsten, sowie die bauliche und administrative Leitung der zu errichtenden Anstalten zu besorgen hätte. Dieser schöne Gedanke fand seine Verwirklichung, indem Kaiser Wilhelm I. für den Fall, daß die Nationalsubskription die Höhe von 250000 Mark erreichen würde, eine gleiche Summe in Aussicht stellte. Das Gelingen dieser Subskription und die an diese Bedingung geknüpfte Schenkung des Kaisers ermöglichten dem „Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten", zunächst in Norderney an die Errichtung eines im großen Stil angelegten Hospizes zu schreiten. Die großartige im Pavillonsystem durchgeführte und musterhaft eingerichtete Anstalt wurde am 1. Juni 1886 dem Gebrauch übergeben. Das Etablissement hat die Bestimmung, seine Arbeit ununterbrochen auch den Winter hindurch fortzusetzen, und dementsprechend sind die Gebäudeanlagen so konstruiert, daß sie gegen alle Unbilden des Wetters Schutz bieten. Dieselben bieten Raum für etwa zweihundertundfünfzig Pfleglinge und waren in den letzten Jahren während der Sommermonate regelmäßig voll besetzt. Für die aufzunehmenden Kinder ist ein wöchentliches Pflegegeld von zehn bis fünfzehn Mark zu zahlen. Ein erheblicher Teil der Unterhaltungskosten wird durch freiwillige Beiträge gedeckt.

Wir haben gesehen, daß heute, dank dem humanitären Zuge, der durch unser Zeitalter geht, alle Kulturstaaten eine mehr oder minder große Reihe von Heilanstalten besitzen, die nach den neuesten technischen und hygienischen Grundsätzen vortrefflich für ihre Zwecke ausgerüstet sind. Aber es giebt eine ganze Reihe von Krankheiten, die ein großes Kontingent der in Krankenanstalten Verpflegten liefern, denen der Aufenthalt im Krankenhause zwar für eine bestimmte Zeit von entschiedenem Nutzen ist, die aber darüber hinaus oft durch eine sich auf Jahre erstreckende Verpflegungsdauer die Anstalt, indem sie schwerkranken, rascher Hilfe bedürftigen Pfleglingen die Hospitalbehandlung entziehen, auf das empfindlichste lahmlegen. Würde man sie dagegen einfach der Not und den elenden hygienischen Verhältnissen des täglichen Lebens wieder übergeben, so würde in kürzester Frist der durch die Hospitalbehandlung gestiftete Nutzen wieder verloren gehen. Wer kennte nicht aus eigener Anschauung wenigstens die eine oder andere Seite des Lebens der Armen und Elenden in den Großstädten, in den Centren der Industrie und — des Luxus? Und kennt er sie nicht, so ist von berufenster Feder oft genug geschildert, wie sich aus diesem Leben Verbrechen und Laster, vor allem aber Siechtum und die ganze Volksgesundheit vergiftende Krankheitskeime entwickeln. Doch wir brauchen gar nicht einmal so weit hinabzusteigen. Tausende von Angehörigen der Gesellschaftsklassen, die noch lange nicht zu den ärmsten und elendesten gerechnet werden, führen unter hygienischen Bedingungen ihr Leben, welche sich fast ebenbürtig mit

Digitized by Google

den in den erwähnten Schilderungen gekennzeichneten Zuständen erweisen. Ganz einfache und oft nichts weniger als ernste Krankheiten bieten daher der Heilung Schwierigkeiten, deren Bedeutung nur zu oft noch durch den indolenten Charakter des Patienten selbst, die Lieblosigkeit seiner Umgebung ins Ungemessene gesteigert wird. Wie unendlich viele Frauen der niederen Stände nehmen z. B. die schwersten Schädigungen aus dem Wochenbett mit hinweg, werden durch allzu frühe Rückkehr zu anstrengender Thätigkeit bei schlechter Ernährung zu dauernder Invalidität geführt. Je kümmerlicher aber die Erwerbsverhältnisse eines Hausstandes, um so beklagenswerter das Los der siech aus dem Wochenbett aufgestandenen jungen Frau. Tiefe Verbitterung, unheimlich schnelles Altern sind leider nur zu häufig die Folge, wenn sie infolge der zurückgebliebenen krankhaften Zustände erst gleichgültig, bald roh und rücksichtslos von dem Manne behandelt wird.

Es ist auf den ersten Blick schwer zu erklären, daß diese der alltäglichen Beobachtung so leicht zugänglichen Thatsachen erst so spät — bei uns wenigstens — auf Abhilfe haben Bedacht nehmen lassen. Denn im Auslande sind Heimstätten für Genesende, Asyle für Wöchnerinnen längst bekannte Institutionen, deren segensreiche Wirkungen nicht verborgen bleiben konnten. In Frankreich* gab es schon im siebzehnten Jahrhundert, schon seit 1628 Asyle für Genesende. Das Hotel Dieu hatte seit 1640 sein Rekonvalescentenhaus, für welches besonders der Kardinal Mazarin reiche Mittel spendete. 1850 folgte das Hôpital de la Charité, indem eine Wohlthäterin, Frau Angèle de Faure, 27000 Franken zu einem Rekonvalescentenhause stiftete. Im achtzehnten Jahrhundert hatten, namentlich durch die Thätigkeit geistlicher Orden, wohl die meisten großen Krankenhäuser in Frankreich besondere Anstalten für Rekonvalescenten. Durch königliche Ordre von 1781 wurde ihre Einrichtung auch für die Militärlazarette anbefohlen. Aber das alles ging in den Stürmen der Revolution, durch Einziehung der geistlichen Güter, zu Grunde, und erst wieder um 1824 — etwa zu derselben Zeit, wo in England die gleiche Bewegung in Fluß kam — begann von neuem die Thätigkeit auf diesem Gebiete. Es kam derselben namentlich eine große Stiftung des bekannten Menschenfreundes Montyon zu gute, und das zweite Kaiserreich brachte dann die älteren Pläne in stattlichster Weise zur Ausführung. Durch die Initiative Napoleons III. wurde der Bau und die Ausstattung der beiden großen Anstalten — in Vincennes für fünfhundertzweiundzwanzig Männer, im Vésinet für dreihundertundfünfzig Frauen und fünfzig Kinder — ermöglicht. Diese beiden großen Anstalten, sowie die in Lyon von hundert Betten, sind staatliche und stehen unter der Oberaufsicht des Ministeriums des Inneren. Neben diesen Staatsanstalten ist auch die private Wohlthätigkeit in Frankreich eifrig an der Arbeit für die gleichen Zwecke und hat z. B. in Paris ein Wöchneriunenasyl gegründet, welches besonders für junge außereheliche Mütter von sechzehn bis zweiundzwanzig Jahren bestimmt ist und dieselben bis zur Dauer von drei Monaten unentgeltlich aufnimmt. Zum Teil sind die erwähnten Seehospize für Kinder hierherzurechnen. Außerdem besteht für in Paris erkrankte Kinder die große von dem Grafen de la Rochefoucauld gegründete Rekonvalescentenanstalt in Roche-Guyon mit hundert Betten, sowie für Mädchen die Anstalt in Epinay, für welche die Baronin Montour das Haus geschenkt hat.

Allen Ländern voran steht England in Bezug auf die Ausbildung der öffentlichen Rekonvalescentenpflege. Es besaß — ohne Schottland und Irland — schon 1882 257 Rekonvalescentenhäuser mit 5248 Betten, und zwar besonders zahlreich an der schönen Südküste, in Brighton, Dover, Margate, Hastings, East-

* Güterbock, Die öffentliche Rekonvalescentenpflege. Leipzig, 1882.

Digitized by Google

bourne, der Insel Wight u. s. w. Auf London und dessen nächste Umgebung kommen allein siebenunddreißig Häuser, welche zusammen über ein Jahreseinkommen von 38 500 Pfund Sterling verfügen. Diese vielen Anstalten haben sich seit 1821 entwickelt, und alle sind ausschließlich aus Mitteln der Privatwohlthätigkeit hervorgegangen. Eine beträchtliche Anzahl dieser Rekonvalescentenhäuser gewähren ganz freie Pflege, andere thun es für einen Teil der Aufgenommenen, in den übrigen muß bezahlt werden. Die meisten englischen Rekonvalescentenhäuser sind selbständige Anstalten, ein Teil steht im Zusammenhang mit größeren Krankenhäusern, nimmt also nur die aus letzteren überwiesenen Genesenden auf. Eine ganze Anzahl, namentlich die kleineren, sind für besondere Krankheiten bestimmt. Endlich besitzt England eine Reihe Wöchnerinnenasyle. Obenan steht das von der Prinzessin Friederike von Hannover in der Nähe von Hampton Court 1881 eröffnete Asyl, dem sich andere, so das Queen Charlotte's Convalescent Hospital for Lying-in-Women im Norden Londons (Kilburn) und das von einer Mrs. Wilson im Südwesten Londons begründete Haus, anschließen, das speciell für unverheiratete Wöchnerinnen bestimmt ist, um denselben nach der Entbindung die Aufnahme einer anständigen Thätigkeit zu erleichtern.

Im Vergleich zu dem wirklich großartigen Gesamtbilde, welches diese Leistungen darbieten, ist das, was Deutschland bisher auf diesem Gebiete aufzuweisen hat, ärmlich zu nennen. Nicht daß es bei uns an Anregungen gefehlt hätte, den gleichen Weg zu beschreiten, aber die reichen Mittel, die in Frankreich und England namentlich die Privatwohlthätigkeit zur Verfügung gestellt hat, sind in Deutschland für diese Zwecke bisher nicht zu erschwingen gewesen. Es sind daher nur kleine Anfänge, über die wir zu berichten haben. Wenn wir von den Einrichtungen absehen, die in einer Anzahl von Bädern zur Aufnahme leidender Militärpersonen bestanden, ist das erste Rekonvalescentenhaus in Deutschland 1861 in München durch den Eifer des Herrn Joseph Ritter v. Mann ins Leben gerufen, welcher zu diesem Zweck einen Verein gründete. Durch eine beträchtliche Stiftung des Herrn Martin Adelmann, welcher sein ganzes Vermögen der Stadt München für diesen Zweck vermacht hatte, hat die Anstalt seit 1879 einen größeren Aufschwung genommen. Sie verfügt über zwanzig Betten und nimmt jährlich etwa 400 Pfleglinge auf, die durchschnittlich achtzehn bis neunzehn Tage in der Pflege verbleiben.

Frankfurt a. M. besitzt seit 1865 in der „Mainlur" — eine Stunde von der Stadt entfernt am Main, in Fechenheim, gelegen — ein Rekonvalescentenhaus von fünfundzwanzig Betten. Es ist ein Anhängsel des Hospitals zum heiligen Geist, dessen Rekonvalescenten in die Mainkur geschickt werden, unter ihnen aber auch zahlreiche unbemittelte Personen aus der Stadt, die der Erholung bedürftig sind.

Eine ganz vorzügliche Anstalt zur Pflege Genesender ist für Straßburg i. E. in der Ruprechtsau von einem hochsinnigen Wohlthäter, dem Rentner Ehrmann, 1876 mit einem Kapital von 850000 Mark gestiftet. Auf einem ausgedehnten Grundstück gelegen, ist die Heimstätte für fünfzig bis sechzig Pfleglinge, Männer und Frauen, berechnet und nimmt in besonderen Abteilungen auch Kinder auf.

Für Berlin hat zuerst im Dezember 1886 der Johanniterorden in Lichterfelde ein Haus zur Pflege Genesender geöffnet, anfangs mit zehn, dann mit zwanzig, jetzt mit fünfundzwanzig Betten. Im Jahre 1887 aber that der Berliner Magistrat den ersten Schritt auf dem Gebiete der öffentlichen Rekonvalescentenpflege. Mit einem Aufwande von etwa 130000 Mark wurden die Herrenhäuser der beiden Rieselgüter Blankenburg im Norden und Heinersdorf im Süden der Stadt zur Aufnahme von je vierzig Rekonvalescenten umgebaut und eingerichtet, jenes für weibliche, dieses für männliche Personen,

Digitized by Google

und noch in demselben Jahre eröffnet. Die Anstalten füllten sich bald. Schon im ersten Sommer genügte die freilich geringe Zahl der Betten dem Andrange nicht, da besonders von seiten des großen Berliner Gewerks-Krankenvereins zahlreiche Genesende zugeschickt wurden. In dem Jahre vom 1. April 1888 bis 30. März 1889 sind in beiden Anstalten 800 bis 900 Genesende verpflegt worden. Hatte die Stadt Berlin die Heimstätten auf ihre Kosten hergestellt und ein großes Areal an Garten und Park dazu hergegeben, außerdem auch für Freistellen an jeder der beiden Anstalten je 2000 Mark jährlich angewiesen, so sollte doch im übrigen die Unterhaltung derselben durch Einzahlungen der Pfleglinge, oder für dieselben durch dritte, durch Kassen ꝛc., bestritten werden. Die Heimstätten sollten nicht Armen-, sondern Wohlthätigkeitsanstalten sein. Es ist demnach ein Pflegegeld, das für Kopf und Tag 1,75 Mark beträgt, zu zahlen. Der Aufenthalt soll der Regel nach drei Wochen nicht überdauern, doch kann eine Verlängerung auf Befürwortung des Anstaltsarztes eintreten. Die Bettenzahl in Blankenburg wurde schon zu Anfang des Sommers 1889 auf vierundfünfzig, in Heinersdorf auf sechzig erhöht, und kürzlich konnte, dank der Spende eines ungenannten Wohlthäters, in Blankenburg eine große Baracke aufgeschlagen werden, die für den Sommer Raum für weitere sechzehn Betten gewährt. In Heinersdorf, Blankenburg und Lichterfelde sind jetzt also zusammen hundertfünfundfünfzig Betten für Genesende vorhanden. Ein Asyl für genesende Wöchnerinnen ist augenblicklich im Bau.

Das sind zwar nur Anfänge, aber sie weisen, im Verein mit den in anderen Ländern gewonnenen Erfahrungen, die Wege, auf denen weitergeschritten werden muß. Es fehlt bei uns in Deutschland nicht an Männern, die von dem Segen, den die Durchführung des als richtig Erkannten verheißt, überzeugt und bereit sind, ihre agitatorische Kraft für die gute Sache einzusetzen. Es fehlt dem Deutschen auch nicht an Wohlthätigkeitssinn. Aber es kommt noch eins hinzu: der auf allen Gebieten der öffentlichen Krankenpflege anerkannte Grundsatz, den ihr anheimfallenden Kranken durch alle nur denkbaren Kurmittel zu einer möglichst schnellen und möglichst vollständigen Herstellung der Gesundheit zu verhelfen, ist keineswegs der Ausdruck einer übertriebenen, von moderner Sentimentalität bedingten Humanität.* Es handelt sich vielmehr um ein volkswirtschaftlich wichtiges Moment, wenn wir verlangen, daß jeder Kranke so weit gebracht werde, daß er vor Rückfällen sicher und so kurze Zeit, wie nur irgend thunlich, arbeitsunfähig und Gegenstand fremder Unterstützung ist.

In richtiger Erkenntnis dieser Thatsache werden die Bestrebungen, welche auf dem von uns im vorstehenden kurz geschilderten Gebiete unseres öffentlichen Lebens sich überall regen, auch der wirksamen Unterstützung von Staat und Gemeinde nicht ermangeln. Denn, wie wir eingangs bereits hervorgehoben haben, macht sich gerade jetzt auf diesem Felde eine Agitation geltend, wie wir sie lange nicht erlebt haben. Es gilt auf der einen Seite den weiteren Ausbau des erfolgreich begonnenen, auf der anderen die Grundsteinlegung für einen Aufbau, dessen Konstruktionsprincipien im voraus auf das beste berechnet sind und der sich auf dem festen Fundament der Erfahrung zu einem stattlichen Gebäude erheben wird. Die Baumeister sind gerüstet und bereit, ihr Werk zu beginnen. Es fehlt an nichts als dem Baumaterial, und dieses zu beschaffen, kann jeder beitragen, dem im Überfluß gegeben ist.

* Güterbock, a. a. O.

Digitized by Google

Frontansicht einer Hütte der abhängigen Penong.

Cambodja.

Von

C. W. Rosset.

II.

Der für Cambodja wichtigste und einträglichste Industriezweig ist der Fischfang auf dem Mehkong und seinen Nebenflüssen, sowie auf dem Großen See. Von getrockneten und gesalzenen Fischen werden jährlich 200000 Pikul exportiert. Der Mittelpreis pro Pikul beträgt vier Piaster. Man verwendet ferner die Blasen und das Fett. Letzteres könnte gereinigt sehr nützlich für die Fabrikation von Seife verwendet werden. Es kostet im Lande selbst nur fünf Mark für das Pikul.

Der Toule Sap oder Große See liegt zwischen dem 12. und 13. Grad nördl. Br. und 101 Grad 20 Min. und 102 Grad 20 Min. östl. L. (Paris). Er hat dasselbe Klima wie das übrige Cambodja. Der allgemeine Anblick bietet eine unermeßliche Wasserebene dar, die von meist überschwemmten Wäldern und von sumpfigen Ebenen umgeben ist. Einige kleine Inselchen, halb unter dem Wasser verloren, zeigen eine bleiche und monotone Vegetation, aus welcher die gelben Wipfel einiger armseliger und verkrüppelter Bäume hervorragen. Der Boden in der Nähe des Sees ist schlammig, bisweilen sandig. Der Anblick, welchen der See gewährt, wenn man von Süden her in ihn einfährt, ist ein sehr malerischer. Das nördliche Ufer ist nicht sichtbar, nur

Digitized by Google

eine in dem blauen Dunst der Ferne sich verlierende Gebirgskette, deren Gipfel in die Wolken tauchen, schimmert herüber. Wenn die Wassermasse stark bewegt ist, so gleicht der See einem Meer.

Der Fischreichtum des Sees grenzt ans Fabelhafte. Die Fische, die in außerordentlich zahlreichen Arten und in trefflicher Qualität vorkommen, sehen sich, wenn in der trockenen Zeit die Gewässer des Sees auf ihren niedrigsten Stand fallen, in diesem Becken wie in einer Reuse überrascht und suchen, wenn sie Gefahr wittern, durch alle Ausgänge aus dem See zu entkommen. Jetzt machen die diesen Zeitpunkt abwartenden Fischer wunderbare Fänge; sie können die in den ausgangslosen Gruben verspäteten Fische so zu sagen mit der Hand greifen. Um den Fang noch günstiger zu gestalten, graben die Eingeborenen verschiedene Becken aus, leiten durch einen kleinen Kanal das Seewasser hinein, dämmen den Zugang später wieder ab, schöpfen das Wasser mit Gefäßen aus und ergreifen, was sich von Fischen hineinverirrt hat.

In den ersten Tagen des Monats Dezember begeben sich die Fischer zum Tonle Sap und warten hier, bis das Wasser genügend gesunken ist. Während der Fahrt machen viele von ihnen Station in Compong-chnang und versorgen sich dort mit dem nötigen Bambusvorrat. Jeder Bambusstamm kostet ungefähr zwanzig Pfennige. Für eine Fischerei sind ungefähr fünfhundert solcher Bambusstämme nötig. Die Bambus werden zur Herstellung der verschiedenen Fanggerätschaften benutzt, namentlich zur Anfertigung der Barrieren, durch welche die Arroyos, die Zuflüsse des Großen Sees, abgesperrt werden. Es ist erklärlich, daß diese Barrieren oft einen ziemlich großen Umfang haben müssen. Die Arroyos, welche in der dürren Zeit vollständig austrocknen und versumpfen, in der nassen Zeit aber von dem Regen gespeist werden, besitzen immerhin eine ziemliche Breite, bis zu fünfzig Metern. Um die Bambusstäbe miteinander zu verbinden, verwendet man Rotang oder Palmried, welches in Paketen zu je zwanzig Stück in den Handel kommt, das Paket vierzig Pfennige. Eine Fischerei bedarf solcher Pakete ungefähr fünfhundert.

Während die Fischer den günstigen Augenblick abwarten, wo sie ihr Gewerbe auf dem Tonle Sap beginnen können, fahren sie mit ihren Arten in den noch überschwemmten Wald, die Boote geschickt zwischen den Bäumen hindurchlenkend, und wählen dort die besten Baumstämme aus, die ihnen für ihre Bauwerke und Vorrichtungen als Pfähle und Zimmerholz dienen sollen. Sie hauen die Äste ab, köpfen den Baum und entfernen häufig auch noch die Rinde, letzteres, um zu verhüten, daß mit ihr Insekten in die Wohnung gebracht werden.

Für alle diese Operationen haben sie ihre Diener, welche für die Dauer der Fischsaison vom Dezember bis zum Juni gemietet werden. Der Fischereibesitzer liefert einem jeden von ihnen ein großes Messer, eine Art Fleischermesser, welches dazu dient, Holz zu fällen, Bambus zu schneiden, die gefangenen Fische zu köpfen u. s. w. Er giebt ihnen ferner die nötige Reisration, ferner je zwei Kilogramm Betel und Tabak; außerdem wird der Diener von seinem Herrn gekleidet und erhält ein Beinkleid, ein Hemd und einen Hut, und diese Gegenstände werden ersetzt, wenn sie zerrissen sind.

Wenn die Gewässer genügend gesunken sind und wenn die Tiefe des Sees in der Mitte nicht mehr als drei Meter beträgt, so gehen die Fischer an den See. Sie konstruieren zuerst die Trockenvorrichtungen für die Netze, welche höher angebracht sein müssen als die Häuser. Zu diesem Zweck rammt man eine lange Reihe starker Pfähle in die Erde. An denselben werden übereinander in einer Entfernung von etwa einem Meter zwei horizontale Querbalken aus Bambus befestigt. Das Netz wird an den oberen Querbalken angehängt; der andere dient als Trittbrett.

Neben den Trockenvorrichtungen stellt man Hürden her, auf welchen die Fische

Digitized by Google

ausgelegt werden. Dieselben werden auf mehreren Pfählen befestigt, welche in den Seeboden eingerammt und etwas oberhalb des Wassers abgeschnitten sind.

Zerschneiden der Fische.

Jeder Fischer baut außerdem vor dem Trockenplatz ein oder zwei dem Buddha geweihte Häuschen. Diese zierlichen Miniaturbauwerke aus Stroh liegen nach dem See hinaus und sollen die Gottheit geneigt machen, der Fischerei ihren Schutz angedeihen zu lassen. Sie sind gewöhnlich mit kleinen glänzend farbigen Fähnchen geschmückt. In ihrem Inneren befinden sich ungestalte Steine, die von den benachbarten Bergen herangeschleift sind. Einige dieser Steine sind mit einem Mund und zwei Augen in grober Weise bemalt.

Die Fischer bauen gewöhnlich ihre Hütten nahe am Ufer des Sees oder an der Mündung der Arroyos und an den Stellen, wo nach ihrer Erfahrung das Wasser am wenigsten verdorben und demnach einigermaßen trinkbar ist. In der Fischsaison sieht man ganze Fischerdörfer allmählich entstehen, und die Bedeutung, welche dieselben haben, hat die cambodjanischen und siamesischen Behörden veranlaßt — der nördliche Teil des Toule Sap gehört bekanntlich zu Siam —, zur Überwachung der Fischer besondere Beamte zu entsenden, welche Polizeigewalt und Gerichtsbarkeit in den Fischerdörfern ausüben. Nur selten trifft man an den Ufern des Sees Fischereien, welche vollständig isoliert daliegen.

Im Monat März ist der Anblick eines Fischerdorfes sehr malerisch. Alle die hoch über die Wasserfläche sich erhebenden Häuser mit ihren langen Bambusstützen, die zahlreichen, oft wunderlich gestalteten und mit schreienden Farben bemalten Boote, die an den Trockengestängen ausgebreiteten Netze und die geschäftigen Leute bieten eine äußerst reizvolle Augenweide dar.

Man unterscheidet die annamitischen und cambodjanischen Barken sehr leicht von den siamesischen. Letztere sind nied-

Digitized by Google

lich gebaut, gut lackiert und mit einem ſchöngeflochtenen Dache verſehen, die erſteren dagegen, welche faſt nie aus dem Waſſer herausgekommen, gewähren einen ſehr unvorteilhaften ſchmutzigen Anblick.

Die Arroyos, welche ſich in den Tonle Sap ergießen, ſind ſehr fiſchreich. Infolgedeſſen ſieht man denn auch an ihren Ufern während der Saiſon zahlreiche Fiſchereiniederlaſſungen entſtehen. Es ſind meiſtens kleine Fiſchereien, denn da der Fiſchfang in den Arroyos bedeutend leichter und der Koſtenaufwand daher erheblich geringer iſt, ſo iſt hier für den kleinen Fiſcher ein günſtigeres Feld als am Großen See, wo nur mit enormen Fanggerätſchaften, die natürlich große Herſtellungskoſten verurſachen, gewirtſchaftet werden kann. Die Fiſcherei in den Arroyos iſt durchaus nicht unlohnend. Es finden ſich hier ſehr geſuchte Fiſcharten, die ſogenannten ſchwarzen Fiſche beiſpielsweiſe, welche von den Annamiten Ca-loc und Ca-boug (Ca = Fiſch) genannt werden und welche der europäiſche Naturforſcher zur Art des Ophiocephalus (Familie der Labyrinthfiſche) rechnet. Derſelbe bewohnt die Binnengewäſſer des indiſchen Feſtlandes und wird von den Eingeborenen viel gegeſſen, von den Europäern aber nicht ſchmackhaft befunden und wegen der ſchlangenähnlichen Kopfbildung verachtet. Nachdem dieſe Fiſche zu Markte gebracht, wird von ihnen ein Stück nach dem anderen abgeſchnitten; lange zappeln ſie noch nach dieſer grauſamen Zerſtückelung, und der qualvoll verendende Reſt wird als wertlos weg-

Zerſchneiden und Präparierung größerer Fiſche.

Digitized by Google

geworfen. Auch Gaukler führen Schlangenköpfe mit sich und lassen sie auf dem Trocken martervolle Turnkünste üben. Diese dunkelfarbigen Fische lieben es, sich in dem schlammigen Geäst der unter Wasser stehenden Gesträuche aufzuhalten, und sie getrauen sich nicht, über die Mündung des Arroyo hinaus in den Großen See zu gehen. Außerdem findet man in den Arroyos noch andere größere Fischarten, so den zur Familie der Siluriden (Welse) gehörigen Ca-lang und den zur Familie der Karpfen gehörigen Caho, welcher mehrere Fischarten bezeichnet, namentlich den in Indien häufig vorkommenden Catla Buchanani. Neben den eben genannten Fischen, welche getrocknet und gesalzen werden, giebt es noch sehr zahlreiche kleinere Arten, die ein schmackhaftes Fleisch haben und teilweise auch zur Herstellung des sogenannten poisson pourri dienen.

Der Fischfang in den Arroyos beginnt gewöhnlich Ende Januar oder in den ersten Tagen des Februar, ein wenig früher als derjenige im Großen See. Er dauert auch länger als der letztere. Der Grund dafür ist sehr natürlich, denn in den Arroyos, namentlich in ihren oberen Teilen, findet das Fallen der Gewässer früher statt als im See selbst, und die Fischerei kann daher hier auch früher beginnen. Fast alle Arroyos werden vermietet und bilden eine stehende Rubrik in den Einkünften der Gouverneure.

Die Fanggerätschaften, welche man in diesen Zuflüssen des Großen Sees anwendet, sind teilweise aus Hanf oder chinesischem Nesselgarn, teilweise aus Bambus gefertigt; sie ähneln im großen und ganzen denjenigen Fischerwerkzeugen, welche auch bei uns in Europa gäng und gäbe sind.

Der Fischfang im Tonle Sap ist mühsamer als derjenige in den Arroyos, aber er liefert bessere Ergebnisse. Dementsprechend ist indessen auch ein großer Kostenaufwand für die ungeheuren Fanggerätschaften nötig, die nur von einem zahlreichen Personal gehandhabt werden können. Die Cambodjaner haben beispielsweise ein Netz, welches sie Un nennen und das sehr große Dimensionen besitzt; es erreicht bisweilen eine Länge von 2000 Metern. Man bedarf ungefähr drei Monate, um ein Netz von 500 Metern herzustellen, wenn acht Mann täglich arbeiten, und die dazu verwendete Chinanessel kommt auf ungefähr 2000 Mark zu stehen. In den großen Fischereien werden die Netze jährlich gewechselt, so daß die Ausgabe eine ganz beträchtliche ist; aber diese Fanggeräte sind so solide gearbeitet, daß man sich ihrer täglich bedienen kann und nicht gezwungen ist, viel Zeit mit häufigen Ausbesserungen zu verlieren.

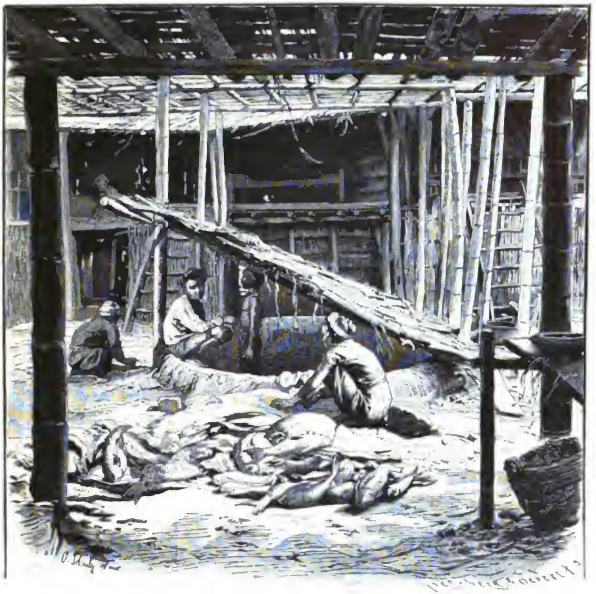
Bevor die Fischer mit diesen Netzen, die ungefähr in derselben Weise gehandhabt werden wie bei uns die Fischerei auf größeren Seen, auf den Tonle Sap hinausfahren, unterlassen sie es nicht, an die Gottheit Gebete zu richten und ihr Opfer in Reis und Schweinefleisch darzubringen.

Der Zug der Barken, welche zum Fischfang auf den See hinausrudern, wird eröffnet von einem dem Buddha geheiligten Fischerboot, welches das Netz trägt und reinlicher als die übrigen ist. Es ist mit roten und weißen Fahnen reich bewimpelt, das Hinterteil ist mit Figürchen aus bemaltem Holze geschmückt, Schlangen in schrecklichen Gestalten, die sich zwischen zwei kleinen Körben befinden, in welchen die Nhan oder heiligen Holzstäbchen brennen. Die anderen Barken, welche sich dem leitenden Boote zwei, drei oder vier an Zahl anschließen, tragen die nötigen Bambusgeräteschaften und die Fischbehälter.

Die besonders gesuchten Fischarten, wie der zur Familie der Welse gehörige Catra oder der sogenannte weiße Fisch, ziehen in großen Scharen einher. Man merkt ihre Anwesenheit an der Bewegung des Wassers, wo ihre zahlreichen Köpfe und Schwänze an der Oberfläche sichtbar werden. Wenn einer dieser Fischzüge in Sicht ist, entfaltet die Barke an der Spitze eine ihrer Fahnen, um den Beginn des Fischfangmanövers anzukündigen.

Der nun beginnende Netzwurf gleicht dem bei uns üblichen, und nachdem die

Digitized by Google



Einſalzen der Fiſche durch Annamiten in Cambodja.

Fiſcher mehrere Stunden angeſtrengter Arbeit obgelegen haben, werden die gefangenen Fiſche in den für ſie bereit ſtehenden Behältern geborgen.

Die Barken, welche den Fiſch aufnehmen, ſind beſonders eingerichtet. Sie haben zwei Abteilungen; in die eine thut man den ganzen Fiſchvorrat hinein und wirft die Fiſche dann ſpäter, ſobald ſie geköpft ſind, in die zweite.

Die Köpfung des Fiſches findet ſtatt, wenn der Fiſch tot iſt, gewöhnlich noch während der Rückfahrt zur Fiſcherei. Die Leute beſitzen eine große Geſchicklichkeit darin; mit der einen Hand ergreifen ſie den Fiſch am Schwanze, ſchwingen ihn in die Luft und hauen mit einem Hiebe vermittels eines großen Meſſers die oft enormen Fiſchköpfe ab, laſſen ſie ins Waſſer fallen und werfen dann den Fiſch in die zweite Abteilung.

Nach der Rückkehr zur Fiſcherei wird das Netz auf die Trockenplätze gebracht, wo es einen ganzen Tag und bisweilen noch länger bleibt. Nur unter dieſer Bedingung kann man hoffen, es vor Fäulnis zu bewahren. Gegen Ende des Monats Juni, wenn die Überſchwemmung beginnt, iſt das Niveau des Waſſers zu hoch, als daß man ſich des Un bedienen könnte. Einige Fiſcher vermindern dann die Länge des Netzes, um ſeine Höhe zu vergrößern, und ſetzen darauf für einige Zeit den Fiſchfang fort.

Nach ſeiner Ankunft in der Fiſcherei wird der Fiſch geköpft. Häufig findet

Digitized by Google

diese Operation, wie bereits berichtet, noch während der Rückkehr der Fischkähne statt; in diesem Falle läßt man die Köpfe ins Wasser fallen; doch können sich diese kleine Verschwendung nur die großen Fischereien gestatten, da die kleinen darauf angewiesen sind, jedes vom Fische herrührende Produkt, selbst die geringsten Abfälle, auszunutzen.

Nach ihrer Köpfung werden die Fische je nach ihrer Art verschiedenen Zubereitungen unterworfen. Der Ca-tra, der zur Familie der Siluriden gehört, unter dem Namen weißer Fisch in Cambodja bekannt ist und im Großen See sehr häufig vorkommt, wird in einen Bambusbehälter geworfen und mit demselben in eine mit Wasser gefüllte Barke gestellt. Er bleibt dort liegen, bis die Zersetzung des Fleisches begonnen hat und er schwimmend an die Oberfläche tritt. Dieses Verfahren hat den Zweck, ihm einen besonderen, von den Eingeborenen geschätzten Hochgeschmack zu geben, und auch den anderen, daß sich das Fleisch durch diese Zubereitung schön weiß erhält. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der Ca-tra eine schwarze Färbung annimmt, wenn er gleich nach seiner Gefangennahme gesalzen wird. So bleibt er ungefähr achtundvierzig Stunden in dem Behälter liegen; alsdann kommen die Frauen und zerschneiden ihn in drei Stücke; sie lassen das Rückgrat im Fisch stecken, nehmen aber die Eingeweide aus, welche zur späteren Ölbereitung verwendet werden. Es ist sehr interessant, zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit die Frauen den Fisch zubereiten, wie gewandt sie die großen Messer zu hantieren wissen. Nach kurzer Zeit ist der Fisch so weit fertig, daß er anderen Frauen zugeworfen werden kann, deren Aufgabe es dann ist, ihn auf den Hürden zum Trocknen auszulegen.

Der Ca-tra bleibt ungefähr fünf Tage im Trocknen; nach dieser Zeit wird er in die Speicher gebracht.

Alle Fische werden, nachdem sie zubereitet worden sind, auf Bambushürden gelegt. Sie verbreiten nach allen Richtungen einen starken Geruch und locken Tausende von bronzegrün gefärbten Fliegen an, welche ihre Eier in das Fleisch legen. Nach kurzer Zeit wimmeln die Fische von dicken Würmern; um sie zu beseitigen, bedienen sich die Frauen einer Art Pinsels, der einen Griff aus Bambus und sehr grobe Borsten hat.

Jeden Abend und am Tage bei dem geringsten Auftreten von Regentropfen wirft man die Fische auf einen Haufen und deckt sie mit Matten oder Stroh zu, um zu vermeiden, daß sie durch den Regen benetzt werden.

Die kleineren Fische werden dazu benutzt, den sogenannten Ca-thuy oder poisson pourri, wie ihn die Franzosen nennen, herzustellen. Man wirft die Fische in den Behälter und läßt sie dort mehrere Tage liegen; alsdann zerschneidet man sie in Stücke, welche man auf den Hürden trocknen und faulen läßt. Dann thut man das Ganze, mit feinem Salz überstreut, in einen Mörser, zerstampft es und setzt es alsdann der Sonne aus. Unter der Einwirkung ihrer sengenden Strahlen geht das Gemengsel bald in Gärung über, und man wird auch hier die ekelerregende Masse widerlichen Gewürmes anstaunen können.

Wenn der poisson pourri trocken genug ist, thut man ihn in gut verschlossene irdene Töpfe. Es wird am See das Pikul zu fünfzehn Franken verkauft. In einigen Fischereien stellt man auch geröstete Fische her, den sogenannten Ca-say. Die Häuser werden für die Bereitung dieses Fisches in einer besonderen Weise hergerichtet. Im Inneren befinden sich große geneigte, geradflächige Bambushürden. Die Fische werden auf diesen Trockengerätschaften aufgehängt und unter ihnen wird ein großes Feuer angezündet, das man Tag und Nacht unterhält. Es sind vier Tage nötig, um sie angemessen zu rösten; nach Verlauf dieser Zeit machen sie anderen Fischen Platz und werden auf eine horizontale Hürde gelegt, etwas höher als vorher, aber noch in der Nähe des Feuers, so daß sie auch jetzt noch einige Hitze und Rauch empfangen.

Digitized by Google

Der Fisch wird zubereitet, ohne ausgeweidet zu werden. Man packt gewöhnlich je nach der Größe sechs bis acht zusammen. Hundert solcher Pakete werden für etwa fünfzehn Franken an die chinesischen Kaufleute am See verkauft.

Aus den Köpfen und den Eingeweiden der Fische stellt man ein Öl her, welches teils zur Beleuchtung, teils zur Nahrung verwendet wird. Die großen Fischereien am See liegen diesem Erwerbszweig sehr wenig ob; sie werfen die Köpfe und auch die Eingeweide vollständig fort. Ihren Ölbedarf bringen sie mit, denn um es selbst herzustellen, fehlt ihnen die genügende Zeit. Sie haben ihre ganze Kraft dem Fischfang zu widmen, und die Frauen sind mit der Reinigung und Zubereitung des Fisches bereits stark in Anspruch genommen, und wenn ihnen auch diese Thätigkeit noch einige Zeit lassen würde, so wären sie doch mit anderen Obliegenheiten, wie z. B. dem Schneiden von Holz an den Ufern des Sees u. s. w., so sehr beschäftigt, daß sie keine Zeit hätten, das für die Ölbereitung nötige Feuer zu unterhalten und das Kochgeschäft zu überwachen.

Am Ufer der Arroyos dagegen und bei den Fischereien von geringerer Bedeutung findet die Ölbereitung von seiten der Fischer selbst statt. Es giebt zwei Sorten von Öl, das Dau-ca, welches aus den Köpfen, und das Dau-lueng, welches aus den Eingeweiden hergestellt wird. Die Köpfe der Fische werden in etwas Wasser gekocht und man schöpft mit großen Löffeln das Öl ab, welches sich an der Oberfläche des Wassers ansammelt. Die Eingeweide werden ebenso behandelt. Es sind vierhundert Köpfe des Ca-tra (Siluriden) nötig, um ein Pikul Öl zu liefern. Das Pikul kostet 35 Franken. Hundertundfünfzig Eingeweide des Ca-tra liefern ebenfalls ein Pikul Öl im Preise von 35 bis 40 Franken (ein Pikul = 60 kg.).

Wenn man von diesen hohen Ölpreisen liest, so wird man staunen, daß diese große Industrie am Großen See nicht weiter ausgedehnt ist. Wie viel Köpfe, wie viel Eingeweide werden nicht unbenutzt verschwendet und tragen, wenn sie nicht von den aasfressenden Vögeln beseitigt werden, zur Verpestung der Atmosphäre in dieser Gegend bei.

Was in Bezug auf Fischreichtum von

Benong-Häuptling.

dem Großen See gesagt worden ist, gilt auch mit gleicher Berechtigung von den übrigen Gewässern Cambodjas und nicht minder von der Meeresküste. Die unermeßlichen überschwemmten Ebenen, die, sei es das ganze Jahr hindurch, sei es während der Regenzeit, mit der üppigsten Vegetation bedeckt sind, die Reisfelder mit ihren schlammigen Bewässerungsanlagen, die Wälder mit ihren krautreichen Weihern: alles scheint dazu geschaffen, um der Entwickelung des Fisch-

Digitized by Google

laichs die günstigsten Bedingungen zu gewähren. Man muß gesehen haben, wie die Annamiten und Cambodjaner mit ihren Bambusgerätschaften dem Fischfang nachgehen und gewissermaßen wie durch ein Filter das Element Wasser von dem Element Fisch sondern, um sich die wunderbare Menge der Wasserbewohner vorzustellen, die alljährlich aus dem Laich schlüpfen, die dank dem weit verzweigten System von Kanälen, Arroyos und Flüssen sich millionenweise über das ganze Land verbreiten trotz der unerhörten Verschwendung, welcher die gebräuchlichen Fischfanggiysteme Raum geben, und trotz der unzähligen hungrigen Wasservögel und Ottern, welche sich von Fischen nähren und die den ganzen Wasserlauf bevölkern, den die Fische von ihrem heimatlichen Sumpfe bis zum großen Flusse zu durchwandern haben.

In dem Gebiet, welches wir unter Indien begreifen, vom Indus an gerechnet bis zum Yang-tse-kiang, einem der fischreichsten Bezirke der Welt, sind bis jetzt 1920 Arten von Seefischen bei einer Gesamtsumme von etwa 3600, und 650 Arten von Süßwasserfischen bei einer Gesamtsumme von 2300 bekannten Arten beschrieben worden. Um zu begreifen, was das heißt, stelle man sich vor, daß ganz Afrika mit seinen Gewässern nur 250 Süßwasserarten, Europa nur 360, Nordamerika nur 340 aufzuweisen hat. Die einzige Gegend, welche der indischen im Fischreichtum gleichkommt, ja dieselbe sogar noch ein wenig übertrifft, ist Südamerika, und hier namentlich das Becken des Amazonenstromes. Man zählt hier 670 bekannte Arten von Süßwasserfischen.

Die zahlreichen Mündungen des Mehkong sind mehr oder weniger durch Sandbänke versperrt, welche zwar die Schiffahrt hindern, aber dem Ab- und Zugehen einer großen Menge von Seefischen kein Hemmnis bereiten. Die Fische gehen, soweit das brackische Wasser reicht, ja einige sind so organisiert, daß sie ohne Unterschied im Salz-, im brackischen und im Süßwasser leben können. Deshalb findet man verschiedene Arten, welche nicht bloß im Meere, sondern auch im Großen See vorkommen, der gar keine oder doch nur verschwindend wenig Salzbestandteile enthält und den die Cambodjaner deshalb das Meer des süßen Wassers nennen.

Kühn, wie alle Küstenbewohner, begeben sich die Seefischer auf das Meer. Die Fahrzeuge, deren sie sich beim Fischfange bedienen, sind äußerst primitiver und gebrechlicher Art. Man kann nur den Mut bewundern, mit welchem die Fischer in diesen Barken sich den Gefahren des Meeres aussetzen. Die Fanggerätschaften, welche sie benutzen, sind ähnlich denen, wie sie an allen Küsten und wie sie auch im Inneren von Hinterindien vorkommen.

Die gesuchtesten Arten der dortigen Fische sind die Sciænidæ, die Umberfische, Polynemidæ und die Clupeidæ, die heringsartigen Fische.

Der gemeine Umberfisch war schon den Griechen und Römern bekannt, gelangte aber erst in späten Jahrhunderten bei Leckermäulern zu hohem Ansehen, namentlich in Rom, wo man den Kopf als den wohlschmeckendsten Teil hochgestellten Personen zum Geschenk anzubieten pflegte. Die Schmarotzer lauerten schon auf dem Fischmarkt auf den Käufer des größten Umberfisches, um sich bei demselben als Gast aufdringen zu können. Auch heute stellen ihm die Fischer sehr eifrig nach, da sein Fleisch aller Orten hoch bezahlt wird.

Die Clupeidæ werden an der Sonne getrocknet oder in Salze gelegt, auch gewinnt man aus ihnen durch einen besonderen Fermentationsprozeß einige als Gewürz verwendete und stark mit Hautgout behaftete Speisen, die als Lokalprodukte einen großen kommerziellen Wert haben, den Mam und den Nuoc Mam.

Der Mam ist das Produkt, welches man von eingesalzenen und in Stücke geschnittenen kleinen Fischen gewinnt, eine Art Ragout in Salze. Der Geruch, den dasselbe ausströmt, ist ein sehr kräftiger und dem Europäer nicht gerade behagender.

Digitized by Google

Der Nuoc Mam ist eine Art öliger Sauce, die durch eine besondere Gärung erzeugt wird und einen eigenartigen Geschmack besitzt. Sie ist an der ganzen Ostküste Indochinas gebräuchlich und bildet ein unentbehrliches Requisit in jeder indochinesischen Küche, sei es um gedämpften Reis schmackhaft zu machen, sei es um Kräuterfrippen oder Hachés einen würzigen Geschmack zu verleihen. Viele Europäer haben es so weit gebracht, ihren instinktiven Widerwillen gegen den Genuß der mit dem Nuoc Mam zubereiteten Speisen zu überwinden, einen Widerwillen, der teils durch den ausgeprägten hautgoutartigen Geschmack dieser Flüssigkeit, teils in dem Gedanken begründet war, der Nuoc Mam werde aus verdorbenen Fischen oder nicht mit der gehörigen Reinlichkeit von den Eingeborenen bereitet. Trotzdem ist nicht zu verkennen, daß es auch für den Europäer ein sehr wichtiges Produkt ist, welches den unendlich faden Geschmack mancher Speisen, namentlich des Reises, wirksam verbessert. Während der Mondnächte im April und im Mai stoßen die Fischer an der Küste mit Hilfe von Schlepptauen, die von allen zehn Mann gehandhabt werden, auf kompakte Züge eben ausgebrüteter Heringsarten. Jeder Netzwurf bringt mehrere Pikuls dieser kleinen silberfarbigen zappelnden Fische zum Vorschein. Man füllt sie in die Bütten und läßt abwechselnd eine Schicht Fische und eine Schicht weißen Salzes aufeinander folgen; dann läßt man den Inhalt der Bütte aufs Geratewohl gären, und so gewinnt man schließlich auch hierdurch eine Art Nuoc Mam.

Nhong-Frau.

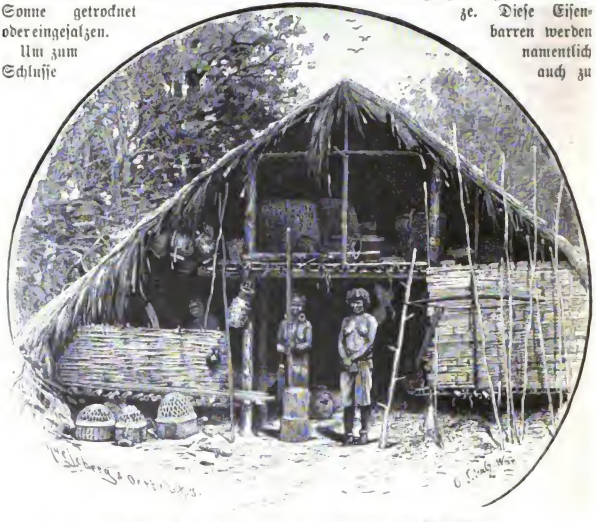
Die Fischerei auf dem Mehkong ähnelt derjenigen auf dem Großen See, diejenige auf seinen Nebenflüssen läßt sich mit der auf den Arroyos vergleichen. Pnompenh ist der Hauptfischmarkt Cambodjas. In seinem Hafen reiht sich Boot an Boot, hier kann man beobachten, wie die Fische ausgeweidet, eingesalzen, getrocknet und verladen werden, hier spielen sich die interessantesten Scenen zwischen den geschwätzigen Kaufleuten ab, hier gewinnt man so recht die Überzeugung, daß Cambodja ein fischreiches Land ist, wie kein zweites auf der Erde. Unsere an Ort und Stelle aufgenommenen Bilder führen dem Leser eine Reihe anziehender Episoden vor, wie sie sich täglich in dem Leben der Fischer abspielen.

Die Wilden machen sich den Fischfang ziemlich bequem. Sie benutzen dazu verschiedene von der Natur ausgehöhlte Wasserbecken, die zu Zeiten mit den größeren Flüssen in Verbindung stehen, beim Beginn der trockenen Zeit aber diese Verbindung verlieren, so daß ein Teil der Fische zwar sich den Flüssen zuwenden muß, der andere aber in diesen Wasserbecken zurückbleibt. Über ein solches Wasserbecken nun

Digitized by Google

machen sich die Eingeborenen her; sie nehmen ihre Hotten, errichten dort, wo vorher die Abflußstelle des Wassers war, eine Mauer von Steinen, um zu verhindern, daß das ausgeschöpfte Wasser in die Höhlung zurückläuft, und schöpfen dann in ziemlich schleunigem Tempo mit ihren Hotten das Wasser aus über diese Steinmauer hinweg. Der eine löst den anderen hierbei ab, und so ist in kurzer Zeit das Becken trocken gelegt. Sie haben dann weiter nichts zu thun, als die Tausende und Abertausende von Fischen, die sich in diesem Teiche gefangen haben, in ihre Hotten zu füllen und zuzubereiten. Der Fisch wird ausgeweidet und dann entweder an der Sonne getrocknet oder eingesalzen. Um zum Schlusse

derselben ansässig sind; das sind erstens die Kui, welche in Cambodja und Siam westlich vom oberen Mehkong etwa zwischen 12 Grad 30 Min. und 14 Grad 30 Min. n. Br. wohnen. Die Kui sind aber heute schon so vollständig mit den Cambodjanern und Laosianern vermischt, daß sie kaum noch als ein besonderer Volksstamm angesehen werden können. In ihrem Gebiet befinden sich die berühmten Eisenminen von Kompong Soai. Das Eisen ist von sehr guter Qualität, wird aber nur in äußerst roher und primitiver Weise bearbeitet. Stücke von bestimmtem Gewicht, welche nach beiden Seiten zu keilförmig zugespitzt sind, gelten in dieser ganzen Gegend als Münze. Diese Eisenbarren werden namentlich auch zu



Das Innere einer Benong-Hütte nach Entfernung der Vorderfront.

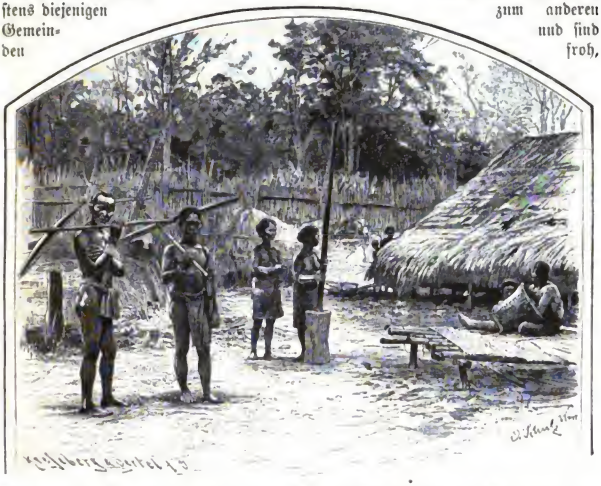
noch der wilden Volksstämme in Cambodja zu gedenken, komme ich nochmals darauf zurück, daß einige wilde Volksstämme, aus denen sich hauptsächlich die Sklaven der Cambodjaner rekrutieren, in dem Gebiet

den wilden Volksstämmen der Benong und Stieng exportiert, welche daraus die für ihren Hausgebrauch und für Kriegszwecke erforderlichen Gerätschaften fertigen, Lanzenspitzen, Äxte u. s. w.

Digitized by Google

Die Stieng und Benong, welche teilweise auch noch das Gebiet von Cambodja bewohnen, sind von der europäischen Kultur bisher noch ziemlich unberührt geblieben, wenigstens diejenigen Gemeinden

ben ist natürlich bei den wilden Stämmen vollständig unbekannt und sie kennen keinerlei höheres Interesse als diejenigen ihres Gaumens und ihres Magens. Sie leben von einem Tag zum anderen und sind froh,



Benong auf die Jagd gehend, Frauen reißstoßend, junger Benong korbflechtend; Seitenansicht einer Benong-Hütte, im Hintergrunde eine Bambusbarrikade.

von ihnen, welche mehr im Inneren wohnen. Man unterscheidet abhängige und unabhängige Benong und Stieng. Die abhängigen stehen bereits so sehr unter dem Einfluß der Cambodjaner, daß sie als freie Völkerschaft nicht mehr betrachtet werden können. Die Stieng wohnen südlich und nördlich vom 12. Breitengrad und zwischen dem 104. und 105. Grad ö. L. (Paris), die Benong wohnen nördlich davon. Mit den letzteren ziemlich nahe verwandt sind die Ahong und Nhong, welche östlich von den Stieng und Benong ansässig sind.

Der Menschenschlag dieser Wilden zeigt im allgemeinen den Typus der Cambodjaner. Die Hautfarbe wechselt zwischen hell- und dunkelbraun. Lesen und Schreiben sind ihnen unbekannt. Ihre Religion ist eine Art Animismus, sie glauben an Geister, welche in Bäumen, Felsen, Flüssen, Bergen und Wäldern wohnen, verehren sie und bringen ihnen Opfer dar. Ihre Sprache ist einsilbig und hat keine Schrift. Ihre Kleidung ist sehr einfach und besteht bei den Männern aus einem Lendenschurz, bei den Frauen aus einem Rock, der bis zu den Knien reicht. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, Lanzen und Messer. Ihre Wohnungen sind elende Hütten, welche sie nach Belieben wechseln. Sie bauen Reis, Mais, Bohnen, Kürbisse, Gurken, Tabak und Baumwolle, halten Hühner, Schweine und Rinder, jagen und fischen, wenn sie sich ihre Existenzmittel ohne sonderlich schwere Arbeit verschaffen können. Wilde Bataten, die in den Wäldern wachsen, verschiedene gewürzhaltige Kräuter, Reis und Mais, Jagdbeute, zum Teil auch das Fleisch ihrer Haustiere sind diejenigen Artikel, welche sie bei sich selbst haben können. Reis wird namentlich von den Stieng kultiviert, die von ihrem Vorrat den Nachbarvölkern abgeben; alle sonstigen Bedürfnisse tauschen die Wilden gegen Jagdartikel, wie Felle, Elfenbein, Hörner u. s. w. von den Cambodjanern, Annamiten, Laosianern und Chinesen ein, namentlich Tabak, der in Cigarettenform geraucht wird, Betelnüsse und Betelblätter, Zeugstoffe — teilweise werden solche, wie bereits erwähnt, auch

Digitized by Google

von den Wilden selbst mittels Webstuhls verfertigt —, Messingdraht zur Verzierung der Kleider, Teller und Gläser, Schmucksachen und darunter namentlich Perlen.

Die Kleidung bedeckt nur die Hüften, teils in einer ganz schmalen Binde, von der gewöhnlich ein Fetzen vorn herabhängt, teils, und namentlich bei den Frauen, bis zum Knie reichend. Perlschmuck ist besonders bei den Nhong und Ahong im Gebrauch, welches unter den Wilden die schönsten Stämme sind und in der That einen wohlproportionierten Körper und hübsche Gesichtszüge aufweisen. Diese Stämme sind deshalb auch der Sklavenjagd sehr ausgesetzt. Die letztere ist die lohnendste Erwerbsquelle für die Wilden. Sie leben meistens gegenseitig im Krieg, und die Gefangenen werden hauptsächlich von Cambodjanern gekauft, die hohe Preise dafür zahlen. Namentlich sind es die unabhängigen Benong, welche den Menschenraub treiben. Die Benong sind vorzügliche Jäger, aber der Ertrag ihrer Jagden auf Elefanten, Hirsche, Büffel u. s. w. ist oft ein kärglicher; deshalb schleichen sie lieber in das Gebiet ihrer Nachbarstämme, verstecken sich, mit Armbrust und Pfeilen wohl bewaffnet, hinter oder auf Bäumen und lauern, bis Leute des fremden Stammes auf Wanderungen oder beim Batatensuchen in ihre Nähe kommen. Plötzlich stürzen sie aus ihrem Hinterhalt hervor, und ehe sich's die Überraschten versehen, sind sie zu Gefangenen gemacht, ohne daß ihnen eigentlich ein körperliches Leid zugefügt worden wäre. Wehe ihnen, wenn sie sich den Fäusten ihrer Feinde zu entwinden und zu entfliehen suchen; Pfeile von der Armbrust des Gegners werden ihnen nachgesandt, und welche Kraft diese Armbrüste haben, beweist der Umstand, daß die von ihnen geschickten Pfeile, wenn sie vergiftet sind, selbst den Elefanten tödlich verwunden. Der vergiftete Pfeil kommt beim Sklavenraub nur dann in Betracht, wenn sich zwischen Angehörigen der beiden Stämme ein Kampf auf Leben und Tod entspinnt. Flieht der angegriffene Teil, so zieht der Angreifer es vor, seinen Gegner durch unvergiftete Pfeile marschunfähig zu machen, damit die Wunden heilen und die Gefangenen noch als Sklaven verkauft werden können. Ich war Zeuge eines Kaufes, bei dem eine Frau mit einem Mädchen den höchst ansehnlichen Preis von vierundvierzig Dollars erzielte, das sind ungefähr hundertdreißig Mark. Dabei ist noch immer zu beachten, daß in Hinterindien das Geld den siebenfachen Wert wie bei uns hat. Der Sklavenhandel findet so zu sagen unter den Augen der französischen Residenten statt. Freilich weiß man ja, wie ich oben bereits erwähnt habe, dem Menschenschacher hier gewissermaßen eine anständige Hülle umzuhängen. Die Sklaven werden zunächst als Schuldbürgen angesehen. Ist die Schuld zurückerstattet, so soll auch der als Pfand gegebene Bürge zurückgeliefert werden; das geschieht aber nur in den allerwenigsten Fällen.

Der Cambodjaner weiß schon dafür zu sorgen, daß der Benong nicht aus seiner Schuld herauskommt. Es wird von ihm ein sehr bedauernswertes Ausbeutungssystem gegen die abhängigen wilden Stämme betrieben. Die Waren, welche diese sammeln, namentlich die kostbaren Elfenbeinschätze, werden von den Käufern zu äußerst geringen Preisen taxiert und der Benong wird mit Sachen bezahlt, die zwar wegen ihres äußeren Glanzes auf ihn einen höchst bestechenden Eindruck machen, die aber trotzdem dem Cambodjaner nicht viel kosten. Es giebt Familien in Cambodja, die durch diesen unsauberen Handel reich geworden sind und in denen sich das Geschäft seit alters her vom Vater auf den Sohn vererbt hat.

Digitized by Google

Mein Freund, der Peſſimiſt.

Novelle

von

Woldemar Urban.

Riva, die Perle am Gardaſee! Ich war nach Riva gekommen infolge eines ungewöhnlich langwierigen und hartnäckigen Winters in Deutſchland, der mich veranlaßte, dem Frühling entgegenzugehen. Es war Anfang April, und während es in Deutſchland noch ſtürmte und ſchneite, ſonnte ich mich in dem immergrünen Garten des Hôtel du soleil, ſchaute mit ruhigem Behagen über den tiefblauen See, lauſchte dem leiſen Geplätſcher ſeiner Wellen, die ſich an der Gartenmauer brachen, und freute mich über das jungſproſſende friſche Grün an ſeinen Ufern. Mir war zu Mute wie einem jungen Starmatz, wenn er nach langer Winterhaft im Bauer wieder auf ſeinem Baumzweige in der freien Sonne ſitzt, ſich putzt und dabei in der den Staren eigentümlichen drolligen und üppigen Weiſe girrt.

Indeſſen — Riva iſt keine Weltſtadt, und wenn man genug Genzianen auf der Roccetta geſucht, den grauſigen Varronefall beſehen und genug auf dem blauen See herumgefahren iſt, ſo kommt bald der Tag, an dem man ſich nach Geſellſchaft umſieht. Es war alſo ganz natürlich, daß ich, als ich zufällig an der Portierloge vorüberging, einen Blick in das Fremdenbuch warf.

„Georg von Kerdac“ las ich überraſcht unter anderen Namen. Der kleine Kerdac aus Paris! Ich hatte ihn vor einigen Jahren in Paris kennen gelernt, wo er im Kreiſe ſeiner vertrauteren Freunde unter dem Spitznamen le petit homme à un sou bekannt war. Er hatte nämlich die etwas ſonderbare Manie, alle Gegenſtände zu ſammeln, die in Paris zu einem Sou verkauft werden. Man kann ſich denken, was auf dieſe Weiſe für eine kurioſe Ausſtellung zu ſtande kam. Haarnadeln, Strumpfbänder, kleine Kerzen, die man in den Dorfkirchen den Heiligen weiht, Briefmarken, Pfefferkuchenmännchen, Streichholzſchächtelchen, Blechlöffel, Cigaretten, Seife, Abſynth aus der Rue Jacob, Photographierahmen aus Pappe — kurz, ein endloſes Muſeum,

Digitized by Google

eine Kulturgeschichte im kleinen. Dazu war Herr von Kerdac ein liebenswürdiger, guter Gesellschafter; heiter, mitteilsam, anregend und von feinem Urteil. Obwohl in sehr guten Verhältnissen und vollständig unabhängig, lebte er doch in einer — wenigstens für einen jungen, etwa fünfundzwanzigjährigen Attaché — überraschend vernünftigen Weise; der ivresse de la vie, der sich seine Alters- und Standesgenossen in Paris nur zu leicht und zu häufig hingaben, machte er keine Konzessionen — aber auch gar keine! So vergnügt und munter Herr von Kerdac sonst auch war, so liebenswürdig, humoristisch er sich gab — sein Herz verstand keinen Spaß! Er war in gewissen Dingen von einer peinlichen Zartheit und Gewissenhaftigkeit und machte so allerdings seiner gemütstiefen deutschen Heimat Ehre, mußte aber gleichwohl manche bezügliche Neckerei über sich ergehen lassen.

„Befindet sich Herr von Kerdac augenblicklich im Hotel?" fragte ich den Portier.

„Ich bedaure sehr; Herr von Kerdac ist vor kaum fünf Minuten ausgegangen."

„Gut. Geben Sie ihm meine Karte, wenn er zurückkehrt."

Riva ist nicht groß. Das halbe Dutzend Straßen, wo man anständigerweise etwas zu suchen haben könnte, ist bald durchwandert, und so machte ich mich auf den Weg, um Herrn von Kerdac aufzusuchen. Aber ich fand ihn nicht, weder auf dem Platz, noch im Kaffeehause, noch am Hafen, noch auf der Ponalstraße, noch sonst wo. Ich ging aufs Geratewohl aus der Stadt hinaus und befand mich nach einem etwa halbstündigen Marsch in der Nähe einer alten Ruine, die unmittelbar über Riva auf einem ziemlich steilen Hügel steht und unter dem Namen „die Skaligerburg" bekannt ist. Es ist ein verfallenes, melancholisches Gemäuer und bietet eigentlich Anziehendes nur in seiner hübschen Aussicht über die Stadt und einen guten Teil des Sees.

Auf einer Untermauerung, die man wahrscheinlich vorgenommen hatte, um das an sich schmale Terrain des Hügels zu einem kleinen Burghof zu erweitern, bemerkte ich einen Mann, der im Rasen lag und träumerisch über die Gegend hinzublicken schien. Als ich näher ging, erkannte ich zu meiner großen Überraschung in dem Träumer Herrn von Kerdac. Wie kam mein kleiner, lustiger, humoristischer Kerdac, das Prototyp eines verständigen, lebensfrohen Menschen, in diese öde Trümmerwelt? Ein Saul unter den Propheten!

Ich rief ihn an und er blickte — ganz gegen seine sonstige lebhafte Gewohnheit — müde und langsam um. Dabei sah ich, daß auch seine Gesichtszüge eine trostlose Veränderung erlitten hatten. Seine Augen, die sonst so frisch und lustig in die Welt gesehen hatten, waren matt und verschleiert, seine Gesichtsfarbe bleich, stumpf, abgestorben, in seinen Zügen lag eine ungesunde, skeptische Nervosität.

Ich ging rasch näher und bewillkommnete ihn; er erhob sich von seinem Lager und ich sah dabei, daß auch seine Haltung nicht mehr die frühere, graziöse Elasticität hatte — kurz, das war nicht mehr mein kleiner, lustiger Kerdac, der petit homme à un sou, das war eine Ruine, ein vom Sturm des Lebens und der Welt vor der Zeit gebrochener Mann.

Er mochte wohl in meinen Mienen ein gewisses Staunen, vielleicht auch ein herzliches Bedauern gelesen haben, denn er reichte mir müde lächelnd die Hand und sagte:

„Sie wundern sich über mich? Sie Glücklicher! Sie können sich noch über etwas wundern; Sie haben sich die Naivetät des Staunens noch erhalten in dieser elendesten aller Welten."

„Aber mein lieber Herr von Kerdac, wer sollte sich nicht wundern, wenn er eine solche beklagenswerte Verwandlung sieht? Ich bin natürlich über Ihre Veränderung. Sind Sie leidend oder Rekonvalescent?"

„Rekonvalescent?" fragte er in einem herben, bitteren Ton, „ja, wie die Motte,

Digitized by Google

die sich an der Flamme die Flügel verbrannt hat. Ich wälze mich hilflos am Boden, nur noch im Zweifel darüber, auf welche Weise ich zu Grunde gehe."

„Mein Gott, das klingt ja furchtbar. Mein lieber Herr von Kerdac, Sie sind noch nicht alt genug, um hoffnungslos sein zu dürfen, noch haben Sie das größte Heilmittel für alle menschlichen Übel, die Zeit, zu Ihrer Verfügung; die Zeit, mein Freund, die Zeit wird Sie schon heilen."

Er sah mich einen Augenblick forschend an.

„Seit wann sind Sie denn von einem so stockblinden Vertrauen in die Zeit?"

„Nun — mit der Zeit pflückt man Rosen, heißt das Sprichwort, und die Zeit heilt erfahrungsgemäß alle Übel," erwiderte ich etwas verlegen. Unter seinem scharfen, fast mißtrauischen Blick fiel mir eben nichts Gescheiteres ein.

„Gewiß, mein lieber Freund, in hundert Jahren thut uns beiden kein Zahn mehr weh. Wie? Ist Ihnen diese Dosis zu stark? Ha, ha —" lachte er bitter, fast verbissen auf, „die Zeit! Die Zeit zeigt und lehrt uns, was für ein elendes, trauriges, dem Untergang geweihtes Geschlecht wir sind. Seien Sie ehrlich und sagen Sie, ob jemals irgend jemand von der Zeit eine andere Lehre erhalten hat als diese!"

Auf einmal wurde mir alles klar! Ich sah, warum der frische, natürliche, gesunde und rotbäckige Kerdac bleich und verfallen war: mein petit homme à nu son war — ein Pessimist geworden. Diese Entdeckung verstimmte mich außerordentlich. Diese junge, zarte Menschenblume sollte einem hohläugigen, bedrohlichen menschenfeindlichen Gespenst, einem Vampyr des Geistes zum Opfer fallen? Ein so netter Kerl angesteckt von der verfluchtesten, giftigsten aller Weisheiten? Ich machte ihm im ersten Schrecken die entsprechenden Grobheiten.

Er schüttelte trübe den Kopf und sagte endlich in einem bleiernen, schwermütigen Tone:

„Ich weiß, Sie meinen es gut, aber das nützt nichts. Wenn man eine Erkenntnis, eine Wahrheit mit seinem Lebensglück, mit seiner Gesundheit bezahlt hat, so werden Sie mir doch wohl glauben, daß man auch weiß, was man dafür hat. Ich gebe Ihnen vollständig recht, daß die letzte Weisheit, oder wie Sie sagen, der Pessimismus — wie leicht doch die Menschen für eine Wahrheit, die Ihnen mißfällt, ein ablehnendes, häßliches Wort erfinden — geradezu Gift für Blut und Leben ist, aber deshalb ist er doch eine Wahrheit."

„Eine Krankheit, ein Betrug, ein Selbstmord, ein unheimliches, blutsaugerisches Ungeheuer ist er, aber keine Wahrheit," polterte ich auf ihn ein. Er aber lächelte überlegen und sagte mit einer zersetzenden Schärfe und Klarheit:

„Was wissen Sie denn davon? Sie reden wie der Blinde von der Farbe. Sie reden von einer Erfahrung, die mir das bitterste Unglück und Elend in der Welt brachte und die Sie nicht kennen. Wie wollen Sie mich belehren? Sie, der nichts weiß, mich, der mit blutendem Herzen und mit beispielloser Seelenqual die Erkenntnis errungen hat, auf deren Boden ich jetzt stehe. Was wollen Sie denn? Können Sie ein Naturgesetz wegleugnen, auch nur ein Titelchen von den Mächten wegdisputieren, denen wir verfallen? Können Sie es ändern, daß wir alle sterben müssen? Können Sie es ändern, daß wir mit unserem besten Können und Streben der Vernichtung anheimfallen, daß jedes Erkennen auch des kleinsten, unbedeutendsten Naturgesetzes uns einen Strahl unserer Menschenherrlichkeit raubt? Das ist eben der Fluch des Menschengeistes, die Tragik unseres Geschicks, daß wir verdammt sind zu streben nach der Wahrheit, die uns — vernichtet, zu ringen nach der Erkenntnis, daß wir — nichts sind im großen Weltall."

„Mein lieber Herr von Kerdac," unterbrach ich ihn, indem ich ihn lebhaft an den Schultern faßte und ihm bittend ins Auge sah, „was kümmert Sie denn das

Digitized by Google

große Weltall und die Wahrheiten und die Erkenntnisse und die Tragik und alle die schrecklichen Naturgesetze? Was gehen sie Sie denn an? Sie waren sonst ein so liebwertes, fröhliches Geschöpf Gottes, das sich seines Lebens freute und anderen Freude bereitete, und jetzt sind Sie ein trauriger Narr — Pardon, o Pardon, mein lieber Freund, ich wollte sagen, ein trauriger Gelehrter, was schließlich aber doch auf dieselbe Sache hinausläuft. Wollen Sie nicht wenigstens mir den unendlichen Gefallen thun und diese ganzen elenden Hirngespinste wieder über Bord werfen und wieder werden, wie Sie waren?"

„Sie sind ein Kind," antwortete er mit einer wahren Grabesstimme, „und reden wie ein Kind. Ich habe wohl schon gesehen, daß aus einem Ei ein Huhn wird, aber ich habe noch nie gesehen und ein anderer wird es auch nie sehen, daß aus einem Huhn wieder ein Ei wird. Sie begreifen die Wucht, die gewaltige Wirkung einer errungenen Wahrheit nicht, denn sonst würden Sie nicht so — harmlos sprechen. Freude und Trauer, Schmerz und Lust, Alter und Jugend, Frohsinn und Heiterkeit, Wissensdrang und Erkenntnis sind Blüten an einem Stamm, aber die Wahrheit ist die Frucht, das einzige, was der Natur Zweck und Bedeutung giebt. Deshalb hat sie auch in jedem ehrlichen Herzen eine so hinreißende, unwiderstehliche Wirkung. Und dieser Wirkung entgegen sagen Sie zu mir: Werden Sie doch gefälligst wieder, was Sie waren! Sie waren ja gut so und konnten so bleiben. Krochen Sie wieder hinein in die eben abgeschüttelte Haut, lassen Sie sich wieder von neuem martern, täuschen, betrügen, und hoffen, vertrauen Sie wieder, wo es, wie Sie ja selbst wissen, nichts zu hoffen und zu vertrauen giebt. — Mein lieber Freund, nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich solche Reden thöricht finde. Der Glanz der Wahrheit erleuchtet Abgründe in der menschlichen Natur, die das Herz erkälten, töten und Ihre Worte zu einem leeren Schall machen —"

In dieser Weise ging es noch eine Weile fort, immer eine Sentenz nach der anderen, immer eine trauriger, verbissener, griesgrämlicher als die andere; und dabei zitterte die Hand meines armen Freundes, sein Blick war unstät, sein Gang — wir waren unterdessen wieder den Hügel langsam hinabgeklettert — unsicher, so daß ich ihn beim Gehen öfters stützen mußte. Was ihm „Wahrheit" schien, das erschien mir als eine fixe Idee, als ein Wahnsinn, der ihm Blut und Geist verzehrte. Ich hätte sonst etwas darum gegeben, wenn mein petit homme à un sou nur einen Augenblick wieder seine drollige, lebensfrohe Laune zurückerlangt hätte, wie ich sie oft an ihm auf dem Boulevard des Italiens oder im Café Madrid bewundert hatte, nur um ihm den Unterschied klar zu machen! Aber ich sah wohl, daß sein Wahn, oder seine Wahrheit, sei es nun, was es sei, fest in ihm saß und daß, wenn ich meinem Freunde überhaupt noch von Nutzen sein könnte, ich zunächst wissen mußte, wodurch er denn eigentlich zu einer so beklagenswerten Weltanschauung gekommen war. Ich mußte wissen, welche Person, welche Thatsache oder welches Ereignis ihn aus einem Saulus zum Paulus gemacht hatte, ihn so umgewandelt hatte, daß er mein Mitleid herausforderte; erst dann konnte ich hoffen, ihn mit Gottes Hilfe wieder auf gesündere Wege zu bringen.

Die Gelegenheit zu einer dahingehenden Frage bot sich bald.

Noch an demselben Abend, nachdem wir zusammen gegessen hatten — er natürlich mit schlechtem Appetit —, saßen wir im Hotelgarten und lauschten auf das Murmeln der Wellen, die an die Gartenmauer anschlugen. Der Mond stand über dem See und spiegelte sich in Miriaden von kleinen hüpfenden Lichtchen in seinen Wellen.

„Wie ich es geworden bin?" sagte er trübe. „Mein Gott, wie Hunderte und Tausende auch. Das Leben —"

„Sie machen Ausflüchte, mein lieber Freund. Das Leben hat damit wohl nichts

Digitized by Google

zu thun, denn sonst müßten wir es ja alle sein."

„Wir werden es auch alle — früher oder später, ganz oder halb — der Tod, oder wenn Sie wollen, die Zeit macht alle klug."

„Nun denn, wie wurden Sie es denn so schnell?"

Er sah mich an, und ich ahnte wohl, daß er Anstand nahm, offen mit mir zu sein. Er zuckte mit den Achseln.

„Haben Sie kein Vertrauen zu mir?"

„O ja!" sagte er, um einen Hauch wärmer, „und gerade Ihnen will ich's erzählen, was ich sonst vielleicht niemandem gesagt haben würde. Ich glaube sogar, daß Sie mich verstehen werden. Sie werden mit mir fühlen und mir am Schlusse sagen, daß ich nicht anders — nicht besser sein kann, als ich bin —"

„Das glaube ich nicht —" fuhr es mir unwillkürlich heraus.

„Sie wollen sagen, es scheint Ihnen jetzt noch nicht glaublich. Gedulden Sie sich nur, Sie werden es glauben!"

Kurz und bestimmt kam der Schlußsatz heraus, und da er, statt fortzufahren, hier eine Pause machte und tief aufseufzte, so sah ich ihm ins Gesicht. In seinen Augen standen Thränen.

„Es ist die Geschichte eines Herzens," fuhr er fort, indem er mit der Hand die Augen bedeckte, „eines — Sie wissen es — reinen, selbstlosen Herzens, das sich ganz der Welt hingab, frisch und lebhaft die Eindrücke aufnahm, die ihm das Leben machte, und das von der Welt — verraten, gemartert, getötet ward. Aber Sie müssen mir versprechen, mich nicht zu unterbrechen! Sie werden begreifen, daß es mir gleichgültig ist zu wissen, wie glücklich oder unglücklich Sie das oder jenes gemacht haben würde, wie sehr schrecklich Sie es finden, was mir passiert ist, was ich gelitten habe. Mein Herz ist tot, lieber Freund, verstehen Sie das? Wühlen Sie also nicht noch durch Ihre Ach's und O's in den erhaltenen Wunden, wie es die Klatschbasen machen. Ich schenke Ihnen Ihre Komentare! Wollen Sie mir das versprechen?"

Ich versprach ihm, seiner Erzählung ruhig zuzuhören, und er begann.

* * *

„Bald nach Ihrer Abreise von Paris, die, wenn ich nicht irre, im April erfolgte, erfaßte mich eine bis dahin noch nicht besonders hervorgetretene Sehnsucht nach dem Landleben. Ich war des Weltstadttreibens, der geräuschvollen, nie rastenden Hast müde; gleichwohl wollte ich mich damals nicht beurlauben lassen, um mir meinen Sommerurlaub, den ich zu einer Reise nach Deutschland benutzen wollte, nicht zu verkümmern. So zog ich denn im Anfang des Monats Mai nach Asnieres. Sie kennen die hübsche kleine Villenstadt bei Paris und ich brauche Ihnen die etwas wunderlichen Reize dieses Weltstadt-Absenkers, um mich so auszudrücken, nicht erst zu beschreiben. Not und Sorge, Kummer und Elend vergraben sich in den unheimlichen Tiefen der Weltstadt und nach Asnieres schlagen nur die Wellen lustigen, freien und frohen Lebensgenusses — manchmal laut und übermütig, manchmal still und beschaulich genießend.

Das Haus, das ich bezog, lag hart an der Seine, die sich um diese Zeit mit den Jüngern des Wassersportes in ihren bunten, ungenierten, oft allzu mangelhaften Kostümen bevölkerte. Aber ich liebte diese bewegliche Lebhaftigkeit, diese sonnige Freude lustiger Leute. Ein hübscher Garten mit allerhand zierlichen Anlagen und schönen Baumgruppen lag zwischen dem Fluß und dem Wohnhaus, etwa hundert Schritt breit und doppelt so lang. Ein kleiner, reizender Pavillon mit bunten Fensterscheiben und an der Außenseite mit fürchterlichen Fabeltieren, mit Seeschlangen, feuerspeienden Drachen und wilden Centauren bemalt, im Inneren aber mit einem lasziven, feinsinnigen Luxus ausgestattet, stand gleich am Ufer des Flusses. Meine Wohnung bestand

Digitized by Google

aus vier Zimmern zu ebener Erde. Im übrigen war das Haus zur Zeit unbewohnt, ausgenommen den Concierge, der gleichzeitig den Garten besorgte, und seine Frau, die meine Bedienung übernahm. Ich weiß heute noch nicht, wie der Mann eigentlich hieß, ich habe mich allerdings auch nie darum gekümmert. Seine Frau wurde allgemein La Mèche genannt, weil sie bei den Nachbarn in dem Verdacht stand, einen ganz enormen Durst zu entwickeln. Ich nannte sie natürlich auch so, zunächst weil ich keinen anderen Namen wußte, dann aber auch, weil sie es so gewohnt zu sein schien. Nie ließ sie irgendwelche Verstimmung darüber bemerken.

Eines Nachts — ich glaube, es war eine Nacht vom Sonnabend zum Sonntag — war ich irgend einer Festivität wegen länger als gewöhnlich in Paris festgehalten worden. Es war schon Mitternacht vorüber, als ich vom Bahnhof in Asnieres meiner etwas einsamer gelegenen Behausung zuschlenderte. Ich ging langsam, weil es eine schöne, ruhige Mondnacht war und ich mich durch den nächtlichen Gang in den stillen Straßen noch etwas beruhigen und abkühlen wollte.

Da hörte ich plötzlich, noch einige Hundert Schritte von meiner Wohnung entfernt, schwache Hilferufe einer Frauenstimme durch die Nacht hallen. Erschrocken eilte ich rascher vorwärts und bemerkte bald im Scheine einer Gaslaterne, daß an dem hohen Eisengitter, das meine Wohnung von der Straße trennte, eine Frauengestalt lag oder kauerte, während nach der anderen Seite der Straße hin eine lange, dunkle Gestalt entfloh.

Sofort stieg in mir die düstere Ahnung eines Verbrechens auf, das hier verübt sein konnte. In wenig Augenblicken war ich bei der am Boden liegenden Gestalt angekommen und suchte zu erforschen, ob und wie ich der Bedauernswerten meine Hilfe angedeihen lassen konnte. Ich redete sie an, aber sie antwortete mir nicht; bleich und stumm lag sie da, wie tot.

‚Hören Sie mich, Madame?‘ fragte ich nochmals, ‚kann ich Ihnen in irgend einer Weise dienlich sein?‘

Kein Wort kam über ihre Lippen, nur einige röchelnde Seufzer bekundeten mir, daß ich nicht zu einer Leiche sprach. Was sollte ich thun, was konnte ich thun? Mitten in der Nacht, allein und hilflos auf der Straße, einer Ohnmächtigen gegenüber? Ich war ratlos. Ich sah der Dame ins Gesicht, es war nur ein flüchtiger Blick, der erste in das wunderbare halb Madonnen-, halb Sirenengesicht, das mich so elend gemacht hat — und so glücklich — aber ich war sofort hingerissen von der lieblichen bestrickenden Anmut ihrer Züge.

‚La Mèche, La Mèche,‘ rief ich laut in das Haus hinein, aber sei es, daß die Mèche wieder zu tief ins Glas geguckt, oder von Natur einen so tiefen Schlaf hatte, ich erhielt keine Antwort. Auch der Concierge ließ sich nicht sehen, wahrscheinlich aus Furcht, sich in unliebsame Händel einzumischen. Da entschloß ich mich kurzer Hand und trug die rührende, hilflose Dame auf meinen Armen in das Haus hinein. Auf einer Chaiselongue in meinem eigenen Salon legte ich meine Last nieder, zündete Licht an und weckte die Mèche. Schlaftrunken und schleifenden Trittes kam diese endlich an. Es dünkte mich eine Ewigkeit.

‚Rufen Sie sofort einen Arzt, es hat ein Unglück gegeben, hier liegt eine verwundete, ohnmächtige Frau.‘

‚Verwundet?‘ fragte die Mèche, ‚sie ist wohl betrunken?‘

‚Reden Sie nichts und holen Sie einen Arzt, und zwar so schnell, als Sie es vermögen,‘ fuhr ich sie zornig an, worauf sie sich denn auch verhältnismäßig hurtig auf und davon machte.

Während der ganzen Zeit, in der ich mit Angst und Verzweiflung auf den Arzt wartete — ich selbst fühlte mich so unbeholfen und so kindisch unwissend, daß ich mir nicht getraute, sie zu untersuchen —, erwachte sie nicht ein einziges Mal aus ihrer Ohnmacht. Ruhig lag sie da und nur von Zeit zu Zeit hörte ich ein eigen-

Digitized by Google

tümliches, gurgelndes Stöhnen, das doch immerhin einiges Bewußtsein voraussetzte. Ich rannte wie ein Verrückter im Zimmer auf und ab, horchte hinaus, ob ich nicht etwa die nahenden Tritte des Arztes vernähme, und fluchte leise über die Saumseligkeit der Mèche. Ich glaube, ich hätte mir in jener Nacht den Kopf an der Wand eingerannt, wenn die Verwundete gestorben wäre. Sie sehen mich erstaunt an? Mein lieber Freund, Sie wissen ja wohl, wie aufrichtig und gewissenhaft ich über gewisse Verhältnisse, über gewisse Neigungen dachte und sprach, wie peinlich ich mich stets hütete vor leichtsinnigen Nachlässigkeiten des Herzens und der Moral, aber in der Bewunderung dieses bleichen Leidensgesichtes, dieser hilflosen und doch so hinreißenden, liebreizenden Anmut, war eine Leidenschaftlichkeit, eine Raserei über mich gekommen, die ich bis dahin noch nicht kannte. War das Liebe? Es muß wohl Liebe gewesen sein, da sie mich so überschwenglich glücklich und so bodenlos elend gemacht hat.

Endlich kam der Arzt. Es war ein würdiger, alter Herr mit vornehm geschnittenem, aber ganz weißem Bart und einer großen Glatze. Er hieß Randollet. Einen kurzen Augenblick sah er forschend in das Gesicht der jungen Dame, dann kniete er rasch bei ihr nieder und schnitt ihre Kleider auf. Während er sie untersuchte, erzählte ich ihm, wie ich die junge Dame gefunden habe; er hörte jedoch nicht auf mich, sondern war ganz von seiner Untersuchung in Anspruch genommen. Dabei wurden seine Züge immer ernster und besorgter, seine Bewegungen immer rascher und hastiger, als ob er fürchte, die letzte Rettungsfrist zu versäumen.

‚Ums Himmels willen, Herr Doktor,‘ rief ich endlich, nicht mehr meiner Sinne mächtig, ‚reißen Sie mich aus meiner Verzweiflung! Sagen Sie mir, ob sie leben oder ob sie sterben wird.‘

‚Seien Sie still, junger Mann!‘ antwortete mir der Arzt ernst und gemessen, und ich blieb stumm, die Hände ringend, hinter ihm stehen.

Er hatte den Oberkörper der jungen Dame von den Kleidern befreit und sie auf das Gesicht gelegt. Auf der linken Schulter, ganz nahe am Halse, war eine breite, heftig blutende Wunde, die er sorgfältig auswusch und untersuchte. Dann legte er einen Verband an. Nach etwa einer halben Stunde war der Arzt mit dem ersten Verband und mit der ersten Untersuchung fertig und stand auf.

‚Helfen Sie mir, mein Herr, die junge Dame zu Bett zu bringen,‘ sagte Doktor Randollet.

Einigermaßen befangen leistete ich ihm diese Hilfe. Es war im ganzen Hause kein verfügbares Bett außer dem meinen. Ich sagte das dem Arzt.

‚Das ist ganz gleichgültig,‘ antwortete er, ‚ein Bett ist ein Bett; ich mache Sie noch darauf aufmerksam, mein Herr, daß die junge Dame eine sehr schwere Wunde hat und der aufmerksamsten Pflege bedarf. Haben Sie eine Pflegerin im Hause?‘

‚La Mèche —‘ stotterte ich verlegen.

‚Nein,‘ sagte der Arzt, ‚Sie müssen eine professionierte Krankenpflegerin haben. Ich werde Ihnen eine senden.‘

‚Sie sind sehr gütig, mein Herr.‘

‚Ich würde selbst die Überführung der Verwundeten in das Krankenhaus anordnen, wenn ich von dem Transport nicht Gefahr für den Zustand der Kranken besorgte. Solange sie aber in Ihrem Hause ist, werden Sie, mein Herr, nicht vergessen, welche schwere Verantwortung Sie mit der Pflege der Kranken übernommen haben.‘

‚Sie dürfen sicher sein, Herr Doktor —‘

‚Es wird vielleicht binnen kurzem Wundfieber eintreten, vielleicht auch nicht, in jedem Falle haben Sie, mein Herr, dafür zu sorgen, daß die junge Dame absolute Ruhe hat und vor allem von Gemütsaufregungen durchaus verschont bleibt. Haben Sie mich verstanden, mein Herr?‘

‚Gewiß, Herr Doktor, und ich werde

Digitized by Google

alles aufbieten, um Ihren Anordnungen nachzukommen.'

‚So habe ich vorläufig meine Pflicht hier gethan. Adieu, mein Herr.'

Der Arzt ging und ich suchte mich in meinem Salon, wo wir diese Unterhaltung geführt hatten, so gut es ging, für die Nacht einzurichten. Ein Bett gab's nicht, ich mußte mir also auf andere Weise helfen, und das ging auch. Die Mèche hatte nebenan die Wache bei der Kranken, bis die Wärterin kommen würde, die mir Doktor Randollet versprochen hatte. Ich streckte mich auf meinem Sofa nieder und lauschte gespannt ins Nebenzimmer, um bei der leisesten Bewegung zur Hand zu sein. Aber es blieb lange Zeit alles still. Ich suchte mir nun das Abenteuer zu erklären und ruhig nachzudenken, wodurch die Dame so häßlichen und gefährlichen Attentaten ausgesetzt sein und in welchem Verhältnis sie zu ihrem Attentäter — oder Attentäterin stehen könne. Denn beides war möglich, da ich die entfliehende Gestalt wohl bemerkt, aber der Finsternis oder vielleicht auch meiner Aufregung wegen nicht gesehen hatte, ob es eine Frau oder ein Mann war. Indessen ließen sich meine Gedanken bei diesen rätselhaften Grübeleien nicht festhalten. Ich besinne mich noch ganz genau, daß ich mir Mühe gab, mich auf diesen Gegenstand zu konzentrieren — aber vergebens. Immer und immer wieder horchte ich hinüber, ob sich denn noch nicht — das von mir fast gewünschte — Geräusch hören ließ. Ich empfand eine rasende Sehnsucht, ihr noch einmal in die rührenden, bleichen Züge zu sehen, und unwillkürlich kam ich auf den Gedanken, ob ich denn auch die schwere Verantwortung, welche mir der Arzt so aufs Gewissen gebunden hatte, recht und aufrichtig trage, wenn ich die Kranke der Pflege der Mèche, einer halb blödsinnigen und häufig betrunkenen Person überließ. Die Mèche kam mir in diesem Augenblick so schrecklich vor wie nie, und ich sprang endlich mit der Gewißheit auf, daß ich meine Pflicht, meine Verantwortung nur am Krankenbette erfüllen könne."

Herr von Kerdac lachte bitter auf und fuhr dann fort:

„Sie sehen, mein lieber Freund, wie selbst ein gewissenhafter Mensch, als den Sie mich doch hoffentlich kennen, bemüht ist, seinen Wünschen und Begierden Umhängemäntelchen zu machen. Wir Menschen sind alle erbärmliche Schufte, die selbst ihr eigenes Gewissen betrügen, wenn unsere Leidenschaften uns antreiben, gegen unser Gewissen, gegen unser Pflicht- und Rechtsgefühl zu handeln.

Enfin — ich trat ein, dank dem Umhängemäntelchen meiner Verantwortung. Was wußte ich davon, daß damit der erste Schritt zu einem Verbrechen geschah? Ich hatte mir ja nicht einmal klar gemacht, ob meine Sehnsucht, sie zu sehen, oder ob meine Verantwortung mich antrieb, einzutreten. Wie konnte ich den Teufel ahnen, wenn ich mein Gewissen in dieser Weise abstumpfte? Aber so ist es immer bei den Menschen, immer und ewig dieselbe Sache. Wir hätten keine Verbrecher, wenn's anders wäre. In Filzschuhen kommt der Teufel, wenn er einen packen will, und ehe man sich's versieht, hat er uns beim Kragen.

Die Lampe des Krankenzimmers war durch einen roten Schirm bedeckt und das so abgedämpfte Licht lag weich und rosig über dem Zimmer. Die Mèche saß auf einem Stuhle und dämmerte duselig für sich hin, angeblich an einem Strumpfe strickend. Die Kranke lag ruhig atmend und bequem gebettet, aber mit geschlossenen Augen unter einer Wolldecke, aus der nur Brust und Kopf und die Arme hervorsahen. Auch war die starre Blässe, die ich das erste Mal in ihrem lieblichen Gesichte gesehen hatte, jetzt verschwunden, ihre Wangen waren rundlich und rosig. Ich bemerkte jetzt, daß ihr Kinn und ihre Kehle von einer wundervollen, üppigen Fülle und von einer sammetweichen Zartheit waren. Ihr Mund war voll und klein, von munterem, verheißungsvollem Reiz, ihr Haar glänzend braun, ihre

Digitized by Google

Brauen fein und zierlich geschwungen. Sie schien zu schlafen und ich stand lange in Betrachtung ihrer versunken vor ihr. Ich sann nach, wo ich das oder ein ähnliches Gesicht schon gesehen hatte, und endlich besann ich mich. Sie kennen das Bild, das uns Boucher von der Frau von Pompadour hinterlassen hat? Gut! An dieses Bild erinnerte mich meine Pflegebefohlene. Sie war noch nicht so alt, wie uns Boucher die Frau von Pompadour darstellt, sie konnte kaum die Zwanzig überschritten haben, aber wie sie hatte auch die Kranke jenen Hauch graziöser Rundlichkeit und weicher, hingebender Zierlichkeit und Zärtlichkeit.

Plötzlich schlug sie die Augen auf und sah auf mich. Ich erschrak wie ein ertappter Dieb; groß, rührend und kindlich lagen sie auf mir, die wunderbaren, hellbraunen Augen, wie sie selbst Boucher nie und nimmer hätte malen können.

‚Wo bin ich?‘ fragte sie mit leiser, lispelnder Stimme, die aber doch genügte, um die Mèche aus ihrem duseligen Halbschlaf aufzuschrecken. Sie humpelte herbei und hielt in ihrer zitternden Hand ein Glas mit Himbeersaft und Wasser.

‚Ums Himmels willen, beruhigen Sie sich darüber,‘ sagte ich bittend und leise, ‚Sie sind bei guten Leuten, die für Sie nach besten Kräften sorgen werden, Mademoiselle.‘

Es schien, als wenn über ihr Gesichtchen ein ganz leises, leichtes Lächeln glitte, und mit schalkhaft gekräuselten Lippen hauchte sie: ‚Bitte, Madame!‘

Mir war plötzlich, als hätte ich auch einen Stich in den Rücken bekommen. Mein Atem ging schwer und stoßweise, ich taumelte erschrocken einen Schritt zurück und mußte mich mit der Hand auf einen Stuhl stützen.

Sie trank einige Schluck von dem ihr gereichten Wasser, dann seufzte sie — bei dem Versuch, sich etwas aufzurichten — schmerzhaft auf und schloß, das Haupt wieder in die Kissen legend, die Augen.

* * *

Etwa acht Tage später saß ich in meinem Gartenpavillon und schaute durch die bunten Scheiben auf das Leben und Treiben, das sich vor mir auf dem Flusse entwickelte. Ich hatte während dieser ganzen Zeit Madame Madeleine — so hatte sie sich der Wärterin, die noch in der ersten Nacht gekommen war, genannt — nicht gesehen. Einer Hilfsbedürftigen gegenüber hatte sich mein Gewissen beruhigen lassen, einer verheirateten Frau gegenüber nicht! Da sei Gott vor — ich hätte ja ein verächtlicher Sklave meiner Leidenschaft sein müssen. Was ich aber in dieser kurzen Zeit gelitten habe, das war entsetzlich. Mein ganzes Sein und Denken ging aus den Fugen und die acht Tage reichten hin, um aus mir einen anderen Menschen zu machen. Wie immer, wenn große und tiefe Leidenschaften den Menschen befallen, schien mir das Leben kleinlich, abgeschmackt, Welt und Gesellschaft ließ mich gleichgültig, ich versank in mich! Zum erstenmal in meinem Leben fielen die düsteren Schatten jener ewigen Wahrheiten auf meinen Weg, die uns zum Elend, zum Nichts, zum Untergang verdammen. Zum erstenmal wurde ich mir bewußt, daß der Mensch nichts sei als ein vergänglicher Rest von Tag und Nacht, Frühling und Winter, daß er ohnmächtig gegen das unerbittliche Naturgesetz sei, daß alles, was atmet, zum Werden, Leiden und Untergehen verurteilt. Unterbrechen Sie mich nicht! Irgend ein Zufall hatte mir die Gedichte Leopardis und Byrons in die Hände gespielt, dieser großen — Pessimisten, wie Sie sie ja nennen, dieser großen Propheten der Wahrheit, wie ich sie nenne — seien Sie nur ruhig, Sie werden Zeit zu Auseinandersetzungen noch genug finden — und in diesen Werken las ich die Bestätigung meines Elendes. Warum mußte gerade mir diese tiefe Leidenschaft ins Herz gelegt werden, die schon an sich ein Verbrechen war? Warum mußte gerade ich, der ich von jeher ernst und gewissenhaft der Frau in jeder Lage entgegengetreten war, die wüste Begehrlich-

Digitized by Google

keit nach einem Weibe in mir tragen, die einem anderen gehörte? Warum gehörte sie einem anderen? Weil mein Unglück meine Bestimmung war, so oder so, ich mußte elend sein. Mein Leben bis dahin war nur ein Traum, eine Täuschung gewesen — jetzt begann die Wahrheit zu dämmern. Die fröhlichen Menschen, die sich dort auf dem Fluß und an seinen grünen schattigen Ufern, in den Uferrestaurants bei Gesang und Tanz herumtummelten, widerten mich an — ihre Lust war ja doch auch nur ein Traum, eine Täuschung, ein Unsinn; waren sie nicht auch dem Untergang geweiht? Das Grün der Bäume, das Blühen der Blumen ärgerte mich: Wozu? Es hatte ja keinen Zweck. Mußte im Winter nicht alles wieder verdorren?

Schwester Anna — so hieß die Wärterin, die mir Doktor Randollet geschickt hatte — trat ein und störte mich in meinen Betrachtungen über Welt und Menschen.

‚Madame wünscht heute zum erstenmal das Zimmer zu verlassen und im Garten zu promenieren. Sie läßt fragen, ob Sie, mein Herr, sie im Pavillon empfangen wollen?‘ sagte sie.

‚Ich? mein Gott — ja — hm — ja natürlich. Sagen Sie ihr, es würde mir eine Freude sein, Madame Madeleine zu sehen.‘

Ich war natürlich im höchsten Grade bestürzt über dieses unvermutete Zusammentreffen, und froh, daß zunächst wenigstens Schwester Anna wieder fortging und ich mich unbeobachtet auf eine so heikle Unterhaltung vorbereiten konnte. Aber es blieb mir dazu wenig Zeit, denn bald darauf sah ich durch ein Fenster des Pavillons hindurch, wie Madame Madeleine, wohl etwas bleich, im übrigen aber lebhaft und mit elastischen Schritten aus dem Hause trat und auf den Pavillon zuschritt.

‚Ah,‘ hörte ich sie schon von weitem sagen, ‚das ist doch wieder Luft, wie sie der liebe Herrgott gemacht hat, und nicht diese Pest der Krankenstube. O, Schwester Anna, wüßten Sie, wie wohl, wie herzerquickend mir diese Luft ist. Ich fühle mich wie neugeboren!‘

Ich beeilte mich, um ihr entgegenzugehen und sie zu begrüßen. Ich sagte ihr einiges Schmeichelhafte über ihr gutes Aussehen. Aber sie ließ mich nicht ausreden, sondern streckte mir mit lebhafter Freude und mit berückenden, blitzenden Augen beide Hände entgegen und sagte mit einer wohlklingenden, tiefen Stimme:

‚Mein lieber Herr von Kerdac, mein bester Freund! Und Sie entziehen sich mir in so demonstrativer Weise, daß ich Ihnen nicht einmal meinen Dank abstatten kann für all das Gute, das Sie an mir gethan haben? Sie haben mir das Leben gerettet, Sie sind edelmütig und zart zugleich gegen mich gewesen, was ich bin, bin ich durch Sie, für Sie, und Sie wollen mir nicht einmal erlauben, Ihnen meinen Dank abzustatten? Bin ich so häßlich geworden in meiner Krankheit, daß Sie das nicht wollen? Nicht? Nun, so sollen Sie sich's auch gefallen lassen!‘

Damit küßte sie mich mit einer verblüffenden Ungeniertheit und ausgesuchter Grazie auf die Wange. Das Blut schoß mir siedend heiß in den Kopf, und ich habe in diesem Augenblick gewiß die traurigste Figur gemacht, die ein junger Mann vor einer hübschen Frau nur machen kann. Ich war so befangen in meinen Ideen, daß mir das frisch pulsierende Leben, das mir aus Madame Madeleine in so köstlicher, erfrischender Weise entgegensprudelte, Angst und Besorgnis verursachte.

Madeleine mochte das wohl bemerken, aber sie ließ sich in ihrer bezaubernden Munterkeit dadurch nicht stören. Sie fuhr fort, in liebenswürdigster und lustigster Weise zu plaudern, und wir traten in den Salon ein, während Schwester Anna einiger Besorgungen halber in das Haus zurückkehrte. ‚O, Sie sollen sehen, Georges‘ — sie sagte eigentlich Monsieur Georges, was ich aber nicht mit dem steifen ‚Herr‘ Georges wiedergeben möchte — ‚Sie sollen sehen, wie sehr ich Ihnen

Digitized by Google

für das teuerste Gut der Welt, das Sie mir erhalten haben, für mein Leben zu danken im stande bin, und wenn mich meine Wunde nicht verhinderte, eine gewisse Bewegung mit den Armen zu machen, so würde ich Ihnen schon längst um den Hals gefallen sein. Aber es wird Ihnen nicht geschenkt, Sie mögen noch so saure Gesichter machen.'

Allmächtiger Gott, was wird das geben, sagte ich mir, wo werde ich die Kraft hernehmen und die Beherrschung, im Verkehr mit dieser Frau die Linie einzuhalten, die zur Erhaltung meiner und ihrer Ehre unbedingt eingehalten werden mußte. Nie in meinem Leben ist mir der Begriff der Ehre und Tugend so schwerfällig, so lähmend erschienen wie in dieser Stunde. Wie ein altes, schäbiges, abgetragenes Überkleid, wenn die Frühlingssonne warm und lockend scheint, so hätte ich sie von mir werfen mögen.

‚Bitte, Madame, setzen Sie sich hierher. Es ist der bequemste Platz im ganzen Pavillon,' sagte ich nun, um nur einmal auf ein kühleres, gleichgültigeres Gespräch zu kommen.

‚Wie gütig Sie sind, Georges. Sie sind ein Deutscher?'

Ich war über die plötzliche Frage nach meiner Nationalität etwas überrascht, aber immerhin schien mir eine politische Auseinandersetzung mit Madame Madeleine weniger gefährlich zu sein als gewisse Dankesbezeigungen, die ich in meiner böswilligen Verstocktheit und sündigen Gefühlsenergie gewiß anders, als sie gegeben wurden, aufgenommen haben würde.

‚Ja, Madame, kennen Sie meine Heimat?' sagte ich.

‚Von Hörensagen, aber doch so viel, daß ich mir Ihre erstaunten Gesichter über meine Lebhaftigkeit — ach Gott, ich bin ja jetzt noch halb tot — erklären kann. Man hat in Deutschland eine so kühle, gemessene Denkart, daß wir Kinder des Südens immer geneigt sind, wegen unserer lebhaften Anlagen um Entschuldigung zu bitten, um nicht mißverstanden zu werden.'

Ich unterbrach sie mit einer unschuldigen Redensart.

‚Nein,' fuhr sie aufgeregt fort, ‚sagen Sie dagegen nichts, mein lieber Freund, ich habe immer gewisse Beklemmungen, wenn ich mit Nordländern zusammen bin, weil ich instinktiv fühle, daß sie mich nach einem Anstand, einer Moral beurteilen, die hier wenig gäng und gäbe sind und die ich nicht kennen kann, die wir nicht gemacht haben. Namentlich die Südfranzösinnen — ich bin aus Arles — haben häufig Charaktere, die in ihrer Lust und Freude am Dasein, in ihrer freien, übersprudelnden Laune und in ihrem kecken Lebensmut bei etwas — schattenhafter angelegten Existenzen Anstoß erregen und Mißverständnisse hervorrufen, die zu den wunderlichsten, manchmal beleidigenden Ansichten führen. Mir persönlich könnte das gleichgültig sein, aber Ihnen gegenüber, Georges, muß ich die Situation aufklären. An Ihrer Achtung, an Ihrer Hochachtung — sie kann nicht hoch genug sein — ist mir gelegen und deshalb müssen Sie mir zuhören.'

‚Aber Madame, Sie dürfen meiner vollsten Hochachtung, meiner —'

‚Ja doch, nachher können Sie mir das sagen, aber jetzt möchte ich Sie bitten, mir einen Augenblick zuzuhören. Glauben Sie nicht, daß wir Frauen auch unsere kleine Philosophie für uns haben? Wir besuchen allerdings keine Universitäten und keine Hörsäle, aber wir sind gleichwohl in der Lage, gewisse schwierige Situationen im Leben rascher und leichter zu lösen, mit einem Blick zu entwirren, was manchem gelehrten und bezopften Herrn nicht gelingen dürfte. Wir sind die Meister der Situation! Ich will Ihnen das gleich beweisen, Georges, bitte, ich will Ihnen das sofort beweisen.'

Sie war in ihrer leichten, eleganten Manier zu plaudern zum Küssen. Der kleine Mund mit den üppigen Lippen bewegte sich mit einer unnachahmlichen Grazie, und die lebhaften, hellen Augen gingen mit einer blitzartigen Munterkeit hin und her.

Digitized by Google

‚Das Blut rollt nicht in allen Adern gleichmäßig, und wenn die Nordländer ruhiger, gemessener, wohlanständiger leben, so geschieht das auf Kosten der Unmittelbarkeit, der Frische, der Natürlichkeit. Der Nordländer lebt nach gewissen Grundsätzen und Ansichten, wir stehen unter dem unmittelbaren Impuls der Natur. Ob zu unserem Vorteil, will ich nicht erörtern, ich will Ihnen beweisen, daß wir die Meister der Situation sind. Während sie nämlich — ich meine die Nordländer — in jeder Situation des Lebens nach gewissen Lebensgrundsätzen handeln, und das Leben in seiner ganzen Schwere und in seinem ganzen Umfang in Erwägung ziehen, und dadurch zu der bekannten Schwerfälligkeit gelangen, lassen wir die Principien und Grundsätze ganz beiseite. Das scheint Ihnen ein Verbrechen? Bewahre, es ist nur eine kleine Erleichterung. Wir tragen die Last doch! Aber wir zerlegen uns das Leben in lauter kleine Abschnitte, so zu sagen in übersehbare Portionen oder Situationen, die wir aus eben dem Grunde sicherer und leichter beherrschen. Sind wir deshalb schlimm? Und wenn wir's wären, wäre es unsere Schuld? Nein, Georges, Sie wollen, Sie müssen mich gut kennen! Tout comprendre, c'est tout pardonner! Geben Sie mir Ihre Hand, wollen Sie sich nicht zu dieser Philosophie bekehren lassen?‘

Sie hatte einen unwiderstehlichen Reiz in ihrer Stimme und in ihrem Wesen, und gewisse Gesten — zum Beispiel, wenn sie sich mit der kleinen, fleischigen Hand an der schöngeformten, überaus zarten, aber kräftigen und üppigen Kehle kraute oder mit ihrer ganzen südlichen Lebhaftigkeit die zierlichen Füße übereinanderschlug — nahmen die Aufmerksamkeit des Zuhörers mit einer beängstigenden Hilflosigkeit gefangen. Der echt französische Esprit, der aus ihr sprach, war so nett, so klar, so überzeugend, daß ich schon anfing, an der Tiefe meines Elends zu zweifeln.

‚Lassen Sie die schwermütigen Farcen,‘ fuhr sie fort, als ob sie meine Gedanken erraten hätte, ‚hat nicht jedes Geschöpf Gottes die Aufgabe, in der Welt sich so glücklich zu machen wie möglich? Ist es nicht wunderschön, wenn wir in diesem Bestreben auch andere glücklich machen können?‘

Sie lächelte — o mein Gott, und wie sie lächelte! Mir fiel dabei der Ausspruch ein, den irgend ein galanter Minister einmal gethan hat und demzufolge die Philosophie einer schönen Frau die einzig wahre sei! Ich war versucht, in diesem Augenblick das zu glauben, und konnte mich nicht enthalten, ihr mit einiger Bewegung und lebhaft die Hand zu küssen.

Sie sah mir in die Augen, und mir war unter diesem Blick, als ob ich sie auf der Stelle in die Arme schließen müsse und nie wieder loslassen solle. Aber die Pflicht hielt mich zurück. Sie denken vielleicht, mein Pflichtgefühl wäre in diesem Augenblick keiner Heldenthat fähig gewesen? Ich weiß nicht, ob Sie je schon in ein Frauenauge geschaut haben, aus dem Ihnen das volle, unverfälschte Glück, das Paradies gelacht hat — — Wie? So, also doch? Nun, so wissen Sie ja, was mein Pflichtgefühl in diesem Augenblick für eine Heldenthat verübte. Ihr Blick fiel wie ein Blitz bis ins tiefste, verborgenste Innerste meiner Mannesseele — und zündete. Aber ich blieb standhaft.

‚Sie sind ein guter Junge, Georges, und ein braver Mann,‘ plauderte sie weiter; ‚Sie haben mich aus Mörderhänden befreit, mich verpflegt und in Ihrem Hause aufgenommen, als ob sich das von selbst verstünde, als ob ich Ihre Schwester wäre! Sie haben nicht gefragt, woher ich komme, wer ich bin — was ich bin, Sie haben ein armes, unglückliches Menschenkind an Ihrer Schwelle gefunden und haben das erstarrte Herz an Ihrem Herzen wieder erwärmt. Und ich sollte klüglich und verständig ermessen, ob und wie ich Ihnen zu danken habe? Georges!‘

Sie hatte unwillkürlich etwas lang-

Digitized by Google

samer und mit inniger Betonung gesprochen. Nun ergriff sie plötzlich meine Hand wieder und drückte sie lebhaft zwischen den ihren.

‚Ihr Vertrauen ehrt mich, Georges, legt mir aber auch gleichzeitig die Verpflichtung auf, Ihnen die volle und reine Wahrheit über meine Person zu sagen. Ich werde Ihnen alles sagen, was ich Ihnen sagen darf, versprechen Sie mir dagegen, nicht nach dem zu forschen, was ich Ihnen nicht — jetzt noch nicht — sagen darf.‘

Ich versprach das und versicherte ihr, daß sie sich unter allen Umständen auf mich verlassen dürfe. Ich war natürlich gespannt darauf, was sie mir nun sowohl in Bezug auf sich selbst wie in Bezug auf das geheimnisvolle, schreckliche Attentat an meinem Hausthor sagen würde. Daß ich es mit einer Dame von bester Gesinnung und Erziehung zu thun hatte, war mir ja aus ihrem ganzen Auftreten, aus ihrer Rede- und Denkweise klar geworden, und ich hätte es wahrscheinlich nie übers Herz gebracht, sie um Lösung des Rätsels, das sie mir war, zu fragen. Ich hätte bis dahin es für gänzlich unmöglich gehalten, daß eine Dame von ihrem Takt und ihrer Erziehung in eine solche Situation geraten könne. Ihre Erzählung sollte mir nur zu klar machen, daß das Leben Situationen schafft, die auch der kühnsten Phantasie eines Romanciers spotten.

‚Wie ich Ihnen schon sagte, mein lieber Georges,‘ begann sie mit ihrer entzückenden, tiefen Stimme, ‚stamme ich aus Arles, wo mein Papa Präsident am Assisenhof war. Ich will Sie nicht langweilen mit den Erzählungen aus meiner Kinderzeit, sondern komme sofort auf den Punkt, der von wesentlicher Wichtigkeit für meine fernere Zukunft wurde. In Arles war es auch, wo ich zum erstenmal meinen späteren Gemahl sah. Er war damals Kapitän der Linie und verkehrte in meines Papas Haus. Wir sahen uns bald öfter, offen und dann auch im geheimen, wir lernten uns lieben, wenigstens glaubte ich ihn zu lieben. Mein Gott, ein junges achtzehnjähriges Mädchen, wie ich damals war, das die Welt nur aus der Zeitung kannte, und ein junger, hübscher — o ja! ein recht hübscher, flotter Kapitän der Linie — das macht sich ja von selbst. Freilich‘ — sie seufzte tief auf — ‚hat mir mein Temperament da einen argen Streich gespielt, der mich vielleicht unglücklich machen, vielleicht töten wird, und ich wäre wohl glücklicher gewesen, wenn ich mit der kühlen, vernünftigen Erwägung Ihrer Landesschwestern mir diesen so entscheidenden — vernichtenden Schritt überlegt hätte. Aber — Bah, ich werde ja ganz sentimental — verzeihen Sie mir, Georges, es wird nicht wieder passieren.‘

Ich sagte ihr, daß man in solchen Erkenntnissen oft Trost und Hilfe für die Zukunft fände und ich sie nicht hindern wolle, einen gemachten Fehler einzusehen und zu bereuen.

‚Ah bah, ist ja alles vorbei nun und nicht mehr zu ändern. Ich versichere Sie, Georges, ich habe wirklich kein Talent zum Unglücklichsein, zum Bereuen, wie Sie sagen; komme, was da kommen mag, aber mit der Vergangenheit bin ich fertig, will ich fertig sein. Kurz, wir wurden Mann und Frau! — Im Anfang ging die Sache ja auch ganz schön. Henri — mein Gemahl heißt Henri — war ein tüchtiger Offizier und ein solider Mann. Er war von Hause aus arm, aber das sind hier zu Lande nicht die schlechtesten Männer, denn sie lernen schon in der Jugend das Leben von der rechten Seite kennen. Und so war es auch bei ihm. Er war ursprünglich ein tüchtiger Mensch. Nach einiger Zeit starb mein Papa und mir fiel dadurch ein kleines Vermögen zu, dessen Verwaltung ich natürlich meinem Gatten übergab. Wem hätte ich's sonst anvertrauen wollen, wenn nicht ihm? Ich wußte es nicht besser. Seit dieser Zeit gingen unsere Angelegenheiten den Krebsgang. Da es meinem Gemahl in Arles nicht mehr gefiel, so ließ er sich nach Paris versetzen. Dabei

Digitized by Google

wäre ja auch noch nichts Schlimmes gewesen, wenn nicht die große Stadt und das Vermögen meinen Gatten um sein Gleichgewicht gebracht hätten. Es war in Paris, als mein Gemahl eines Nachts — zum erstenmal, ich besinne mich noch auf alle Einzelheiten dieser schrecklichen Nacht — betrunken nach Hause kam. Ich war starr vor Entsetzen, sowohl über seinen Zustand, als über die furchtbare Roheit, in welche Henri dabei verfiel. Auf einem Kasernenhof können nicht schlimmere Sachen passieren als diese Nacht in unserer Wohnung! Zu meinem Unglück blieb es aber dabei nicht. Im Verlaufe der Zeit stellte sich immer klarer, immer grausiger heraus, daß Henri unrettbar dem Teufel des Trunkes verfallen war. Er vernachlässigte den Dienst, er verschleuderte mein Vermögen, er — bekam seinen Abschied! Es kam selbstverständlich zu heftigen Scenen zwischen uns, und in der Trunkenheit — sehen Sie mich nicht an, Georges — in der Trunkenheit schlug er mich.'

Sie hatte es ganz leise und langsam gesagt; eine tiefe Röte überzog dabei ihr Gesicht; sie zitterte leicht. Ich konnte mich nicht enthalten, sie zornig zu unterbrechen, und fragte sie, wo der elende Wicht, der wilde Barbar sich befinde, ich wollte ihn züchtigen, ihn vernichten, ihn töten — was wollte ich nicht alles — in diesem Augenblick.

‚Seien Sie still, Georges,' unterbrach sie meinen Zornesausbruch und legte ihre zarte, feine Hand auf meinen Mund. ‚Haben Sie mir nicht versprochen, nach nichts zu forschen, was ich Ihnen nicht selbst mitteilen würde? Wollen Sie Ihr Versprechen brechen? Wollen Sie es mir brechen?'

Sie bat wie ein Engel und ich wurde still.

‚Sie dürfen ihn nie, nie sehen! Und nun hören Sie weiter, Georges, ich bin gleich zu Ende. Ich gab die Scheidungsklage ein.'

‚Madeleine!' rief ich überrascht; ein Wonneschauer überlief mich und eine Ahnung von Glück und Seligkeit durchzuckte meine Glieder. ‚Madeleine, Sie sind geschieden?'

Sie mochte meine innere Erregung bemerkt haben. Sie schlug die Augen nieder und sagte nach einer kleinen Pause, die mir aber wie eine Ewigkeit erschien:

‚Ich weiß es nicht! Georges, ich bitte Sie, hören Sie mir ruhig zu. Wenn Sie so stürmisch sind, werde ich Ihnen meine Erzählung nie, nie zu Ende führen können.'

‚Verzeihen Sie mir, Madeleine, und fahren Sie fort. Ich will ruhig sitzen wie ein Lamm, aber bedenken Sie auch, daß für mich Tod und Leben an Ihren Lippen hängen.'

Wieder flog eine dunkle Röte über ihre Wangen, die sie nur noch hübscher und begehrenswerter machte, dann fuhr sie hastiger und eifriger fort, als wollte sie hinter dieser polternden Eile ihre Verlegenheit verbergen.

‚Ach, wenn Sie doch ruhig sein und nicht immer dazwischen reden wollten, Georges, so wäre ich ja längst fertig. Also hören Sie den Rest. Ich mietete mir eine kleine Wohnung in Auteuil, um dort den Ausgang meines Prozesses zu erwarten und dann nach Arles zurückzukehren. Mein Mann war über die Eingabe der Scheidungsklage wütend, wie ich ihn nie gesehen hatte, und ich fürchtete mich vor ihm. Am letzten Montag sollte die Entscheidung des Gerichtshofes fallen und am Sonnabend vorher kam Henri zu mir. Er sprach ruhig mit mir, versprach sich zu bessern und einer ordentlichen Beschäftigung nachzugehen, wenn ich die Scheidungsklage zurücknehmen wolle. Er erklärte, nicht ohne mich leben zu können und sich zu töten, wenn ich auf meiner Scheidung bestände. Auch hatte er den Rest meines Vermögens zusammengebracht und übergab ihn mir, indem er mir sagte, das solle ein Beweis sein, daß nicht schmutziger Vorteil, sondern wirklich und wahrhaftig die Not seines Herzens ihn zu meinen Füßen geworfen habe.'

Digitized by Google

Sie schaute mit einem sonderbar starren Ausdruck durch das Fenster auf den Fluß, wo sich gerade eine Schar übermütiger Canotiers mit lauter Lust tummelte. Mir selbst war zu Mute, als ob ich zwischen Himmel und Erde hinge.

‚Und Sie, Madeleine?‘ fragte ich beklommen und mit trockener Kehle, ‚und Sie nahmen die Scheidung zurück?‘

Da sah sie mich fast stolz und hoheitsvoll an. Ich hätte ihrer lieblichen, graziösen Erscheinung einen so stolzen Blick gar nicht zugetraut, begriff aber sofort, daß sie ihrem Gemahl die erlittene Kränkung nicht habe vergeben können.

‚Ich bestand auf der Entscheidung des Gerichtshofes!‘ antwortete sie ruhig.

‚Und — und wie lautete diese?‘

‚Ich weiß es noch nicht. Henri lud mich dann zum Essen ein und wir gingen zusammen zu Fuß nach Asnieres, wo wir im Lion d'or dinierten. Nach dem Diner wollte er mich nach Auteuil zurückbegleiten und unterwegs kamen wir wieder in Disputation. Henri sagte zu mir, daß er es nie und nimmer übers Herz bringen könne, mich zu missen oder gar im Besitz eines — eines anderen Mannes zu wissen. Ich antwortete ihm, daß er nach einer eventuellen Scheidung kein Recht mehr habe, mir Vorschriften zu machen. Diese Äußerung sollte ich durchaus zurücknehmen, und da ich das nicht that, so kam er in eine so rasende Wut, daß — daß er mit dem Messer nach mir stieß!‘

‚Und Sie waren nicht in der Lage, sich nach der Entscheidung des Gerichtshofes zu erkundigen? Die Entscheidung muß also schon am Montag gefallen sein und heute ist Sonntag!‘

‚Sie wissen ja am besten, Georges, warum ich es nicht konnte.‘

Eine furchtbare Aufregung kam über mich, ich war wie von Sinnen und handelte nur noch unter dem Einfluß momentaner Gefühle und Erregungen, ohne jede vernünftige klare Überlegung. Sie war mir einfach unmöglich in meinem Zustande.

‚Und wenn die Scheidung ausgesprochen ist, Madeleine —‘ stotterte ich, ich kam nicht weiter. Keuchend und glühend vor Erregung stand ich neben ihr und schaute ihr in die Augen. Sie senkte den Blick, und ihre Lippen kräuselten sich wieder zu einem feinen, feinen Lächeln.

‚Wenn die Scheidung ausgesprochen ist,‘ sagte sie leise und diskret, ‚Georges, so bin ich frei.‘

‚Und mein?‘ rief ich mit lauter Stimme und schlang meinen Arm um ihre schmiegsame Taille, um sie an mich zu ziehen.

‚O, Georges, o,‘ machte sie, wurde wieder über und über rot, heftete aber noch immer den Blick auf den Boden.

‚Und mein, Madeleine?‘ wiederholte ich stürmisch.

Da sah sie mich voll an und schmiegte sich an mich an, als ob sie bei mir Schutz suche. Gleich darauf machte sie sich sanft wieder frei und sagte mit schelmischer, drohender Betonung:

‚Mein lieber Georges, ich fürchte, von Ihnen lerne ich auch keine Überlegung.‘

‚Madeleine, wenn Sie frei sind, darf ich mich Ihnen widmen? Darf ich hoffen?‘ fragte ich nochmals, hingerissen von meinen eigenen Gefühlen.

Da nahm sie mit einer blitzschnellen Bewegung meinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte mich hastig auf den Mund.

‚O Georges, o —‘ stöhnte sie dann leise und mit einem merkwürdigen, mir unvergeßlichen Anflug tiefer Trauer. Einen Augenblick lang hielt ich sie in meinen Armen — es war der seligste meines Lebens und auch zugleich der verderblichste.

Gleich darauf trat La Mèche mit der Meldung ein, daß das Diner serviert sei, und störte unsere Unterredung.

* * *

Ich hatte mit Madeleine vereinbart, mich sofort am nächsten Morgen in Paris nach dem Stande der Prozeßangelegenheit zu erkundigen. Montag früh, mit

Digitized by Google

dem ersten Zug war ich also in Paris, aber der Justizpalast sollte diesmal wenigstens für mehrere Stunden eine rechte und wahre salle des pas perdus für mich werden. Ich mußte überall warten, wurde von einem Bureau zum anderen geschickt, von einem Beamten zum anderen gewiesen; nirgends wollte man von der Affaire wissen. Sie können sich meine Ungeduld vorstellen! Ich wünschte der ganzen Justiz mitsamt dem Justizpalast nichts Gutes! Endlich fand ich in einem Auskunftsbureau im ersten Stock einen Beamten, der sich meiner erbarmte.

‚Warten Sie hier, mein Herr,‘ sagte er freundlich zu mir, ‚ich werde sofort zusehen, was in Ihrer Angelegenheit zu thun ist.‘

Ich wartete nun diesmal wirklich nicht vergebens. Nach Ablauf einer viertel oder halben Stunde kam mein freundlicher Beamter zurück und lud mich ein, ihm zu folgen. Es war eine fürchterliche Reise über Korridore, Treppen, Durchgänge, Wartehallen, bis endlich mein Begleiter vor einer Bureauthür zu mir sagte:

‚Sie sind an Ort und Stelle. Bitte, treten Sie ein.‘

Ich trat bescheiden ein. Ein alter Griesgram mit verschnupfter Nase, unreinlicher Wäsche und einer großen Hornbrille auf der Nase fuhr mich barsch an:

‚Was wollen Sie?‘

Dabei sah er mich über die Brille hinweg mit seinen stechenden, hellen, grauen Augen an, als ob ich ein Mörder wäre. Ich setzte ihm in höflicher und bescheidener Weise auseinander, was mich zu ihm geführt hatte.

‚Wer sind Sie?‘ fuhr er mich wieder in einem Tone an, als ob ich aus meinem Namen mit verstockter Hartnäckigkeit hätte ein Geheimnis machen wollen.

‚Ich heiße Georg von Kerdac,‘ erwiderte ich immer höflich und unterthänig bittend. Sie wissen, wenn man etwas erreichen will, was einem am Herzen liegt, so wird man so geduldig, so höflich, so unverwüstlich höflich.

‚Sind Sie von einer der Prozeßparteien beauftragt?‘ schrie mich der Herr wieder mißtrauisch an.

Ich sagte ihm, daß ich von seiten der Madame Madeleine käme.

‚Wo ist Ihre Vollmacht?‘

Nun war guter Rat teuer! An eine Vollmacht hatte ich und auch Madeleine nicht gedacht.

‚Mein Herr,‘ stotterte ich verlegen, ‚eine geschriebene Vollmacht habe ich leider vergessen mir ausstellen zu lassen. Ich wußte nicht, daß eine solche von nöten wäre —‘

‚Sie ist von nöten, ohne allen Zweifel; bezweifeln Sie das etwa? Die Prozeßakten sind nicht für jeden Unberufenen zugänglich.‘

Da hatte ich's. Ich war nun in der unangenehmen Lage, noch einmal nach Asnières zurückzufahren, die Vollmacht zu holen und vielleicht glücklich wieder anzulangen, wenn die Herrschaften ihre Bureaux schließen. Und ich geizte mit jeder Minute.

‚Mein Herr,‘ fing ich noch einmal an, ‚ich gestatte mir gewiß keinen Zweifel an Ihren Vorschriften und an deren Notwendigkeit, und wenn eine Vollmacht unbedingt nötig ist, so werde ich diese beschaffen müssen. Indessen würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir nur den Ausgang, das Resultat des Prozesses mitteilen —‘

‚Still! Gut! Ich sehe schon an Ihrer Aufregung, daß Sie kein Unberufener in der Sache sind. Ich dispensiere Sie von der Vollmachtsvorschrift. Wollen Sie Urteilskopie haben? Heda, Akten Madeleine A . . t kontra Henri A . . t.“

Ich drückte dem wunderlichen Manne den Wunsch nach einer Kopie des Urteils aus.

‚Kostet drei Franken. Dauert zehn Minuten. Setzen Sie sich.‘

Nach Ablauf dieser Zeit war richtig die Kopie fertig, und in der Freude meines Herzens legte ich fünf Franken auf den Tisch des Beamten.

‚Sie bekommen zwei Franken zurück,‘

Digitized by Google

sagte er in einem Tone, als hätte er mich zu zehn Jahren Galeere verurteilt.

Ich las das Blatt, das er mir überreicht hatte. Ich konnte mich kaum fassen; Madeleine war frei, ihre Ehe war geschieden, ihr früherer Mann hatte laut Urteil des Gerichtshofes durchaus keine rechtlichen Beziehungen mehr zu ihr. Wie mit Windeseile flog ich wieder nach Asnieres zurück; in dem Rausche meines eigenen Glückes glaubte ich, daß Madeleine mindestens die gleiche frohe Bewegung haben müsse bei dieser Nachricht. Endlich kam ich nach Hause, viel zu spät für meinen Wunsch, und rief laut durch das Haus:

‚Madeleine! Madeleine!'

Keine Antwort! Ich war starr vor Staunen. In ihrem Zimmer war sie nicht, im Garten nicht, im Pavillon nicht — nirgends war sie. Endlich kam La Mèche angehumpelt. Sie schien wieder getrunken zu haben und lachte in sonderbarer Weise, so stumpf und halb blödsinnig, so in die Quere, wie man zu sagen pflegt.

‚Wo ist Madame?' fragte ich sie.

‚Hä, hä, Madame ist ausgegangen.'

‚Ausgegangen? Aber ums Himmels willen, wo ist sie denn hingegangen?'

‚Hä, hä, sie wollte Einkäufe machen.'

‚Einkäufe machen? Und allein?'

‚Hä, hä, hä, allein!'

Die Alte mit ihrem einfältigen Lachen widerte mich an. Ich stürzte wieder fort, um Madeleine zu suchen. Was sollte nur das dumme Lachen bedeuten? Dachte sich La Mèche etwas dabei? Wahrscheinlich nicht; ich hatte keine Zeit, mich darüber aufzuregen, ich ging, um Madeleine zu suchen. Sie konnte nicht weit sein, wie ich mir sagte, ich mußte sie bald finden. In Asnieres sind nur wenige Orte, wo eine Dame wie Madeleine sein konnte — sie war aber nirgends, sie war nicht mehr in Asnieres. Ein schrecklicher Verdacht stieg in mir auf. Sollte sie auf eigene Faust, oder vielleicht auch überredet von ihrem früheren Mann, mich zu verlassen beabsichtigen? Ich weiß nicht, warum es mir besonders wahrscheinlich erschien, daß sie dazu von ihrem früheren Manne veranlaßt worden sei, ich weiß nur noch, daß es mir sehr wahrscheinlich war; ich glaubte es aus ihrem Wesen, nicht aus ihren Andeutungen oder aus ihren Worten, sondern aus ihrem Charakter schließen zu müssen. Wo sollte ich sie nun suchen? Oder sollte der ganze Traum von Glück und Liebe verrauscht sein? Es schien mir unmöglich; ich mußte sie finden und sollte ich ihr folgen bis ans Ende der Welt.

Ich fuhr nach Auteuil, wo sich, wie sie mir gesagt hatte, ihre frühere Wohnung befand. Bald hatte ich sie ausgekundschaftet. Es war ein kleines, halb in einem Garten verstecktes, einstöckiges Häuschen, in dem sie gewohnt hatte. Ich durchschritt den Garten und, sei es aus Zufall, sei es, daß mein Tritt im Sande Geräusch machte, wie ich mich dem Häuschen näherte, schaute Madeleine lächelnd und freundlich nickend aus dem Fenster, als ob nicht das Geringste passiert wäre.

‚Ah, Georges,' rief sie, vor Freuden in die Hände klatschend, ‚ah, Georges, kommen Sie rasch!'

Gewiß, ich freute mich über ihre Freude, ich sah, daß ich ihr willkommen, vielleicht ersehnt war, und war glücklich darüber, aber ich konnte mich einer gewissen Rätselhaftigkeit nicht erwehren, die mir in Bezug auf Madeleine aufstieg. Warum ging sie denn von mir fort, wenn sie mich gern sah? Sie war außerordentlich herzlich und freundschaftlich mit mir und wurde über mein Kommen so ausgelassen lustig, daß ich schon glaubte, sie hätte daran gezweifelt, daß ich sie hier aufsuchen würde. Sie klatschte wie ein Kind in die Hände und lachte aus voller Kehle, so daß die zartweißen, üppigen Halspartien leicht zitterten. In ihren Augen blitzten zwei Thränen, ich wußte nicht, ob infolge des Lachens, oder infolge der Rührung über mein Kommen.

‚O mein großer, mein guter Georges, wie gut du bist und wie hübsch es von dir ist, daß du mich hier besuchst.'

Digitized by Google

Ich glaube, es war zum erstenmal, daß sie mich du nannte. Ich war glücklich darüber! Es klang so vertraulich, vertrauend, verheißend, so nett.

‚Aber, liebe Madeleine,‘ sagte ich, ‚warum —‘

‚Willst du still sein, du großes Kind? Glaubst du, ich weiß es nicht, daß du mir Vorwürfe machen willst? Warum denn nur? Weil ich dein Haus verlassen habe? Aber, aber Georges‘ — sie schlug die Augen nieder und wurde rot — ‚aber Georges, was hätte denn sonst anderes geschehen sollen? Mußte ich das nicht thun? Was sollten denn die Leute denken, wenn ich —, wenn du — O!‘

Sie brachte das in ihrer kindlichen, fast drolligen Art und Weise zum Entzücken heraus. Ich konnte ihr unmöglich zürnen. Ich rückte nun mit meinen mühsam erkämpften Neuigkeiten aus dem Justizpalaste heraus. Ich zeigte ihr das Urteil und rief ihr jubelnd zu:

‚Nun bist du frei, Madeleine, frei wie der Vogel in der Luft!‘

Aber die Wirkung dieser Worte war durchaus nicht die von mir erwartete. Ich hatte geglaubt, sie würde beim Vernehmen dieser Neuigkeit aufjubeln und fröhlich sein wie der Vogel, wenn er den Käfig verläßt. Nebenbei hatte ich auch auf einen kleinen Dank für meine Bemühungen gerechnet — egoistisch, wie der Mensch nun einmal ist. Nichts von alledem geschah. Sie nahm ruhig, mit einer gewissen staunenden Neugierde das Papier in die Hand und sagte nach einer kleinen Pause:

‚Wie? Dies Papier trennt uns?‘

‚Es ist nur die Abschrift des Originalurteils.‘

‚Also noch ein Stück Papier!‘

Dann sah sie schweigend zum Fenster hinaus. Es entstand eine Pause. Endlich sagte sie in einem traurigen, fast weinerlichen Tone:

‚Ich hätte mir unter einer Ehe doch etwas anderes vorgestellt.‘

‚Aber Madeleine, ich begreife nicht, bist du denn nicht befriedigt von diesem Ausgang? Bist du nicht froh bewegt, sind deine Hoffnungen, die du bei Eingabe der Scheidungsklage gehegt, nicht erfüllt, bist du nicht freudig überrascht?‘

‚Ich wußte ja schon alles!‘ sagte sie kurz.

Wie ein Blitz schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß nur Henri ihr Nachricht konnte gegeben haben von dem Ausgange des Prozesses. Wenn ich mir den juristischen Cerberus vorstellte, mit dem ich im Justizpalast zu thun gehabt hatte, so konnte ich die Ansicht nicht unterdrücken, daß derselbe an einen Unbefugten auf keinen Fall würde irgend eine Mitteilung haben gelangen lassen. Wo hätte sie also die Nachricht herhaben sollen, wenn nicht von ihm? Schnell und geradezu sagte ich ihr:

‚Du hast heute morgen mit Henri gesprochen.‘

‚Nein, Georges,‘ sagte sie hastig und mit einer dunklen Röte im Gesicht, ‚nein, wahrhaftig nicht. Wo sollte ich ihn denn gesprochen haben? Aber Georges, wie du nur bist. Du bist ja ein schrecklicher Othello. Nein, wirklich, ich habe ihn nicht gesprochen.‘

‚Und woher wußtest du den Ausgang des Prozesses?‘

‚Ich — ich ahnte ihn, Georges! Wirklich, ich habe ihn geahnt. Es lag mir so zu sagen in den Gliedern.‘

Ich sah ihr scharf in die Augen, und sie mochte mir ansehen, daß ich von ihren Äußerungen nicht überzeugt war, denn sie ward plötzlich von einer außerordentlichen Hingabe und Liebenswürdigkeit.

‚Du liebst ihn noch, Madeleine!‘ sagte ich leise zu ihr, mitten in ihren Liebkosungen.

‚Lieben, Georges? Nein, ich liebe jetzt nur dich!‘

Ich erinnerte mich aber trotz ihrer berauschenden Art und Weise an die ‚Meisterin der Situation‘, wie sie sich selbst genannt hatte, und ich hätte wohl gewünscht, daß sie mehr von der pedantischen Gewissenhaftigkeit gehabt hätte, die sie damals den Nordländern nachgesagt

Digitized by Google

hatte. Ich fürchtete, daß hinter der Meisterin schließlich wohl gar eine Sklavin der Situation stecken könne.

Madeleine war eine Frau, die durchaus nicht zum Widerstand geboren war, aber ich sah eben damals in diesem Umstande nur einen paradiesischen Vorteil. Das Übrige sollte erst noch kommen.

‚Aber du bemitleidest ihn, Madeleine!‘ sagte ich wieder.

‚Bemitleiden, Georges? Ich weiß es nicht. Was ich für ihn fühle, das ist das natürliche Interesse, das die natürliche Frau für den Mann hat, der früher — ihr Mann war.‘

‚Und beinahe dein Mörder geworden wäre. Ich glaube, er war nicht schuld, daß sein Messer ausglitt.‘

‚Das war in der Hitze, in der Eifersucht, mich je frei oder gar im Besitze eines anderen zu wissen. Ein Mörder aus Eifersucht hat nichts Schändliches, ist ein ehrlicher Mann.‘

‚Das sagst du, Madeleine?‘

‚Weshalb nicht, Georges? So ist meine Ansicht.‘

‚Nun, ich hätte gemeint, daß gerade du, die beinahe sein Opfer geworden wäre, schärfer darüber urteilteſt. Das mag aber nun sein, wie es will, jedenfalls werde ich nicht zugeben, Madeleine, daß du hier wohnen bleibst, wo er dich bei jedem Wahn seiner Leidenschaft finden und gefährden kann. Du wirst einsehen, daß das nicht geht, Madeleine.‘

‚O, ich habe keine Angst mehr vor ihm. Jetzt trinkt er ja nicht mehr, als er vertragen kann.‘

‚Aber ich habe Angst vor ihm, Madeleine, und zwar um dich. Henri ist offenbar ein äußerst leidenschaftlicher und gefährlicher Mann, dem man klüglich aus dem Wege zu gehen hat. Siehst du das ein?‘

‚Was willst du, daß ich thun soll, Georges?‘

‚Ich möchte dich bitten, wieder nach Asnieres zu mir zurückzukehren.‘

‚Georges!‘

‚Höre mir still zu, Madeleine. Du sollst ganz allein im unteren Geschoß des Hauses wohnen, während ich im oberen bleibe; oder wenn dir das noch immer zu gefährlich dünkt, so will ich in der Nachbarschaft ein Haus beziehen. Du sollst mich nur empfangen, wenn es dir passend erscheint, und ich werde es dir nie übel nehmen, wenn du mich abweisen läßt. Aber hier bleiben kannst du auf keinen Fall. Ich würde keine ruhige Minute haben und immerfort denken, daß dir ein Unglück zustieße. Willst du mit mir kommen?‘

‚Ja, Georges, ich will!‘ antwortete sie. Ihre Stimme klang treuherzig, freundlich, offen, und vertraulich schmiegte sie sich an mich an. Sie war ein liebenswürdiges, reizendes Kind und in diesem Augenblick gewiß fern von jedem Hintergedanken. Aber sie hatte so ganz und gar keine Energie, weder im Willen noch in der That. Solange sie mit mir war, war das ja wunderhübsch, aber ich hatte gleichwohl ein geheimes Grauen vor gewissen Zusammenkünften zwischen ihr und Henri, die ich auf die Länge der Zeit doch wohl nicht verhindern konnte. Deshalb war ich sehr froh, daß sie wieder mit nach Asnieres zurückkehrte.

Noch unterwegs — sie war an jenem Tage von einer ausgelassenen Pikanterie und Liebenswürdigkeit zu mir — wollte ich ihr das Versprechen abnehmen, den Verkehr mit ihrem früheren Gemahl aufzugeben oder doch ihn nach Möglichkeit zu beschränken, aber es erschien mir so wenig nobel, so wenig rücksichtsvoll, so kleinlich ängstlich, daß ich es unterließ. Ich wollte ihr vertrauen, wollte ihrem Urteil überlassen, die Grenze zu finden, an der mir dieser Verkehr unliebsam werden konnte oder mußte.

* * *

Wir wohnten nun einige Wochen in Asnieres zusammen, sie im unteren Stock, ich im oberen. Der Garten und der Gartenpavillon waren neutrales Gebiet, wo wir gemeinsam unsere Mahlzeiten

Digitized by Google

einnahmen. Ich weiß nicht, ob es Ihnen jemals vergönnt gewesen ist, einen Sommer bei Paris und in Gesellschaft einer so pikanten, fein und sinnig veranlagten und gebildeten geistreichen Dame, wie es Madeleine war, zuzubringen; für mich war es ein Paradies! Madeleine war von einem so delikaten, durchgeistigten Epikuräertum, daß sie jedem Umstand, jeder Mahlzeit, jeder kleinen Begebenheit im täglichen Leben neue Reize, neue Annehmlichkeiten abgewann. Ihre Ansichten waren nicht immer richtig, aber sie brachte sie mit so graziöser Meisterschaft zum Vortrag, daß man sie sich gefallen lassen mußte, wenn man sie nicht gar acceptierte. Dabei war sie von einer Originalität in Anschauung und Beurteilung von Menschen und Verhältnissen, über die sicher manch weiserer Kopf in Erstaunen geraten wäre, um wieviel mehr ich, der ich sie bewunderte, vergötterte, liebte. Ich könnte ganze Bände füllen mit den Gesprächen, die wir führten, wenn wir nach Tisch in unserem Pavillon beisammen saßen und sie mit ihren feinen rosigen Fingerchen Pfirsiche schälte, oder den Kaffee eingoß, oder eine Cigarette für mich drehte. Aber ich will Sie nicht durch überflüssige Weitschweifigkeit langweilen; es genüge zu sagen, daß Madeleine nicht nur graziös, voller gemütvoller Pikanterie und Schelmerei, von erquickender Frische, sondern auch in geistiger Beziehung eine wahre Lebenskünstlerin, ein Triumph der Schöpfung war.

Wie rasch verflogen diese Wochen!

Ich hatte meine Absichten natürlich sofort in meine Heimat gemeldet und es dauerte auch gar nicht lange, so war alles bis aufs kleinste und unbedeutendste geregelt; wenn wir unsere Hochzeit doch erst für den Herbst ansetzten, so trug daran nur Madeleine schuld. Sie sagte mit errötendem und verschämtem Lächeln, meine Hast sei eine Inkonvenienz, deren ich mich zu schämen hätte. Ich hätte das schließlich ganz gern gethan, wenn sie nur dann nachgegeben hätte. Das that sie aber nicht und so mußte ich warten. Unsere Hochzeit sollte in meiner Heimat stattfinden und nach derselben wollte ich mich sobald als thunlich nach Deutschland versetzen lassen.

Eines Morgens — es war mittlerweile August geworden — verließ ich das Haus, um mich nach Paris zu begeben. Madeleine, die mich bis an das Hausthor gebracht hatte, stand auf den Stufen, die nach dem Hause hinaufführten, und sandte mir einige Kußhändchen zu. Ich grüßte sie nochmals und ging dann an dem Eisengitter, das jetzt mit wildem Wein überwachsen war, entlang. Nach einigen Schritten sah ich La Mèche an dem Gitter stehen, wie sie in ihrer gewöhnlichen duseligen, wie halb betrunkenen Weise durch dasselbe hindurch nach dem Hause sah. Mich hatte sie offenbar noch nicht bemerkt.

‚O, là, là! Dort ist sie, hä, hä, hä, die Nachtwandlerin!‘ hörte ich sie sagen, indem sie grinsend nach Madeleine hinsah. Überrascht, wie gebannt blieb ich stehen. Die Stimme klang höhnisch und hämisch, und war mir die Alte schon ohnehin widerlich, so wurde sie mir durch ihre Stimme natürlich auch nicht sympathischer.

‚Was treiben Sie dort, La Mèche?‘ fuhr ich sie nicht gerade sanft an, ‚haben Sie nichts Besseres zu thun?‘

‚O, o, voilà Monsieur! Freilich, mein Herr, hä, hä, für Sie war das nun gerade nicht! Ich hatte Sie nicht gesehen. Entschuldigen Sie.‘

‚Was soll das heißen? Was war nicht für mich?‘

‚Nun, nun, mein Herr, die Nachtwandlerin war nicht für Sie. Ich hatte Sie nicht gesehen.‘

‚Was meinen Sie mit der Nachtwandlerin!‘

‚Nun wohl, was wahr ist, das ist wahr. Und da ich sie gesehen habe, so muß es wohl so sein. O, ich habe gute Augen, mein Herr, ich sehe bei Nacht besser wie bei Tage.‘

‚Von wem sprechen Sie denn, La Mèche? wen haben Sie denn gesehen?‘

Digitized by Google

‚Parbleu, Madame!‘

‚Sie sind betrunken, legen Sie sich schlafen!‘ herrschte ich sie wütend an und ging meinen Weg weiter. Trotzdem hörte ich noch, wie die Mèche hinter mir noch immer nach Art der Trinker vor sich hin räsonnierte:

‚Betrunken? hä, hä! kann wohl sein, aber blind, hä, hä, das kann nicht sein.‘

Obgleich fest überzeugt, daß an dem wüsten Geschwätz der Alten nichts war, hatte ich doch üble Laune davon bekommen und war den ganzen Tag über von einer nervösen Nachdenklichkeit und Empfindlichkeit, so daß ich mich zuletzt selbst darüber ärgerte. Was war denn nun weiter dabei, wenn eine alte, vom Trunke halb blödsinnige Frau etwas behauptete, was Madeleine betraf? Hatte das irgend welche Bedeutung? Bewahre Gott! Und selbst wenn sie etwas gesehen hatte, mußte es deshalb das sein, was sie gesehen zu haben glaubte? Konnten es nicht, mußten es nicht irgend welche Gespenster ihrer Alkoholnarkose gewesen sein?

Gegen die Dinerstunde kehrte ich nach Asnieres in mein Tusculum zurück, allein ich war trotz aller innerlicher Beruhigungsversuche noch immer aufgeregt; ich war an allem, was Madeleine betraf, mit Herz und Gemüt zu sehr beteiligt, als daß eine solche Andeutung spurlos hätte bleiben können. Madeleine merkte mir sofort an, daß ich irritiert war, und auf ihr Befragen erzählte ich ihr endlich meine sonderbare Unterredung mit der Mèche. Sie wurde dann zu meiner Überraschung, und mehr als ich gewünscht hätte, betroffen, und ich glaubte sogar ein leichtes, aber rasch vorübergehendes Erbleichen ihrer Züge zu bemerken.

‚Was hast du, Madeleine?‘ fragte ich sie, ‚hat das, was La Mèche gesehen zu haben glaubt, wirklich irgend welchen Zusammenhang mit dir?‘

‚Es wäre wohl möglich, mein lieber Georges,‘ antwortete sie.

‚Und willst du mir nicht erklären, wie du das für möglich hältst?‘

‚Wo hast du denn deinen Tabak, Georges? Ich weiß, daß du nach Tisch gern eine oder zwei Cigaretten rauchst. Willst du das heute nicht? Gieb her, ich werde dir eine schöne Cigarette machen.‘

‚Aber, liebe Madeleine, die Beantwortung meiner Frage —‘

‚Gieb mir deine Tabatière, und wenn du deine Cigarette gemütlich rauchst, dann werde ich dir die Geschichte erzählen. Jetzt bist du so — so ärgerlich, so aufgeregt, so abenteuerlich und ungeheuerlich gestimmt, daß du mich höchst wahrscheinlich auf Grund einer angeborenen, nervösen Wunderlichkeit für — für — am Ende gar für eine schreckliche Frau halten wirst. Hast du mich denn gar nicht mehr lieb?‘

‚Aber Madeleine —‘

‚Ja, aber weshalb bist du denn so aufgeregt bei einer so unschuldigen kleinen Sache? Sieh, Georges,‘ fuhr sie gemächlich plaudernd fort, indem sie in ihrer ein wenig koketten, aber äußerst zierlichen Weise eine Cigarette drehte, ‚wenn du so hastig, so ungemütlich mit den Augen umherblickst, so unruhig, so zerstreut, so in Anspruch genommen von deinen eigenen Gedanken bist, dann getraue ich mir nicht, dir meine kleinen Bekenntnisse zu machen, wenn du so ungeduldig an deiner Lippe nagst, so weiß ich, daß ich lange warten muß, ehe — ehe — ehe ich einen Kuß bekomme —‘

‚Madeleine —‘

‚O, Georges, o, so war das nicht gemeint. Hier ist deine Cigarette und hier ist Feuer. So! Und nun höre zu. Jetzt bist du schon ruhiger und wirst nicht hinter jedem Traum ein Gespenst, hinter jeder Wahnvorstellung einen Wahnsinn oder noch Schlimmeres sehen. Georges, ich bin nicht schlimm, wahrhaftig nicht!‘

Dabei sah sie mich an, und in ihren Augen lag so viel Unschuld, so viel kindliche, rührende Harmlosigkeit, daß selbst der Teufel von ihrer treuen Aufrichtigkeit hätte überzeugt werden müssen.

‚Ich bin davon überzeugt, Madeleine,‘ sagte ich enthusiastisch, ‚und setze meinen Kopf, mein Leben dafür zum Pfande.‘

Digitized by Google

‚Gut, Georges, nun wirst du mich hören, wirst mich verstehen können! Ich hielt es seiner Zeit, als ich dir Mitteilung über meine Herkunft, über meine Familie und dergleichen machte, für entbehrlich, dir auch aus meiner Kindheit zu erzählen. Aber das muß ich jetzt, wie ich wohl einsehe, kurz nachholen. Zu den frühesten Erinnerungen, die ich überhaupt habe, gehört die Erinnerung an meine alte Amme, d. h. für mich war sie alt, im übrigen war sie damals eine junge Frau von zweiundzwanzig Jahren. Sie hieß Lolotte und stammte aus einem kleinen Dorfe in der Nähe von Toulon, das im wahren Sinne des Wortes meerumrauscht war. Mochte nun von dem ewigen Rauschen des Meeres, von der etwas seeräuber-romantischen Lage ihrer Heimat oder von einem anderen Umstande ihr schauerlich-poetischer Sinn stammen — kurz, sie erzählte mir, als ich noch ein Kind von etwa vier bis sechs Jahren war, die gruseligsten Geschichten der Welt. Wie oft kroch ich unter die Bettdecke, wenn sie mir ihre blutigen Riesen- und Menschenfressergeschichten erzählte! Besonders eine von einem schrecklichen Riesen mit großen Stiefeln, struppigem Haar und fürchterlichem Mund, der die Kinder frißt, wenn sie nicht schlafen wollten, war eine wahre Tortur für mich. Immer, wenn mich Schlaflosigkeit plagte, glaubte ich die großen Zähne und das blutige Gesicht des Riesen vor mir zu sehen, wie er mich zu verschlingen drohte.‘

Das Erzählertalent Madeleines leuchtete bei dieser kleinen Erinnerung aus ihrer Kindheit in seinen schönsten Farben. Die Augen groß und wichtigthuend geöffnet, die Gesten märchenhaft verschleiernd, im tragikomischen Pathos nahm sie mich vollständig gefangen. Nur um ihren Mund spielte ein etwas mokantes, gutmütig spöttisches Lächeln, das ich augenblicklich nicht recht begriff. Mit einem plötzlichen Ernst fuhr sie nach einer kleinen Pause fort:

‚Natürlich machten diese Scenen auf meine Nerven einen unheilsamen Eindruck, unter dem ich zu Zeiten noch heute leide. Eine furchtbare Angst vor einer drohenden, fürchterlichen Gefahr, vor jähem Untergang, vor einer schrecklichen Katastrophe überfällt mich nun ein solcher Zustand während des Einschlafens, was wohl schon einigemal der Fall war, so ist ein entsetzlicher Traum die Folge, in dem ich dann — ohne jedes Bewußtsein, ohne jede Thätigkeit der wahrnehmenden Sinne, im vollsten Sinne des Wortes im Schlaf — nachtwandle oder, wie man eigentlich sagen sollte, schlafwandle, denn diese Zustände haben mich auch schon bei Tage erfaßt.

Siehst du, mein lieber Georges, in einem solchen Zustande hat mich La Mèche möglicherweise gesehen — ich weiß es nicht, denn ich weiß nie von solchen nächtlichen Exkursionen, wenn ich erwache, aber es ist möglich. Leuchtet dir jetzt der Zusammenhang ein? Georges, Georges! Was ist dir? Woran denkst du? Warum blickst du so starr?‘

Ich weiß heute noch nicht, warum mich schon damals die kleine Erzählung Madeleines so mächtig ergriff, aber wenn ich mir heute, nachdem mir die Folge enthüllt ist, überlege, welch eine dunkle, geheimnisvolle und gewaltige Rolle diese Seite von Madeleines Wesen in ihrem endlichen Schicksale spielte, so empfinde ich ein unheimliches Grauen vor gewissen Gewalten und spiritistischen Mächten, die mit uns hilflosen Menschen ihr Wesen treiben und die man gewöhnlich mit dem Ausdruck — Ahnungen bezeichnet. Sie werden mich auslachen, mein lieber Freund; ich weiß es und kenne Ihren nüchternen, kritischen Verstand. Sie werden in mir das Opfer eines sinnlosen Aberglaubens sehen. Nur zu, Sie schaffen damit die Thatsache nicht aus der Welt, daß ich schon in der Stunde, als mir Madeleine, die sonnige, gebenedeite Madeleine, diese Dinge erzählte, Ahnungen über ihr Schicksal hatte.

Digitized by Google

Erschrocken über meine Versunkenheit, über mich selbst, fuhr ich bei der Frage, mit der Madeleine schloß, auf und küßte ihr zärtlich die Hand. Aber es war mir unmöglich, meine frühere Unbefangenheit an diesem Tage zurückzugewinnen. So harmlos und liebenswürdig Madeleine auch plauderte, so kokett und pikant sie mich mit meinen eigenen Befürchtungen aufzog, es wollte alles nichts helfen. Es waren Schatten in meine Seele gefallen von einer tragischen, zermalmenden Kraft und Wucht. Sie ließen sich nicht mehr bannen, ebensowenig, wie sich jetzt die Wahrheit, die Erkenntnis des Menschenelends, der Pessimismus, wie Sie sagen, bannen läßt.

Doch ich werde Ihnen wohl zu weitschweifig und will mich kürzer fassen.

Ich weiß nicht, ob es mit diesen Aufregungen im Zusammenhange stand oder ob es zufällig war, daß ich in derselben Nacht, die auf die Erzählung Madeleines folgte, von einer hartnäckigen Schlaflosigkeit geplagt wurde. Aber ich war darüber anfangs gar nicht unwirsch, wie man sonst wohl in ähnlichen Fällen ist. Die Nacht war prächtig und ich lehnte mich stundenlang zum Balkon meines Schlafzimmers hinaus. Schweigend lauschte ich auf das leise Rauschen des Windes in den Baumkronen, auf das Zirpen der Grillen, auf das beruhigende, eintönige Plätschern des nahen Stromes, auf den ganzen harmonischen Zauber einer schönen Sommernacht. Der Mond erhellte die Landschaft vor mir mit magischem Lichte. Schimmernd und glitzernd lag er auf den murmelnden Wellen, voll und kräftig umgab er Busch und Strauch, die im Winde leicht zitterten und Schatten auf den Boden warfen, die wie Gespenster an Hecken und Wänden hin und her huschten.

Da sah ich plötzlich eine weiße Gestalt zur Thür heraustreten, die in den Garten führte, und erkannte zu meinem namenlosen Schrecken in dieser Gestalt Madeleine. Sie war, soweit ich es sehen konnte, bleicher als sonst, streckte die eine Hand wie tastend und vorsichtig vor sich hin, hatte im übrigen jenen geisterhaft ruhigen, schwebenden Gang, den wir an Schlafwandelnden zu sehen gewohnt sind. Sie war in weite, faltige, aber durchaus weiße Kleider gehüllt. Ich wollte sie rufen, aber die unselige Kindervorstellung, daß man dadurch Schlafwandelnde bis zum Tode erschrecken könne, hielt mich ab. Da indessen Madeleine in verhängnisvoller Weise sich dem Flusse näherte, so warf ich rasch entschlossen meinen Überrock über und wollte ihr wenigstens wachsam und sie nötigenfalls vor Gefahr bewahrend folgen. Kaum eine halbe Minute später trat ich ebenfalls in den Garten, konnte aber zu meiner Überraschung nirgends eine Spur von Madeleine mehr entdecken. War das Fürchterliche schon geschehen oder hatte mich eine Hallucination getäuscht? In atemloser Angst lief ich vorwärts in den Garten hinein, überall vorsichtig auslugend und lauschend, hinter jedem Baum und Strauch suchend.

So kam ich bis in die Nähe des Flusses, als ich plötzlich wie vom Donner gerührt stehen blieb.

Aus dem Pavillon tönten Stimmen.

Leise und hastig tönten sie, aber ich konnte doch ihre und eine fremde, mir nicht bekannte Männerstimme unterscheiden. Sie werden die zitternde Aufregung begreifen, mit der ich näher schlich. Ich hatte nie in meinem Leben gehorcht und habe mir in jener Nacht geschworen, es nie wieder zu thun — zu spät, das eine Mal machte mich elend.

‚Nein, Henri, nie und niemals wieder,‘ hörte ich die Stimme Madeleines sprechen; ‚ich kann und darf dich nicht wiedersehen.‘

‚Weißt du, was du sprichst?‘ antwortete eine hastige Männerstimme, der man eine mächtige, verhaltene Leidenschaft anhörte. ‚Weißt du, was du sprichst, süße Madeleine? Du sprichst mein Todesurteil! Kannst du das? Willst du das?‘

‚Ich muß, Henri, ich muß so sprechen.‘

‚Du mußt so sprechen, Madeleine? Und weshalb? Bist du nicht mein? Gehören wir nicht zusammen? Kannst du

Digitized by Google

mich von dir stoßen? Ich kann nicht leben ohne dich!'

‚Und ich kann nicht leben mit dir. Du hast mich in Schande und Unglück gebracht, hast mein Leben bedroht und gefährdet — es ist aus zwischen uns, vorbei, Henri, auf immer und unwiderruflich vorbei.'

‚Und das wäre dein letztes Wort, Madeleine? Hast du mich nicht hundert- und tausendmal mein Henri genannt? Hast du die glücklichen Stunden der Heimat vergessen, wo ich dein ganzes Glück und deine Seligkeit war? Hast du die lauschigen Nächte unter dem milden Himmel des Südens vergessen, wo uns die immergrünen Palmen und Ölbäume mit träumerischem Rauschen umgaben, wo der Jugend Lust und wonnige Würze unseren Sinn berückte? Hast du vergessen, was du an heiliger Stelle, vor Gottes Altar, geschworen und gelobt? Madeleine! Hast du das alles vergessen?' Obwohl der Mann in flüsternder Weise sprach, machten seine Worte doch einen heißen, leidenschaftlichen und wilden Eindruck. Man fühlte bei jedem Wort, bei jedem Hauch, daß sein Herz auf der Zunge lag. Es war die lodernde Glut des Südländers, die hinreißende, jede vernünftige Besinnung vernichtende Gefühlsenergie, die aus den häufig mit tiefen Seufzern unterbrochenen Worten sprach.

‚Nichts habe ich vergessen, Henri, und werde es nicht vergessen, was du mir warst, daß es eine Zeit gab, wo du mir alles warst. Aber die Zeit ist unerbittlich dahin. Du bist ein anderer geworden, als der du warst. Du hast mich mit Schande bedeckt, die noch unter dem Verbrechen steht, das du an mir begangen hast — unsere Ehe ist vernichtet, wir sind geschieden für immerdar.'

‚Madeleine, ich bin der Alte wieder, der ich war. Nie soll mich das verfluchte Laster wieder umgarnen, das uns so elend gemacht hat, und zwischen uns steht nichts als ein Fetzen Papier, ein Wisch, den ich in tausend Stücke zerreißen kann, die der Wind in alle Meere zerstreut.'

‚Du irrst, Henri, das richterliche Urteil —'

‚Das richterliche Urteil ist eine Prätension, eine Anmaßung. Was weiß der Mann davon, was du mir warst, was du mir bist? Wer hat ihn gelehrt in mein Herz zu sehen und darin die Gefühle zu lesen, wie ich sie so zwingend, so grausam unerbittlich bisher selbst nicht kannte? Wer zeigte sie ihm? Was ist sein Urteil wert? Was weiß er davon, daß er mir mit dir auch das Herz aus dem Busen reißt, daß ein Leben ohne dich für mich eine Marter, eine ewige, sternenlose Nacht ist? Weiß er, was er mit seinem Urteil für ein namenloses Unheil anrichtet? Ist die Gerechtigkeit nichts weiter als ein Elend? Madeleine! Komm mit mir, kehre mit mir zurück in unsere schöne Provence, in unsere süße Heimat, wo wir so glücklich waren und wo wir auch wieder glücklich sein werden. Laß uns fliehen aus dem betäubenden Paris, das die Leidenschaften entfesselt und das Glück der Menschen frißt, laß uns fliehen aus dem kalten, berechnenden Norden, der nichts weiß von der glücklichen, glänzenden, farbenprächtigen Gefühlswelt des Südens, laß uns fliehen, Madeleine, wo das Rauschen der Meereswellen uns in wonnige Träume wiegt, wo ein wolkenloser, ewig blauer Himmel über uns lacht und Frohsinn, Heiterkeit und Lebenslust der Menschen Brust erfüllt, wo die weicheren Laute unserer Heimatssprache klingen, wo —'

‚Henri,' unterbrach ihn plötzlich Madeleine keuchend und mühsam, da er sie umfaßt und eng an sich gedrückt hatte, ‚Henri, laß mich! Deine schönen Bilder werden nie Wirklichkeit, es ist — zu spät!'

‚Zu spät, Madeleine? Und warum zu spät?'

‚Weil — — weil ich dich — dich nicht mehr liebe!'

Ich hörte, wie er rasch von ihr zurücktrat. Sein Schritt war taumelnd und unsicher und seine Brust arbeitete so heftig und hörbar, daß ich es außerhalb des Pavillons deutlich vernahm. Nach einer

Digitized by Google

Pause fuhr er mit völlig veränderter, etwas tieferer Stimme, der man aber die erzwungene Ruhe anhörte, fort:

‚Du liebst mich nicht mehr, Madeleine? Und du liebtest mich doch sonst so sehr, so innig! Wie kann das sein?‘

‚Ich — ich fürchte dich, ich kann dich nicht mehr lieben, Henri!‘

Er lachte bitter auf und sagte dann mit schneidender Schärfe: ‚Wie, Madeleine? Du lernst in deinem Alter auch noch lügen? Aber du bist eine Anfängerin, eine Stümperin, du kannst mich nicht belügen! Was ringst du da die Hände und blickst wie eine Madonna zum Himmel? Du kannst mich nicht mehr lieben, weil du bereits einen anderen liebst! Ha, siehst du, wie es dich packt? Wie du zusammenfährst, weil ich dir die Wahrheit sage? Nicht, weil du mich fürchtest — du fürchtest mich auch gar nicht, denn sonst wärst du heute und sonst nicht gekommen, mit mir zu reden —, sondern weil eine andere Neigung in deinem Herzen Platz gegriffen hat, deshalb liebst du mich nicht mehr. Nun, tröste dich nur, Madeleine, deine Lüge war eine Notlüge; du wolltest mich wenigstens nicht mit einer geheuchelten Neigung betrügen, du bist immer noch ehrlicher wie viele andere. Aber du hast kein Glück mit deinem Herzen, deine Liebe tötet, Madeleine! Sie mag wohl zu groß, zu überschwenglich für einen Sterblichen sein.‘

‚Um Gottes willen, Henri, was sagst du? Was ist der Sinn deiner Worte, was soll dieser bittere, spöttische Ton?‘ rief Madeleine ängstlich dazwischen.

‚Du bangst wohl gar für ihn? Für deinen blondlockigen, fischblütigen Deutschen? So tief sitzt es schon? Habe keine Sorge, Madeleine, seine Qual wird kurz sein.‘

‚Du willst ihn töten, Henri?‘

‚Wie du das so rasch triffst! Ja, Madeleine, ich will ihn nicht nur töten, sondern ich werde ihn töten — weiter habe ich keinen Lebenszweck! Damit du mich aber nicht für blutdürstiger hältst, als notwendig ist, vielmehr einsiehst, daß ich nicht anders kann, daß ich unter der zwingenden Notwendigkeit dieser That stehe, so will ich dir auch sagen, warum ich das thun muß. Wie sich mein Leben ohne dich gestaltet, weiß ich noch nicht, vielleicht elend und unglücklich, vielleicht gar nicht — ich weiß es nicht! Aber das weiß ich, Madeleine, daß sich schon bei dem Gedanken, dich im Besitz eines anderen zu wissen, jeder Blutstropfen in mir revoltiert, daß schon der Gedanke daran mir die heiße Schamröte ins Gesicht treibt und ich mich selbst schlagen möchte aus Scham und Schande darüber. Du bist kein Mann, Madeleine, du kennst vielleicht das Gefühl nicht, unter dem ich stehe, aber wer in meiner Lage dich ruhig in den Armen eines anderen sehen könnte, der, das glaube mir sicher, der ist kein Mann, hat keinen Funken männlichen Gefühls. Und nun geh, Madeleine, wir sind fertig! Warne deinen blonden Seladon, fliehe mit ihm, wohin du willst, aber ich versichere dich, ehe du seiner froh wirst, ist er eine Leiche.‘

Ich habe das Gefühl der Furcht nie gehabt und kenne es daher nicht, als ich aber die finstere, verbissene Energie dieser Stimme, die mir den Tod in so bestimmter Weise ankündigte, hörte, überlief mich ein leises Zittern. Ich wollte nach der Thür springen und mich dem Prahlhans — denn für einen solchen hielt ich ihn damals noch — gegenüberstellen, aber begierig, wie der Auftritt enden und wie Madeleine seine Mitteilungen auffassen würde, stand ich wie unter einem Banne und konnte nicht von der Stelle.

Es folgte eine lange Pause; ich hörte nichts als das heftige Atemholen Madeleines und ein leises Rauschen ihres Kleides, wie wenn sie einige unsichere, hastige Schritte gegen Henri hin gemacht hätte.

‚Gut, Henri,‘ sagte sie endlich mit einer entschlossenen Härte im Ton ihrer Stimme, wie ich sie nie von ihr gehört hatte, ‚gut, so sei es denn! Das Gefühl, unter dessen Zwange du angiebst zu stehen, ist nicht das Gefühl eines Mannes, nicht das Gefühl eines menschlich pulsierenden Her-

Digitized by Google

zens, sondern das eines wilden Tieres. Gleichwohl soll es so sein, wie du sagst, Henri! Ich will mit dir gehen, wohin du willst, will dein Weib sein, will — o mein Gott!'

Sie unterbrach sich; eine Schwäche schien sie anzuwandeln, und erst nach einer neuen Pause fuhr sie fort:

‚Ich will alles thun, was du willst, alles, was du sagst, Henri, wenn du mir schwörst, ihn seines Weges in Frieden ziehen zu lassen. Schwöre, Henri, und ich fliehe mit dir noch heute nacht, sogleich!'

Auch er antwortete nicht sogleich. Er schien über sie zu staunen. Dann machte er zwei hastige Schritte auf sie zu und schien ihre Hand fest zu fassen.

‚Wie, Madeleine? Mit einem wilden Tiere willst du fliehen?' Seine Stimme vibrierte in einer entsetzlichen Aufregung; Zorn, Spott, Eifersucht, Rachedurst klang aus ihr heraus.

‚Sei es, wie es sei, ich will. Schwöre, Henri,' keuchte sie.

‚Um ihn zu retten?' schrie er sie an.

‚Schwöre, schwöre!'

‚In dieser Weise liebst du ihn?'

‚Mehr als mein Leben lieb ich ihn. Schwöre, Henri!'

‚Unglückliche! So stirb!'

Hastige Tritte und heftiges Ringen, das aus dem Pavillon heraustönte, sowie auch die drohenden Worte des Wütenden schreckten mich aus meiner lauschenden Stellung auf. In zwei Sätzen war ich an der Thür des Pavillons, die ich hastig aufstieß, und trat ein. Das Mondlicht, das durch die bunten Fensterscheiben fiel, gab der Scene, die sich mir bot, etwas Grausiges, Gespenstisches. Ich sah noch, wie eine Messerklinge grell aufblitzte, und fuhr wie wahnsinnig auf die Kämpfenden zu.

‚Madeleine, Madeleine,' rief ich, ‚her zu mir!'

Madeleine aber schrie in diesem Augenblick laut auf, und die Gruppe vor mir löste sich mit einer unheimlichen Schnelligkeit. Henri trat nach der Wand des Pavillons zurück und Madeleine fiel mir taumelnd in die Arme.

‚Bist du es, Georges?' hauchte sie schwach und bleich. „Rasch, einen Kuß noch, den letzten — Georges, es — es ist — vorbei!'

‚Bist du verwundet?' fragte ich, ‚es kann so schlimm nicht sein, lege dich auf das Sofa, damit ich dir Hilfe bringe.'

Ich legte sie auf das Sofa, sie aber hatte ihre Arme um meinen Hals geschlungen und ließ mich nicht wieder los.

‚Georges,' hauchte sie leise, ‚ich war wahrhaftig nicht schlimm.'

‚Du bist wie die Engel im Himmel, Madeleine —'

‚O nein, o nein,' unterbrach sie mich matt, ‚ich habe dich belogen — aber — wahrhaftig, ich meinte es so gut, so gut, Georges, mein einziger Georges. Nun ist's aus — ich fühle es — es ist aus. Küsse mich, Georges, noch ein einziges Mal, mit aller deiner Liebe für deine kleine, unglückliche Madeleine, noch ein einziges Mal — ah —"

‚Du wirst wieder gesund werden, Madeleine, nur Mut, du mußt wieder gesund werden. Was soll sonst aus mir werden?'

‚Ich sterbe, Georges,' hauchte sie schwach, aber mit einer Engelsruhe. ‚Siehst du, mein Gefühl, meine Angst vor der Katastrophe betrog mich nicht. Unser Gefühl ist viel feiner, viel sicherer als — als unser Verstand. Ich bezahle die — die Meisterschaft der Situation mit meinem Leben, ich bin das Opfer einer übereilten Ehe! Du wirst glücklicher sein, Georges, ich weiß es, du wirst glücklicher — glücklicher — als ich — sein!'

Mit einem tiefen Seufzer fiel ihr Haupt zurück — und ich hielt eine Leiche in den Armen."

* *
*

Herr von Kerdac machte hier eine lange Pause. Wie noch immer unter dem Eindruck dieser Scene stehend, starrte er unbeweglich vor sich nieder, und nur die kurzen, hastigen Atemzüge verrieten, daß

Digitized by Google

noch Leben in ihm war. Ich wagte nicht, ihn in seiner Versunkenheit zu stören. Der Wind hatte sich ein wenig erhoben und machte auf dem moudglänzenden See kleine, glitzernde und hüpfende Wellen, die sich dann mit einem eintönigen, beschaulichen Rauschen an der Gartenterrasse brachen. Aber Herr von Kerdac schien von all dem Zauber, der in der Natur lag, nichts wahrzunehmen. Endlich seufzte er tief auf und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Was soll ich Ihnen noch erzählen? Die Sterne, die meine Welt erleuchteten, waren erloschen, der kleine, üppige Mund, der meines Glückes Quell war, tot und kalt; Madeleine, der Triumph der Schöpfung, die graziöse, hinreißende, pikante Madeleine mit ihrer schönen tiefen Stimme, dem wohligen Hauch des Glücks, mit der schneeweißen, sammetzarten Kehle, den weichen Händchen — alles erstarrt, kalt, tot. Ich fragte mich, wozu denn überhaupt noch jemand auf der Welt leben blieb, wenn sie starb? Die ganze Sache hatte ja gar keinen Zweck mehr! Wie alle, die durch das Unglück klug werden müssen, erfuhr auch ich die ganze Herbheit, die ganze Bitternis, die in der letzten Erkenntnis, in der Wahrheit über unseren Lebenszweck liegt. Ich fiel in Verzweiflung. Ich wollte zunächst Henri erschießen und forderte ihn zum Duell. Er sagte mir, er würde mir zur Verfügung stehen, wenn er seine That vor dem öffentlichen Richter gesühnt hätte. Er stellte sich den Gerichten selbst und wurde unter Berücksichtigung mildernder Umstände zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Ich habe nie Verständnis dafür gehabt, wieso mir dadurch Gerechtigkeit widerfahren sein soll! Ich ging fort von Paris, und in der unstäten, ruhelosen Wanderung durch die Welt, die seitdem für mich begann, bildete sich bei mir die Ansicht von der vollständigen Zwecklosigkeit unserer Existenz heraus. Sie werden nun auch begreifen, warum ich so geworden bin, wie ich bin. Ich arbeite nichts mehr — es hat keinen Zweck, ich liebe nichts mehr — weil ich nicht durch Verlust in neue Schmerzen verfallen will, ich freue mich über nichts mehr — weil ich mich nicht von neuem täuschen lassen will. Unsere guten Tage sind unsere Täuschungen, und unsere schlechten Tage sind unsere Leiden, unsere Schmerzen. Nur die letzteren und der Untergang sind uns gewiß. Die Menschen sind erbärmlich, egoistisch, lieblos und leidenschaftlich, wozu sich mit ihnen abgeben? Wozu überhaupt alles, was da kreucht und fleugt? Es hat keinen Zweck, und wenn Sie es nun noch unternehmen wollen, mich zu bekehren, wenn Sie nun noch nicht offen und ehrlich eingestehen, daß Ihre Ansichten gegenüber den Lebenserfahrungen, gegenüber den Thatsachen in nichts zerfallen — so — kann ich Ihnen nicht helfen, muß aber bezweifeln, ob Sie überhaupt fähig sind, die Tragik des Menschengeschlechts zu begreifen."

Herr von Kerdac schwieg und sah mich in einer Weise an, als ob er eine durchaus zustimmende Antwort von mir zu erhalten erwartete. Er war durch den Verlust Madeleines in einer Weise verbittert und hatte sich in seine neue „Erkenntnis-Doktrin" dermaßen versenkt und festgerannt, daß er es offenbar nicht fassen konnte, wie jemand anderer Ansicht sein konnte. Zugleich sah ich aber auch, daß hier mit theoretischen und doktrinären Erörterungen nichts zu erreichen war. Herrn von Kerdacs Gemüt war krank und solchen, wie immer gearteten Vernünfteleien nicht zugänglich.

Ich mußte mich damit trösten, daß das Leben selbst heilsam in Herrn von Kerdacs Inneres eingreifen werde.

„Gewiß, mein lieber Freund," sagte ich zu ihm, „beweist Ihre Erfahrung das Vorhandensein einer tragischen Gewalt, die über den Menschen herrscht — rätselhaft, unbegreiflich, aber sie beweist damit noch nicht das vernichtende Princip in der Natur, an das Sie so fest glauben. Wir sind große Kinder, wenn wir mit der Natur hadern, deren Produkte wir

Digitized by Google

doch nur sind. Was wollen wir denn damit erreichen? Höchstens unsere Verbitterung, die Verkümmerung unserer Tage. Nicht leichtsinnig sollen wir das Leben ansehen und behandeln, aber auch nicht schwermütig und krankhaft melancholisch. Das sind beides ungerechtfertigte Extreme."

Herr von Kerdac sah mich einen Augenblick an, dann lachte er bitter auf.

„Wenn ich Ihnen nur den Leichtsinn genommen habe," erwiderte er dann fast spöttisch, „so sind Sie schon mein! Die Schwermut kommt von selbst."

Damit schieden wir, ich meinerseits mit der betrübenden Überzeugung, daß man den Pessimismus ebensowenig mit Redensarten heilen kann, als etwa einen Beinbruch oder die Cholera.

Am nächsten Morgen war Herr von Kerdac abgereist, angeblich nach Wien. Seine Hast hatte ihn wieder von dem traulichen Riva fortgescheucht.

* * *

Es war seitdem eine Reihe von Jahren vergangen, als ich im letzten Herbst in der Mühlbrunn-Kolonnade in Karlsbad auf und ab wandelte. Das Wetter war etwas rauh und infolgedessen die Kolonnade fast leer. Nur am Ende derselben sah ich einen ziemlich korpulenten Herrn stehen in einem eleganten hellgrauen Überzieher und hellgrauen Filzhut, um den ein blaues Band gelegt war. Trotzdem ich sein Gesicht nicht sehen konnte, machte er mir doch einen behäbigen, jovialen Eindruck, und ich hätte ihn etwa für einen Gutsbesitzer vom Lande oder für den etwas spießbürgerlichen Bürgermeister einer kleinen Stadt gehalten, der sich in Karlsbad von einem gewissen embarras de richesse zu befreien suchte. Der dicke Herr sah mit einer fast stoischen Ruhe und Ausdauer einer Schar Jungen zu, die im Stadtpark lärmend und schreiend hin und her liefen und Soldaten spielten. Endlich kam einer derselben, der mir merkwürdig bekannt vorkam, ohne daß ich mich besinnen konnte, ihn jemals gesehen zu haben, erhitzt und geschäftig auf den Herrn im grauen Überzieher zugesprungen und rief ihn an:

„Papa, gieb mir mal dein rotes Taschentuch!"

„Mein rotes Taschentuch? Was willst du denn damit machen, Georges!"

„Rede doch nicht so viel, Papa, und gieb mir rasch das Tuch. Ich muß den markierten Feind machen! Weißt du denn nicht? Die beim Manöver mit der roten Fahne rumlaufen. Na, so gieb doch mal endlich her. Ich muß ja die feindliche Artillerie markieren."

„Na hier, Georges. Aber verlier's nicht. Sonst schimpft uns die Mama wieder aus."

„Wo werde ich denn etwas verlieren!"

„Na, na, es ist das letzte vom Dutzend."

„Na, wir brauchen ja bloß eins. Zeige mal deinen Spazierstock, Papa. Das ist ja eine vorzügliche Signalstange."

„Aber Georges —"

„Na, wozu hast du denn einen Spazierstock, wenn ich nicht einmal eine Signalstange draus machen kann? Gieb mal her, Papa."

Damit rannte der Junge mit Stock und Tuch davon und der Herr sah wieder mit seiner früheren philosophischen Ruhe dem Kinderspiele zu.

Da mir die drollige Scene gefallen hatte und auch die Stimmen mir so sonderbar vertraut und bekannt klangen, so war ich etwas näher herangetreten, um auch dem Herrn ins Gesicht schauen zu können.

Plötzlich mußte ich unwillkürlich laut auflachen.

„Mein Freund, der Pessimist," rief ich, ihm die Hände entgegenstreckend, „mein lieber Kerdac, wie geht es Ihnen?"

Gutmütig lächelnd sah er mich an und reichte mir seine Hand. Obgleich sein Haar etwas verdächtig meliert geworden war, so machte er mit seiner runden, stattlichen Leibesfülle und mit seinem munteren, gesunden Gesicht doch einen erquickenden, freundlichen und behäbigen Eindruck.

Digitized by Google

„So lasse ich mir die Sache gefallen," fuhr ich fort, „einem Pessimisten von zwei Centnern, dem glaubt man schon manches! Die Sorgen bekommen Ihnen augenscheinlich gut, mein lieber Herr von Kerdac?"

„Sie haben wohl nicht zufällig ein schwarzes Taschentuch bei sich," sagte er lächelnd statt aller Antwort.

„Ein schwarzes Taschentuch?" fragte ich erstaunt.

„Ja. Ich habe nämlich das meinige zu Hause liegen gelassen, und meine einzige Sorge dieses Lebens besteht jetzt darin, daß mein Junge beim Manöver die Reiterei markieren muß. Wehe mir, wenn er dann ankommt und ich habe kein schwarzes Taschentuch."

Ich lachte.

„Gott sei Dank, jetzt sind Sie wieder der Alte, jetzt sind Sie wieder der petit bonhomme à un son. Und wie ist das gekommen? Das müssen Sie mir erzählen. Das muß ja eine reizende Geschichte sein."

„Bst!" machte er vergnügt, „das Glück erzählt man nicht. Übrigens kommt dort zufällig meine Geschichte anspaziert. Sie können sie sich gleich selbst ansehen."

„Ihre Frau Gemahlin?"

„Mit den zwei Jüngsten. Das dort ist der Älteste. Sie ist auch so eine Art — Meisterin der Situation, aber ganz, ganz anders als die arme, unglückliche Madeleine. Sie ist — na, Sie werden es ja gleich sehen — sie ist eine Art ‚Feldwebel'."

„Sie kann sein, was sie will, sie ist in jedem Falle die wahre Meisterin der Situation, denn sie hat Sie, mein lieber Freund, geheilt von der gefährlichsten und schrecklichsten Krankheit, die es auf der Welt giebt. Sie hat aus einem verlorenen, aufgegebenen Menschen, dem keine Philosophie der Welt mehr etwas nützte, wieder einen brauchbaren, jovialen und lustigen Mann gemacht. Sie hat meine volle Hochachtung und Sympathie, noch bevor ich die Ehre habe, sie zu kennen."

„Ja — was kein Verstand der Verständigen sieht — Hui — um Himmels willen, da ist sie schon."

Frau von Kerdac war eine junge, muntere, rundliche Dame von kaum dreißig Jahren, die ihre Lebensaufgabe — wie ich nachträglich wohl herausfand — darin erblickte, aus ihrem Mann, den sie über alles liebte und den sie für den leichtsinnigsten Menschen unter der Sonne hielt, einen gesetzten Mann zu machen. Sie war sehr lebhaft, und schon nach wenigen Minuten unserer Bekanntschaft klagte sie mir ihre Not folgendermaßen:

„Nein, sehen Sie nur, welcher Leichtsinn! Ein gutes, rotseidenes Taschentuch, das mir im Dutzend auf vier Mark fünfundzwanzig Pfennige zu stehen kommt, giebt er dem wilden Jungen! Was soll daraus werden? Ist das klug? Ist das vernünftig? Nein, ich versichere Sie, es ist mit den beiden Georgen nicht zum Aushalten."

„Um so tapferer müssen Sie sein, gnädige Frau, denn Sie halten es trotzdem — und augenscheinlich mit großem Behagen aus."

Sie lächelte anmutig und zeigte mir mit vielem Stolze ihre beiden jüngsten Kinder, die mit ihrer Wärterin hinter ihr hertamen. Ich lobte natürlich deren gutes und liebenswürdiges Aussehen, was mir auch gar nicht schwer fiel, da es wirklich hübsche Kinder waren, wodurch ich ganz bedeutend in ihrer Achtung stieg.

„O, Sie müssen uns alle zu Hause sehen," sagte sie lebhaft, „denn Sie werden verstehen, daß man im Bade nicht in seiner Ordnung ist. Es sind ja fürchterliche Zustände in Europa, wenn man nicht zu Hause ist, aber wenn Sie uns am Rhein besuchen — Sie wissen doch, daß wir jetzt bei Bonn wohnen? — dann werden Sie sehen, wie hübsch es bei uns ist."

Die Musik spielte und wir gingen zusammen nach ihr hin.

„Und Sie sind von Ihren pessimistischen Anwandlungen gänzlich befreit?" fragte ich Herrn von Kerdac.

„Nicht so laut, damit sie es nicht hört,"

Digitized by Google

ſagte er etwas ernſter und mit Rückſicht auf ſeine Gemahlin, die hinter uns herkam. „Sie weiß nämlich von nichts und Sie dürfen mich nicht verraten. Sehen Sie, der Peſſimismus iſt auch ſo eine Art markierter Feind, der in das Manöver des Lebens hineingeſetzt worden iſt, damit wir mit ihm rechnen. Ich verſichere Sie, er hat einen ſo flimmernden Reiz, eine ſo überzeugende Wucht wie die Wahrheit ſelbſt, und doch iſt er nur ein markierter Feind, und doch ſind es keine richtigen Kanonen, keine richtigen Schwadronen, es ſteckt nichts dahinter, es ſind nur rote und ſchwarze Taſchentücher, an Spazierſtöcke gebunden. Aber ein richtiger Lebenskünſtler rechnet mit ihnen, wie ein tüchtiger Strateg, und wenn wir alle das thun würden, ſo gäbe es nicht ſo viele verlorene Exiſtenzen. Unſer Lebensglück iſt ein Ding von ſo empfindlicher, zerbrechlicher Zartheit — wie ein Scherben, der in der Sonne blinkt. Jede Wolke löſcht den Glanz und den Flimmer aus. Wie der Scherben der Sonne, ſo braucht das Leben der Liebe, um zu blinken. Als Sie mich in Riva ſahen, da war meine Sonne untergegangen, glanzlos und traurig lag alles um mich her und in mir ſelbſt; aber jetzt ſteht ſie wieder im Zenith und mein Scherben ſtrahlt im glücklichſten Glanz! Nicht als ob ich nicht mehr wüßte, daß es doch wieder Nacht werden muß — ich kann kein Naturgeſetz ändern —, aber der Tag iſt noch lang und ich ſehe nicht ein, weshalb ich den Tag haſſen ſoll, weil die Nacht darauf folgt. Gerade deshalb will ich mich freuen, ſolange es Tag iſt —"

„Herr von Kerbac, Herr von Kerbac, Ihre Frau hat recht; nun ſind Sie wieder Optimiſt!" unterbrach ich ihn drohend.

„Was bleibt mir denn ſonſt übrig?" fragte er lachend. „Entweder — oder, ſagt die Natur zu uns. Wie eine richtige Hausmutter ſetzt ſie das Eſſen auf den Tiſch und ſagt: Schmeckt's euch, ſo greift zu, ſchmeckt's euch nicht, ſo faſtet — etwas anderes giebt's nicht! Nun, mein lieber Freund, Sie werden mir zutrauen, daß ich mich auf die Sache verſtehe. Ich greife tüchtig zu! Habe ich recht?"

Digitized by Google

Altattische Kunst.

Von

Oskar Bie.

II.

Am Anfang der attischen Kunst stehen für uns jetzt zwei, nicht allzugroße Reliefgiebel, die offenbar einem und demselben, noch unbestimmbaren Gebäude angehörten. Sie reichen bis in das siebente Jahrhundert hinauf. Ihr Material ist ein weicher, poröser, mergliger Kalkstein, der sich im Piräus in ziemlich guter Qualität findet und, wie wir sahen, vor der Einführung des Marmors auch in der Baukunst des alten Athens eine ausgedehnte Anwendung fand; in ähnlicher Weise tritt er auch anderwärts neben Holz und Thon als Bildstoff der primitivsten plastischen Schöpfungen auf, welche bei ihrer besonders lebhaften Polychromie die poröse Oberfläche doch mit Farbe bedeckten. Mit den Jahrtausenden löste sich diese Deckschicht an vielen Stellen ab, das schlechte Material war den Gefahren eines Sturzes oder der Feuchtigkeit nicht gewachsen, und so sind gerade diese Stücke in einem gar trümmerhaften Zustande auf uns gekommen. Während in dieser Weise das eine der beiden Giebelreliefs, der Tritongiebel (Figur 12 oben), zum größeren Teile zerstört oder verloren ist, hat der glückliche Zufall gewollt, daß von dem anderen, dem Hydragiebel (Figur 12 unten), sich so viel Bruchstücke zusammenfanden, daß wir wenigstens die Komposition wiedererkennen können. Hat der Leser seinen Blick in der Ergänzung zerstörter Kunstwerke geübt, so wird er sofort merken, daß uns zur klaren Erkenntnis der Darstellung nichts fehlt. Einige Stücke haben sich übrigens noch nachträglich zugefunden.

Das Relief wurde im Jahre 1882 an der Südostecke des Parthenon gefunden und ist aus sechs Platten zusammengesetzt; seine Gesamtlänge beträgt 8,80 Meter, seine größte Höhe 0,79 Meter. Wir erkennen die Reste einer gewaltigen Keule, welche für den oberen Giebelwinkel gleichsam die Basis bildete und den Helden sofort uns namhaft macht, der sie in der Rechten schwingt, weit nach rechts ausschreitend, mit einem eng anliegenden Panzer und dem Köcher ausgerüstet. Noch ehe das Löwenfell sein charakteristisches Abzeichen war, hatte man Herakles die Keule gegeben, die für seine rauhe Reckenhaftigkeit die beste Waffe bildete. Teils mit ihr, teils mit dem Bogen, teils mit dem Schwert pflegt er in der ältesten Kunst den Unholden gegenüberzutreten, deren Bekämpfung ihm aufgegeben ist. Hier ist es die furchtbare Hydraschlange, die sich von der rechten Giebelecke her ihm entgegenwindet; neun Hälse wachsen aus drei Leibern hervor; Herakles greift nach ihnen, während er die Keule schwingt; schon scheint ein Kopf getötet herabzusinken, aber die übrigen zischen dem Helden noch ungeschwächt entgegen, den bärtigen Unterkiefer weit her-

Digitized by Google

unterklappend und die zwiespaltige Zunge vorstoßend. Sein Freund Jolaos hat den Recken zum Kampf hergefahren; auf der linken Seite sehen wir ihn im Begriff, den Wagen wieder zu besteigen; den Kopf wendet er noch einmal zu Herakles um; die Pferde beugen sich weit zur Erde herunter, als ob irgend etwas am Boden ihre Aufmerksamkeit wachgerufen hätte, und wirklich naht an der linken Ecke ein großer Krebs, welcher der Sage nach der Hydra zu Hilfe gekommen ist. Noch haben sich am Original Farbenreste genug erhalten, um die weitgehende Bemalung dieses Reliefs erkennen zu lassen. Der Hintergrund war farblos. Die Fleischfarbe am Gesicht ist noch zu sehen; schwarz waren die Haarteile und der Körper der Hydra, während ihre Hälse grüne Farbe zeigen; die Zungen, welche, um den schillernden Effekt zu erreichen, vertieft gearbeitet sind, waren schwarz. Die Zügel, das Köcherband, der Wageurand und die Mundteile sind durch Rot hervorgehoben. Wir werden nicht zu weit gehen, wenn wir uns eine über alle Teile sich erstreckende Polychromie ergänzen.

Recht wenig ist von dem zweiten Giebelrelief erhalten, welches diesem entsprach; auch hier war eine alte Heraklessage zur Darstellung gebracht: sein Kampf mit dem Seedämon, der gewöhnlich Triton heißt und aus dem Oberteil eines Menschen und dem Unterteil eines Fisches sich zusammensetzt. Noch so viel ist zu erkennen, daß der nackte Herakles ihn von hinten ereilt hat und kniend umschlingt; der Triton streckte die Rechte vor, vielleicht zu den Figuren gewendet, die eventuell als Zuschauer die linke Giebelseite füllten.

Es sind diese Giebel die ältesten, die uns vorläufig, nicht bloß vom attischen, sondern überhaupt vom griechischen Boden bekannt geworden sind. Um so reger ist das Interesse, welches wir ihnen entgegenbringen. Was kann uns aber mehr an einem ältesten Giebel interessieren als die Beantwortung der Frage, wie sich der Künstler in seiner Komposition mit der eigentümlichen und keineswegs bequemen Dreiecksform des gegebenen Rahmens abgefunden hat? Hat er den dargestellten Stoff in Rücksicht auf das Dreieck des Giebels neu erfunden oder nur umgemodelt? Das Thema dieser beiden Heraklesskämpfe war ein der archaischen Kunst durchaus geläufiges. Und um beim Hydragiebel zu bleiben: der Zufall hat es gefügt, daß uns eine alte Vase erhalten ist, welche mit kleinen Änderungen die Komposition ganz ähnlich wiederholt: Jolaos steht hier, sich umblickend, schon ganz auf dem Wagen; Herakles greift die genau in derselben Weise gebildete Hydra mit dem Schwert an; Athena steht schützend hinter ihm, der Krebs fehlt. Vergleichen wir ferner die Darstellung jenes alten korinthischen Weihgeschenks in Olympia, der mit Reliefstreifen geschmückten Kypseloslade, die uns Pausanias ziemlich ausführlich beschreibt: Athena hinter Herakles finden wir wie auf der Vase, der Held selbst benutzt hier den Bogen, auch Jolaos kehrt in demselben Typus wieder; wegen seiner abgewendeten Wagenstellung, die Pausanias nicht verstand, zog er ihn in seiner Beschreibung fälschlich zur links folgenden Scene. Wir haben es also mit einem weit verbreiteten Typus zu thun, der auch dem Künstler unseres Giebels vorgelegen hat. Man muß sagen, daß er es nicht ungeschickt verstanden hat, ihn dem Raume passend einzufügen. Er stellte die Hauptfigur, Herakles, in die Mitte und mußte infolgedessen Athena eliminieren; er gab ihm die Keule in die hoch erhobene Rechte, so daß durch sie der höchste Punkt des Giebels wirkungsvoll betont wurde; die Hydra füllte von selbst aufs vortrefflichste die rechte Giebelhälfte; den Jolaos ließ er deswegen den Wagen erst besteigen, damit er ihm eine im Verhältnis zum größeren Herakles immer noch annehmbare Höhe geben könne; die Pferde beugten sich, der Giebelschräge folgend, zu Boden, motivierten aber diese Bewegung durch ihr Schnuppern beim Herannahen des Krebses, welcher seinerseits wieder aufs beste die linke

Digitized by Google

Giebelecke füllte. So machte sich alles sehr gut und wir zögern nicht, dem alten Künstler, der doch immer noch unter dem Banne eines beschränkten Formgefühls und einer beengenden Typik stand, unsere Anerkennung auszusprechen. Fragen wir uns, welches der Standpunkt ist, den er bei der Disposition seines Stoffes gegenüber den Raumforderungen einnimmt: nun, der naivste, der sich denken läßt — er nimmt die fertige Komposition, wie sie ihm im Typus überkommen ist, und stutzt sie nach dem dreieckigen Rahmen zurecht, nur das eine künstlerische Ziel vor Augen, wie sie am vorteilhaftesten hineinpaßt. Für diese in der Entwickelung der Giebelkomposition wichtige Stufe bietet er uns das lehrreichste Beispiel. Schon der nicht viel spätere Giebel des Megarerschatzhauses in Olympia, der den Gigantenkampf darstellt, zeigt ein fortgeschritteneres Princip. Hier ließ der Künstler zuerst die Giebelform reden; nach ihrem eigentümlichen Charakter erfand er die Komposition. Er sagte sich, daß der Giebel vor allem auf eine korrespondierende Symmetrie der beiden Seiten hindränge, daß darin seine specifische Natur ihn vom Friese, vom Bilde unterscheide. So stellte er um die mittlere Kampfgruppe, die dem Zeus und seinem Gigantenfeinde zugedacht war, in genauer Symmetrie noch je zwei ähnliche Gruppen, deren Sieger wie Besiegte, je näher sie der Giebelecke rückten, desto mehr eine Stellung zu wählen hatten, die den Körper dem Boden nahe brachte. Wie bekannt, stehen noch der Äginetengiebel wie auch die beiden Giebel des olympischen Zeustempels auf dem Standpunkt fast peinlicher Symmetrie; erst der Parthenongiebel, wenn er richtigerweise auch an diesem Principe festhielt, lockerte seine Strenge so, wie es einer freien Kunst gebührt. In ihm haben wir den ersten Giebel, der das schwierige Problem zu voller Befriedigung löst und darin, daß er frei von räumlichem Druck Form und Inhalt aufs innigste verschmilzt, das andere Extrem bildet zu unserem Hydragiebel, der eine fertige Komposition — wenn auch noch so geschickt — für den dreieckigen Rahmen umgestaltet.

Man kam auf den Gedanken, in diesem Relief nicht bloß eine primitive Stufe der Giebelkomposition, sondern auch der Giebeltechnik zu erblicken — mit dem Flachrelief sollte der Giebelschmuck begonnen und sich allmählich zu vollen Rundfiguren entwickelt haben. Es war diese Ansicht hervorgegangen aus einer Verkennung des griechischen Reliefs, das sich nicht etwa, wie man im ersten Augenblick annehmen geneigt sein könnte, vom Flachzum Hochrelief ausgebildet hat, sondern eigentümlicherweise zu gleicher Zeit von zwei entgegengesetzten Polen aus seinen Weg nahm: von der Malerei und von der Rundplastik. Darum hat das griechische Relief von Anfang an seinen einheitlichen Charakter besessen. Wollte man malerisch wiedergegebenen Darstellungen einen wirkungsvolleren Licht- und Schatteneffekt geben, so ließ man sie in schwachem Relief vortreten, wollte man andererseits bei denjenigen Rundwerken, welche doch nur von einer Seite gesehen werden konnten, sich die unnötige Ausarbeitung hinterer Teile ersparen, so setzte man sie als starkes Hochrelief vor die betreffende Hinterwand. So entstehen in der Antike flaches und hohes Relief zu gleicher Zeit, jedes nach seiner Art. Wir besitzen alte Metopen vom ersten Selinunter Tempel, die das denkbar stärkste Hochrelief repräsentieren; und aus gleicher Zeit Grabstelen, die das niedrigste Flachrelief vergegenwärtigen, das ohne Innenmalerei nur eine erhöhte Silhouette wäre. Nicht instruktiver können wir diese beiden, parallel laufenden Reliefarten vergleichen, als an den Giebeln altattischer Kunst. Das besprochene Giebelpaar zeigte uns das Flachrelief, wie es sich aus der Malerei herausgebildet hat; ein zweites gleichzeitiges, zu dem wir jetzt übergehen, bietet uns in Zusammenhang mit seinen größeren Dimensionen ein Hochrelief, welches äußerst nahe an die Rundplastik grenzt.

„Als die Götter die Giganten besiegt

Digitized by Google

hatten, gebiert die Erde, von Zorn gereizt, vom Tartaros den Typhon, der ein Mischwesen war aus menschlicher und tierischer Natur. Alle Kinder der Erde übertraf er an Größe und Kraft; bis zu den Beinen war seine ungeheure Gestalt nach Menschenformen gebildet, von da an aber in gewaltigen Schlangenwindungen; sein ganzer Körper war geflügelt; wirr flatterte sein Kopf- und Barthaar im Winde, und Feuer sprühte ihm aus den Augen." Dies die ausführlichste antike Beschreibung des fürchterlichen Ungeheuers Typhon, das uns der eine dieser Giebel vorführt. Wie er in anderen antiken Schilderungen wieder anders beschrieben wird, so entspricht auch unser altattisches Hochrelief jener Version nur in ihren allgemeinen Zügen, immer aber tritt der Typhon als Mischwesen aus Mensch und Schlange auf, so auch bildlich auf einer alten Münchener Vase, wo wie hier sein Kampf mit Zeus dargestellt ist. Aus der rechten Giebelecke windet er sich in unentwirrbaren Schlangenleibern nach der Mitte zu, auswachsend in drei Menschenkörper, die staffelförmig voreinander gerückt sind und die schaurigsten Köpfe tragen, von denen der Leser ein Exemplar unter Figur 3 (vergl. den vorigen Abschnitt) gesondert abgebildet findet. Aus der rechten Schulter des ersten und aus der linken des letzten wächst je ein Flügel hervor; kleine Schlangen, von allen Teilen des Leibes ausgehend, zischen dem Gott entgegen. Von noch grausigerer Wirkung sind die Farben, welche sich hier vorzüglich gehalten haben: die Schlangenkörper rot, weiß, blau, die Leiber in rötlicher Fleischfarbe, die Flügel in ihrem glatten Teil blau, in den Federn weiß und rot oder weiß und blau, die Gesichter kräftig rot, die weit vorstehenden Spitzbärte und die Schnurrbärte blau, die Haare ebenso blau, nur am mittelsten weiß, die Augenränder schwarz, darin der Augapfel gelb, in ihm die Iris grün und endlich die Pupille schwarz. Der blaue Bart war etwas so Absonderliches, so Unerhörtes, daß er dem hier abgebildeten, dem dritten Leibe zugehörigen Kopf, welcher 1888 vor den übrigen Typhonteilen im Schutt südlich vom Parthenon gefunden wurde, den Namen „Blaubart" eintrug, unter dem er populär geworden ist. Gegen das wüste Ungeheuer wendet sich, die Mitte des Giebels einnehmend, Zeus, das Haupt mit der Zackenkrone geschmückt, in der Linken den Adler vorstreckend, in der weit ausholenden Rechten den Blitz schwingend gegen diese letzte Ausgeburt der revolutionären, götterfeindlichen Erde. Auch von der linken Giebelecke wälzt sich eine furchtbare Schlange, hier ganz Schlange, nach der Giebelmitte zu, auch von schauerlicher Buntheit, den roten Rachen mit den weißen Zähnen weit aufsperrend. In ihr lernen wir wahrscheinlich die böse Echidna kennen, die auch der alte Künstler Bathykles am reich mit Bildwerken geschmückten Throne des Apollon von Amyklä ähnlich mit dem Typhon vereinigt hatte. Herakles ist es, der die Bezwingung dieses Ungeheuers übernommen hat und mit dem Löwenfell bedeckt, mit Keule und Bogen ausgerüstet, im Eilschritt von der Mitte her sich ihm naht. Seinen Oberkörper mit arg zerstörtem Kopf bringen wir unter Figur 2 abgebildet, das Löwenfell ist deutlich zu erkennen. So gingen in diesem Giebel also Zeus nach rechts, Herakles nach links gegen die aus den Ecken herannahenden Dämonen vor. Bei der Weichheit des Porossteins sind von allen Figuren nur Stückwerke erhalten; je mehr nach den Ecken zu, desto mehr verwandelt sich das Hochrelief in Rundplastik; durch deutliche Kennzeichnung der einstigen Vorderseite war es möglich, aus den Fragmenten im wesentlichen die ganze Giebelkomposition festzustellen.

Man hat diese als „bewunderungswürdig einfach" bezeichnet. Ich finde das übertrieben. Daß sie einfach sei, wird jeder zugeben, was daran aber zu bewundern, kann ich nicht einsehen. Im Gegenteil. Während wir am Hydragiebel unleugbar ein gewisses, wenn auch naives Geschick in der Gruppierung des Stoffes

Digitized by Google

in den dreieckigen Rahmen zu konstatieren hatten, wirkte hier das Giebeldreieck recht beengend. Zeus, der die Mitte einnimmt, ist bedeutend größer als Herakles, welcher schon unter dem Druck der linken Giebel-

Figur 12.

Reste des Triton- und Hydragiebels.

schräge zu leiden hat. Daß Schlangenkörper vorzüglich in Giebelecken passen, war eine Erfahrung, die man schnell machte. Sonst aber ist eine gewisse Leere in der Komposition nicht zu verkennen, zumal sich eigentlich dasselbe Motiv auf beiden Seiten wiederholt. Die Erfindung ist zu arm. Und das starke Hochrelief allein entschuldigt es nicht, wenn wir hier zwar die Naivetät des Hydragiebels wiederfinden, seine Dispositionsgeschicklichkeit aber vermissen. Dies alles natürlich unter der Voraussetzung, daß die versuchte Giebelzusammensetzung, wie es allerdings fast sicher scheint, das Richtige getroffen hat.

Um so mehr interessiert uns das Ein-

Digitized by Google

zelne. Der Typhon war eine Überraschung für die Kunstgeschichte; seine Häßlichkeit war von frappierender Wirkung. Und doch will es so scheinen, als ob dieselbe noch lange nicht auf der Stufe steht, wie man erwarten konnte in Anbetracht des Umstandes, daß die Häßlichkeit hier die einzige Absicht des Künstlers war, und in Anbetracht der Thatsache, daß in einem anderen Falle der archaischen Kunst bei ebenso beabsichtigter Häßlichkeit noch eine viel verblüffendere Wirkung erreicht worden ist: bei der Medusе, die gerade in den ältesten Zeiten am grausigsten gestaltet wurde. Kaum durch die Formen allein, erst durch die Farben wäre uns die Absicht des häßlichen Effektes zur Sicherheit geworden, wenn der Blaubart für sich geblieben wäre. Denn die Formen sind durchaus nicht so singulär, wie sie vielleicht auf den ersten Blick scheinen; die ganze Formgebung dieser ältesten Plastik hat für uns einen komischen Beigeschmack, der in den meisten Fällen durchaus nicht beabsichtigt ist, wie z. B. der Künstler seinem Herakles gewiß nicht das affenartige Aussehen geben wollte, welches er besonders in dem zertrümmerten Zustande für unser Auge hat. Der lang vorstehende Spitzbart des Typhonkopfes ist nur die Verlängerung eines ganz ernst gemeinten Spitzbartes, wie ihn der Zeus desselben Giebels, wie ihn der Iolaos des kleinen Hydragiebels, vor allem aber der hinzugefundene Kopf des Triton trägt. Die lang herabhängenden Haupthaare kehren in ähnlicher Weise innerhalb der ganzen gleichzeitigen Kunst wieder. Ebenso die etwas vorstehenden Backenknochen, ebenso das Ohr mit dem eigentümlich langen Läppchen, ebenso der heraufgezogene, wie grinsende Mund. Die Farben also sind es, die uns im Typhon das Ungeheuer zeigen, und merkwürdig ist hier die kindliche Naivetät, mit welcher der Künstler durch Farbeneffekte das zu erreichen sucht, wofür er die Formen nicht fand. Vom roten Gesicht hebt sich der blaue Bart ab, Schnurrbart und Backenbart. Wie kam er darauf, einen blauen Bart zu erfinden? Nur um des grellen Effektes willen. Wir würden das Gesicht vielleicht schwarz und den Bart rot machen, aber im Altertum hat der rote Bart nichts Teuflisches, rotblond war im Gegenteil die ideale Haarfarbe, die der Götter. Und ebenso nimmt er beim Auge alle Farben seiner bescheidenen Palette zu Hilfe, um recht grausige Wirkungen zu erzielen. Die grüne Iris im gelben Augapfel, mit schwarzer Pupille und schwarzem Rand, das mußte nach seiner Ansicht furchtbar wirken. Ja noch mehr: wir können hier, wo aller Eindruck von der Malerei erwartet wurde, deutlich sehen, wie doch wieder plastische Effekte benutzt werden, um die malerischen zu erhöhen. Das war ja einst der Anfang des Flachreliefs. Der blaue Bart erhebt sich flach vom Gesichtsuntergrunde, so daß seine Umrisse schärfer hervortreten und er nun erst recht wie angeklebt erscheint — und das Auge benutzt mehrfach eine Art Reliefvertiefung, um den Farbenkontrasten Nachdruck zu verleihen. Der Umriß der Augenbrauen erscheint vertieft; ebenso der der Iris, die also an ihrem Rande gegen den Augapfel zurücktritt und nach der Pupille zu, welche ihrerseits wieder vertieft ist, gewölbt vortritt. Wir erinnern uns an die vertieften Zungen der Hydramäuler; erst in sehr späten Zeiten nahm die antike Kunst diesen Effekt wieder auf.

Der Blaubart ist der beste der drei Typhonköpfe, er ist überhaupt das beste existierende Stück aus Porosstein, in seiner Technik wird er uns direkt zur ältesten attischen Marmorplastik überführen. Die anderen Typhonköpfe zeigen Verschiedenheiten, die sich teils aus ihrer Stellung weiter nach der Hinterseite des Giebels erklären, teils aus absichtlicher Variierung. Der mittlere Kopf hatte nicht blaues, sondern weißes Haar; aber auch seine schmalere Nasen- und Lippenbildung unterscheidet ihn bemerkenswert von seinen Kollegen; er war zarterer Natur. Und die Köpfe des Herakles und Zeus sind nicht etwa über einen Leisten gearbeitet. Das Auge des Herakles quillt

Digitized by Google

stark vor und wird vom Stirnrand kräftig beschattet; auch steht es etwas nach außen. Das ist die naturkräftige Gewalt des Recken. Zeus' Antlitz ist um vieles edler geformt; sein Auge ist milder, es ist flach und nicht so tief eingesenkt; sein Bart erscheint nobel frisiert, von der Wange hängen gedrehte Locken herab und auch die wellenartig gelegten Haare entbehren nicht der sorgsamen Strähnung. Nicht Kleinigkeiten sind dies; sie verraten uns inmitten jener Primitivitäten die attische Künstlerhand, die zu allen Zeiten, auch schon zu den frühesten, von einem belebenden, charakterisierenden Individualisierungstriebe geleitet wurde.

Die Figuren des Typhongiebels erhoben sich durch eine untergelegte Stufe von der Giebelunterfläche, so daß sie dem Beschauer besser sichtbar waren; dasselbe ist an einem anderen, ähnlich stückweise zusammengesetzten Hochreliefgiebel aus Poros beobachtet, der sich auch sonst in allem — denn die größere Reliefhöhe stört nicht — als zu demselben Gebäude gehörig erweist. Es ist wieder der Kampf des Herakles mit dem Seedämon, dem Triton, der zur Darstellung gelangt ist. Herakles — sein nackter, schwammig aufgedunsener Körper ist erhalten — hat sich von links kniend über den Triton geworfen, den er umschlingt, während dieser seine Arme loszureißen sucht; von rechts scheint der attische Heros Kekrops, in Schlangenmensch-Gestalt, den Adler in der Rechten vorstreckend, dem Kampf zugeschaut zu haben. Doch sind hier die Ergänzungen der geringen Fragmente noch zu hypothetisch, ebenso hypothetisch wie jede Äußerung über den Tempel, dem diese Giebel einst zugehörten. Wäre der Kekrops gesichert, so könnte man mit größerer Bestimmtheit an das vorpersische Erechtheion denken; die Dimensionen der Giebel lassen jedenfalls auf ein Gebäude von der Größe des oben besprochenen pisistrateischen Athenatempels schließen.

Noch eine Gruppe eines Stieres, der von zwei Löwen überfallen wird (der Stier blau mit grünen Hufen und die Löwen rot! mit ähnlich rein dekorativer Farbenwirkung, wie gleichzeitige Löwenmasken an Traufrinnen blaue Haare und grüne Augen haben) — das sind die Hauptstücke derjenigen altattischen Skulpturen, die wir nach ihrem Material, dem Porosstein, einheitlich zusammenfaßten. Mit ihrer Zusammensetzung hatte man während der Ausgrabungen gewartet, bis all die Hunderte von verstreuten Fragmenten vereinigt waren und nichts Neues mehr zu erwarten stand; aber trotz aller überraschenden Resultate sind hier die Alten am wenigsten als geschlossen zu betrachten; für die zwei bis drei Jahre seit der mühsamen Mosaikarbeit im kleinen Akropolismuseum war die Fülle des neuen Materials zu erdrückend. Mit ungelösten Rätseln aber wollte ich meinen Leser nicht ermüden.

Das Porosmaterial konnte den attischen Bildhauern für die Dauer nicht genügen. Allzu bröckelig und allzu ungleich, bot es für eine saubere Plastik nicht den richtigen Stoff und schob der deckenden Malerei zu viel Arbeit zu. Man sah sich nach etwas Besserem um und hatte nicht weit zu suchen; das, Athen fast beschattende Hymettosgebirge und der nicht viel weitere Pentelikon stellten den vortrefflichsten Marmor zur Verfügung. Und wenn man auch nicht sofort die erst unter Perikles bekannt gewordenen weißen Schichten des pentelischen Marmors in Benutzung zog, hatte man doch in den blaugrauen Sorten der unteren Teile beider Berge für die erste Zeit ein Material, das eine bedeutend größere Festigkeit und Bestimmtheit der plastischen Formen erlaubte. Durch diesen Marmor mit seinen breitschichtigen blaugrauen Streifen ist uns ein untrügliches Kennzeichen gegeben zur Bestimmung der Werke, welche der ältesten Periode der attischen Marmorplastik angehören.

In keinem Lande und in keinem Kunstgebiete war der Bruch mit der gewohnten Formgebung beim Aufkommen einer neuen Technik ein plötzlicher. Wir können an vielen Stellen verfolgen, wie die Bau-

Digitized by Google

kunst beim Übergang vom alten Holzstil zum späteren Steinstil — ein Prozeß, den sie fast überall durchgemacht hat — vielfach die eingebürgerten Holzformen in den Steinbau mit aufnimmt, so daß wir in Steinmaterial Bauteile ausgeführt finden, die für dieses nie gedacht worden sind und gedacht worden wären; ich erinnere nur an den dorischen Tempel. Dasselbe beobachten wir auf dem Gebiet der Skulptur. Wie das Holz, das in den ältesten Zeiten als plastisches Material überall im Gebrauch war, bearbeitete man auch den Porosstein, der in ähnlicher weicher Masse an vielen Orten Griechenlands dem härteren Marmor voranging, vorwiegend mit dem Messer und konnte dadurch nie zu Formen fortschreiten, die einer eckigen, kantigen Natur entraten. Das gut erhaltene linke Ohr des Blaubarts, der sonst die entwickeltste Stufe der Porostechnik darstellt, besteht in dieser Weise gleichsam aus mehreren Stücken von eckig aufstehenden Ringteilen, die sich in scharfen Kanten treffen und himmelweit entfernt sind von einer annehmbaren plastischen Wiedergabe der inneren Knorpelmassen. Das Ohr sollte noch lange der wunde Punkt der altattischen Plastik bleiben. Kein existierendes altgriechisches Werk vermag uns aber besser die scharfkantige Eckigkeit dieser ältesten Technik vor Augen zu führen, als der zu diesem Behufe unter Figur 13 abgebildete Kopf, welcher aus den französischen Ausgrabungen im böotischen Heiligtum des Apollon Ptoios stammt und sich jetzt im athenischen Centralmuseum befindet. Deutlicher können wir die Messertechnik nirgends erkennen, welche hier förmlich eine komische Wirkung zu erreichen vermag. Man blicke auf die Haare, wie ärmlich und flach sie in einzelnen Bündeln herausgeschnitten sind; auf das Auge, wie es von stark vorspringenden, scharfkantigen Lidern umschlossen wird; auf die Nase, wie sie vom Messer streng dreieckig zugeschnitten und in einem Schnitt mit den Brauen verbunden ist; auf den Mund, wie er als einfach gefurchte Erhöhung sich horizontal hinüberzieht und anstatt der Modellierung der Lippen die naive Einkerbung nach der Nase zu zeigt. Man blicke auf die ganze leblose, unmodellierte, flache und platte Gesichtsbehandlung — wüßten wir nicht, das Werk wäre aus böotisch-heimischem Stein, wir würden sicher auf Holz raten.

Figur 13.

Kopf aus Böotien. Technik des Messerschnitts.

An der beschriebenen Schneidetechnik hat man die Verwandtschaft erkannt, welche zwischen jener Gruppe von Werken aus dem grauen Marmor und der Gruppe der Porosfiguren obwaltet, noch ehe größere Teile von diesen gefunden waren. Das im Schnitt des weichen Poros geübte Messer hat in ihnen seine Nachwirkungen hinterlassen, vor allem an dem Führer dieser Gruppe, dem bereits erwähnten, seit 1862 bekannten Kalbträger (Figur 4), welcher aber erst jetzt seine

Digitized by Google

kunstgeschichtliche Stellung angewiesen erhielt. Die Ähnlichkeit, welche zwischen seinem Kopf und dem Blaubart besteht, ist auf den ersten Blick klar. Man vergleiche die Hervorhebung des Knochengerüstes, besonders an den Wangenteilen; die Art des erhöhten und für Bemalung zugerichteten Bartes; das flau gearbeitete Ohr mit seinem auffallend langen Läppchen. Das perlschnurartig behandelte Haar erinnert mehr an die Barttracht beim Zeus des Typhongiebels. Das Auge aber verrät eine Bildung, die gegenüber den schon runderen Formen am Blaubart fast einen Schritt rückwärts bedeutet. In der Augenhöhle steht die linsenförmige Erhöhung des vorgeschobenen Auges mit so scharfen Kanten heraus, daß wir das Gefühl haben, sie sei wie mit einem Messer heraus geschnitten. Und bei aller sonstigen, deutlich erkennbaren Individualisierung tritt dieselbe Augenformation an mehreren Exemplaren der in Rede stehenden Gruppe in der nämlichen Weise auf: so an einem relativ recht weich und sanft behandelten Kopfe im Louvre, an dem Reliefporträt eines diskostragenden Jünglings, das aus der themistokleischen Mauer gezogen wurde, und an der unter Figur 14 abgebildeten Sphinx, die bei Spata, einem attischen Orte, ans Licht kam. Zum Schmucke der Gräber dienend, wahrscheinlich einem orientalischen Brauche entstammend, haben sich ähnliche Sphinxfiguren mehrfach in Attika gefunden; die unserige ist das älteste Exemplar, und wenn auch nicht aus demselben Material gefertigt, schließt sie sich doch in ihrer Gesichtsbildung eng an die Kalbträgerklasse an. Vom Kalbträger unterscheidet sie sich und mit dem Blaubart zeigt sie sich verwandt in dem heraufgezogenen Munde, welcher in der altattischen Kunst zum Unterschiede vom gleichgültigen horizontalen Munde einen bestimmten Ausdruck erzielen will, dessen Specifikation aber schwer anzugeben sein dürfte. Auch in der Ohrverlängerung, noch mehr aber in der durch Einritzung hervorgehobenen hohen Augenbraue stellt sich die Sphinx von Spata mit dem Blaubart zusammen; das perlschnurartig herabhängende Haar ruft dagegen den Zeus und den Kalbträger in Erinnerung, und in der wellenartigen Behandlung des Stirnhaares bieten sich Zeus und Herakles und auch der erwähnte Louvrekopf als Parallelen dar. So gehen die Beziehungen herüber und hinüber, und immer klarer tritt vor unsere Augen die enge Verwandtschaft der Porosskulpturen und dieser Klasse der ältesten attischen Marmorwerke, welche für meinen Leser durch den Kalbträger und die Sphinx vertreten werden. Ihre Datierung giebt uns die Weihinschrift auf der Basis, welche sich bei den letzten Akropolisgrabungen zu dem Kalbträger hinzugefunden hat und die attischen Buchstabenformen aus der

Figur 14.

Sphinx von Spata. Grabfigur.

Digitized by Google

ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts zeigt.

Wen der Kalbträger eigentlich dargestellt hat, kann schwerlich mit Gewißheit beantwortet werden; die Wahrscheinlichkeit liegt aber mehr auf seiten eines Menschen, eines opfertragenden Priesters, als eines Gottes. Die Porträtstatuen gerade von Leuten, die in priesterlichen Funktionen beschäftigt waren, müssen nach den jetzigen Funden auf der alten Akropolis recht zahlreich gewesen sein; unter diese haben wir wohl den kalbtragenden Mann nun auch einzureihen — denn einen Gott, der ein Kalb zu tragen hat (wie der Hermes den Widder trägt), kennen wir nicht. Die bei dieser Statue einst aus anderem Material eingesetzten Augen mögen mit solcher Porträtbildung in Zusammenhang stehen. Dagegen mit Sicherheit von einer Porträtstatue stammend, bietet sich der hocheigentümliche und hochinteressante Kopf Figur 15 dar, welcher, wahrscheinlich ebenfalls auf der Burg gefunden, jetzt eine Zierde der Kollektion Rampin bildet und uns zu einer neuen Epoche der altattischen Plastik überführen soll.

Die Kalbträgerklasse bediente sich des einheimischen Marmors. Aber für die Aufgaben, die sich die attische Plastik etwa von der Mitte des sechsten Jahrhunderts an stellte, konnte auch dieser nicht mehr genügen, wie einst vor ihm der Poros nicht mehr genügt hatte. Wir hatten schon von den ersten Beispielen attischer Kunst an Gelegenheit zu beobachten, wie eine ganz natürliche Entwickelung dahin strebte, der in altüblicher Weise die Statuen gänzlich bedeckenden Malerei durch Hilfsmittel plastischer Natur größere Effekte zu verschaffen. So war das Flachrelief als gehobene Malerei entstanden, so war durch Einritzungen mannigfacher Art besonders das Licht- und Schattenspiel des Auges erhöht worden. Genau wie in der gleichzeitigen Architektur allmählich an Stelle der älteren, auf Malerei angewiesenen Formen plastische Bildungen treten teils in ähnlichen Einritzungen, teils in der Aufnahme reicher profilierter und plastischer ausgeführter Bauteile, und wie der Herd dieser Einflüsse im kleinasiatischen Küstenland und im ägäischen Inselkreis zu suchen ist, so auch hier im Gebiet der Skulptur. Ein neues Material tritt von diesem Momente an in der attischen Kunst auf, statt des einheimischen, graublauen, harten Marmors ein weißer, großkristallinischer, warm-durchsichtiger. Das war für die technische Fortentwickelung der Skulptur ein wichtiger Schritt. Denn mit der Verminderung der malerischen Zuthaten, welche durch die immer reichere Ausbildung plastischer Motive bedingt war, wurde die Wahl des Bildstoffes von größerer Wichtigkeit. Es mußte ein einfarbiger und ein wärmerer Stein willkommen sein für die neuen Aufgaben der beginnenden eigentlichen Marmorplastik. Bis zur Entdeckung des weißen pentelischen Marmors hat dieser den attischen Baumeistern wie Bildhauern gedient; er war kein einheimischer — wir nennen ihn den „parischen".

Wie zeigt uns gleich jener Kopf der Sammlung Rampin die Fortschritte der Innen- und Einzelplastik! Man blicke z. B. auf die seitlich vom Hinterkopf herabhängenden Haare. Hier hat der Künstler versucht, im Gegensatz zu der sonst üblichen schematischen Wiedergabe der Haarsträhnen den Eindruck eines in reicher Fülle nach hinten zu dicht gewachsenen Haares hervorzurufen, und hat darum immer zwischen zwei wieder perlschnurartig gebildeten Strähnen eine in flacherer Arbeit gegebene, ebensolche, dahinter liegende Strähne durchblicken lassen. Das war für damalige Gewohnheiten ein bemerkenswerter Effekt, nur durch die gesteigerte Ausbildung der Innenplastik möglich. Sein System hat der Künstler an den übrigen Haarteilen in etwas manierierter Weise wiederholt. So am Bart, welcher wieder flach erhöht ist, aber vollständig, in der saubersten Technik bedeckt ist von denselben Buckelreihen, die auch hier so geordnet sind, daß immer neben

Digitized by Google

den Buckel der einen Reihe die Zwischenfuge der nächsten zu liegen kommt — wodurch der beabsichtigte Licht- und Schatteneffekt erreicht wird. Am eigenartigsten gebildet sind die Stirnhaare, welche oben von einem Kranze zusammengehalten werden, der in bezeichnender Weise ebenfalls plastisch ausgeführt ist. Bis zum Backenansatz des Bartes sich herabziehend, präsentieren sie sich in Gestalt länglicher Spirallocken, die in der Mitte symmetrisch gescheitelt sind und im einzelnen dieselbe Buckelreihentechnik zeigen.

Was will diese, durch ihre Sonderbarkeit so auffallende Haarbehandlung bedeuten? Sollen wir uns etwa vorstellen, daß die damaligen Athener wirklich so frisiert gingen? Wir würden dann den antiken Friseuren auf Rechnung setzen, was vielmehr nur der Bildhauer verschuldet hat. Denn da er Haar, Bart und Stirnlocken in derselben Buckelreihenmanier vorführt, so beweist er zur Genüge, daß dies seine eigene Manier ist; wie der Bart eines Atheners niemals so ausgesehen haben kann, wie der dieses Kopfes, so wird auch niemals ein Friseur solche Stirnlocken gebrannt haben — der Künstler hat hier natürliche Formen in eine Art ornamentales System gebracht, er hat dem Haar eine feierlich-ceremonielle Gestalt gegeben, wie man sonst das Statuengewand in feierlich-architektonische Formen und Falten brachte. Er hat stilisiert. Und um wieviel mehr überrascht uns das, als wir sonst in der größeren Naturwahrheit der Gesichtsteile so bedeutende Fortschritte wahrnehmen. Wie lebendig, wie individuell tritt uns dieser Kopf entgegen! Schließt er sich in der allgemeinen Formgebung auch noch ganz dem gewohnten archaischen Typus, dem Typus des mageren, scharf geschnittenen Gesichts an, so hat doch der Künstler schon gewußt, welche Wege sich ihm zur Erreichung eines mehr individuellen Eindrucks bieten. Ähnlich wie der Künstler eines etwas späteren altattischen Porträtkopfes, welcher aus der Sammlung Saburoff nach Berlin gelangte, hat er die Formen des Haarwuchses, die sein Modell zeigte, äußerlich beibehalten. Der im Berliner Kopf porträtierte Mann trug kurzgeschorenes Haar, einen kleinen Vollbart und kurzen Schnurrbart — auch ein Beweis dafür, daß die ornamentalen Locken des Rampinkopfes nicht etwa auf allgemeiner Mode beruhen. In rauher Krönelung des Marmors ist am Berliner Kopf die Wiedergabe des kurzgeschorenen Haares versucht worden, hier war der Wuchs reicher: der Mann trug einen etwas längeren Vollbart, trug das Haupthaar bis zum Hals herabhängend und da wagerecht abgeschnittten, auf die Stirn aber in Löckchen herüberfallend. Er hatte eine stark ausgebildete Unterlippe, die an dem Kopfe fast dreieckig herunterhängt. Anderes, wie die bessere Ohrbildung, die mehr geschwungenen Linien des Augenrandes, erklärt sich aus der sorgsameren Naturbeobachtung. Und bei all diesen, ins Naturalistische gehenden Vorzügen jene manierierte Stilisierung der Haarpartien! Man kann sich des Gefühles nicht erwehren, daß hier fremde Einflüsse sich bemerkbar machen, die nicht als die notwendige Konsequenz der bisherigen Entwickelung eintreten, sondern von außen fertig zugetragen sind. Halten wir dies vorläufig fest.

Und betrachten wir indes die weibliche Figur, welche Figur 5 in ihrem reellen Zustande vorführt, Figur 16 in der ergänzten, ursprünglichen Form. Die dargestellte Frauengestalt gehört in die große Reihe von ähnlichen Figuren, welche in überraschender Anzahl dem „Perserschutt" entstiegen sind und zu den am meisten charakteristischen Funden der ganzen Akropolisgrabungen zählen. Sämtlich reichgewandete Gestalten von athenischen Frauen, wahrscheinlich Athenapriesterinnen vorstellend, zeigen sie uns die altattische Porträtplastik in einer zu den sonstigen Erfahrungen stimmenden Mannigfaltigkeit. Der allgemeine Typus der Haltung ist bei allen derselbe, aber besonders an den späteren Exemplaren ist der individuelle,

Digitized by Google

persönliche Zug in der Gesichtsbildung so unverkennbar, daß wir gezwungen sind, in der ganzen Reihe Porträts keine Idealfiguren zu sehen. Was eben durchaus nichts Auffallendes hat bei der notorisch ausgedehnten Übung in Porträtbildungen, wie sie für das alte Athen außer den schon erwähnten Werken namentlich durch die längst bekannte Aristionstele

landsrettern" Harmodios und Aristogeiton jenes Denkmal zu setzen, das Xerxes nach Asien raubte und Alexander der Große wieder zurückschickte. Wie mein Leser aus der Ergänzungsskizze ersieht, trägt der Pfeilerarchitravblock, der als Statuenbasis gekennzeichnet ist, eine Inschrift. Diese Inschrift nennt uns in ihren nur zur linken Hälfte erhaltenen Buchstaben den Weihenden und den Verfertiger des darüber befindlichen Werkes; als jener stellt sich vor ein gewisser Nearch, welcher die Weihung als „Abgabe aus seinem Verdienst" vollzogen hat, und als der Künstler: Antenor, Sohn des Eumares. Durch verschiedene, ins einzelne gehende Beobachtungen nun, die allem Anschein nach das Richtige treffen, ist diese Antenorbasis, wie es in der Ergänzung geschehen, mit unserer Frauenfigur zusammen gebracht worden. Wir haben in ihr also, wenn nicht alles trügt, eine Originalstatue von Antenor. Wie ein Mann dazu kam, eine weibliche Porträtstatue aus seinem Arbeitsverdienst auf die Burg zu weihen, mag auf den ersten Blick unerklärlich erscheinen; da aber noch mehrere andere ähnliche Weihinschriften in der Nähe der Frauenfiguren gefunden

Figur 15.

Attischer Porträtkopf aus der Sammlung Rampin.

und die anderen Grabsteleu bezeugt ist. Unsere Figur stellt sich nun an die Spitze dieser ganzen Reihe nicht bloß ihrem verhältnismäßig hohen Alter, ihrer sorgsamen Ausführung nach, sondern vor allem, weil sie mit einem der berühmtesten altattischen Bildhauer in Verbindung gebracht worden ist, mit Antenor, der nach der Vertreibung der Pisistratiden den ehrenvollen Auftrag erhalten hatte, den Tyrannenmördern, den „Vater-

wurden, eine sogar mit dem Unterteil einer solchen Statue selbst, so haben wir uns vorzustellen, daß vielleicht der Vater öfters für seine priesterliche Tochter die Weihung besorgt hat.

Acceptieren wir also die Urheberschaft des Antenor und betrachten wir sein Werk im einzelnen. In feierlicher, allerdings etwas robuster Haltung tritt uns eine lang und reich bekleidete, aufrecht stehende Frau vor Augen, mit der Linken in mane-

Digitized by Google

riert zierlicher Art den Peplos heraufziehend, der über das an der linken Brust kenntliche leichte Untergewand herumgeschlungen ist, in der Rechten eine Frucht oder einen Vogel vorstreckend. Das Stirnhaar ist in drei Reihen sorgsam gewundener Löckchen gebracht, je vier lange Zöpfe fallen seitlich in gewohnter Weise über die Brust herab; ein Diadem krönt das Haupt, über dem sich der „Meniskos“ erhebt, eine Art Schutzdach gegen Witterungsschaden, Vogelschmutz und ähnliche Gefahren, wie es öfter die im Freien aufgestellten Statuen zu tragen pflegten. Außer dem weißen Marmor waren noch andere Stoffe zur Verwendung gelangt; die Augen müssen aus dunklerer Masse eingesetzt gewesen sein, die Augenwimpern waren in Bronze ausgeführt und Bronzeschmuck war am Diadem und an den Ohren angebracht. Eine bunte Ornamentfülle ist über das ganze Werk ausgebreitet, deren Muster meist vorgeritzt sind. Von Sternblümchen mit abwechselnd grünen und roten Blättern ist der Peplos übersäet; am Saum des Peplosüberschlages läuft ein Mäanderstreif hin, während ein sehr kompliziertes, buntes Mäandermuster den Mittelstreif ziert, der von der Linken heraufgezogen wird. Den roten Chiton umsäumt am Halse, und dann am Oberarm sich fortsetzend ein Punktreihenornament. Auch in dieser Musterkarte von Ornamenten, wie sie ähnlich an all den verwandten Frauenfiguren wiederkehrt, treten uns Neuerungen entgegen. Porosfiguren, das Diadem der Sphinx von Spata und ältere Architekturteile zeigen im wesentlichen noch altväterlich traditionelle, an ägyptische Vorbilder sich anschließende Zieraten, meist das Band mit abwechselndem Lotosstern und Rosettenkreis. Die graziöseren und bunteren Ornamente der neuen Richtung hatten sie bald verdrängt; in allerlei Variationen aus Lotos-Palmettenmotiven, aus Mäanderbildungen sich zusammensetzend, treten sie ziemlich plötzlich an ihre Stelle in den Baugliedern (den bemalten Simen), in den Gewandmustern, aber auch in der Dekoration der eben aufkommenden rotfigurigen Vasenmalerei.

Unsere prachtstrotzende Frauenfigur lehrt uns gar manche Neuerung, am wenigsten aber in ihrer Gesichtsbildung, in der wir so gut wie gar keinen Fortschritt bemerken. Die Stirnlöckchen unterscheiden sich durch ihre relative Einfachheit ganz und gar von der raffinierten Haarbehandlung, die fast alle anderen verwandten Frauenstatuen zeigen; die eckig abgeschnittene, dicht geschlossene Masse der Haare hinterm Ohr will fast an den Blaubart gemahnen; die Falte am Mundwinkel begrenzt eigentlich nur die Unterlippe, so daß die Oberlippe glatt in die Wange übergeht; das Kinn springt unvermittelt vor; die Augen zeigen noch ganz die gewohnte Bildung, sie sind nicht aufgeschlagen, sondern ausgeschnitten und darum von keiner lebendigen Wirkung. Das ist es ja, was dieser archaischen Kunst ihre Starrheit giebt. Die einzelnen Formen werden, jede für sich, dem Gesicht abgesehen — jede für sich wird möglichst ausgearbeitet — sie werden gleichsam absolut genommen, ohne ihre relative Bedeutung zu würdigen, ohne in ihnen den Zusammenhang zu wahren und ohne den Moment fixieren zu können, der auf ihre vorangehende und folgende Beweglichkeit schließen läßt.

Figur 16.

Athenapriesterin von Antenor, ergänzt.

Digitized by Google

Gegen diese Altertümlichkeit der Gesichtsformen, gegen die Plumpheit der Ohren, gegen den unverständlich hohen Schädelbau sticht die technische Fertigkeit, die sich besonders in der Gewandbehandlung zeigt, um so greller ab. Die Benutzung von Bronzezuthaten an besonders schwierigen Stellen war hervorgegangen aus der steigenden Bedeutung plastischer Ausarbeitung gegenüber der früheren reichen Verwendung der Malerei, und dasselbe Princip hat zu der Herstellung der bedeutenden Marmorunterhöhlungen geführt, bei denen wohl nicht minder der Bohrer als der Meißel mitgeholfen hat. Das Gewand, welches in den ältesten bekleideten Figuren der antiken Kunst brettartig den Körper bedeckt, welches auch noch in der Zeit der Kalbträgergruppe sich glatt und fest an ihn anschmiegt, nur wenig Ansatz zu freierer Faltenbildung zeigt und oft durch bloße Einritzungen die Faltenlinien armselig andeutet, das Gewand ist nun eine frei fallende, kühn sich überschneidende, Luft gebende Masse geworden, die uns in ihren technischen Fortschritten geradezu überrascht. Der vorgestreckte rechte Arm erfordert eine tiefe Unterschneidung, aber auch die in Zickzackfalten sich legenden Säume sind frei und locker gearbeitet, doch so, daß wir den schwereren Mantelstoff unterscheiden vom wolligen Untergewand, das von leichten Wellenlinien durchzogen ist, wie dieselben Kleidfalten am gestellten rechten Ärmel auftreten. Und doch, trotz aller Natürlichkeit, sind die Gewandformen in derselben ornamentalen Weise hier stilisiert, wie es die Haarformen des Rampinikopfes waren. Nicht nur, daß die Zickzackfalten des stärkeren Stoffes mit zu großer Regelmäßigkeit behandelt sind, besonders die kleineren Falten in den parallelen Wellenlinien des Unterkleides, in den mathematisch genau konvergierenden Linien am Ärmel und an der von der Linken aufgezogenen Gewandpartie offenbaren einen Schematismus, der direkt an die Ornamentalarbeit grenzt, wie sie ja gerade hier in den reichen Gewandmustern so beliebt erscheint. Wir haben in solcher Gewandbehandlung nicht den Anfang einer neuen Richtung, wir haben eine schon weit vorgerückte Stufe einer Technik zu erkennen, die in ihrer stilisierten Schematik auf eine lange, nicht in Athen heimische Vorübung schließen läßt.

Die Haare des Rampinkopfes wie die Gewandmotive der Antenorfigur, welche beide durch die Stilisierung natürlich beobachteter Formen sich charakterisieren, weisen uns auf einen von außen fertig nach dem alten Athen importierten Kunststil hin. Wo war dieser zu Hause? Eine Reihe glücklicher Kombinationen, an deren kunstgeschichtlicher Verwertung ein jüngerer Archäologe, Herr Dr. Winter, das größte Verdienst hat, vermochte diese Frage zu beantworten.

Schon die Betrachtung des Marmoroberbaues vom alten Athenatempel legt uns die Vermutung nahe, daß zur pisistrateischen Zeit mit dem neu eingeführten, von den östlichen Inseln stammenden Marmor auch von derselben Richtung Einflüsse nach Athen drangen, welche die Aufnahme mehr plastischer als malerischer Bau- und Ornamentteile in die Architektur beförderten. Nicht ohne Grund erhielt das Giebelgeison ein geschwungenes Profil, während das ältere Gebälkgeison das gerade behielt; nicht ohne Grund ist uns gerade aus dieser Zeit am Altar des pythischen Apollon das älteste attische Herzblattornament erhalten. Es war derselbe Zug, der auch durch die Plastik ging und in der gezeigten Weise, selbst mit Zuhilfenahme von Bronzebeigaben, die Emancipation der eigentlich plastischen Arbeit von der Mitwirkung der Malerei bewirkte. Nur wo eine alte Übung in der Marmortechnik zu Hause war, konnte sich die Skulptur so entwickeln. Nun erzählt uns Plinius von einer Künstlerschule in Chios, bestehend aus Melas, dem Sohne Miltiades, dem Enkel Archermos und den Urenkeln Bupalos und Athenis, welche die ersten Triumphe erreicht haben sollen in der Bearbeitung des schönen „parischen" Marmors, der

Digitized by Google

nur auf bergmännischem Wege zu gewinnen war. Als Werke dieser Künstler werden mit einer einzigen Ausnahme nur bekleidete weibliche Figuren genannt, und ihr Export nach der Insel Delos wird ausdrücklich angegeben. Es haben sich nun auf Delos Frauenfiguren gefunden, die in ihrer Art ganz mit den erwähnten athenischen übereinstimmen; der Fund einer Inschrift des Archermos auf der Akropolis verbürgt dessen Thätigkeit für Athen; und endlich ist auf Delos eine hocharchaische Siegesgöttin zu Tage gekommen, welche auf ihrer Inschriftbasis in Übereinstimmung mit der Nachricht des Plinius, daß die geflügelte Bildung der Nike ein besonderes Verdienst des Archermos war, in irgend einem nicht ganz aufgeklärten Zusammenhange die Namen des Melas, Miltiades und Archermos vorführt und andererseits unter den Funden der Akropolis mehrere, genau übereinstimmende Wiederholungen besitzt. Unter diesen Umständen ist an einem Konnex zwischen der marmorgeübten, für weite Lande arbeitenden Chiotenschule und der altattischen Kunst nicht zu zweifeln.

Die Nike des Archermos, welche wir unter Figur 17 abbilden, kann uns aufs beste über die Vorzüge und Eigentümlichkeiten des chiotischen Stils belehren, welche sie in einer älteren Stufe vorführt als die meisten der athenischen Frauenfiguren. Man denke sich das Gewand der Nike in der Mitte nach unten so verlängert, daß es, auf dem Postament stehend, die ganze Figur in der Schwebe hält; das rechte Bein trat aus dem Gewande hervor, das linke war wie kniend gebildet, hinten sind die Anfänge der Flügel erhalten, die Rechte war erhoben, die Linke lag am Schenkel an. Das ist das allgemein verbreitete archaische Laufschema, in dem die Figur, mit aufgespannten Flügeln durch die Luft eilend, dargestellt war. Die Erfindung des Archermos wird es also gewesen sein, durch Verlegung des Schwerpunktes in das mittlere Gewandstück den Eindruck eines freieren Fliegens hervorgerufen zu haben. Schon für solche Beweglichkeit war eine größere Übung im Marmor erforderlich; wir beobachten aber auch im einzelnen, wie durch das für jene Kunststufe kühn zu nennende Heraustreten des rechten Beins aus der Gewandumhüllung Unterhöhlungseffekte erreicht sind, die auf technisch gut geschulte Hände schließen lassen. Die plastische Ausarbeitung der Halskette, die einstigen Bronzeeinsätze des Diadems stehen mit solcher Arbeitsart in Zusammenhang. Wie sie hervorgegangen ist aus einer besseren Naturbeobachtung, so treten uns auch in der Gesichtsbildung Formen entgegen, welche der Wirklichkeit um ein großes Stück näher kommen. Bereits beginnt in der Partie um Mund und Nase eine deutlichere Trennung der einzelnen Teile durchgeführt zu werden; am inneren Auge ist die Thränendrüse angegeben, es erscheint etwas schräg gestellt und der Apfel tritt rundlicher vor; die Haarsträhnen fallen natürlicher über die Brust herab und auch das Stirnhaar ist sorgsam zerlegt — nur zeigen sich hier schon die Spuren jener ornamentalen Stilisierung, die uns an den athenischen Werken begegnet: über der Stirnmitte legen sich die Haarstreifen zu einer Art Doppelranke zusammen, die an die Ranken von dekorativen Lotos-Palmettenreihen erinnert.

Mit dem „parischen", dem Inselmarmor drang die Inselkunst in Athen ein; sie mußte willkommen sein ihres schönen Materials, ihrer blendenden Technik, ihrer farbenfrohen Grazie, ihrer freien Natürlichkeit wegen. Immer wiederholt sich in der Kunstgeschichte derselbe Wechsel, daß die Kunst, brechend mit der überlebten Tradition, auf die Natur, den ewigen Born, zurückgeht, um sich neue Anregungen zu holen, bis auch diese in stilisierende, formenstarre Gesetzmäßigkeit sich einfrieren, die dann wieder einer neuen naturalistisch-warmen Reaktion weicht. Und die Naturwahrheit der Chioten mußte in Athen Eindruck machen; nur an einer Kleinigkeit, aber an einer recht bezeich-

Digitized by Google

neuden, können wir schon wahrnehmen, wie sie darin alle gleichzeitige Kunst in Schatten stellten. Die Kleinigkeit ist die große Zehe. Nehmen wir die Füße aller Vertreter archaischer Kunstrichtungen, des bekannten „Apoll" von Tenea, die böotischen, naxischen und ältest-attischen Füße: die chiotischen sind die einzigen, welche die große Zehe in natürlicher Weise kleiner bilden als die zweite, welche sie von ihr trennen und welche das Nagelglied eindrücken. Die Erfolge dieser Schule müssen für geraume Zeit in Athen ganz gewaltige gewesen sein, und nicht das geringste Verdienst um ihre Zuziehung wird Pisistratus selbst gehabt haben, an dessen Hofe wir eine stattliche Anzahl dichterischer und künstlerischer Größen seiner Zeit vereinigt finden. Von den vielen atheniischen Nikestatuen nach dem Rezept der Chioten sprach ich schon; bedeutender ist die Reihe der oben charakterisierten, von derselben Technik beeinflußten zahlreichen Frauenporträts, die den Gipfelpunkt der erhaltenen altattischen Kunst bilden, einen großen Teil des Akropolismuseums allein ausfüllen und gewiß noch populärer werden würden, verböte nicht ihre zum Teil noch recht frisch gebliebene Bemalung vorläufig die Abformung in Gips. In Figur 6 haben wir die zierlichste, sauberste von allen vor uns. Der delikate, aber manierierte Charakter dieser Statuenklasse tritt uns in seiner ganzen Eigenartigkeit vor Augen. Gute Beobachtung natürlicher Formen, aber stilisierend dekorativ zugerichtet. Auf steifem Hals sitzt das noch magere, scharf geschnittene Gesicht mit altertümlich hohem Schädel. Die Augen, schon besser in die Höhle sich einfügend, haben die schräggestellte, fast chinesische Form, die wir an der delischen Nike kennen lernten; die Lippen beginnen schon zu schwellen und trotz zu starken Heraufziehens im einzelnen lebendigere Modellierung zu zeigen — aber zu schematisch, zu gesetzmäßig; das Ohr zieht gleichfalls in der Ausbildung des knorpeligen Inneren Vorteil von der neuen aushöhlenden Marmortechnik; das Haar fällt in natürlichen Formen über die Brust herab, aber die Zöpfe sind zu ornamental geriefelt, wie das Stirnhaar in seinen minutiös gearbeiteten Spirallöckchen zu große Gleichmäßigkeit und Symmetrie zeigt. Und das Gewand, in derselben Lage wie bei der Antenorfigur und mit dem Mäanderstreif in der Mitte — es hat die Faltengebung fast in ein ornamentales System gebracht, obgleich sie doch in ihren allgemeinen Zügen so richtig, so natürlich beobachtet ist. Die Fächerfalten sind in der Mitte mit der größten Regelmäßigkeit gelegt; an ein Lattensystem erinnern sie da, wo der rechte Arm den Peplos zusammendrückt, und wie eine Blätterreihe

Figur 17.

Nike von Archermos, Delos.

Digitized by Google

fallen sie oben am Überschlag herüber. Die parallelen Wellenlinien weiterhin, die Kleinfalten am weichen Chiton bei der linken Brust, und auch da, wo die durch den Druck des rechten Armes entstehende Knittrigkeit des Peplos angedeutet werden soll, und endlich oben am Peplos, wo sie zwischen den großen Fächerfalten ein Stück herunterlaufen — sie offenbaren uns einen Schematismus, der es nur mit erstarrten Formen zu thun hat. Die rippenartige Faltenbehandlung schließlich der von der Linken heraufgezogenen Gewandpartie muß als das höchste Stadium dieser architektonisch-dekorativen Technik bezeichnet werden.

In den Kreis dieser stilverwandten Werke reiht sich auch der unter Figur 18 abgebildete Oberteil einer Athena ein. Der Kopf war schon seit 1863 bekannt, wo er bei den Fundamentierungen des Akropolismuseums gefunden wurde, und galt lange als einer der Hauptvertreter altattischer Kunst, ohne zu verraten, woher er eigentlich stamme. Nachdem sich das Stück der Ägis hinzugefunden hatte, eine kämpfende Athena erkannt worden war und bald auch ihr Gigantengegner und noch allerlei, schließlich wohl an hundert Stücke zugehöriger Fragmente von Gigantenkampfgruppen sich beigesellten, da wurde es immer klarer, daß wir in diesen Überresten die Trümmer einer großen Giebelgruppe besitzen, wie man sie an der ganzen Arbeit, besonders an der Bevorzugung und Regenabwaschung der Vorderseite leicht erkennt, und daß diese

Figur 18.

Athena mit Schlangenägis vom Giebel des alten Athenatempels.

Giebelgruppe nichts anderes gewesen sein kann als der Schmuck des pisistrateischen Marmorgiebels vom alten, oben beschriebenen Athenatempel. Herabstürzend zerbrachen die Gruppen in die Hunderte von Stücken, deren endgültige, schwierige Zusammensetzung noch nicht beendet ist. So viel vermag man zu erkennen, daß die Komposition sich gewohnterweise in einzelne Kampfgruppen auflöste, deren mittelste der Athena zugedacht war; die Pro-

Digitized by Google

portionen scheinen nach den Ecken zu abgenommen zu haben; die Körperformen waren voll und saftig gearbeitet, ihre Hautfalteulinien in Rücksicht auf die kräftige Wirkung bei größerer Entfernung derb und fest eingeritzt, so daß sie sich merklich von den bekannten muskulösen, aber fettlosen Figuren des Äginagiebels unterscheiden. Reichlich waren Bronzezuthaten verwendet, wie beim Athenakopf selbst noch die Anzeichen für den Bronzeschmuck des Helmes, wie für den des Halses erhalten sind. So konnte sich dieser für uns älteste Rundfigurengiebel Athens in freiesten plastischen Formen entwickeln, und ein Blick auf die frei gearbeitete Schlangenumsäumung der Ägis zeigt uns, wie viel unter der Herrschaft dieser Inselmarmortechnik die Marmorplastik schon der überwundenen Statuenmalerei an Arbeit abgenommen hatte. Auf dem Boden des chiotischen Frauenantlitzes ist der Gesichtstypus der Athena erwachsen; von einem Verständnis für göttliche Idealbildung offenbart er noch nichts — die schrägen Augen mit dem Drüsenwinkel, der von tiefen Einschnitten begrenzte Mund, die vorn überfallenden Haarzöpfe, sie unterscheiden sich in nichts von den Formen der Priesterinnenköpfe; der Sinn für das Charakteristische im Porträt war zu jener Zeit mehr ausgebildet als der für den Idealtypus, dem erst Phidias sein Recht verschafft zu haben scheint.

Solange die ornamentale Stilisierung sich auf das Haar oder auf das Gewand beschränkte, war der Einfluß des chiotischen Stils noch weniger gefährlich, als wenn seine Eigentümlichkeiten, zumal bei einer naturgemäß allmählich eintretenden Übertreibung des Erlaubten, die Selbständigkeit der natürlichen Gesichtsbildung zu bedrohen anfingen. Eine solche Übertreibung liegt in dem unter Figur 19 abgebildeten männlichen Porträtkopfe vor, welcher zwar nicht von der Akropolis stammt, aber aus dem Athen benachbarten Eleusis. Bei aller antiornamentalen Natürlichkeit der in die Stirn fallenden Locken, bei aller Besserung in der Ohrbildung ist sowohl das Heraufziehen der Mundwinkel als die chinesische Schrägstellung der langgezogenen Augen in so entstellender Weise vorgenommen worden, daß wir uns sagen müssen, dies sei nimmermehr aus Besonderheiten des porträtierten Gesichtes zu erklären, sondern nur als übertriebene Manier des Künstlers, der aus traditionellen Elementen eine unmögliche Bildung entwickelte.

So kam es, daß man anfing, sich aus dem Chiotismus, aus der raffinierten Geziertheit, aus der erstarrten Stilisierung herauszusehnen. Das feingefaltelte Gewand, der stillächelnde Mund, die gezierten Haarlocken, das verschmitzte Auge hatten sich ausgelebt. Sie hatten ihre Aufgabe erfüllt, der archaischen Kunst jene ornamentale, halb komisch, halb graziös wirkende Eigenart zu geben, in deren Gestalt sie fortlebte in den Augen der Späteren, welche aus ihrer realistischkräftigen Zeit auf jene Zierfiguren zurückblickten, wie wir auf eine in komisch-graziöser Koloraturtändelei spielende Zopfmusik zurückblicken, und die sie im Dienste des Kultus wie der Kleindekoration archaistisch nachahmten, wie auch wir auf religiösem Gebiete gern das altehrwürdige zopfige Passagenspiel eines überwundenen Musikstils beibehalten und uns seiner Formenfestigkeit freuen bei aller inneren Armut.

Eine Reaktion mußte eintreten auf das gezierte Raffinement der gekennzeichneten Richtung. Wieder hatte man einmal nötig, auf die ewig anregende Wirklichkeit, auf die lebendige Natur zurückzugehen. Die Kunst mußte wieder naturalistischer werden; wie wenig glich doch die Gewandhaltung der Frauenfiguren der im Leben beobachteten, und welche Kluft war doch noch zu sehen zwischen ihren Gesichtsbildungen und dem lebendigen Original! Es scheint, als ob die Anfänge eines solchen, aufs Natürliche gehenden Umschwungs in der Frauenfigur Figur 7 uns erhalten wären. Als Porträt, in der Hand einen Vogel tragend, das Gewand mit der anderen aufziehend, schließt sie

Digitized by Google

sich der großen Reihe der besprochenen Frauenfiguren an, aber in der so frappierend individuellen Ausbildung ihres Gesichts verrät sie uns die vorgeschrittene Kunststufe. Stilistisch erscheint sie, in ihrer Stellung als Werk einer Übergangsperiode, voller Widersprüche. Der lebendigen Gesichtsbildung steht der unproportionierte, ungeschickt behandelte Körper gegenüber, welcher ihr den zweifelhaften Ruhm der von allen Gattungsverwandten am komischsten wirkenden Frauenstatue und im Verein mit dem vergnügten Antlitz unter den „Tanten", wie der Archäologenwitz diese ganze Klasse ehrenwerter Athenerinnen bezeichnet, den Spitznamen „Schnupperle" eingetragen hat. Ein zweiter Widerspruch besteht zwischen der ganz mechanischen Verwendung der überkommenen Wellenfalten am oberen und der Lattenfalten am unteren Teile eines und desselben Kleides, und andererseits der zweifellos beabsichtigten, der Wirklichkeit sich nähernden Nonchalance in der Haltung des Gewandes, das sie darum auch nicht mehr von dem Mittelstreif an heraufzieht. Endlich scheint die noch ganz chiotische Behandlung der Stirnhaare nicht zu stimmen mit der Weglassung jener altertümlich langweiligen, auf die Brust fallenden Zöpfe.

Der edelste aller Köpfe der Frauenporträts, wohl auch der späteste und gleichfalls diesem Mischstil angehörend, tritt uns in Figur 8 entgegen. Er stammt von dem Weihgeschenke eines gewissen Euthydikos, wie die zugefundene Basis lesen läßt. Hier ist es weniger ein naturalistischer Zug, als die traditionelle Gewandbehandlung und die so zu sagen akademische Glätte des Ganzen, welche mit den ungemein weichen und vollen Gesichtsformen in Widerspruch zu stehen scheint. Die Technik ist die denkbar sauberste; besonders bemerkenswert ist die jetzt kaum noch sichtbare gemalte Darstellung eines Wagenrennens auf dem Halsrande des Untergewandes, ferner die freie Ausarbeitung der Haarsträhnen am Halse und an der Stirn die Unterhöhlung des sauber geschneitelten, einfach gewellten und diesmal nur von einer Binde festgehaltenen Haares. Wie uns das zu hoch stehende Ohr noch an den Archaismus gemahnt, so führen uns andererseits die weichen Konturen der nur noch leise eingezogenen Wangen, die stark vorspringenden Lider, die Bildung des Mundes zum fünften Jahrhundert hinüber.

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gab es eine in ihren Einflüssen weit reichende Künstlerschule, höchst wahrscheinlich identisch mit der uns durch Überlieferung bekannten argivisch-sikyonischen, an deren Spitze der auch für Athen arbeitende Ageladas stand: ihre Eigentümlichkeiten sind so hervorstechende, so unterscheidende, daß wir die Grenzen ihres Wirkungskreises auch dann getrost umschreiben können, wenn wir uns hinsichtlich der Bestimmung sonstiger Stilschulen aus unserem fragmentarischen Material noch so skeptisch verhalten. In ihren Anfängen auf Sicilien, in den selinuntischen Metopen uns entgegentretend, scheint diese Richtung im Peloponnes ihr Centrum gehabt zu haben; sie inspirierte die darum kunstgeschichtlich so wertvollen Skulpturen des olympischen Zeustempels; sie wirkte in einem stark befruchtenden Strome auf Athen, wo ihr z. B. neben zahlreichen anderen Werken die Tyrannenmördergruppe des Kritios und Nesiotes zugehört, welche die von Xerxes geraubte Antenorsche zu ersetzen bestimmt war und uns in einer Marmorkopie des Neapler Museums erhalten ist; sie lieferte schließlich einer renaissancebegeisterten altertümelnden Schule im letzten vorchristlichen Jahrhundert, die uns mehrere Originalwerke hinterlassen hat und durch die Künstlernamen Pasiteles, Stephanos, Menelaos vertreten wird, die fleißig studierten Vorbilder.

Der gemeinsame Charakterzug aller dieser eng zusammengehörigen Werke ist technisch genommen eine unverkennbare Bevorzugung der echten oder nachgeahmten Bronzearbeit, stilistisch genommen im Gesichtsausdruck ein gewisser bäne-

Digitized by Google

risch dummer Ernst und in der Körper- und Gewandhaltung ein unbeholfener Naturalismus. Wenn wir den Stil also den dorischen nennen, so werden wir mit diesem Namen wenigstens den richtigen Begriff des Natürlichderben verbinden. Schon Äußerlichkeiten in der Haarbehandlung sind es, welche die genannten Werke vereinen. Die Stirn ist stets auffallend niedrig, mit der geistigen Beschränktheit im Ausdruck übereinstimmend, indem die Haare entweder weit in sie hinunterfallen oder sich an der Stirngrenze in einem dicken Wulst um ein Band wikkeln, das von hinten heraufgeführt ist und oberhalb des Nackens den für diesen Typus charakteristischen Einschnitt am Hinterkopfe hervorruft; die oberen Haare sind meist von der Mitte aus strahlenförmig abgeteilt und lassen sehr gern vor dem Ohre eine abgesonderte Partie herabgleiten. Der Mund erscheint öfters leicht geöffnet, die Unterlippe hängt etwas über — auch hierin erkennen wir den dumm-bäuerischen Ausdruck. Der Apollokopf vom Westgiebel des Zeustempels in Olympia, den wir unter Figur 20 separat bringen, diene als Beispiel dieses gerade in Olympia so gut vertretenen Stils. Die stark ausgebildete Falte an der Mund- und Wangengrenze bringt hier noch einen ältlichen, fast grämlichen Zug in das wenig ideale Gesicht, an dem wir die bezeichnete Mundbildung und die durch ein verlorenes Bronzeband hergestellte Haaranordnung wiederfinden.

Es kann nach dem in Athen zu Tage gekommenen Material kein Zweifel darüber herrschen, daß in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, also etwa zu der Zeit, als der Chiotismus abgewirtschaftet hatte, ein Zuzug von dieser naturalistischen, dorischen Stilrichtung dort stattgefunden hat. Bei der eintretenden Reaktion gegen das gezierte, unnatürlich gewordene Raffinement der bisherigen Marmor-Skulptur konnte keine Anregung willkommener geheißen werden als die von der dorischen Schule ausgehende mit der kräftig ernsten Gesichtsbildung und dem natürlicheren Gewandfall, deren Ungeschicklichkeiten die angeborene Grazie der attischen Hand bald beseitigen sollte.

Figur 19.

Porträtkopf aus Elensis.

Mit am deutlichsten tritt uns der dorische Einfluß in dem stilistisch höchst merkwürdigen Bronzeköpfchen Figur 11 vor Augen, welches schon vor längerer Zeit auf der Akropolis gefunden wurde. Es zeigt uns zunächst die Bronzetechnik mit allen Effekten jener Zeit zur Anwendung gebracht; die Lippen und Brauen waren zwischen eingeritzten Rändern aus anderem Stoffe eingelegt, das Weiße des Auges aus einer thonartigen Masse aufgeschabt und die Pupille aus braunem Material eingesetzt. Das ist die antike Polychromie der Bronze, die dieselben

Digitized by Google

Teile durch andersfarbige Einlagen hervorhebt, welche in ebenso beschränktem Umfange die Marmorwerke durch Malerei kennzeichnen. Nehmen wir hinzu, daß die Wimpern an unserem Kopf sämtlich einzeln aus Bronzestiftchen gebildet sind, so dürfen wir aus dieser sorgsamen Technik schließen, daß die auf den ersten Blick wie nachlässig erscheinende Unsymmetrie und Unfeinheit der Gesichtsbildung nur Absicht sein kann. Wir haben einen recht dorischen Typus vor uns, dessen bäuerische Breite, die allerdings bei einer Bronze durch photographische Reproduktion noch gesteigert wird, eben Stil war. Zu der hängenden Unterlippe kommt noch die untrügliche Haartracht mit den radial angeordneten Strähnen auf dem Hinterkopf, dem um ein Band gewickelten Wulst tief unten in der Stirn und dem Ableger vor dem Ohr. In seiner Haartracht erinnert an den dorischen Typus auch der gleichfalls auf der Burg gefundene und in seinen Farben noch recht frisch erhaltene, etwa lebensgroße Marmorkopf Figur 9, welcher uns von allen „vorperserischen" Gesichtern wohl das sympathischste zeigt. Ähnlich wie am olympischen Apollon legen sich die hier von einem vorgenommenen Zopf (der athenischen Modetracht dieser Zeit) zusammengehaltenen Haare in recht natürlichem und doch graziösem Fall vorn über denselben tief in die Stirn herab, vor dem Ohre in gewohnter Weise eine Partie stehen lassend. Aber die Gesichtsformen sind schon so voll, so weich, so träumerisch geworden, daß wir von der Bäurischkeit dorischer Gesichter nichts mehr wahrnehmen und uns schon stark dem still-ernsten, selbst in der Jugend wehmütig angehauchten Ausdruck nähern, wie ihn die kimonische Zeit mit Vorliebe zur Darstellung gebracht hat und wie er in ähnlicher Weise uns gerade in athenischen Umbildungen des dorischen Typus mehrfach erhalten ist. Die Formen des Mundes und besonders des Auges rücken den Kopf andererseits wieder ganz in die Nähe des Frauenkopfes Figur 8; in dem vortretenden Oberlide kündigt sich der Versuch an, von der ausgeschnittenen Bildung des Auges immer mehr zu einer naturwahreren fortzuschrei-

Figur 20.

Apollokopf vom Westgiebel des Zeustempels in Olympia.

ten, die das Aufgeschlagensein des Lides zum Ausdruck bringt.

So spielen die stilistischen Einflüsse in dieser Zeit hin und her; es wäre zu kühn, bei jedem einzelnen Exemplare dieser Periode bestimmte Stilrichtungen unterscheiden zu wollen, statt eben ihre organische Vermischung als das für die athenische Kunst charakteristische Moment hervorzuheben; auch sind die diesbezüglichen Untersuchungen noch nicht zu derjenigen Reife gediehen, welche ähnlich wie bei der so fest umgrenzten chiotischen und dorischen Schule uns mit zweifelloser Sicherheit

Digitized by Google

auf die Eigentümlichkeiten anderer Stilklassen den Finger legen ließe. Daß so z. B. äginetische Künstler für Athen gearbeitet haben, beweisen allein die von ihnen auf der Burg entdeckten Inschriften; ob wir aber auch in dem dort gefundenen bärtigen bronzenen Kriegerkopfe Figur 10, der ja gewiß eine Ähnlichkeit mit den Figuren des Äginetengiebels hat, Einflüsse dieser Kunstschule erkennen dürfen, ist sehr die Frage. Die Individualität dieses Porträts hat auch sicherlich dazu beigetragen, traditionelle Stileigentümlichkeiten zu verwischen; es ist, als ob dieser Krieger, auf dessen Kopf einst ein Helm saß und dessen Bart fein ausciseliert ist, trotz noch mancher archaischen Gebundenheit uns von Angesicht bekannt wäre als einer der alten derben, treuherzigen, wackeren Marathonkämpfer — so persönlich spricht uns der Ausdruck seiner Gesichtszüge an.

Wir stehen nun auch auf dem Wege, der uns durch das Gebiet der Plastik führte, vor den Thoren der phidiasischen Zeit, wo all die Keime, deren verschiedene Wirksamkeit und deren allmähliche Verwachsung wir beobachtet haben, zur einen großen Blüte sich zusammenschließen. Wie im gefältelten Gewand der Schwestern vom Parthenongiebel deutlich noch die Lehren der marmorgeübten Chioten nachklingen, so heißt uns mancher ernst-sinnige Jünglingskopf dieser Zeit zurückdenken an die Jahre, als man von den naturkräftigen Gesichtern der dorischen Schule lernen mußte, für das traditionelle, magergrinsende Antlitz ein volleres und ernsteres einzusetzen, in dessen Formgebung es allein möglich war, zu einer ethischen Vertiefung fortzuschreiten. Zu einer ethischen Vertiefung, welche gefordert wurde von der Periode des Phidias, deren Aufgabe nunmehr die Ausbildung der monumentalen Idealplastik war, wie die glücklichsten Erfolge der vorangehenden Epoche umgekehrt auf dem Gebiete der persönlichen Individualisierung gelegen zu haben scheinen: auf dem Gebiete des Charakteristischen und des Porträts.

Digitized by Google

Frau Christiane v. Goethe, geb. Vulpius.

Von

Karl Heinemann.

„Man verletzt nicht die Sitte ungestraft," schrieb einst Körner seinem Freunde Schiller auf dessen Klagen über „Goethes elende häusliche Verhältnisse". Wie sehr hat sich dieses Wort, wenn auch in anderem Sinne, als Körner meinte, an unserem großen Dichter bewahrheitet! Wer auch sonst von ihm nichts weiß: daß Goethe lange Zeit in wilder Ehe gelebt hat, das weiß er gewiß; und die zahllosen hämischen Neider weisen immer und immer wieder auf diesen einen, nicht wegzulöschenden Flecken seines Lebens mit der heimlichen Freude, den Mann, dessen Geist sie nichts anhaben können, wenigstens im Charakter sich näher gebracht zu haben. Wie geschickt beginnen sie von hier aus die Stellung Goethes zu seinem Volke zu untergraben. Die Tendenz, aus der jene Verletzung der Sitte erfolgt sein soll, wird nun nachzuweisen gesucht, nicht bloß in anderen Handlungen seines Lebens, sondern auch in seinen Werken; so bleibt denn zwar noch ein großer Dichter übrig, aber nicht ein großer Mensch, da ihm im Leben und Dichten das gefehlt habe, ohne das wahre Größe nicht denkbar ist: der Charakter. Daß ein großer Teil unserer Gebildeten, besonders unserer Frauen wirklich so denkt, ist eine Thatsache, die den Freund Goethes und der Wahrheit betrüben muß. So wird, wer es sich zur Aufgabe gemacht hat, des großen von Gott gegebenen Dichters Geist und Charakter seinem Volke näher zu bringen, gerade an diesem Punkte einsetzen müssen. In dieser Absicht ist der folgende Aufsatz geschrieben.

Eine „Rettung" der argverleumdeten Christiane hat zuerst Riemer, der langjährige Erzieher Augusts und Hausgenosse Goethes, ein vollgültiger Zeuge, 1847 in seinen Mitteilungen über Goethe unternommen. Aber Klatsch und Verleumdung hörten trotzdem nicht auf. Sie fanden in mancher Goethebiographie breiten Raum, und so schien das Urteil, das einst Mißgunst und Neid der Weimarer Gesellschaft über Christiane gefällt hatten, für alle Zeiten maßgebend zu bleiben. Erst unsere Tage wollen anscheinend der treuen Freundin und Frau Goethes, der schon in ihrem Leben „unerhört viel Unrecht geschah", ihr Recht werden lassen. Bernays war wohl der erste, der die Hoffnung aussprach: „Christianes einfaches Bild wird nicht immer durch Lüge und Verleumdung getrübt bleiben." Im Jahre 1884 erfüllte sich dieser Wunsch durch Herzfelders gediegene Arbeit (der auch die unserige manches verdankt) in den Blättern für das Bayerische Realschulwesen, einer leider sehr versteckten Stelle. Es folgte die Veröffentlichung von höchst wertvollen und wichtigen Briefen und Mitteilungen. Im Jahre 1887 wurden Christianes Briefe an Nikolaus Meyer neu herausgegeben. Auch wurde die Hoffnung, daß die Schätze des Goethe-

Digitized by Google

Archivs Licht und Wahrheit bringen würden, nicht vereitelt. Im Goethejahrbuch 1889 wurden die Briefe Goethes und Christianes an ihren Sohn August während seiner Studienzeit in Heidelberg abgedruckt. Endlich brachte uns das vorletzte Weihnachtsfest in den herrlichen Briefen der Mutter Goethes an ihn, Christiane und August eine solche Fülle von noch unbekannten, für die Beurteilung Christianes höchst wertvollen, ja entscheidenden Materials, daß wir es für angezeigt halten, unter Benutzung des alten und auf Grund des neu hinzugekommenen Stoffes ein Bild Christianes unter Berücksichtigung des besonderen Zweckes unseres Aufsatzes zu entwerfen.

Christiane Sophie Vulpius war die Tochter des weimarischen Amtsarchivars Johann Friedrich Vulpius, der durch leichtsinnigen Lebenswandel seine Familie in Not und Elend brachte. Da die Mutter früh gestorben war, mußten die Kinder schon in jungen Jahren für ihren Unterhalt sorgen. Christiane arbeitete in der Blumenfabrik von Bertuch; Wohnung fand sie mit ihrer Schwester Ernestine bei einer Tante. Der Bruder Christian August Vulpius hatte in Jena studiert — es ist der später durch seinen Rinaldo Rinaldini bekannt gewordene Romanschriftsteller —, dann eine Stelle als Privatsekretär erhalten, aus der er aber bald entlassen wurde. In seiner Not wandte er sich an den eben von Italien zurückgekehrten Minister Goethe. Zum Überbringer der Bittschrift wählte er seine Schwester Christiane, die damals vierundzwanzig Jahre alt war. Es war im Jahre 1788, als Goethe dem anmutigen, frischen Mädchen in seinem Parke begegnete. In der vierten Elegie hat er sie uns geschildert.

— — — Ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.

„Wer sie als junges Mädchen," sagt Riemer, „von naivem freundlichen Wesen mit vollem runden Gesicht, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen tanzlustigen Füßchen gekannt hätte, würde Goethes Geschmack und Wahl nicht gemißbilligt haben."

In klassischer Form aber hat Goethe den Augenblick, da er Christiane auf immer für sich gewonnen, in später glücklicher Erinnerung dichterisch verherrlicht in dem Liede: „Ich ging im Walde so für mich hin."

Ich wollt es brechen,
Da sagt es fein:
Sollt ich zum Welken
Gebrochen sein?
Ich grub's mit allen
Den Wurzeln aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.
Und pflanzt es wieder
Am stillen Ort,
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Vom 13. Juli 1788 rechnet Goethe seine Gewissensehe mit Christiane. Zeugnis dafür ist der Brief an Schiller vom 13. Juli 1796: „Heute erlebe ich auch eine eigene Epoche; mein Ehestand ist eben acht Jahre und die französische Revolution sieben Jahre alt." Die nächsten Jahre waren für beide eine schöne Zeit der ungetrübten Liebe und des häuslichen Glückes, eine Zeit, die der Dichter in Prosa und Dichtung gepriesen und verherrlicht hat. In den Annalen von 1790 rühmt er seine angenehmen häuslich-geselligen Verhältnisse; in der Campagne in Frankreich spricht er „von dem glücklichen häuslichen Verhältnis, das ihn in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt". Die damals ihm nahestehenden Herders weihte er auch in dies Liebesgeheimnis ein. „Ich sehne mich," schreibt er aus Ruhla (10. August 1789) an den alten Freund, „herzlich, mein Haus, meine Freundin und ein gewisses kleines Erotikon wieder zu finden, von dessen Existenz die Frau dir wird vertraut haben." Als er zum zweitenmal nach Italien reist, macht ihn der Abschied von Christiane und dem drei Monate alten August „ganz mürbe"; er dankt dem

Digitized by Google

befreundeten Ehepaar für seine Gesinnung und Teilnahme für die Zurückgelassenen; „ich gestehe, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe; wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise erfahren, sehnlich verlange ich nach Hause.“ Dieselbe Sehnsucht bricht auch in den Briefen auf der schlesischen Reise (ebenfalls 1790) durch. „Wenn ihr mich recht lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen mir treu ist, mein Kind lebt und mein großer Ofen gut heizt, so habe ich vorerst nichts weiter zu wünschen.“ Die geistige Frucht dieses Liebesverhältnisses sind die Römischen Elegien, wo, um mit Vischer zu reden, aus der Schlackenglut eines Naturverhältnisses das poetische Gold ausgeschmelzt ist. Erst seit vier Wochen war Goethe von Italien zurück; eigentlich auch nur sein Körper; sein Geist weilte noch in Rom oder schwelgte in den Erinnerungen an die seligste Zeit seines Lebens. Daher haben die damals gedichteten Römischen Elegien italienische Farbenpracht, südländischen Himmel und italienische Glut der Empfindung; aber das römische Mädchen, das auf der Vigna Wein schenkt, ist niemand anderes als Christiane. Wie sich die Liebenden kennen lernten, wie sie das Geheimnis vor den Augen der Verwandten und Fremden bewahrten, wie die Geliebte sich heimlich zu ihm schlich, und all das stille Glück heimlicher Liebe, das ist hier mit einer Pracht und Schönheit geschildert, dazu mit einer Naivität und Unschuld, die uns völlig vergessen läßt, auf welch bedenkliches Gebiet der Dichter sich begeben hat.

Laß dich, Geliebte, nicht reuen, daß du mir so schnell dich ergeben.
Glaube, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.

* * *

Welche Seligkeit ist: wir wechseln sichere Küsse,
Atem und Leben getrost saugen und flößen wir ein.

* * *

Gönnt mir, o Quiriten, das Glück und jedem gewähre
Aller Güter der Welt erstes und letztes der Gott.
Und ihr wechselt und brütet, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leisesten Hauch lauer und liebender Luft.
Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre geschwätzig,
Eines glücklichen Paars schönes Geheimnis zuletzt.

Kann es zweifelhaft sein, ob die Elegie „Der neue Pausias“ auf das Blumenmädchen Christiane gedichtet worden ist, so verdankt dagegen ein großer Teil der Venetianischen Epigramme Goethes Geliebten sicher seine Entstehung. Sie schildern, wie die Römischen Elegien, Weimarer Erlebnisse, nur daß sie nicht in Weimar, sondern in Venedig, als der Dichter dort im April und Mai auf die Rückkehr der Herzogin Anna Amalie wartete, in glückseliger Erinnerung gedichtet worden sind.

— — — Es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schoß.

* * *

Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? Ihr fragt mich. Ich hab sie,
Wie ich sie wünsche; das heißt, dünkt mich, mit wenigem viel.
An dem Meere ging ich und suchte mir Muscheln: in einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

* * *

Das ist dein eigenes Kind nicht, worauf du bettelst, und rührst mich.
O, wie rührt mich erst die, die mir mein eigenes bringt!

* * *

O, wie achtet ich sonst auf alle Zeiten des Jahres,
Grüßte den kommenden Lenz, sehnte dem Herbste mich nach!
Aber nun ist nicht Sommer noch Winter, seit mich Beglückten
Amors Fittich bedeckt, ewiger Frühling umschwebt.

„Sage, wie lebst du?“ „Ich lebe! Und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht ich mir morgen wie heut.“

* * *

Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.

* * *

Oftmals hab ich geirrt und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie: nun ist dies Mädchen mein Glück!
Ist auch dieses ein Irrtum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad!

Digitized by Google

Neben einzelnen, Christiane gewidmeten Distichen aus den Jahreszeiten gehören hierher die in den Flitterwochen von 1788 erlebten und entstandenen Gedichte: „Morgenklagen“ (O, du loses, leidig liebes Mädchen), das in scherzhaft klagendem Ton das sehnsuchtsvolle vergebliche Warten des Liebenden darstellt, und „Der Besuch“ (Meine Liebste wollt ich heut beschleichen), das in seiner feinen und zarten Behandlung des reizenden Vorwurfs zu dem Besten gehört, was unsere Lyrik überhaupt hervorgebracht hat.

Hätte Goethe es nicht selbst mehrfach verraten, diese Lieder würden für seine Liebe zu Christiane zeugen; sie beweisen zugleich, daß die viel verbreitete Meinung von ihrer rohen Gesinnung und geistigen Beschränktheit, sowie von dem rein sinnlichen Charakter des Liebesverhältnisses auf Irrtum beruht. Ist es an und für sich schon undenkbar, daß die „ungebildete Köchin“ den Dichter zu derartigen Gedichten sollte begeistert haben, so beweisen Goethes eigene Worte, daß Christiane an seinem Schaffen regen Anteil nahm.* Zur Entstehungsgeschichte seiner „Metamorphose der Pflanzen“, die gleich im ersten Verse an Christiane sich wendet, bemerkt der Dichter in späteren Jahren: „Höchst willkommen war das Gedicht der eigentlichen Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen. Auch fühlte ich mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichnis unsere schöne und vollkommene Neigung steigerte und vollendete.“ Man vergleiche dazu den schönen Schluß des Gedichtes, der Lehre und Liebe sinnreich miteinander verknüpft.

O, gedenke demnach, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht aus unserem Innern enthüllte
Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte gezeugt.

* Volle Aufklärung darüber werden die noch nicht veröffentlichten Briefe Goethes an Christiane bringen. Was jüngst davon im sechsten Band (Divan) der Sophienausgabe abgedruckt worden ist, setzt eifrige Teilnahme und Verständnis für Goethes Dichten voraus.

So hatte das Liebespaar eine eigene Welt des Glückes sich geschaffen, freilich nicht nur abgeschlossen von der übrigen Welt, sondern auch im Gegensatz zu ihren Gesetzen. Ein Mädchen, arm, ohne Eltern, ohne Stütze auf der Welt erlag hier dem Zauber eines schönen und mächtigen, ihr verehrungswürdig erscheinenden Mannes: Goethe, eben erst von Italien zurückgekehrt, wo er ein freies ungebundenes Leben in vollen Zügen genossen hatte, von der noch in Italien angebeteten Freundin zurückgestoßen und nicht mehr verstanden, geistig und körperlich voll entfaltet, mit einem Herzen voller Liebesglück, überträgt römische Verhältnisse nach Weimar. Er handelte damit gegen die Sitte, aber eigentlich unmoralisch handelte er nicht — hat er doch das Verhältnis von vornherein als Ehe behandelt. Man erwartete in Weimar, daß er „das seiner unwürdige Mädchen“ wieder von sich weisen würde. Aber getreu seinem Wort in Tasso: „Viel lieber was ihr euch unsittlich nennt, als was ich mir unedel nennen müßte“, nahm er Christiane, die Mutter seines Sohnes, nebst Tante und Schwester für immer in sein Haus. Ein Hinterhaus der Wohnung am Frauenplan diente ihm zum Aufenthalt. Schiller verstand den Freund, wenn er der Gräfin Schimmelmann schreibt: „Diese seine einzige Blöße, die niemand verletzt als ihn selbst, hängt mit einem sehr edlen Teil seines Charakters zusammen.“ Daß er nicht gleich seinem Bund die gesetzliche kirchliche Weihe gab, macht unsere Zeit ihm mit Recht zum Vorwurf; aber damals dachte man anders und milder hierüber. Man war bei der Lockerheit der Sitten und der frivolen Auffassung der Ehe besonders bei dem Adel ganz andere Dinge gewohnt, als daß man an einem derartigen Verhältnisse Anstoß genommen hätte. Es galt, sagt Varnhagen, damals eine Religion der Liebe, in der jedes echte Gefühl als ein heiliges angesehen wurde, gegen das jeder Einspruch unberechtigt war. Herder, der Generalsuperintendent von Weimar, fand nichts darin, mit dem Domherrn

Digitized by Google

Dalberg und dessen Maitresse gemeinsam in einem Wagen auf Kosten Dalbergs durch Italien zu reisen; Hamann, der Magus des Nordens, das Haupt der Frommen, lebte ganz offen, ohne Anstoß zu erregen, im Konkubinat mit der Pflegerin seines Vaters, Anna Regina Schuhmacher; ganz zu schweigen von dem, was die Fürsten, wie z. B. der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., sich mit Genehmigung der höchsten kirchlichen Behörde erlauben durfte. Die Branconi, die Geliebte des Herzogs von Braunschweig, erschien den Ersten jener Zeit als eine Zierde ihres Geschlechts. Der junge Schiller sieht nicht nur in Franziska v. Hohenheim das Ideal aller Weiblichkeit, nein, er führt selbst in die Litteratur die Figur der tugendhaften, bewundernngswürdigen Maitresse ein, ohne irgendwo bei seinen Zeitgenossen Widerspruch zu finden.

Aber auch eine Reihe innerliche Gründe lassen für Goethes Verhalten sich finden. Seine Abneigung gegen die Fesseln der Ehe ist aus seinen Verhältnissen zu Friederike und Lili bekannt genug; gewiß hätte der lyrische Dichter, der nur eigene Erlebnisse und Gefühle dichterisch darstellen konnte, schwer eine gleichberechtigte, seine Freundschaft mit anderen Frauen kontrollierende Gattin brauchen können; wie er das selbst launig mit Beziehung auf seine Christiane gesagt hat in den Versen:

> Ich wünsche mir eine hübsche Frau,
> Die nicht alles nähme gar zu genau,
> Doch aber zugleich am besten verstände,
> Wie ich mich selbst am besten befände.

Auch hat Christiane sich mit jeder Existenz an der Seite Goethes zufrieden erklärt. Endlich war ein sehr wichtiges Moment der damals sehr starke Widerwille Goethes gegen die äußeren Formen der christlichen Kirche. Durch die italienische Reise mit dem antiken Leben und antiker Auffassung innerlich verwachsen, trat er in jenen Jahren mit Absicht christlicher Orthodoxie und Unduldsamkeit, manchmal auch christlicher Lehre und Anschauung schroff entgegen. „Freilich that er sich selbst," wie Zarncke in Beziehung auf die Distichen des Schlesischen Tagebuches sehr richtig bemerkt, „damit unrecht, denn wir haben keinen Dichter, in dem die Tiefe christlicher Gemütsbildung inniger zum Ausdruck gekommen wäre als bei ihm," aber für die Verzögerung der kirchlichen Einsegnung seiner Ehe ist auch diese Stimmung von Bedeutung gewesen. Für ihn handelt es sich dabei immer um etwas Äußeres: „Ich bin verheiratet, nur nicht durch Ceremonie," hat er wiederholt Fragenden geantwortet; mit den Worten „Sie ist immer meine Frau gewesen" wies er Glückwünsche bei der Einsegnung seiner Ehe zurück. Denn unser Dichter hatte von der Ehe sehr strenge Begriffe, wie neben vielem anderen sein Roman „Die Wahlverwandtschaften" zur Genüge beweist. Daß er auch über das „rein Äußerliche der kirchlichen Weihe" später anders dachte, dafür hat uns der jüngere Voß in seinen Mitteilungen über Schiller und Goethe Aufschluß gegeben. Er schreibt aus Jena im Februar 1804 an Boie: „Es traf sich, daß beide Male, als ich bei dem Leseabend zugegen war, aus meines Vaters Luise gelesen wurde. An Goethe kam die Stelle von der Trauung, die er mit dem tiefsten Gefühl las; aber seine Stimme ward kleinlaut; er weinte und gab das Buch einem anderen."

Es ist das eine der Stellen, die uns zeigen, wie bitter sich an dem, der sich über das Äußere der Ceremonie glaubte hinwegsetzen zu dürfen, die Verletzung der Sitte gerächt hat.

In Weimar nahm man das Verhältnis durchaus nicht so übel auf; nur für die adeligen Damen, welche über die ungebildete Bürgerliche die Nase rümpften, war es natürlich ein besonderer Anlaß zum Klatsch. Alle Verleumdnngen, die damals gegen Christiane ausgesprochen worden sind, stammen aus dieser Quelle, insbesondere aus dem Kreise der Frau v. Stein. Wer es weiß, welchen großen Einfluß diese Frau auf Goethes Dich-

Digitized by Google

tungen, Anschauungen und Charakterentwickelung gehabt hat, wird sie mit Goethe gern preisen und rühmen. Mit um so geteilteren Empfindungen wird man aber von der Zeit ihres Lebens gleich nach Goethes italienischer Reise sprechen. Wenn nicht alle Anklagen gegen ein unerlaubtes Verhältnis Goethes und der Frau v. Stein längst als Verleumdungen sich erwiesen hätten, durch ihr Benehmen gegen Christiane schuf jene Frau selbst gegen sich die bedenklichsten Waffen. „Ich habe nun das Geheimnis," schreibt Frau Herder am 8. März 1789, „von der Stein selbst, warum sie mit Goethe nicht mehr recht gut sein will. Er hat die junge Vulpius zu seinem Klärchen." Den Anklagen der Freundin antwortet Goethe: „Und welch ein Verhältnis ist es, das dich so sehr zu kränken scheint? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch auf die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Schenke mir dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an, erlaube mir ein gelassenes, wahres Wort darüber zu sagen ..." Frau v. Stein beharrte auf ihrer Forderung. Goethe weigerte sich, Christiane von sich zu stoßen. Nun ergoß die Frau, die noch vor kurzem von Goethe wie eine Göttin verehrt und angebetet worden war, allen Haß und Groll auf das „arme Geschöpf" und seinen Liebhaber. Ein Drama, Dido genannt, schrieb sie eigens, um den ehemals Geliebten in geradezu unglaublicher Weise zu verunglimpfen. Die Briefe jener Jahre an ihre nächsten Verwandten und Freunde sind getränkt mit bitteren, höhnischen, aufhetzenden Bemerkungen über Christiane und Goethe. Wer hier nicht mit ihr war, der war wider sie. Nur so läßt es sich bei den freundschaftlichen Beziehungen zu Frau v. Stein erklären, daß Schiller dem Drama Dido nicht nur Beifall zollte, sondern es sogar durch Cotta drucken lassen wollte. Nur so wird jene auf Goethe gemünzte Stelle in einer Anmerkung zur naiven und sentimentalischen Dichtung (bei Hempel XV, 192, Schlußworte) etwas verständlicher, die, wie man richtig gesagt hat, nur ein so großer Geist wie Goethe überhaupt jemals verzeihen konnte.

Christiane selbst ließ sich wohl wenig dadurch anfechten. Bescheiden blieb sie im Hintergrunde, sah ihre Pflicht darin, die Last des großen Haushaltes zu tragen, den sich prächtig entwickelnden Sohn zu erziehen und alles fernzuhalten, was Goethe stören oder verstimmen konnte. Was sie selbst nicht zu fordern wagte, dankbar sollte ihr Goethe das aus eigenem Antriebe gewähren. Daß Goethe Christiane und August die vollen pekuniären Vorteile von Gattin und Sohn schon im Jahre 1797 sicherte, hat uns die vor einigen Monaten erschienene Ausgabe der Briefe der Mutter Goethes an ihren Sohn gelehrt. Hier findet sich die von Goethes Mutter auf Wunsch des Sohnes abgefaßte Erbschaftsentsagung der Frau Rat vom 17. Juni 1797 und zugleich die Notiz, daß Goethe auf Grund dieser Akte seinen Sohn August am 24. Juli 1797 vor der geplanten dritten italienischen Reise zum Universalerben einsetzte, seiner Mutter hingegen („der Freundin und vieljährigen Hausgenossin Christiane Vulpius") den Nießbrauch vermachte, „dergestalt, daß sie zeitlebens in dem ungestörten Besitz bleibe und davon die Einkünfte erhebe — doch unter der Bedingung, daß sie auf Erziehung unseres Sohnes mütterlich das Nötige verwende."

Es war das wohl die beste Antwort auf den gewiß auch zu Goethe gedrungenen Klatsch von der Untreue Christianes. Schon in den Römischen Elegien hatte er diese Verdächtigungen scharf zurückgewiesen:

... Also sprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt ihn küssend ans Herz, Thränen entquollen dem Blick.
O wie saß ich beschämt, daß Reden feindlicher Menschen
Dieses liebliche Bild mir zu besudeln vermocht!

Und auf der schlesischen Reise schrieb er in sein Notizbuch (1790):

Alle sagen, mein Kind, daß du mich betrügest.
O, betrüge mich nur immer und immer so fort!

Digitized by Google

Im Jahre 1800 erkrankte Goethe so schwer, daß man an seiner Genesung zweifelte. Nicht am wenigsten trug Christianes treue, liebevolle und aufopfernde Pflege zu seiner endlichen Wiederherstellung bei. „Wie gut, sorgfältig und liebevoll sich meine liebe Kleine," schreibt der Genesende am 1. Februar 1801 an seine Mutter, „bei dieser Gelegenheit erwiesen, werden Sie sich denken, ich kann ihre unermüdete Thätigkeit nicht genug rühmen. August hat sich ebenfalls sehr brav gehalten und beide machen mir bei meinem Wiedereintritt ins Leben viel Freude." Damals ist ihm wohl auch der Gedanke näher getreten, in welch schiefe Stellung bei seinem Tode Christiane und August geraten würden; und so mag er hier schon den Entschluß gefaßt haben, bei passender Gelegenheit ihr seinen Namen zu geben. Wenigstens betrachtete er sie von jetzt an auch äußerlich und der Gesellschaft gegenüber als seine Gattin. Er geht und fährt mit ihr aus und läßt von ihr seine Gäste empfangen, er reist mit ihr wiederholt nach Lauchstädt, dem damaligen Modebad, wo die Weimarer alljährlich Theater spielten, auch nach Karlsbad, Leipzig und Halle; überall wird sie als Goethes Gattin begrüßt und auch als Schwester bei den Freimaurern eingeführt.

Aus dieser Zeit stammt eine der wichtigsten Quellen für die richtige Auffassung Christianes und ihres Charakters: die kürzlich neu herausgegebenen Briefe von Christiane an den Arzt Nikolaus Meyer in Bremen. Der Adressat war ein feingebildeter, durch seine Thätigkeit als Arzt und seine menschenfreundlichen edlen Handlungen später berühmt gewordener junger Gelehrter, der im Winter 1799/1800 viel im Hause Goethes verkehrt hatte. Es ist erfreulich zu sehen, welch innige Freundschaft Christiane mit diesem tüchtigen Mann verband, und wie auch er seinerseits aufrichtige Achtung für sie hegte. Zugleich sind diese Briefe die beste Widerlegung des Märchens von der Unbildung Christianes. Nicht nur der naive, durch nichts zu erschütternde Humor tritt hier hervor, nicht nur die Tüchtigkeit der Hausfrau und ihre rührende Sorgfalt für den „Geheimrat", sondern nicht minder ein natürlicher Verstand, den auch Meyer von ihr anderen gegenüber rühmte, und ihr Interesse an geistigen Dingen, besonders an den dramatischen Schöpfungen Goethes und Schillers. Sie freut sich mittags zuhören zu dürfen den gelehrten Gesprächen Goethes, Niemers und des jungen Voß, sie meldet bald vom neu einstudierten Götz, bald von der Natürlichen Tochter, sie liest sogar eifrig die Gedichte des verehrten Freundes, an den sie schreibt.* Von dem viel verschrienen „Laster" Christianes, ihrer Tanzlust und Vorliebe für das Theater — auch große Vorliebe für geistige Getränke wurde ihr vorgeworfen — ist zwar fast in jedem Briefe die Rede; aber gerade das naive Eingestehen und häufige Erwähnen dieser Schwäche zeigt sicher, daß es sich um nichts Unerlaubtes handelte.

Im Schreckensjahr 1806 drangen die Franzosen nach dem Siege bei Jena in die Stadt Weimar, um zu plündern. Trotzdem Goethes Haus für einen General reserviert war, verschafften sich Soldaten, die sonst nirgends Unterkunft fanden, Einlaß. Einige drangen bis in das Schlafzimmer des Hausherrn vor und hätten, wie berichtet wird, ihn getötet oder verwundet, wenn nicht Christiane sich mutig dazwischen geworfen, um Hilfe gerufen, Goethe von den Wütenden befreit,

* Hier schalten wir wohl am besten ein Urteil über Christiane ein, das, im dritten Bande des Weimarer Sonntagsblattes veröffentlicht, seit kurzem auch in Biedermanns „Gesprächen Goethes", bisher wenig bekannt geworden ist und auch mit Vorsicht aufgenommen werden muß, weil die Urheberin, Frau v. Knebel, ähnliches Schicksal wie Christiane gehabt hatte: „Christiane ist sehr beneidet worden und deshalb viel angefeindet und verleumdet. Sie hatte einen vortrefflichen Charakter und das beste Herz, dabei eine sehr heitere Laune; sie war keine ausgebildete Frau, aber sie hatte sehr viel natürlichen hellen Verstand. Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt war und die Ideen zu stark in ihm drängten, er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erstaunen müßte, wie sie mit ihrem einfachen natürlichen Scharfblick immer gleich das Richtige herauszufinden wisse."

Digitized by Google

diese selbst verjagt und das Zimmer verschlossen hätte. Die Nähe der Todesgefahr und das Gefühl der Dankbarkeit veranlaßte Goethe, seinen Entschluß nun auszuführen, Christiane und August den ihnen gebührenden Namen und Stellung zu geben. Am 17. Oktober 1806 schrieb er an den Hofprediger Günther: „Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen, ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir gethan und auch diese Stunde der Prüfung mit mir durchlebt, völlig und bürgerlich anerkennen als die Meine." Am 19. Oktober 1806 wurde die Trauung von dem oben genannten Geistlichen vollzogen. August und sein Erzieher Riemer waren allein als Zeugen zugegen.

Frau v. Stein freilich und ihr Anhang waren mit dieser Sühne nicht zufrieden. In ihrem uns schon bekannten gehässigen Tone schrieb sie mit zwei Entstellungen der Wahrheit an den Sohn, dem Goethe ein wahrer Vater gewesen war: „Während der Plünderung hat er sich mit seiner Maitresse öffentlich trauen lassen." Auch Frau v. Schiller war Goethes That unverständlich. „Welcher Dämon hat ihm diese Hälfte," schreibt sie einige Jahre später, „angeschmiedet? Es gehört zu den Rätseln der Menschenbestimmung. Wenn wir ihn in einer besseren Welt ohne dieses Bündelchen sehen könnten, würden wir uns sehr freuen." Man bewies dadurch, daß man gegen das Verhältnis als solches nichts gehabt hatte, sondern allein gegen die Herkunft Christianes.

Abgesehen von dieser Auffassung der Weimarer adligen Damen wurde Goethes Schritt überall mit Freude begrüßt. Am meisten erfreut und geradezu beglückt war die Frau, die das richtigste und wohl auch wichtigste, ja entscheidende Urteil über Christiane haben mußte, Goethes Mutter. Glücklicherweise sind wir seit einigen Monaten im stande, das Verhältnis dieser prächtigen Frau zu der Geliebten und späteren Gattin ihres Sohnes fast von Beginn an zu verfolgen, da die Goethegesellschaft in Weimar die Briefe von Goethes Mutter an den Dichter, Christiane und August v. Goethe kürzlich herausgegeben hat. Sie reichen vom Jahre 1792 bis zum 1. Juli 1808. Eine glänzendere Rettung Christianes, als diese Briefe enthalten, hätten selbst ihre eifrigsten Verteidiger nicht schreiben können. Darum wollen wir auf ihren Inhalt hier allgemeiner eingehen. Im Mai des Jahres 1793 war Goethe fast vierzehn Tage bei seiner Mutter in Frankfurt. In dieser Zeit hat er gewiß die Frau Rat näher mit der Mutter seines Sohnes bekannt gemacht, auch sie gebeten ihr zu schreiben. „Ich werde an dein Liebchen schreiben," lautete eine Notiz in einem bald darauf abgesandten Briefe an den Sohn. Am 20. Juni 1793 führt sie ihre Absicht aus, und damit beginnt der Briefwechsel, der sich fast bis zum Tode der Mutter erstreckte. Die Briefe sind bis zum Jahre 1806 an Madame Valpius auf dem Frauenplan in Weimar adressiert, von da an an Frau Geheimrätin Goethe. Der erste aus dem Jahre 1807 zeigt die neue Adresse unterstrichen — gewiß ein Zeichen der Freude der Großmutter.

Der erste Brief der Frau Rat an die ihr noch fremde Geliebte des Sohnes ist etwas kalt und fremd. „Tragen Sie die überschickten Sachen als ein kleines Andenken von der Mutter desjenigen, den Sie lieben und hochachten und der wirklich auch Liebe und Hochachtung verdient." Sie erwähnt dabei seinen letzten Besuch in Frankfurt, spricht von der leidigen Kriegsnot und bittet gleich darauf um Entschuldigung, daß sie von Krieg und Kriegsgeschrei „vortragiere". Erkundigungen nach dem kleinen August geben den Schluß. „Ihre Freundin Goethe" lautet die Unterschrift. Welche Freude Christiane dieser Brief bereitet, der sie, wenn auch noch nicht in die Verwandtschaft aufnahm, so doch der Freundschaft des verehrten Hauptes der Familie sicherte, erkennen wir aus der Antwort der Frau Rat auf den Dank des Sohnes: „Daß mein Brief Freude gemacht hat, freut mich — wollte Gott, ich könnte alle Menschen froh und

Digitized by Google

glücklich machen; dann sollte mir erst recht wohl sein." Von nun an finden wir wiederholt Grüße „an deine Freundin oder Gefährtin", Küsse an August aufgetragen.

Als ihr der Sohn die Aussicht auf einen zweiten Enkel eröffnet, ist sie zwar ärgerlich darüber, daß sie ihr Enkelein nicht darf ins Anzeigeblättchen setzen lassen und kein öffentliches Freudenfest anstellen darf, doch tröstet sie sich bald mit dem Gedanken, daß der Hätschelhaus, so nennt sie ihren Sohn, vergnügt und glücklicher ist als in einer fatalen Ehe. Ein näheres Verhältnis der beiden Frauen begann natürlich erst nach ihrem persönlichen Bekanntwerden. Im August 1797 brachte Goethe Christiane und August auf einige Tage zur Mutter. „Das Vergnügen," so beginnt der erste Brief nach dem kurzen Besuch, „so ich in Ihrem lieben traulichen Umgang genossen, macht mich noch immer froh. So kurz unsere Zusammenkunft war, so vergnügt und herzlich war sie doch." „Treue Freundin und Mutter" lautet von nun an die Unterschrift. Die zahlreichen Briefe, die sich an diesen Besuch knüpfen, verbreiten sich vor allem über die Gesundheit und Pflege des Sohnes, dann sehr ausführlich über Fragen der Wirtschaft und der Toilette, auch über ihre Lektüre und das Theater in Frankfurt. Im Anfang des Jahres 1798 findet sich zuerst die Anrede „liebe Tochter". Nur einmal wird der liebevolle und zärtliche Ton unterbrochen durch einen im Ärger über das lange Schweigen des Sohnes, Enkels und Christianes an den Sohn geschriebenen Brief, wo sich sogar die „Demoiselle Vulpius" findet, aber dafür ist der darauf folgende Brief an die liebe Tochter um so liebenswürdiger und herzlicher. Ihrem Dank für die Pflege des Sohnes giebt sie wiederholt Ausdruck in Geschenken und läßt sich keine Mühe verdrießen, Christiane und August auch wirklich zu erfreuen.

Die Verheiratung des Sohnes bestätigt auch für sie nur äußerlich, was innerlich von Anbeginn vorhanden war. Aber dennoch erkennen wir aus ihren Briefen ihre große Freude: „Zu deinem Stand wünsche dir allen Segen, alles Heil, alles Wohlergehen, so hast du nach meines Herzens Wunsch gehandelt — Gott erhalte euch. Meinen Segen habt ihr in vollem Maß. Der Mutter Segen erhält den Kindern die Häuser. — Grüße meine liebe Tochter herzlich, sage ihr, daß ich sie liebe, schätze, verehre . . ."

Vom 23. März bis 10. April 1807 war Christiane, nun als Frau Geheimrätin, wiederum bei der Mutter. Jetzt lernte Frau Rat die Schwiegertochter erst recht kennen und lieben. „Du kannst Gott danken!" schreibt sie dem Sohne, „so ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten." Es hat etwas Rührendes, wenn sie von nun an über alles, was den Sohn angeht, beruhigt ist. „Alle meine Sorgen haben von oben bis ganz herunter ein Ende, das alles hat die Bekanntschaft mit Ihnen bewerkstelligt. Gott erhalte und segne Ihnen vor alle Ihre Liebe und Treue." Der letzte Brief, den Frau Rat an ihre Kinder — am 1. Juli 1808, einige Wochen vor ihrem Tode — geschrieben hat, ist an die liebe Tochter gerichtet; sie schließt ihn, bis ans Ende treu ihrer launigen Art: „Die Hitze ist heute stark, Gescheites kann ich vor heute nichts zusammenbringen — darum verzeihen Sie die Kürze — ein andermal mehr von Ihrer treuen Mutter Goethe."

Fragen wir uns, was wohl die verehrungswürdige und wahrhaft fromme Frau über das Bedenkliche des Verhältnisses hinwegsehen und Christiane eine Stelle in der Familie und in ihrem Herzen geben ließ, bevor sie die angetraute Gattin ihres Sohnes ward, so geben uns auch hierauf die Briefe die beste Antwort. Außer der rührenden Treue und Liebe Christianes zu Frau Rats Hätschelhaus war es ihr Charakter selbst, der ihr so schnell einen festen Platz in der Freundschaft Frau Ajas sicherte.

Goethes Mutter war eine wackere echt deutsche Hausfrau, ist sie ja das Urbild der Elisabeth im Götz und der Mutter

Digitized by Google

Hermanns. Darum wurde sie von der gleichen trefflichen Eigenschaft Christianes sehr angenehm berührt. Nicht müde wird sie, ihren wirtschaftlichen Sinn zu preisen: „Während wir ein wahres Schlaraffenleben führen," so heißt es in einem Briefe vom Jahre 1797, „sind Sie, meine Liebe, arbeitsam, sorgsam, wirtschaftlich, damit, wenn der Hätschelhans zurückkommt, er Kammer und Speicher angefüllt von allem Guten vorfinden wird. Nehmen Sie auch davor meinen besten Dank — denn ein wirtschaftlich Weib ist das edelste Geschenk für einen Biedermann, da das Gegenteil alles zerrüttet und Unglück und Jammer über die ganze Familie breitet; bleiben Sie bei den Ihnen beiwohnenden edlen Grundsätzen, und Gott und Menschen werden Wohlgefallen an Ihnen haben." Sehr gern möchte sie bei der Tochter sein und ihre schöne häusliche Ordnung und wirtschaftliche Beschäftigung mit ihren Augen ansehen und den mütterlichen Dank mündlich abstatten. Sie sendet ihr die vollste Anerkennung mit den Worten: „So eine fleißige, thätliche Hausfrau giebt's selten — Sie sind aber auch überzeugt, wie sehr ich Ihnen schätze und liebe."

Goethe hat für seine Mutter das hübsche, so recht bezeichnende Wort Frohnatur erfunden. Daß auch Christiane den wahren, durch nichts zu zerstörenden Humor besaß, half beiden Frauen zu einem herzlichen, innigen Verhältnis. Das war auch der Hauptgrund, weshalb Frau Rat die Briefe Christianes so gefielen. Fast jedesmal dankt sie für den Brief, der sie wieder glücklich und froh gemacht habe: „Die liebe Tochter hat mir ein herziges, liebes Briefchen geschrieben, davor danke ihr; ich freue mich jeder Zeit, etwas von ihr zu lesen, denn sie ist wie der Polonius im Hamlet, immer die Überbringerin guter Nachrichten — Gott erhalte ihren frohen Mut." Die Herzhaftigkeit und Willenskraft, welche uns in Christianes Handlungen oft entgegentreten, stellt Frau Aja der Enkelin als leuchtendes Vorbild vor Augen. So verstand denn auch Frau Rat, Christianes Sinn für heiteres Leben und Vergnügungen richtig zu beurteilen: „Auch das ist recht und brav, daß Sie sich den Winter in Ihrem häuslichen Zirkel, als außer demselben, Vergnügungen machen. Denn die heiligen Schriftsteller und die profanen muntern uns dazu auf; ein fröhliches Herz ist ein stetes Wohlleben, sagen die ersten, und Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden, steht im Götz von Berlichingen." Ebenso fand die Tanzlust Christianes an Goethes Mutter eine milde, gewiß auch gerechte Beurteilerin: „Tanzen Sie immer, liebes Weibchen, tanzen Sie; fröhliche Menschen, die habe ich gar zu gern, und wenn sie zu meiner Familie gehören, habe ich sie doppelt und dreifach lieb. Wäre ich eine regierende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar, lauter fröhliche Gesichter müßten an meinem Hofe zu sehen sein, denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh macht... Leben Sie wohl — vergnügt, und tanzen Sie, wo Sie Gelegenheit dazu finden."

Aber Christiane hatte auch Sinn für geistige Beschäftigung; nicht nur berichten sich beide Frauen gegenseitig über Theater, Aufführungen und Schauspieler, die Tochter sorgt auch für die Lektüre der Frau Rat. Sie sendet ihr die neuesten Romane, wie die Pensionsgeschichte Julchen Grünthal und das „herrliche Produkt" von Schillers Schwägerin „Agnes von Lilien"; regelmäßig auch die Journale, wie den Wielandschen Merkur und das Modejournal. In vielen Briefen findet sich der Dank der Mutter für die übersandte „gute und genießbare Speise für ihre Geistesarmut". So war es denn kein Wunder, daß Frau Aja an der Tochter, als sie auf längere Zeit bei ihr zu Besuch war, so großen Gefallen fand. Wie freute sie sich nun erst, als das „herrliche unverdorbene Geschöpf" auch von allen ihren Bekannten freundlichst aufgenommen wurde. „Es war eine solche Herzlichkeit unter ihnen," berichtet sie dem Sohn, „die nach zehnjähriger Be-

Digitized by Google

kanntschaft nicht hätte inniger sein können. Alle vereinigen sich jetzt mit mir, dich glücklich zu preisen."

Ihre Liebe übertrug Frau Rat in noch höherem Maße auf den Enkel, den Sohn ihres Wolfgangs, August oder, wie sie ihn nannte, Augst. Es war nach allen Berichten ein sehr hübsches und liebenswürdiges Kind, dem selbst Frau v. Stein gut sein mußte. Die Art, wie sie dabei doch ihrem Ummut über die Mutter Rechnung trug, ist für das ganze Verhältnis zu bezeichnend, als daß wir es hier übergehen sollten. „Ich kann manchmal," läßt sie sich ihrem Sohne Fritz gegenüber vernehmen, „die vornehmere Natur des Vaters und die gemeinere der Mutter unterscheiden. Einmal gab ich ihm ein Stück Geld, er drückte es an seinen Mund vor Freuden und küßte es, welches ich sonst an seinem Vater auch gesehen habe; ich gab ihm noch ein zweites hinzu, und da rief er aus: Alle Wetter!"

Christiane v. Goethe.

Für Frau Rat aber war August, besonders nachdem die übrigen Kinder Goethes zu ihrem großen Leidwesen gestorben waren, der Gegenstand zärtlichster Fürsorge, wie wir aus ihren prächtigen Briefen an ihn erkennen. Daß auch seine Eltern in der Zeit seiner bildungsfähigen Jugend es weder an Liebe noch an Erziehung fehlen ließen, dafür haben wir im vorvergangenen Jahre einen hübschen Beweis erhalten durch die Veröffentlichung der Briefe Goethes und Christianes an ihren Sohn während dessen Studienjahre in Heidelberg. Die Briefe reichen vom 28. April 1808 bis 19. Juli 1809.

Einfach und natürlich fürsorglich und liebevoll sind diese Briefe, wie sie eine gute Mutter an den studierenden Sohn schreibt. „Dein uns so lieber Brief," so beginnt der erste, „als auch dein gutes Lob von Frankfurt aus hat mir und deinem guten Vater sehr viel Freude gemacht. Sei nur so fort brav und gut und lerne was, so wirst du uns beide ganz glücklich machen." — „Schreibe mir ja recht oft," so heißt es in einem anderen, „denn deine Briefe, die machen mir in meiner Einsamkeit frohe Stunden. Sehnen thue ich mich sehr nach dir, und um elf Uhr ist mir immer, als müßtest du aus der Schule kommen, und ich sehe mich nach dir um." Sie erkundigt sich nach der Wohnung, der Kost, nach seinem äußeren Leben; sie erzählt ihm zwar auch vom Theater und berichtet von ihren Vergnügungen, aber sie läßt es doch auch an herzlichen Ermahnungen, einmal auch an einem kräftigen Mittel bei einer etwas verfrühten Liebesneigung des Sohnes nicht fehlen. Daß sie dem vom Vater knapp gehaltenen Sohn hin und wieder etwas Geld schickt, wird man wohl der mütterlichen Zärtlichkeit zu gute halten.

Wie Goethe selbst über die Mutter lieb und vertrauensvoll an den Sohn schreibt, beweist die Stelle eines Briefes aus dem Dezember 1808: „Dadurch, daß

Digitized by Google

deine liebe Mutter dich in Frankfurt und nachher in Heidelberg besucht hat, fühle ich mich beinahe ebenso, als wenn wir selbst wieder zusammengewesen wären." Eben diese Reise nach Frankfurt gab Goethe die Möglichkeit, das große Vertrauen, welches er in Christiane setzte, vor aller Welt zu zeigen, und ihr selbst Gelegenheit, als Vertreterin der Familie in einer wichtigen Angelegenheit aufzutreten:

Am 13. September 1808 war Frau Rat Goethe gestorben. „Rührend groß wie ihr Leben, war ihr sanfter, schmerzloser Tod." Aus Augusts Brief nach Hause ersehen wir, daß Goethe schon längst für diesen Fall seine Frau als die Vertreterin seiner Familie zur Ordnung der Erbschaft nach Frankfurt zu schicken beschlossen hatte. Am 13. Oktober kam Christiane in Frankfurt an und erneuerte hier die 1793 geschlossene Freundschaft. Joh. Fr. Schlosser und Willemer standen ihr geschäftlich und freundschaftlich zur Seite. Über ihr Auftreten in Frankfurt war man des Lobes voll. So schreibt Henriette Schlosser an Klärchen v. Clermondt am 4. Dezember 1808: „Sie, die Goethe, haben wir auch alle herzlich gern, und sie fühlt dies mit Dank und Freude, erwidert es auch und war ganz offen und mit dem vollsten Vertrauen gegen alle gesinnt. Ihr äußeres Wesen hat etwas Gemeines" (es sei bemerkt, daß Christiane krankhaft vollblütig war und schon im mittleren Lebensalter übermäßig stark wurde), „ihr Inneres aber nicht, sie beträgt sich liberal und schön bei der Teilung, bei der sie sich doch gewiß verraten hätte, wenn Unreines an ihr wäre. Es freut uns alle, sie zu kennen und über sie nach Verdienst zu urteilen und sie bei anderen verteidigen zu können, da ihr unerhört viel unrecht geschieht. Bei der Nachfeier von Tantes und meinem Geburtstage war sie auch und ihre artige, hübsche Begleiterin" (Fräulein Ulrich). So hinterließ sie in Frankfurt und Heidelberg einen guten und freundlichen Eindruck, der sich noch bei ihrem Abschied von Frankfurt zeigte, wo sie große Mühe hatte, von allen Vettern und Basen sich loszureißen.

Auch in Weimar sollte nun die Frau Geheimrätin nach Goethes Willen die ihr gebührende Stellung erhalten. Zuerst führte er sie in die Gesellschaft ein bei der ihm näher befreundeten, von Danzig nach Weimar gezogenen Frau Schopenhauer, wie wir aus den Briefen dieser Frau an ihren Sohn Arthur wissen. Dann sucht er, während Christiane in Frankfurt ist, die Stimmung der adeligen Damen zu sondieren. Zuerst wird Frau v. Wolzogen gewonnen, durch sie Frau v. Schiller und Frau v. Stein. Man erklärt sich bereit, die Frau Geheimrätin zu empfangen; zwar ist es Frau v. Stein sehr unangenehm, aber „da Goethe das Kreatürchen sehr liebe", will sie es doch thun. So konnte denn Christiane, gleich nach ihrer Rückkehr, Ende November, ihrem Sohne melden, daß sie Visiten gemacht hätte bei Frau v. Wolzogen, bei Frau v. Schiller, v. Schardt und Egloffstein. Mit Freude berichtet sie auch in demselben Briefe: „Ich sitze nicht mehr auf meiner alten Bank im Theater, welche oben Karoline eingenommen hat; ich sitze in der Loge neben der Schopenhauer. Du kannst also," fügt sie hinzu, „aus diesem Brief ersehen, daß meine jetzige Existenz ganz anders als sonst ist." Daß sogar die Herzogin auf dem Ball nach ihr gefragt hat und durch Herrn v. Einsiedel im ganzen Saale suchen ließ, um sich sehr gnädig mit ihr zu unterhalten, wird ebenfalls stolz berichtet.

So war Christianes äußere Stellung gesichert, wenn auch nicht unangefochten; man lese nur die Briefe von Schillers Witwe an die Prinzessin Karoline von Weimar, um zu erkennen, wie selbst diese edle Frau und glühende Verehrerin Goethes sich vom Haß gegen die Bürgerliche und die Feindin der Frau v. Stein verleiten ließ, den allergewöhnlichsten Klatsch weiterzutragen. Daß aber der Platz im Herzen des Dichters fest war und allen Stürmen trotzte, das sollte bald erprobt werden. In Bettinas Briefwechsel mit

Digitized by Google

einem Kinde, wenn man ihn hier zum Belege überhaupt anführen darf, wird Goethes Frau wie selbstverständlich nicht allzu häufig erwähnt. Aber die wenigen Briefe und Stellen zeugen doch von einer achtungsvollen und freundschaftlichen Meinung Bettinas Goethes Frau gegenüber. Die öfters aufgetragenen Grüße versteigen sich sogar zu den Worten: „Es ist ihr doch niemand so von Herzen gut wie ich.“ Jedenfalls bestanden zwischen Bettina, Christiane und August, wie die Briefe von Goethes Frau an ihren Sohn beweisen, die besten Beziehungen. Im Jahre 1811 kam Bettina mit ihrem jungen Gatten v. Arnim nach Weimar. Mag sie nun, wie ein Zeitgenosse berichtet, mit ihrem excentrischen Wesen Christiane wirklich eifersüchtig gemacht haben, oder war eine Verstimmung zwischen beiden vorhanden, in der Kunstausstellung kam es infolge der verächtlichen Zurückweisung eines Kunsturteils der Frau Goethe durch Bettina zu einem Streit, bei dem sich Bettina zu einem auf die „Kugelgestalt der Frau Goethe“ sich beziehenden ungehörigen Ausdruck verleiten ließ, worauf ihr von Christiane das Goethesche Haus verboten wurde.

Was weder Bettina noch die adeligen Damen Weimars, die natürlich trotz ihres offenbaren Unrechts auf ihrer Seite standen, gedacht hätten, geschah: Goethe hielt das Verbot seiner Gattin aufrecht. Vergeblich versuchte Bettina den so schwärmerisch Verehrten und Geliebten umzustimmen; vergeblich schrieb Arnim an Riemer, um wenigstens eine Zusammenkunft mit Goethe zu erreichen. „Es ist ihr,“ schreibt Frau v. Stein über Bettina, „als wenn ihr das Liebste aus ihrem Herzen hier sei begraben worden, denn sie betet Goethe an.“

Über das Goethesche Haus und Christiane als Hausfrau haben wir einige gleichzeitige Berichte. Wilhelm Grimm zwar, der am 13. Dezember 1809 bei Goethe zu Tisch saß, weiß nur über Christianes Äußeres etwas zu sagen und zwar dasselbe, was uns schon Henriette Nicolovius berichtet hat, und ferner, daß sie dem guten Rotwein noch tapferer zusprach als der Gatte, während der Engländer Robinson Crabb dagegen ihr angenehmes Gesicht und den herzlichen Gesprächston, sowie ihre ungezwungenen Manieren rühmte. Eingehendere und auch glaubhaftere, weil auf langer Kenntnis beruhende Nachricht haben wir von der Malerin Luise Seidler aus dem Jahre 1810. „Ich muß noch des Verhältnisses gedenken, in dem Goethe zu seiner Frau stand. Auch hier bewährte sich des großen Dichters Neigung für das Natürliche, wenn es nur tüchtig war. Wie wenig passend das Benehmen der Frau Geheimrätin auch außerhalb des Hauses sein mochte, welch derben Ausdruck sie oft gegen die Dienstboten brauchte, im Grunde ihres Herzens war sie doch gutmütig, dem Dichter gegenüber stets aufmerksam, sorgsam, fleißig, das Unangenehme abwehrend. Ihre durch nichts zu erschütternde Heiterkeit und ihr neckisches Geplauder war Goethe ganz recht. Nächst der munteren, frischen Hausfrau traf ich bei Goethe ein reizendes Mädchen, Fräulein Karoline Ulrich, eine Waise, die im Goetheschen Hause eine Zuflucht gefunden hatte und später Riemers Frau wurde. Sie verstand es, sich in die Frau Geheimrätin zu schicken, war ihre treue Begleiterin auf Bällen und Vergnügungen und trug durch ihre liebliche Erscheinung wesentlich dazu bei, den Reiz der Goetheschen Häuslichkeit zu erhöhen. Es ging bei dem Dichter oft ganz patriarchalisch zu, besonders wenn Goethe mit seiner Frau und Fräulein Ulrich an stillen Abenden eine Partie Whist mit dem Strohmann spielte, wobei ein Gläschen Punsch nicht fehlen durfte... Beim Mittagessen waren Goethe mit Riemer, Meyer und anderen Gästen, deren Zahl niemals acht überstieg, immer sehr heiter. Man speiste in einem kleinen Zimmer, dessen Wand mit Handzeichnungen berühmter alter Meister geschmückt war. Das Mahl war von gediegener Einfachheit, das Getränk trefflicher Burgunder. Beim Dessert entfernten sich die Damen

Digitized by Google

des Hauses, ‚die lustigen Weiber von Weimar', wie Goethe sie scherzend nannte, um spazieren zu fahren." *

Nicht lange sollte sich Christiane des wohlerworbenen und redlich verdienten Glückes freuen. Bei Beginn des Jahres 1814 wurde sie von einem Krampfanfall so schwerer Natur heimgesucht, daß sie sich nicht mehr recht erholte. Ende Mai 1816 mußte man Goethe ans Jena an das Bett der schwer Leidenden rufen. „Vor Schmerz überwältigt, kniete er vor ihrem Sterbelager nieder, wiederholt ausrufend: Nein, nein, du darfst mich nicht verlassen." Sein Tagebuch läßt uns einen Einblick in seine Verfassung gewinnen. Am 3. Juni 1816 steht die Notiz: Todeskrankheit Christianens. Eine unruhige sorgenvolle Nacht verlebt ... Frau v. Heygendorf bei meiner Frau, die noch immer in der größten Gefahr. (Sophienausg. VI, 328.) Am 5. Juni 1816 findet man verzeichnet: „Den ganzen Tag im Bett zugebracht. Meine Frau in äußerster Gefahr. Mein Sohn Helfer, Ratgeber und einziger haltbarer Punkt in dieser Verwirrung. 6. Juni nachts. Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag. Leer und totenstill in und außer mir." Einer der ersten, dem er in seiner Trauer schrieb, war Freund Zelter. Dem Brief vom 8. Juni fügte er die Nachschrift hinzu: „Wenn ich dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt du, was das heißen will." In dem Briefe an Seebach von demselben Tage will er über das im Doppelspat beobachtete Farbenphänomen berichten, aber „häusliche Wehethaten", wie er lakonisch sagt, ließen ihn zu keiner Betrachtung kommen.

Am 12. hatte er sich so weit gefaßt, um seinem Freunde Humboldt für die Übersendung seiner Arbeit „Über Verteilung der Pflanzengestalten auf der Erde" in Versen zu danken:

An Trauertagen
Gelangte zu mir dein herrlich Heft.
Es schien zu sagen:
„Ermanne dich zu fröhlichem Geschäft!
Die Welt in allen Zonen grünt und blüht
Nach ewigen, beweglichen Gesetzen,
Das wüßtest du ja sonst zu schätzen;
Erheitre so durch mich dein schwer bedrängt Gemüt."

Nachdem der große Schmerz des Dichters gelindert und einer ruhigen, dankbaren Erinnerung gewichen war, fügte er demselben Blatt, auf dem sich das schon früher Christiane gewidmete Xenion befand:

Gott hab ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine

die Worte hinzu:

So laßt mir das Gedächtnis
Als fröhliches Vermächtnis!

Die Grabstätte Christianes war lange vergessen und unbekannt. Erst im Jahre 1880 ist das Grab von Karl Kühn wieder aufgefunden worden. Die Goethegesellschaft hat es mit einem liegenden Grabsteine und einem schmiedeeisernen Geländer umgeben lassen. Von einer Grabschrift hat man nichts gehört. Doch sie bedarf deren auch nicht. Hat ihr doch der Gatte das schönste und ehrendste Denkmal gesetzt, indem er getreu seinen schönen Worten „Liebende haben Thränen, Dichter Rhythmen zu Ehren der Toten" ihr das Gedicht mit der Überschrift „Am 6. Juni 1816" widmete:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstren Wolken zu scheinen,
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen!

* Eine hübsche Scene aus der Goetheschen Häuslichkeit ist jüngst durch Biedermann (Goethes Gespräche V, 168) bekannt geworden.

Digitized by Google

Cyrenaika.

Von

Gerhard Rohlfs.

Nur ungefähr 300 Kilometer in gerader Linie liegt die Insel Cyrenaika von der europäischen Insel Kreta entfernt. Eine Insel, von etwa der Größe Sardiniens, kann man sie füglich nennen, da sie zur Hälfte vom Mittelländischen Meere bespült wird, während die südliche Hälfte vom Sandocean eingeschlossen ist. Dieses wundervolle Land, das die Griechen zur höchsten Kultur gebracht haben, das schon vor ihnen von Phöniziern und Karthagern kultiviert worden war, das später Römer und Ägypter gleich hoch stellten, verfiel unter dem Einbruch des Islam derart der Verwüstung, daß es erst im Anfang dieses Jahrhunderts gewissermaßen neu entdeckt werden mußte. Aber noch immer harrt dieses fruchtbare und schöne Land seiner Wiederauferstehung, es steht noch unter dem Banne der mohammedanischen Religion. Mit dieser ist keine Kultur möglich; man kann von den mohammedanischen Regierungen mit Recht sagen, was man von dem Jesuitengeneral sagt: sint ut sunt aut non sint, das heißt sie sollen sich immer gleich bleiben. Keine einzige mohammedanische Regierung macht wirkliche Anstrengungen, ihre Unterthanen, beziehungsweise deren Land zu regenerieren. Jeder mohammedanische Herrscher steht auf dem Standpunkt: das Reich bin ich, die ganze Welt ist nur meinetwegen vorhanden; alles, was mit dem im Widerspruch steht, geht mich nichts an.

Unter diesem Banne schmachtet auch heute noch dieses schöne Land, und in stumpfer Resignation und wie im Schlafe weiden die Bewohner ihre Schafe, wo einst Kallimachos der Dichter, ein Abkömmling der Battiden, der Könige von Cyrenaika, seine berühmten Hymnen sang.

Heute heißt das Land Barka, ein Name, der offenbar herstammt von dem alten Barke, der Nebenbuhlerin der Hauptstadt Cyrene oder Kyrene, ja, der diese Hauptstadt selbst lange überdauerte und im arabischen Mittelalter mit frischen Lebenselementen fortbestand. Die Einwohner aber behaupten, das Land habe seinen Namen von dem arabischen Worte Barka, was

Digitized by Google

Segen bedeutet, denn in der That sei das ganze Land ein gesegnetes. Sie nennen den nördlichen Teil Barka el hamra, d. h. das rötliche, von dem rötlich gefärbten Humus, den südlichen Teil Barka el beida, das weißliche Barka, von dem weißlich gefärbten Boden des Landes. Heute nehmen die Türken, die Beherrscher des Landes, noch die nämlichen Grenzen an, welche die Alten ihm zugeschrieben, nämlich im Norden und Westen das Mittelmeer, im Osten den Catabathmus Magnus im innersten Winkel des Golfs von Mellah gelegen, sowie das libysche Wüstenplateau, im Südwesten die Arä Philänorum;* nur mit dem Unterschiede, daß die Türken auch noch die südlichen Oasen Audjila, Djalo und Schkerre hinzurechnen und ihre Herrschaft gern ausdehnen möchten über die südliche Oase Kufra.

In diese Gegend nun kamen auf Befehl des delphischen Orakels ungefähr in der siebzehnten Olympiade Griechen vom Stamme der Dorier von der spartanischen Insel Thera (dem heutigen Santorin) und landeten mit zwei Fünfzigrudern auf der Insel Platäa. Diese Insel ist nur ein Felseiland von geringem Umfang und man erkennt in derselben leicht die jetzt Bomba genannte Insel. Daß es ihnen dort nicht behagte, war selbstverständlich, und so schickten sie eine zweite Gesandtschaft zur Pythia, welche ihnen aber die Antwort gab:

Kennst du Libyens Trift, so du doch nimmer gesehen,
Besser als ich, der sie sah, so bewundre ich dich
ob der Weisheit.

Hieraus geht hervor, daß das griechische Orakel schon eine ziemlich genaue Kenntnis von Libyen haben mußte, während den Bewohnern von Thera dies unbekannt war. Und wenn man bedenkt, daß Cyrenaika nur etwa dreihundert Kilometer in gerader Linie von Kreta entfernt liegt, darf uns dies nicht wundern. Die Griechen kehrten also diesmal wirklich zur Küste zurück, und Battus gründete bleibend für die Nachkommen beim Quell Kyre die Stadt Kyrana oder Kyrene.

Während zweihundert Jahren herrschten die Battiden mit wechselvollem Glück, während nach dieser Zeit das Land zur Republik wurde. Auch unter dieser Regierungsform verbrachte Cyrenaika beinahe zweihundert Jahre und gelangte zu einer Blüte, wie sie nur die hohe Fruchtbarkeit der Landschaft zur Möglichkeit bringen konnte. Wie in Athen,* so entwickelte sich auch bei den Bürgern durch das Bewußtsein der unmittelbaren Einwirkung auf die Staatsgeschäfte und durch das Unbeschränkte der individuellen Regsamkeit äußerst schnell das Streben nach Vervollkommnung, von welchem notwendig allgemeine Blüte das Resultat wird. Die reichen Produkte des Landes beförderten den Handel und brachten fremdes Geld herbei; beides gab die Leichtigkeit zum Emporheben der Manufakturen, der Wohlstand gab Nahrung den Künstlern aller Art, unter welchen wir das Werk der Steinschneider, sowie die Verfertiger der Münzstempel noch jetzt bewundern. Schreiber dieses besitzt Intaglios ganz vorzüglicher Art, unter anderen einen Ring, der ein vollkommenes Bild enthält: einen Jupiter auf dem Throne sitzend, zur Seite einen Adler, Jupiter selbst aber wird von einem Genius mit einem Lorbeerkranz gekrönt.

Später wurde Cyrenaika von den Ägyptern erobert und dann, als dies Land selbst eine römische Provinz wurde, diesem Weltreich einverleibt. Es hatte den Namen Pentapolis, die fünfstädtige, erhalten, von den fünf Städten Cyrene, Ptolemais, das an Stelle von Barka genannt wurde, Euesperides oder Bere-

* Die Altäre der Philänen bestanden in zwei oder mehreren Tumuli, vielleicht künstlichen, an welche sich die Erzählung knüpfte, daß unter ihnen zwei karthagische Jünglinge begraben seien, die sich durch Erweiterung der Landesgrenzen (von Cyrene und Karthago aus waren je zwei Jünglinge abgeschickt und dort, wo sie sich trafen, sollte die Grenze sein) gegen das Gebiet der Cyrener um ihr Vaterland verdient gemacht hätten, denn die Hügel eben waren in der älteren Zeit die Landmarken zwischen dem karthagischen und cyrenischen Gebiete.

* Mannert, 5. Kap.

Digitized by Google

nike, Teucheira, das auch Arsinoe genannt wurde, und Apollonia. Unter den Römern jedoch nahm das Land wieder seinen ursprünglichen Namen Cyrenaika an.

Als letzten Schriftsteller der Cyrenäer nennen wir den Bischof Sinesius, der den Verfall seines Vaterlandes schildert und beklagt. Mit dem siebenten Jahrhundert n. Chr. war das Schicksal der Cyrenäer besiegelt, die Araber ergossen sich über das Land, die einst so hohe Kultur der Nachkommen der Griechen, das Christentum, welches dort selbstverständlich Wurzel gefaßt hatte, wurde vertilgt, und nach einem tausendjährigen Reiche folgte eine tausendjährige Periode des Todes.

Es ist eigentümlich, daß dieses so hochberühmte Land, dessen Fruchtbarkeit sprichwörtlich geworden war, derart aus dem Gedankenkreis der Menschheit schwinden konnte, daß es selbst nicht einmal in der Periode der Kreuzzüge genannt wird. Cyrene ist vollkommen tot. Warum, so fragt Mannert, hat sich die gesegnete Gegend so ganz aus dem Blicke des Europäers verloren? Warum ist noch nie der Versuch zu einer neuen, für eine Seemacht nicht schweren Ansiedelung gemacht worden, welche zugleich den Weg nach den inneren Gegenden von Afrika bahnen würde? Herrliche Überbleibsel aus der blühenden Vorzeit hat noch jetzt die fruchtbare Landschaft aufzuweisen.

Karl Ritter, unser großer deutscher Geograph, sagt aber: „In der That ist es auffallend, daß dieses Land von Europäern unbesetzt, unbesucht blieb, ja selbst erst von neuem entdeckt werden mußte, nachdem Phönizier, Karthager, Griechen, Ägypter, Römer dort schon einheimisch gewesen waren. Eine europäische Kolonie, die sich auf dieser Berginsel ansiedelte, würde durch die gefährliche Syrte im Westen, durch die Steilküste im Norden und die Wüste Sahara im Süden gegen jeden Feind gesichert sein, und von Ägypten aus würde die Wüste Barka jeden Feind von selbst zurückschrecken. Die wenigen zugänglichen Hafenküsten zu Tajouni und Apollonia würden bei ihrer natürlichen Festigkeit leicht zu verteidigen sein. Oliven-, Dattel- und Weinkultur würden den Haupterwerb abgeben, die Beduinen müßten freie Hirtenstämme bleiben, wie in den alten Zeiten Herodot sie schildert, sie würden die ersten Bedürfnisse an Vieh, Fleisch, Butter, Milch, Wolle liefern und noch die Produkte der Jagd. Die alten Städte der Pentapolis (Berenice, Arsinoe, Ptolemais, Apollonia, Cyrene) würden mit neuem Glanze aufblühen."

So klagten schon unsere großen Historiographen und Geographen Konrad Mannert und Karl Ritter. Aber als sie ihre Werke schrieben, war Deutschland nur ein geographischer Begriff, wir hatten uns noch nicht zu einer Nation zusammengethan, wir hatten noch keine Kolonien und keine Flotte. Heute aber sitzen wir stolz im Rate der übrigen Völker, wir haben große Kolonien und eine achtunggebietende Flotte, heute können wir alle unsere Träume zur Verwirklichung bringen.

Sehen wir nach dieser kurzen historischen Schilderung das Land näher an.

Man wählt, um ins Innere der Cyrenaika zu gehen, gewöhnlich den Weg über Bengasi und zwar meistens den zur See, obschon der Landweg um die große Syrte herum auch noch genommen wird, wie ihn vor wenigen Jahren der Kommendatore Heymann unternahm. Überhaupt verdanken wir die letzte Kunde von diesem Lande den Italienern, unter anderen Heymann und Camperio. Man könnte auch den Weg über Derna einschlagen und in umgekehrter Richtung vorgehen, aber der Reisende trifft dort nur wenige oder gar keine Hilfsmittel.

Überhaupt muß man nicht denken, daß das Reisen in Cyrenaika leicht und mit Annehmlichkeiten verknüpft sei. Zwar wird der Reisende täglich durch die wundervollsten Aussichten auf die herrlichen Landschaften reich für alles Ungemach entschädigt, und dazu kommt, daß, wer nur einigermaßen Sinn für die vergangenen Zeiten hat, hier seine reichste Belohnung findet. Täglich kann er neue In-

Digitized by Google

schriften lesen, seltene und schön geformte Vasen erwerben, und wenn er vor den oft recht hohen Preisen nicht zurückschreckt, Ringe, Intaglios und Gemmen erwerben. Aber der Plackereien giebt es genug mit den Eingeborenen, die sich gar kein Gewissen daraus machen, einen Europäer so auszuquetschen, wie sie es nur können. Dazu kommt, daß augenblicklich die türkische Regierung einem jeden Reisenden, welcher Nationalität er auch sei, die größten Schwierigkeiten in den Weg legt, um das Innere zu betreten. Versagte sie doch im vergangenen Jahre dem verdienstvollen Reisenden Duedenfeldt, sich ins Innere von Tripolitanien zu begeben, um wie viel mehr hält sie jetzt die Reisenden ab, in Barka einzudringen. Es würde schon einer ganz besonders kräftigen Unterstützung, der besten Empfehlungen in Konstantinopel bedürfen, um diese Schwierigkeiten hinwegzuräumen. Und wenn alle diese Hindernisse besiegt wären, wenn durch einen Firman dem Pascha von Bengasi befohlen wäre, dem Reisenden jede nur mögliche Unterstützung angedeihen zu lassen, dann wäre immer die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Firman irgend ein dem europäischen Auge unverdächtiges Zeichen enthielte, das alle Hoffnungen des Reisenden zu nichte machte. Der Pascha hätte dann Befehl bekommen, das einfache Gegenteil von dem zu thun, was in dem Firman angegeben war.

Aber alle diese Schwierigkeiten würden sich besiegen lassen. Den Pascha, die türkische Behörde, könnte man durch irgend welche Mittel milder stimmen; was aber nicht überwunden werden kann, ist der Fanatismus der Bewohner. Dieser ist

Bengasi.

hier in Barka in immer steigendem Maße gewachsen. Die Bewohner sind alle Anhänger Sidi Sussis, der hier seine eigentliche Domäne hat. Wenn der Sohn Sussis, Sidi el Mahdi, auch in Djarabub (Jupiter Ammons Oase), also in Ägypten residiert, so hat er doch hier sein ergebenstes Herrschergebiet. Alle gehören ihm an, vom ersten bis zum letzten, vom obersten Beamten, also dem Pascha, bis

Digitized by Google

zum Hammali, dem Lastträger. Nur die, welche die Macht des Fanatismus dieser religiösen Bande kennen, wissen, wie schwierig der Verkehr Andersgläubiger mit ihnen ist. Man müßte also vor allem Unterhandlungen mit der Sanya Djarabub anknüpfen, um sich das Wohlwollen jener Sekte zu gewinnen. Wer hätte nicht oft die Zeiten herbeigewünscht, Zeiten, wie sie zur höchsten Kulturperiode der Cyrenaika waren, wo von Fanatismus, wie ihn der moderne Monotheismus gezeitigt hat, keine Rede war!

Ruinen von Ptolemais.

Wir nehmen daher den Seeweg und erreichen Bengasi in seinem kleinen Hafen. „Bengasi hat, abgesehen davon, daß es an einer großen, überaus fruchtbaren Ebene liegt," sagt Heinrich Barth, „von Natur eine ausgezeichnete merkantile Lage, aber die Hand des Menschen läßt zu Grunde gehen, was die Natur geschaffen. Zwei Vorgebirge, von denen das südliche von der Spitze der sandigen, mit wenigen Palmen bedeckten Zunge der Stadt gegenüber gebildet wird, das nördliche höher und felsig ist und von einem großen Felsen im Meere gedeckt wird, dem der aus Strabo bekannte Name Pseudopenias zuzukommen scheint, bilden den engen Zugang zu der hinter der Stadt, die dergestalt auf einen Isthmus zu liegen kommt, sich ausbauchenden Meeresbucht. Aber große Flotten zu umfassen von Ursprung fähig, ist sie jetzt schon mehr als zur Hälfte versandet, dergestalt, daß das sumpfig stagnierende Wasser zu beiden Seiten, das im Sommer vom Meeresbassin gänzlich abgesondert wird und halbaustrocknet, im Altertum und vielleicht selbst noch im Mittelalter ein Teil des geräumigen, wohlgeschützten Hafens, jetzt mehr ein Nachteil ist, indem dasselbe sowohl dem Anbau einen großen Strich Landes entzieht, als auch durch Ausdünstungen ungesunde Bestandteile der Luft zuführt. Die Fahrzeuge, die klein genug sind, um überhaupt einlaufen zu können, das heißt die nicht mehr als etwa acht Fuß Wasser ziehen, liegen ganz nahe dem Eingange an nur halbgeschützter Stelle, und bei Sturm kommt mancher Schiffbruch vor."

Ich hielt meinen Einzug in Bengasi, indem die kleine türkische Brigg, deren ich mich bediente, um von Tripolis nach

Digitized by Google

Bengasi zu fahren, dicht vor dem Orte aufstieß und wir unsere Landung nur bewerkstelligen konnten durch schnelles Entladen aller Waren.

det. Dieser Plan ist gar nicht so ohne Aussicht, und man würde dabei einen ganzen Tag Zeit ersparen auf dem Wege nach Indien. Denn von Reggio nach

Gräber westlich von Ptolemais.

So war ich denn glücklich angekommen in Euesperides, Hesperis, Hesperides oder Hesperia, welche verschiedene Namensformen die Griechen der Stadt beilegten, bis sie später, als die Ptolemäer das Land unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten, nach der Gattin des dritten Ptolemäus Berenice genannt wurde, welchen Namen wir später im Mittelalter in Bernich wiederfinden, während die Neuzeit sie nach einem Heiligen Bengasi genannt hat, dessen Grabmal sich unfern der Stadt im Norden befindet. Wenn man gehofft hatte, daß Bengasi einen Aufschwung haben würde von der Eröffnung des Kanals von Suez, so hat man sich bitter getäuscht. Es hat gar keine Zunahme der Bevölkerung, wenigstens keine bedeutende aufzuweisen.

Aufschwung und Bedeutung wird Bengasi erst erlangen, wenn es zum Ausgangspunkt einer Eisenbahn gemacht wird, die Alexandrien mit dieser Stadt verbin-

Bengasi ist in gerader Luftlinie nur cirka 760 Kilometer, von Brindisi nach Bengasi etwa 1000 Kilometer Entfernung. Beide Distanzen werden von einem Dampfschiff in zweimal vierundzwanzig Stunden durchmessen. Von Brindisi nach Alexandrien beträgt die Entfernung aber mindestens 1500 Kilometer, also das Doppelte von der Weite zwischen Reggio-Bengasi. Und die Entfernung zwischen Bengasi-Alexandrien ist dieselbe wie zwischen Paris-Berlin. Die Schwierigkeiten der Herstellung würden ganz minimale sein, da Bengasi in der Ebene liegt und der Weg nach Alexandrien über dem sogenannten libyschen Küstenplateau zu führen wäre. Wenn dann noch Bengasi der Ausgangspunkt einer Bahn nach dem Süden würde, nach Audjila, Kufra, Uadjanga und Uadai, dann würde es in Wirklichkeit seinen alten Glanz als Handelsemporium wiederbekommen.

Wir dürfen die Stadt Bengasi heute wohl mit 15000 Einwohnern abschätzen. Beechey giebt die Einwohnerzahl nur zu 2000 an, während della Cella sie auf

Digitized by Google

5000 schätzt. Barth rechnet 10000 Seelen, und wenn man eine Zunahme der Einwohner rechnet, darf man sie auf die eben angegebene Zahl veranschlagen. Ungefähr 2000 von diesen sind Europäer, meist Malteser, Italiener und Griechen. Die übrigen Eingeborenen teilen sich in Mohammedaner arabischen Ursprungs und etwa 3000 bis 4000 Juden. Diese wohnen mit den Mohammedanern untereinander, nicht, wie das in den meisten Städten Nordafrikas der Fall ist, in einem eigenen Judenviertel, Melha genannt.

Gasr Bengedem.

Ob diese Juden Abkömmlinge der ehemals so starken Judenkolonie sind, läßt sich mit Sicherheit nicht nachweisen. Es ist aber wahrscheinlich. Sie bildeten früher eine eigene bürgerliche Körperschaft, und durch die Industrie der Juden, sowie durch die glückliche Lage der Stadt hob sie sich zu großer Handelsblüte. Wir wissen, daß unter der römischen Herrschaft die Juden allein das Recht hatten, Geld außer Landes zu senden, ihren Tribut nach Jerusalem zu entrichten. Während aber die mohammedanischen Araber, Männer und, soweit ich es beurteilen konnte, Frauen, sich durch Häßlichkeit der Gesichtszüge auszeichnen, konnte man im allgemeinen den Juden das Prädikat schön nicht vorenthalten, namentlich die Kinder beiderlei Geschlechts sind reizend zu nennen. Möglicherweise hat das starke Vermischen der Araber mit Negerblut viel dazu beigetragen, ihre Häßlichkeit noch hervortretender zu machen.

Die Tracht ist die der Levante, doch hält es heute ein reicher Araber für unumgänglich notwendig, Glanzstiefelchen zu tragen, und ein Tuchpaletot ist auch nichts Seltenes. Die arbeitende Klasse, besonders die Lastträger am Hafen, haben gleichfalls die weiten Hosen längst mit langen engen vertauscht, und ein buntes Hemd ersetzt die weite faltige Djilaba der Eingeborenen.

Mohammedaner wie Juden sind äußerst fanatisch, viel fanatischer als in Tripolis. Die Juden, weil das in der Ausschließlichkeit ihrer Religion seinen Grund hat, die ihnen immer von ihrer eigenen Vortrefflichkeit, von der

Digitized by Google

Auserwähltheit ihres Volkes spricht, die Araber aus gleichem Grunde und besonders durch die Sekte der Snussi beeinflußt. Die Mohammedaner bekennen den malekitischen Ritus, obschon in der Hauptmoschee hanefitischer Kultus abgehalten wird, weil hier die türkischen Beamten, Offiziere ꝛc., die ja meist Hanefiten sind, ihre Gebete verrichten. Die Snussiten, welche ja ursprünglich Malekiten sind, haben sich derart zu stellen gewußt, daß sie in den vier rechtgläubigen Riten Anhänger besitzen. Die Juden haben ihre Synagogen, und die Christen Protestanten dürften nur vereinzelt in Bengasi vorhanden sein — haben griechisch-christliche Kirchen und sodann ein ziemlich großes katholisches Kloster mit Kirche, den Franziskanern gehörig. Diese fleißigen Mönche, im Anfange der sechziger Jahre von dem uralten Kloster in Tripolis abgesandt, sorgen außerdem für die Erziehung der Kinder der katholischen Bevölkerung. Und mit dem Kloster verbunden ist ein Hospital, von Schwestern besorgt, die zugleich eine Töchterschule haben, und die durch unentgeltliches Austeilen von Arzenei an Arme, ohne Unterschied der Religion, sich bei den Einwohnern den schönen Namen Marabutin erworben haben.

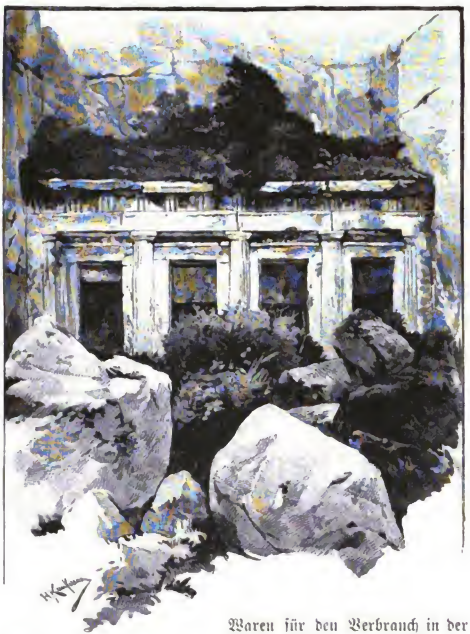
Schlucht westlich von Cyrene.

Als ein bemerkenswertes Gebäude ist der in Gestalt eines Kastells gebaute, freilich nichts weniger als bombenfeste sogenannte Palast des Paschas zu verzeich-

Digitized by Google

nen, auf dem großen freien Platze auf der westlichen Spitze der Halbinsel.

Palmengärten hat die Stadt im Norden. Die Dattelpalme liebt ja den salzhaltigen Boden, Obst und Gemüse gedeihen hier aber schlecht. Dahingegen hat man in den letzten Jahren angefangen, südwärts von der Stadt cirka eine halbe Stunde entfernte Gärten anzulegen, wo Orangen, Oliven, Feigen und alle subtropischen Gewächse und Gemüse vorzüglich gedeihen. Hier findet man auch reichlich und in nicht geringer Tiefe Süßwasser, während in der ganzen Stadt — obgleich ein jedes Haus einen Brunnen besitzt — und in den nördlich von der Stadt gelegenen Palmengärten nur brackisches Wasser gefunden wird.



Cyrene: Ansicht eines Grabes im östlichen Teile der Gräber.

Über Aus- und Einfuhr liegen keine statistischen Nachrichten vor, sie dürften sich auf 1 500 000 Franken eine jede belaufen. Ausgeführt werden besonders Korn, Schafe, Rindvieh, Federvieh, Butter, Wolle, Eier, Honig, Häute, Elfenbein und Straußenfedern; auch gehen nach Ägypten die vorzüglich in den Gegenden südlich von Bengasi gezogenen Kamele in großer Zahl. Der Import umfaßt alle europäischen Fabrikate, Tuche, Baumwollstoffe, schlechte Seiden und Öle, südliche Weine und Alkohol. Teils bleiben diese Waren für den Verbrauch in der Stadt, teils gehen dieselben zu den Nomadenbewohnern des libyschen Plateaus, teils nach den von Cyrenaika abhängigen Oasen und Uadai.

So ist das heutige Bengasi, von dem noch hinzuzufügen wäre, daß einige europäische Staaten, wie England, Frankreich, Italien und Griechenland, durch Konsuln vertreten sind. Um aber nicht als ein allzu großer Lobredner zu erscheinen, füge ich noch die Worte Barths bei, der sagt: „Und hier sei es mir erlaubt zu bemerken, daß in diesem Lande Landwirte, die mit einigen Mitteln sich hinbegeben,

Digitized by Google

in wenigen Jahren ein großes Vermögen erwerben können.“ Der Boden besonders im Südwesten der Stadt Bengasi ist überaus vortrefflich und zu jedem Erzeugnis fähig, und die Viehzucht, die schon jetzt dem Lande so große Vorteile verschafft, würde ganz andere Resultate liefern, wenn man das verkommene kleine Vieh zu veredeln suchte.

Sehen wir nun, was von den Altertümern der Stadt und Umgegend übrig geblieben ist. Ein zusammenhängendes Gebäude oder die Ruinen davon, ganze Statuen hat noch niemand gefunden. Wir finden nah an dem Meere sich hinziehende Quaderbauten, in den Häusern verbaute behauene Steine, Kapitäler ohne Säulen, Säulenschäfte ohne Kapitäler, einige Sarkophage, auch schlecht erhaltene Statuen* — das ist alles, was vom alten Bernich, Berenike oder Hesperides übergeblieben ist. Auch viele Ruinen aufgebauter Grabkammern findet man in der Umgegend, deren Steine aber meist zu modernen Häusern verwandt worden sind. Aber auf eins möchte ich künftige Reisende aufmerksam machen, das alte Berenike muß eine großartige Fabrikstadt für Vasen feinsten Thons und Figuren, sogenannte Tanagra-Figuren, gewesen sein. Keinem Reisenden ist es gelungen, die Örtlichkeit zu finden, wo diese Vasen und Figuren gemacht wurden, und keiner spricht davon, und doch werden unglaubliche Mengen gefunden. Und zwar auch von solchen, z. B. Lampen, denen man es ansieht, daß sie noch gar nicht gebraucht worden sind. Die Einwohner wahren ängstlich und mit Heimlichkeit den Ort, wo diese Schätze verborgen sind. Der englische Konsul hatte zu meiner Zeit eine vollkommene Sammlung davon angelegt, und Herr Camperio hat ebenfalls eine Kollektion mit nach Hause gebracht. Ich selbst besitze ungefähr hundertundfünfzig Vasen, Töpfe, Lampen und Tanagrafiguren, letztere allerdings etwas roh gearbeitet, so daß man gleich erkennt, daß man es mit Arbeit zu thun hat, die in der Provinz hergestellt wurde; aber an der Faltung der Gewänder erkennt auch sofort der Laie, daß er es mit griechischer Arbeit zu thun hat. Einen solchen Ort in der Nähe Bengasis aufzufinden — wahrscheinlich in einer der Hypogeen — würde sich lohnen.

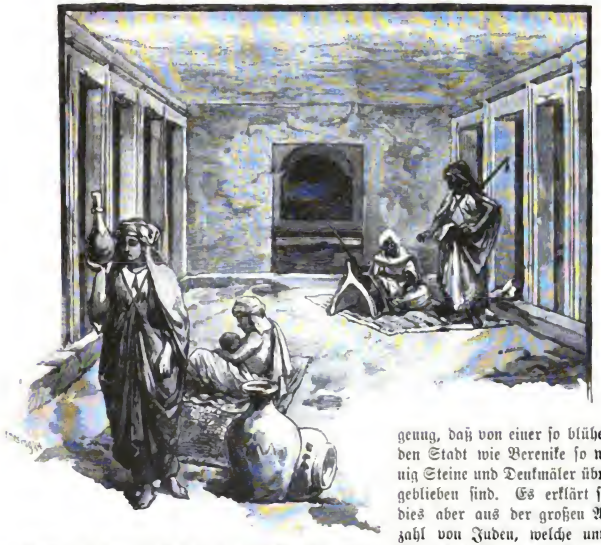
Aber interessanter noch ist, wie Heinrich Barth sagt, daß hier jener dichterisch thätige Geist eine mit den schönsten Blüten der Poesie geschmückte Vorhalle des hellenischen Lebens fand oder schuf. Hier ward den Hellenen ihre Berechtigung gegeben auf den fremden Weltteil, und Pindar ist es, der in jener herrlichen inhaltschweren fünften Pythischen Ode, die dichterische Vergangenheit mit der lebendigen Gegenwart verknüpfend, jenes labyrinthische Gewebe schafft, in dem das Spätere das Frühere verdrängt. Welche innere Notwendigkeit in der Übereinstimmung der Namen Triton lag, ob der mit ihm verknüpfte Phalluskult dem Gemüte des eigentümlichen Mingeischen Geschlechtes, das die Hauptrolle spielte bei der Gründung der libyschen Kolonie, den Trieb einpflanzte, ihn in der neuen Heimat wiederzufinden, ist dunkel, wie so vieles, was in der stillen geistigen Regsamkeit liegt; genug, hier lag die Tritonia, eben jenes Wasser, das hinter der Stadt sich nach Osten hineinziehend jetzt vom Meere getrennt ist, aber einst offenbar damit in Verbindung stand. Auf einer kleinen Insel im See stand ein Tempel der Aphrodite, dessen Lage vielleicht heute noch zu erkennen ist an einer kleinen Anhöhe, die aber, weil das Bassin ganz seicht geworden ist, nicht mehr die Eigentümlichkeit einer Insel bewahrt. In diesen See nun ergoß sich der Lethestrom, der von den Mitgliedern der Beecheyschen Expedition wieder aufgefunden worden ist, in einem merkwürdigen Flußlauf, der im Osten der Stadt in einer tiefen Höhle sichtbar wird, sich dann aber im Felsen wieder verliert, um dicht am See abermals zum Vorschein zu kommen.

* Zu Barths Zeiten wurden drei ausgegraben, während ich selbst eine sah im Jahre 1880 im Besitze des damaligen Paschas Ali Kemali.

Digitized by Google

Hierher verlegen auch die Alten, vor allem Skylax, die Hesperidengärten. Wenn es auch in der That heute schwer wird, irgend eine Stelle in der Nähe vor Bengasi zu finden, die wir mit diesem Namen bezeichnen könnten, so sind andererseits dort mehrere schroffe Einsenkungen vorhanden, in denen wir die Gärten vermuten könnten. Diese eigentümlichen Einsenkungen in der Nähe der Stadt sind allerdings voll der üppigsten Obstbäume, und wenn sie auch nicht alle jene Obstsorten enthalten, die wir bei Skylax aufgezählt finden, als Erdbeer-, Maulbeer-, Myrten-, Lorbeer-, Epheu-, Oliven-, Mandel- und Nußbäume, so soll doch nicht geleugnet werden, daß sie eine der schönsten Vegetationsfüllen enthalten, welche um so überraschender wirkt, als das die Einsenkungen umgebende Land meist baumlos nur aus Getreidefeldern besteht.

In der Topographie von Bengasi haben wir also weit mehr Anhaltspunkte für die alte Stätte von Berenike und die damit verbundenen Örtlichkeiten als in noch etwa vorhandenen baulichen Überresten. Es ist dies in der That überraschend genug, daß von einer so blühenden Stadt wie Berenike so wenig Steine und Denkmäler übrig geblieben sind. Es erklärt sich dies aber aus der großen Anzahl von Juden, welche unter Ptolemäus Soter nach Berenike geführt; diese errichteten wohl keine so festen und dauerhaften Bauten wie Griechen und Römer.



Cyrene: Das Innere eines Grabes in der nördlichen Nekropole.

Wenn man von Berenike längs des Meeres nach Nordosten weiter geht, so erreicht man nach cirka 50 Kilometern die Stadt Tokra, ehemals Teucheira, Tauchira, auch Arsinoe genannt. Auf halbem Wege kommt man durch die Stätte, wo ehemals Adrianopolis lag, vom Kaiser Hadrian erbaut, und schon aus der Dichtigkeit, mit der sich diese Städte folgten, kann man auf die Üppigkeit der Gegend

Digitized by Google

schließen, die man durchzieht. Von Adrianopolis ist allerdings heute nichts mehr erhalten, wenn man nicht ein altes Kastell aus schön behauenen Quadern hierher rechnen will. Infolge der Judenkriege gegründet, um die herunter gekommene Cyrenaika wieder zu bevölkern, scheint der Ort zu Edris Zeit Solut geheißen zu haben. Man kommt dann nach Birsus oder Birsis und erreicht endlich Tokra.

Cyrene: Gräber im ältesten Stile.

Diese Stadt sieht von weitem aus, als sei sie vollkommen erhalten. Ganz nah dem Meere gelegen, entbehrt sie allerdings eines Hafens ganz und gar, denn selbst wenn man annimmt, daß der kleine Raum zwischen der Stadtmauer — einst mag ja Tokra vom Meere bespült worden sein — und dem Meere versandet worden ist, so bleibt nur Raum für eine Reede. Die Mauern von Teucheira wurden — so belehrt uns Procopius in seinen de aedificiis — unter Kaiser Justinian wieder ausgebessert, und sie haben sich bis heute in einem solchen Zustand von Vollkommenheit erhalten, daß sie hinlänglich Zeugnis von der Vortrefflichkeit des Materials ablegen. Wie der Geschichtschreiber bemerkt, sind die Mauern aus großen behauenen Steinquadern, von denen viele älteren Bauten entnommen sind, wie die Inschriften bezeugen.

Tokra oder Teuchira bildete eine Stadt der Pentapolis, und sie zeichnet sich noch dadurch aus, daß in den Steinbrüchen, die sie rings umgeben, eine Unmenge griechischer Inschriften sich befinden. Diese Steinbrüche wurden nämlich später als Grabmäler benutzt, und wir finden solche ausgehauen, um ganze Leiber aufzunehmen, als auch Kolumbarien, so daß die Sitte des Beerdigens und Verbrennens hier nebeneinander geherrscht zu haben scheint. Pacho hat sich bemüht, verschiedene dieser Inschriften zu kopieren, sie bieten aber gar kein Interesse. Das Innere der Stadt ist ein Chaos aus Schutt und Steinmassen, und kaum lassen sich die Linien der Straßen erkennen.

Aber Spuren des christlichen Zeitalters lassen sich nachweisen in den Überresten einer hübsch gebauten Kirche. Viele Friese derselben sind mit Weinreben und Trauben geschmückt, was Pacho die Vermutung eingab, einen Bachustempel vor sich zu

Digitized by Google

haben, während doch die ganze Anlage des Gebäudes dem Plan einer Kirche entſpricht.

Von Tokra nach Tolmetta iſt etwas näher als von Tokra nach Bengaſi, aber das Hochland nähert ſich nun derart dem Mittelmeere, daß, während es bei Tokra noch mindeſtens fünfzehn Kilometer breites Küſtenland hat, das heißt vom Rande überall Getreidefelder zu beſtellen, und die zahlreichen Schluchten, mitunter von immer fließenden Bächen berieſelt, enthalten eine üppige Vegetation.

Nähert man ſich nun Tolmetta, ſo wird die Aufmerkſamkeit zuerſt auf einen hohen, breiten und viereckigen Bau gelenkt, auf ſolidem felſigem Grund errichtet. Schon von ferne erblickt man dieſe Baute, welche

Cyrene: Generalanſicht der weiblichen Gräber

des barkaiſchen Hochlandes zu rechnet, es jetzt in Tolmetta unmittelbar ans Meer ſtößt. Aber der Weg iſt ungemein lieblich; der vortreffliche Humusboden erlaubt jedenfalls das Grab irgend einer vornehmen Familie geweſen iſt. Keine Inſchrift hat indes bis jetzt entdeckt werden

können, die uns Anschluß geben könnte, wahrscheinlich gehörte es den Ptolemäern an. Den nächsten Gegenstand, den man erblickt, ist ein isoliertes Thor, welches jetzt wie ein Triumphbogen die Stadt überblickt, während früher der Thorbogen der Stadtmauer angehörte. Und nun liegt die alte Ptolemais vor uns, ein wundervolles Ruinenfeld, untermischt mit prachtvollen Feldern oder dichtlaubigem Gebüsch. Hier offenbart sich in der That die ganze Üppigkeit der Natur, denn unvergleichlich ist, was das Auge erblickt. Verwilderte Oliven, verwilderter Wein, Feigen, Birnen streiten sich mit Lentisken und Erdbeerbäumen, wer den meisten Schatten spenden soll. In der Höhe erblickt man Thuya und die Steineiche, während die Pracht der Blumen unvergleichlich ist. Der Eindruck, den dieser von der Natur ganz ausnahmsweise begünstigte Ort auf den Reisenden hervorbringt, wird noch erhöht durch die Einsamkeit der Scenerie und den wilden romantischen Charakter. Es giebt Schönheiten, die man nur fühlen, aber nicht beschreiben kann, und dieser Ort ist einer von denen.

Ptolemais oder Tolmetta liegt auf einem sanften Abfall, der sich von dem Hochlande der See zuwendet. Es liegt zwischen zwei tiefen und immergrünen Thälern, welche manchmal von rauschenden Bächen durchteilt werden. Über beide Thäler führten Brücken, von denen die nördlichste bis auf diese Stunde gut erhalten ist. So war der Plan der Stadt von selbst gegeben. Ihre Front war die See, zu beiden Seiten Thäler, hatte man nur Zugang von der Höhe herab, dieser Zugang war stark verteidigt durch eine Mauer, welche quer überlief. Überhaupt war die ganze Stadt von Mauern umgeben, deren Spuren sich noch nachweisen lassen.

Ein Amphitheater und ein Theater sind in Ptolemais noch vorhanden, und dies spricht genugsam für die Größe der Stadt. Außerdem eine Kirche, aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert stammend, liegt vom Westthor nach links. Verfolgt man dann die Straße, die noch heute quer durch die Stadt führt, so stößt man ungefähr in der Mitte derselben auf eine große Cisterne, noch vollkommen gut erhalten. Denn, so eigentümlich es klingen mag, Ptolemais besaß keinen Brunnen, hatte auch von außen her wahrscheinlich keine Wasserleitung. Wir wissen deshalb auch aus der Geschichte, daß Ptolemais einstmals derart an Wassermangel litt, daß die Einwohner gezwungen waren, ihre Häuser zu verlassen und sich in verschiedenen Richtungen über das Land zu zerstreuen. Die Wiederherstellung der Wasserläufe und Cisternen, welche zerstört worden waren, erhob Ptolemais zum früheren Glanze, und diese That wird unter vielen anderen Wohlthaten besonders in dem Lobgedicht von Procop zu Ehren Justinians hervorgehoben.

Wenn heute europäische Kolonisten hinkämen, würde also ihre erste Sorge darin bestehen, artesische Brunnen herzustellen, die man mit der besten Aussicht auf Erfolg bohren müßte. Denn wenn auch noch die gewaltigen großen Cisternen Wasser halten, so ist doch kein sicherer Verlaß darauf. Und trotz aller Schönheit der Natur, trotz der Üppigkeit und Fruchtbarkeit der Bodens darf die erste Bedingung zum Leben, Wasser, nicht fehlen.

Diese große Cisterne hat neun Gewölbe, alle ganz ausgezeichnet gut erhalten, von oben bekommen sie Zugang und Licht. Umgeben war diese Cisterne von einer Reihe jonischer Säulen, die auf einem vier Fuß hohen Unterbau ruhten, nur drei von diesen Säulen sind noch erhalten. Etwas weiter nach Osten zu sieht man viele Säulen mit korinthischen Kapitälern auf dem Boden liegen, und Barth vermutet, daß hier die Königshalle, στοὰ βασίλειος, gewesen sei, welche Synesius als Gerichtshalle erwähnt. Ein aus der Cisterne nach Norden führender Aquädukt leitet zu einem großen Bade, von welchem zwei Gewölbe noch gut erhalten sind.

Am bemerkenswertesten ist ein nach Osten zu gelegenes großes, massives Ge-

Digitized by Google

bäude, welches zur Zeit der Römerherrschaft als Kaserne diente. Auf der nördlichen Fassade befanden sich drei Inschriftentafeln, die vom Kaiser Anastasius gebotene Einrichtungen, besonders in Bezug auf das Militär, enthielten. Diese wurden vom Franzosen Bourville herausgesägt und befinden sich jetzt in Paris. Das Innere des Gebäudes zeigt eine bedenkliche Leere. Kaum daß Quermauern zu erkennen sind.

Ptolemais gilt als Hafenstadt von Barka, ja Strabo sagt im siebzehnten Buche „Barka sonst Ptolemais genannt". Der Hafen ist von selbst gegeben, zwar nicht geräumig. Zwei hervorspringende Felsspitzen geben mit davorliegenden Felseilanden, von denen das größere etwa vierhundert bis fünfhundert Fuß im Umfange haben mag, und das mir von den Eingeborenen unter dem Namen Ilos genannt wurde, den Schiffen ziemliche Sicherheit, so daß man wohl mit den unter Sand befindlichen Stadenüberresten berechtigt ist, von einem Naustathmos zu reden.

Wie viele Schätze aber mögen in dieser alten Bischofsstadt — Ptolemais war früher der Sitz des Bischofs Synesius, der über Cyrenaika schrieb — noch begraben liegen unter dem hohen Schutt: sie warten alle ihrer Auferstehung, die nicht ausbleiben kann, wenn dieses schöne Land seiner barbarischen Herrschaft wird entzogen werden. Dann werden neue Ackerbauer erscheinen und mit Pflug und Spaten dem Boden neues Leben einhauchen. Unter diesen Gedanken nahm ich Abschied von Ptolemais, bedauernd, daß der Weg nicht weiter längs des Meeres sich hin erstreckt. Sei es, daß es immer so gewesen, sei es, daß das Land sich gesenkt hat, jetzt ist Ptolemais die äußerste Stadt, bis wohin man längs des Wassers marschieren kann.

Herodot sagt: „Libyen halte ich auch in der Güte für ein so reiches Land, daß es mit Europa oder Asien zu vergleichen wäre bis auf Kinyps,* allein welche Landschaft nämlich denselben Namen hat wie der Fluß, und hat auch mit dem übrigen Libyen gar keine Ähnlichkeit. Denn sie hat schwarzen Boden und Quellwasser und braucht weder Gluthitze zu fürchten, noch leidet sie Schaden von zu vielem Regen. Nämlich dieser Teil Libyens hat Regen. Und im Fruchtertrage hält sie gleiches Maß wie die babylonische Landschaft. Gut ist auch die Landschaft der Euesperiden, denn sie kommt in ihrem höchsten Ertrage auf hundertfältige Ernte; aber die von Kinyps auf dreihundertfältige. Auch das cyrenaische Land, das höchste in demjenigen Libyen, welches die Weidevölker bewohnen, hat seine drei Jahreszeiten, die bewunderungswürdig sind. Zuerst nämlich stehen die Früchte im Küstenlande reif zur Ernte und Weinlese, und sind diese heimgebracht, so stehen andere oberhalb der Küste in den Mittelgegenden, die sie Hügel nennen, zum Heimbringen; und ist auch die Frucht des Mittellandes heimgebracht, so ist in der obersten Landschaft die Zeitigung und Reife da, so daß die Ernte aufgegessen und ausgetrunken ist, während die letzte dazukommt. Also hält bei den Cyrenäern der Leseherbst acht Monate an."

Dieses sollten wir bestätigt finden. Denn als wir den Aufstieg begannen, hatte man unten schon mit dem Einherbsten der Getreide begonnen, während es auf dem ersten Hügelrücken der Reife nahe war; aber ganz oben auf der Höhe war es erst eben über den Boden herausgekommen.

Das kann man im allgemeinen behaupten, daß dort, wo Ackerbau getrieben, das heißt Weizen, Gerste und Roggen gebaut wird, der Deutsche wirtschaftlich leben kann. Wir können also mit gutem Gewissen dieses so schöne Land, von Pindar der Garten der Venus genannt, den Deutschen als Auswanderungsgebiet empfehlen, nur dürfen nicht ganz mittellose hingehen.

Der Weg führte uns durch eine enge aber sehr buschige Schlucht hinauf. Wir hatten etwas südöstlich zu halten, um ins

* Die Landschaft Kinyps lag in Afrika und grenzte an die der Nasamonen.

Digitized by Google

Schabathal zu kommen, wahrscheinlich dasselbe, welches von Barth Uadi Situn, also Ölbaumthal genannt wird. In der That fanden wir zwischen Karuben und Lentisken so zahlreiche herrliche Ölbäume vor, daß es mich wunderte, daß die Früchte so unbenutzt zu Grunde gingen. Das waren nicht etwa wilde oder verwilderte Ölbäume, sondern echte Oliven. So indolent sind die jetzigen Bewohner der Cyrenaika geworden, daß sie nicht einmal die ihnen in den Mund wachsenden Früchte zu erkennen scheinen.

Man reitet immer durch treffliches Land, das aber nur zum Teil bebaut ist, auch wird die Ebene von Merdj durchzogen, wo wahrscheinlich die alte Stadt Barka lag. Daß von dieser Stadt gar keine Spuren mehr vorhanden sind, erklärt sich Barth dadurch, daß dieselbe wohl nur aus ungebrannten Ziegeln erbaut gewesen sei. Immer schöner wird die Gegend, obschon wir jetzt oben auf der Höhe sind. Man muß sich übrigens das Hochland keineswegs als Flachland vorstellen, sondern als ein Gewirr von Thälern und Bergen, die aber alle circa zwölfhundert Fuß über dem Meere liegen, während die höchsten Spitzen der Berge reichlich dreitausend Fuß hoch sind. Die Vegetation bleibt immer die gleiche, Juniperen, Ölbäume, Karuben, Lentisken und Steineichen bilden den Hauptbestand. Später treten noch riesige Lauruſtinus und Thuya hinzu, aus letzteren Bäumen könnte man Masten verfertigen.

Ab und zu findet man jetzt, da, wo nackter Fels zu Tage tritt, die tief eingeschnittenen Räder der alten Griechen- und Römerkarren. Wir befinden uns jetzt auf der Hauptstraße des alten Cyrene von Barka, Ptolemais und Euesperides. Zahlreiche Ruinen und Sarkophage tauchen zwischen hohem Lentiskengebüsch auf und säumen oft unübersehbar weit die Heerstraße.

Cyrene: Östliche Gräber, genannt Kuiessich (Kirche).

Nur einmal noch wird unser Blick gefesselt durch ein großes, gut erhaltenes Schloß, Gasr Bengedem, welches 80 Schritte lang und 40 breit ist, mit zwei die Längsseiten flankierenden Türmen. Vollkommen gut erhalten, aus großen Quadern errichtet, haben die Mauern stellenweise noch die Höhe von vierzig Fuß. Diese zeigen keine Spur von Mörtel, sondern die Steine sind so dicht aneinander gelegt, daß man kein Blatt Papier dazwischen schieben kann.

Digitized by Google

Ich muß es unentschieden lassen, bis vielleicht hier Inschriften, die mehr Licht über die Topographie der Örtlichkeit verbreiten, gefunden sind, ob wir es hier, wie Pacho behauptet, mit dem Balakrai der Alten zu thun haben, oder es mit Barth halten,

Cyrene: Battusstraße nach Westen zu.

der dieses bestreitet. Übrigens bin ich der Ansicht geworden, daß dieses festeste Kastell der ganzen Cyrenaika offenbar nicht errichtet war, um die Landschaft gegen die Einfälle der Barbaren zu schützen, sondern eher als eine Art von Wartturm aufgefaßt werden muß und mehr zum Schutze gegen heransegelnde Feinde errichtet wurde. So ziemlich auf der Kante eines Gebirgszuges gelegen, ungefähr sechzehnhundert Fuß hoch, hatte dieses Schloß gewiß noch einen weiteren Aufsatz, von welchem aus man das ganze vorliegende Mittelmeer gut beobachten konnte. Nach dem Süden zu konnte es aber dem Lande wenig Schutz gewähren, da wenigstens noch hundertfünfzig Kilometer weit sich die fruchtbare Landschaft hinausdehnt. Es konnte also nicht, wie Barth meint, das angebaute Land gegen Überfälle der nicht civilisierten oder nicht unterworfenen libyschen Stämme schützen. Nach dem Meere zu wurde es aber durch den steil abfallenden und dicht bewaldeten Abhang von Cyrenaika in der Breite von etwa zehn Kilometern begrenzt.

Immer tiefer werden die Spuren der Räder und bezeugen den gewaltigen Verkehr, der sich in der Hauptstadt konzentrierte. Aber auch die Einsamkeit des Landes ist um so hervorstechender. Weit und breit kein Fereg* zu sehen, kein Eingeborener kommt, den Wanderer zu begrüßen. So reich und üppig die Natur auch ist, scheint der Schlaf des Todes über der ganzen Gegend ausgebreitet zu sein. Ja, es scheint, daß in der That

* Zeltdorf.

Digitized by Google

alles schläft, denn selbst die Tierwelt ist spärlich vertreten. Kaum hört man hin und wieder eine Lerche singen, zeigt sich hier und da scheu von dannen fliegend ein Frankolin, es ist als ob diese Todesstätte selbst die Tiere mieden. Wir sind noch ungefähr zwanzig Kilometer von der Hauptstadt entfernt, aber wenn auch die Abwesenheit jeglichen animalen Lebens wahrhaft bedrückend wirkt, so wird dieser Eindruck nur noch verstärkt durch die unzähligen Sarkophage, die rechts und links in unabsehbarer Ferne die Straße einsäumen.

Man passiert nun wunderschöne Thäler, findet hin und wieder auch gut bestandene Ackerfelder, und die Seiten der Thäler sind eingefaßt von Pinien, Cedern, Lorbeer, Laurustinus, Karuben, Cypressen, Myrten, Buchsbaum, Arbuten und anderen verschiedenartigen Bäumen, die, zum Teil in prachtvoller Blüte, das Auge entzücken.

Unter diesen sind Winden und Geißblatt nebst Rosen und Ringelblumen, obschon wir nicht entdecken konnten, daß die weißen und roten Rosen von starkem Dufte waren. Im Altertum waren die Cyrenenser wegen ihrer Rosen berühmt. Die Spuren der Räder werden immer tiefer und mehrfache Reihen ziehen sich dicht nebeneinander her; je näher man aber Kremah — so heißt jetzt die Stadt Cyrene — kommt, desto weniger bewaldet zeigt sich das Land, mehr Felder zeigen sich dem Auge, wie man denn auch vorzügliche Weidegründe sieht.

Hier stößt man zum erstenmal auf die Driaspflanze in größerer Menge. Drias scheint dieselbe Pflanze zu sein, welche die Alten Silphium nannten, denn nicht nur die Ähnlichkeit der jetzigen Pflanze Drias mit der auf den Münzen abgebildeten ist schlagend, sondern auch noch die Eigenschaften derselben. Ich muß übrigens hervorheben, daß entgegen der Annahme der meisten Reisenden, daß Silphium und Drias identisch seien, dies von den Botanikern bestritten wird, wenigstens von den neueren. Wir hatten unseren Kamelen Maulkörbe angelegt, weil Drias, obschon mit Vorliebe von ihnen genossen, äußerst schädlich für sie ist. Nach Herodot fand sich Silphium im Raum zwischen der Insel Platäa und der großen Syrte, nahm also den Raum ganz Cyrenaikas ein. Theophrast bemerkt ebenfalls, daß Silphium sich in der ganzen Cyrenaika finde, und ebenso berichtet uns Arrian. Letzterer sagt auch, daß die Einwohner derartige Orte, wo sie Silphium zögen, einhegten, um Schafe und Ziegen von der Pflanze abzuhalten. Nach Plinius manifestierte sich die Wirkung des Silphium oder Laserpitium an den dasselbe fressenden Tieren derart, daß Schafe einschliefen, während Ziegen ein Niesschauer bekämen. Sollte diese Thatsache richtig sein, so kann man nur annehmen, daß das künstlich gezogene Silphium weit stärker wirkt als das wild wachsende, denn heute ist von einem Hüten der Schaf- und Ziegenherden vor der Driaspflanze nichts bekannt. Wie gesagt, verbindet man nur noch den Kamelen die Mäuler. Das Silphium soll noch an verschiedenen anderen Orten gewachsen sein, in Europa, Asien und Nordafrika, aber gerade das in Cyrenaika wurde seiner Eigenschaften wegen besonders hoch gehalten.* Dies bringt mich auf die Vermutung, daß in Cyrenaika das Silphium als Garten- oder Ackerbaupflanze gezogen wurde. Es würde sich da ungefähr derselbe Unterschied ergeben wie zwischen der Ackermohnpflanze und dem wilden Mohn, zwischen dem in den Ländern des Mittelmeeres gezogenen Mohn und dem in kälteren Ländern gewachsenen, der weniger narkotische Stoffe enthält. Ganz ebenso ist es mit der cannabis indica der Fall.

Zur Zeit Kaiser Neros war Silphium schon so selten geworden, daß man ihm einen einzigen Stengel zum Geschenk machte; die barbarischen Triben hatten die Pflanze fast ausgerottet. Das Extrakt,

* Siehe unter anderen Strabo, 17. Buch; Plinius, 19. und 22. Buch.

Digitized by Google

Laser genannt, diente zu verschiedenen Zwecken und galt als ein Handelsartikel Cyrenaikas. Die Bewohner der Landschaft erhandelten von den Karthagenienſern Wein dafür, wahrscheinlich Palmwein. Dieſes Extrakt wurde ſowohl aus Stengeln wie aus den Wurzeln bereitet. Laſer war in der That ein Univerſalmittel und außerdem diente es als Gewürz bei Speiſen, und die Stengel wurden gegeſſen, wie wir den Sellerie eſſen, gekocht, geſtovt und roh. Die Ähnlichkeit der Abbildung der Pflanzen, die wir auf den cyrenaiſchen Münzen ſehen, iſt äußerſt ſchlagend, beſonders wenn die Blume noch nicht ganz geöffnet iſt und der Stengel noch nicht ſeine größte Höhe erreicht hat. Fügen wir noch hinzu, daß das Silphium oder Laſer dem erſten Könige von Cyrenaika Battus gewidmet wurde, welchen die Bewohner unter die Heiligen verſetzt hatten; ſie hielten demnach das Silphium für das Koſtbarſte, was ihr Land hervorbrachte.

Die Sarkophage und Gräber werden immer zahlreicher, man kann ſagen unzählig, und legen Zeugnis ab von der ehemaligen Bevölkerung der Stadt. Aber es giebt kein einziges Grabmal, welches nicht geöffnet, keinen Sarkophag, der nicht aufgeſchlagen wäre. Gewöhnlich begnügten ſich die Leute damit, an der Seite ein mehrere Hand breites Loch in den ſteinernen Sarg zu ſchlagen, und nichts entging ihrer Raubgier. Es war viel zu umſtändlich und ſchwierig für dieſe rohen Barbaren, den feſtverſchloſſenen und ſehr ſchweren Deckel eines Sarkophages abzuheben: ſie hieben aufs ſchnellſte ein Loch hinein und bemächtigten ſich der goldenen Spangen und Ringe. Die Knochen liegen noch in den meiſten Sarkophagen.

Wie iſt nun der Plan der Stadt Cyrene? Man kann ſie in eine nördliche und eine ſüdliche Hälfte teilen, welche durch die Battusſtraße in zwei ziemlich gleiche Teile zerlegt wird, doch derart, daß der nördliche Teil die Apolloquelle, die Theater und Haupttempel der Stadt einſchließt. Betritt man nun die Stadt von Oſten, alſo von der Ebene herkommend, ſo ſieht man gleich rechts die unordentlich durcheinander gehäuften Steine, die von einer Kirche herzurühren ſcheinen. Denn daß es eine ſolche war, geht aus dem Grundriß hervor; wahrſcheinlich hatte dies altehrwürdige Zeichen chriſtlicher Periode, worin Biſchof Syneſius wohl manche ſeiner Predigten gehalten haben mag, zwei Altäre, von denen einer nach Weſten, der andere nach Oſten hin gerichtet war, wie man dies manchmal bei altchriſtlichen Kirchen findet. Verſchiedene Spitzbögen, die noch aus dem Schutt hervorragen, laſſen erkennen, wie hoch derſelbe hier liegen muß. Gehen wir ſodann weiter, ſo ſtößt man auf das Stadium, welches die Rundung nach Süden hat und in gerader Richtung Nord-Süd erbaut iſt. Die Sitze des Hippodroms ſind noch gut erhalten, aber in der Rennbahn kann man kaum die Spina erkennen, da ſie ganz und gar zu einem Ackerfeld umgewandelt iſt. Die Länge des Hippodroms beträgt dreihundert Schritt, die Breite ſechzig. Gleich weſtlich von dieſer Rennbahn hat man die Überreſte eines Tempels. Aus koloſſalen Steinen erbaut, hat der Tempel, wie durch Porcher und Smith jetzt zu Tage tritt, ſiebzehn Säulen auf der Längsſeite und acht auf der Breitſeite. Durch zwei Säulen und zwei Mauervorſprünge kommt man von Oſten in den Pronaus, der von der Cella durch zwei Mauervorſprünge, welche die Thür bilden, geſchieden wird. An den Längsſeiten in der Cella finden ſich je zehn Piedeſtale, welche korinthiſche Säulen tragen, und ganz öſtlich im Hintergrunde befindet ſich ein großer kubiſcher Marmorblock, der wahrſcheinlich den Gott oder die Göttin, die hier verehrt wurde, trug. Der Agiſthodom iſt von der Cella vollkommen durch eine Mauer geſchieden und iſt nach Oſten durch keine Mauervorſprünge, aber durch drei Säulen begrenzt. Die Säulen des Säulenganges haben mindeſtens ſechs Fuß Durchmeſſer, ſind aber ſtark verwittert. Die Steine des eigentlichen Tempelbaues aber ſind

Digitized by Google

kolossal, es giebt deren von zwanzig Schritt Länge auf acht Schritt Breite. Smith und Porcher, welche hier die sorgfältigsten Ausgrabungen gemacht haben, fanden nichts, woraus man auf den Eigentümer des Tempels hätte schließen können. Der Eingang befindet sich, wie in allen Tempeln Cyrenes, auf der westlichen Seite. Diese Richtung, der auch die der christlichen Kirche, der mohammedanischen Moschee ꝛc. entspricht, ist eine Anordnung, die allen Völkern gemeinsam zu sein scheint, nicht nur Griechen und Römern, sondern vor ihnen schon anderen und nach ihnen christlichen Völkern. „Die Tempel der Gottheit müssen so angeordnet sein," sagt Vitruv, „daß die Statue, welche ihren Platz in der Cella hat, mit ihrem Gesichte nach Westen sähe, wenn sonst nichts in dieser Lage hinderlich wäre, so daß der, welcher Gaben und Opfer darbringen will, nach Osten sieht, wenn sein Antlitz der Statue zugewendet ist, und daß diejenigen, welche Wünsche anzubringen haben, den Tempel und Osten unmittelbar vor sich haben. So werden die Statuen als von Osten herkommend erscheinen und herabsehen auf die Bittenden."

Cyrene: Westliche Gräber, Bel Rhadir.

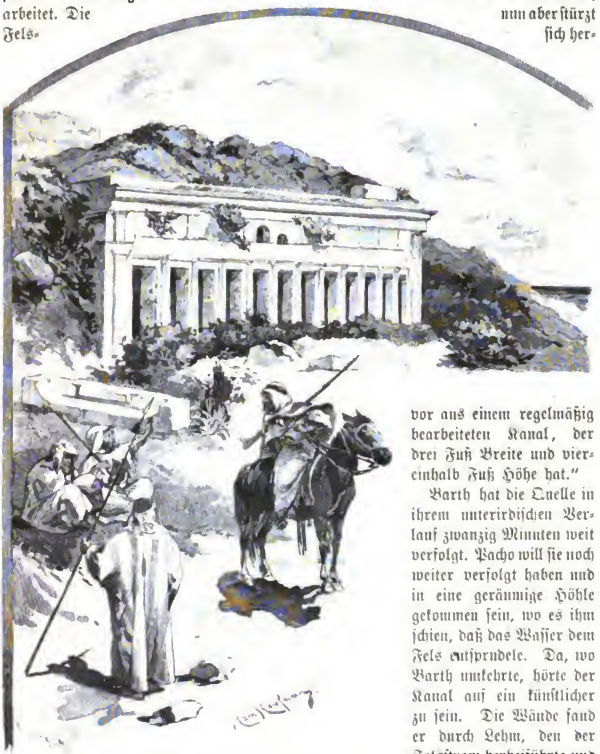
Etwa dreihundert Schritt nördlich von diesem Tempel finden wir die Ruinen eines anderen, etwas kleineren Tempels, welcher auf der höchsten Spitze dieses Stadtteils erbaut war. Auch von Osten nach Westen gerichtet und aus Pronaos und Cella bestehend, ist derselbe so zerstört und vernichtet, daß eine genauere Beschreibung unmöglich ist. Dieser Tempel hatte auch einen Peristyl, aber die Zahl der Säulen anzugeben, war mir nicht möglich, es wären Nachgrabungen nötig gewesen, wozu mir die Mittel fehlten. Die Säulen selbst, von denen Bruchstücke überall umherlagen, waren dorischer Ordnung, sind aber so verwittert, daß man den Durchmesser nicht genau angeben kann.

Wenden wir uns nun der berühmten Apolloquelle zu, heute ain schahad (die Quelle des Bezeugens) genannt. Barth sagt von derselben:

„Dem nordöstlichen Abfalle der westlichen Kuppe, wo die Thalschlucht zu einem breiten natürlichen Thale sich öffnet, das dem Wanderer das bezaubernde Landschaftsbild enthüllt, das seinem Auge je geboten werden kann, entstürzt die Quelle nach langgewundenem unterirdischem Lauf dem weißen kalkhaltigen Felsen, woraus das ganze Plateau besteht; aber wie sich

Digitized by Google

jetzt zeigt, ist es nicht mehr das rohe wunderbare Werk der Natur, sondern die Hand des Menschen hat verehrend, hat fördernd daran mitgearbeitet. Die Fels-



Cyrene: Gräber in der nördlichen Nekropole.

wand ist regelmäßig behauen worden und zeigt die Linien eines Giebels, den man an sie anlehnte, um durch eine Tempelfassade dem heiligen Born ein würdiges Haus zu geben. Treten wir nun hinan, so kommen wir zunächst in eine Grotte, das uralte Nymphaion, wo die den Sprudel belebende vergeistigende Nymphe weilte.* In diese Grotte ergießt sich der Strom. Der Quellbach nun aber stürzt sich hervor aus einem regelmäßig bearbeiteten Kanal, der drei Fuß Breite und vierundhalb Fuß Höhe hat."

Barth hat die Quelle in ihrem unterirdischen Verlauf zwanzig Minuten weit verfolgt. Pacho will sie noch weiter verfolgt haben und in eine geräumige Höhle gekommen sein, wo es ihm schien, daß das Wasser dem Fels entsprudele. Da, wo Barth umkehrte, hörte der Kanal auf ein künstlicher zu sein. Die Wände fand er durch Lehm, den der Felsstrom herbeiführte und den die Bewohner an die Seiten geschmiert hatten, dicht bedeckt mit Inschriften aus griechisch-römischer Zeit, welche durch die

* Beechey fand vor dem Eingang zur Grotte ein Relief in Sandstein, das drei weibliche drapierte Figuren, die Hände ineinander geschlagen, als führten sie einen heiligen Tanz auf, darstellte.

Digitized by Google

Hinzufügung des jedesmaligen Priesters der Quelle, während dessen Amtes der neugierige Besucher hier eindrang, einen überaus reichhaltigen Katalog dieser Priesterschaft vielleicht durch zwei Jahrhunderte abgeben.

Dicht vor dem Ausgang des Quells, auf einem zum Teil aufgemauerten Platz, finden wir Spuren eines Tempels, und aus Inschriften, Fragmenten meint Beechey hier einen Dianatempel vor sich gehabt zu haben. Ebenso fanden die Gebrüder Beechey eine verstümmelte Figur in sitzender Stellung. Die Statue war indes derart in Schutt vergraben, daß sie nur unter großen Schwierigkeiten ans Licht befördert werden konnte, besonders gut erhalten zeigte sich der Gürtel derselben. Das ist der Apolloquell und der Dianatempel.

Dicht bei dem Platz nun vor dem Quell und dem Tempel befindet sich, merkwürdigerweise durch eine niedrige Mauer getrennt — ob diese Mauer nicht in mohammedanischer Zeit von den Barbaren aus griechischen oder römischen Quadern errichtet worden ist? — das große Theater oder Amphitheater. Das erstere scheint mir aber richtiger, und von einem Amphitheater, wie Beechey es beschrieben, kann wohl keine Rede sein. Pacho erwähnt dasselbe merkwürdigerweise gar nicht. Barth aber sagt:

„Dies ist das Theater der freien selbständigen Stadt, das man, wie man diese dort gründete, wo in natürlichen Schluchten das Hochplateau auf die unteren Terrassen sich öffnete, an dem Platze anlegte, wo am Abhange der Kuppe eine weite Aussicht über das Meer sich eröffnete, nahe bei dem Haupheiligtum der Stadt. Der Abhang der Höhe bot eine leicht zu bearbeitende Neigung für die Sitzreihen dar; die Orchestra wurde schon gewonnen durch Ebnung des Kreisausschnittes, und nur um ein sicheres Proscenium zu erlangen, mußte man eine starke Mauer am Abhange aufführen, worauf die Terrasse sich stützen konnte, die man mit einer dorischen Säulenhalle schmückte, deren Trümmer allein schon genügen, um dies Gebäude den besten Zeiten anzuweisen, womit vollkommen die Bearbeitung der Sitzreihen des Theaters selbst stimmt."

Dies ist unzweifelhaft das Theater des alten Cyrene, dasjenige, in dem noch die selbständigen hellenischen Bürger dasaßen und neben dem Genuß, den ihnen die dramatische Dichtkunst und die Reigentänzer zur Feier Apollos gewährten, auch des Anblickes auf das weite Meer hinaus, über das ihre Handelsschiffe heranschwammen, und über das wunderbar malerisch gestaltete Terrassenland sich erfreuten und dies Bild alltäglich genießen konnten.

Eigentümlich ist, daß keiner der Reisenden der Quelle gedenkt, noch sie gesehen oder besucht zu haben scheint, welche durch ihren Namen doch direkt mit der alten Stadt Cyrene in Verbindung steht. Weder Pacho, Beechey noch Barth, Hamilton, Porcher und Smith haben sie bemerkt, und doch scheint auch dieser Quell, den die Araber heute Ain Krennah nennen, eine gewisse Bedeutung gehabt zu haben. Im Thale Bel Rhadir, welches das südlichste ist, das Cyrene umgiebt, gelegen, würde uns fast die Vermutung zukommen, daß dies der Apolloquell sei, wenn dieser nicht bedeutend stärker an Wasser und so recht im Mittelpunkt der Stadt gelegen wäre. Der Name Ain Krennah kommt aber jedenfalls von Kyre, Kyrene her, ist also direkt davon abgeleitet. Die Quelle der Kyre entspringt, wie der Apolloquell, aus der steilen Felswand des Bel Rhadir, welche Stelle man als die lieblichste und anmutigste der ganzen Gegend bezeichnen kann. Vor der Quelle findet sich eine geräumige Plattform, die nach dem Abgrund zu, den hier die malerische Schlucht bildet, von einer kolossalen Quadermauer gestützt ist — ganz wie bei dem Apolloquell. Das ganze Thal hat die üppigste Vegetation und die Quelle selbst ist von Myrten- und Oleanderbüschen dicht beschattet. Einen lieblicheren Platz hat ganz Cyrene nicht, und nicht wunderbar darf man es finden, daß

Digitized by Google

er die Aufmerksamkeit der alten Hellenen auf sich zog. Ein Quell dem Apollo, eine andere Quelle der Kyre gewidmet, bedeutet die Vermählung der beiden.

Daß übrigens diese beiden Quellen nicht allein den Wasserbedarf der Alten deckten, geht aus der ungeheuer großen Cisterne hervor, welche man am südwestlichsten Ende der Stadt antrifft. Aus drei nebeneinander gebauten Reservoirs bestehend, haben dieselben eine Länge von zweihundertundsechzig Schritt auf eine Breite von hundertfünfundsiebzig Schritt. Das eine Reservoir ist überwölbt mit Quadersteinen, welche fast alle mit Buchstaben und Zeichen gekennzeichnet sind, wahrscheinlich im voraus, um sie leichter zu vermauern. Zwei der Becken scheinen nicht überwölbt gewesen zu sein, da die Trümmer oder die Steine fehlen, womit sie gewölbt gewesen wären, und dies lehrt uns wohl, daß diese Cisternen erst in späterer Zeit angelegt, aber nicht vollendet worden sind.

Auf dem Kulminationspunkte von ganz Cyrene, versehlen wir nicht, die Ruinen des Cäsareum zu besuchen oder den Cäsartempel. Die Inschrift Portiens Cæsarei, in großen Buchstaben darauf eingezeichnet, ist der Beweis davon. Betrachten wir nun die beiden anderen noch recht gut erhaltenen Theater und sehen wir die verschiedenen Tempelüberreste an. Eine ganz neue Stadt ließe sich aus diesen Trümmern erbauen. Das eine der Theater, mit übermäßig breiten Sitzreihen und kleiner Cavea, scheint nicht zu scenischen Darstellungen, sondern zu musikalischen Aufführungen gedient zu haben. Dicht an der Battusstraße, jedoch mehr nach Westen, liegt das zweite größere mit doppelt so breiter Cavea.

Ungefähr zweihundertundfünfzig Schritt von der Battusstraße südlich, wo man dies größere Theater hat liegen gelassen, ist noch ein großer Bau mit einer gewaltigen Säulenhalle, die die Front bildete. Die Säulenhalle, welche doppelt ist, läßt noch jetzt in der Reihe dreißig Säulenplätze erkennen. Das massive Gebäude dahinter zeigt eine Menge kleiner Zimmer von sechs Fuß Tiefe und vier Fuß Breite, und es ist wohl nicht unwahrscheinlich, daß hier die Verkaufshalle war.

Von ganz besonderem Interesse für die Forscher ist aber die unendliche Totenstadt. Es ist ja außer Zweifel, daß, wenn man Karthago ausnimmt, Cyrene die bedeutendste Stadt von ganz Afrika, wie es den Alten bekannt war, gewesen ist. Die Ausdehnung seiner Straßen ist noch ein lebendiges Zeugnis hiervon. Aber selbst die richtigen Totenkammern, die oft mehrfache waren, wie wir aus den Inschriften ersehen, zeugen davon.

Cyrene hat die ausgedehnteste Totenstadt von allen mir bekannten Städten. Was ist die Via Appia dagegen! Was sind selbst die Nekropolen der Ägypter dagegen!

Sei es nun, daß die Nähe Ägyptens, wo ja der Totenkultus besonders hoch und heilig gehalten wurde, dazu beigetragen hat, ihn hier mehr als in Griechenland und Rom auszubilden, es ist Thatsache, daß wir eigentlich vor lauter Überresten der Verstorbenen im Verhältnis wenig Zeichen oder Andenken der Lebenden in Cyrene finden. Freilich waren viele der Tempel, wie Theophrast* uns sagt, von Thyonholz errichtet.

Die Zahl der freien Gräber und Sarkophage, die Zahl der Höhlen, welche Totenkammern enthalten, ist so bedeutend, daß man glauben sollte, die Stadt sei nur von Toten bewohnt gewesen. Freilich ist nichts mehr unentweiht, kein Grab, keine Kammer, die nicht erbrochen worden wäre. Aber unterirdisch müssen noch gewaltige Schätze verborgen sein. Die vollendetsten Totengewölbe findet man am Nordabhange der Berge von Cyrene auf dem Wege nach Apollonia und im Uadi bel Rhadir. Offenbar gab ursprünglich das Kalkgestein — ganz Cyrenaika besteht aus Muschelkalk — Veranlassung zu dieser Art Beerdigung. Mög-

* Theophrast, Hist. plant. V, c 5.

Digitized by Google

lich auch, daß sie schon vorher, ehe die Griechen hinkamen, libyschen Völkern als Wohnung dienten. Und zwar finden wir, wie schon gesagt, in ganz Cyrenaika die Bestattung der Leichname neben der Beisetzung der Asche in Kolumbarien.

Wir finden hier die einfachsten Gräber, ohne jeglichen Schmuck, und die vollendetsten mit Tempelfassaden, Vorkammern, Hauptgängen und Seitenkammern. Besonders großartig, wenn auch nicht schön, sind die Katakomben am Nordabhange, von den Eingeborenen Knissiah genannt. In dieser Katakombe ist sicher Platz für einige Tausend Tote. Mehrere Hundert Schritt weit ziehen sich die Grabkammern in das Innere der Felsen, und oft sind die Gräber so angelegt, daß man von einem ans in die untere oder obere Etage kommt und nun wieder eine ganze Gräberreihe vor sich hat. Aber auch hier ist alles durchwühlt, und oft watet man fußtief im Totenstaub und zwischen Gerippen. In dieser Grabkammer hatte ich meine Wohnung aufgeschlagen.

Die schönsten Gräber aber findet man an den Seitenwänden des Thales Bel Rhadir; hier finden wir die meisten mit Säulen oder Halbsäulen geschmückt. Ganz recht hat übrigens Barth, wenn er meint, es gebe auch auf Spekulation gebaute Gräber, denn in der That findet man an der Nordseite der Berge ganze Reihen solcher uniformen Gräber, inwendig leer, ohne Deckel und meistens Raum für je sechs Gräber habend, oft zwei übereinander oder drei hintereinander. Die Form der Sarkophage ist ebenso wechselvoll; vom einfachsten, wie man sie zu Tausenden an jedem zur Stadt führenden Wege findet, bis zum kunstvollsten, oft tempelartig ausgearbeitet.

Die Stadt Cyrene war von weiten fruchtbaren Fluren umgeben und nach Norden hatte sie — nur durch den Abstieg getrennt — den berühmten Hafen Apollonia. Durch einen sehr beschwerlichen Weg erreicht man den Hafenort, der etwa zwanzig Kilometer in der nordöstlichen Richtung von Cyrene liegt. Nach unseren Begriffen eigentlich kein Hafen, giebt er doch durch einige vorliegende Inseln kleineren Schiffen genügenden Schutz. Die Gestalt dieses Hafenortes wird, wie Barth sagt, durch die eigentümliche Bildung des Bodens bedingt. Aus der mit Erdreich wohl bedeckten Ebene springt am Meere eine langgestreckte Felserhöhung auf von etwa fünfzehnhundert Schritt Länge bei durchschnittlicher Breite von zweihundertfünfzig Schritt. Diese Beschaffenheit gewährte der Stadt eine von Natur sehr feste Lage, die man durch eine am Rande des Felsaufsprunges herumgezogene Mauer jedem Angriffe gewachsen machte.

Der Hafen erhielt wegen seiner vortrefflichen Eigenschaft den Namen σώζουσα, Sozusa, der sichere, und aus diesem Namen ist die arabische, noch heute fortlebende Benennung entstanden: Marsa Susa. Im Inneren der Stadt finden wir den höchsten Punkt durch eine Citadelle eingenommen, während der Verkehr durch acht Thore nach dem Hafen aufrecht erhalten wurde. Das Theater lag außerhalb der Stadt, weil es die Beschränktheit des Raumes nicht anders gestattete. Die Ruinen der drei prachtvollsten und schönsten Gebäude in Susa gehören großen Kirchen an, wie denn die meisten Gebäude der Stadt aus der Zeit stammen, wo das auf den afrikanischen Boden verpflanzte Christentum hier einige seiner devotesten Anhänger fand und der aus Cyrene nach Ptolemais verpflanzte Bischofssitz nun hierher verlegt wurde, während die Stadt zugleich auch in politischer Beziehung Hauptort der Pentapolis oder Libya superior geworden war.

Wir haben nun noch einer Stadt einen Besuch zu machen, und ich berichte nach Barth darüber wie folgt. Es handelt sich um Derna, ungefähr 80 Kilometer in rein östlicher Richtung von Cyrene gelegen. Das alte Dernis hat außer einigen Grabkammern keine Spuren des Altertums aufzuweisen, und doch muß hier ein reges Leben geherrscht haben. Der Anblick von Derna mit seinen Palmenpflanzungen und

Digitized by Google

Cyrene: Gräber in der nördlichen Nekropole.

Fruchtgärten, in denen auch die herrlichſte aller Früchte — wie Barth ſagt —, die Banane, zu größter Vortrefflichkeit reift, und von Weinpflanzungen umgebenen fünf Quartieren, von nackten Felshöhen nach Süden umſchloſſen, iſt durchaus überraſchend. Es iſt eine liebliche kleine Örtlichkeit, wie es deren in dieſem Ländchen manche geben müßte, wenn die Thätigkeit der Bewohner irgendwie den Schöpfungen der Natur entſpräche.

Ein kleiner Strom, der im Winter eine anſehnliche Waſſerfülle von den Bergen herabführt und dann den Verkehr hemmt, im Sommer jedoch ganz trocken iſt, trennt Derna in einen weſtlichen und einen öſtlichen Teil, deren jener drei Dörfer umfaßt, die Medina, die mit ſchwacher Mauer umgebene Gruppe, wo der Markt gehalten wird, el Djebeli, das kleine ſeit der Peſt von 1821 verlaſſene Dorf im Norden, und el Megara am Abhang der aufſteigenden Höhen, ſo benannt von einem alten Felsbrunnen; der öſtliche Teil umfaßt dagegen nur zwei Dörfer, Bu Manſurah el fuk und Bu Manſurah el utah, ſo benannt nach einem Heiligen, der ein nicht unanſehnliches Grabmal oben in der Stadt hat. Beide Quartiere, das öſtliche ſowie das weſtliche, haben je eine Quelle.

Derna war früher Sitz der Regierung von ganz Barka und hatte an 6000 Einwohner. Es hat jetzt ungefähr 1500 bis 2000 Einwohner, treibt lebhaften Handel mit Malta und Kreta, und die Engländer

Digitized by Google

unterhalten hier ein Vice-Konsulat. Im französischen Kriege gegen Ägypten versuchte General Gantheaume hier eine Landung, jedoch ohne Erfolg. Auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika setzten sich infolge von Streitigkeiten mit Tripolis eine Zeit lang in Besitz von Derna, gaben aber den Ort wieder auf, da die Pforte reklamierte und behauptete, Derna gehöre nicht zu Tripolitanien.

Wir haben immer nur von dicht bewaldeten Abhängen der Cyrenaika gesprochen, von dem Abfall des Hochplateaus, auf dem die fünf Staden gegründet wurden. Es ist auch in der That der Fall, und dieser bewaldete Abfall hat eine durchschnittliche Breite von 20 Kilometern. Aber wenn man sich nun in und auf das Innere des Landes begiebt, mitten durch die Gegend, so marschiert man beständig über Ebenen, die gewellt sind, und überschreitet wenig tiefe Thäler, welche überall angebaut werden können, es aber nicht sind. Nur zum Teil findet man Kulturen. Während der Winterszeit beginnen diese Ebenen zu grünen, zahlreiche Rinnsale füllen sich, und die Araber, die sich in den buschigen Abhängen aufgehalten haben, kommen jetzt mit ihren Zelten herauf und bevölkern mit ihren Herden die weiten Triften.

Die Dichter des höchsten Altertums haben uns von Vorzügen dieser gesegneten Gegend gesprochen. Homer schon rühmt sie als lachende und spricht von der reichen Fruchtbarkeit des Landes. Pindar nennt Cyrenaika die fruchttragende, den Garten des Jupiter und der Venus. Und der Dichter von königlichem cyrenaischem Blute hat sich ungefähr der nämlichen Ausdrücke bedient. Aber obschon diese poetischen Bezeichnungen durch den angenehmen Anblick, den die Ebenen von Barka noch heutzutage den Augen darbieten, gerechtfertigt erscheinen, halten wir uns jetzt mehr an die strengeren Urteile. So sind nach Theophrast die Erdarten der Cyrenaika leicht, keineswegs leicht gärend, und belebt durch trockene und reine Luft. Ölbäume und Cypressen gelangen zu seltener Schönheit. Diodor sagt, der Boden sei nicht nur fruchtbar, sondern er citiert auch unter anderem den Weinbau, die Ölzucht, die fetten Triften und den Quellenreichtum. Arrian sagt, nicht nur sei das Land sehr krautreich, sondern auch gut bewässert und mit schönen Weiden gesegnet. Stylax citiert u. a. Äpfel von allen Sorten, Granatbäume, Birnbäume, Erdbeerbäume, Maulbeer- und Ölbäume, Mandel- und Nußbäume. Es ist kaum nötig zu sagen, daß alle diese Fruchtbäume, da sie in Afrika nicht heimisch sind, von den Griechen dorthin gebracht wurden.

Von den Haustieren waren die Pferde Cyrenaikas berühmt, wie aus den unsterblichen Gesängen Pindars hervorgeht. Man lobte in jener Epoche die Pferde, und das echte Berberroß machte damals ganz Nordafrika berühmt. Die Eigenschaften bestanden darin, daß sie gleich gut sich zur Jagd eigneten, zum Kriege und zum Ziehen des Wagens, und wenn die Pferde Griechenlands und Roms diejenigen Cyrenaikas an Fettigkeit übertrafen, so standen diese im Vordergrund nach Synesius an Stärke. Auch die Maultiere und Esel werden gelobt. Große Herden von Rindern und Schafen und Ziegen belebten die Gegend. Der Kultus, den die Bewohner Cyrenaikas der Isis entgegen trugen, verbot ihnen nach Herodot* Rindfleisch zu essen. Und dies Vorurteil blieb in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeit bestehen, wie Synesius** berichtet.

Verhehlen wollen wir aber auch nicht, daß Cyrenaika wie ganz Nordafrika*** von Zeit zu Zeit außerordentlich litt von Heuschrecken. Felder und Tiere, selbst Menschen wurden von diesen Herden von Heuschrecken überfallen. Die Bewohner Cyrenaikas waren angehalten, die schädlichen Folgen dieses Insektes dadurch unwirksam zu machen, daß ein Gesetz

* Herodot IV, 186.
** Synesius, Epist 147, p. 257.
*** Im vorigen Sommer war ja wieder Heuschreckenplage in der Provinz Oran.

Digitized by Google

ihnen anbefahl, in jedem Jahre dasselbe zu zerstören. Nichtsdestoweniger wissen die Alten von großen Verheerungen zu sprechen, die diese Plage mitunter angerichtet hat. Aber einige Jahre genügten, um alles wieder in Ordnung zu bringen und Cyrenaika seinen alten Glanz wieder zu verleihen. Synesius, dieser epikuräische Bischof, schildert uns das Land in glühendsten Farben; wenn wir dabei nun auch in etwas Rücksicht auf sein poetisches Gemüt nehmen müssen, so bleibt doch genug über, um das Land so erscheinen zu lassen, wie es in Wirklichkeit ist.

Nach Synesius giebt es nichts, was der Landschaft der Pentapolis gleicht; es ist nichts, was ihren Produkten vorzuziehen wäre. Spricht man vom Wein — wo findet man besseren als in Cyrene? Soll es der Honig sein — derjenige, den Hymettos produziert, kommt ihm nicht gleich; nirgend ist der Honig dicker, das Öl süßer, das Korn gewichtiger als in Cyrenaika. „Wer könnte übrigens," fügt er hinzu, „mit gleichgültigen Augen diese grünen Hügel,* diese prachtvollen Thäler ansehen? Wer wagte es, diese frischen Zufluchtsörter, diese köstlichen Grotten, wo man so angenehm auf weichem Moose träumen kann, zu beschreiben? Wer könnte ohne innere Bewegung dem Schauspiel eines schönen Sonnenaufgangs in Pentapolitanien anwohnen, wenn die ersten Sonnenstrahlen die Erde beleben und jedes Menschen Herz mit neuen Hoffnungen erfüllen und selbst mit Freude die Tiere beleben? wenn von allen Seiten das Wiehern der Pferde, das Blöken der Ziegen und Lämmer und das verschwommene Summen der Bienen ertönt, welche nach reicher Beute ausziehen und von Blume zu Blume fliegen. Nein, es giebt keine harmonischere Musik als die durch diese Natur hervorgebrachte, es giebt nichts Süßeres, das diesem sanften Seelenrausch vergleichbar wäre, als das Leben in der Cyrenaika." So Synesius.

Und sollen wir, die geistigen Nachkommen der Griechen und Römer, unbekümmert jenes Lob des großen Bischofs hören? Sollten wir uns nicht heute daran machen, wie einst Battus, als er von Thera auszog, das Land zu neuem Leben zu erwecken? Cyrenaika, so groß wie die Insel Sardinien,* hat etwa höchstens 100 000 Einwohner, die über das ganze Land zerstreut leben bis zur ägyptischen Grenze. Es könnte aber mindestens eine Million ernähren. Allein die Hauptstadt Cyrene mit ihren großen Theatern und Tempeln muß 100 000 Seelen gehabt haben. Was hindert uns, dort unseren Auswandererstrom hinzulenken, wo ein vorzüglicher Boden, ein herrliches Klima der Ankömmlinge harrt. Dort, wo Wein und Getreide gebaut werden, wo man mit dem Pflnge die Erde bearbeiten kann, paßt der Deutsche hin, und ebensogut, wie der Deutsche in den Vereinigten Staaten von Amerika gedeiht, ebensogut wird er gedeihen im alten Pentapolitanien.

* Es scheint, die Araber des Landes haben diesen Ausdruck herüber genommen, denn sie nennen es auch Djebel achdar, das grüne Gebirge.

* Sardinien hat ca. 600 000 Einwohner.

Digitized by Google

Der Krieg um den König von Rom.

Ein Blatt aus der napoleonischen Geschichte

von

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Unter den ersten Siegen des Feldzugs von 1809 gegen Österreich war in Napoleon der Entschluß gereift, sich von seiner Gemahlin Josephine scheiden zu lassen. Die Ehe mit ihr war kinderlos geblieben; auf der Höhe seiner Macht erachtete es aber der moderne Cäsar immer mehr für notwendig zur Befestigung seiner neugegründeten Dynastie, dieselbe an einen Sohn vererben zu können. Aus ältestem Fürstengeschlecht begehrte er nach einer in Purpur geborenen Tochter, um durch solche Ehe den revolutionären Ursprung seiner Monarchie zu verwischen und in die Reihe der legitimen Herrscher zu treten.

Deshalb ließ er beim Zaren Alexander, seinem Freunde damals, sondieren, und als derselbe kein aufmunterndes Entgegenkommen zeigte, wandte er sich, nicht ohne Metternichs Anregung, an Kaiser Franz von Österreich, ihm seine junge Tochter Marie Luise zur Gemahlin zu geben, sobald er von Josephine geschieden sei. Zu widerstreben war da eigentlich nicht, ohne die Rache des allmächtigen Siegers zu gewärtigen. Aus politischen Gründen mußte man in Wien sich wohl oder übel auch zu diesem Opfer verstehen, um damit Napoleon als Freund zu gewinnen. So wurde ihm die Erzherzogin Marie Luise zugesagt, und nachdem im Dezember 1809 durch einen französischen Senatsbeschluß die Ehe mit Josephine für ungültig erklärt worden war, erfolgte die zweite Verheiratung Napoleons am 11. März 1810.

Er ging dieselbe in der bestimmten Hoffnung ein, den legitimen Erben seiner Kaisermacht dadurch zu bekommen; diese Hoffnung war so mächtig in ihm, daß er an ihrer schnellen Verwirklichung gar nicht zweifelte und bereits stolze Pläne für diesen Zukunftssohn machte, ehe er noch die Erzherzogin als seine Gemahlin heimführen konnte. Denn in seinem Dekret vom 17. Februar 1810, also einen Monat vor seiner Hochzeit mit Marie Luise, bestimmte er schon Rom, aus dem er den Papst Pius VII. wegen des nach ihm geschleuderten Bannstrahls gefangen nach Savona auf französisches Gebiet hatte führen lassen, für die zweite Stadt des Kaiserreichs und daß der älteste Sohn des Kaisers stets den Titel eines Königs von Rom tragen solle. So hatte er in Wahrheit und auch mit voller Absicht dem Papst die Herrschaft über Rom gewaltthätig genommen, um es für einen Sohn zu bestimmen, den er sich erst erträumte.

Es sollte ihm, und diese Thatsache ist fast gar nicht nach Gebühr beachtet worden, bestimmt sein, um diesen Sohn als König von Rom einen förmlichen Krieg zu führen, einen der erbittertsten seinerseits, und unglücklich für ihn bis zur

Digitized by Google

schmählichsten Niederlage, und zwar gegen die päpstliche Macht, die durch Beraubung ihres weltlichen Besitzes er doch gebrochen zu haben vermeinte und die durch die Gefangenschaft des Oberhaupts der katholischen Kirche er sich durchaus unterwürfig machen wollte.

Als er durch den Senatskonsult seine Ehe mit Josephine hatte für ungültig erklären lassen, war deren Auflösung in den Augen der Kirche noch nicht rechtsgültig. Nur der Papst konnte die Trennung der Ehe eines katholischen Souveräns aussprechen. Nach dem, was Napoleon aber an Pius VII. eben gethan, konnte er sich unmöglich an dessen kirchliche Obermacht wenden und sie damit thatsächlich wieder anerkennen. Er wollte ja über dem Papst stehen. So ließ er durch die Diöcesangewalt in Paris, die seinen Befehlen nicht zu trotzen wagte, beschließen, daß seine Ehe mit Josephine kirchlich überhaupt gar nicht rechtsverbindlich geschlossen gewesen sei, da er zwar durch Kardinal Fesch, seinen Verwandten, mit ihr getraut worden war, nicht aber, wie es das Gesetz vorschrieb, vom Pfarrer des Kirchspiels. Die Ehe brauchte somit auch nicht kirchlich wieder getrennt zu werden.

Am österreichischen Hofe beruhigten sich die aufgestiegenen Bedenken durch diese Erklärung des geistlichen Gerichts von Paris, dem sieben Bischöfe angehört hatten, und die im höchsten Geheimnis gehaltene Angelegenheit wurde auch sonst als ordnungsmäßig erledigt angesehen. Nur gab es mehr dem Papst als dem Kaiser ergebene Kardinäle auch in Frankreich, an ihrer Spitze Consalvi, welche ohne die Gutheißung des Papstes den Beschluß des Diöcesangerichts nicht für genügend erachteten und dies dem Kardinal Fesch, als Vertrautem des Kaisers, in einem Schriftstück mitteilten. Napoleon war wütend darüber; aber er wähnte, schließlich sich über solche priesterliche Kundgebung um so mehr hinwegsetzen zu können, als der Papst selber sich still verhielt.

Mit ungeheurem Pomp sollten die Vermählungsfeste in Paris ausgeführt werden; auch alle Bischöfe und Kardinäle Frankreichs waren dazu geladen, was so viel als befohlen hieß. Sie sollten sich zuerst zur Vorstellung in St. Cloud einfinden, dann der bürgerlichen Eheschließung, danach der kirchlichen Trauung beiwohnen und schließlich an dem großen Empfang im Schlosse der Tuilerien teilnehmen. Am 1. April fand in feierlicher Weise der Civilakt der Eheschließung statt, am 2. der großartige Einzug des Brautpaares in Paris zur Kirche. Die Kanonen donnerten dazu, die Menge auf den Straßen jauchzte dem Kaiser und der neuen Kaiserin zu. Nach den Tuilerien, wo die kirchliche Ceremonie sich in der Dianagalerie vollziehen sollte, waren achttausend Personen geladen. Im Hintergrunde der Galerie stand ein Altar, und zu dessen Rechten hatten die Kardinäle ihre Plätze, zur Linken die Bischöfe. Als Napoleon mit der Erzherzogin an der Hand dahin vor den Altar zur Trauung schritt, sah er dreizehn leere Plätze bei den Kardinälen. Er wußte warum und wurde bleich vor Zorn. Consalvi und seine Genossen, welche die Scheidung Napoleons nicht für kirchlich anstandslos befunden hatten, wollten durch ihre Abwesenheit bei der Trauung offenbar ihre religiösen Bedenken dagegen ausdrücken.

Am nächsten Tage war der große Gratulationsempfang in den Tuilerien. Auch die dreizehn Kardinäle stellten sich in Ausübung ihrer höfischen Pflicht dazu ein. Mit den anderen Prälaten, mit Senatoren, Staatsräten und Deputierten harrten sie im Vorzimmer des Zeichens zum Eintritt in den Saal. Sie warteten drei Stunden; dann kam ein Adjutant und sagte ihnen, daß der Kaiser sie nicht empfangen wolle. Er gab ihnen hier den Schimpf zurück, den er meinte von ihnen erhalten zu haben. Das drückte er unverhohlen gegen die Kardinäle und Bischöfe aus, die er vor sich gelassen hatte.

„Consalvi," sagte er, „ist mein Feind. Er hat gewagt, es mir zu bezeigen, indem

Digitized by Google

er diesen Streich gegen mich ausführte und damit der Nachfolge auf meinem Throne einen Makel aufdrücken wollte, den meine Feinde ausnutzen werden, wenn mein Tod einst sie von der Furcht befreit hat, die ich ihnen heute einflöße."

Seine Rache war noch lange nicht damit erschöpft, daß er vor allem Hof die dreizehn Kardinäle hatte im Vorsaal stehen lassen. Als sie ihre Wagen bestellten, um nach Hause zu fahren, waren dieselben auf Befehl Napoleons fortgeschickt, und die Herren mußten in ihrem roten Talar zum Verwundern der Leute zu Fuß über die schmutzigen Straßen gehen.

Einige Tage später kündigte Fouché, der Polizeiminister, ihnen an, daß sie gefangen gesetzt werden würden, wenn sie die Zeichen ihrer Kardinalswürde nicht ablegten. Darauf verstanden sich die dreizehn, eine schriftliche Rechtfertigung ihrer Handlungsweise am Tage der Trauung an den Kaiser zu richten. Sie hätten nur die Rechte des Heiligen Stuhles in diesem Falle wahren wollen. Sie gossen damit nur Öl ins Feuer. Napoleon wollte solche Rechte über sich nicht anerkennen. Er bezeigte große Lust, kurzen Prozeß mit den dreizehn zu machen und mit ihnen zu verfahren wie mit dem Herzog von Enghien: sie hinrichten zu lassen. Hauptsächlich die Rücksichten auf die katholische Familie seiner neuen Gemahlin hielten ihn davon ab. Doch kraf sein ungestillter Zorn sie auf andere Weise. Er befahl, daß sie nur die schwarze Abbésoutane tragen durften, nahm ihnen ihr Staatseinkommen und ihre Güter und schickte einen nach dem anderen von ihnen in Verbannung nach einer entlegenen Provinzialstadt, die sie nicht verlassen durften. Da sollten jedem monatlich zu seinem Lebensunterhalte 250 Franken zukommen. Die also Gemaßregelten wiesen die Gabe zurück und lebten von den freiwilligen Spenden, die ihnen zuflossen, in Dürftigkeit und Zurückgezogenheit.

War Napoleon seit 1808 schon gegen den Papst und die zu ihm haltende, seinen Befehlen nach wie vor trotz der kaiserlichen Bedrohung folgende Geistlichkeit in Italien wie Frankreich aufs gewaltthätigste verfahren, so begann eine neue Ära der Verfolgung und Gewaltthätigkeit gegen sie. Napoleon bestand darauf, daß der Papst in Savona sich zu der Auffassung bekenne, er sei nur eine kirchliche Macht und der Kaiser sein Herr, dem er Gehorsam schulde. Die Tiara und die päpstlichen Würdenzeichen ließ er von Rom nach Paris schaffen und Pius VII. auffordern, einen Palast in dieser Stadt zu bewohnen, der ihm erbaut werden solle.

„Der Kaiser," entgegnete Pius darauf in seiner unerschütterlichen Milde und Ergebenheit in sein Geschick, „vergnügt sich damit, scheint es, Gefängnisse für die Päpste in Paris errichten zu wollen. Nicht die Kaiser haben die Residenz der Päpste bestimmt, sondern Petrus that es, der in Rom sterben wollte, damit dort seine Nachfolger wohnen."

Und ein andermal wiederholte er:

„Werde ich nach Paris gebracht, so betrachte ich es wie eine Gefangenschaft, und zwei Kammern werden mir da genügen, wie sie hier in Savona meine Wohnung bilden."

Napoleon wurde darüber immer gereizter. Er ließ auch die Archive des Vatikans nach Paris kommen und in Rom alles beseitigen, was an die Papstherrschaft mahnen konnte. Aus den zahlreichen früheren Bischofssitzen in den ehemals päpstlichen Staaten machte er ihrer vier, konfiszierte die Güter der anderen und nahm den abgesetzten Bischöfen ihr Staatseinkommen. Ihrer neunzehn, welche gegen diese Gewalt Protest einlegten, ließ er mit Gendarmen nach Frankreich bringen, zweihundert Geistliche nach Korsika deportieren, sechzehnhundert Mönche und Nonnen aus Rom vertreiben.

Gerade in Rom mußten inzwischen auf seine Anordnung die Pfarrer in der Kirche nach jeder Predigt, an jedem Tage, ein Gebet sprechen, daß die Geburt des Königs von Rom glücklich erfolge. Er rechnete darauf mit einer Gewißheit, als habe er die schöpferische Macht, das Schick-

Digitized by Google

sal seiner Dynastie durch die Geburt eines Sohnes zu bestimmen.

Und wirklich erfüllte sich die höchste seiner Hoffnungen. Es ward ihm ein Sohn am 20. März 1811 geboren. Der König von Rom war nun leibhaftig da und Napoleon schwelgte darüber in freudigem Stolz. Er schrieb an Josephine, die in Malmaison lebte, triumphierend: „Mein Sohn befindet sich sehr wohl. Ich denke, daß es so bleiben wird. Er hat meine Brust, meinen Mund und meine Augen. Ich hoffe, er wird seine Bestimmung erfüllen."

Schon am 21. März richtete er an alle Bischöfe seines Reiches ein Rundschreiben, in dem es hieß:

„Der Himmel hat meine Wünsche befriedigt, indem er mir einen Sohn schenkte, dessen Geburt das Geschick des Reiches zu festigen bestimmt ist. Meine Nachfolger, die Erben meines Thrones, werden es auch in den Gesinnungen sein, welche mich für das Glück und den Ruhm meiner Unterthanen beherrschen. So ist mein Wille, daß ihr das Volk in der Kirche versammelt, um ein Tedeum zu singen und aus Dank sonst noch solche Gebete zu halten, die ihr für geeignet erachtet vorzuschreiben."

Der ganze katholische Klerus im Kaiserreiche sollte auf seinen Befehl seinem Sohne die erste Huldigung bringen. Aber die in das Exil geschickten Geistlichen, jene dreizehn „schwarze" Kardinäle voran, thaten es nicht. Napoleon hörte davon mit neu aufflammendem Ingrimm. Er sah wieder den Papst als den Urheber dieser trotzigen Widerspenstigkeit eines Teiles der Geistlichkeit an und nun wollte er ihm beweisen, daß er selber den Papst spielen könne. Er setzte die ihm feindseligen, ungehorsamen Bischöfe ab und ernannte neue. Pius VII. erhielt von ihm Befehl, sie zu bestätigen als kirchlicher Oberherr. Pius antwortete nicht darauf. Nun berief Napoleon den ihm bisher so ergebener Kardinal Fesch, seinen Oheim, der seither Bischof von Lyon gewesen war, als Erzbischof nach Paris. Es war wie die Einleitung, um aus ihm einen französischen, in Paris residierenden, dem Kaiser unterthänigen Papst zu machen. Fesch begriff, um was es sich handelu und wozu er dienen sollte. So weit ging aber seine verwandtschaftliche Rücksicht nicht, um dadurch in offene Auflehnung gegen den Papst und gegen dessen Rechte zu geraten. Er lehnte die kaiserliche Berufung ab.

„Potius mori!" antwortete er persönlich in Paris seinem Neffen. „Lieber sterben!"

„Gut," wiederholte Napoleon, wütend mit dem Fuße aufstampfeud: „Potius mori — du sagst es. So wird es statt deiner Maury sein."

Unter solch einem ingrimmigen Wortspiel ernannte er in der That den Kardinal Maury, einen ihm völlig ergebenen und lenksameren Kirchenfürsten, zum Erzbischof von Paris, und dieser bedachte sich auch nicht weiter, die Stellung aus der Hand des Kaisers, statt der des Papstes anzunehmen. Zwar erhielt er darauf ein Schreiben des letzteren, in welchem ihm der Unwille seines Oberhirten ausgedrückt wurde und er schließlich beschworen ward, sich nicht abfällig von der Kirche in der Zeit ihrer schwersten Prüfung zu zeigen, an Kardinal Fesch sich ein Beispiel zu nehmen und auf der Stelle sein Amt in Paris wieder niederzulegen. Aber Maury that, als habe er diesen Brief nicht erhalten, und versah sein Amt als Erzbischof.

Dieser päpstliche Brief brachte Napoleon um so mehr auf, als sein Inhalt bekannt wurde. Zuerst mußten die büßen, welche davon in der Pariser Gesellschaft gesprochen hatten; dann wieder der Papst selber, weil er ihn furchtlos gegen den Gewaltigen zu schreiben und damit nach Ansicht desselben zu Unbotmäßigkeit eines kaiserlich französischen Kirchenbeamten, wie Napoleon ja die von ihm angestellten Bischöfe ansah, aufzufordern gewagt hatte. Es erging Befehl an den Präfekten in Savona, Pius jegliche Korrespondenz zu verbieten, alle an ihn kommenden und von

Digitized by Google

ihm entsendeten Kuriere abzufangen, ihm seine Wagen und Pferde zu nehmen, die Kosten seines schon bescheidenen Haushalts herabzusetzen und Haussuchung bei ihm zu halten, um alle sich vorfindenden Schriftstücke zu konfiszieren. Dies geschah in der rücksichtslosesten Weise. Jedes Zimmer der päpstlichen Wohnung wurde untersucht, jedes Möbel, Kästen und Schlösser wurden erbrochen, dem also beschimpften Greise selbst sein Brevier und sein Bischofsring fortgenommen. Die Frechheit des Präfekten ging so weit, daß er dem Papst zu seinem Besten riet, sich in der Art eines um Gnade bittenden Schuldigen an den Kaiser zu wenden und sich ja nicht etwa Vorwürfe dabei gegen denselben zu erlauben.

Der Papst erkrankte über all diese Mißhandlung ernstlich. Tag und Nacht wurde er nun bewacht, und nichts wäre Napoleon in diesem schonungslosen Kriege gegen Pius erwünschter gewesen als sein Tod, um dann in Frankreich einen neuen Papst nach seinem kaiserlichen Willen und Geschmack wählen zu lassen. Wohl auch in Hinblick auf solche Möglichkeit berief Napoleon im Sommer 1811 ein Konzil französischer und italienischer Bischöfe nach Paris, dessen Vorsitz er dem Kardinal Fesch übertrug, auf den er immer noch als seinen Interessen ergeben rechnete. Aber Fesch war im Gegenteil ein entschiedener Widersacher seines maßlos herrschsüchtigen Neffen geworden und im Innersten als Prälat empört über die Gewaltthätigkeiten, welche gegen den Papst und die katholische Kirche verübt wurden. Seine erste Handlung als Vorsitzender des Konzils war denn auch ein Schlag nach dem Kaiser, indem er die Versammlung in Eid und Pflicht zum Gehorsam gegen den Papst nahm, und dementsprechend erklärte sie sich auch als nicht zuständig, zu thun, was sie nach dem Willen Napoleons sollte, nämlich die Einsetzung der Bischöfe auch ohne päpstliche Kanonisation zu beschließen.

Der Kaiser, als er dies vernahm, ging sofort wieder mit Rachekten vor. Drei Bischöfe, die er für die Urheber dieser feindseligen Stimmung des Konzils hielt, wurden ins Gefängnis gesetzt, und der Kardinal Fesch erhielt in höchster Ungnade den Befehl, Paris zu verlassen, und erlitt außerdem durch Entsetzung von seiner Reichswürde als Großalmosenier eine empfindliche Verkürzung seines Einkommens. Napoleon erreichte dadurch in der That eine Einschüchterung der anderen Mitglieder des Nationalkonzils, die nun beschlossen, daß kein Bischofsitz länger als ein Jahr unbesetzt bleiben dürfe und daß, wenn der Papst binnen sechs Monaten dem vom Kaiser ernannten Kirchenfürsten nicht die kanonische Weihe erteile, dies seitens des ältesten Bischofs in der Provinz geschehen könne. Pius VII. selbst, krank und gebeugt durch diesen Vorgang im eigenen Lager, bedrängt von allen Seiten, ließ sich herbei, diesem Beschluß zuzustimmen und damit Napoleon den Triumph zu bereiten, das von ihm einberufene Konzil anzuerkennen. Er machte nur den Vorbehalt, die römischen Bischöfe von der Folge jenes Beschlusses ausgenommen zu wissen.

Aber gerade damit verdarb er es wieder mit Napoleon, der seinen Sohn zum König von Rom ernannt hatte, damit es dort keinen Papst und keine Papstsouveränität mehr gebe. Pius bestand auf seinem Willen nicht minder hartnäckig; auf diesem Punkte gewann er seine zähe, unbeugsame Widerstandskraft zurück. Es galt ihm, um Rom zu kämpfen als Kirchenoberhaupt, war ihm auch die weltliche Macht darüber genommen worden. Der Kaiser konnte durch seine Gewalt aus Rom eine französische Stadt und aus ihrem Gebiet ein Königreich für seinen Sohn machen; doch als sein souveränes Kirchengut wollte es Pius VII. nicht preisgeben.

Da ging Napoleon, blind vor Zorn, zum äußersten. Er konnte es außerdem nicht verwinden, daß ihn Pius exkommuniziert hatte, und wiederholte mit erkünsteltem Trotz bei jeder Gelegenheit, daß die Bannflüche auf ihn nicht die

Digitized by Google

Waffen aus den Händen seiner Soldaten entfallen ließen. Eben wollte er es der Welt aufs neue in dem Riesenzug beweisen, den seine Legionen nach Rußland zur Eroberung auch dieses Reiches angetreten hatten. Wie er die Welt als Spielball seiner Macht verfallen wähnte, so auch die Kirche. Dies sollte der Papst erleben und nun noch mehr als in Savona sein Gefangener und ihm unterwürfig werden. Es ließ den Greis trotz der über ihn gekommenen Hinfälligkeit nach Fontainebleau schaffen; fast sterbend langte Pius dort an. Ein Vertrag ward ihm da unterbreitet, in dem Napoleon, ehe er sich nach Rußland begab, ihm Friedensbedingungen diktierte. Er verlangte zuerst, daß die Handlungsweise der dreizehn Kardinäle, mit der sie einen stummen Protest der Kirche gegen die zweite Heirat und damit gegen die Legitimität seines Sohnes, des Königs von Rom, erhoben hatten, feierlichst durch einen Brief des Papstes als verwerflich bezeichnet werde. Sodann sollte ein Konkordat abgeschlossen werden. Wirklich ging Pius darauf ein, und Napoleon verkündete schon seinen Sieg. Als dann aber der Kardinal di Pietro, einer der dreizehn, aus seinem eben aufgehobenen Exil nach Fontainebleau zum Papste kam, bestimmte er diesen, seine Einwilligung zu dem Vertrage zu widerrufen.

Denn Napoleon war inzwischen als ein geschlagener Mann aus Rußland nach Paris geflohen; die deutsche Völkerwelt erhob sich gegen ihn, das Verhängnis trat furchtbar drohend an ihn heran. Er konnte mit dem Papst nicht mehr kämpfen, während er Armeen aus der Erde hätte stampfen mögen, um sein Kaisertum und die Erbschaft für seinen Sohn zu verteidigen. Russen und Preußen forderten mit vorwärts sich wälzenden Heeren seinen Untergang, und auch Österreich trotz der Tochter, die es ihm zur Gemahlin gegeben, bot seine ganze Waffenmacht gegen ihn auf und ächtete ihn ebenfalls. Schweden, England, Spanien traten mit gegen ihn in den Kampf der Waffen. Die Sieger von Leipzig rückten nach dem Rhein und sie drangen zum letzten Stoß dann nach Frankreich.

Da bot noch einmal Napoleon dem Papst in Fontainebleau den Frieden an, nachgiebiger, willfähriger gegen die alten Kirchenrechte. Es erschien ihm wie eine Rettung aus der sich unwiderstehlich nahenden Rache der gegen ihn aufgestandenen Völker, den Papst jetzt zur Versöhnung und zum Genossen zu gewinnen. Aber Pius wies ihn ab. Er wollte keinen Friedensvertrag, kein Konkordat mit ihm schließen. Auch dieser Krieg noch blieb Napoleon zu dem anderen.

Schon drängten sich die verbündeten Heere gegen Paris, als Napoleon sich entschloß, vor dem Papst, da er ihn nicht besiegen und nicht für sich gewinnen konnte, zu kapitulieren. Er kündigte ihm an, daß er ihn wieder nach Rom werde geben lassen, um da im Vatikan zu residieren. Aber immer noch auf eine Wendung des Schlachtenglücks zu seinen Gunsten hoffend, ließ er die Kette noch nicht los, an der er den greisen Papst hielt. Ein Gendarmerieoberst sollte Pius VII. erst wieder nach Savona zurückbringen und da bewachen. Am 24. Januar 1814 verließ derselbe Fontainebleau.

Drei Monate später nahm an derselben Stelle der vom Thron gestürzte Weltbeherrscher Abschied von seinen Garden. Seine letzte Regierungsthat war, nach Savona den Befehl zu geben, den Papst wieder frei zu lassen. Es geschah am 17. März. Unter dem Jubel der Bevölkerung zog Pius aus der Gefangenschaft von Savona gen Rom, nun wieder der volle Souverän daselbst und unbedroht. Denn Napoleon mußte in die Verbannung, erst nach Elba, dann nach dem fernen Eiland St. Helena gehen, und es gab keinen König von Rom mehr. Der wurde in einen österreichischen Erzherzog verwandelt und in Schönbrunn fortan als Geisel gehalten.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

Leberecht Hühnchen als Großvater. Von Heinr. Seidel. Der Gesammelten Schriften achter Band. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — **Lallobsk.** Wurmstichige Geschichten von Heinz Tovote. (Berlin, A. Zoberbier.) — Wer einmal die alte, ihres Zieles und ihrer Form sichere Erzählungskunst vergleichen will mit der modernen, nach oft zweifelhaften Effekten haschenden, wie schon ihre mehr und minder mißglückten Titel andeuten, der lese beide Bücher nacheinander; in der Ichform erzählt uns Leberecht Hühnchens Schwiegersohn seine Verlobung, Hochzeit, Hochzeitsreise von Steglitz nach Tegel u. s. w., macht uns mit einem halben Dutzend wirklicher Originale bekannt und erregt in uns die echte humorvolle Lebensstimmung, wie sie nur wahrhafte Kunstwerke erzeugen — und Heinz Tovote? Wir bewundern das an französischen Mustern herangebildete, vielversprechende Talent, können uns aber mit vielen seiner Gegenstände doch nicht befreunden. Alles ist wahr bei ihm, oft leider wahr — aber ist denn das alles wirklich neu, noch nie dagewesen? Gewiß, die Kunst soll nicht immer für junge Mädchen zugeschnitten sein — Boccaz und Rabelais bleiben unsterblich! — aber wenn unsere Jüngsten ganz einseitig das Problem der Liebe stets unter demselben verkehrten Gesichtswinkel beobachten, so müssen sie es sich gefallen lassen, wenn die gesund empfindende Mehrzahl deutscher Leser die Fehler der Verfasser ihrer Jugend zu gute hält und zunächst noch die Alten bevorzugt!

Ragni. Roman von Björnstjerne Björnson. Autorisierte Übersetzung. (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.) — Der Roman, in biographischer Form Kindheit, Jugend und Mannesalter seiner Hauptheldin vorführend, ist ein Kabinettstück feinster Seelenmalerei und behandelt ein echt norwegisches Problem: das der Wahrhaftigkeit im Leben. Wie durch den Tod Ragnis, der Gattin eines humanen Arztes, dessen Schwester und ihr Gatte, ein Prediger, erst echt religiöse Menschen werden, ist wunderbar ergreifend dargestellt. Dazu kommt noch eine Reihe von Nebenfiguren, die alle wirkliches Leben atmen. Jedenfalls zeigt dieses neueste Werk des großen norwegischen Dichters ihn wieder auf der Höhe seines Könnens. Und war die Tendenz z. B. in seinem letzten Drama, „Der Handschuh", eine ungesunde, verschrobene, so wird man sich mit dem, was Björnson in seiner „Ragni" uns „durch die Blume sagen" will, völlig einverstanden erklären. „Aber ich teile" — heißt es zum Schlusse — „deinen Glauben nicht, hielt es Kallem (der Arzt und Schwager) für seine Pflicht, einzuwenden. Nein, nein, nein! rief der Pfarrer voller Eifer. Wo gute Menschen wandeln, da sind Gottes Wege." — Die Übersetzung ist eine sehr sorgfältige.

Aus der Tragikomödie des Lebens. Deutsche und rumänische Geschichten von Marco Brociner. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.) — Wie schnell findet heut ein Prophet seine Schüler! Kaum hatte Sacher-Masoch jene halb-asiatischen Gegenden mit ihren meist nur für Liebe und Trunk schwärmenden Menschen entdeckt, da folgten die Schüler mit mehr oder minder Glück. Zu den besseren von ihnen gehört Brociner. Über dreißig Bilder bietet der 367 Seiten starke Band. Der Verfasser erzählt rasch und lebendig, von einer tiefer gehenden Charakteristik kann bei dieser skizzenhaften Behandlung natürlich nicht die Rede sein; es sind einfach Geschichten, kurz wie eine Novelle des Boccaccio; eine wie „Das jüngste Gericht" wäre sogar jenes Altmeisters nicht unwürdig! Hoffen wir im Interesse des Verfassers, daß er es mit diesem einen Bande bewenden läßt: trotz des Reizes des uns Fremdartigen würde die ewige Wiederholung der gleichen Motive Ermüdung beim Leser erwecken, der kein Recht mehr hat, über historische Romane den Stab zu brechen, wenn ihm diese fremdländischen Kulturbilder gefallen!

Eine Moral. Kampf und Ende eines Künstlers von Walter Siegfried. (Jena,

Digitized by Google

Hermann Costenoble.) — Ein Roman im üblichen Sinne ist das Werk nicht und doch überaus fesselnd bis zur letzten Seite. Die Schilderung jüngerer Münchener Maler und ihrer Bestrebungen verrät intimste Kenntnis der betreffenden Verhältnisse. Der Held, ein Schweizer, erweckt tragisches Mitleid: eine jener vornehmen Naturen, die sich nie genug thun: aus dem Maler wird ein Schriftsteller, an dessen Nervenleben die leidenschaftliche Liebe zur Musik zum Verhängnis wird — also mehr eine problematische Natur! Die Schilderungen der landschaftlichen Umgebungen Münchens sind nicht minder poesievoll. Der Verfasser hat sich sichtlich moderne französische Romanschreiber zum Muster genommen, ohne in deren unschöne Einseitigkeiten zu verfallen. Im Buche steckt sehr viel Fleiß, Beobachtungsgabe und großes Talent; doch ein zweites Werk, in künstlerischer Beziehung, in der Komposition unantastbar, wird erst beweisen müssen, ob der Verfasser die großen Verheißungen erfüllt, die er mit diesem Erstlingswerke macht — möge er sich deshalb nicht überstürzen!

Das Höferecht. Eine Erzählung von J. J. David. (Dresden, Heinrich Minden.) — Wenn auch die Komposition wenig technisches Geschick zeigt und die Fabel nicht neu ist — es handelt sich um zwei Bauernsöhne, von denen der jüngere, der studierte, durch ein Liebesverhältnis etwas verkommen, gelegentlich den älteren erschlägt —, so ist doch rühmenswert die anschauliche Charakteristik: die Darstellung eines armen Judenmädchens und ihrer Eltern ist von erstaunlicher Naturwahrheit, ohne abstoßend zu werden. Der Titel Höferecht ist übrigens irreführend, da der Verfasser gar nicht die Frage des Erbrechtes bei Bauergütern in Beleuchtung bringen will, sondern eine Liebesgeschichte erzählt, wie sie im Leben leider nicht selten vorkommt.

Neue Novellen von Max Hobrecht. (Nathenow, M. Babenzien.) — Die vier im Bande vereinigten Novellen, von denen die letzte eine historische ist, zeichnen sich aus durch schlichten Vortrag und anschauliche Charakteristik. Hier und da kommt ein gewisser altdeutscher gesunder Humor zum Durchbruch, welcher dem Verfasser gut zu Gesichte steht. Man fühlt, daß man es nicht mit dem Fabulierer von Fach zu thun hat; allein der lebendige Eindruck dieser Geschichten wird dadurch nur erhöht!

Zu den Erzählerinnen, welche sich auf dem Gebiete der Novelle und Skizze in kurzer Zeit einen ehrenvollen Namen errungen haben, gehört Frau F. v. Kapff-Essenther. Ihr neuestes Werk: **Neue Novellen** (Zwei Bände. Leipzig, B. Elischer Nachf.) kann diesen Ruf nur befestigen. Die Probleme sind meist nicht neu — es handelt sich fast immer um Liebe und Verstandensein —, aber die frische Weise gesund realistischer Darstellung wirkt wohlthuend und anziehend, man langweilt sich nicht, selbst da nicht, wo ein absonderlicher Titel mehr in Aussicht stellt, als die Skizze selber bietet!

Freundliche Aufmerksamkeit verdienen auch die Erzählungen von Th. Justus: **Im Küstensaum** (Leipzig, A. G. Liebeskind). Unter den vier Geschichten ist die zweite „Nach Recht und Gerechtigkeit" die gelungenste; der Verfasser kennt seinen eigenartigen niederdeutschen Volksschlag und schildert ohne Übertreibung, schlicht und wahr.

Gewiß ein Erstlingswerk bietet uns Karl v. Widede in: **Der Denunziant und andere Novellen.** (Weimar, H. Weißbach.) Eine hochromantische Geschichte giebt er uns in dem Nachtgemälde: Aus alter Zeit, wo nur der Glückswechsel allzu seltsam anmutet. Daß der Verfasser Skizzen wie „Beim Apfelbaum", „Mein Aschenbecher" in das sonst empfehlenswerte Büchlein hineinbringt, muß gerügt werden: was gelegentlich seinen Zweck als Feuilleton unter dem Striche gut, sogar trefflich erfüllte, gehört darum noch lange nicht in ein Buch; so entstehen nicht Bücher, sondern sie werden gemacht — zum Ärger enttäuschter Leser!

* * *

Gedichte von Ludwig Fulda. (Berlin, F. Fontane.) — Der Verfasser, der durch sein Lustspiel „Die wilde Jagd" rasch bekannt geworden ist, bietet uns hier seine gesammelten Gedichte; klangvoll und formschön sind sie alle; wenn sie im ganzen stark an Paul Heyses anmutvolle Lyrik erinnern, so liegt das wohl in der Lebensstellung und dem Geburtsorte Fuldas: der reiche Großstädter kann nicht recht leidenschaftlich hinreißend werden; wo er nicht sentimental ist, wird er am liebsten ein wenig satirisch: er schlägt, donnert, ja er sticht nicht einmal, sondern er stichelt nur. Muten darum Gedichte wie „Prometheus Pyrphoros" trotz ihrer tiefsinnigen Idee nur wie akademische Studien an, kühl, ohne Herzenswärme, so entschädigen dafür reichlich die eigenartigen Sprüche nach Goethes Vorbild. Der ganze Fulda steckt in dem Terzinenbriefe „An Paul Heyse" mit den liebenswürdig-boshaften Zeilen:

> Auf Goethes Bahnen pilgernd kam der Schwarm
> Alljährlich nach Italien gezogen,
> Staatlich begünstigt und im Geiste arm;
> Und alles ward gepriesen, gezählt, gewogen,
> Als hätten Romulus und Remus Rom
> Erbaut zum Tummelplatz der Philologen.

In gleicher Manier sind die „Flattergedanken eines unfreiwilligen Bücherwurms" gehalten.

Digitized by Google

Das Fest des Prometheus. Epische Dichtung von Franz Emil Brandstäter. (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.) — Die poetische Grundidee dieser eigentümlichen Dichtung, die neben bekannteren, schon dargestellten Partien der großen Prometheus-Mythe auch weniger bekannte Momente mit jenen zu einem einheitlichen Ganzen verschmilzt, giebt der Verfasser im Vorwort mit dem Satze an: „daß die Kultur ein großes Gut der Menschheit, die Überkultur, d. h. die über das Sittengesetz sich hinwegsetzende Kultur, ihr Fluch ist.“ Sehr kunstvoll ist die Einkleidung, die einzelnen Erzählungen von gebildeten Hellenen selber vortragen zu lassen. Nur über den Wechsel des Versmaßes und Anwendung gereimter Strophen, die noch obendrein an Schillers antike Gedankengedichte zu lebhaft anklingen, wird mancher mit dem Verfasser rechten. Warum nicht regelrechte Hexameter? Im übrigen wird die geistvolle Arbeit den Freunden der Antike willkommen sein.

Anthologie jungvlamischer Dichtung. Von Gustav Dannehl. (Berlin, Hans Lüstenöder.) — Das Büchlein wird den Freunden der Weltlitteratur willkommen sein; denn, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, „die Zahl der deutschen Leser, welche Vlamisch verstehen, dürfte nicht groß sein, und wenn auch der Plattdeutsche das gesprochene Wort nach kurzem Aufenthalte in Flandern bald verstehen lernt, so kann doch niemand Vlamisches lesen und verstehen, der nicht gründliche grammatische Studien in diesem Idiom gemacht hat“. Die Übersetzung ist eine schön gelungene, nur selten stört ein schlechter Reim oder eine gezwungene Wortstellung. Den meisten Raum nehmen Dichtungen von Emanuel Hiel ein, dessen Begeisterung für Deutschland im Jahre 1870 bei uns noch unvergessen ist. Auffällig bleibt, daß sogenannte tiefgehende Reflexionslyrik, wie sie bei uns durch Lingg, Hamerling und durch Heines letzte Poesien vertreten ist, hier vermißt wird. Warum fehlt übrigens der Name Pol de Mont, einer der ersten lebenden jungvlamischen Dichter?

* * *

Neu-Berlin. Was Frau Gutcke in der Reichshauptstadt erlebt. Von G. v. Beaulieu. Mit einem Vorwort von J. Stettenheim. (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt.) — Die wohlbekannte Frau Wilhelmine Buchholz hat in Frau Gutcke eine Schwester erhalten. Auch Frau Gutcke führt uns, in einer Reihe zwangloser Bilder, durch allerhand Sehenswürdigkeiten Berlins; in Jettens Ein- und Unfällen wird uns sogar unverfälschter Berliner Dialekt geboten; trotzdem dürfte der echte, mit Spreewasser getaufte Berliner merken, daß dem Verfasser — oder der Verfasserin? — Berliner Wesen, Denk-, Gefühls- und Ausdrucksweise doch nur etwas Angenommenes ist: der Grundcharakterzug des echten Kaiserdörflers, sich durch nichts imponieren zu lassen, kommt zu wenig zur Geltung. Ob übrigens heute noch eine Frau Gutcke möglich ist, deren Schwager — ein adeliger Major ist? Im übrigen ist das Ganze unterhaltend geschrieben und dürfte gerade außerhalb Berlins manchen verlocken, all die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt recht bald in Augenschein zu nehmen.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Einbanddecken

zu den vollendeten Bänden

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte

in dunkelgrüner englischer Leinwand mit Goldpressung auf Rücken und Decke

sind durch alle Buchhandlungen zum Preise von — 1 Mk. 20 Pf. — zu beziehen; und zwar in zwei Ausgaben, nämlich

1) mit fortlaufender **Bandzahl.**

2) mit fortlaufender **Jahreszahl.**

Vollständiges

Inhalts-Verzeichniß

zu

Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften.

Enthaltend:

Autorenregister, Sachregister u. Illustrationsverzeichniß

des ersten bis fünfzigsten Bandes.

Format der Monatshefte. Preis geheftet 2 Mk. 40 Pf.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von M. 20.— an werden portofrei ausgeführt.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

Leipzig-Plagwitz.

Nichtgefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung: Herren-Confection.

Wir empfehlen unser reichhaltiges Lager von Herren-Garderobe und bitten bei Bedarf unser **ausführliches Preisverzeichniss** über diese Artikel zu verlangen, welches wir, wie auch **Muster aller Stoffe, unberechnet** und **portofrei** versenden.

Balmoral.

Sommer-Ueberzieher.

Frühjahrs- und Sommerpaletots.

Vorräthig in 7 Grössen.

Nr. 610. **Sommer-Ueberzieher** aus solidem **Melton**, mit wollenem Zanella gefüttert. Knopfreihe verdeckt. Vorräthig: **dunkelbraunmelirt u. marengomelirt** M. 20.—.

Nr. 618. **Sommer-Ueberzieher** aus feinem **reinwollenen, modernen Stoff**, mit wollenem Zanella gefüttert. Knopfreihe verdeckt. Praktisch und elegant. Vorräthig: **schwarzmelirt und dunkelbraunmelirt** . . . . . M. 31.75.

Nr. 628. **Sommer-Ueberzieher** aus **hochfeinem glattfarbigen Tricot**, mit wollenem Zanella gefüttert. Knopfreihe verdeckt. Elegantes, höchst modernes Kleidungsstück. Vorräthig: **mittelmode und dunkelmode** . . . . . M. 44.—.

Nr. 630. **Kaisermantel**, einreihig, aus **reinwollenem Cheviot-Loden**, bis an den Hals geschlossen, mit Taillenschleife und nur in den Aermeln gefüttert. 4 äussere und 1 innere Tasche. Vorräthig: **mittelmodemelirt u. dunkelmodemelirt** . . . . . M. 26.—.

Nr. 633. **Balmoral**, eleganter langer Paletot, mit Taillenschleife, aus **reinwollenem, matt gemustertem Fantasie-Cheviot**. Nur in den Aermeln gefüttert. Sehr feines, besonders für die Reise passendes Kleidungsstück. Vorräthig: **modemelirt u. dunkelbraunmelirt M. 31.—.**

Nr. 635. **Balmoral**, feiner langer, in die Taille gearbeiteter Paletot aus **reinwollenem modernen Cheviot**, bis an den Hals geschlossen und mit wollenem Zanella gefüttert. Knopfreihe sichtbar. Sehr elegant und modern. Vorräthig: **modemelirt und graumelirt** . . . . . M. 36.50.

Nr. 637. **Balmoral**, feiner langer Paletot aus **reinwollenem, matt gemusterten Fantasie-Cheviot**, glatt in die Taille gearbeitet; mit gutem gemusterten Zanella gefüttert. Knopfreihe sichtbar. Elegantes, höchst solides Kleidungsstück für Reise und Promenade. Vorräthig: **modemelirt und havannabraun** . . . . . M. 38.50.

Havelocks.

Nr. 648. **Havelock** mit halber (bis an die Schulter reichender) Pelerine, ohne Aermel u. Futter, aus **dauerhaftem, soliden Melton**. Für Reise u. Promenade. Vorräthig: **graumelirt u. braunmelirt** M. 17.50.

Nr. 660. **Havelock** aus **schwarzem reinwollenen Cheviot**, mit halber (bis an die Schulter reichender) Pelerine, ohne Aermel und Futter. Sehr praktisch und modern . . . . . M. 31.50.

Nr. 420. **Havelockmantel** mit voller (ringsherum reichender) Pelerine aus **braunem, reinwollenen Diagonal-Cheviot**, ohne Aermel, Pelerine mit Wollatlas gefüttert; Steinnussknöpfe. Zum Reise- und Stadtgebrauch gleich empfehlenswerth . . . . . M. 28.—.

Mäntel aus wasserdichten Stoffen.

Nr. 640. **Havelockmantel** mit halber (bis an die Schulter reichender) Pelerine, ohne Aermel, aus **couleurtem schweren Sommer-Melton; porös wasserdicht präparirt** und wetterfest. Elegantes und sehr praktisches Kleidungsstück für Reise und Promenade. Vorräthig: **grau, modebraun und marengo** . . . . . M. 27.50.

Nr. 645. **Kaisermantel, zweireihig, aus demselben Stoff.** Eleganter, dauerhafter Frühjahrs- und Sommer-Paletot. Vorräthig: **grau, modebraun und marengo** . . . . . M. 27.50.

Nr. 431. **Havelock** mit halber (bis an die Schulter reichender) Pelerine aus **wasserdicht präparirtem, äusserst kräftigen, brauncarrirten Stoff.** Sehr praktisches, für jedes Wetter verwendbares Kleidungsstück . . . . . M. 38.50.

Nr. 550. **Paletot** aus **wasserdicht präparirtem, halbleinenen, grünlichen Stoff**, besonders Jägern als Schutz für die Kleider gegen Nässe zu empfehlen . . . . . M. 12. .

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 611 692

Digitized by Google